

Chastrons
4. 12. 92.

R. Har
IIe J

Geschichte

des

preußischen Vaterlandes

bis zur Gründung des deutschen Kaiserreichs (1871).

Von

Dr. Ludwig Hahn,
Kgl. Geh. Ober-Regierungs-Rath.

Achte vermehrte Auflage,

mit einer Geschichte des Krieges gegen Frankreich.

Mit Tabellen und Stammtafeln.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1872.

Vorrede zur ersten Auflage.

Es ist eine eigenthümliche und fast unerklärliche Thatsache, wie wenig verbreitet in unserem preußischen Vaterlande die Bekanntschaft mit der preußischen Geschichte ist. In weiten Kreisen der sogenannten Gebildeten wird man verhältnißmäßig Wenige finden, die über Friedrich den Großen hinaus einige geordnete Kenntnisse von Preußens früherer Entwickelung besitzen, die von den Thaten des großen Kurfürsten viel mehr, als die Schlacht von Fehrbellin, und aus Georg Wilhelm's Zeit etwa noch die bedenkliche Wirksamkeit des Grafen Schwarzenberg kennen. Ja selbst in Bezug auf die Zeiten seit Friedrich dem Großen ist bei Vielen nur ein lückenhaftes Wissen, etwa von des Königs Kriegsthaten und von einigen Anekdoten zu finden, in Bezug auf die innere Landesgeschichte dagegen kaum die allerdürftigste Kenntniß. Alltäglich ist die leidige Beobachtung zu machen, daß Leute, die in der Geschichte Griechenlands und Roms, sowie unter den Königen von Frankreich und England ziemlich sicher Bescheid wissen, dagegen sehr leicht in Verlegenheit gerathen, wenn ihnen auch nur eine annähernd gleiche Sicherheit in Bezug auf die brandenburgisch-preußische Geschichte zugemuthet wird.

Diese Erscheinung steht wohl theilweise mit einem gewissen Mangel in der früheren Einrichtung des Geschichtsunterrichtes in unseren Schulen im Zusammenhange. Die Zeit liegt noch nicht weiter hinter uns, wo es etwas Ungewöhnliches war, die vaterländische Geschichte in unseren Lehranstalten anders als beiläufig im Zusammenhange der allgemeinen Geschichte behandelt zu sehen. Ein näheres Eingehen auf dieselbe fand erst bei der Periode statt, wo Preußen durch Friedrich den Großen einen bestimmenden Einfluß auf die Weltbegebenheiten gewinnt, wogegen die vorbereitende Entwickelung des Vaterlandes, sowie das innere Staatsleben fast ganz unbeachtet blieben. So konnte es geschehen, daß selbst Jünglinge, die im Uebrigen mit guten Geschichtskenntnissen auf die Universität kamen, doch von der preußischen Geschichte eine zusammenhängende und gründliche Kenntniß nicht besaßen. Ob sie dieselbe später etwa noch erwarben, hing mehr oder weniger von Zufälligkeiten ab.

Aus jener früheren Vernachlässigung ist es zu erklären, daß verhältnißmäßig nur wenige Bearbeitungen der vaterländischen Geschichte für die Jugend und für das größere Publikum vorhanden sind. Neben den umfangreicheren Arbeiten von Stenzel, Ranke, Heinel u. A. giebt es kaum ein oder zwei Werke, welche den interessanten Stoff in kürzerer Darstellung für weitere Kreise zusammenfassen, insbesondere aber ist für Versuche einer belebten, Geist und Gemüth anregenden Bearbeitung noch ein weites Feld geöffnet.

Dem Verfasser war es nach seinen früheren Beziehungen zu der preußischen Volksschule, sowie nach seiner Stellung zu der politischen Entwickelung der letzten Jahre eine willkommene Aufgabe, als ihm durch den Herrn Verleger, welcher den Gedanken einer derartigen Veröffentlichung schon seit längerer Zeit gehegt hatte, die Ausführung desselben anvertraut wurde. Ursprünglich war es nur auf ein Buch für die weibliche Jugend abgesehen, für welche bisher eine Bearbeitung der preußischen Geschichte überhaupt nicht vorhanden ist; bei näherer Sichtung der bisherigen Literatur schien es jedoch angemessen, das allgemeine Bedürfniß ins Auge zu fassen und eine Darstellung zu versuchen, welche ohne Vernachlässigung der eigenthümlichen Gesichtspunkte der weiblichen Geistes- und Herzensbildung doch für einen gebildeteren Leserkreis überhaupt eine gewisse Kraft der Anregung und Anziehung darböte. Diese Verknüpfung des allgemeineren Gesichtspunktes mit dem ursprünglichen Zwecke schien um so eher ausführbar, als die Gegenstände, welche für die weibliche Bildung ein besonderes Interesse gewähren, die Momente christlicher Entwickelung und die Schilderung des Wirkens der Landesfürstinnen, gerade in der preußischen Geschichte auch von einer hohen allgemeinen Bedeutung sind. Niemand wird es z. B. als etwas Ueberflüssiges erkennen, daß der Kurfürstin Elisabeth, welche die Reformation in Brandenburg vorbereiten half, der Kurfürstin Luise Henriette, der weisen Gefährtin des großen Kurfürsten, der geistreichen Sophie Charlotte, dem Vorbilde feinerer, geistiger und geselliger Bildung, endlich der Königin Luise, deren ganzes Leben und Leiden mit dem Geschicke des preußischen Volkes so innig verwachsen war, — besondere ausführlichere Abschnitte gewidmet worden sind.

Im Allgemeinen bin ich bei der Bearbeitung des reichen Stoffes von dem Gesichtspunkte ausgegangen, die Geschichte zwar in vollständigem Zusammenhange, jedoch mit besonderer Hervorhebung derjenigen Momente zu erzählen, welche das patriotische Gefühl anzusprechen und zu beleben vorzugsweise geeignet sind, wogegen ich auf die Herzählung bloßer thatsächlicher Details, an die sich kein bleibendes Interesse knüpft, grundsätzlich verzichtet habe. Es kam mir vor Allem darauf an, ein möglichst lebendiges und frisches Bild von dem ruhmvollen, äußeren und inneren Wachsthume des brandenburgisch-preußischen Staates zu geben, sowie von dem herrlichen Antheile, welchen hieran das edle Walten der hohenzollernschen Fürsten

von jeher gehabt hat. Es durfte dabei nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Geschichte der Kriegführung und der äußeren Erweiterung des Staates allein in den Vordergrund treten, vielmehr mußte der Erweckung eines Interesses für die innere Verwaltung, sowie für die eigenthümliche, geistige und religiöse Entwickelung des Vaterlandes eine gleiche Aufmerksamkeit gewidmet werden; denn neben der allgemeinen Unkenntniß der vaterländischen Geschichte ist es gewiß eine der bedauerlichsten Erscheinungen, wie selten man bei uns in den größeren Massen auch nur die oberflächlichsten Kenntnisse von den öffentlichen Einrichtungen findet. Der geschichtliche Unterricht muß es sich zur Aufgabe machen, auch in dieser Beziehung eine regere Theilnahme von früh an vorzubereiten.

Das sicherste Mittel, in allen diesen Beziehungen ein wärmeres Interesse für die Darstellung zu erregen, schien mir die lebendige Zeichnung der historischen Persönlichkeiten, mit deren eigenthümlichem Wirken der Fortschritt in allen Richtungen im genauesten Zusammenhange steht: ich bin deshalb überall bemüht gewesen, das Wesen und die charakteristischen Bestrebungen der Fürsten und Staatsmänner, von welchen ein wichtiger Anstoß ausging, in möglichst eindringlichen Zügen hervorzuheben und hieran die Schilderung ihrer allseitigen Thätigkeit anzuknüpfen. Als eines der besten Hülfsmittel einer belebteren Darstellung erschien mir ferner die möglichst häufige Anführung der eigenen Gedanken, Worte und Reden berühmter Persönlichkeiten.

Ein Buch, wie das vorliegende, welches lediglich den Zweck hat, den reichen Stoff vaterländischer Geschichte in kurzer Zusammenfassung größeren Kreisen zugänglich zu machen, kann natürlich keinerlei Ansprüche auf eigentlich wissenschaftliche Geltung erheben: es handelte sich hier weder um Quellenstudien, noch um gelehrte Forschung irgend einer Art, sondern einzig und allein um die möglichst sachgemäße Benutzung der bereits vorhandenen umfangreicheren Bearbeitungen über das Ganze und über einzelne Theile der preußischen Geschichte. Die Werke von Stenzel, Heinel, Voigt, Ranke, Preuß, Menzel u. A., die Monographien von Varnhagen, sowie die reiche neuere Memoirenliteratur über Stein und dessen Zeitgenossen boten für den vorliegenden Zweck eine solche Ueberfülle nutzbaren Stoffes dar, daß nur eben die richtige Auswahl der in den engen Rahmen zu fassenden Bilder Schwierigkeiten bereitete. Bei der Benutzung jener Quellen hielt ich es für angemessen, Stellen, welche durch ansprechende treffende Darstellung ausgezeichnet sind, unverändert oder in treuen Auszügen wiederzugeben. Am entschiedensten ist dies in der Geschichte Friedrich's des Großen mit dem Werke von Preuß, sowie bei Benutzung der Varnhagen'schen Lebensbeschreibungen, der Gedenkblätter aus dem Leben der Königin Luise (in der Adami'schen Bearbeitung), der Eylert'schen Denkwürdigkeiten von Friedrich Wilhelm III., der Pertz'schen Biographie Stein's und ähnlicher Schriften geschehen. Wenn ich in dieser Beziehung auf eine

durchgängige Selbstständigkeit der Darstellung gern verzichtet habe, so war ich dagegen bemüht, die Einheit des Tones und Wesens darunter nirgends leiden zu lassen, besonders aber in der sittlichen, politischen und religiösen Beurtheilung einen sicheren und festen Standpunkt durchweg zu behaupten und mich hierin von den im Einzelnen beachteten Autoritäten nirgends ganz abhängig zu machen.

Nicht ohne Ueberwindung großer Bedenken sind die neuesten Zeiten in den Bereich dieser Darstellung aufgenommen worden; folgende Betrachtung hat dabei den Ausschlag gegeben. So wenig der reiferen Jugend, wie dem übrigen Publikum sind die Bewegungen der jüngsten Vergangenheit im Einzelnen fremd; gerade der Zusammenhang der ganzen preußischen Geschichte aber giebt erst einen angemessenen Standpunkt zur Beurtheilung dieser Bewegungen. Die Darstellung dieser Geschichte würde daher für das historische und patriotische Bewußtsein in gewisser Beziehung ohne den nothwendigen Abschluß geblieben sein, wenn nicht das Urtheil der Leser von der früheren Geschichte auf die wichtigen neueren Vorgänge hinüber geleitet worden wäre. Für die Jugend insbesondere schienen mir derartige Andeutungen in dem hier vorliegenden Zusammenhange durchaus zweckmäßig und nützlich, um so mehr, als dieselbe jene Ereignisse anderweitig meist nur aphoristisch und von einseitigen Standpunkten besprechen hört.

Möchte das vorliegende Buch, wie es mit warmen patriotischen Gefühlen geschrieben ist, als ein willkommenes Hülfsmittel aufgenommen werden, um die Kenntniß unserer schönen und ruhmwürdigen Geschichte und damit lebendige Begeisterung für König und Vaterland verbreiten zu helfen.

Im October 1854.

Vorrede zur siebenten Auflage.

Der „Geschichte des preußischen Vaterlandes" ist in der vorliegenden siebenten Auflage ein Ueberblick über die Ereignisse der letzten drei Jahre, dieses wunderbaren Beitrags zu Preußens „Geschichte ohne Gleichen" hinzugefügt worden.

Weniger als bei irgend einem Zeitraume der neuesten Geschichte konnte es bei diesem zweifelhaft sein, daß derselbe auch alsbald in eine für die preußische Jugend und für die weitesten Kreise bestimmte Darstellung aufzunehmen sei. Wer möchte in einem preußischen Geschichtsbuche jetzt die Thaten von Düppel und Alsen, wer möchte Podol und Gitschin, Nachod, Trautenau und Königgrätz, wer den Feldzug der Mainarmee missen? Wie sollte man von der glorreichen Regierung König Wilhelm's, vom

Grafen Bismarck, von den Helden der letzten Kriege, von Preußens Wachsthum und Abrundung, von dem Norddeutschen Bunde und von der engen Vereinigung ganz Deutschlands schweigen?

Für diese Erweiterung unseres Geschichtsbuches bedarf es sicher keiner Entschuldigung, sondern nur des Wunsches, daß die Darstellung in ihrer nothgedrungenen Kürze irgendwie der Größe und Herrlichkeit dieses jüngsten Zeitraumes der preußischen Geschichte entsprechen möge!

Berlin, im Juni 1867.

Vorrede zur achten Auflage.

Die Geschichte unseres Vaterlandes ist durch die großen Ereignisse der letzten Jahre in die Zeit glorreicher Erfüllung getreten: aus der Geschichte Preußens ist eine neue Geschichte des großen deutschen Gesammtvaterlandes hervorgewachsen, — fortan wird unsere Landesgeschichte in den wichtigsten Beziehungen mit der Geschichte des deutschen Reiches eins sein.

Die freudige Genugthuung, mit welcher alle Patrioten die neue nationale Entwickelung begrüßt haben, ist für das preußische Gefühl noch erhöht durch das Bewußtsein des hervorragenden und entscheidenden Antheils, welchen Preußen an der Erfüllung der deutschen Gesammthoffnungen gehabt hat. Wohl ist die Einheit erstanden unter einer mächtigen nationalen Erhebung des ganzen deutschen Volkes, unter dem Walten des Geistes, welchen die Patrioten in allen deutschen Stämmen je und je gepflegt haben, aber sie konnte so glorreich nur erstehen, indem das ganze deutsche Volk sich begeistert um Preußens König schaarte, indem Preußens Heer den festen Kern und Mittelpunkt des nationalen Beginnens bildete. Aller Streit über den Weg zur Einheit war verklungen und vergessen: der mächtige und ruhmgekrönte König von Preußen war bereits im Bewußtsein des Volkes der wieder erstandene deutsche Kaiser, als am alten preußischen Krönungstage von Versailles aus die Verkündigung des neuen deutschen Reiches erfolgte.

So hat denn die preußische Geschichte, indem sie sich jetzt zur deutschen Geschichte erweiterte, einen herrlichen Abschluß, zugleich aber eine neue und erhöhete Bedeutung gewonnen. Wer Deutschlands glänzende und hoffnungsreiche Entwickelung recht verstehen will, wird mehr als je auf die Geschichte des preußischen Staats und Königthums zurückgehen müssen, aus welchen in stetig aufsteigender Entwickelung das deutsche Reich und Kaiserthum hervorgegangen sind.

Die neue Auflage dieses Buchs führt die Darstellung der preußischen und deutschen Geschichte fort bis zum Frankfurter Frieden und zur Gründung des neuen Kaiserreichs; sie giebt eine wenn auch gedrängte, doch im Wesentlichen vollständige Schilderung des militärischen und politischen Verlaufs des Kriegs gegen Frankreich auf Grund der zuverlässigsten amtlichen Mittheilungen. Das Streben des Verfassers war auch in diesem Theile des Werkes darauf gerichtet, das reiche geschichtliche Material durch klare, übersichtliche Gruppirung und durch lebensvolle, anschauliche Darstellung im Einzelnen dem Interesse weiterer Kreise zugänglich zu machen.

Berlin, im März 1872.

Ludwig Hahn.

Inhalt.

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis zur Regierung der Hohenzollern.

1. Die Wenden und ihr Kampf gegen das Christenthum.

2. Albrecht der Bär. Sieg des Christenthums unter den Wenden.

3. Albrecht's Nachfolger aus dem Hause Ballenstädt.

4. Brandenburgs Zustand unter den Ballenstädtern.

5. Die baierschen Markgrafen.

6. Die luxemburgischen Markgrafen.

Zweites Buch.

Geschichte Brandenburgs vom Beginn der Regierung der Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten.

7. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, erwirbt die Mark.

Drittes Buch.

Geschichte Preußens vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich's des Großen Regierungsantritt.

30. Friedrich Wilhelm I., König in Preußen.

Viertes Buch.

Geschichte Preußens unter Friedrich dem Großen.

36. Friedrich der Große als Regent.

37. Friedrich's des Großen Lebensweise.

38. Die Theilung Polens; der baiersche Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund.

39. Friedrich's Lebensende.

Fünftes Buch.

Von Friedrich's des Großen Tod bis auf unsere Tage.

40. Friedrich Wilhelm II.

Seite.

Friedrich Wilhelm III.

41. Friedrich Wilhelm als Kronprinz; seine Thronbesteigung.

42. Die auswärtige Politik bis zum Tilsiter Frieden; Preußens Fall.

43. Preußens Wiedergeburt.

44. Königin Luisens Schmerz und Tod . . . 390

45. Preußens Erhebung.

46. Die Freiheitskriege bis zu Napoleon's Rückzug aus Deutschland.

47. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden.

48. Der Wiener Congreß.

49. Napoleon's Rückkehr von Elba; seine endliche Ueberwindung.

Seite.

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis zur Regierung der Hohenzollern. (Bis 1415.)

Die preußische Monarchie hat ihren Ursprung in denselben Gauen gefunden, in welchen wir auch heute den Mittelpunkt und Königssitz derselben erblicken: die brandenburgische Mark ist ihre Wiege. Wir werden später sehen, warum es geschah und geschehen mußte, daß die Kurfürsten von Brandenburg, als sie sich zu königlichem Rang erhoben, den Königsnamen nicht von der alten Stammmark Brandenburg, sondern von dem neuerworbenen Herzogthum Preußen hernahmen: aber so gewaltig und herrlich jetzt der Ruhm dieses preußischen Namens erklingt, so stolz sich mit demselben die Bewohner aller alten und neuen Provinzen des Landes begrüßen, so weis't uns doch die vaterländische Geschichte, wenn wir der Entstehung und Bildung des hohenzollernschen Reiches nachforschen, auf die Gegend zwischen der Elbe und der Oder zurück, auf die Marken, welche von der Havel und der Spree benetzt werden. Dort richteten erst die ballenstädtischen, dann die hohenzollernschen Fürsten mit Kraft und Weisheit eine bleibende Stätte ihrer Macht auf; von diesem Mittelpunkt aus wußten sie dann mit tapferem Arm und seltener Klugheit die Grenzen ihrer Herrschaft in stetem Fortschritt zu erweitern, bis zu der Ausdehnung, welche dem preußischen Staate heute eine so ehrenvolle Stellung unter den Mächten Europas sichert.

So ist denn die preußische Monarchie vor Allem eine Schöpfung ihrer Fürsten: den Hohenzollern ist es zu danken, daß dieselbe von einem unscheinbaren Anfange zu ihrer heutigen Größe und Macht gelangt ist. Das Land, welches dem Scepter dieser Fürsten gehorcht, war bis in die jüngste Zeit nicht, wie andere Staaten, wie Frankreich, Spanien, Großbritannien, ein geschlossenes, abgerundetes Gebiet, seine einzelnen Theile sind nicht etwa durch ihre Lage zusammengehörig und aneinander gewiesen, so daß sie schon deshalb auch eine gemeinschaftliche Geschichte haben müßten. Preußen umfaßt vielmehr eine Anzahl früher geschiedener Provinzen und Landschaften, die sich von der Memel bis über den Rhein bisher mitten zwischen fremden Ländern hin erstreckten, hier und da selbst durch andere Staaten von einander getrennt. Erst durch die neuesten ruhmreichen Erfolge hat der preußische Staat ein mehr zusammenhängendes abgerundetes Gebiet erhalten. Und doch bildeten auch seither schon alle jene äußerlich noch getrennten Provinzen innerlich ein fest ge-

gliedertes Ganzes, weil sie durch die hochstrebende und glückliche Thatkraft des hohenzollernschen Regentenhauses nach und nach erworben und durch ein Band innerer geistiger Einheit eng verbunden worden sind. Die preußische Geschichte kann deshalb nicht, wie etwa die Geschichte Frankreichs oder Spaniens, mit einer Schilderung der Zustände des Gesammtvaterlandes von den ältesten Zeiten an beginnen, weil es damals ein solches zusammengehöriges Land eben noch nicht gab; die Geschichte Preußens ist vielmehr gerade die Geschichte von der allmäligen Bildung und Erweiterung des von den hohenzollernschen Fürsten regierten Landes. Sie beginnt da, wo der Grundstein der Monarchie gelegt wurde, in der alten Mark Brandenburg.

1. Die Wenden und ihr Kampf gegen das Christenthum.

Die Germanen und die Wenden. Die älteste Geschichte des brandenburgischen Landes ist in tiefes Dunkel gehüllt. Während wir über die Stämme im übrigen Deutschland manche Kunde durch die Römer erhalten haben, welche sich auf ihren Kriegszügen in das Innere Deutschlands mit den Zuständen und Sitten des alten Germanenvolks bekannt machten, so erfahren wir von ihnen über die Völker zwischen der Elbe und der Ostsee wenig oder nichts. Die Kriegszüge und Eroberungen der römischen Legionen drangen in das spätere brandenburgische Gebiet nicht vor, und auch die östlich benachbarten Länder wurden von den Römern nicht betreten.

Nur die Küsten der Ostsee lockten schon in der alten Zeit die Schiffe der handeltreibenden Völker herbei, welche den einst so berühmten Bernstein dort holten. Schon Jahrhunderte vor Christi Geburt segelten Kaufleute aus Phönizien und aus Massilia (Marseille) dahin, um jenes Erzeugniß des Meeres, welches zu den größten Kostbarkeiten gezählt wurde, zu gewinnen, und auch zu Lande wurde der Bernstein von der Küste der Ostsee, die Weichsel hinauf über Kalisch (Calisia) bis an das adriatische Meer gebracht; doch die Nachrichten über die Zustände Norddeutschlands, welche durch jene Handelsfahrten zu den Völkern des Alterthums gelangten, waren vermuthlich sehr dürftig, oberflächlich und unsicher, und sind für uns nicht aufbewahrt worden. Die römischen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt wissen kaum die Hauptstämme der Völker zu bezeichnen, welche damals zwischen der Elbe und Weichsel ihre Wohnsitze hatten. Sie nennen am Ausfluß der Weichsel Gothen, weiterhin an den Mündungen der Oder und Elbe Rugier und Burgunder, in der spätern Mark Brandenburg aber Semnonen, den Hauptstamm des großen Suevenbundes, und neben ihnen bis über die Elbe hinaus Longobarden.

Die große Völkerwanderung, welche seit dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die Gestalt Europas veränderte, ließ auch jene nordöstlichen Gegenden Deutschlands nicht unberührt. Die meisten der hier ansässigen Stämme zogen gegen Süden: die Burgunder gründeten an der Grenze Galliens, die Longobarden in Italien neue, schnell aufblühende Reiche. In die verlassenen Gegenden diesseits der Elbe dagegen drangen andere Stämme herein. Slavische Völker kamen zuletzt vom Südosten über die Karpathen herüber; Wenden ließen sich an der Weichsel nieder und wurden sodann von an-

deren Völkern slavischen Stammes weiter nach Westen bis an die Saale und Elbe gedrängt. Bald war das ganze Gebiet der Elbe, Oder, Weichsel, sowie das östliche Land weithin von Slaven eingenommen. An der Mittelelbe, von der Saale bis zur Havel hin, wohnten die Sorben, in der jetzigen Niederlausitz die Lusizer; weiter nordöstlich an den Odermündungen die Leutizen, im jetzigen Mecklenburg die Obotriten; am Sudetengebirge aber bis hin zu den Karpathen die Belochrobaten oder weißen Chrobaten, welche das alte Krakau zum Hauptsitz hatten; am rechten Weichselufer die Masuren, am linken die Polen mit dem Hauptort Gnesen; zwischen den Mündungen der Weichsel und der Oder die Pommern, jenseits der Weichselmündung bis zum Niemen die Prussen oder Preußen, ein Mischvolk aus slavischen, deutschen und lettischen Stämmen. Diejenigen unter diesen Völkern, welche von der Lausitz bis zur unteren Elbe, in der heutigen Mark Brandenburg und längs der Ostseeküste in Mecklenburg, Pommern und Preußen wohnten, die Sorben, Lusizer, Leutizen und Obotriten, wurden auch unter dem gemeinsamen Namen Wenden befaßt und so werden auch wir sie meistens kurzweg bezeichnen. Alle diese slavischen Stämme waren von starkem, gedrungenem, nicht sehr großem Körperbau, mit braungelber Haut, feurigem, dunklem Blick und braunem Haar.

Die wendischen Götter. Die Wenden waren so wenig, wie die Deutschen, an deren Stelle sie traten, zum Christenthum bekehrt, sondern noch in heidnischem Wahn befangen; sie glaubten, wie die übrigen Slaven, an einen höchsten Gott, den Schöpfer und Geber alles Guten, den weißen Gott, Belbog, Herrn aller übrigen Götter, welchen er die Leitung des Irdischen im Einzelnen überließ; ihm gegenüber Zerneboy, der schwarze Gott, der Schöpfer des Bösen in der Welt, wiederum mit seinen Untergöttern. Jener, der gute Gott, war der Herr des Lichts, Zerneboy dagegen der Gott der Finsterniß, vor welchem, als dem Quell alles Unheils, man sich mit Furcht und Zittern beugte. Die Untergötter wurden bei den einzelnen Völkerschaften unter verschiedenen Namen verehrt; als die bedeutendsten unter ihnen kennen wir den Gott des Donners Perun oder Perkuns, und den Gott des Glücks und der Fruchtbarkeit, Swantewit, ferner Wodan, welcher in Walhalla thront und dort den im Kampfe Erschlagenen den Lohn ihrer Tapferkeit ertheilt, den dreiköpfigen Gott Triglaw und den guten Gott Radegast, welchem in Rhetra (in Mecklenburg) ein großer Tempel gewidmet war, das größte Heiligthum der Obotriten. Dort feierten sie im Frieden große Feste, dort holten sie bei Kriegszügen die Feldzeichen ab, nach den Schlachten aber brachten sie auf Radegast's Altären eine Anzahl Kriegsgefangener als Opfer dar. Alle diese Götter wurden in rohen, unförmlichen Bildern dargestellt und ihre Verehrung geschah theils in heiligen Hainen, theils in Tempeln, mit Schnitzwerk und bunten Farben verziert, soweit es die geringe Kunstfertigkeit der Wenden zuließ. Die Erstlingsfrüchte von Acker und Vieh, sowie ein Theil der Kriegsbeute wurden den Göttern dargebracht, fremde Kaufleute und besonders Seefahrer mußten ihnen Zoll entrichten, und für die Orakel, welche die Priester in ihrem Namen ertheilten, wurden reiche Geschenke gespendet. Die Priester standen in hohem Ansehen; sie wurden als Weise und Seher betrachtet, ihre Bildung war jedoch nicht viel größer, als die des übrigen Volkes die Schriftsprache selbst war ihnen völlig unbekannt.

Leben und Sitten der Wenden. Frühzeitig trieben die Wenden Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Große Strecken Landes, welche unter den Sueven unbenutzt gelegen hatten, wurden von ihren Nachfolgern urbar gemacht. Außer Weizen, Mohn, Hirse und Hanf zogen dieselben auch vielerlei Gartengewächse und selbst edlere Obstbäume. Auch die Bienenzucht war ihnen wohl bekannt, und aus dem Honig wurde ein beliebter Meth bereitet. Die Wenden waren in der Weberei geübt; die leinenen und die wollenen Stoffe zu den langen Kleidern, mit welchen sie sich nach morgenländischer Art kleideten, wurden bei ihnen selbst verfertigt. An den Küsten der Ostsee wurde besonders viel Fischfang getrieben. Theilweise übte man dort Seeräuberei gegen die Deutschen und Dänen, welche nach Rußland hin schon damals lebhaften Handel trieben. Vineta, auf der Insel Wollin, war in früher Zeit schon ein Handelsplatz, wo sich Kaufleute aus allen Weltgegenden zusammenfanden, und von wo aus die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes, Ringe, Armbänder, Glasperlen u. s. w. verbreitet wurden; die Wenden tauschten diese Luxusgegenstände gegen Bernstein und gegen ihre gewebten Stoffe ein.

Bei einem Volk, welches Ackerbau und selbst einzelne Kunstfertigkeiten übt, müssen wir erwarten, daß es sich auch mehr, als die alten Sueven, an feste Wohnsitze gewöhnt haben werde. In der That finden wir bei den Wenden frühzeitig sichere Wohnhäuser, aus Holz und Lehm gebaut und zu Dörfern und Flecken vereinigt, hier und da zu ihrem Schutz eine feste Burg (oder Gart) daneben. Bei einer solchen Burg bildeten sich dann gewöhnlich größere Vereinigungen von Wohnhäusern, aus welchen Städte entstanden, die zum Theil von der schützenden Burg den Namen erhielten. Noch heute deuten Benennungen wie Stargardt u. a. auf diesen Ursprung hin.

In jedem Hause hatte der Familienvater unbeschränkte Herrschaft; seine Angehörigen waren seinem Willen unbedingt anheimgegeben, selbst über ihr Leben konnte er bestimmen. Es war gestattet, viele Frauen zu gleicher Zeit zu haben; sie waren aber nicht die Gefährtinnen des Mannes und hatten nicht die Rechte und die Würde, welche der Frau im christlichen Hausstande zukommt; sie waren wie Sklavinnen gehalten, erfuhren oft die härteste Behandlung und wurden bei des Mannes Tode mit ihm verbrannt, wenn sie es nicht vorzogen, sich selbst zu tödten. Da ein solches Loos der Frauen harrte, war es kein Wunder, daß die Mütter oft ihre neugeborenen Mädchen im Walde oder auf dem Wasser aussetzten, um sie lieber früh umkommen, als die Mühen des Lebens ertragen zu lassen. Während die Eltern über Leben und Tod ihrer Kinder verfügten, war es dagegen nicht selten, daß greise Männer von ihren Söhnen den Tod als eine Wohlthat erbaten. Theils sahen sie es als einen Vortheil an, die Mühen und Schwächen des Greisenalters nicht ertragen zu dürfen, theils standen sie in dem Wahn, daß nur diejenigen, welche eines gewaltsamen Todes gestorben, der Freuden des himmlischen Aufenthalts in Walhalla theilhaftig würden. Wenn sie daher nicht im Kriege sterben konnten, so erschien es ihnen als eine Gunst, wenn ihre Kinder oder Freunde ihnen das Leben nahmen; oft machten sie demselben mit eigener Hand durch das Schwert oder den Dolch ein Ende.

Die Wenden lebten einfach und nüchtern. Sie ehrten und übten wie die Deutschen die Tugend der Gastfreundschaft; jeder Fremde fand überall be-

reitwillige Aufnahme, man machte es sich zur Freude, ihm Alles zu bieten, was das Haus an Vorräthen barg. Wer gegen diese gastliche Sitte verstieß, lud den Fluch auf sein Haus und die Seinigen; bei einzelnen Stämmen wurden ungastliche Hütten sogar zerstört. Die Habseligkeiten des Hauses wurden nicht verborgen oder ängstlich verwahrt, weil die Furcht vor Diebstahl oder Raub Niemanden beunruhigte: die meisten gewannen an Früchten der Erde, was sie bedurften, und den Armen kam die allgemeine Gastlichkeit zu Hülfe. Der Einfachheit der wendischen Sitten entsprach es auch, daß Eide wenig vorkamen, vielmehr das Manneswort zur Bekräftigung der Wahrheit ausreichte.

Die Todten wurden feierlich verbrannt, ihre Asche in Urnen verwahrt und unter steinernen Wölbungen auf gemeinschaftlichen Begräbnißplätzen beigesetzt. Jährlich, wenn der Frühling herankam, feierte jede Gemeinde ein Gedächtnißfest für die im Laufe des Jahres Verstorbenen; um denselben Ruhe und Freude in Walhalla zu sichern, brachten ihre Verwandten und Freunde den Göttern Opfer dar.

Die Slaven kannten ursprünglich nur den Unterschied von Freien und Knechten, unter den Freien selbst gab es keine geschiedenen Stände, die Einzelnen galten mehr oder weniger je nach ihrem Reichthum, ihrer Tapferkeit und Weisheit. Jede Gemeinde wählte sich ein Oberhaupt, Pan oder Zupan genannt; über das ganze Volk herrschten ursprünglich Priesterfürsten, an deren Stelle traten aber zur Zeit des Vordringens der Slaven vom Osten her Kriegsfürsten, weil die unaufhörlichen Kämpfe eine kräftige Heldenleitung nöthig machten. Diese Kriegsfürsten führten den Namen Woywoden, ihre Macht war jedoch durch die Volksversammlungen, an welchen alle Freien Theil hatten, und durch den Einfluß der Priester sehr beschränkt. Die Leutizen hatten auch später noch keine anderen Oberherren, als die Priester. Sie beriethen an geheiligten Orten in allgemeiner Volksversammlung über ihre Angelegenheiten, wobei es oft sehr tobend und gewaltsam herging. Wer sich den dort gefaßten Beschlüssen widersetzte, wurde von der Mehrheit durch Brand oder Raub bestraft.

Wenn es zum Kriege kommen sollte, wurden die Götter erst durch die Priester befragt, ebenso vor einem Friedensschluß. Alle freien Männer in kräftigem Alter zogen mit in den Krieg, jede Gemeinde unter ihrem Zupan, mehrere Haufen zusammen unter einem Knesen; die heiligen Fahnen nebst den Bildern der Kriegsgötter wurden vorangetragen. Meistens kämpften die Wenden zu Fuß mit Pfeilen, Wurfkeulen, Schleudern und Streitäxten zum Angriff, mit Schilden zur Vertheidigung; wenn sie verfolgt wurden, flüchteten sie hinter die Gräben und die Erd- und Holzwälle, mit welchen sie ihre Burgen und Flecken umgaben. In den vielen Kämpfen mit den Deutschen, welche wir nun zu erzählen haben werden, lernten sie viele von deren Kriegseinrichtungen kennen, nahmen von ihnen auch Harnische und Helme an, immer aber blieb ihre Kriegszucht ungeregelter, als die der Deutschen.

Kriege der Wenden mit den Deutschen. Schon früh mögen die Wendenstämme diesseits der Elbe mit ihren deutschen Nachbarn, den Sachsen, in viele blutige Fehden gerathen sein; aber bis zur Zeit Karl's des Großen haben wir über diese Kämpfe keine sicheren Nachrichten. Die erste Kunde, welche uns darüber zukommt, ist die von der Hülfe, welche Karl bei den Wen-

den gefunden, als er zur Unterwerfung der Sachsen ausgezogen war. Doch waren die Wendenstämme damals unter einander veruneinigt; während die Sorben und Obotriten dem großen Frankenkönig beistanden, hielten es andere Wendenstämme, besonders die **Wilzen**, mit den Sachsen.

Aus der Geschichte Deutschlands ist bekannt, mit welchem heiligen Eifer und mit welcher Ausdauer Karl der Große nicht nur die Unterwerfung der heidnischen Deutschen, sondern vor Allem ihre Bekehrung erstrebte. Die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens war das vorzüglichste Ziel seiner großartigen Thätigkeit, und wenn er nach der Weise seiner Zeit den heidnischen Völkern die Taufe und die christlichen Gebräuche mit Waffengewalt aufdrang, so ließ er es doch daneben nicht an den Mitteln innerer Bekehrung, an der Predigt des göttlichen Worts und an christlich bildender Einwirkung fehlen. Die Völker, welche zunächst durch das Schwert nur zu Namenchristen gemacht waren, wollte er allmälig auch zum wahren, inneren Glauben an das Evangelium führen.

Nach vielen harten Kämpfen war es dem großen Frankenkönig endlich gelungen, die Götzenaltäre im Sachsenlande umzustürzen und das Volk zur Annahme des christlichen Glaubens zu bekehren; aber er hielt die Begründung des Christenthums in Sachsen nicht für gesichert, wenn er nicht zugleich ihre wendischen Bundesgenossen, die **Wilzen**, gezüchtigt hätte. Deshalb brach er im Jahre 789 von Aachen auf und zog mit einer starken Schaar über die Elbe. Sächsische Hülfstruppen folgten seinem Banner; auch Sorben und Obotriten stießen zu ihm und halfen bei der Unterjochung ihrer slavischen Stammgenossen. Die Wilzen scheinen keinen erheblichen Widerstand geleistet zu haben; sie gelobten Unterwerfung, Annahme des Christenthums und die Leistung eines Tributs. Bald darauf versuchten sie zwar mit Hülfe der Dänen sich von ihren Verpflichtungen zu befreien, aber der Frankenkönig zwang sie von Neuem, seine Oberhoheit anzuerkennen. Ihre Einrichtungen ließ er ihnen und drang selbst nicht auf die sofortige wirkliche Annahme des Christenthums. Um die Grenzen des Sachsenlandes vor ihnen zu schützen, setzte er längs derselben **Markgrafen** (Grenzgrafen) ein, welche größere Länderstriche, als andere Vasallen, mit der Verpflichtung erhielten, die Streifzüge der jenseitigen Völker abzuwehren. Zu leichterer Vertheidigung wurden Grenzvesten erbaut; als die ältesten derselben kennen wir **Magdeburg**, **Zelle**, **Erfurt** und **Halle**.

Der große Karl starb zu früh, um auch bei den Wenden, wie unter den Sachsen, die fränkische Herrschaft und die Geltung des Christenthums fest zu begründen; unter den traurigen Wirren, welche nach seinem Tode das von ihm gegründete Reich zerrütteten, konnten natürlich die slavischen Völker nicht im Gehorsam gehalten werden: während der Regierung Ludwig's des Frommen und der Bruderkämpfe seiner Söhne schüttelten die Wilzen vielmehr das ihnen auferlegte Joch ganz ab. Als nach dem Vertrage von Verdun (843) Deutschland ein besonderes Königreich geworden war, dauerte doch die Schwäche der Fürsten und der Unfrieden unter den deutschen Stämmen fort, und die wendischen Völker konnten unaufhörliche Raubzüge über die Elbe unternehmen. Die Wilzen waren es, die jetzt gerade als heftigste Feinde des Sachsenvolkes auftraten, welchem sie vorher treue Bundesgenossen gewesen; jetzt waren

sie von ihnen durch Glaubenshaß getrennt, indem die Sachsen allmälig den Christenglauben ernstlich angenommen hatten, die Wilzen aber an ihren alten Göttern festhielten. Sie vereinigten sich mit den anderen wendischen Völkern, den Sorben und Obotriten, und unter dem heiligen Banner von Rhetra zogen sie zu immer erneuerten Kämpfen gegen die Deutschen aus. Die früher gegen sie errichteten Grenzvesten wurden, wie es scheint, zerstört oder von den Sachsen selbst vernachlässigt, und das Sachsenland war den Raubzügen der Wenden wehrlos ausgesetzt.

Die Schwäche Deutschlands fand ihr Ende, als Heinrich I. (der sogenannte Vogelsteller), ein Mann voll Kraft, Muth und Einsicht den deutschen Königsthron bestiegen hatte. Derselbe stellte den Frieden im Innern wieder her, und alsobald wandte er seinen Blick auch nach den nördlichen Marken an der Elbe, um die übermüthig gewordenen Wenden von Neuem zum Gehorsam zu bringen. Die Wehrburgen richtete er wieder auf und rückte dann über die Elbe in der Wenden Gebiet. An der Spitze derselben stand damals ein Fürst Namens Tugumir; sein Herrschersitz war des Landes Hauptveste Brannybor (das heutige Brandenburg). Die Schaaren Tugumir's konnten dem gewaltigen Andrängen des deutschen Königs nicht widerstehen, sie zogen sich hinter die Mauern Brannybors zurück, bis zu denen die Deutschen wegen der rings umher liegenden Sümpfe nicht leicht herannahen konnten. Da trat wider Erwarten ein frühzeitiger Frost ein und Heinrich's Truppen rückten über die gefrornen Gewässer unter die Mauern der wendischen Beste, welche der kraftvollen Belagerung nicht lange Widerstand leistete. Brannybor fiel in die Hände der Deutschen und mit der Veste sank der Muth der wendischen Völkerschaften: sie unterwarfen sich dem deutschen König und gelobten Gehorsam und Zinszahlung. Heinrich legte ihnen keine schweren Bedingungen auf, um sie durch Milde leichter zu gewinnen, aber zur Ueberwachung ihres Gehorsams und zur Abwehr neuer Angriffe stellte er die alten sächsischen Markgrafschaften, die Ostmark und die Nordmark, wieder her (925).

Otto I. (der Große), Heinrich's I. Sohn, setzte das begonnene Werk fort, wobei ihm sein vielbewährter Freund Graf Gero, dem er die Ostmark übergeben hatte, eifrig zur Seite stand. Nur mit Widerwillen trugen die Wenden die Herrschaft der Deutschen, sie erspäheten sorglich einen Augenblick, wo sie das verhaßte Joch abschütteln könnten. Am mächtigsten und zuversichtlichsten erhoben sie sich zur Zeit, als König Otto den letzten schweren Kampf gegen die Magyaren zu bestehen hatte; aber der deutsche Held kam bald als Sieger vom Süden daher, um selbst an dem Feldzug Theil zu nehmen, welchen Markgraf Gero bereis gegen die Wenden eröffnet hatte. Da sank den Heiden der Muth und sie wollten über einen Frieden unterhandeln; Otto aber verlangte unbedingte Unterwerfung und erzwang dieselbe im blutigen Streit. Die Wenden und die Slaven weithin über die Oder und längs der Karpathen bis zum Bug beugten sich vor seinem kräftigen Arm. Um sie in Ruhe und Gehorsam zu halten, führten die Markgrafen an den Grenzen des Sachsenlandes ein kräftiges Regiment, am böhmischen Gebirge der Markgraf von Meißen, weiter hinab an der Elbe der Markgraf der Lausitz und an der untern Elbe, wo die Havel in dieselbe fließt, der Markgraf der Nordmark, oft auch Markgraf von Salzwedel genannt (928). Wir werden

im Verlaufe unserer Erzählung sehen, wie von dieser Nordmark aus eine kräftige Herrschaft sich erst über ganz Brandenburg, dann immer weiter bis zur Ostsee und an den Niemen, später nach Westen bis über den Rhein hin erstreckte, wie aus der alten sächsischen Nordmark der große preußische Staat erwuchs.

Die Bekehrungsversuche. Mit Waffengewalt allein und mit weltlichen Einrichtungen war aber der starre Widerstand der wendischen Völker nicht zu bezwingen; sie mußten den Deutschen unversöhnliche Feinde bleiben, wenn es nicht gelang, sie allmälig zu dem Glauben der Deutschen zu bekehren. Nur wenn sie mit dem Christenthum auch christliche Sitten und Gewohnheiten annahmen, konnte man hoffen, daß sie sich nach und nach williger den Deutschen anschließen würden. Vor Allem kam es also darauf an, die Wenden wirklich zum Christenthum zu bekehren, welches ihnen bis dahin nur als ein Zwang hatte auferlegt werden sollen. Otto I. erkannte diese Nothwendigkeit, und wie er die Unterwerfung der Wenden mit mächtigem Eifer durchgeführt hatte, so ließ er es auch an keiner Anstrengung fehlen, um jene innere Umwandlung der unterjochten Heiden durch das Licht des Evangeliums zu bewirken. Zu diesem Zweck stiftete er an den Grenzen des wendischen Landes christliche Bisthümer, von denen aus das Werk der Bekehrung geleitet werden sollte, besonders zu Zeitz, Merseburg, Oldenburg und Havelberg; diese Stiftungen, welchen meistens eine schützende Veste zur Seite stand, stattete er reichlich mit Gütern aus (950). Auch im Innern des wendischen Landes, zu Brandenburg, dem alten Brannybor, errichtete er ein Bisthum, welches dem Erlöser und dem heiligen Petrus gewidmet wurde. Die Thätigkeit, welche von diesen Bisthümern ausging, hatte zuerst freilich nur einen zweifelhaften und langsamen Erfolg, weil die Mönche, welche zur Bekehrung der Heiden auszogen, bei großem Glaubenseifer und hingebender Begeisterung meistens nur geringe Weisheit und Einsicht bewährten. Sie traten unter die feindlich gestimmten Volkshaufen, ohne deren Sprache zu kennen, und verkündigten ihnen das Kreuz mit Worten, von welchen die Wenden nichts begriffen; die neuen Ceremonien, welche die christlichen Sendboten vollzogen, blieben den Heiden unverständlich, aus dem Auftreten derselben konnten sie nur Eines deutlich entnehmen, nämlich, daß die christlichen Priester die heidnischen Götter und Heiligthümer mit Verachtung und Hohn behandelten. Dadurch wurde denn oft nur Wuth, nicht christlicher Glauben, in den Heiden erweckt, und nicht selten mußten die gläubigen Sendboten ihren Eifer mit dem Leben büßen. Nur in einzelnen Fällen übte die augenscheinliche Begeisterung, mit welcher die Missionäre ihr Werk verrichteten und selbst den Tod um des Kreuzes willen über sich ergehen ließen, einen gewaltigen Eindruck auf die erstaunten Heiden: wenn sie auch die Worte des christlichen Bekehrungspredigers nicht verstanden, so fühlten sie sich doch von stiller Ehrfurcht für den Gott ergriffen, welcher seinen Anhängern solche freudige Begeisterung und solchen aufopfernden Todesmuth zu geben vermochte. Auf diese Weise wurde manches Gemüth für den christlichen Glauben empfänglich gemacht, und wenn es gelang, etwa einen Mächtigen unter den Heiden zu bekehren, so zog sein Beispiel bald viele Andere nach sich.

Unter Gero's Nachfolger in der Nordmark, dem Markgrafen Dietrich,

dessen Uebermuth und unbesonnenes hartes Wesen die Wenden von Neuem reizte, erhoben sich die Obotriten und Leutizen (um das Jahr 980) noch einmal zu einem gewaltigen Aufstand. Die weltlichen Machthaber und die christlichen Priester wurden verjagt oder ermordet, die christlichen Tempel zerstört oder von Neuem dem Götzendienst geweiht und jede Spur des neugepflanzten Christenthums zwischen Elbe und Oder wieder vernichtet. Zwar schlug Dietrich die Feinde von den Grenzen der Nordmark zurück, aber die Herrschaft der Deutschen unter den Wenden vermochte er nicht wieder herzustellen und das umgestürzte Kreuz nicht wieder aufzurichten. Kaiser Otto II. entsetzte ihn seines Markgrafenamtes, und als Büßender endete er im Kloster zu Magdeburg sein Leben.

Die folgenden Markgrafen versuchten es vergeblich, die frühere Obergewalt im Wendenlande wieder fest zu begründen; anderthalb Jahrhunderte hindurch erneuerte sich mit wechselndem Glück immer wieder der Kampf zwischen Deutschen und Wenden, zwischen Heidenthum und Christenthum. Fast nur dem Namen nach bestanden die Bisthümer zu Brandenburg und Havelberg; ihre Wirksamkeit war gelähmt, ihre Priester meistens zerstreut und schutzlos.

Da gewann es kurze Zeit den Anschein, als sollte das Werk der Bekehrung, welches die deutschen Fürsten und Bischöfe vergeblich betrieben, durch einen wendischen Fürsten selbst zu besserem Erfolge geleitet werden.

Gottschalk, der Sohn eines Obotritenfürsten Udo, hatte in dem Kloster Lüneburg seine Jugendbildung erhalten und hier das Christenthum kennen und achten gelernt. Auf die Nachricht aber, daß sein Vater von einem sächsischen Meuchelmörder erschlagen worden, eilte er, von Racheдurst erfüllt, nach der Heimath, sammelte ein Heer von Leutizen und zog gegen Herzog Bernhard von Sachsen, welchen er für den Anstifter des Mordes hielt. Aber er gerieth in Bernhard's Gefangenschaft und die Wenden mußten die Oberhoheit der Deutschen anerkennen. Bald schloß jedoch Bernhard mit dem gefangenen Gottschalk einen Freundschaftsbund und entließ ihn seiner Haft. Nachdem der junge Wendenfürst im Dienste des Dänenkönigs Kanut in Britannien, Norwegen und Schweden tapfer gekämpft hatte, führte ihn ein günstiges Geschick auf den Thron der Obotriten zurück, und er bildete nun den großartigen Entwurf, alle Wendenvölker zu einem einzigen Staat zu verbinden. Zu diesem Zweck und um den Wendenstaat dem benachbarten Deutschland an Bildung und geistiger Macht gleichzustellen, erkannte er als das beste Mittel die festere Begründung des Christenthums. Seine Pläne wurden durch einen blutigen Kampf begünstigt, welcher unter den wendischen Stämmen selbst ausbrach; er verband sich mit einem Theil derselben und besiegte ihre Widersacher, die Einen, wie die Andern aber mußten nun seine Oberhoheit anerkennen.

Jetzt machte er den Versuch, den christlichen Glauben, welcher bisher nur von Fremdlingen gepredigt und zum Theil mit Waffengewalt auferlegt worden war, durch friedliche Belehrung und Ueberredung zu verbreiten. Die zerstörten Kirchen stellte er wieder her und die Götzentempel wandelte er in christliche Heiligthümer um. Große Unterstützung fand er beim Erzbischof Adalbert von Hamburg, welcher ihm zahlreiche Prediger des Evangeliums

zusandte. Das Bisthum Oldenburg wurde neu hergestellt, das zu Mekelburg (Mecklenburg) gegründet, und es schien, als sollte unter deutscher Oberhoheit (denn Gottschalk bekannte sich als deutscher Vasall) ein christlich-wendisches Reich entstehen. Aber der Haß der alten Götzeneiferer ließ auch dies Mal das Werk der Bekehrung nicht Bestand haben; nachdem schon der dritte Theil des ganzen Wendenvolks für das Christenthum gewonnen war, vereinigten sich die kühnsten unter den Wenden zu einem geheimen, furchtbaren Bunde für den alten Götzenglauben. Gottschalk hatte keine Ahnung von dem Unheil, welches ihm und seiner christlichen Schöpfung drohete: die Verschworenen überfielen und ermordeten ihn, als er in der Kirche zu Leuzen seine Andacht verrichtete, und mit ihm sank noch einmal das Christenthum in jenen Gegenden dahin, noch einmal trat der Götzendienst zwischen der Elbe und Oder seine längst bestrittene Herrschaft an. Bald aber sollte die Zeit erscheinen, wo einer kräftigen Hand die feste Begründung christlichen Glaubens und deutschen Wesens in jenen Marken vorbehalten war.

2. Albrecht der Bär (1134—1170). Sieg des Christenthums unter den Wenden.

Albrecht von Ballenstädt wird Markgraf der Nordmark. Kaiser Lothar übertrug im Jahre 1134 die Verwaltung der Nordmark dem Grafen Albrecht von Ballenstädt, welcher von seinen Zeitgenossen wegen seiner ritterlichen Kraft und Tapferkeit Albrecht der Bär genannt wurde. Er war es, der mit dem Schwert und mit seltener Weisheit das Ziel erreichte, welches so viele Vorgänger vergeblich erstrebt hatten, er stürzte für immer die heidnischen Tempel und legte den Grund zu dem mächtigen Reiche, welches sich von Brandenburg aus allmälig über Norddeutschland ausbreitete.

Die Grafen von Ballenstädt besaßen seit alter Zeit große Erbgüter in Sachsen und waren zugleich Herren der Grafschaft von Aschersleben, deren lateinischer Name Ascharia später in Ascania verstümmelt wurde, wovon die Ballenstädter auch den Namen Ascanier erhielten. Der letzte Graf von Ballenstädt vor Albrecht hatte diese Stammburg in ein Kloster verwandelt und seinen Sitz auf der Burg Anhalt genommen. Graf Albrecht, ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers, Kraft und Muth, hatte schon früh an den Kämpfen Theil genommen, welche Herzog Lothar von Sachsen gegen den Kaiser Heinrich V. führte, wofür ihm Lothar die lausitzische Ostmark anvertraut hatte. Als nun dieser, sein Freund, zum Kaiser gewählt worden (1125), hoffte Albrecht von ihm als noch glänzenderen Lohn das Herzogthum Sachsen zu erhalten, da Lothar als Kaiser nicht mehr selbst Herzog von Sachsen bleiben durfte. Der Kaiser aber gab das Herzogthum seinem eigenen Schwiegersohn, Heinrich dem Stolzen, welcher außerdem Baiern als Lehen besaß. Schon hierdurch fand sich Albrecht gekränkt, und als nun bald darauf auch die Nordmark, welche eben erledigt war, nicht ihm, sondern dem Grafen Udo von Freckleben gegeben wurde, da ergriff den bitter getäuschten Ballenstädter heftiger Zorn und er empörte sich gegen den Kaiser. Den gegen ihn abgesandten Grafen von Freckleben erschlug er im ritterlichen

Kampfe, aber des Kaisers größerer Macht konnte er auf die Länge nicht widerstehen. Er wurde besiegt, verlor nun auch die Ostmark, und es blieben ihm nur seine Ballenstädter Erbgüter übrig. Lothar aber, als er den stolzen Mann so gedemüthigt sah, erinnerte sich wieder seiner früheren treuen Dienste, und da die Nordmark bald darauf von Neuem erledigt war, berief er den tapfern Albrecht zur Verwaltung dieser wichtigen Markgrafschaft (1134). Der Kaiser sollte sich bald überzeugen, daß er eine gute Wahl getroffen, denn Albrecht zeigte den Wenden sogleich, daß sie es nun mit einem Fürsten voll Kühnheit und Kraft zu thun hatten. Als sie nach alter Weise Havelberg stürmten und in Sachsen einzufallen versuchten, schlug er sie nicht nur kräftig zurück, sondern rückte auch mit schnellem und glücklichem Erfolg in ihrem eigenen Gebiete vor. Er hätte die Siegesbahn sogleich weiter verfolgt, doch war seine Thätigkeit vorerst in Deutschland nöthig.

Kaiser Lothar war gestorben und Konrad (III) von Hohenstaufen zum Kaiser gewählt worden. Ihm und seinem Hause standen als erbitterte Gegner die Welfen gegenüber, an ihrer Spitze der erwähnte Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen. Um ihre Macht zu brechen, nahm Kaiser Konrad dem stolzen Vasallen, welcher gegen des Reiches Herkommen zwei große Reichslehen besaß, das Herzogthum Sachsen ab und verlieh es Albrecht dem Bär. Aber Heinrich der Stolze setzte sich zur Wehr, und der Kampf, welchen er gegen Albrecht mit Kraft und Glück führte, wurde von seinem Sohn, Heinrich dem Löwen, mit noch größerer Tapferkeit fortgesetzt; vergeblich gewann Albrecht die Hülfe des Wendenfürsten Pribislav, er wurde öfter besiegt, selbst seine Stammburg Anhalt fiel in des Feindes Hände, und er sah sich zuletzt aus allen seinen Besitzungen vertrieben (1140). Doch bald trat wieder eine günstigere Wendung seines Geschicks ein. Kaiser Konrad versöhnte sich mit dem bairischen Löwen und bei dem Friedensschluß auf dem Reichstag zu Frankfurt wurde auch Albrecht berücksichtigt. Zwar entsagte er allen Ansprüchen auf das Herzogthum Sachsen, dagegen wurde ihm die Nordmark zurückgegeben.

Die Markgrafschaft Brandenburg. Von nun an war auf die Kräftigung und Erweiterung dieser Mark sein stetes Augenmerk gerichtet, und er tröstete sich über den Verlust Sachsens um so leichter, als ihm schon die Hoffnung winkte, der Nordmark das wendische Land selbst hinzuzufügen. Pribislav, sein wendischer Bundesgenosse, war gestorben: es wird erzählt, dieser Fürst habe in einem schriftlichen Testament den Ballenstädter Markgrafen zum Erben aller seiner Länder eingesetzt, doch läßt sich die Wahrheit dieser Angabe nicht begründen. Sicherer ist, daß Albrecht, heimlich unterstützt von Petrussa, der Wittwe des Wendenfürsten, sich auf die Nachricht von dessen Tode schleunigst nach Brandenburg begab und einen Theil des Wendenlandes in seinen Besitz brachte (1142).

Zwar mochte sich seine Herrschaft nach Osten und Norden hin zunächst kaum über die Spree hinaus erstrecken, aber er war entschlossen und fühlte in sich die Kraft, die Grenzen des neu gewonnenen Landes zu erweitern. Von nun an nannte sich der Ballenstädter nicht mehr, wie bis dahin, Markgraf von Salzwedel, sondern Markgraf von Brandenburg, und während er als Graf in der Nordmark nur den obersten Befehl über das Heer und

die Vesten gehabt hatte, wurde ihm vom Kaiser in seinen neuen Erwerbungen die volle Herzogsgewalt übertragen, dazu noch das Erzkämmereramt im deutschen Reich, wodurch er ganz in die Reihe der großen Reichsfürsten eintrat (1143). So war das brandenburgische Land die Grundlage neuer Macht und neuen Glanzes für ihn geworden und er fühlte, daß es nur von ihm abhinge, durch Erweiterung und Befestigung seines neuen Besitzes eine noch glänzendere Zukunft für sich und seine Nachfolger zu begründen. Sein ganzes Bestreben war von jetzt auf die Unterwerfung der Länder bis an die Oder hin gerichtet, wozu ihm bald willkommene Hülfe geboten wurde. Als Kaiser Konrad im Jahre 1147 seinen Zug ins heilige Land unternahm, vereinigte sich Albrecht mit andern nordischen Fürsten, besonders mit Heinrich dem Löwen und dem König von Dänemark, so wie mit einer großen Anzahl geistlicher Fürsten, um seinerseits einen Kreuzzug in der Nähe auszuführen; sie beschlossen, dem Christenthum unter den Slaven eine größere Verbreitung zu verschaffen. Gleichzeitig führte zu diesem Zweck Heinrich der Löwe ein Heer gegen die Obotriten, Albrecht der Bär ein anderes nach Pommern hinein; aber der Erfolg ihres Unternehmens scheiterte zum großen Theil an der Eifersucht der einzelnen Theilnehmer, welche mehr auf eigene Ehre und Bereicherung, als auf die Förderung des Christenthums bedacht waren. Zwar machten die Pommern nach zweijährigem Kampf Frieden, und versprachen dem Christenthum treu zu bleiben, dagegen wurden die Obotriten noch lange vergeblich bekämpft. Selbst in dem von Albrecht bereits eroberten Lande, in Brandenburg, mußte noch einmal das Schwert gezogen werden. Als er sich nämlich zur Vermählung des großen Hohenstaufenkaisers, Friedrich I., nach Würzburg begeben hatte, empörte sich Jatzo (oder Jaczo), ein Neffe des verstorbenen Pribislav, und riß einen großen Theil der Wenden mit sich fort. Es gelang ihnen sogar, sich der Veste Brandenburg zu bemächtigen, — aber Albrecht eilte im Sturm herbei, eroberte die Burg wieder und zerstreute das wendische Heer. Jatzo selbst mußte nach Pommern fliehen.

An Jatzo's Namen knüpft sich eine alte Sage von dem sogenannten Schildhorn, einer Anhöhe auf einem Vorsprung der Havel in der Nähe von Pichelsdorf bei Spandau. Die Sage erzählt: Als es zwischen den Christen und den heidnischen Wenden in jenen Gegenden zum Kampf gekommen, sei den Heiden beim Anblick des Kreuzes auf den feindlichen Fahnen plötzlich aller Muth gesunken. Jatzo, als er alle die Seinigen fliehen sah, wollte gleichfalls davon sprengen, aber dicht von den Feinden gefolgt, sah er seinen Weg durch die Havel versperrt. Da ruft er den Gott der Christen um Rettung an und gelobt, ihm zu dienen, wenn er den Feinden entrinne. Jenseits sieht er einen Vorsprung weit in den Fluß hineinreichen und muthig stürzt er sich mit dem Roß und der schweren Rüstung in den Strom, um jenen Punkt zu erreichen. Wie durch ein Wunder trägt ihn das Pferd aus jenseitige Ufer; dort angekommen sinkt er voll Dank gegen den Christengott auf die Kniee und hängt seinen Schild an einem Baum auf zum Zeichen, daß er fortan nicht mehr gegen die Christen kämpfen wolle. Deshalb heißt der Ort das Schildhorn, und König Friedrich Wilhelm IV. hat dort vor mehreren Jahren eine Säule mit einem Schild, von einem Kreuz überragt, errichten lassen.

Albrecht der Bär führte in dem wieder eroberten Lande eine strenge

Herrschaft, und drang auf unbedingte Unterwerfung und auf Annahme des Christenthums. Er war aber überzeugt, daß er seiner Gewalt eine feste und dauernde Grundlage nur dadurch zu geben vermöchte, wenn er das unterworfene Volk auch von innen heraus umzuwandeln versuchte. Was das Schwert begonnen hatte, das sollte die Weisheit seiner Regierung vollenden.

Vor Allem jedoch wollte er dem Höchsten, welcher ihm bis dahin Kraft zum Siege verliehen und von dessen Segen das fernere Gelingen seiner Pläne abhing, den schuldigen Dank in Demuth abstatten und weiteren Beistand von ihm erflehen. Nach dem Glauben jener Zeit waren Gebete, welche an den heiligen Stätten im gelobten Lande verrichtet wurden, besonders gottgefällig und wirksam; darum hatte der eben so fromme als tapfere Ballenstädter vor dem Beginn des letzten Kampfes das Gelübde gethan, nach dem Siege eine Wallfahrt zum heiligen Grabe auszuführen. Begleitet von seiner Gemahlin und von dem Bischof Ulrich von Halberstadt machte er sich jetzt auf, sein Gelübde zu erfüllen, und neugestärkt an Glaubenskraft und frommem Eifer kehrte er dann in die Heimath zurück, wo eine große Aufgabe seiner harrte.

Deutsche Colonisten in Brandenburg. Templer und Johanniter. Das Land, das sein tapferer Arm den Wenden abgerungen hatte, lag großentheils verwüstet und öde da: die langwierigen Kriege hatten unzählige Menschen dahin gerafft. Um neues, frisches Leben zurückzuführen, verpflanzte Albrecht zunächst viele seiner tapferen Kampfgenossen in das eroberte Land, und wies ihnen zum Dank für ihre kriegerische Arbeit den verlassenen Grund und Boden an, welcher bei fleißiger Bearbeitung dem Besitzer reichlichen Lohn tragen konnte. Die gemeinen Krieger erhielten kleinere Grundstücke gegen einen geringen jährlichen Zins, die Ritter aber, welche Albrecht's Fahnen gefolgt waren, sahen sich durch größere Ländereien belohnt. Sie setzten sich in den verlassenen Burgen fest, wofür sie sich dem Markgrafen zur ferneren Leistung ritterlicher Dienstpflicht verbindlich machten. Ganz wie die deutschen Adeligen wurde der alte wendische Adel behandelt, welchen Albrecht durch alle Mittel der Schonung und der Milde an sich heranzuziehen bemüht war. Es gelang ihm wirklich, in kurzer Zeit eine Vermischung der deutschen und wendischen Adeligen herbeizuführen; auch durch Heirath vereinigten sich jetzt beiderlei Familien, was im hohen Grade dazu beitrug, die Wenden allmälig ganz zu deutscher Sitte hinüberzuführen.

Um die Zahl fleißiger Colonisten zu vermehren, rief Albrecht unter vortheilhaften Bedingungen Deutsche aus allen Gegenden herbei. Ansiedler aus Norddeutschland eilten auf seinen Ruf nach der Mark, erhielten Ländereien gegen bestimmten Zins und Dienstpflicht und legten zahlreiche Dörfer an. Besonders vortheilhaft für den Aufschwung des Ackerbaus und aller Gewerbthätigkeit war es, daß aus den Gegenden vom niederen Rhein, aus Holland, Seeland und Flamland, wo seit langer Zeit schon alle Gewerbe mit besonderer Sorgfalt und Kunstfertigkeit gepflegt wurden, eine große Anzahl Ansiedler nach der brandenburgischen Mark herbeizog. In ihrer Heimath war theils schon Uebervölkerung eingetreten, theils hatten sie durch große Ueberschwemmungen sich ihrer Habe beraubt gesehen, und sie folgten daher freudig dem Rufe Albrecht's, welcher ihnen ergiebige Fluren und ein günstiges Gebiet für ihre kunstgeübte Thätigkeit anbieten konnte. Sie waren es, welche am meisten

dazu beitrugen, die Blüthe der neuen Markgrafschaft zu befördern: sie trockneten Sümpfe aus, dämmten die Gewässer ein und übertrugen in ihre neue Heimath alle Zweige des Gewerbfleißes, durch welche ihr früheres Vaterland ausgezeichnet war. Um die Burgen der Ritter aber bildeten sich bald größere Ansiedelungen, aus welchen zahlreiche neue Städte emporblühten. Die Gewerbthätigkeit, welche des Schutzes gegen räuberische Angriffe besonders bedurfte, gründete ihre Stätten am liebsten in der Nähe mächtiger Rittersitze. Die so entstandenen Gemeinden wurden dann zu größerer Sicherheit oft noch mit Mauern und Gräben umgeben, erhielten das Recht, Märkte abzuhalten, sowie andere Vorrechte und Freiheiten, welche zum städtischen Recht nach deutschem Brauch gehörten. Schon unter Albrecht's Herrschaft nahmen einzelne Städte einen raschen Aufschwung.

Wie Albrecht nichts versäumte, was in irgend einer Weise seinen neuen Besitz sichern und die Kräfte der neuen Ansiedelung erhöhen konnte, so war es auch seit seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande sein Plan gewesen, die Ritterorden der Templer und Johanniter, deren edle Thätigkeit für den Schutz und die Pflege der gläubigen Pilger er dort kennen gelernt hatte, in seine Markgrafschaft zu verpflanzen. Er betrachtete seine Aufgabe in dem bisherigen heidnischen Lande überhaupt der einer Kreuzfahrt ähnlich, und wünschte deshalb auch, die geistlichen Orden an seinem christlichen Werk zu betheiligen. Er bat die Ordensmeister, ihm zum Schutz der Landesgrenzen und zur Regelung der Krankenpflege eine Anzahl Ritterbrüder zu überlassen. Seine Bitte fand Gehör, und er wies den Johannitern die Kirche zu Werben, den Templern Müncheberg mit reichem Grundbesitz in der Umgegend an.

Albrecht's Ende. Albrecht's rastlose und kluge Bemühungen erreichten, was die Markgrafen der Nordmark und die Herzöge von Sachsen seit Jahrhunderten vergeblich erstrebt hatten. Er hat das Christenthum in Brandenburg unwiderruflich begründet und deutsche Sitte daselbst für immer heimisch gemacht. Nachdem der heidnische Götzendienst ein für allemal beseitigt und im Gefolge des christlichen Glaubens auch christliches Leben mehr und mehr eingezogen war, schwanden die wendischen Erinnerungen dahin und das Volk lebte sich bald ganz in das neue deutsche Wesen hinein. Das ist der große Ruhm des ballenstädter Albrecht's, daß er nicht nur mit kühner Kriegsgewalt die Mark für Deutschland erobert, sondern sie auch von innen heraus ganz umgewandelt und zu einem wirklich deutschen Lande gemacht hat. Er ist der Schöpfer eines neuen Staates geworden und auf dem von ihm gelegten Grunde haben die hohenzollernschen Fürsten den gewaltigen Bau ausgeführt, unter dessen Schutz sich heute Millionen glücklich fühlen. Wohl durfte nach solcher Lebensarbeit der greise Fürst sich den ruhigen Rückblick auf sein bewegtes und prüfungsreiches Schicksal gönnen und im Frieden der Zurückgezogenheit seinen ruhmvollen Lauf beschließen. Sein ältester Sohn Otto hatte schon längst die Geschäfte der Regierung mit ihm getheilt; im Jahre 1168 übertrug er ihm dieselben gänzlich, nachdem er sein Hauserbe, die Grafschaft Anhalt und die übrigen ballenstädter Besitzungen unter seine übrigen Söhne getheilt hatte. In Werken der Frömmigkeit brachte er seine letzten Jahre in Ballenstädt zu, und starb in hohem Alter (1170) eines sanften Todes.

3. Albrecht's Nachfolger aus dem Hause Ballenstädt. (1168—1320.)

Albrecht's Fürsorge für die brandenburgischen Lande wurde von seinen Nachfolgern in gleichem Sinne fortgesetzt, wodurch der Segen, welchen er über die Mark zu verbreiten gestrebt, ein dauernder und wahrhaft fruchtbringender wurde. Keinem unter den Ballenstädtern fehlte es an Kraft und Muth, um die eingeschlagene Ruhmesbahn zu verfolgen, sie alle waren darauf bedacht, die Grenzen des aufstrebenden Staates weiter auszudehnen, die Stellung der neuen brandenburgischen Fürstengewalt im deutschen Reiche zu befestigen, und gleichzeitig durch wohlthätige Einrichtungen das innere Gedeihen ihrer Länder zu fördern.

Otto I. (1168—1184). — Kriege gegen Dänemark. Unter Albrecht's des Bären erstem Nachfolger, seinem Sohne Otto I., wurde die Macht des ballenstädtischen Hauses durch den frühen Untergang des baierschen Löwen, des langjährigen Nebenbuhlers Albrecht's, befördert. Heinrich der Löwe, das Haupt der Welfen, war von dem hohenstaufischen Kaiser Friedrich I. mit Macht und Ehren ausgezeichnet worden, wie nie ein Fürst im deutschen Reich; als nun Friedrich nach Italien zog, um in dem großen Streit der deutschen Kaiser mit den Päpsten die Entscheidung herbeizuführen, rechnete er vor Allem auf die Hülfe jenes mächtigen Herzogs. Heinrich aber hielt in Ehrgeiz und Undank den Augenblick für günstig, um den Untergang der Hohenstaufen zu fördern und auf den Trümmern ihrer Macht die seines eigenen welfischen Hauses noch zu erhöhen. Er ließ seinen Kaiser ungeachtet der gegebenen Versprechen im Stich, und so geschah es, daß Friedrich in dem Kampf gegen den Papst und die lombardischen Städte erlag. Kaum war der Kaiser nun nach Deutschland zurückgekehrt, so zog er den übermüthigen Herzog zur Rechenschaft, und alle Fürsten des Reichs, welche durch Heinrich's Stolz längst verletzt waren, sahen mit Freuden seinem Sturz entgegen. Vergeblich forderte ihn der Kaiser drei Mal vor das Fürstengericht; da er allen Befehlen trotzig Widerstand leistete, wurde er in die Acht erklärt, das Herzogthum Baiern dem Grafen Otto von Wittelsbach, Sachsen aber dem Grafen Bernhard von Anhalt, Bruder des Markgrafen Otto von Brandenburg, zugesprochen. Zwar nicht ohne Kampf ließ sich der Löwe aus seinem Besitz vertreiben; aber der vereinigten Macht der deutschen Fürsten vermochte er nicht zu widerstehen; der Kaiser selbst erschien an der Spitze des Reichsheeres und Heinrich bequemte sich nun, die kaiserliche Gnade anzuflehen, damit ihm nicht Alles genommen würde. Auf den Knieen bat er den Kaiser um Aufhebung des Bannes und um Rückgabe seiner Güter. Friedrich hob ihn, tief gerührt mit den Worten auf: „Du bist das eigene Werkzeug Deines Unglücks." (1181.) Seine Erbgüter allein wurden ihm gelassen; seine Nachkommen zu Herzögen von Braunschweig erhoben, sollten später dem großbritannischen Thron seine Fürsten geben.

Die brandenburgischen Markgrafen hatten zwar keinen unmittelbaren Ländergewinn bei der Theilung der bairisch-sächsischen Herzogthümer, aber ihre Stellung wurde seitdem eine unabhängigere. Bis dahin war der Markgraf von Brandenburg in Bezug auf das Land am linken Elbufer, welches zur

alten sächsischen Nordmark gehört hatte, noch in einer gewissen Abhängigkeit von Sachsen gewesen; das hörte nun auf, und die Markgrafen übten seitdem auch in jenen Landestheilen die volle Herzogsgewalt und waren nur noch dem Kaiser selbst zu Dienste verpflichtet.

Der aufblühende Staat erhielt jetzt auch eine Hauptstadt. Markgraf Otto I. berief die Vornehmen seines Landes zu Havelberg zusammen, um den Ort zu wählen, welches fortan den Mittelpunkt des allseitig aufstrebenden Volkslebens bilden sollte: man entschied sich für Brandenburg, wo die Markgrafen schon seit längerer Zeit ihren Wohnsitz am öftesten aufgeschlagen hatten.

Kaum war in Heinrich dem Löwen der Nebenbuhler beseitigt, welcher von Sachsen aus die Fortschritte der brandenburgischen Macht beeinträchtigen konnte, so mußten die Markgrafen nach einer anderen Seite hin ihre sorgenvolle Aufmerksamkeit und ihre kriegerischen Anstrengungen richten. Vom Norden her, von Dänemark, wo eine Reihe kriegslustiger Fürsten hinter einander regierte, wurde das Schwert der ballenstädtischen Markgrafen wiederholt herausgefordert. Die Dänen machten Ansprüche auf die Länder an der Ostsee, besonders auf Pommern und auf das slavische Land jenseits der Oder. Die pommerschen Herzöge vermochten ihnen nicht kräftig genug zu widerstehen; um nun Pommern nicht dem deutschen Reich entreißen zu lassen, übertrug Kaiser Friedrich I. dem Markgrafen von Brandenburg eine Art Lehnshoheit über jenes Land. Hieraus entstanden für Brandenburg zunächst immer neue Fehden mit Dänemark, später aber fortwährende Streitigkeiten mit den Herzögen von Pommern selbst, bis nach Jahrhunderten die Vereinigung beider Länder erfolgte.

Otto II. (1184—1205.) — Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg. Otto's I. ältester Sohn, Otto II., erhielt gleich ihm den Ruhm der ballenstädtischen Tapferkeit aufrecht. Trotz seines kräftigen Sinns und festen Muths aber mußte er sich in einem Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg unter der geistlichen Gewalt desselben demüthigen. Otto hatte wie viele deutsche Fürsten unter dem Kaiser Heinrich VI. einen Kreuzzug gelobt, vermochte aber sein Versprechen nicht zu erfüllen, weil die Dänen gerade damals die brandenburgische Macht hart bedrängten. Der Erzbischof von Magdeburg, schon früher gegen den Markgrafen gereizt, benutzte gern eine Gelegenheit, um ihn die Macht seines geistlichen Ansehens fühlen zu lassen. Nachdem er ihn wiederholt, aber vergebens zum Kreuzzug aufgefordert hatte, belegte er ihn mit dem Bann. Anfangs spottete Otto darüber, aber bald mußte er besorgen, daß er den Kampf gegen die geistliche Macht schwer durchführen würde. Unter seinen Unterthanen fing die Treue zu wanken an; denn der neu gepflanzte christliche Glaube beugte sich noch in voller Ehrfurcht vor dem verdammenden Worte der Kirche. Eine Sage, welche die geistlichen Schriftsteller jener Zeit berichten, giebt einen Beweis, welche Anschauungen von den Wirkungen des geistlichen Fluchs im Volke verbreitet waren. Der Markgraf, so heißt es, habe einst beim Mahle über des Erzbischofs Bann gespottet und übermüthig ausgerufen: „Nach dem Sprüchwort nimmt von Einem, der im Bann ist, selbst kein Hund ein Stück Fleisch. Laßt

uns des Sprüchworts Wahrheit erproben.“ So sprechend habe er seinem Hund einem leckeren Bissen hingeworfen; das Thier aber habe das Fleisch berochen und sei davon geschlichen, und selbst, nachdem man es drei Tage lang ohne andere Nahrung eingeschlossen, habe es des Markgrafen Gabe nicht berührt. — In einer Zeit, wo solche Sagen Glauben finden konnten, war es nicht zu verwundern, wenn der Markgraf sich durch den Fluch des Erzbischofs bald sehr gedrückt fühlte. Er fürchtete zumal noch stärkere Maßregeln Seitens des Papstes, und doch war ihm gerade damals die ganze Kraft seines Volks nöthig, um die wieder drohenden Kämpfe mit den Dänen zu bestehen. Er beschloß daher, den Erzbischof zu versöhnen, mußte sich jedoch zu diesem Zweck zu einem schweren Opfer bequemen. Er und sein Bruder Albrecht übergaben alle ihre Erbgüter (die anhaltischen Familiengüter) dem Erzbisthum Magdeburg zum Eigenthum, unter der Bedingung freilich, daß sie als Lehensgüter ihm und allen seinen Erben wieder übertragen würden. In der Domkirche zu Magdeburg vor dem Hochaltar fand in Gegenwart eines päpstlichen Bevollmächtigten und zahlreicher Ritter und Geistlichen die feierliche Uebergabe statt. An diese Schenkung knüpften sich langwierige und oft erneuerte Fehden zwischen den späteren Markgrafen und dem Erzstift Magdeburg, aber Otto erreichte seinen nächsten Zweck: er wurde vom Bann und vom Gelübde des Kreuzzugs befreit und konnte nun seine volle Kraft gegen die Dänen wenden, welchen er auch eine bedeutende Niederlage beibrachte.

Albrecht II. (1205—1220), welcher Otto II. folgte, zeichnete sich unter den heftigen Kämpfen, welche in Deutschland durch den Streit zweier Gegenkönige (Otto IV. und Philipp) erregt wurden, sowie in den Fehden gegen Dänemark durch Tapferkeit, in all seinem Thun aber zugleich durch besonnene Einsicht aus. Sein Bestreben war besonders darauf gerichtet, das Gebiet Brandenburgs nach der Meeresküste hin zu vergrößern. Um in diesem Unternehmen leichter vorschreiten zu können, versöhnte er sich mit dem Nachfolger des alten Erbfeindes seines Hauses, Heinrich's des Löwen, mit dem braunschweigischen Herzog Otto (als König von Deutschland Otto IV. genannt). In Begleitung seines Oheims, des alten Herzogs Bernhard von Sachsen, besuchte er den welfischen Fürsten in seiner Burg Braunschweig. Dort stand ein ehernes Löwenbild, welches Heinrich der Löwe mit aufgesperrtem Rachen gen Osten hin gerichtet hatte, weil er dort in der Mark Brandenburg seinen Hauptfeind wußte. Der alte Bernhard aber sagte lächelnd zu dem ehernen Löwen: „Wie lange willst du noch nach Osten schauen? Jetzt ist es Zeit, mit deinem Angesicht den Norden zu schrecken.“ — Otto von Braunschweig faßte diese Hindeutung des neuen Freundes lebhaft auf und seitdem fand Brandenburg oft willige Hülfe bei den Nachkommen Heinrich's des Löwen in dem fortwährend erneuerten Kampfe mit Dänemark.

Johann I. und Otto III. (1220—1267). — Albrecht's Söhne Johann I. und Otto III. waren noch minderjährig, als ihnen die Herrschaft über die Markgrafschaft zufiel. Unter der Leitung ihrer klugen und entschlossenen Mutter, der Markgräfin Mathilde, erreichten sie das Alter der Großjährigkeit; der Weisheit der mütterlichen Leitung ist es zuzuschreiben, daß sie der Welt ein Beispiel rührender Eintracht, Liebe und Treue in der ge-

meinschaftlichen Regierung gaben. Wacker hielten sie zusammen in ihren zahlreichen Fehden und Kriegszügen, aller Ruhm und alle Trübsal waren ihnen gemeinschaftlich und nicht minder die Sorge für das innere Glück der ihnen anvertrauten Staaten. In kindlicher Liebe und Ehrfurcht hörten und befolgten sie auch später noch gern den weisen Rath ihrer Mutter Mathilde, die hochbeglückt war durch die schönen Früchte ihrer mütterlichen Sorgfalt. Wir können nicht alle die Thaten und Unternehmungen erzählen, welche das muthige und glückliche Fürstenpaar ausführte: selten konnte ihr Schwert lange ruhen, indem sie gegen die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, wie gegen die Markgrafen von Meißen ihren Besitz in ritterlichem Streite vertheidigen mußten, gleichzeitig aber nach Norden und Osten hin ihres Landes Grenzen mit großem Erfolge zu erweitern bemüht waren. In blutiger Fehde mit den pommerschen Herzögen erstritten sie die Anerkennung ihrer Lehnshoheit über Pommern und die Abtretung der Uckermark, so wie des Landes Stargardt (1244). — Vor Allem aber war ihr Streben auf die Eroberung Slaviens, des Landes jenseits der Oder gerichtet, in welchem sich die dänischen Könige lange vergeblich festzusetzen gesucht hatten. Dieses Land war noch wild und unbebaut, weithin von Wäldern, Wüsten und Morästen bedeckt, ein steter Schauplatz der Kämpfe zwischen den Polen und Pommern. Kurz vorher hatten die Templer dort in Soldin und bei Küstrin Niederlassungen begründet; nun rückten mit ansehnlicher Heeresmacht die beiden Fürsten von Brandenburg über die Oder, besiegten die Polen, nahmen einen großen Landstrich, die spätere Neumark in Besitz und gründeten sofort eine Reihe von Städten, wie Landsberg, Königsberg u. s. w. Auch auf friedlichem Wege gelang es ihnen, ihren Besitz zu vermehren: durch Kauf von den Herzögen von Schlesien brachten sie das Land Lebus an sich, wo sie Frankfurt an der Oder gründeten; durch Otto's Heirath mit der Tochter des böhmischen Königs Wenzel fielen ihnen ferner die Städte und Landschaften Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban zu.

Auch die innere Wohlfahrt des Landes hatte der Weisheit der beiden Fürsten viel zu verdanken. Dem Aufblühen und dem Schutz der Städte widmeten sie die größte Sorgfalt, theils durch Privilegien, theils durch kräftige Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Sicherheit, des allgemeinen Landfriedens; unter ihnen begann erst eine recht gesegnete Entfaltung des Städtelebens, ein lebhafter Aufschwung von Handel und Gewerbe.

Nach einem thatenreichen Leben sahen sich die beiden Brüder am Abend ihrer Tage von zahlreichen Söhnen umgeben. Sie wünschten, nach ihrem Tode diese alle an der Regierung Theil nehmen zu lassen, voll Vertrauen, daß die schöne Eintracht, welche unter ihnen selbst geherrscht, auch unter ihren Nachkommen fortleben werde. Sie theilten daher das Land unter dieselben, jedoch nicht als verschiedene Fürstenthümer, sondern mit der Bedingung, daß die Regierung in Krieg und Frieden, in Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit für das ganze Land gemeinschaftlich bliebe und der älteste Sohn als Erzkämmerer des Reichs das Haupt der Familie sein sollte.

Wie die beiden Brüder Johann und Otto im Leben sich nie getrennt hatten, so sollte sie auch der Tod fast gleichzeitig hinübernehmen: Johann starb 1266, Otto ein Jahr darauf.

Otto mit dem Pfeile (1267—1308). — Das Vertrauen, welches die beiden Fürsten in ihre Kinder gesetzt hatten, wurde nicht getäuscht; denn die feste Einigkeit, welche unter diesen herrschte, ließ die Gefahren nicht aufkommen, welche sonst in einem getheilten Reiche unvermeidlich sind. Vielmehr blieb das Streben der Markgrafen ein gemeinsames und war in vieler Beziehung von glücklichem Erfolge begleitet. Der bekannteste unter den Söhnen Johann's und Otto's ist der älteste Otto IV., welcher auch die Erzkämmererwürde erhielt und später Otto mit dem Pfeile genannt wurde. Auch er war durch Kriegsmuth und unternehmenden Geist ausgezeichnet, und wie auf dem Schlachtfelde, so glänzte er zugleich in den milderen Künsten des Friedens und erwarb sogar als Minnesänger hohen Ruhm. Auch seiner Frömmigkeit wegen ward er von den Zeitgenossen gelobt, doch hielt ihn dieselbe nicht ab, gegen die geistlichen Fürsten mit aller Kraft und Kühnheit aufzutreten. Der größte Theil seiner Regierungszeit war gerade durch die heftigsten Fehden mit dem Erzbisthum Magdeburg ausgefüllt, wobei ihn seine Brüder und Vettern treulich unterstützten.

Der nächste Anlaß dieser Fehden war sein Wunsch, einen seiner jüngeren Brüder, Erich, welcher schon Domherr zu Magdeburg war, zum Erzbischof gewählt zu sehen. Da ihm dies mißlang und statt Erich's Graf Günther von Schwalenberg gewählt wurde, zog er ohne Weiteres zum Kampfe gegen Magdeburg aus. Schon war er bis dicht vor die Stadt gerückt, und, auf den hohen Dom derselben hinweisend, rief er übermüthig aus: „Dort wollen wir bald unsere Rosse füttern;" da holte der Erzbischof Günther das Banner des Schutzherrn von Magdeburg, des heiligen Mauritius, aus dem Dome, sammelte durch begeisterte Ansprache die Bürger der Stadt und viele Fürsten und Ritter um sich und zog muthig zum Vertheidigungskampfe hinaus. Der Markgraf Otto hatte vorzeitig gefrohlockt; denn seine Kriegsschaar wurde in die Flucht geschlagen und er selbst, obwohl ritterlich kämpfend, gerieth in die Gewalt der Feinde. Der Erzbischof, um seinen Stolz zu beugen, ließ ihn in einen engen Käfig von eichenen Bohlen sperren, in welchem er vor den Bürgern Magdeburgs ausgestellt und auf das Demüthigste behandelt wurde. Aus solcher tiefen Schmach errettete ihn seine treue Gemahlin, die Markgräfin Hedwig. Mit bittern Thränen hatte sie Otto's Geschick beklagt und mit sorgender Liebe auf Mittel und Wege gedacht, ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen. Ein alter, braver Diener des fürstlichen Hauses, Johann von Buch, den Otto in einer Anwandlung von Heftigkeit wegen wohlgemeinter, aber lästiger Vorstellungen verstoßen hatte, wurde jetzt in der Stunde des Unglücks wieder der Gattin treuer und ergebener Rathgeber. Auf seinen Vorschlag verkaufte sie alle ihre Kostbarkeiten und eilte selbst nach Magdeburg, um von den geistlichen Herren die Freiheit ihres Gemahls zu erflehen und nöthigen Falls zu erkaufen. Um 4000 Mark Silber wurde derselbe wirklich freigegeben; da sie aber eine so große Summe nicht besaß, so verpfändete Otto sein Ehrenwort, das Geld binnen vier Wochen zu zahlen oder in seine Haft zurückzukehren. Beglückt eilte er mit der trefflichen Hedwig in sein Land zurück; aber noch lastete auf ihnen die schwere Sorge, wie sie das Geld herbeischaffen könnten Da half noch einmal der alte Johann von Buch. Er führte den Markgrafen in die Kirche zu Stendal und wies ihn auf einen eisernen

Kasten hin, der dort in einer unscheinbaren Kammer stand. „Hierin werdet Ihr finden, was Ihr bedürft. Euer Vater vertraute mir diesen Schatz, um ihn seinen Söhnen zu übergeben, wenn sie in großer Noth keinen andern Rath mehr wüßten."

Kaum hatte Otto den Schatz von Gold- und Silbermünzen gehoben, so schwang er sich auf's Roß und brachte dem Erzbischof Günther sein Lösegeld. Als er es aufgezählt, fragte er: „Bin ich nun frei?" und auf die bejahende Antwort rief er mit hohem Selbstbewußtsein: „Wohl denn, so nehmt noch die Lehre von mir, daß Ihr keinen Markgrafen zu schätzen wißt. Ihr hättet mich auf einen Streithengst setzen müssen mit aufgerichteter Lanze, und bis zur Spitze mit Gold und Silber bedeckt, dann wäre ich würdig geschätzt gewesen." Nach diesen Worten ritt er stolz von dannen, um bald den Kampf gegen das Erzstift zu erneuen.

In dem neuen Feldzug war er jedoch nicht glücklicher. Bei der Belagerung von Straßfurt wurde er selbst von einem Pfeilschuß am Kopf getroffen. Die Spitze des Pfeils war mit Widerhaken versehen und konnte deshalb ohne Gefahr nicht herausgezogen werden: Otto trug daher das Geschoß über ein Jahr lang in der Stirn, wovon er den erwähnten Beinamen Otto mit dem Pfeile erhielt. Bei einer neuen Erzbischofswahl setzten es die Markgrafen endlich durch, daß Erich den geistlichen Stuhl bestieg, und so endeten für jetzt die langjährigen Streitigkeiten mit Magdeburg.

Doch ruheten die Waffen unter Otto IV. auch ferner nicht; gegen Mecklenburg, Pommern, Polen gab es immer neue Fehden zu bestehen. Größere Vortheile aber als die Kriegszüge brachten seinem Hause mehrere friedliche Erwerbungen. Er erkaufte von den Herzögen von Meißen und Thüringen die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Niederlausitz und hinterließ daher auch seinerseits die brandenburgischen Staaten mit erweitertem Umfange.

Waldemar (1308—1319). — Als Otto IV. starb, war die Zahl der männlichen Erben der Ballenstädter sehr zusammengeschmolzen. Unter den drei noch übrigen Erben war Waldemar der ausgezeichnetste, und bald vereinigte er die ganze Macht der brandenburgischen Staaten in seiner Hand allein. So wurden vor dem Erlöschen der ballenstädtischen Herrschaft alle Landestheile, welche durch die große Tapferkeit der anhaltinischen Markgrafen zusammengefügt worden, von Neuem unter einem einzigen Fürsten vereinigt. Waldemar, der letzte ballenstädtische Fürst, vereinigte nicht minder in seiner Person alle die großen Gaben, durch welche seine Vorfahren so Bedeutendes gewirkt hatten. Die ganze Tapferkeit und den unerschütterlichen Heldenmuth, den ganzen hochstrebenden Geist und die erfindungsreiche Klugheit, die Weisheit des Rathes und die Kühnheit der Ausführung, welche Albrecht den Bären und seine Nachfolger zierten, finden wir in Waldemar wieder; zugleich freilich dieselbe Heftigkeit der Leidenschaft, wie bei einzelnen seiner Vorgänger und einen ungemessenen Ehrgeiz, welcher ihn hier und da zu tadelnswerthen Schritten hinriß.

Sein kühner Thatendurst verwickelte ihn während seiner ganzen Regierungszeit in unaufhörliche Kriege mit den Dänen. Den schwersten Kampf hatte er zu bestehen, als er der Stadt Stralsund gegen die Bedrückungen

des Fürsten Witzlaw von Rügen Hülfe gewährte. Dieser fand am König von Dänemark einen Bundesgenossen, und beide gemeinschaftlich riefen die Fürsten rings herum zur Bekämpfung Waldemar's auf. In der That gelang es, einen furchtbaren Bund gegen den Markgrafen zusammenzubringen: die Könige von Schweden, Norwegen, Polen und selbst von Ungarn, die Herzöge von Mecklenburg und Lauenburg, die Grafen von Holstein und Schwerin nebst Waldemar's alten Feinden, dem Herzog von Meißen und dem Erzbischof von Magdeburg, vereinigten sich zu seinem Untergang. Wenn auch nicht alle diese Fürsten thätig am Kampfe Theil nahmen, so war doch die Zahl der Feinde so groß, daß nur ein Fürst von Waldemar's Heldenmuth und Klugheit ihnen die Spitze bieten konnte. Aber mit kühnem Entschluß kam er seinen Feinden zuvor und rückte eiligst in Mecklenburg ein. Als dann die ganze Heeresmacht der vereinigten Feinde gegen ihn anrückte, kam es zur Schlacht bei Gransee (1316), wo er zwar nicht Sieger blieb, aber doch seinen Kriegsruhm so tapfer bewährte, daß die Feinde ihre hochfahrenden Pläne aufgeben mußten. Einer der Fürsten nach dem andern trat vom Kampfe zurück, und in dem bald darauf in Templin geschlossenen Frieden (1317) behauptete Waldemar unversehrt das ganze Gebiet der bisher erworbenen und eroberten Länder. Der Ruhm seiner Tapferkeit aber erscholl jetzt herrlicher als je; seine früheren Feinde, selbst der König von Dänemark warben um sein Bündniß, und seine Unterthanen waren stolz auf den glorreichen Fürsten.

Wie auf dem Schlachtfelde, so zeigte er sich auch in der Regierung seiner Länder klug und kräftig und auf das Wohl derselben unablässig bedacht. Der hochstrebende Markgraf ging selbst mit dem Plane um, nach dem Tode Kaiser Heinrich's VII. die Kaiserkrone an sein Haus zu bringen. Das Mißlingen dieser seiner Absicht verschuldete zum Theil sein Gesandter Nicolaus von Buch, welcher auf dem Reichstage seinen Befehlen zuwider gehandelt hatte. Man erzählt nun, Waldemar habe schreckliche Rache an dem ungetreuen Diener genommen. Mit gefesselten Händen und Füßen habe er ihn im Gefängniß verhungern lassen, während vor seinem Angesicht die leckersten Speisen aufgestellt waren. Es ist schmerzlich, Waldemar's sonst so ruhmvolle Geschichte durch einen solchen Flecken verunziert zu sehen, und es gewährt eine Art Befriedigung, daß der häßliche Vorgang vielfach bezweifelt wird.

Waldemar starb im Jahre 1319, in noch kräftigem Alter. Bald nach ihm sank der letzte männliche Sprößling des brandenburgisch-ballenstädtischen Fürstenhauses ins Grab (1320).

4. Brandenburgs Zustand unter den Ballenstädtern.

Fast zweihundert Jahre hatte das Haus Albrecht des Bären die Herrschaft in der Markgrafschaft Brandenburg geführt, und während dieser Zeit immer größere Segnungen über das Land verbreitet: die Umwandelung, welche unter Albrecht begonnen, war seitdem unaufhörlich vorgeschritten, und nach dem Verlauf des von uns erzählten Zeitraums ist das neue deutsche Leben schon in alle Verhältnisse eingedrungen, das Land ist von innen heraus ein anderes geworden.

Die Ausdehnung der brandenburgischen Markgrafschaft ging

beim Tode Waldemar's bereits weit über die Grenzen der ursprünglichen Mark hinaus. Vom böhmischen Gebirge an, wo die Markgrafen über die Lausitz herrschten, reichte ihr Arm bis in Pommern und in das heutige Mecklenburg hinein, und während im Westen die Grafschaften Wernigerode und das Stift Quedlinburg unter ihrer Hoheit standen, ging im Osten ihre Herrschaft bis an die Grenze Polens. Außer den eigentlich brandenburgischen Landen gehörte ihnen die Ober- und Nieder-Lausitz, ein großer Theil der Meißener Mark mit den Städten und Landschaften Dresden, Freiberg und Torgau, die Pfalz Sachsen mit vielen Städten, Burgen und Dörfern, die Mark Landsberg, die Städte und Landschaften Krossen, Sommerfeld, Sagan und ein bedeutender Theil von Hinterpommern.

In diesem ausgedehnten Gebiet waren die brandenburgischen Fürsten unabhängiger vom Kaiser und vom deutschen Reich, als die übrigen Reichsfürsten. Die deutschen Kaiser hatten in diesen größtentheils den Slaven entrissenen Ländern den Fürsten von vornherein eine unbeschränktere Landeshoheit, als den sonstigen deutschen Herzögen und Fürsten gestattet, keine Abgabe floß aus den brandenburgischen Landen in die kaiserlichen Kassen, und während in den ursprünglich deutschen Ländern die Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers und mit der Formel „bei des Kaisers Bann" geübt wurde, geschah dies in Brandenburg im Namen des Landesfürsten und „bei des Markgrafen Hulden". Auch die Erblichkeit der Markgrafen von Brandenburg wurde niemals in Zweifel gezogen, obwohl sie das Land vom Kaiser zu Lehen hatten und Erzkämmerer des Reichs waren.

Die Markgrafen waren so die eigentlichen Herren des eroberten Grund und Bodens, sie waren ferner auch die unumschränkten Kriegsherren, und alle Freien waren ihnen kriegspflichtig. Als oberste Gerichtsherren aber bestimmten sie die Art der Gerichtshaltung für Dörfer und Städte; ihre Hoheit übten sie durch Vögte aus, welche in Burgen oder Städten inmitten einer größern Landschaft (Vogtei) ihren Sitz erhielten.

Die Einkünfte der Fürsten bestanden theils in dem Ertrage ihrer Erbgüter, theils in den Einnahmen von der Gerichtsbarkeit, theils in den sogenannten Regalien, d. h. den Bezügen von Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Zöllen, vom Münzrecht, ferner in den Zinsen von Aeckern und Städten. Diese Einnahmen reichten aber bald nicht hin, um die Kosten der fürstlichen Regierung und Hofhaltung zu bestreiten, besonders da die zahlreichen Kriege große Ausgaben verursachten und der Hofstaat der Fürsten, mit Marschällen, Mundschenken, Truchsessen, Kämmerern u. s. w. im Laufe der Zeit immer glänzender eingerichtet wurde. Um den Geldverlegenheiten abzuhelfen, verkauften die Fürsten daher nach und nach einzelne jener Gerechtsame und Regalien, und verminderten so ihre Einkünfte für die späteren Zeiten. Indem nun die Verlegenheiten hierdurch immer größer wurden, sahen sich die Markgrafen genöthigt, die Stände (Geistlichkeit, Adel und Städte) um außerordentliche Beisteuern zu bitten (daher Bede genannt), was besonders bei großen Kriegsfahrten, bei Gefangennehmung eines Fürsten, bei der Ausstattung der fürstlichen Töchter, bei Beschickung der deutschen Reichstage und in ähnlichen Fällen geschah. Als jedoch die Forderung solcher Beden sehr häufig wiederkehrte, schien es den Vasallen und Städten besser, eine bestimmte jährliche Abgabe

zu zahlen, worüber sie sich im Jahre 1280 mit dem Markgrafen einigten. Auch diese jährliche Bede aber verkaufte oder verschenkte der Fürst oft im voraus, und während hierdurch einzelne Rittergeschlechter an Besitz und Vermögen zunahmen, versanken die Markgrafen, besonders nach der Theilung des Landes, in eine peinliche Verarmung.

In der Bevölkerung des Landes waren Wenden und Deutsche überall gemischt, aber deutsche Sitte gewann mit der deutschen Herrschaft, dem deutschen Recht und dem christlichen Glauben durchweg die Oberhand. Die gemeinen Wenden wurden, wie bereits erwähnt, zu Leibeigenen gemacht und blieben an den Grund und Boden des Guts, auf welchem sie geboren waren, gefesselt. Sie waren ihren Gutsherren und außerdem noch den Landesherren zu einer Menge von Diensten und Zinsen verpflichtet.

Der erste Stamm der deutschen Bevölkerung für das eroberte Wendenland waren die Krieger gewesen, welche zur Bekämpfung des Heidenthums herbeigezogen waren. Sie blieben in dem Lande, welches sie erobern geholfen, und wurden von den Fürsten mit Landbesitz unter günstigen Bedingungen ausgestattet; zu ihnen gesellten sich dann die Ansiedler aus allen Gegenden Deutschlands, welche auf den Ruf von den Vortheilen dieser Niederlassung herbeiströmten. Ihnen wurde Grund und Boden in größerem oder geringerem Umfange gegen Erlegung eines bestimmten Zinses für jede Hufe erbeigenthümlich überlassen, was ein Vorzug gegen die Bauern in vielen anderen Gegenden war, die ihr Land nicht als erbliches Eigenthum besaßen und nicht frei darüber schalten konnten. Ein vorzügliches Augenmerk richteten die Fürsten, die geistlichen Herren und begüterten Ritter auf die Anlegung von Dörfern. Zu diesem Zweck wurde gewöhnlich einem freien Mann, welcher die Begründung unternehmen wollte, eine Anzahl Hufen Landes gegen ein Kaufgeld überlassen, und er trat dieselben zu kleineren Theilen wieder an Andere ab, unter der Bedingung jedoch, daß sie jährlichen Zins, so wie den Zehenten von den Feldfrüchten und dem Vieh entrichten und die üblichen Dienste leisten mußten. Für sich selbst erhielt der Unternehmer eine Anzahl zinsfreier Hufen und zugleich das Amt eines Schultheiß in dem zu gründenden Dorfe mit dem Recht, Schank zu halten, Mühlen anzulegen u. s. w. Der Schultheiß nahm den Zins von den Bauern ein und führte denselben an den Grundherrn ab. Wo das Land erst urbar gemacht werden mußte, so wurde auf eine Reihe von Jahren (Freijahre) kein Zins gefordert. Als nun eine Menge von deutschen Ansiedlern sich überall verbreitet hatten, und die Anlagen dieser freien Leute durch bessere Bebauung des Feldes reichlicheren Ertrag brachten, gaben viele Grundherren auch den slavischen Leibeigenen die Rechte und Freiheiten der deutschen Bauern, damit sie mit diesen auch in den Erfolgen freier und nutzbringender Thätigkeit wetteifern möchten. In kurzer Zeit gewann denn das vorher verwüstete und verödete Land eine ganz andere Gestalt; weite Strecken waren urbar gemacht, Sümpfe und Moore ausgetrocknet und überall erblüheten fruchtbare Landstriche, wo vorher Wildniß und Oede gewesen war.

Der Adel, welcher unter Albrecht dem Bären gekämpft hatte, erhielt, wie oben erwähnt, für die geleisteten Dienste zinsfreie Hufen von dem eroberten Lande; dagegen blieb er mit seinem Gefolge dem Markgrafen zum

Kriegsdienst verpflichtet, und mußte, wenn dieser zum Kampf auszog, mit drei oder vier Kriegsknechten zu ihm stoßen. Bürgerlichen Erwerb durften die Ritter nicht treiben, weil dies als ihrer nicht würdig galt. Für besonders große Dienste erhielten sie von dem Fürsten größere Ackergebiete nebst dem von den Bauern in ganzen Dörfern zu entrichtenden Zins; hierdurch wurden sie selbst die eigentlichen Grundherren derselben, wie dies später bei den meisten sogenannten Rittergütern der Fall war. Nicht selten verkaufte oder schenkte ihnen der Landesherr auch die Gerichtsbarkeit, und sie wurden so zugleich die erblichen Gerichtsherren auf ihren Gütern. Hierdurch wuchs die Macht des Adels ungemein, wie nicht minder durch den Einfluß, welchen die Adeligen als Hofbeamte der Fürsten, wie als deren Burggrafen und Vögte gewannen. Trat nun für den Markgrafen noch der Fall großer Geldbedrängniß ein, wo er zu der Hülfe seiner Vasallen Zuflucht nehmen mußte, so benutzten dieselben eine solche Gelegenheit, um ihre Stellung und ihre Freiheiten noch zu erhöhen, und während sie selbst sich vom Fürsten immer unabhängiger zu stellen suchten, wurde dagegen ihre Macht über die Bauern und ihre Willkür gegen die Städte immer drückender.

Bei Anlegung der Städte ging es ähnlich zu, wie bei der Einrichtung von Dörfern. Gewöhnlich wurde auch hierbei die gesammte Anlage einem Einzigen übertragen, welcher dann die Erbvogtei über die Stadt erhielt und mit den von der Bürgerschaft gewählten Schöffen das Gericht bildete. Zuweilen überließ der Fürst der Stadt selbst die obere Gerichtsbarkeit. Für die Verwaltung des städtischen Vermögens, zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit, zur Beaufsichtigung der Gewerbe-Innungen und Zünfte wurden dann Rathmänner oder Rathsherren durch die Bürger gewählt und als erster unter denselben ein Raths- oder Bürgermeister. Der hauptsächlichste Vorzug der Städte war die Pflege des Handels und des gewerblichen Lebens: in dem Schutz der mit Mauern umgebenen und von einer Burg geschirmten Orte konnten die Gewerbe ohne Besorgniß vor räuberischer Gewaltthat sich frei entwickeln. Der größere Verkehr, dessen Mittelpunkt die Städte wurden, beförderte den schnellen Absatz der Erzeugnisse, besonders dienten die Märkte in den Städten als das beste Mittel zur Hebung der Gewerbthätigkeit. Der Markt oder Ring bildete den Mittelpunkt einer jeden Stadt; dort wurde das Rathhaus errichtet und neben demselben die Kramläden, die Fleisch-, Schuh- und Brotbänke. Die Häuser am Markte wurden meist mit Säulenhallen oder Lauben versehen, damit die Leute an Markttagen oder auch wenn Gerichtstage im Freien gehalten wurden, Schutz gegen schlechtes Wetter fänden. — Mehrere Städte der brandenburgischen Herrschaft schlossen sich zeitig dem Hansabunde an, welchen die wichtigsten Handelsplätze Norddeutschlands seit dem dreizehnten Jahrhundert errichtet hatten, und an dessen Spitze Lübeck stand. Bis Nowgorod, London und Lissabon ging die Handelsthätigkeit der verbündeten Städte.

Schon frühzeitig betheiligten sich hier, wie überall, vorzüglich die Juden sehr lebhaft am Handel: sie genossen in Brandenburg besondern Schutz, wofür sie aber ein Schutzgeld entrichten mußten. Von allem sonstigen Verkehr mit den Christen ausgeschlossen und hier, wie anderwärts, mit Geringschätzung und oft mit Härte behandelt, suchten sie sich durch Erwerb von Reichthum dafür zu entschädigen, wozu ihnen vorzüglich der Wucher dienen mußte. Uebri-

gens gewährten ihnen die ballenstädtischen Markgrafen manche Rechte, welche sie anderswo nicht besaßen; sie durften selbst das Bürgerrecht in einzelnen Städten erwerben und Häuser besitzen, meist aber nur in einem abgegrenzten Stadttheil. Eigentliche Judenverfolgungen kamen unter den Ballenstädtern nicht vor.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf den Zustand und den Einfluß des Christenthums und der Kirche in jener Periode. Es war die Zeit der höchsten Blüthe der geistlichen Gewalt, wo durch die Päpste von Gregor VII. bis Innocenz III. die weltliche Macht unter die Oberherrschaft des geistlichen Stuhls gebeugt werden sollte und zum Theil sich wirklich vor ihr beugen mußte. Mag auch bei diesem Streben der Päpste viel ungeistlicher Hochmuth und weltliche Herrschsucht eine Rolle gehabt haben, so darf doch nicht geläugnet werden, daß jene geistliche Obergewalt in vieler Beziehung eine Wohlthat für die Völker war; denn sie diente in den meisten Ländern der Willkür der Fürsten und der rohen Gewalt der Vornehmen zum heilsamen Zügel. Auch in den Ländern, deren Geschichte wir hier erzählen, war es zum Theil das Verdienst der Geistlichkeit, daß die Wenden, nachdem sie einmal zum Christenthum bekehrt worden, wenigstens nicht in schlimmere Verhältnisse kamen, als sie in der heidnischen Zeit gehabt hatten. Freilich hatte die Kirche in Brandenburg weniger Gelegenheit als sonst, ihren mildernden Einfluß auf die Fürsten auszuüben, weil die Markgrafen selbst im Geiste christlicher Milde und Weisheit die Verhältnisse zu ordnen bemüht waren: wohl aber mögen in einzelnen Fällen die Geistlichen auch hier oft gewaltthätiger Rohheit gewehrt haben. Im Allgemeinen gewann die Geistlichkeit in der Mark von vorn herein eine so bedeutende Gewalt nicht, wie in andern Ländern, weil die Markgrafen bei aller Frömmigkeit doch das Herrscheramt mit großer Kraft und Selbstständigkeit verwalteten; selbst als sie ihre Erbgüter von dem Erzbischof von Magdeburg zu Lehen genommen hatten, waren sie doch nicht im Geringsten geneigt, sich in ihren Rechten beeinträchtigen zu lassen. Dagegen förderten sie mit regem kirchlichem Sinn alle frommen Einrichtungen und Stiftungen, besonders die Gründung von Klöstern, welche sie mit reichem Grundbesitz ausstatteten. Gegen achtzig Klöster sollen den Ballenstädtern ihren Ursprung verdankt haben. Dieselben wurden nicht nur Pflanzstätten christlichen Glaubens für die umliegenden Gegenden, sondern vornehmlich auch Asyle für die christliche Mildthätigkeit, für die Pflege der Armen, der Kranken, der Reisenden, und so kamen die Besitzthümer, womit man die Klöster ausstattete, dem Volke wieder zu Gute. Nicht minder wirkten die Klöster auf die Verbesserung des Landbaues, indem sie sich die Urbarmachung wüster Strecken zur Aufgabe stellten, besonders die in Wäldern und Wüsten errichteten Klöster in Pommern und in den Marken. Auch für die Pflege der Wissenschaft und der Volksbildung endlich waren die Klöster in der Mark nicht ganz unthätig, wiewohl sie hierin Bedeutendes nicht leisteten, weil die Mönche selbst zumeist nur eine geringe Bildung besaßen.

Auch Nonnenklöster gab es in den brandenburgischen Landen; sie sollten besonders den unverheiratheten Töchtern der Fürsten und Edeln als Zuflucht dienen und wurden gleichfalls mit großem Besitz ausgestattet. Die markgräflichen Töchter waren gewöhnlich ihre Aebtissinnen.

Die Geistlichkeit allein hielt damals Schulen, zunächst für die Ausbildung ihrer eigenen geistlichen Zöglinge, doch wurden auch andere junge Leute zugelassen. Bei den Hochstiften gab es sogenannte Domschulen unter einem Scholasticus. Es wurde da, wie in jener Zeit überall, in den unteren Schulen ein dreifacher Cursus (Trivium, woher der Name Trivialschulen), nämlich in Grammatik, Rhetorik, Logik, in den höheren Schulen ein vierfacher Cursus (Quadrivium), in Arithmetik, Astronomie, Geometrie und Musik getrieben. Außerdem gab es niedere Schulen, wo blos Lesen und Schreiben und etwas Latein gelehrt wurde, um die Kirchengebete verstehen zu lernen. Solche Anstalten wurden auch in manchen Städten nach Einholung der bischöflichen Erlaubniß errichtet. Auf den Dörfern dagegen herrschte überall die größte Unwissenheit, auch der Religionsunterricht war hier keine Quelle größerer Erleuchtung, weil sich die Geistlichen nach der kirchlichen Art jener Zeit, wo die Frömmigkeit großentheils in äußerem Formenwesen bestand, darauf beschränkten, die kirchlichen Gebräuche und Ceremonien äußerlich einzuüben.

Im Allgemeinen gab der Zustand des brandenburgischen Landes beim Schluß der ballenstädtischen Fürstenreihe ein rühmliches Zeugniß für den trefflichen Geist und das edle Streben, womit Albrecht der Bär und seine Nachfolger das eroberte Land regiert hatten: leider sollte nach ihnen eine Zeit über Brandenburg kommen, wo mancher von ihnen gepflanzte Keim einer schönen Entwickelung wieder unterdrückt wurde, bis nach dem Ablauf dieser traurigen Zwischenperiode die hohenzollernschen Kurfürsten mit kräftiger Hand das Werk wieder aufnahmen, welches die ballenstädtischen Markgrafen so schön begonnen hatten.

5. Die baierschen Markgrafen. (1324—1373.)

Ludwig von Baiern (1324—1351). Der Tod Waldemar's war für Brandenburg der Beginn einer trüben Zeit, einer Zeit des Verfalls und der Auflösung. Nur ein Sprößling des mächtigen markgräflichen Hauses war noch übrig, Heinrich der Jüngere von Landsberg, aber er war noch unmündig, und die neidischen Nachbarfürsten hielten daher den Augenblick für günstig, um über die Markgrafschaft als über eine unvertheidigte Beute herzufallen. Der Herzog Heinrich von Schlesien erneuerte seine Ansprüche auf Lebus und Frankfurt; die Wittwe Waldemar's, Agnes, ließ sich in der Altmark, als ihrem zugesicherten Witthum, huldigen, und behielt diesen Besitz auch, nachdem sie sich bald darauf mit dem Herzog von Braunschweig wieder vermählt hatte; der Herzog von Glogau riß die Landschaften Sagan, Krossen, Züllichau u. a. an sich, in der Priegnitz und Uckermark kämpften die Herzöge von Mecklenburg und Pommern um die Herrschaft, Wratislav V. von Pommern-Wolgast nahm die brandenburgischen Besitzungen in Hinterpommern und zugleich einen Theil der Neumark in Besitz, wo er als Vormund des jungen Markgrafen anerkannt wurde, während von anderen Seiten der Herzog Rudolph von Sachsen, wie der Erzbischof von Magdeburg diese Vormundschaft gleichfalls beanspruchten.

Kaiser Ludwig der Baier suchte diesem Unwesen ein Ende zu machen, indem er den jungen Heinrich für volljährig erklärte, aber wenige Monate

darauf (1320) starb dieser letzte Sprößling des ballenstädtischen Hauses, und nun stieg die allgemeine Verwirrung auf den höchsten Punkt.

Rudolph von Sachsen nahm als nächster Verwandter der bisherigen Markgrafen ihre Nachfolge in Anspruch, obwohl derjenigen Seitenlinie, welcher er angehörte, niemals eine Mitbelehnung über Brandenburg ertheilt worden war. Für die Behauptung seiner Ansprüche schienen ihm jedoch die Verhältnisse in Deutschland günstig, wo die beiden Gegenkaiser, Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich, im Streite lagen: in der That gelang es ihm, durch kühnes Auftreten und große Verheißungen einen Theil des brandenburgischen Landes zur Huldigung zu bewegen. Nicht lange aber konnte er sich dieser angemaßten Herrschaft erfreuen; denn kaum war Ludwig der Baier durch die Schlacht bei Mühldorf (1322) zum unbezweifelten Besitz der höchsten Gewalt in Deutschland gelangt, so erklärte er auf dem Reichstage zu Nürnberg die Mark Brandenburg für ein eröffnetes Reichslehen und übertrug dasselbe mit Zustimmung der Fürsten seinem ältesten Sohne Ludwig. Auf diese Weise gedachte er vor Allem seine Hausmacht zu vermehren und sich eine kräftigere Stütze im Reiche zu verschaffen, weil er sich noch immer gegen die Eifersucht seiner österreichischen Widersacher nicht sicher hielt. Der neunjährige Herzog Ludwig von Baiern wurde denn mit der Mark Brandenburg, der Erzkämmererwürde und allen Ländern, Grafschaften und Herrschaften, die durch Waldemar's Tod erledigt waren, feierlich belehnt (1324). König Ludwig selbst übernahm die Vormundschaft über den jungen Markgrafen und ergriff mit kräftiger Hand die Verwaltung in dem unglücklichen Lande, in welchem seit Waldemar's Tode auf allen Seiten Unordnung und Willkür eingerissen war. Besonders hatten die Schrecken des Faustrechts, welches unter den Ballenstädtern in der Mark weit weniger, als in anderen Theilen Deutschlands gewaltet, jetzt auf entsetzliche Weise um sich gegriffen: kühne Raubritter belagerten die Landstraßen und erbaueten feste Burgen, von denen aus sie die Umgegend in Schrecken setzten. Vergeblich schlossen sich viele Städte und Ritter zusammen, sie vermochten diesem Unwesen nicht wirksam zu steuern.

Der neuen Regenten erste Sorge mußte es daher sein, Ordnung und Sicherheit in dem bedrängten Lande wiederherzustellen: in den Urkunden, welche der baierische Fürst den Ständen zur Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten ausstellte, versprach er ihnen sofort „die Vesten zu brechen, die nach Waldemar's Tode im Lande erbauet waren." Zu größerer Sicherheit in dem neuen Besitz wurden mit dem Herzog von Braunschweig, dem Markgrafen von Meißen und dem König von Dänemark Familienverbindungen und Freundschaftsverträge geschlossen. Rudolph von Sachsen sah sich von seinen Anhängern bald verlassen, machte nun keine Anstrengungen weiter, den unrechtmäßigen Besitz zu behaupten und wurde später durch die Niederlausitz zufriedengestellt. Den Herzögen von Mecklenburg und Glogau und dem König von Böhmen mußte dagegen ein Theil der Länder überlassen werden, welche sie nach Waldemar's Tode an sich genommen hatten, und die Herzöge von Pommern weigerten sich gleichfalls, die Uckermark herauszugeben, und verbanden sich zu deren Behauptung mit dem König Wladislaus dem Kleinen

von Polen, welcher noch von einer anderen Seite zum Kampf gegen Ludwig aufgefordert wurde.

Papst Johann XXII. hatte nämlich den König Ludwig den Baier in den Bann gethan, weil dieser sich geweigert hatte, erst die päpstliche Genehmigung für seine Würde als römischer König einzuholen. Da Ludwig des Bannes nicht achtete, so rief Johann den Polenkönig gegen Brandenburg auf und sprach die Unterthanen von dem Eide der Treue gegen den Markgrafen los. Wladislaus folgte gern seinem Ruf: er wollte an Brandenburg Rache nehmen für manchen Vortheil, welchen die ballenstädtischen Markgrafen in früheren Zeiten gegen Polen gewonnen hatten, und im Sommer 1325 brach er mit seinen rohen Kriegsschaaren in die Neumark ein. Vergeblich war der Widerstand, welchen die Städte Frankfurt, Lebus, Müncheberg und die Ritterschaft jener Gegenden zu leisten suchten, ihre Kriegsschaaren wurden von dem wilden Strom dahingerafft, welcher sich verheerend über das Land ringsum ergoß. Unter allen Greueln der Verwüstung, des Mords und der schändlichsten Frevelthaten drangen die blutigen Schaaren tief in die Mittelmark hinein bis vor Brandenburg. Ueberall steckten sie die Häuser und Hütten in Brand, verwüsteten und zerstörten die Kirchen und Klöster; an Greisen und Kindern, an Frauen und zarten Jungfrauen, an Mönchen und Nonnen übten sie ihre unmenschliche Wuth und Grausamkeit. Gegen zweihundert Dörfer wurden durch diese barbarischen Horden in Asche gelegt, über sechstausend Männer als Sklaven fortgeschleppt. Angesichts solcher Greuel ermannten sich endlich die Ritter und die Bürger von Frankfurt und Brandenburg, während gleichzeitig auch des Markgrafen Heeresmacht den Feinden wohlgewaffnet entgegenrückte; Wladislaus, besorgt, daß er sich auf die Länge im feindlichen Lande nicht würde halten können, ließ sich an dem blutigen Erfolge seines Raubzuges genügen und ging über die Oder in sein Land zurück, wo ihn bald vom Norden und vom Süden her feindliche Angriffe vollauf beschäftigten (1325).

Auch nach dem Abzuge der rohen Slavenhorden konnte Markgraf Ludwig noch nicht frei aufathmen; denn noch hatte er mit Pommern weitere Kämpfe zu bestehen, welche nicht zu seinem Vortheil endeten. Für 6000 Mark Silbers erhielt er zwar die Uckermark zurück, der Lehenshoheit über Pommern aber mußte er fürerst entsagen, und die Markgrafen erhielten nur die Anwartschaft auf Pommern für den Fall, daß die Herzöge aussterben sollten.

Margaretha Maultasch. Neue schwere Bedrängniß entstand für die Markgrafschaft Brandenburg, als sie mit in die Streitigkeiten verwickelt wurde, welche die Eifersucht des luxemburgischen Hauses gegen Kaiser Ludwig anfachte. Die Luxemburger, welche die böhmische Krone trugen, hatten früher auf Ludwig's Seite gegen Friedrich von Oesterreich gestanden, aber nach dessen Besiegung hatte Ludwig seine bisherigen Bundesgenossen dadurch verletzt, daß er die Markgrafschaft Brandenburg nicht dem (luxemburger) König Johann von Böhmen, welcher sich darauf Rechnung gemacht, sondern seinem unmündigen Sohne Ludwig übertragen hatte. Seitdem wuchs unablässig der Groll und die Feindschaft der Luxemburger gegen das baiersche Königshaus. Durch eine unbesonnene Handlung des Kaisers brach dieser Haß in Flammen aus.

Der König von Böhmen hatte für seinen Sohn Johann um die Hand der reichen Erbin von Kärnthen und Tyrol, Margaretha, geworben und dieselbe wirklich erlangt. Aber Margaretha, wegen ihres häßlichen, ungestalteten Mundes Margarethe Maultasch genannt, eine übermüthige, launische Frau, welche durch ihren Wandel großen Anstoß gab, lebte mit dem ihr unfreiwillig angetrauten Gemahl bald in Unfrieden. Sie hatte ihr Herz dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg zugewendet, welcher selbst so eben Wittwer geworden war, und ließ ihrem Mißvergnügen gegen Johann mit unweiblicher Heftigkeit freien Lauf. Sie beschuldigte ihn liebloser Vernachlässigung und leidenschaftlicher Härte und verlangte, von ihm geschieden zu werden. Die Tyroler stellten sich auf Margarethens Seite und vertrieben Johann, dieser wurde jedoch durch seinen Bruder, den Markgrafen Karl von Mähren, nach Tyrol zurückgeführt und Margarethe auf einer Bergveste gefangen gesetzt. Da entwich sie heimlich aus dem Gewahrsam und eilte zum Kaiser, dessen Schutz zu erflehen. Ludwig dem Baier war diese Gelegenheit willkommen, Tyrol durch die Vermählung der jungen Fürstin mit seinem Sohn, Ludwig von Brandenburg, an sein Haus zu bringen. Da er aber wegen seiner unaufhörlichen Streitigkeiten mit dem Papst nicht hoffen durfte, daß dieser die Ehe Margarethens mit Johann von Böhmen lösen würde, so beschloß er, aus eigener Machtvollkommenheit die Ehescheidung auszusprechen, obgleich dies gegen die seit Jahrhunderten von der Kirche ausgeübten Rechte verstieß. Ein von ihm niedergesetztes Gericht löste das Band zwischen Johann und Margarethe, und obwohl diese mit Markgraf Ludwig von Brandenburg überdies noch zu nahe verwandt war, um ihn nach den Kirchengesetzen heirathen zu dürfen, so setzte der Kaiser sich auch hierüber hinweg und ertheilte die Erlaubniß zu der Vermählung, welche im Jahre 1342 mit großem Glanz auf der Bergveste Tyrol vollzogen wurde. Der Kaiser ahnte nicht, welchen Sturm er hiermit gegen sich heraufbeschworen; denn Fürsten und Volk, welche bisher mit Liebe und Treue auf seiner Seite gestanden, wurden jetzt an ihm irre, die Fürsten, weil sie mit Besorgniß die große Erweiterung der kaiserlichen Hausmacht sahen, das Volk, weil Ludwig sich durch die Verletzung der kirchlichen Satzungen offenbarer Ketzerei schuldig gemacht hatte. Die Bannstrahlen der Päpste, welche bis dahin keine Wirkung gegen ihn gehabt hatten, entfremdeten ihm nunmehr die allgemeine Liebe und Theilnahme. Die Luxemburger, durch sein Verfahren gegen Johann von Böhmen auf das Tiefste gekränkt und gereizt, setzten Alles daran, seinen Sturz herbeizuführen; besonders erwies sich zu diesem Zweck der kluge Markgraf Karl von Mähren überaus thätig. Ihm kam es zu statten, daß auf den päpstlichen Stuhl kurz vorher sein ehemaliger Lehrer Clemens VI. erhoben war; dieser erneuerte durch eine Bulle den Bannfluch gegen den abtrünnigen Kaiser, erklärte die Ehe des brandenburgischen Markgrafen mit Margarethe Maultasch als gottlos für null und nichtig und entsetzte den Kaiser Ludwig aller seiner Würden. „Ludwig von Baiern sei ehrlos, hieß es in der Bulle, und ein Ehrloser könne keine Reichswürden tragen. Alle Anordnungen, die er in angemaßter Kaiserwürde getroffen, seien ungültig. Niemand dürfe ihm Gehör schenken, kein Anwalt ihn ve theidigen, kein Richter seine Klagen beachten. Der Fürsten Pflicht wäre es, mit vereinter Macht den Verfluchten auszu-

rotten" — und nun folgten die fürchterlichsten Verwünschungen. Da gelang es den Bestrebungen Karl's von Mähren, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Böhmen zu Rense zu versammeln, um an die Stelle des vom Papste für abgesetzt erklärten Ludwig einen andern Kaiser zu erwählen, und die Wahl fiel, wie vorauszusehen war, auf Karl selbst, des Baiern heftigsten Widersacher. Der neue Gegenkaiser aus dem luxemburgischen Hause, Karl IV., hatte zunächst nicht leichtes Spiel gegen den Heldenmuth Ludwig's des Baiern und dessen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg. Zwar suchte er durch List und mit Hülfe päpstlicher Söldner Tyrol an sich zu reißen und schon belagerte er das feste Bergschloß Tyrol, wohin Margarethe Maultasch sich geflüchtet hatte; Ludwig von Brandenburg aber, der eben einen Zug nach Preußen unternommen hatte, kehrte von da schleunigst zurück, erschien mit seinen kampfesmuthigen Brandenburgern in Tyrol und verjagte den Luxemburger mit seinen Söldnern.

Kaiser Ludwig der Baier starb bald darauf (1347) ganz plötzlich auf der Jagd, nicht ohne daß der Verdacht laut wurde, er habe Gift von seinen Gegnern erhalten. Karl IV. wurde es nunmehr leicht, sich in seiner kaiserlichen Herrschaft zu befestigen. Er suchte sich mit allen Fürsten zu versöhnen, nur mit Markgraf Ludwig von Brandenburg kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr richtete Karl sein ganzes Bestreben darauf, dessen Herrschaft in Brandenburg selbst zu untergraben. Dem Herzog Rudolph von Sachsen, Ludwig's langjährigem Feinde, wollte er die Mark zu Lehen geben, aber mit Gewalt wagten sie Ludwig nicht anzugreifen, weil seine Macht ausgedehnt war und sein Schwert in großen Ehren stand. Was nun im offenen Kampfe nicht zu erreichen schien, das sollte durch List, mit Hülfe eines kühnen Gaukelspiels versucht werden.

Der falsche Waldemar. Seitdem der Markgraf Waldemar ins Grab gesunken war, hatte die Mark nur freudlose Tage gehabt: die Zerrüttung, welche in den ersten herrenlosen Zeiten das Land betroffen hatte, dauerte in ihren Folgen noch fort, weil der baiersche Ludwig durch die Sorgen um seines Hauses Macht und Befestigung zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er für das Wohl seines neuen Volkes hätte ausreichend sorgen können. Am schmerzlichsten empfanden dies die Brandenburger, seitdem die Kämpfe mit dem luxemburgischen Fürstenhause Ludwig immer dringender beschäftigten: unaufhörlich mußte er seinem kaiserlichen Vater zu Hülfe ziehen oder für die tyroler Mitgift der Margarethe die Waffen ergreifen. Um diese Kriegszüge auszuführen, mußten überdies in Brandenburg neue Zölle und Steuern auferlegt werden, die um so schwerer zu erschwingen waren, da der Besitz und der Verkehr der Bürger durch die zunehmende Unsicherheit immer mehr beeinträchtigt wurde. Solche trübe Tage hätte das Volk vielleicht willig ertragen, wenn es den Fürsten selbst hätte lieben können, aber Ludwig hatte es nicht verstanden, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben: er war und blieb ihnen ein Fremdling. Wohl mußte man seine guten Eigenschaften, seinen hohen Muth und seine ritterliche Tapferkeit achten, aber es schien, als habe er kein Herz für sein Volk. Man sah ungern, daß er viele Fremdlinge aus Baiern in hohe Staatsämter einsetzte, welche zum Adel wie zum Volke

in kein gutes Verhältniß zu kommen wußten. Seit der Erwerbung Tyrols endlich begab sich Ludwig mit seiner neuen Gemahlin oft dorthin und wurde hierdurch seinem Volke vollends entfremdet. Die Heirath mit Margarethe Maultasch hatte überdies auch in der Mark die größte Mißbilligung gefunden, und als nun gar der fürchterliche Bannfluch des Papstes Clemens auch auf Ludwig und sein schwer heimgesuchtes Land fiel, da wuchs in den Herzen der Unterthanen der tiefe Mißmuth über die baierschen Herrscher und unwillkürlich wandte sich die Erinnerung zu den Zeiten zurück, wo der ballenstädter Waldemar das Land durch seine glorreiche Regierung beglückt hatte. Noch lebte sein Andenken, geliebt und geehrt, in Aller Herzen, und je finsterer die Tage der Gegenwart wurden, in desto strahlenderem Lichte erschien die Vergangenheit, wo noch Waldemar die Geschicke Brandenburgs geleitet hatte. Mit bitterer Wehmuth beklagte man es immer und immer wieder, daß er so früh, noch in voller Manneskraft, zu seinen Vätern dahingegangen war, und den Meisten mochte es oft ein willkommenes, liebes Traumbild sein, daß der verehrte Fürst wohl aus dem Grabe erstehen könne, um die gute alte Zeit zurückzuführen.

Siehe, da geht erst dunkel und insgeheim, dann immer lauter und lauter eine Sage durchs Land, Markgraf Waldemar sei wieder da, er sei gar nicht todt gewesen, sei jetzt von einer Pilgerfahrt heimgekehrt und werde nicht säumen, die Herrschaft wieder zu ergreifen. Es ist leicht zu ermessen, welchen tiefen und überwältigenden Eindruck diese Nachricht hervorbringen mußte, wie gern man dem Glauben an die Wahrheit der überraschenden Kunde die Herzen erschloß.

Markgraf Ludwig befand sich in Tyrol, da erschien im Frühjahr 1348 zu Wolmirstädt vor der Burg des Erzbischofs von Magdeburg ein alter, ergrauter Pilgersmann und bat um Einlaß, weil er dem Prälaten Wichtiges mitzutheilen habe. Die Diener wiesen ihn zurück, da der Erzbischof eben bei der Tafel saß. „Könnt ihr mich nicht zu eurem Herrn führen," sprach der Fremde, „so sagt ihm, ein alter Pilger wolle ihn sprechen, und bittet für mich um einen Becher Weines." Als ihm die Diener einen Becher von des Erzbischofs Tisch gebracht, that er einen kräftigen Zug daraus und ließ dann einen Siegelring mit fürstlichem Wappen hineinfallen, mit der Bitte, den Becher dem Erzbischof selbst zurückzugeben. Als dieser den Siegelring erblickte, rief er mit freudigem Staunen: „Das ist Markgraf Waldemar's Ring!" und befahl sogleich, den Pilger hereinzuführen. Kaum hatte er dessen Angesicht gesehen, so sagte er, es sei kein Zweifel mehr, daß wirklich Waldemar vor ihm stehe, und wollte ihm fürstliche Ehre anthun. Aber der Fremdling lehnte dies ab, wiewohl er sich in der That als der Markgraf Waldemar bekannte. „Er habe, so erzählte er, wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Frau unerträgliche Gewissensbisse gefühlt, und um für sich und seine Gattin die Verzeihung des Himmels zu erflehen, sei er zu dem Entschluß gelangt, seine Tage als reuiger Pilger am heiligen Grabe in Gebet und Buße zu vollenden. Sein Tod vor 29 Jahren sei nur eine Täuschung gewesen und an seiner Statt die Leiche eines Andern begraben worden. Jetzt aber sei in Palästina die Kunde zu ihm gedrungen, daß sein geliebtes Land unter fremden, unrechtmäßigen Herrschern im Unglück seufze, und so habe er sich eilig aufgemacht, um sein

Erbe dem rechtmäßigen Nachfolger aus dem Hause Albrecht's des Bären, dem Herzog Rudolph von Sachsen wieder zuzuwenden." Der Erzbischof erwiederte, es müsse wohl Gottes Wille sein, daß er selbst die Regierung wieder übernehme, um sie erst bei seinem Tode seinem rechtmäßigen Erben zu überlassen.

Alsbald rief der Erzbischof alle seine Geistlichen und Leute zusammen, damit auch sie den neuerstandenen Markgrafen wiedererkennen sollten, und schnell wurde die Kunde von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt getragen, und von allen Seiten strömten die Ritter, Bürger und Bauern herbei, um sich selbst von der Wiederkehr des geliebten Fürsten zu überzeugen. Sie alle vermeinten Waldemar's Antlitz und Gestalt, seine Gebehrden, seine Sprache und seine Eigenthümlichkeiten in dem Pilger wirklich wieder zu erkennen, und so genau wußte er über Alles, was Waldemar betraf, auch über die kleinsten Vorgänge und Beziehungen seines Privatlebens zu reden und Rechenschaft zu geben, daß alle Zweifel an seiner Aechtheit leicht beseitigt wurden. Natürlich beeilten sich vor Allen Ludwig's Feinde, den vermeintlichen Waldemar anzuerkennen: Herzog Rudolph von Sachsen und die übrigen Fürsten aus dem anhalt'schen Hause, sowie der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Mecklenburg und von Pommern waren bald verbunden, den Nebenbuhler des baierschen Markgrafen zu unterstützen. Von dem Hofe des Erzbischofs von Magdeburg aus erließ nun der angebliche Waldemar Aufforderungen an die Ritter des Landes und an das Volk in Städten und Dörfern, ihm, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn, von Neuem Gehorsam zu widmen. Den Städten stellte er dabei, um sich ihrer leichter zu versichern, große Freiheiten und Vortheile in Aussicht. Wie bei dem Erzbischof von Magdeburg fand er bei den Bischöfen von Havelberg und Lebus sofort bereitwillige Unterstützung, und die meisten Ritter und Städte, fielen ihm gleichfalls ohne Schwierigkeit zu. Den Markgrafen Ludwig forderte er auf, ihm sein Land, Leute und Fürstenthum gutwillig abzutreten, widrigenfalls er das Seine mit Gewalt zurücknehmen müßte, und da sich der Markgraf nicht willig zeigte, rückte er mit einem Heere, das jene verbündeten Fürsten eilig ausgerüstet, in die Mark Brandenburg ein. Die meisten Orte, besonders die Städte, nahmen ihn jubelnd auf, fast überall zogen ihm die Bürger mit Fahnen und Spiel, unter Glockengeläut huldigend entgegen, wofür er sich freilich durch Verleihung von Gnadenbriefen und Freiheitsurkunden dankbar erwies. In kurzer Zeit war fast die ganze Mark bis zur Oder hin von Ludwig abgefallen, nur drei Städte blieben ihm treu, Frankfurt, Spandau und Brietzen (seitdem Treuenbrietzen genannt). Die Lausitz aber und die Neumark ließen sich nicht mit fortreißen und auch manche Rittergeschlechter, sowie die Johanniter, bewahrten Ludwig ihren Eid.

Kaiser Karl IV. nahm seinerseits die Gelegenheit gern wahr, den Markgrafen Ludwig zu demüthigen; er erklärte sich unumwunden zu Gunsten des angeblichen Waldemar, nannte ihn seinen „lieben Schwager" und eilte von Böhmen herbei, seine Sache auch mit Waffengewalt zu unterstützen. Ludwig hatte sich hinter die festen Mauern der treuen Stadt Frankfurt zurückgezogen, wohin Karl mit den Heerschaaren der verbündeten Fürsten ihm folgte. Um seinem Unternehmen allen Schein des Rechts zu verleihen, ließ der Kaiser

eine Art Untersuchung über Waldemar's Person anstellen. Die Herzöge von Sachsen und von Mecklenburg nebst einer Anzahl von Rittern wurden hiermit beauftragt: natürlich durften und wollten sie zu keinem andern Resultate kommen, als daß durch allerlei Zeugniß die Aechtheit des wiedererschienenen Waldemar bewiesen sei. Hierauf belehnte ihn Karl feierlich mit der Mark zu Brandenburg und Landsberg und versprach ihm kräftigen Schutz. Dem Herzog Rudolph von Sachsen aber und seinen Verwandten wurde, worauf es bei dem ganzen Gaukelspiel ja vorzugsweise ankam, die Mitbelehnung und Erbfolge in der Mark für den Fall zugesprochen, daß Waldemar ohne männliche Erben sterben sollte. Ferner verstand sich der vermeintliche Waldemar ohne Weiteres zur Abtretung der Lausitz an Böhmen und überließ ebenso ohne Widerspruch große Striche Landes an seine angeblichen Freunde, die Fürsten von Magdeburg, Mecklenburg und Andere.

Erst nachdem dies Alles so festgestellt war, begann die Belagerung von Frankfurt, aber Ludwig's Schaaren im Verein mit den braven Bürgern der Stadt wiesen muthig alle Angriffe zurück. Zwar sahen sie sich in der Hoffnung getäuscht, daß der Pfalzgraf Rudolph von Baiern, welcher mit dem Grafen Günther von Schwarzburg zu ihrer Hülfe herbeieilte, ihnen Rettung bringen würde; derselbe gerieth durch zu tollkühnes Vordringen in Gefangenschaft. Aber so tapfer war die Vertheidigung der braven Frankfurter, daß Karl mit allen seinen Bundesgenossen zuletzt unverrichteter Sache abzog. Jetzt trat für Ludwig eine günstige Wendung der Verhältnisse ein, indem es seiner Partei im deutschen Reiche gelang, den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegenkönig gegen Karl aufzustellen: dieser wurde um seine Stellung im Reich besorgt und daher zu Friedensunterhandlungen sehr geneigt. Er vertrug sich bald mit mehreren Anhängern Ludwig's, sogar mit dem Pfalzgraf Rudolph, wußte auch Günther von Schwarzburg, welchem es zur kräftigen Vertheidigung seiner Sache an Geld und Leuten fehlte, zu beseitigen, und es blieb ihm jetzt nur noch übrig, mit Markgraf Ludwig seinen Frieden zu machen. Dieser war hierzu gern bereit, wenn ihm der friedliche Besitz seines Landes zugesichert wurde, und so kam denn ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem Karl den Ludwig als Markgrafen von Brandenburg anerkannte, allen Ansprüchen auf Tyrol entsagte und sich verpflichtete, beim Papst die Bestätigung von Ludwig's Ehe und die Aufhebung des über ihn verhängten Kirchenbannes zu bewirken. Ludwig dagegen versprach, Karl als römischen König anzuerkennen und ihm die Reichskleinodien, welche er noch von seinem Vater her in Händen hatte, auszuliefern (1349).

Auf Waldemar hatte Karl bei seiner Aussöhnung mit Ludwig keine Rücksicht mehr genommen; der Kaiser war gewohnt, jedes Mal die Mittel zu wählen, welche ihn am leichtesten seine persönlichen Zwecke erreichen ließen, und wie er sich nicht gescheut hatte, das Erscheinen Waldemar's zu benutzen, um Ludwig in die Enge zu treiben, so machte es ihm auch keinen Skrupel, den von ihm feierlich anerkannten Waldemar eben so leicht wieder aufzuopfern, sobald dies seinem Vortheile mehr entsprach. Um seiner Treulosigkeit wiederum den Schein der Gerechtigkeit zu geben, versprach er eine nochmalige Untersuchung über Waldemar, welche natürlich jetzt bei der veränderten Stimmung der Richter nur gegen denselben ausfallen konnte. Er wurde vor des

Kaisers Gericht nach Nürnberg beschieden, wo aber weder er noch einer der Fürsten seiner Partei erschien. Dort bewies der Pfalzgraf bei Rhein, wie es in alten Urkunden heißt, „mit guter und wahrer Kundschaft, daß der, welcher sich Waldemar, Markgraf von Brandenburg nenne, daran lüge und des verstorbenen Markgrafen Konrad Sohn nicht sei." Darauf hin erkannte Karl den Waldemar für falsch, und sofort wurde den Rittern und Städten der Mark dieser Urtheilsspruch kundgethan und ihnen befohlen, „sich nicht mehr an den Waldemar und seine Helfer zu kehren, sondern ohne Verzug und Widerrede sich an den Markgraf Ludwig, der mit Unrecht aus der Herrschaft geworfen, und an seine Brüder zu halten, ihnen zu schwören und Huldigung und Gehorsam zu leisten, als ihren rechten Landesherrn."

Ungeachtet dieses Befehls blieben noch gegen funfzehn Städte dem Waldemar treu, so tief wurzelte bei ihnen der Glaube und die Anhänglichkeit an seine Person. Sie wandten sich vergeblich an den Kaiser, um eine andere Entscheidung zu erbitten, Karl IV. blieb bei seinen Befehlen und nach kurzer Gegenwehr machten nun die Herzöge von Mecklenburg, sowie der Erzbischof von Magdeburg, die noch zu Waldemar gehalten, Frieden mit Ludwig, und auch die Städte mußten sich eine nach der anderen dem Markgrafen unterwerfen, welcher ihnen, um sie leichter zum Gehorsam zurückzuführen, Sühnbriefe (Verzeihungsbriefe) ertheilte und ihnen alle Milde angedeihen ließ.

In kurzer Zeit war Ludwig wieder im Besitz des größten Theils seines Landes (1351), aber er konnte keine Freude mehr an dieser Herrschaft haben; denn überall sah er den Boden mit dem vergossenen Bürgerblut getränkt, und die Trümmer der zerstörten Dörfer und Städte riefen ihm unaufhörlich die Erinnerung der jüngsten traurigen Kämpfe zurück. Das Land war zerrüttet, Handel und Gewerbe gelähmt, und Ludwig konnte es sich nicht verbergen, daß er zum Theil die Schuld dieser traurigen Zustände trage, weil er es nicht verstanden hatte, sich die Liebe des brandenburgischen Volkes zu gewinnen. So sehnte er sich denn selber fort aus diesen Gegenden und schloß mit seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, einen Vertrag, nach welchem sie ihm den Anspruch auf Oberbaiern für die Mark Brandenburg abtraten. Er verließ für immer dieses Land, wo seine Gegenwart weder ihm noch dem Volke Segen gebracht hatte.

Waldemar aber entließ zuletzt die wenigen Städte, welche noch an ihm hielten, ihres Eides und blieb seitdem in stiller Verborgenheit zu Dessau am Hofe der Fürsten von Anhalt. Diese erwiesen ihm bis zu seinem Tode fürstliche Ehre und ließen ihn dann auch in ihrer Fürstengruft beisetzen.

Das Dunkel, welches über dem plötzlichen Auftreten des Pilgers von Wolmirstädt schwebte, ist bis jetzt nicht aufgehellt und dürfte kaum jemals aufgeklärt werden. Viele gelehrte Forscher haben sich mit seiner merkwürdigen Erscheinung beschäftigt, aber der Meinungskampf in Bezug auf die Aechtheit seiner Ansprüche ist niemals völlig geschlichtet worden. Noch immer giebt es manche Stimmen, welche sich für ihn als wirklichen Waldemar erklären, wogegen die gewichtigsten Zeugnisse in ihm nur einen Betrüger erblicken, welcher von den Feinden des Markgrafen Ludwig, nämlich vom Herzog Rudolph von Sachsen im Einverständniß mit dem Erzbischof von Magdeburg und mit dem Kaiser Karl IV. für ihre Zwecke benutzt wurde. Der „falsche Waldemar"

soll ein ehemaliger Knappe des Markgrafen Waldemar, ein Müller Jacob Rehbock gewesen sein, dessen Aehnlichkeit mit Waldemar in Gestalt und Aussehen den beabsichtigten Betrug sehr erleichterte, um so mehr, als er im langjährigen Dienste des Markgrafen auch dessen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten in Gebehrden und Sprache hatte beobachten können. Hieraus läßt sich der Erfolg des Gaukelspiels wohl erklären, besonders da sich so viele große weltliche und geistliche Herren verbunden hatten, um dem leichtgläubigen Volk die Aechtheit des auferstandenen Waldemar zu verbürgen. Wie sollte man dagegen in Wahrheit annehmen, daß der lebensfrische, kräftige Markgraf Waldemar wegen des angeblichen Gewissensskrupels sich zu einem stillen Buß- und Einsiedlerleben entschlossen hätte: er hätte ja ohne Schwierigkeit bei dem Papst Beruhigung und Verzeihung für seine Skrupel erhalten und daher nicht zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen dürfen, welches seinem Charakter so ganz zuwider war. Eben so wenig aber hätte sich wohl der ächte Waldemar nach seiner Rückkehr so verhalten, wie es der falsche that. Jener hätte die Treue und den Gehorsam der Städte als sein Recht gefordert, nicht mit allerlei übertriebenen Gunstbezeugungen und leichtfertigen Länderabtretungen erbettelt. Von des alten Waldemar hohem Sinn und Geist war in dem neuen keine Spur zu entdecken, und deshalb besonders ist an seine Aechtheit nicht zu glauben. Seine Geschichte aber beweist, wie gesegnet das Andenken eines trefflichen Regenten ist.

Karl IV. und die letzten baierschen Markgrafen. Ludwig der Römer und Otto, welchen die Geschichte mit Recht den Finner oder den Faulen genannt hat (1352—1373), waren Brandenburgs letzte Markgrafen aus dem baierschen Hause der Wittelsbacher; schon hatte Karl IV., der schlaue und ehrgeizige Kaiser, aus dem böhmisch-luxemburgischen Hause, sein Auge auf die Marken, als eine wünschenswerthe Erwerbung für seine Hausmacht, geworfen. Der innere Zwist unter den baierschen Herzögen gab ihm die beste Gelegenheit, der Verwirklichung seiner Absichten näher zu treten.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg (**1356**) hatte Karl kurz vorher das berühmte Grundgesetz, die goldene Bulle, gegeben, durch welches zuerst die Stellung der deutschen Reichsfürsten geregelt wurde, um den bis dahin so häufigen Zerwürfnissen bei den Kaiserwahlen vorzubeugen. Die goldene Bulle (so genannt von der Kapsel, in welcher sich das angehängte Siegel befand) setzte fest, daß nur sieben Wahlfürsten des Reichs, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der König von Böhmen und der Markgraf von Brandenburg an der Wahl des Reichsoberhauptes Theil nehmen durften. Diesen Kurfürsten wurde zugleich die höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, ohne Dazwischenkunft des Kaisers, das unbeschränkte Recht über die Bergwerke, das Münzrecht u. s. w., sowie der Rang vor allen übrigen Fürsten beigelegt. In öffentlichen Urkunden wurde von jetzt an der brandenburgische Reichsfürst fast immer der Kurfürst von Brandenburg genannt, im Volke aber blieb die Benennung als Markgraf noch lange die gebräuchliche.

Die Herzöge von Baiern fanden sich durch die goldene Bulle in vieler Beziehung benachtheiligt und zurückgesetzt und erhoben sich gegen Karl IV.;

aber ihr Vetter, der Kurfürst von Brandenburg, unterstützte sie nicht und sie vermochten den Kampf nicht lange fortzuführen. In dem Hause der Wittelsbacher selbst entstanden bald heftige Zwistigkeiten, indem der Herzog Stephan von Niederbaiern sich auch Oberbaierns bemächtigte, welches eigentlich den Markgrafen Ludwig und Otto von Brandenburg gehörte. Dies benutzte Karl IV. mit gewohnter Arglist, um die Brandenburger Fürsten gegen ihre baierschen Vettern so weit aufzureizen, daß sie mit ihm und seinem luxemburgischen Hause eine Erbverbrüderung abschlossen. Sie erklärten darin, daß nach dem Tode der beiden Markgrafen und ihrer männlichen Nachkommen die Mark Brandenburg und die Lausitz an den ältesten Sohn des Kaisers, an den König Wenzel von Böhmen und an alle männlichen Nachkommen des Kaisers und seines Bruders Johann von Mähren fallen sollten. Schon wenige Monate darauf ließ Karl die märkischen Stände dem vierjährigen Wenzel die Erbhuldigung darbringen (**1363**).

Der Tod Ludwig's des Römers (1365) erleichterte dem Kaiser die Ausführung seiner Absichten; denn niemals hat auf dem brandenburgischen Thron ein unwürdigerer, schwächerer Fürst gesessen, als der jetzt allein zurückbleibende Otto, welcher, ohne Gefühl für Ehre und Pflicht, nur der Befriedigung roher Begierden lebte. Wiewohl er kaum neunzehn Jahre zählte, war doch seines Lebens Kraft schon durch völlerisches, wüstes Treiben erschöpft und sein schlaffes, träges Wesen ließ ihm die Regierungssorgen als eine drückende Last erscheinen. Karl IV. hatte ihn daher leicht an sich ziehen können, indem er ihm seine noch sehr junge Tochter Elisabeth verlobte und ihm einen Brautschatz von 20,000 Schock großer Prager Pfennige in Aussicht stellte. Otto ließ es sich für eine so verlockende Mitgabe gern gefallen, daß er noch einmal für unmündig erklärt wurde, und führte fortan an des Kaisers Hofe ein lüderliches Leben, während Karl IV. als sein Vormund die Regierung in der Mark übernahm und die Herzen der Einwohner durch alle Mittel der Klugheit und durch vielfache Gunstbezeugungen für sich zu gewinnen suchte. Otto mußte es auch geschehen lassen, daß der Kaiser ihm die eigentliche Verlobte später vorenthielt und statt der jüngeren Elisabeth, welche den Erzherzog Albrecht von Oesterreich heirathete, ihm die ältere Schwester Margarethe gab, welche schon zwölf Jahre mit einem Anderen verheirathet gewesen und weit älter war, als er selbst.

Zu spät endlich ermannte sich der elende Fürst, als Karl IV., um sich die Freundschaft der Herzöge von Pommern zu sichern, sich bereit zeigte, ihnen auf Kosten der Mark Brandenburg mehrere Landschaften der Uckermark zu überlassen. Die Herzöge von Baiern waren es, welche Otto jetzt auf die nur zu klaren Absichten Karl's aufmerksam machten und ihm zugleich ihre Hülfe anboten, um die Erbverbrüderung mit dem Luxemburger wieder aufzuheben. Der Pfalzgraf bei Rhein, der König Ludwig von Ungarn und Polen und der Dänenkönig Waldemar waren bereit, das Unternehmen zu unterstützen. Der junge Herzog Friedrich von Baiern rückte mit Hülfstruppen in der Mark ein und Otto ließ demselben als seinem Nachfolger huldigen, indem er sich öffentlich von dem geschlossenen Erbvertrage mit dem Luxemburger lossagte (1371).

Karl IV. aber war nicht gewillt, die lang erstrebte Beute so leicht

fahren zu lassen. Mit einem zahlreichen Heere eilte er in die Marken, zwei Monate lang wütheten seine Schaaren mit Mord und Brand in dem schwer heimgesuchten Lande. Zwar vertheidigten sich die Märker so tapfer, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte, aber nachdem er durch Unterhandlungen mehrere Fürsten von dem Bunde mit Otto getrennt, sich selbst aber mit fast allen benachbarten Fürsten verbündet hatte, überzog er die Marken von Neuem mit Krieg. Otto suchte hinter den Mauern von Frankfurt Schutz, aber bald sank ihm der schwache Muth und als Flehender begab er sich in das kaiserliche Lager, um nur nicht Alles zu verlieren. Dem Kaiser konnte es nicht schwer werden, den unwürdigen Fürsten zur Verzichtleistung auf seine Regierung zu bestimmen, wenn er ihm nur die Mittel darbot, seine wüsten Schwelgereien fortzusetzen. Mit einem Jahrgelde von 3000 Schock Prager Groschen ließ sich Otto die für ihn freilich sehr drückende Last der Regierung abkaufen und trat dem König Wenzel von Böhmen die Herrschaft in den Marken feierlich ab (1373). Er lebte seitdem in niedriger Lust auf einem Schlosse Wolstein bei Landshut, wo er im Alter von zweiunddreißig Jahren starb.

So endete nach funfzigjähriger Dauer die Gewalt des baierschen Hauses in den Marken. Dieselbe hatte keinen Segen über das Land gebracht. Die Grenzen Brandenburgs waren verringert, die Einkünfte zersplittert, Sicherheit und Ordnung tief erschüttert. Und doch sollten nach einem kurzen Sonnenblicke noch dunklere Tage über das Land kommen, bis nach einer letzten und schweren Prüfung die gewaltige und glückliche Hand der Hohenzollern die Erfüllung der glorreichen vaterländischen Geschichte herbeizuführen begann.

6. Die luxemburgischen Markgrafen. (1373—1415.)

Karl's IV. landesväterliche Fürsorge. Karl IV. (1373—1378) hatte auf dem Wege arglistiger Schlauheit die Marken, die Lausitz und eben so Schlesien für sein Haus gewonnen. Wenn wir ihm für diese Art der Erwerbung unsere Achtung nimmer zollen können, so werden wir dagegen mit Anerkennung erfüllt, sobald wir den Blick auf die Art seiner Regierung in den neu erworbenen Ländern werfen. Da tritt uns sein ernstes Bestreben entgegen, sich in jeder Beziehung als ein Wohlthäter und Vater seiner Unterthanen zu bewähren.

Karl ist an Schärfe und Feinheit des Geistes, an vielseitiger Bildung und an klarer Beurtheilung der ihn umgebenden Verhältnisse den größten Fürsten gleichzustellen. Er war in den alten und neuen Sprachen bewandert und geübt, und ein Freund der Wissenschaften und Künste. Sein Streben, wiewohl vor Allem auf den eigenen Vortheil und die Vergrößerung seines Hauses gerichtet, entbehrte jedoch nicht einer gewissen Großartigkeit; denn es trieb ihn der bedeutende Gedanke, das deutsche Wahlreich durch Verhandlungen und Verträge in ein ungetheiltes, erbliches deutsches Königreich umzuschaffen, und schon hatte er zur Verwirklichung dieses Planes einen glücklichen Anfang gemacht. Aber die Länder, welche er in solcher Absicht vereinigt, wollte er nicht nur beherrschen, sondern zugleich beglücken, und in der That gelang es ihm, überall, wo er als Landesherr auftrat, Ordnung und Wohlfahrt

zu gründen, so daß sein Andenken unter den Bürgern seiner Staaten überall ein gesegnetes war. So war es in Böhmen gegangen, so sollte es nun in der Mark sich bewähren.

Wenzel, des Kaisers Sohn, der eigentliche Erbe der Marken, hatte noch lange nicht das Alter der Mündigkeit erreicht, und an seiner Statt ergriff Karl selbst die Leitung des neuerworbenen Kurfürstenthums. Vor Allem lag ihm daran, die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen zu einer dauernden zu machen, und nachdem er die Huldigung für sich und seinen Sohn empfangen, berief er einen feierlichen Landtag nach Tangermünde, wo unter allgemeiner Zustimmung der Beschluß gefaßt wurde, die Mark Brandenburg „für ewige Zeiten" mit der Krone Böhmens zu vereinigen. Sodann schloß Karl, um den äußeren Frieden zu sichern, ein Landfriedensbündniß mit Pommern, Mecklenburg und allen übrigen Nachbarn der Marken, löste viele verpfändete Landestheile wieder ein und setzte die Grenzen in guten Vertheidigungszustand.

Nach diesen ersten Sorgen für die Sicherung seiner Macht wandte er seinen Blick auf die Wiederherstellung der Ordnung im Lande selbst. Bei der Schwäche der vorigen Regierung hatte sich das Unwesen der Raubritter in unerträglicher Weise gesteigert: überall waren neue Raubburgen entstanden, von denen aus die Bürger der Städte und die Reisenden geplündert und gemißhandelt wurden. Karl verbot die Anlegung neuer solcher Burgen, vermehrte dagegen die Zahl der Landvögte, welche den Uebermuth und die Willkür der Raubritter zügeln mußten, und um seinen ernsten Willen zur Wiederherstellung des inneren Friedens zu zeigen, hielt er mit einer großen Reiterschaar einen Umzug durch das Land und ließ überall, wo sich noch das alte Unwesen zeigen wollte, die räuberischen Ritter und ihre Genossen zur allgemeinen Warnung an Bäumen aufhängen. — Mit Strenge suchte er nicht minder die zerrüttete Rechtspflege wiederherzustellen, und führte in Tangermünde selbst den Vorsitz des Hofgerichts.

Tangermünde an der Elbe war das Hoflager des Fürsten, wo er eine stattliche Hofburg und eine prächtige Kapelle erbauen ließ; auch anderwärts wurden großartige Bauten unternommen, besonders um der verarmten Bevölkerung lohnende Beschäftigung zu geben. Tangermünde sollte nach seiner Absicht auch eine bedeutende Handelsstadt werden, der Stapelplatz für den ganzen Verkehr aus dem Innern des Landes nach der Nordsee, wie Frankfurt für die Ostsee. Um den Handel, welchem der kluge Fürst eine besondere Fürsorge widmete, zu höherer Blüthe zu erheben, lag ihm vor Allem auch an der Verbindung mit dem mächtigen norddeutschen Handelsbund, der Hansa, und er setzte sich deshalb in den freundschaftlichsten Verkehr mit Lübeck, dem Haupte des Bundes.

Einen merkwürdigen Beweis seiner landesväterlichen Sorge hat er auch in einem interessanten, auf seinen Befehl angefertigten Buche hinterlassen. Um nämlich den Zustand des Landes genau kennen zu lernen, die nöthigen Verbesserungen anordnen zu können und zugleich eine sichere Grundlage für die Erhebung der landesherrlichen Steuern zu haben, ließ er eine übersichtliche Nachweisung über sämmtliche Ortschaften und Grundstücke der Mark aufstellen, mit Angabe des Gerichtsherrn, der Anzahl der Hufen Landes, der darauf

lastenden Abgaben und Dienste, des Zustandes der Bebauung u. s. w. Dieses sogenannte „Landbuch" ist noch jetzt für den Geschichtsforscher sehr wichtig.

Leider aber sollten die Hoffnungen, welche seine landesväterliche Weisheit überall belebte, nur allzubald vernichtet werden; denn schon im Jahre 1378 raffte ihn ein vorzeitiger Tod dahin. Mit ihm versanken seine großartigen Pläne, mit ihm die kaum wieder gepflanzte Ordnung in dem verjüngten Lande, und je tiefer die Wohlthaten seiner Regierung empfunden worden, desto trauriger erschien die schwere Zeit, welche das Land nun wieder durchmachen sollte.

Karl IV. hatte, als sein Ende herannahte, seine Länder unter seine drei Söhne getheilt, und zwar so, daß Wenzel Böhmen und Schlesien, Johann die Lausitzen, Sigismund aber die Mark Brandenburg erhielt.

Sigismund (1378—1388 und 1411—1415). **Jobst von Mähren** (1388—1411). **Brandenburgs Zerrüttung.** — Sigismund war noch in jugendlichem Alter, trat aber die Regierung selbst an; er war von stattlicher, ritterlicher Gestalt, tapfer, geistreich und beredt, so daß ihm von vorn herein eine gewisse Zuneigung des Volkes nicht fehlen konnte; aber er verscherzte dieselbe durch sein leichtsinniges, verschwenderisches Leben und durch die Vernachlässigung des brandenburgischen Landes. Als künftiger Schwiegersohn des Königs Ludwig von Ungarn und Polen lebte er meistens an dessen Hof und kam nur ein Mal nach den Marken, welche er für gewöhnlich durch Statthalter verwalten ließ, die sich um des Landes Wohl wenig kümmerten. Kein Wunder, daß die kaum wieder hergestellte Sicherheit der Grenzen durch neuere Angriffe der Nachbarn, der innere Friede aber durch die wieder entfesselten Raubritter schlimmer als je beeinträchtigt wurde.

Sigismund war überdies durch die mannichfachen Fehden des luxemburgischen Hauses und besonders durch die Kriege, welche er um Ungarn zu führen hatte, in fortwährenden Geldnöthen. Die Mark Brandenburg schien er nur dazu benutzen zu wollen, sich aus diesen Verlegenheiten zu helfen, und da die Abgaben nicht hinreichten, seine immer erneueten Bedürfnisse zu decken, so nahm er seine Zuflucht sehr bald zu einer Verpfändung des ganzen väterlichen Erbtheils. Zuerst widerstrebten die märkischen Stände einer solchen unwürdigen Behandlung des Landes, aber im Jahre 1388 mußten sie es zugeben, daß die gesammten Marken nebst der Kurwürde an Sigismund's Vettern, die Herzöge Jobst und Procopius von Mähren, gegen eine geringe Summe verpfändet wurden, mit der Bedingung, daß sie denselben nach einer bestimmten Frist (wahrscheinlich 12 Jahre) erb- und eigenthümlich gehören sollten, wenn Sigismund sie bis dahin nicht eingelöst hätte.

Durch diese Verpfändung wurde das unglückliche Land vollends an den Rand des Verderbens geführt; denn Herzog Jobst (1388—1411), welcher allein die Regierung übernahm, sah noch mehr als Sigismund die Mark blos als eine Geldquelle an. Er selbst kam nur hin, wenn es galt, die für ihn gesammelten oder erpreßten Abgaben in Empfang zu nehmen, sonst überließ er das Land theils gewissenlosen, theils schwachen und unfähigen Statthaltern. Da erhoben denn nicht nur die Raubritter in den Marken selbst wieder kühn

und verwegen ihr Haupt, sondern auch die benachbarten Fürsten, die Herzöge von Pommern, Mecklenburg und Lüneburg, besonders aber der Erzbischof von Magdeburg, angelockt durch die Schwäche des kaum vertheidigten Landes, oder gereizt durch Raubzüge der märkischen Ritter, fielen raubend und plündernd in die Marken ein. Der Erzbischof von Magdeburg hatte an der Grenze des Havellandes eine Raubveste Mylow erbaut, von wo aus er die Städte und Landschaften ringsum durch stete Raubzüge belästigte. Jobst's Statthalter, Ritter Lippold von Bredow, beschloß, diese Burg zu brechen, und führte ein ansehnliches Kriegsheer gegen dieselbe; aber er gerieth selbst in Gefangenschaft. Nun schloß der Erzbischof noch ein Bündniß mit dem Fürsten von Anhalt; vereint zogen dieselben plündernd und verwüstend in der Gegend von Brandenburg umher. Am schrecklichsten erging es der armen Stadt Rathenow; durch Verrath kam dieselbe in die Hände des Fürsten von Anhalt, welcher sein rohes Kriegsvolk ungezügelt rauben, morden und alle thierische Wuth und Leidenschaft üben ließ. Als die Bürger ihm schon den Huldigungseid geleistet, gebot er ihnen, die Panzer wieder anzulegen, um dem Erzbischof entgegen zu ziehen. Kaum aber hatten die wehrhaften Bürger die Stadt verlassen, so befahl der unmenschliche Fürst, die zurückgebliebenen Weiber, Greise und Kinder aus den Häusern und aus den Thoren der Stadt zu jagen, und so mußten die Unglücklichen, mitten im Winter, ohne alles Hab und Gut ihren Heerd verlassen und am Bettelstab in die Fremde wandern. Was in der Stadt noch zu plündern war, wurde fortgeschafft, die räuberischen Horden aber setzten sich dort fest, um von da aus das Land rings herum weiter zu verheeren.

Nachdem der Greuel nur allzuviel schon verübt worden, vereinigten sich die Städte der Mittelmark zu einem Schutzbündniß und vergalten dem Erzbischof ihrerseits durch Einfälle in das Magdeburgische die Unbill, die sie von ihm erfahren hatten. Einen Augenblick schien es, als sollten die schwer Heimgesuchten bei einer kräftigen Obrigkeit selbst wieder Schutz erhalten, da der ehrenwerthe Markgraf Wilhelm von Meißen als Statthalter in den Marken eingesetzt wurde (1396). Er verband sich mit mehreren benachbarten Fürsten und besonders mit Lübeck und den übrigen Hansastädten, um die Raubburgen zu zerstören und die Sicherheit der Grenzen wieder herzustellen, aber nur zu bald legte er sein Amt nieder und an seine Stelle trat wieder Lippold von Bredow, kurz darauf dessen Schwiegersohn, Hans von Quitzow (1400).

Die Quitzows. — Der Name der Quitzows ist einer der verrufensten in der brandenburgischen Geschichte; denn in jener Zeit der Schmach und der Zerrüttung war es vor allen andern Geschlechtern das der Quitzows, auf welches das Volk mit Zittern und Schrecken blicken mußte. Unter allen Raubrittern waren keine so verwegen, wie diese, keine übten das Raubhandwerk in so großem Maßstabe aus. Die beiden Brüder Hans und Dietrich von Quitzow waren die Söhne eines geachteten Ritters Kuno von Quitzow auf Quitzhövel in der Priegnitz. Hans heirathete die Tochter des Statthalters Lippold von Bredow und erhielt dabei die Burg Plaue bei Brandenburg, bald darauf das Statthalteramt. Er, wie sein Bruder Dietrich, war von wildem, rohem Wesen, ein Feind ruhigen, friedlichen Lebens, ein Verächter der Bürger und Bauern und zu jeder Gewaltthat bereit, um seine Macht und seinen Reichthum zu vermehren. Seine Landesverwaltung begann er damit,

daß er im Bunde mit den magdeburgischen Raubrittern in die Feldmarken der Stadt Brandenburg einfiel und große Viehheerden räuberisch forttrieb. Als das Land über eine solche Statthalterschaft bei Jobst Klage führte, kam dieser nach der Mark, setzte Hans von Quitzow ab und machte an seiner Statt die Herzöge von Mecklenburg zu Landeshauptleuten. Da verbanden sich die Quitzows mit den Herzögen von Pommern und den Grafen von Ruppin und begannen ungehindert neue Raubzüge in den Marken. Im Sturme wurde die Stadt Straußberg erobert, ein Theil der Bürgerschaft daraus vertrieben und bis in die Nähe von Berlin verbreiteten die räuberischen Schaaren Schrecken und Jammer. Auch die magdeburgischen Ritter fielen wiederum in das Land ein, aber ein tapferer Ritter, von Manteuffel, stellte sich an die Spitze der Bürger Brandenburgs und schlug sie nach blutigem Kampfe aus dem Lande heraus. Um dem verwegenen Treiben der Quitzows Einhalt zu thun, ernannte Jobst den Grafen Günther von Schwarzburg, einen ehrenwerthen, wohlgesinnten Mann, zum Statthalter, aber die Quitzows gaben demselben von vorn herein auf die frechste Weise zu verstehen, wie wenig sie sich vor ihm fürchteten; denn als der neue Statthalter eben heranzog und bei Tangermünde über die Elbe setzte, erwartete ihn Dietrich mit einer Raubschaar in einem Versteck, nahm ihm vor seinen eigenen Augen sein ganzes Gepäck fort und ritt hohnlachend davon. Als Günther sein undankbares Amt, in welchem ihn Jobst nicht unterstützte, bald darauf wieder niedergelegt hatte, waren die Quitzows und ihre übermüthigen Genossen vollends die Herren im Lande. Ungehindert zogen sie mit ihren Schaaren umher, plünderten und brandschatzten Alle, welche sich nicht mit ihnen durch freiwillige Geldopfer abfinden wollten. Viele Städte demüthigten sich ohne Widerstand unter ihrer Herrschaft und thaten ihnen sogar alle Ehre an. In Berlin gab man ihnen große Festlichkeiten, wobei, wie eine Chronik erzählt, „köstlicher Wein, allerlei Saitenspiel, und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen möge, gewesen. Abends geleitete man die Gäste mit Laternen, Fackeln, Gesängen und anderen Freudenbezeugungen nach Hause.“ Natürlich mußten die Städte ihren in solcher Art verehrten Freunden und Beschützern außer den Schmausereien auch reiche Geldgeschenke machen. — Soweit ging der Uebermuth der Quitzows, daß, als Herzog Jobst wieder einmal selbst in der Mark war und den Herzog Johann von Mecklenburg unter sicherem Geleit auf sein Fürstenwort nach Berlin kommen ließ, die Ritter Hans und Dietrich denselben bei Liebenwalde überfielen und gefangen nach ihrem Schlosse Plaue schleppten. Jobst war so ehrvergessen, daß er, statt sie dafür zu züchtigen, die Beute mit ihnen theilte. Die Quitzows wußten seine ewige Geldnoth zu benutzen und durch Bewilligung reichlicher Abgaben von ihrem räuberischen Verdienste seine Gunst zu gewinnen, so daß sie seinethalben ungestört ihr Unwesen forttreiben konnten. Herzog Johann von Mecklenburg versuchte nun mit Hülfe eines Bäckers von Brandenburg aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen. Schon war er über das Eis der Havel gegangen. Aber Hans von Quitzow entdeckte die Flucht, ließ eiligst seine Leute zu Pferde steigen und jagte mit ihnen und den losgemachten Hunden der Spur des Flüchtlings nach, den sie vor Frost halb erstarrt in den Kerker zurückbrachten. Die Bürger von Brandenburg hatten versucht, sich den wilden Schaaren entgegenzusetzen, aber Hans

fiel über sie her: mehrere wurden erschlagen, eine große Anzahl gefangen fortgeführt und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben. Erst als Hans von Quitzow selbst bei einem neuen Raubzuge in die Hände der Mecklenburger gefallen war, erhielt um den Preis seiner Loslassung auch Herzog Johann die Freiheit wieder. Im ganzen Lande schalteten die Quitzows mit verwegener Willkür. Niemand wagte mehr ihnen entgegenzutreten; von ihren vier und zwanzig Burgen aus hielten sie Alles in Furcht und Gehorsam. Nicht nur zahlreiche Städte und Adelsfamilien der Mark, sondern selbst in den benachbarten Ländern zahlten ihnen reiche Abgaben, um vor ihren Anfällen gesichert zu sein.

Die Noth der unglücklichen Mark war aufs Höchste gestiegen; überall zeigten die Städte und Fluren die traurigen Wahrzeichen der langen Verwüstung. Ganze Dörfer lagen zerstört da, die Felder unbebaut, weil man das Vertrauen nicht hegen konnte, die Früchte der Arbeit reifen zu sehen, ohne daß die Rosse der wilden Raubritter sie zerträten. Zugleich übte dieser rechtlose Zustand den traurigsten Einfluß auf die allgemeinen Sitten. Da die Hohen und Vornehmen das Beispiel der Rohheit, der Ungerechtigkeit und der Gottlosigkeit gaben, so ging nur allzuschnell auch aller bessere Sinn im ganzen Volke unter. Sittenlosigkeit und lüderliches Leben griffen um sich, und selbst die Schüler zogen unter dem Namen „Bacchanter" mit wildem Treiben im Land umher. Die Geistlichkeit that solcher Versunkenheit keinen Einhalt; wie hätte dies auch geschehen können, da der Oberhirt selbst, der magdeburgische Erzbischof, es nicht verschmähte, in Gemeinschaft mit den Quitzows seinen eigenen Untergebenen, den Bischof von Brandenburg, zu befehden!

Erst nach Jobst's Tode sollten die tief zerrütteten Marken durch einen kräftigen Mann Hülfe finden, welcher jetzt das Ruder der Verwaltung in die Hände nahm. Markgraf Jobst starb im Jahre 1411. Sigismund, der inzwischen Kaiser von Deutschland geworden war, nahm die Marken wieder für sich in Besitz, und zu ihrer Regierung sandte er den Ständen, wie er sich ausdrückte, „einen seiner treuesten und weisesten Räthe, der an seiner Statt das Land in Ruhe und Ordnung bringen würde."

Dieser Friedensbote war **Friedrich aus dem Hause Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg.** Nach langer Zeit trüben und kalten Nebels steigt die Sonne der Hohenzollern an Brandenburgs Horizont auf, an deren Strahlen das viel geprüfte Land schnell erwarmen und mit verjüngter Kraft der Erfüllung seiner großen Bestimmung entgegengehen sollte.

Zweites Buch.

Geschichte Brandenburgs vom Beginn der Regierung der Hohenzollern bis zum großen Kurfürsten. (1415—1640.)

7. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, erwirbt die Mark.

Die Hohenzollern und die Burggrafen von Nürnberg*). In dem schönen Schwabenlande, in den Gefilden zwischen der Donau und dem Neckar, liegt auf einem 800 Fuß hohen Felsen ein altes Bergschloß, die Stammburg der Grafen von Zollern oder Hohenzollern. Die Anfänge des Hauses Hohenzollern sind in das Dunkel der Sage gehüllt: bald wird berichtet, das Geschlecht stamme von den Welfen, bald von den alten Agilolfingern oder von den italienischen Colonnas, bald von einem Grafen Isenbart von Altdorf und Ravensburg, einem Zeitgenossen Karl's des Großen, dem seine Gemahlin zwölf Söhne zu gleicher Zeit geboren haben soll, darunter Thassilo, den angeblichen Stammvater der Grafen von Zollern. Die ersten beglaubigten Nachrichten über das Haus reichen jedoch nicht über das elfte Jahrhundert zurück, in dessen zweiter Hälfte wir einen Grafen Burchard von Zollern in Schwaben zwischen Tübingen und dem Bodensee finden. Schon damals scheinen die Zollern sich vor den meisten schwäbischen Geschlechtern durch reichen Grundbesitz ausgezeichnet zu haben, dessen Bedeutung und Einfluß durch stark befestigte Burgen noch erhöht war. Außerdem verwalteten sie das Grafenamt in vielfachen kaiserlichen Gebieten in Schwaben, woraus ihnen noch höhere Macht und Geltung erwuchs.

Am Ende des zwölften Jahrhunderts traten die Grafen von Zollern in einen noch wichtigeren Wirkungskreis im Burggrafthum zu Nürnberg ein. Graf Friedrich III. von Zollern heirathete die Tochter des bisherigen Burggrafen zu Nürnberg, des Conrad II. Grafen von Ragze oder Raabs (einer Herrschaft in Oesterreich), und wurde nach dessen Tode nicht blos der Erbe der reichen Familiengüter derselben, sondern auch sein Nachfolger im

*) Vgl. für die nächstfolgenden Abschnitte des Verfassers Schrift: **Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg. Ein deutsches Fürstenbild.** Berlin 1859.

Burggrafenamt: er hatte sich schon um Kaiser Friedrich Barbarossa, dann um Kaiser Heinrich VI. große Verdienste erworben, welche durch die Verleihung des Burggrafthums belohnt wurden. Er nannte sich als Burggraf von Nürnberg fortan Friedrich I. Seine Söhne Conrad und Friedrich theilten sich in den alten schwäbischen und den neuen fränkischen Besitz, indem dieser die Grafschaft Zollern, Conrad dagegen die Burggrafschaft übernahm. Dieser und seine Nachfolger legten seitdem den Titel als Grafen von Zollern ab, bis erst der große Kurfürst im Jahre 1685 denselben wieder annahm „in Consideration, wie er sagte, daß Wir aus dem uralten Hause der gefürsteten Grafen von Hohenzollern stammen."*)

Das Burggrafthum zu Nürnberg war schon früh von hoher Bedeutung als Mittelpunkt eines großen Bereichs kaiserlicher Güter: die fränkischen Kaiser hatten dort ihre großen Hausbesitzungen, und als die Hohenstaufen sodann das fränkische Herzogthum mit ihrem Besitz in Schwaben vereinigten, wurden die kaiserlichen Güter im Burggrafthum zu Nürnberg nicht minder eine der Hauptstützen der Reichsmacht. Es kam den Kaisern viel darauf an, daß diese Besitzungen von kräftiger Hand geleitet wurden und die Burggrafen zu Nürnberg erlangten deshalb von früh an eine große Geltung und Macht. Sie hatten für jenen ganzen großen Verwaltungsbereich die Gerichtsobrigkeit im Landgericht zu Nürnberg, welches zugleich das höchste Gericht für Sachsen und Schwaben, wie für Franken war, sie führten ferner den obersten Kriegsbefehl, sowie die Oberaufsicht über alle geringeren Vögte, Amtleute u. s. w. Da nun das ganze Ansehen der Burggrafen in diesem ihrem kaiserlichen Amte wurzelte, so waren sie von jeher auf die Förderung der kaiserlichen Macht, auf die Hebung der Reichsgewalt hingewiesen: sie betrachteten sich stets als des Kaisers und des Reiches Diener, und während die meisten Fürstenhäuser ihre Pflichten gegen das Reich immer mehr vergaßen und ihr Streben darein setzten, des Kaisers Macht zu schwächen, um ihr eigenes Ansehen zu erhöhen, waren die Burggrafen zu Nürnberg jeder Zeit gut kaiserlich gesinnt und auf die Erhaltung des Reichs bedacht. So ist die Sorge für die Wohlfahrt des deutschen Reiches eine alte Ueberlieferung im hohenzollernschen Hause, auf die Treue gegen das deutsche Reich gründeten sich seine glorreichen Geschicke.

Die Kaiser aus allen Häusern erwiesen sich denn auch den thatkräftigen Burggrafen stets dankbar und belohnten sie für ihre Dienste durch zahlreiche Verleihungen von Burgen, Städten, Wäldern und Gerechtsamen jeder Art. Gleichzeitig mehrten die Hohenzollern ihr Eigenthum unaufhörlich durch friedliche Erwerbungen, durch Familienverbindungen, Erbschaft oder Kauf. Eine thätige und weise Verwaltung und die kluge Benutzung dessen, was sie besaßen, vereint mit Sparsamkeit, gaben ihnen die Mittel zu immer neuem Erwerb: während die Grafen und Herren ringsum, die Hohenlohe, Oettingen, Leuchtenberg und andere oft in Verlegenheit geriethen, waren die haushälterischen Burggrafen stets zu Vorschüssen gegen gutes Pfand bereit, und dann wurden die ihnen einmal verpfändeten Güter oft nicht wieder eingelöst, son-

*) Das Wappen (ein schwarzer roth gekrönter Löwe im goldenen Feld) und das Schild (in Silber und Schwarz grundirt) blieb den fränkischen Burggrafen mit den schwäbischen Zollern gemein.

dem blieben in ihren Händen. Eine Hauptquelle für die Vermehrung ihrer Einkünfte wurden ferner die Berg- und Erzwerke im Fichtelgebirge, aus denen nicht bloß Eisen, sondern auch edle Metalle, Gold und Silber, zu Tage gefördert wurden und die unter dem Walten weiser Bergordnungen reichlichen Ertrag brachten.

Die größte Erweiterung des Besitzes der Burggrafen trat durch die Meranische Erbschaft ein. Burggraf Friedrich III. hatte die Tochter des Herzogs von Meran (so genannt von der Berggegend Meran am adriatischen Meer, nicht von Meran in Tyrol) geheirathet und erbte dadurch zunächst das Land Baireuth; ein anderer Theil der Erbschaft, nämlich die Herrschaft Plassenburg, Culmbach u. s. w., fiel zunächst an die Grafen von Orlamünde, nach deren baldigem Aussterben aber gleichfalls an die Burggrafen.

Die erheblichen Dienste, welche die Burggrafen zu Nürnberg fort und fort den Kaisern leisteten und besonders die vertrauensvollen Beziehungen Burggraf Friedrich's V. zum Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg hatten eine neue Erhöhung des burggräflichen Hauses zur Folge: Karl IV. erkannte sowohl in der berühmten goldenen Bulle vom Jahre 1356, wie durch eine besondere Urkunde die reichsfürstliche Würde der Burggrafen ausdrücklich an, und sie wurden hierdurch auch gesetzlich den großen Fürstenfamilien gleichgestellt, nachdem sie dieselben an Ansehen, Einfluß und besonders an Reichthum theilweise längst überflügelt hatten. Fortan trug das erhöhete Ansehen ebenso, wie die weitere umsichtige Benutzung ihrer reichen Hülfsquellen zu immer weiterem Wachsthum des Hauses bei. Es gab in jenen Zeiten kaum noch ein anderes Fürstenhaus, welches den Burggrafen in der Feststellung und Ausbildung trefflicher Verwaltungsgrundsätze an die Seite zu stellen wäre: schon dort im Burggrafthum legten die Hohenzollern den Grund zu dem Ruhm, den später ihre Herrschaft in Brandenburg so glänzend erhöhete, zu dem Ruhm strenger Ordnung und Wirthschaftlichkeit, vorsorglicher Sparsamkeit, ergiebiger und doch schonungsvoller Heranziehung aller Kräfte, allmäligen, bedächtigen und sicheren Fortschreitens in allen Dingen.

Das Burggrafthum zu Nürnberg umfaßte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts das ganze Gebiet der späteren Fürstenthümer Anspach und Baireuth: man hatte sich nach und nach gewöhnt, dasselbe in zwei Theile zu scheiden, nämlich das Land auf dem Gebirge, bestehend aus dem Gebiet von Baireuth und Culmbach (mit den Städten und Schlössern Baireuth, Hoff, Plassenburg, Culmbach, Erlangen), und das Land unter dem Gebirge oder das Land zu Franken (mit Onolzbach oder Anspach, Kadolzburg, Schwabach, Kitzingen).

Burggraf Friedrich V. übergab im Jahre 1397 die Regierung seinen beiden Söhnen Friedrich VI. und Johann III.: dieser erhielt das Oberland Baireuth, Friedrich das Unterland Anspach, — die Burg zu Nürnberg hatten sie gemeinsam.

Friedrich von Nürnberg und Kaiser Sigismund. Burggraf Friedrich VI., dem es vorbehalten war, sein Haus auf eine noch glorreichere Bahn einzuführen, galt als einer der schönsten Fürsten seiner Zeit, er hatte eine wahrhaft fürstliche Persönlichkeit durch Majestät der Erscheinung, wie nicht minder durch gewinnendes, anziehendes Wesen. Die edlen Züge seines Ant-

sitzes, die Offenheit seines klaren und zugleich durchdringenden Blickes, die hohe gebogene Stirn bekundeten die Vorzüge seines Geistes und Charakters. Seine männliche Schönheit war gepaart mit hohem Muth und ritterlicher Tüchtigkeit, keiner seiner Zeitgenossen übertraf ihn an Tapferkeit, kriegerischer Uebung und Ausdauer. Den körperlichen Vorzügen entsprachen Friedrich's geistige Gaben: er hatte einen klaren Verstand, ein scharfes, rasch zutreffendes Urtheil und praktische Einsicht, ein Gedächtniß von seltener Treue und große Leichtigkeit im Gebrauch treffender Rede. Früh hatte er sich Fertigkeit in alten und neuen Sprachen angeeignet und sich in der lateinischen, französischen und italienischen Literatur heimisch gemacht. Ueberall machte sich seine geistige Ueberlegenheit und glänzende Bildung in rühmlichster Weise geltend. Seine geistige Hoheit und Würde aber war gepaart mit freundlichem Wohlwollen und herzgewinnender Leutseligkeit. Die reiche Fülle dieser Begabung wurzelte endlich in ächter christlicher Frömmigkeit: er war streng in der Erfüllung der religiösen Pflichten und die Kraft christlichen Glaubenslebens bewährte sich an ihm in Demuth, Sittenreinheit und gläubiger Zuversicht.

Schon früh hatte Friedrich's Begabung und Tüchtigkeit Aufsehen erregt: als sechszehnjähriger Jüngling hatte er in einem Streit seines Vaters mit der Stadt Nürnberg bei der Belagerung von Windsheim Proben großer Tapferkeit abgelegt, später war er mit dem älteren Bruder Johann in dem Heer, das König Sigismund von Ungarn gegen die Türken führte, mitgezogen und hatte in der Schlacht bei Nicopolis (1396) einen Theil der deutschen Ritter ruhmreich angeführt. Kaum hatte er dann nach seiner Rückkehr die Regierung angetreten, so berief ihn das Vertrauen der deutschen Fürsten zur Reichshauptmannschaft Behufs Herstellung des Landfriedens im deutschen Reich (1398). An der Spitze eines Heeres zog er gegen die Raubburgen aus, von denen gewaltthätige Ritter ihr Wesen getrieben hatten, und züchtigte sie so nachdrücklich, wie es lange nicht vorgekommen war, — ein Vorspiel dessen, was er später gegen die Quitzow's in Brandenburg ausführen sollte. Auch die innere Verwaltung des Burggrafthums nahm der junge Fürst sofort mit großem Eifer und Erfolg in die Hand: in weiser Benutzung aller Hülfsquellen seiner schönen Länder strebte er seinen Vorfahren nach und erhöhete, wie diese, nicht blos den Wohlstand des Landes, sondern auch die Einnahmen der burggräflichen Kassen.

Die wichtigste Seite von Friedrich's Thätigkeit war seine tief eingreifende Theilnahme an den Angelegenheiten des deutschen Reichs, bei welcher er die alte Richtung seines Hauses, das Streben für Deutschlands innere Einigung und für des Reiches Geltung und Macht nach außen, festhielt. Seine deutsche Politik ist für alle seine Nachfolger ein theures Vermächtniß und Vorbild geblieben, und wie durch einen Fingerzeig der Geschichte ist dem preußischen Haus und Volk gleich am Beginn ihrer Laufbahn ihre hohe Aufgabe für Deutschland durch den Ahnherrn des hohenzollernschen Hauses klar vorgezeichnet.

Die erste wichtigere Reichsangelegenheit, an welcher Burggraf Friedrich Theil nahm, war die Absetzung des Kaisers Wenzel, dessen Ohnmacht und frevelhafte Vernachlässigung die Ehre und Würde des Reichs tief herabgezogen hatte, und die Wahl Ruprecht's von der Pfalz zum deutschen

König (1400). Zu diesem hielt Friedrich fortan mit unverbrüchlicher Treue und begleitete ihn auch auf dem Zuge, den Ruprecht zur Wiederaufrichtung des tief gesunkenen deutschen Ansehens in Oberitalien unternahm, der aber freilich durch die Lauheit und den Verrath einzelner deutscher Fürsten ein unglückliches Ende erreichte. Nach Ruprecht's Tod war es vornehmlich Burggraf Friedrich's Einfluß vorbehalten, die Wahl König Sigismund's von Ungarn zum deutschen Kaiser zu bewirken. Schon ein Jahr zuvor war er einer Aufforderung dieses Fürsten gefolgt und hatte dessen Vertrauen durch Rath und That in hohem Grade gewonnen und zugleich im Kampfe gegen die Nachbarvölker im Osten von Ungarn seinen Waffenruhm glänzend erneuert. Als nun Ruprecht starb, richtete er mit anderen Fürsten, welche Deutschland aus dem damaligen tiefen Verfall retten wollten, seinen Blick auf Sigismund, dessen bevorzugte Persönlichkeit und Machtstellung allein geeignet schien, der Reichsgewalt neues Ansehen zu geben. Sigismund selbst wünschte dringend die deutsche Krone und legte voll Vertrauen die Sorge für seine Wahl in des Burggrafen Hand. Die Aufgabe war durchaus keine leichte; denn unter den Kurfürsten waren die mächtigen Erzbischöfe von Mainz und Köln Sigismund lebhaft entgegen, König Wenzel von Böhmen hielt sich selbst noch immer für den rechtmäßigen Kaiser und Herzog Rudolph von Sachsen stimmte ihm darin bei, der erbärmliche Herzog Jobst von Mähren endlich wollte seinerseits Kaiser werden. Nur der Pfalzgraf Ludwig und der Erzbischof von Trier waren für Sigismund, jener jedoch wegen seiner großen Jugend, dieser wegen hohen Alters ohne rechten Einfluß. Friedrich von Nürnberg aber führte durch seine Thatkraft und Umsicht das Unternehmen glücklich durch. Er zog mit Glanz als Sigismund's Gesandter in Frankfurt ein und beanspruchte, zugleich auch als dessen Stellvertreter für die Kurstimme Brandenburg an der Wahl selbst Theil zu nehmen, während Jobst von Mähren als Pfandherr der Mark diese Stimme gleichfalls in Anspruch nahm. Die Gegner Sigismund's suchten die Wahl in die Länge zu ziehen, Friedrich aber drang darauf, daß sie am vorher bestimmten Tage, am 20. September, stattfand. Vergeblich suchte der Erzbischof von Mainz die feierliche Handlung an diesem Tage zu hindern, indem er ein Interdict ansagte, wegen dessen auch die Bartholomäuskirche, in der die Wahl geschehen sollte, verschlossen blieb. Friedrich trat mit den Kurfürsten von Pfalz und Trier zur bestimmten Stunde außerhalb der Kirche hinter dem Frohnaltar zusammen und vollzog mit ihnen unter freiem Himmel, aber mit allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten die Kaiserwahl, die unter solchen Umständen natürlich auf Sigismund fiel. Friedrich verkündete sofort laut seiner Vollmacht, daß er sich des heiligen Reiches an Statt und im Namen des Königs annehme; die Gegner aber stellten die Wahl als eine ungültige dar und traten kurz darauf zu einer neuen Kaiserwahl zusammen, in welcher der unwürdige Jobst von Mähren zum römischen König erkoren wurde. Glücklicher Weise starb er wenige Monate darauf (1411), und nun gelang es Friedrich's Anstrengungen, Wenzel von Böhmen und die übrigen Fürsten dahin zu bestimmen, daß sie in einer erneuerten Kaiserwahl am 8. Juni 1411 sich einstimmig für Sigismund erklärten.

So war es vorzüglich das Verdienst des Burggrafen von Nürnberg, daß Sigismund die Kaiserkrone erlangte; dieser zögerte auch nicht, ihm seine

Dankbarkeit zu erweisen. Der Tod des Herzogs Jobst von Mähren gab ihm dazu die beste Gelegenheit: die Mark Brandenburg war dadurch an Sigismund zurückgefallen, unverzüglich faßte er den Entschluß, dieselbe dem Burggrafen zum Lohn für seine treuen Dienste und als ein weiteres Feld für seine erprobte fürstliche Thätigkeit zu übertragen.

Friedrichs Berufung als Landeshauptmann der Mark. Im Mai 1411 erschienen Abgesandte der Stände von Brandenburg an Sigismund's Hoflager in Ungarn, um ihm zu huldigen, an ihrer Spitze der Erbmarschall der Mark Brandenburg, Caspar Edler Gans zu Putlitz. „Sie klagten dem König," wie eine alte Chronik erzählt, „der Lande Mißstand und Nothdurft und namentlich klagten sie die von Quitzow an und etliche andere Mannschaft und Landsassen und deren Helfer, die dem Lande überlegen waren mit Schlössern überall, von denen aus sie die Lande groß beschädigten, und die mit anderen Herren und Landen umher große Kriege führten; sie baten den König, daß er Rath finden möchte, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden beigelegt und niedergehalten werden möge. Der König antwortete, selbst könne er nicht kommen, da er, zum römischen König erwählt, arbeiten wolle, das Reich zu handhaben; aber er wolle ihnen den Burggrafen Friedrich senden, daß die Räthe gar sehr erfreut wurden, und war ihnen eine gute Zuversicht." Die Abgeordneten sagten dem König feierlich zu, daß sie den Burggrafen Friedrich als obersten Hauptmann und Verweser der Mark aufnehmen und ihm Gehorsam und Beistand leisten würden.

Durch eine zu Ofen in Ungarn am 8. Juli 1411 vollzogene Urkunde wurde denn Friedrich Burggraf zu Nürnberg zum „vollmächtigen Verweser und obristen Hauptmann" der Mark Brandenburg bestellt. Es heißt darin: „Da uns die göttliche Vorsehung außer den Mühen und Sorgen der Regierung unserer Lande auch noch die Sorge und Verwaltung des heiligen römischen Reichs übertragen, so thut es wohl noth, daß wir uns Gehülfen erwählen und unsere und des Reiches Fürsten berufen, damit sie den Landen vorstehen, denen wir selbst nicht vorstehen können." „Insbesondere," heißt es dann, „liege ihm die Wohlfahrt der Mark Brandenburg am Herzen, seines väterlichen Erbes, dessen Herrschaft ihm zuerst zugefallen, und es habe ihm deshalb nothwendig geschienen, diesem Lande einen Verweser zu geben, der an seiner Statt dasselbe klüglich zu beherrschen und zu beschützen wisse, weil nur auf solche Weise zu hoffen sei, daß der Zustand der Mark und ihrer Bewohner verbessert werden könne. Deshalb, nach reiflicher Ueberlegung und in Betracht der unbefleckten und beständigen Liebe und Treue, und der verschiedenen und bewährten Verdienste, welche der hochgeborne Fürst, Burggraf Friedrich von Nürnberg, sein geliebter Vetter, Fürst und Rath ihm vielfältig treu und eifrig erwiesen, und noch erweise, und in der Hoffnung, daß seine Klugheit und Rechtschaffenheit sich am meisten dazu eigne, um mit Gottes Hülfe die Mark aus ihrer jammervollen Lage zu erretten und sie zu ihrem früheren Wohlstande zurückzuführen — übergebe und überlasse er demselben, mit Beirath seiner Edlen und Getreuen die gedachte Mark Brandenburg und verordne ihn zu einem obersten Hauptmann, Verweser und Statthalter des gesammten Landes, in der Art, daß ihm und seinen Erben alle und jede Einkünfte, Gerechtsame und Befugnisse eines

wirklichen Landesherren vollkommen zustehen sollten; — nur allein die auf dem Lande haftende Würde eines Kurfürsten und Erzkämmerers behalte er sich und seinen Erben vor. Ueberdies verschreibe er dem genannten Fürsten hiermit feierlich die Summe von einhunderttausend ungarischen Goldgulden, theils um ihn für die Kosten schadlos zu halten, die auf die Verbesserung des Zustandes der Mark zu verwenden seien, theils aus Erkenntlichkeit für seine getreuen Dienste, so wie als Aufmunterung zu fernerer Ergebenheit und Dienstwilligkeit, und weise dieselben auf die Burgen, Städte und Dörfer des Landes an, doch mit dem Vorbehalt, daß sowohl er, als seine Erben die Mark Brandenburg durch Erlegung der genannten Summe wieder einzulösen und an sich zu bringen befugt sein sollten. Endlich fordere er alle Vasallen, Bürger und Unterthanen der Mark ernstlich und bei Androhung seines schwersten Unwillens auf, dem erlauchten Fürsten Friedrich und seinen Erben hold, treu und gewärtig zu sein und ihnen den Eid der Treue unweigerlich zu leisten."

Aus der erwähnten Verschreibung der hunderttausend Gulden ist die bis vor wenigen Jahren allgemein verbreitete Meinung entstanden, daß die Verleihung der Mark Brandenburg eigentlich eine bloße Verpfändung für geliehene Geldsummen gewesen sei. Friedrich habe, so wurde allgemein die Sache dargestellt, dem König Sigismund Darlehen bis zum Betrage von hunderttausend Gulden gewährt, wofür ihm die Mark verpfändet worden sei; später habe er weitere Vorschüsse bis zum Betrage von vierhunderttausend Gulden gemacht und habe dafür den erblichen Besitz der Markgrafschaft mit allen Ehren, Würden und Rechten erhalten. In neuester Zeit hat jedoch eine genauere Erforschung aller Urkunden ergeben, daß nirgends von einer Verpfändung für angebliche Darlehen die Rede ist, daß vielmehr die Uebertragung der Hauptmannschaft lediglich aus Sigismund's freiem Entschlusse theils aus Fürsorge für das Land, theils aus dankbarer Anerkennung von Friedrich's vielfachen Verdiensten erfolgt sei, daß dagegen die Verschreibung der hunderttausend Gulden nur als Sicherung für den Burggrafen aufzufassen sei, daß ihm die Hauptmannschaft nicht ohne entsprechende Entschädigung für die auf die Mark zu verwendenden Ausgaben wieder entzogen werden sollte.

Die Ausdehnung der Mark, als sie Friedrich übertragen wurde, umfaßte folgende Gebiete:

1) die Altmark; 2) die Mittelmark mit den Landen Lebus, Barnim, Zauche, Teltow, Havelland, Glyn und der Grafschaft Lindow oder Ruppin (die Lande Beeskow, Storkow, Zossen und Teupitz gehörten noch zur Lausitz); 3) die Priegnitz; 4) das Land Sternberg, der südlich von der Warthe gelegene kleinere Theil der Neumark (deren größerer Theil dem deutschen Orden übergeben war), mit dem Johannitermeisterthum Sonnenburg; 5) ein Theil der Uckermark, welche sich größtentheils in den Händen der Pommern befand.

Dies waren die Länder, welche den ersten Kern- und Ausgangspunkt der hohenzollernschen Monarchie in Norddeutschland bilden sollten.

Die Besitzergreifung und die Unterwerfung der Quitzow'schen Partei. Burggraf Friedrich erließ am 20. Juli 1411 eine Urkunde, in

welcher er den Ständen und Bewohnern der Mark alle ihre Rechte und Freiheiten feierlich bestätigte und zugleich gelobte, daß er Recht und gutes Wesen im Lande herstellen und handhaben wolle. Zu seinem und des Landes großem Nachtheil aber wurde er durch dringende Geschäfte für Sigismund noch ein volles Jahr zurückgehalten, bevor er die Regierung der Mark selbst in die Hand nehmen konnte. Dadurch wurde seine Aufgabe in dem ihm anvertrauten Lande sehr erschwert; denn es entstand der Glaube, es handele sich bei seiner Hauptmannschaft wiederum, wie unter Jobst, um eine Landesregierung, die sich um das vielgeprüfte Brandenburg nur so nebenher aus der Ferne kümmern sollte. Dies schlug die Hoffnungen der Bevölkerung auf ein kräftiges Landesregiment nieder und erhöhte dagegen auf's Neue den Muth und die Zuversicht der gewaltthätigen und herrschsüchtigen Quitzow'schen Partei, ja der größte Theil des Adels zeigte sich dem neuen Landeshauptmann feindselig.

Friedrich hatte den Ritter Wend von Ilenburg beauftragt, einstweilen in seinem Namen die Regierung in der Mark zu führen; aber die Stände versagten ihm den Gehorsam und er begab sich bald an Sigismund's Hof zurück. Vergeblich mahnte der König die Ritter und Städte an ihre feierliche Zusage, Friedrich statt seiner aufzunehmen: immer offener wurde der Widerspruch gegen des Burggrafen Hauptmannschaft.

Im Juni 1412 brach Burggraf Friedrich endlich mit einer erlesenen Schaar aus Franken auf, am 21. Juni zog er in Brandenburg, der alten Hauptstadt der Mark, ein und berief dorthin auf den 10. Juli eine Versammlung der Stände, um ihre Huldigung entgegenzunehmen. Aber nur die Ritter der Lande Teltow, Lebus und Sternberg, die Städte der Mittelmark, sowie die Bischöfe von Brandenburg und Lebus leisteten die Huldigung, wogegen Caspar Gans zu Putlitz, ungeachtet des dem König Sigismund gegebenen Versprechens, jetzt Namens der Stände der Altmark und Priegnitz erklärte, sie wollten erst Friedrich's Rechte näher prüfen. Putlitz berief darauf eine besondere Versammlung, in welcher eine nochmalige heimliche Botschaft an Sigismund beschlossen wurde, um ihn zu einem andern Entschluß zu bewegen. Das Geschlecht der Edlen Herren zu Putlitz hing in alter Zeit mit regierenden fürstlichen Häusern zusammen, und es mochte natürlich dem Caspar zu Putlitz, der von ritterlichem Stolz erfüllt war und bis dahin die Landeshauptmannschaft der Priegnitz selbstständig geführt hatte, sehr schwer angehen, sich dem Burggrafen unterzuordnen. Die Quitzow's und ihre Genossen aber schlossen sich dem Caspar Gans bereitwillig an, weil sie Friedrich die markgräflichen Schlösser, die ihnen verpfändet waren und von denen sie ihr Raubwesen trieben, herausgeben sollten. Sie sagten: Caspar Gans sei ihnen Markgraf genug, vereinigten sich durch einen feierlichen Eidschwur, die Herausgabe der Schlösser zu verweigern und spotteten des Burggrafen, den sie den „Tand von Nürnberg" nannten. In einer Versammlung fiel die trotzige Aeußerung: „Sollte es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnen, so wollten sie die Schlösser doch behalten."

König Sigismund wies die Vorstellungen der Stände ernst und nachdrücklich zurück und mahnte sie wiederholt an die Heiligkeit des ihm geschworenen Eides; gleichzeitig trug er dem Burggrafen wiederholt auf, die verpfändeten Schlösser einzulösen und den gemeinen Landfrieden in der Mark

kräftig herzustellen. Weiteren Ungehorsam der Stände drohte er ernst zu bestrafen.

Dennoch waren die Häupter der widerstrebenden Adelspartei noch keineswegs zum Nachgeben geneigt: sie setzten ihre Hoffnungen auf die Nachbarfürsten der Mark, namentlich auf die Herzöge von Pommern, welche auf Friedrich's Erhebung eifersüchtig und nicht gewillt waren, die ihnen verpfändeten Theile der Uckermark herauszugeben. Um das Aufkommen des Burggrafen zu verhindern, beschlossen dieselben, einen raschen Schlag gegen ihn zu führen und fielen plötzlich in die Mark ein, wo sie bis Kremmen vordrangen. Dorthin war Friedrich ihnen entgegengeeilt und am sogenannten Kremmer Damm kam es am 24. October 1412 zum blutigen Treffen, in welchem der Graf von Hohenlohe und zwei andere fränkische Ritter aus Friedrich's Gefolge den Tod fanden. Die Pommern scheinen die Oberhand behalten zu haben, doch fanden sie sich zur Fortsetzung des Kampfes nicht ermuthigt.

Friedrich aber rüstete sich jetzt mit aller Kraft, den Widerstand seiner Gegner auch in der Mark zu brechen. Sein erstes Zögern, ehe er die Widerstrebenden mit Gewalt unterwarf, mag befremdlich erscheinen. Doch hatte er seine guten Gründe dafür: einmal lag ihm daran, sein neues Land wenn irgend möglich auf friedlichem, mildem Wege zu gewinnen, sodann wollte er, ehe es zu Schritten der Gewalt kam, auch des Erfolges seiner Sache gewiß sein, um nicht durch einen etwaigen Mißerfolg sein obrigkeitliches Ansehen von vornherein schwächen zu lassen. Die Schaar, die er aus Franken herbeigeführt hatte, erreichte aber nicht die Kräfte, die ihm die märkische Ritterschaft entgegensetzen konnte, welche sich überdies noch im Besitze der bedeutendsten festen Burgen befand. Auch kam es ihm darauf an, sich zuerst mit den Nachbarfürsten in ein gutes Vernehmen zu setzen, damit diese nicht etwa den widerstrebenden Vasallen beiständen. Er verständigte sich zuerst mit dem Erzbischof von Magdeburg, den Herzögen von Lüneburg und dem Grafen von Anhalt, dann trat er in Verhandlungen mit den Herzögen von Mecklenburg, deren Eifersucht die Vereinigung zuerst sehr erschwerte, die sich aber doch nach einiger Zeit zu einem Bündnisse bereit finden ließen. Nun erst konnte sich Friedrich mit Zuversicht gegen die Widerspenstigen im Innern der Mark wenden. Aus Franken waren ihm inzwischen neue Schaaren zugeführt worden, nach einer alten Ueberlieferung durch seine Gemahlin Elisabeth, welche im Januar 1413 zuerst in der Mark erschien und von ihrem Gemahl im Kloster Lehnin empfangen wurde.

Bevor es zum entscheidenden Kampfe kam, wurde durch einen glücklichen Zufall die Adelspartei ihres angesehensten Hauptes beraubt, indem Caspar Gans zu Putlitz in einer Fehde mit dem Bischof von Brandenburg von dessen Stiftshauptmann Hans von Redern gefangen genommen wurde. Es war dies ein harter Schlag für die Quitzow's und ihre Genossen. Friedrich aber trat nun mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Herzog Rudolph von Sachsen zusammen, um mit ihnen gemeinsam die Unterwerfung der trotzigen Ritter, namentlich die Eroberung der Vesten Rathenow, Golzow, Friesack, Beuthen und Plaue in's Werk zu setzen. Zugleich rief er die Getreuen in der Mark zu seiner Unterstützung auf: sein mildes, besonnenes und festes Wesen hatte ihm bereits vielfache Freunde erworben, die ihm gern behülflich

waren, dem übermüthigen Treiben der Quitzow's ein Ende zu machen. Die Kunde von Friedrich's endlichem Entschluß zu kräftigem Einschreiten war sofort von großer Wirkung: die Bürger von Rathenow ließen sich bei Zeiten warnen und schickten eine Botschaft an den Burggrafen, um sich ihm zu unterwerfen. Auch Dietrich von Quitzow erbot sich zu Unterhandlungen, doch ließ sich Friedrich darauf nicht mehr ein, nur völlige Unterwerfung konnte noch angenommen werden.

Unter den verbündeten Fürsten war beschlossen, daß der Angriff auf alle Burgen gleichzeitig erfolgen sollte. Am 6. Februar 1414 zogen die wohl gerüsteten Schaaren von allen Seiten heran und in der folgenden Nacht ging überall die Einschließung der Burgen vor sich. Schloß Plaue, von Hans von Quitzow vertheidigt, griff der Erzbischof Günther von Magdeburg mit seinem Bruder Grafen Heinrich von Schwarzburg an, — Golzow, wo Wichard von Rochow befehligte, ward von Herzog Rudolph von Sachsen belagert, — Friesack, dessen Vertheidigung Dietrich von Quitzow führte, hatte sich der Burggraf selbst ausersehen, — Schloß Beuthen endlich war dem lausitzischen Ritter Hans von Torgow und den Truppen märkischer Städte und Stifter überlassen. Bei der Bezwingung der Burgen soll eine gewaltige Donnerbüchse, welche dem Burggrafen von dem Landgrafen von Thüringen geliehen war, sehr große Dienste geleistet haben, indem ihrer erschütternden Wirkung auch die stärksten Mauern nicht widerstehen konnten. Die Vorspannbauern, welche die größte Mühe hatten, das schwerfällige Geschütz von der Stelle zu bringen, nannten dasselbe **„die faule Grete"**, und dieser Name ist seitdem in der Mark gewissermaßen als ein Sinnbild der wiederaufgerichteten landesherrlichen Autorität im Munde des Volks geblieben.

Zuerst pflanzte Friedrich „die faule Grete" vor Friesack auf, welches wegen seiner Lage und seiner starken Mauern als eine besonders wehrhafte Veste galt; dennoch vermochte sich Dietrich von Quitzow gegen den gewaltigen Angriff nicht zwei Tage darin zu halten, Friedrich nahm sie, wie ein altes Lied sagt, „mit Hast", nur vermochte er nicht zu hindern, daß Dietrich selbst entkam. Schon Tags darauf nahm Rudolph von Sachsen auch die Burg Golzow in Besitz, seit Jahrhunderten Hauptsitz der angesehenen Familie von Rochow. Wichard von Rochow widerstand dem Andringen der tapferen Sachsenschaaren mit muthiger Ausdauer bis zum dritten Tage, dann mußte er die Burg übergeben und nach der Sitte jener Zeit mit den Seinigen in Bußkleidern und mit dem Strick um den Hals vor dem Sieger erscheinen, zum Zeichen, daß sie das Leben verwirkt hatten. Es wurde ihnen freier Abzug gestattet.

Inzwischen war der Burggraf vor Plaue gezogen, um mit dem Erzbischof vereint diese stärkste der Vesten zu bezwingen: dieselbe war durch ihre Lage an der Havel und dem Plauener See wohl geschützt und von einer gewaltigen Ringmauer umgeben. Sie widerstand denn auch den ersten Angriffen leichter, als die übrigen Burgen; nachdem aber der Burggraf seine Kräfte mit denen der Magdeburger vereinigt hatte, fiel auch Plaue der Gewalt der mächtigen Donnerbüchsen. Als Hans von Quitzow erkennen mußte, daß alle Tapferkeit ihn nicht mehr halten konnte, faßte er den Entschluß, die Burg in aller Stille zu verlassen. Unbemerkt entkam er bis an die Havel

und verbarg sich in deren Rohr. Sein Roß wurde ihm dahin nachgebracht. Als er aber aus dem Rohr hervorkam und dem Roß in die Zügel greifen wollte, scheute dasselbe auf und lief davon. Das sah ein Bauer aus dem feindlichen Belagerungsheer, lief eilig zur Stelle und erkannte den Quitzow. Sofort eilte er in's Lager, Anzeige davon zu machen, und alsbald wurden die Flüchtigen verfolgt. Durch die Brüche der Havel mannichfach gehindert, konnten sie nicht entkommen. Hans von Quitzow wurde festgenommen und nach Kalbe in strengen Gewahrsam gebracht. Schloß Plaue aber ergab sich am folgenden Tage (26. Februar), und die reiche Beute, welche die Quitzow's von ihren Raubzügen vornehmlich in dieser Burg aufgehäuft hatten, theilten die Belagerer. Nach dem Falle dieser festesten der Burgen konnte sich auch Schloß Beuthen nicht länger halten, sondern ergab sich gegen freien Abzug der Mannschaft.

So war denn der nächste Zweck des Burggrafen und seiner Verbündeten erreicht, die Quitzow's und ihre Genossen in der Mittelmark vollständig gedemüthigt. Um aber nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, brach Friedrich sofort nach der Altmark auf, um nunmehr auch die dortige Ritterschaft zur Huldigung zu bringen. Nach den Erfolgen, deren Kunde ihm voraufging, konnte von thätlichem Widerstand nicht mehr die Rede sein: die Mitglieder der ersten altmärkischen Familien erschienen jetzt dienstwillig in Friedrich's Gefolge und gaben dem gefürchteten Herrn, als er von der Altmark weiter nach der Priegnitz zog, das Ehrengeleit. Ebenso ging es jetzt in der Priegnitz, wo ihm die Ritterschaft gleichfalls willig huldigte.

Ueberall war der Widerstand gebeugt und somit einem allgemeinen Landfrieden eine neue Stätte bereitet. Friedrich säumte nicht, nunmehr die Mitwirkung aller Stände für einen solchen ehrlichen Frieden in Anspruch zu nehmen: er berief die Bischöfe, Herren, Ritter und Städte der Mark, sowie die Grafen von Lindow und Ruppin nach Tangermünde, um „mit Rath, Vollwort und Wissen Aller und Jeglicher" ein Gesetz für die Landessicherheit zu verkünden und gleichzeitig über die Besiegten Gericht zu halten. Durch Urtheil der Landstände wurden die Quitzow's aller Lehen- und Pfandgüter verlustig erklärt, alle ihre Habe fiel als rechtlich erledigt dem Burggrafen zu. Dann wurde unter Zustimmung der Stände der Landfriede zu Tangermünde verkündet, welcher für die Mark seit langer Zeit zum ersten Male wieder eine vollständige Aufrichtung des schwer gebeugten Rechts und öffentlichen Friedens in Aussicht stellte. Jetzt konnte der Bauer wieder seine Hütte bauen, der städtische Handel wieder die sichern Straßen beleben, der tief zerrüttete Landbau fand den Muth, sich zu erneuen. „So guten Frieden hatte der Burggraf dem Lande verschafft," sagt eine alte Chronik, „wie dasselbe seit Karl's IV. Zeiten nicht mehr genossen hatte, daher man es als eine besondere Schickung der Gnade des Allmächtigen pries."

Nicht blos in der Mark wurde Friedrich's Werk gerühmt, weit umher in den angrenzenden Ländern machte sein ebenso kräftiges, wie besonnenes und umsichtiges Auftreten das größte Aufsehen. Der Ruf der gefürchteten Quitzow's war so weit verbreitet, daß ihr jäher Fall Ueberraschung und Staunen hervorrief und in den Gedenkbüchern jener Zeit, wie in den Liedern fahrender Sänger als ein hochwichtiges Ereigniß gefeiert wurde.

Leider war es Friedrich nicht vergönnt, dem so glücklich begonnenen Werke der Wiederherstellung der Marken in dauernder Weise seine fürstliche Fürsorge zu widmen: der Kaiser Sigismund und das deutsche Reich bedurften seiner von Neuem. Schon im Sommer 1414 wurde seine Anwesenheit bei Sigismund dringend erforderlich, und er mußte die Statthalterschaft der Mark zunächst seiner Gemahlin Elisabeth unter dem Beistande des Propstes von Berlin, Johann von Waldow, eines Mannes von großer Einsicht und Energie, späteren Bischofs von Brandenburg, überlassen.

Friedrich's Erhebung zum Kurfürsten von Brandenburg (1415). Kaiser Sigismund hatte es durchgesetzt, daß zur endlichen Beilegung der damaligen großen Verwirrung in der Kirche eine allgemeine Kirchenversammlung in Kostnitz am Bodensee abgehalten werden sollte. Gegen Ende des Jahres 1414 begab er sich mit großem Glanze dorthin, ihm folgte der Burggraf Friedrich, der während der ganzen Dauer des berühmten Concils sein vorzüglichster und vertrautester Rathgeber war. Die Versammlung hatte drei Hauptaufgaben: die Beseitigung der großen Kirchenspaltung, welche seit geraumer Zeit die Christenheit betrübte, ferner die Besserung oder Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, endlich die Ausrottung der Lehre des Johann Huß.

Friedrich von Nürnberg übte ebenso sehr durch seine Stellung zum Kaiser, wie durch das Gewicht seiner persönlichen Geltung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die wichtigsten Entscheidungen; gerade in den schwierigsten Augenblicken, wo ein entschlossenes und umsichtiges Handeln nöthig war, griff er stets mächtig in die Entwickelung der Dinge ein. Als Papst Johann XXIII, der einzige der damaligen drei Gegenpäpste, der sich in Kostnitz eingefunden hatte, sich den Entscheidungen des Concils wieder entziehen wollte und mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich von Kostnitz floh, wurde der Burggraf mit der Vollziehung der gegen den Herzog ausgesprochenen Reichsacht beauftragt. An der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres rückte er demselben nach und zwang ihn, sich zu ergeben und sich vor Sigismund in Kostnitz zu demüthigen. Zum ersten Male seit undenklichen Zeiten war des Kaisers und des Reiches Ansehen gegenüber einem ungehorsamen Reichsfürsten wieder zu solcher Geltung gebracht. Nicht minder gelang es dem Burggrafen, theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen den Papst selbst zur Rückkehr nach Kostnitz zu bewegen, wo alsdann die Absetzung feierlich gegen ihn ausgesprochen wurde.

Kaiser Sigismund stand während des Concils zu Kostnitz im Glanzpunkte seiner kaiserlichen Macht: seit langer Zeit hatte das Kaiserthum solchen Einfluß nicht geübt, solche Huldigungen nicht erfahren, es schien, als wäre es mit der Würde eines Oberhauptes des heiligen römischen Reichs endlich wieder Ernst geworden. Sigismund gab sich gern diesem hohen Bewußtsein vom Kaiserthum hin; wenn er aber erwog, wie er zu dieser Höhe gelangt war, wie hätte er nicht von Dankbarkeit gegen den Fürsten erfüllt werden müssen, der ihm bei jedem gewichtigen Schritt hülfreich und fördernd mit Rath und That zur Seite gestanden hatte. In der freudigen Genugthuung über seine glorreiche Stellung, beschloß er denn, seinem treuen Diener, dem Burggrafen Friedrich, eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste durch

die Erhebung desselben zum wirklichen Markgrafen von Brandenburg zu Theil werden zu lassen.

Am 30. April 1415 wurde von Sigismund die wichtige Urkunde vollzogen, durch welche die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt erblich, jedoch vorbehaltlich des Rechts der Wiedereinlösung für das luxemburgische Haus, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg übertragen wurde.

Der Kaiser sagt in der Urkunde: „Da uns nach der Gnade des allmächtigen Gottes so viele und so weite und breite Königreiche zu verwesen befohlen sind, unsere Menschlichkeit und nothdürftige Kraft das aber ohne trefflichen Rath und Beistand nicht vermag, und da wir ganz besondere Liebe zu dem würdigen Kurfürstenthum der Mark Brandenburg haben, deshalb wollen wir ihr und ihren Einwohnern immer gern guten Frieden, Gemächlichkeit und Ruhe schaffen. Nachdem solche unsere besondere Liebe unser königliches Gemüth vormals bewogen hatte, daß wir den hochgeborenen Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, unsern lieben Oheim und Fürsten in Ansehen und in Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und anderer seiner Tugenden, womit der allmächtige Gott ihn mannichfach geziert hat, insbesondere aber seiner lauteren und bewährten Treue, die er gegen uns hat, aus eigener Bewegung zu unserm rechten Obristen, Verweser und Hauptmann über die Mark bestellt haben, — nachdem aber weiter unsere Sorge und Arbeit für die heilige Kirche, das heilige Reich und zum allgemeinen Frommen sich also vermehrt haben, daß wir uns nicht vermessen können, selber in die Mark ziehen zu wollen — — —, da nun auch landkundig ist, daß gedachter Friedrich durch seine Vernunft mit seiner Macht, Arbeit und Wagniß, sowie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, Räuberei und andere Unthaten in derselben ausgerottet hat, — da es uns denn auch billig zu sein dünkt, daß wir uns für solche Arbeit ihm dankbar erweisen und daß ihm seine Kosten wieder erstattet werden, — haben wir dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die Mark und das Kurfürstenthum mit dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren, Rechten, Landen u. s. w. gnädiglich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht, nur mit diesem Vorbehalt: sollten wir oder unsere männlichen Erben die Mark wieder haben wollen, daß wir dann die Mark mit der Kur und allem Zubehör um viermalhunderttausend ungarische Gulden wieder kaufen können. Auch wenn Friedrich und seine Erben ganz und gar mit Tode abgehen sollten, so soll die Mark mit der Kur auf uns und unsere Erben heimfallen u. s. w."

Aus dieser Urkunde geht klar hervor, daß es sich bei der Uebertragung der Markgrafschaft durchaus um eine freiwillige Abtretung handelte und daß Sigismund dieselbe nur aus Gründen dankbarer Anerkennung für Friedrich's Verdienste und aus landesväterlicher Fürsorge für die brandenburgischen Lande aufgefaßt wissen wollte. Nur aus Rücksicht auf König Wenzel scheint der Vorbehalt aufgenommen worden zu sein, daß es Sigismund oder seinen Erben freistehen sollte, die Mark um 400,000 Gulden zurückzukaufen. Aus dieser Clausel ist jedoch später die bereits erwähnte Ansicht über den

Ursprung der hohenzollernschen Herrschaft in der Mark entstanden. Es wurde behauptet, der Burggraf Friedrich habe dem Kaiser während des Kostnitzer Concils zur Bestreitung der erheblichen Kosten desselben mehrfache bedeutende Vorschüsse bis zur Höhe von 400,000 Gulden gemacht und als Ersatz für diese Summe habe Sigismund ihm auf seinen dringenden Wunsch, wie früher die Statthalterschaft, so jetzt die wirkliche Markgrafschaft mit der Kurwürde verliehen. Der Wortlaut obiger und anderer Urkunden läßt jedoch diese Ansicht als eine irrthümliche erscheinen. Es ist auch sonst gar kein Anzeichen dafür vorhanden, daß Friedrich während des Concils wirklich dem Kaiser irgend welche Vorschüsse gemacht habe, dagegen ist erwiesen, daß der Burggraf sehr beträchtliche Summen auf die Einlösung der Burgen und überhaupt auf die Wiederherstellung der Ordnung in den brandenburgischen Landen verwenden mußte. Die Kosten, die ihm dadurch entstanden, werden kaum weniger als 400,000 Gulden betragen haben, und es war daher billig, daß ihm für den Fall der Rückgabe des Kurfürstenthums voller Ersatz für diese Opfer verheißen wurde. Der klare Wortlaut aller Urkunden läßt nur annehmen, daß nicht ein Pfand- oder Kaufgeschäft, sondern einzig und allein Friedrich's hohe Verdienste um das römische Reich und um den Kaiser Sigismund, sowie um die Mark Brandenburg dem Hause Hohenzollern das Kurfürstenthum eingebracht haben.

Friedrich blieb fürerst noch in Kostnitz, erst im Herbst konnte er sich nach der Mark begeben, um die Erbhuldigung als wirklicher Landesherr entgegen zu nehmen. Am 18. October 1415 traf der neue Markgraf in Berlin ein, gewiß mit leichterem Herzen und freudigerem Muth und wohl auch herzlicher und aufrichtiger bewillkommt als vor drei Jahren. Zu seinem festlichen Empfange und zur Erbhuldigung waren Herren, Mannen und Städte zahlreich in Berlin versammelt. Am **21 October 1415** fand die Feierlichkeit der Erbhuldigung im „hohen Hause," dem damaligen Fürstenhause zu Berlin (in der Klosterstraße, wo sich jetzt das Lagerhaus befindet), Statt. Der Propst von Berlin, Johann von Waldow, verlas die Verschreibung und die Gebotsbriefe des Kaisers, darauf schworen die Stände:

„Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg eine rechte Erbhuldigung, als unsern rechten Erbherrn, nach Ausweisung ihrer Briefe, treu, gewärtig und gehorsam zu sein, ihr Frommen zu werben und ihren Schaden zu wenden, ohne Gefährde, also uns Gott helfe und die Heiligen."

Bald darauf begab sich der Fürst nach den wichtigsten Städten der Mark, um sich auch da huldigen zu lassen; überall wurde er freudig und glänzend empfangen und nirgends störte ein Mißton den glücklichen Verlauf der Feierlichkeiten. In der freudigen Genugthuung über diese Erbfolge zeigte sich der Markgraf auch seinerseits zu aller Huld bereit und begnadigte auf das Fürwort der Stände mehrere der vorher ihm widerstrebenden Ritter, besonders Wichard von Rochow, der von Neuem Golzow zu Lehen erhielt, und Caspar Gans zu Putlitz. Sie gelobten, dem Markgrafen künftig Treue und Gehorsam zu leisten, seinen Frieden und Unfrieden zu halten, die Herren,

Mannen und Städte der Mark weder selbst zu beschädigen, noch beschädigen zu lassen.

Friedrich verließ schon im Sommer 1416 wieder die Mark, im October begab er sich nach Kostnitz zurück. Nachdem bald darauf auch Sigismund von einer längern Reise dorthin zurückgekehrt war, fand am 18. April 1417 erst noch seine feierliche und förmliche Belehnung mit der Markgrafschaft und Kur von Brandenburg am obern Markt in Kostnitz Statt. Unter freiem Himmel war für Sigismund der kaiserliche Thron aufgerichtet, da erschien er in dem ganzen Schmuck seiner hohen Würde, umgeben von den Fürsten des Reichs und von den vornehmsten Prälaten, welche in Kostnitz versammelt waren. Der Markgraf Friedrich aber ritt auf stolzem Rosse unter dem Klange jubelnder Festmusik heran, vor ihm her zwei Ritter in prächtiger Rüstung mit den Bannern von Brandenburg und vom Burggrafthum zu Nürnberg. Als er sich dem Throne des Reichsoberhauptes genähert, stieg er vom Pferde, kniete an den Stufen des Throns nieder und bat den Kaiser um die Belehnung. Sigismund neigte zustimmend sein Haupt und der Kanzler des Reichs verlas mit lauter Stimme den Lehensbrief. Der Kurfürst, mit der Hand das Evangelium berührend, schwur den Lehnseid und erhielt aus der Rechten des Kaisers das Banner von Brandenburg zum Zeichen der Belehnung.

Der Vorbehalt wegen des Rückkaufs der Mark um 400,000 Gulden ist noch während Friedrich's Lebzeiten durch das Aussterben des luxemburgischen Hauses thatsächlich erloschen. Als König Wenzel 1419 und Kaiser Sigismund 1437 ohne männliche Erben gestorben waren, hatte Niemand mehr ein Recht, von jenem Vorbehalt Gebrauch zu machen.

So war das Kurfürstenthum Brandenburg unwiderruflich an die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern gekommen zur Ehre und zum Ruhme des erlauchten Geschlechts und zum dauernden Heil des brandenburgischen Volkes.

8. Friedrich I. als Kurfürst von Brandenburg.

Friedrich wurde auch, nachdem er die Mark als wirklicher Landesherr in Besitz genommen hatte, durch die Sorge für die Reichsangelegenheiten so vielfach in Anspruch genommen, daß er seine Thätigkeit dem eigenen Lande nur vorübergehend widmen konnte. Zunächst blieb er bis zum Ende des Kostnitzer Concils (1418) dem Kaiser Sigismund als unentbehrlicher Rathgeber zur Seite: kein anderer weltlicher Fürst hat einen so großen Einfluß auf dem Concil geübt und die Schriftsteller jener Zeit sind einstimmig in der Anerkennung seiner Thätigkeit. Eine Folge des dort gewonnenen Ansehens war es, daß Sigismund, als er selbst sich nach dem Schlusse des Concils nach Ungarn zurückbegab, den Markgrafen zum deutschen Reichsverweser an seiner Statt ernannte, in welcher Eigenschaft er seine Umsicht und Thatkraft aufs Neue vielfach bewährte.

Inzwischen war aber seine Gegenwart in der Mark dringend erforderlich geworden. Nach der ersten überraschenden Festsetzung seines Regiments in dem neu erworbenen Lande war zwar im Innern des Landes das alte Fehde- und Raubwesen nicht wieder aufgelebt, dagegen wurden an den Grenzen des

Landes, zumal nach dem Magdeburgischen und nach Mecklenburg hin, die früheren Händel nur allzubald erneuert. Der Erzbischof von Magdeburg, durch neue Angriffe altmärkischer Ritter gereizt, gab dem Hans von Quitzow die Freiheit wieder, welche dieser zuerst im Verein mit seinem Bruder Dietrich, nach dessen Tode (1417) aber allein zur fortwährenden Beunruhigung der Mark benutzte. Gleichzeitig wurden die Beziehungen der Mark zu den nördlichen Nachbarn wieder getrübt: die Herzöge von Pommern waren darüber erbittert, daß Kaiser Sigismund bei ihrer Belehnung ausdrücklich die alten Rechte der brandenburgischen Markgrafen auf Pommern anerkannt hatte, und verbanden sich mit den mecklenburgischen Fürsten zu neuen Streifzügen ins Märkische.

Da plötzlich überraschte der Kurfürst seine Widersacher durch seine eilige Ankunft in Brandenburg: er nahm den Mecklenburgern sofort zwei wichtige Grenzfestungen weg, von wo aus sie die Mark oft überfallen hatten, und rückte dann gegen die Pommern vor Angermünde. Mit Hülfe des Caspar Gans zu Putlitz und zahlreicher anderer Ritter, die jetzt treu zu ihm hielten, eroberte er die Stadt und Burg Angermünde und nahm 300 Pommern gefangen. Die Folge seines rasch errungenen Sieges war, daß fast die ganze Uckermark wieder in seine Gewalt kam (1420). Durch sein kräftiges Auftreten wurde aber vor Allem sein Ansehen in den Marken und bei den Nachbarn neu befestigt.

In derselben Zeit hatte er in seinen fränkischen Besitzungen eine schwere Fehde mit dem hochfahrenden, rauhen und übermüthigen Herzog Ludwig dem Bärtigen von Baiern-Ingolstadt zu bestehen: dieser war von Haß gegen den Burggrafen und von Neid über Friedrich's rasches Emporkommen erregt und konnte es nicht ertragen, daß der Nürnberger Burggraf, dessen Väter noch vor nicht langer Zeit dem Wohlwollen der Kaiser aus dem baierschen Hause ihr Wachsthum verdankten, jetzt über ihn und sein Haus hervorragte. Schon im Jahre 1418 war der Groll ausgebrochen und auf einen nichtigen Vorwand hin schickte Ludwig dem Markgrafen unter den beleidigsten Ausdrücken eine Herausforderung. Er nannte ihn „den neulich hochgemachten, unendlich lügenhaften Mann, der sich nennt Markgraf zu Brandenburg." Friedrich wies jedoch die Forderung zurück: „Ludwig sei dazu nicht gut genug, ein zweimal meineidiger Mann." Bald darauf kam es aber zu offenen Feindseligkeiten: durch einen verrätherischen Ueberfall wurde die Burg zu Nürnberg niedergebrannt. Die Markgräfin Elisabeth, welche damals die Regierung dort führte, bat ihren Gemahl dringend, selbst hinzukommen. Unerwartet traf er (1421) im Burggrafthum ein, eroberte in kürzester Zeit einige feste Plätze, warf die Gegner in raschen Stößen bis hinter die Donau zurück, bedrohte Ingolstadt und zwang Herzog Ludwig zum Frieden.

Die Hussitenkriege. Die spätere Lebensthätigkeit des Markgrafen Friedrich ist großentheils mit den Sorgen und Kämpfen wegen des hussitischen Aufstands in Böhmen erfüllt: Jahre lang rieb sich seine Kraft vergeblich daran auf. Als in Folge der Hinrichtung von Johann Huß die Begeisterung der Hussiten in offenen Aufruhr nicht blos gegen die Kirche und gegen die Reichsgewalt, sondern nach König Wenzel's Tode auch gegen Sigismund's Nachfolge in Böhmen ausbrach, machte Friedrich seinen Rath dringend für eine milde,

versöhnliche Behandlung der Sache geltend. Noch war ein Theil der Hussiten, die Calixtiner, geneigt, sich zu unterwerfen, wenn man ihnen die Freiheit ihres Glaubens und besonders den Gebrauch des Kelchs beim Abendmahl lassen wollte. Friedrich rieth deshalb, das Weltliche nicht mit dem Geistlichen zu vermischen und die Böhmen nicht durch schroffe Verwerfung ihrer Glaubensforderungen zurückzustoßen. Erst sollte Sigismund Böhmen für sich gewinnen, die Ordnung der dortigen Kirchenangelegenheiten aber einem späteren Concil überlassen. Aber auch jetzt wurden diese weisen Rathschläge von den Geistlichen in Sigismund's Umgebung verachtet und der Weg der Strenge gegen die Böhmen betreten. Die jahrelangen, schrecklichen Hussitenkriege und die Verwüstungen, von welchen die deutsche Geschichte nähere Kunde giebt, waren die Folgen dieses Verfahrens.

Wiewohl der Kurfürst wiederholt und immer wieder den Weg der Milde empfohlen hatte, so blieb er doch seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser getreu, als der Reichskrieg gegen die Hussiten beschlossen war. Schon bei dem ersten Feldzuge gegen die Hussiten (1420) führte er dem Kaiser seine brandenburgischen und fränkischen Schaaren zu Hülfe. Er hatte freilich nur ein geringes Vertrauen zu der Kraft des kaiserlichen Heeres; denn während die Hussiten von Begeisterung für ihren Glauben erfüllt und unter kühnen, einsichtsvollen Anführern, wie Johann Ziska, Procop dem Großen und Kleinen, voll Siegesmuths und kräftiger Zuversicht in den Kampf zogen, herrschte in dem Reichsheer, welches mit Mühe zusammengebracht war, nur ein lauer, matter Sinn und gegenseitige Eifersucht der Fürsten, und es mangelte durchaus an einer kräftigen, entschiedenen Leitung des Ganzen. Dies erkannte Friedrich sehr wohl und rieth dem Kaiser noch einmal, die ihm von den Pragern angebotenen Vertragsbedingungen anzunehmen, aber auch dies Mal drang er nicht durch. Wie er gefürchtet, so kam es nun. Das Reichsheer wurde bald so hart bedrängt, daß es in eine schmachvolle Auflösung verfiel. Durch die ersten Erfolge stieg natürlich die Begeisterung und der Muth der Hussiten. Vergeblich zog Kaiser Sigismund zum zweiten Male nach Böhmen; sein Heer ging auf die Nachricht von Ziska's Ankunft in wilder Flucht auseinander. Er beschloß nun, die ganze Reichsmacht zur Ausrottung der böhmischen Ketzerei aufzubieten, und der Kurfürst Friedrich wurde von den Reichsständen zum obersten Feldhauptmann ausersehen. „Das Reich wende sich," wie verkündigt wurde, „in seiner Bedrängniß an ihn, dessen großer Verstand, Tapferkeit und Mannhaftigkeit allgemein bekannt und berühmt seien." Friedrich verkannte auch damals nicht die geringen Aussichten des gehässigen Feldzugs, aber er war gewohnt, seine Pflichten gegen Kaiser und Reich treu zu erfüllen und mochte überdies hoffen, als oberster Feldherr das Werk des Friedens, welches er immer vergeblich empfohlen hatte, leichter fördern zu können. Doch wurde auch mit diesem Feldzuge nichts Entscheidendes erreicht, da sich nur wenige der Reichsfürsten mit ihren Mannschaften einstellten.

Immer größer wurden die Drangsale, welche die Hussiten von Böhmen aus verbreiteten. Während Ziska sich darauf beschränkt hatte, ihre Herrschaft in Böhmen selbst zu befestigen, fielen sie nach seinem Tode unter verschiedenen Anführern in die benachbarten Länder ein, besonders um sich an den Fürsten zu rächen, welche mit dem Kaiser gegen sie ausgezogen waren. So wurde

auch die Mark Brandenburg von ihren Schaaren bedroht, und der Kurfürst ließ bei Zeiten mehrere Städte, wie Berlin, Bernau u. a., befestigen und mit starken Besatzungen ausrüsten. So weit war es gekommen, daß man sich, um die Einfälle der Hussiten abzuhalten, durch große Summen, welche durch eine besondere Steuer, den „Ketzergroschen," aufgebracht wurden, bei ihnen loszukaufen suchte.

Noch einmal wurde die Reichsmacht gegen die Glaubensstreiter aufgeboten, man gedachte endlich mit einem einzigen Feldzug alle frühere Schmach zu tilgen. Es kam ein Heer von 130,000 Mann zusammen, und Kurfürst Friedrich wurde wiederum zum Oberfeldherrn ernannt und vom päpstlichen Gesandten in der Sebalduskirche zu Nürnberg feierlich zum heiligen Streit eingesegnet. Dort sprach der Legat zu ihm in Ausdrücken, welche deutlich bekunden, in welchem Ruhm und Ansehen der brandenburgische Fürst stand: „Dem Reiche, ja der ganzen Christenheit ist es bekannt, mit welcher Sorgfalt und Treue Friedrich von Brandenburg, der erste unter Deutschlands Helden, die Ruhe des heiligen römischen Reichs zu befördern bemüht gewesen; dieser, sein unvergänglicher Ruhm ist es, der Kaiser und Reich bewegt, ihn zum Haupte eines so mächtigen Heeres zu setzen." Dem Kurfürsten wurde darauf das Schwert überreicht und von Bischöfen umgegürtet. Und doch ruhte Gottes Segen nicht auf den Waffen des Reichs. Das kaiserliche Heer rückte nach Riesenberg in Böhmen vor; aber kaum erscholl die Kunde, daß die Hussiten sich näherten, als ein Theil der Deutschen in Verzagtheit und Verwirrung gerieth und sich unter dem Herzog von Baiern zurückzog. Friedrich stellte das ihm übrig gebliebene Heer in Schlachtordnung auf, aber er vermochte dem Sturm der Taboriten, welche unter Procop dem Aelteren gegen ihn losbrachen, nicht zu widerstehen; denn seinen Truppen entsank der Muth beim Anblick des wilden, begeisterten Kriegsvolks, welches mit tobendem Schlachtgesang heranstürmte. Das Reichsheer gerieth nach kurzem Widerstande in eine allgemeine Flucht, das ganze Lager mit 8000 Wagen und 150 Stücken Geschütz fiel in die Hände der Hussiten. Ueber zehntausend Deutsche wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen, eben so viele kamen auf der Flucht um, und selbst der päpstliche Legat, welcher den Zug begleitet hatte, rettete nur mit Mühe sein Leben.

Als der mit so großer Zuversicht begonnene Feldzug wiederum ein so schmachvolles Ende genommen hatte, entstand unter den Fürsten selbst ein heftiger Zwist: die Einen wollten ein neues Heer ausrüsten, Andere neigten sich jetzt zu Unterhandlungen. Kurfürst Friedrich aber drang mit neuer Entschiedenheit auf die Anwendung friedlicher Mittel, indem er unumwunden aussprach, „daß die Böhmen nach einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten."

Die Hussiten in der Mark (1433). Ehe es jedoch zu Verhandlungen kam, sollte des Kurfürsten eigenes Land von den Schaaren des Feindes auf schreckliche Weise heimgesucht werden. Unter Procop's des Großen verwegener Führung brachen die erbitterten Horden theils ins Frankenland, theils durch Meißen und die Lausitz in die Mark selber ein und trugen Schrecken und Verwüstung in die Gegend längs der Oder. Die Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner, wenn sie nicht fliehen konnten, ermordet. Die Städte Lebus, Müncheberg, Straußberg wurden erstürmt und nach fürchterlicher Plünderung

zerstört. Alles, was entkommen konnte, rettete sich nach Berlin; dorthin wagte sich Procop nicht, sondern zog von Straußberg nach dem Städtchen Bernau, dessen muthige Vertheidigung in ruhmvollem Gedächtnisse geblieben ist. Der Ort war wohl befestigt und zu verzweifeltem Widerstande bereit: Procop schlug vor demselben ein Lager auf und erneuerte täglich den wilden Sturm, den die braven Bürger jedoch tapfer zurückschlugen. Schon waren ihre Kräfte erschöpft, als endlich der Retter herbeieilte. Des Kurfürsten zweiter Sohn Friedrich führte eine schnell gesammelte Schaar tüchtiger Truppen herbei, und die Bernauer, durch diesen Anblick ermuthigt, wagten mit erneuter Kraft einen Ausfall und schlugen die Hussiten in die Flucht. Das Lager derselben fiel den tapferen Bürgern in die Hände, und noch heute zeigt man dem Fremden in der Kirche zu Bernau mit Stolz die Siegeszeichen, welche von den furchtbaren Feinden erbeutet wurden. Markgraf Friedrich aber verfolgte die Hussiten in ihrer Flucht und trieb sie glücklich über die Grenzen der Marken zurück (1433).

Mit Schmerz blickte der Kurfürst auf die verwüsteten Landstrecken, welche langer Jahre des Friedens und Segens bedurften, um sich von der schweren Heimsuchung zu erholen. Um so entschiedener drang er nun auf friedliche Beendigung des langen Streites. In Basel war ein Concil zusammengetreten, welches nochmals die Beilegung der kirchlichen Wirren versuchen sollte; dort erklärte nun Friedrich mit der größten Entschiedenheit, er sei nicht Willens, dem Eigensinne der Geistlichkeit das Wohl seiner Unterthanen zu opfern und werde sich deshalb nöthigenfalls in einem besonderen Frieden mit den Böhmen vertragen. Als in Folge dieser Drohung die Kirchenversammlung beschloß, mit den Hussiten in gütliche Unterhandlung zu treten, drückte der Kurfürst hierüber seine lebhafteste Freude aus, und wußte es nun auch durch seine dringenden Vorstellungen bei den Hussiten dahin zu bringen, daß sie die Kirchenversammlung beschickten, nachdem ihnen gleichfalls durch Friedrich's Vermittelung für ihre Sicherheit nicht nur Geleitsbriefe, sondern auch Geißeln bewilligt worden waren; denn durch das Schicksal ihres Meisters Huß gewarnt, wollten sie auf das bloße Wort der Fürsten sich nicht verlassen. Endlich gelang es nun den unablässigen Bemühungen des weisen Kurfürsten, die sogenannten „Compactaten" zu Stande zu bringen, ein Uebereinkommen, nach welchem die Hussiten wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen wurden. Nach funfzehn Jahren der Zerrüttung und aller Greuel eines fanatischen Krieges wurde die Ruhe in Böhmen nunmehr wieder hergestellt, und Sigismund konnte endlich die Huldigung der böhmischen Stände empfangen. Doch sollte er den Frieden nicht mehr lange genießen, denn er starb schon im folgenden Jahre (1437) in hohem Alter.

Als jetzt die Fürsten des Reichs in Frankfurt zusammentraten, um ein neues Reichsoberhaupt zu erwählen, richteten sich die Blicke vieler unter ihnen auf den alten ehrwürdigen Kurfürsten Friedrich, welcher sich in jeder Beziehung als der Tüchtigste im Reich bewährt hatte, aber er selbst strebte nicht nach der Kaiserkrone. Auch hier hielt er seinem früheren Freunde Sigismund die geschworene Treue und bewirkte durch das Gewicht seiner Empfehlung, daß dessen Schwiegersohn, der ritterliche Albrecht von Oesterreich, den deutschen Thron erhielt (1437). Mit weisen Rathschlägen stand er diesem

trefflichen Kaiser während seiner leider nur zweijährigen Regierungszeit zur Seite und richtete besonders auf die Verbesserung der Rechtspflege und auf die Kräftigung der deutschen Kriegsverfassung sein heilsames Streben. Als aber die Böhmen im Verein mit den Polen unter Georg Podiebrad sich wiederum gegen ihren Kaiser erhoben, sandte Friedrich seinen Sohn Albrecht mit tapferen märkischen Kriegsschaaren zu dessen Hülfe.

Friedrich's spätere Regierung in der Mark. Sein Lebensende. Friedrich war in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung nur einige Male auf kurze Zeit in der Mark, die Hussitenkriege und andere Sorgen für das deutsche Reich ließen ihn zu einem längeren Aufenthalte nicht kommen. Seine Abwesenheit wurde von den benachbarten Fürsten ungeachtet wiederholter Friedensbündnisse oft zu feindlichen Unternehmungen gegen sein Land benutzt: besonders kam es mit den Herzögen von Mecklenburg-Stargardt und von Pommern zu stets erneuerten Fehden. Auf einen solchen Anlaß war Friedrich im Jahre 1425 zum letzten Male nach der Mark gekommen. Die Pommern hatten sich der festen Stadt Prenzlau durch Ueberrumpelung bemächtigt. Da zog der Markgraf auf die Bitte seiner Gemahlin mit einer Schaar fränkischer Ritter und Mannschaften herbei; aber seine Waffen waren diesmal nicht alsbald vom Glücke begünstigt und inzwischen wurde seine Gegenwart bei einer Zusammenkunft mit Sigismund in Wien nöthig. So übergab er denn schon im Januar 1426 auf einem Landtage zu Rathenow seinem Sohne Johann die Regierung der Mark und verließ wenige Tage darauf die brandenburgischen Lande, die er seitdem nie wiedersah. Markgraf Johann aber setzte den Krieg nicht ohne Glück fort und brachte eine neue Friedenseinigung mit Mecklenburg und Pommern zu Stande.

Man hat Friedrich's spätere gänzliche Abwesenheit von der Mark auf eine Mißstimmung oder auf Mißtrauen gegen die märkischen Ritter seit jenem Feldzuge zurückgeführt. Andere meinen, es sei zwischen dem Fürsten und den Vasallen wohl zu Erörterungen über die Zustände des Landes und zu gegenseitigen Vorwürfen gekommen. Doch fehlt es darüber an bestimmterer Kunde; sicher ist dagegen, daß Friedrich durch die Reichsgeschäfte vollauf in Anspruch genommen war, und daraus mag man sich erklären, daß er die Mark zunächst der Fürsorge seines Sohnes überließ.

Als Friedrich I. am Abend eines vielbewegten thatenreichen Lebens seine Kraft ermatten fühlte, berief er seine vier Söhne Johann, Friedrich, Albrecht und Friedrich den Jüngeren zu sich nach der Kadolzburg in Franken, um mit ihnen die Erbtheilung zu besprechen, und setzte unter ihrer allseitigen Zustimmung (1437) fest, daß die alten Erblande der Hohenzollern, die fränkischen Fürstenthümer, welche seit dem Tode seines Bruders Johann (1420) wieder in seiner Hand vereinigt waren, dem ältesten und dritten Sohne Johann und Albrecht (Achilles), die Mark Brandenburg aber dem zweiten und vierten Sohne, den beiden Friedrich zufallen sollte, die Kurwürde zunächst dem älteren Friedrich. Es ist aufgefallen, daß die Mark Brandenburg mit der Kurwürde nicht dem ältesten Sohne, Markgraf Johann, der schon Statthalter in derselben war, dauernd verliehen worden ist; zur Erklärung wird angeführt, der alte Kurfürst habe seinem Sohne Johann, der ein Freund stilleren, beschaulichen Lebens und wissenschaftlicher Studien gewesen (weshalb er auch

der Alchymist hieß), vorgestellt, daß die Vertheidigung der Mark eines kriegslustigen Fürsten erfordere, deshalb möge er dieselbe dem zweiten Bruder Friedrich überlassen, der noch dazu als Schwiegersohn des Königs von Polen Anrechte auf benachbarte Länder erhalten könne. Johann habe gern zugestimmt und das Erbtheil in Franken übernommen. Die mit den vier Söhnen festgestellte Erbordnung wurde im folgenden Jahre (1438) den zu Tangermünde versammelten Ständen der Mark Brandenburg mitgetheilt, und Friedrich der Aeltere, nachher Friedrich II., übernahm alsbald die Statthalterschaft, auch im Namen des noch unmündigen Friedrich des Jüngeren.

Der greise Kurfürst aber mußte noch einmal zur Kaiserwahl nach Frankfurt ziehen, wo an des zu früh verstorbenen Albrecht II. Stelle der schwache Friedrich III. von Oesterreich gewählt wurde (Anfang 1440). Als der Kurfürst von dort nach Kadolzburg heimkam, empfand er eine große Abnahme der Kräfte. Es wird von jenen seinen letzten Lebenstagen berichtet, daß er „in steter Erinnerung des Todes Christi" lebte und bis zu seinem Ende im Gebete verharrte. Am Abend des 21. September **1440** nach gerade vollendetem 68. Lebensjahre entschlief der edle Fürst eben so sanft und still, wie sein Leben stürmisch gewesen war. Die Leiche wurde in feierlichem Trauerzuge nach dem alten Erbbegräbnisse der zollernschen Burggrafen im Kloster Heilbronn gebracht.

Wenn Friedrich im späteren Alter auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, so durfte er wohl eine gerechte Befriedigung empfinden. Zwar hatte ihn Gott nicht in allen seinen Bemühungen gesegnet, besonders hatte er seinen Rath und seine Kraft lange vergeblich aufwenden müssen, ehe die traurigen Hussitenkämpfe beigelegt wurden, auch hatte er die Mark nicht vor den Verwüstungen des schrecklichen böhmischen Feindes zu bewahren vermocht: aber trotz der schweren Zeit war es ihm gelungen, die alten Grenzen der Mark gegen Norden fast ganz herzustellen, im Lande selbst einen Zustand der Ordnung und der Gesetzlichkeit wieder fest zu begründen und die Grundlagen zur Landeswohlfahrt zu erneuern. Vorzüglich aber hatte er Brandenburgs Ansehen im deutschen Reich ungemein gehoben, und durfte mit dem schönen Bewußtsein ins Grab steigen, nach bestem Wissen und Können wie für des eignen Landes Wohl, so für die Kräftigung des deutschen Reichs und für die Einheit der Kirche gewirkt zu haben, — in jeder dieser Beziehungen ein bedeutsames Vorbild der hohenzollernschen Fürsten bis auf unsere Tage herab.

Die schöne Else. Mit dem ehrenvollen Andenken des Kurfürsten Friedrich verknüpft sich die freundliche Erinnerung an seine Gattin **Elisabeth, die schöne Else,** wie sie von dem lieblichen Eindrucke ihres ersten Erscheinens in der Mark her im Munde des Volkes genannt wurde. Elisabeth, eine Prinzessin aus dem bairisch-landshutischen Hause, war aber nicht bloß durch ihre leibliche Schönheit und weibliche Anmuth, sondern auch durch die Bildung ihres Geistes und durch Verstandesreife ausgezeichnet, und dem trefflichen Gemahl ein großer Beistand bei seinem schwierigen Lebenswerk. Wie sie voll Muth und Entschlossenheit ihm einst selber Hülfstruppen aus Franken gegen seine feindlichen Nachbarn und widerspenstigen Unterthanen herbeiführte, so hielt sie in seiner Abwesenheit auch kräftiges Regiment in den fränkischen Fürstenthümern. Bis zu des Kurfürsten Ende war sie ihm eine treue Gefährtin und zugleich dem

Lande eine geliebte, milde Wohlthäterin. Sie starb im Jahre 1442, am 13. November, an demselben Tage, wo nach Jahrhunderten eine andere Elisabeth aus baierschem Stamm für den preußischen Thron geboren werden sollte*).

9. Friedrich II. (genannt Eisenzahn). 1440—1470.

Friedrich's Festigkeit und Frömmigkeit. Friedrich, der zweite Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, und nach dem früh erfolgten Tode seines jüngsten Bruders (1463) alleiniger Herrscher in der Mark, erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen „Eisenzahn" oder „der Eiserne," doch muß dies wohl in einem besonderen Umstande seinen Grund gehabt haben; denn dieser Name ist für das öffentliche Wirken unsers Kurfürsten nicht gerade der bezeichnendste. Allerdings bewährte er auch, wie sein glorreicher Vater, eine große Festigkeit und Ausdauer in Verfolgung seiner auf Vergrößerung der brandenburgischen Macht berechneten Pläne, und wo es galt, mit des Schwertes Gewalt eine nothwendige Entscheidung herbeizuführen, da fehlte es auch ihm nimmer an der Tapferkeit, welche der Hohenzollern Erbtheil war; aber sein eigenthümliches Wesen, die Tugenden, welche ihn auszeichneten, erfordern eine mildere Bezeichnung, als die des Eisernen. Friedrich gab auf dem brandenburgischen Throne vor Allem ein denkwürdiges Beispiel ächter Gottesfurcht, jener wahren kräftigen Frömmigkeit, welche aus einem tiefen, lebendigen Glauben zugleich die Kraft zu ernstem, freudigem Handeln schöpft. Es ist ein Vorzug und Ruhm der hohenzollernschen Fürstenfamilie, daß sie nicht wenige Regenten aufzuweisen hat, bei welchen ein ernst frommer Sinn sich mit den kräftigsten Herrschertugenden paarte, und gerade in dieser Beziehung leuchtet Friedrich II. seinem Hause als ein treffliches Muster voran.

Friedrich's tiefe innige Frömmigkeit hat ihren schönen Ausdruck in dem Bekenntnisse gefunden, welches er kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt niederschrieb, später aber in der Domkirche zu Brandenburg feierlich wiederholte. „Ich vergeb durch Gottes Willen allen denen," heißt es darin, „die je wider mich gethan haben, von ganzem Herzen und bitt Gott für sie. Ich geb auch wieder, was ich unrecht hab, sicher und unsicher, bei lebendigem Leib, daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre. Und hab ich Jemand Unrecht gethan, das mir vergessen ist, so bitt ich Alle, daß sie mirs vergeben, und wollte gern, daß ich in allem meinem Leben nie hätte gethan wider Gottes Lieb' und des Nächsten. —— Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist! — ich fürchte dich, gütiger Jesu, ich leb, lieb und hoff in dich, du magst mich behalten und verdammen."

Den Geist wahrhaftiger Frömmigkeit, welcher dieses Bekenntniß durchweht, bewährte der edle Fürst überall in seiner Regierung; daß aber diese Frömmigkeit nicht in ein weiches Gefühlsleben ausartete, sondern die Thatkraft Friedrich's stärkte und erhöhete, das beweisen seine unablässigen und glücklichen Bemühungen um die Erweiterung des ihm anvertrauten Landes, sowie die kräftige Zügelung des in den Städten erwachten Geistes der Unabhängigkeit. Allerdings versuchte er diese Ziele vor Allem durch Mittel der

*) Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV., die jetzige Königin-Wittwe.

gütlichen Verhandlung und der gewinnenden Milde, ehe er die Schärfe des Schwertes entscheiden ließ, aber auch das Schwert hat er oft und mit Nachdruck geführt, um seine ererbten Rechte zu behaupten und zu befestigen.

Friedrichs Erwerbungen; seine weise Mäßigung. Friedrich's ausdrückliches Bestreben war darauf gerichtet, alle die Länder wieder zu gewinnen, welche früher zu Brandenburg gehört hatten, durch Veräußerung oder Gewalt aber in andere Hände gekommen waren. Er bat, um hierzu die förmliche Berechtigung zu erlangen, den Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg (1444), ihm eine Urkunde auszustellen, durch welche ihm die Wiedererwerbung aller jener Landestheile von Reichswegen gestattet wurde. Seitdem war er unablässig bemüht, jenes Ziel wirklich zu erreichen. Zunächst gelang ihm nach kurzer Fehde die friedliche Beilegung der Streitigkeiten mit Mecklenburg; er verzichtete auf den sofortigen Besitz des zunächst streitigen Landes Wenden, wogegen ihm für den Fall des Erlöschens des Mannesstammes der mecklenburgischen Herzöge die Erbfolge in ganz Mecklenburg zugesichert wurde. Außerdem schloß er mit den Herzögen ein enges Bündniß zur Erhaltung des Landfriedens.

In ähnlicher Weise beendigte er mehrere Streitigkeiten mit Sachsen durch den Abschluß einer engeren Erbeinigung, in welche auch das hessische Haus aufgenommen wurde. Auch mit dem Erzbischof von Magdeburg brachte es der Kurfürst zu einer endlichen Beilegung der seit Otto II. immer erneuerten Streitigkeiten um die Lehenshoheit in der Altmark. Gegen die Abtretung einer Anzahl von Ortschaften entsagte der Erzbischof für immer auf seine Ansprüche.

Die wichtigste Erwerbung aber, welche Friedrich zu erlangen wußte, war die Wiedervereinigung der Neumark mit dem Kurfürstenthum Brandenburg. Der deutsche Orden, welchem dieser Landestheil von den Luxemburgern überlassen worden, hatte während seiner unaufhörlichen Kriege gegen Polen die Unterstützung Friedrich's durch Geldvorschüsse in Anspruch genommen, und ihm dafür die Neumark zuerst zum Schutz übergeben, dann aber gegen eine Summe von 100,000 Gulden verkauft, jedoch unter der Bedingung, dieselbe wieder einlösen zu können. Der Kurfürst erhielt sofort die Huldigung der Stände der Neumark und trat in die ganze Landeshoheit und alle Gerechtsame derselben ein. Endlich wußte er auch in der Lausitz, welche unter Karl IV. mit Böhmen vereinigt worden war, durch gütliche Verträge seine Herrschaft von Neuem auszudehnen, so daß er in allen Richtungen die alten Grenzen Brandenburgs, wie sie in den glücklichsten Zeiten der Ballenstädter Markgrafen gewesen, fast vollständig wieder erreichte.

Weit glänzendere Aussichten aber sollten ihm noch eröffnet werden, Aussichten, welche einen schwächeren Fürsten gewiß verblendet hätten. Während der Streitigkeiten und Spaltungen, welche nach dem Tode des Wladislaus, Königs von Polen und Ungarn, in dessen Ländern entstanden, boten die Stände Polens unserem Kurfürsten, als Schwiegersohn des Verstorbenen, die polnische Königskrone an; er aber, überzeugt, daß Herzog Kasimir von Litthauen zur Nachfolge in Polen berufen sei, und mit weiser Besonnenheit erwägend, wie schwierig seine Stellung unter den Parteiungen in dem fremden Lande sein würde, lehnte das Anerbieten ab. Der polnischen Gesandtschaft, welche

vor ihm erschien, erklärte er ernst und fest, daß es ihm nur dann geziemen würde, ihrem Verlangen zu willfahren, wenn Kasimir, dem die Krone nach dem Recht der Erbfolge unstreitig gebühre, durch feierlichen Eid und schriftliche Urkunde darauf Verzicht leistete; „denn Gott wolle verhüten, daß er dem rechtmäßigen Erben zum Schaden handele, woraus viel Unruhe, Blutvergießen und Unfrieden gar leicht entstehen könnte."

Dieselbe Ehrenhaftigkeit bewährte der treffliche Fürst, als die deutschen Fürsten damit umgingen, den Kaiser Friedrich III. seiner Würde zu entsetzen. Der König Georg Podiebrad von Böhmen hoffte an seiner Statt an die Spitze des deutschen Reiches zu treten und hatte bereits die meisten Fürsten für sich gewonnen; nur die Stimmen von Brandenburg und Sachsen fehlten ihm noch. Vergeblich aber suchte er Friedrich's geraden Sinn durch lockende Versprechungen zu berücken; zwar bot er ihm die gesammte Ober- und Niederlausitz, wenn er sich der Absetzung des Kaisers geneigt zeigen wollte, der Kurfürst aber, wiewohl er die Unfähigkeit und Trägheit Friedrich's III. wohl erkannte und tief beklagte, wollte doch zu dem ungesetzlichen Schritt seine Einwilligung nicht geben und erwiderte auf die verführerischen Anträge: „Er sei dem Kaiser mit seinem Eide verpflichtet und könne nicht wider Ehre und Gewissen. Er wolle lieber sterben, als meineidig werden und an seiner Pflicht freveln." Als man wiederholt mit Bitten und Drohungen in ihn drang, sagte er: „Man möge den Kaiser auf ordnungsmäßigem Wege an seine Pflichten mahnen und solche Mittel ergreifen, die Gesetz und Beruf den Kurfürsten des Reichs gestatten; aber nimmer werde er zum Unrecht seine Stimme geben und seine Ehre mit Meineid beflecken."

Kampf gegen die Unabhängigkeit der Städte; die fürstliche Burg in Berlin (1451). Gleiche Festigkeit aber, wie Friedrich hier bewies, zeigte er seinen Unterthanen gegenüber, wo sie es versuchten, seinen Herrscherrechten zu nahe zu treten: wie sein Vater den Uebermuth eines raubsüchtigen Adels gezügelt hatte, so beugte er den Stolz der großen Städte. In der luxemburgischen Zeit, wo den Städten kein sicherer Schutz Seitens der Landesherren gewährt wurde, hatten sie sich gewöhnt, sich selbst zu helfen und zu diesem Zwecke, wie bereits erwähnt, vielfache Bündnisse unter einander geschlossen. Ihrer Hülfe hatten sich sodann die neuen Landesfürsten bedient, um die Macht des Adels zu vernichten, und auch zur Zeit der Hussiteneinfälle hatten die wehrhaften Bürger erhebliche Dienste geleistet. So konnte es denn leicht kommen, daß das Selbstgefühl der Städte sich übermäßig steigerte; sie nahmen sich in ihrem Streben nach Unabhängigkeit besonders die großen Reichsstädte zum Beispiel, welche in der That eine völlige Selbstständigkeit errungen hatten.

Unter den Städten der Mark hatte sich in jenen Zeiten Berlin sehr gehoben, welches in seiner engen Verbindung mit der Nachbarstadt Köln an der Spree wohl schon der volkreichste Ort des Landes war. Beide Städte, durch einen gemeinsamen Magistrat regiert, waren nicht blos in den Besitz großer Freiheiten und Gerechtsame gelangt, sondern versuchten es auch, der Landeshoheit des Kurfürsten entgegenzutreten und verweigerten ihm hartnäckig das Oeffnungsrecht ihrer Thore. Da bot ein Streit zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft dem Fürsten eine willkommene Gelegenheit,

seine Herrschaft über die widerstrebende Stadt zu befestigen. Der Magistrat selbst wandte sich in Folge eines Aufruhrs der Bürger an den Landesherrn um Hülfe; dieser erschien mit sechstausend Reitern schleunigst am Spandauer Thore, fand in der allgemeinen Bestürzung ungehinderten Einlaß und ordnete die Verhältnisse der beiden Ortschaften so, daß dabei das Ansehen der kurfürstlichen Regierung fest begründet wurde. Die Schlüssel aller Thore sollten fortan im Gewahrsam der Fürsten bleiben, und überdies den Städten verboten sein, eigenmächtig Bündnisse mit anderen Orten zu stiften. Auf diese Entscheidung versuchten zwar die Bürger einen neuen Aufstand zu erregen, derselbe wurde aber durch die kurfürstlichen Waffen leicht gedämpft und hatte nur die Folge, daß Friedrich noch strengere Vorschriften erließ. Das Wichtigste jedoch, was er nun anordnete, war die Anlage einer fürstlichen Burg an der Spree zwischen dem alten Berlin und Köln. Schon seit langer Zeit war der Kurfürst damit umgegangen, seinen bleibenden Sitz in die Mitte der Mark zu verlegen und hatte hierzu Berlin wegen seiner günstigen Lage ausersehen. Hier gedachte er eine Burg als Sitz seiner Herrschaft zu gründen; jetzt gab ihm die Bezwingung der empörten Stadt einen unmittelbaren Anlaß dazu. Berlin und die Schwesterstadt Köln ahnten damals nicht, zu welcher Größe und ruhmvollen Bedeutung sie hierdurch gelangen sollten, und widersetzten sich wiederholt der Ausführung der kurfürstlichen Befehle. Als jedoch die Burg beendet war, trat Friedrich mit aller Strenge gegen die widerspenstigen Bürger auf und unterdrückte einen erneuerten Aufstand derselben so kräftig und unter Verhängung so schwerer Strafen, daß der Trotz der neuen Hauptstadt seitdem gebrochen war. Im Jahre **1451** bezog Friedrich seine Fürstenburg zu Berlin an der Spree; noch heute macht dieselbe einen Theil des großen Schlosses aus, welches die späteren Könige dort inmitten ihres herrlichen Regierungssitzes erbaut haben.

Die Schwanengesellschaft. Um die Ritterschaft des Landes, deren Macht ihm keine Schwierigkeiten mehr bereitete, fester mit sich zu verbinden und in Gemeinschaft mit derselben Glauben und sittliches Streben sicherer zu verbreiten, stiftete Friedrich II. die denkwürdige Schwanengesellschaft. In der Stiftungsurkunde vom Jahre 1443 erklärte der Fürst, daß der Zweck der Brüderschaft sei, Einigkeit und friedlichen Stand in der heiligen Christenheit, vor allem in seinen eigenen Landen, aufzurichten und zu befördern. Von jeher habe ihm dieser Zweck dringend am Herzen gelegen, und wenn er auf vergangene Zeiten zurückschaue, so beweise es die Geschichte, daß aufrichtige Besserung des Lebens und fromme Zuflucht zu Gott und seinen Heiligen stets das bewährteste Mittel gewesen, die Welt aus Verwirrung, Zwietracht und Irrthum zu reißen. Das Band des christlichen Familienlebens sollte in der Brüderschaft besonders fest geknüpft und gestärkt werden. Das Ordenszeichen bestand in einem Stern, welcher innerhalb der umkränzenden Sonnenstrahlen das Bild der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde zeigte, darunter ein Ring mit einem weißen Schwan, als dem Sinnbild eines freudigen Abschieds von dieser Welt. Von diesem Zeichen hat die Gesellschaft ihren Namen erhalten.

Einer der unmittelbarsten Zwecke des Kurfürsten bei der Gründung dieses Ordens war gewiß die Befestigung einer friedfertigen Gesinnung in der mär-

kischen und fränkischen Ritterschaft. Diesen Zweck scheint er denn auch erreicht zu haben. Die weiteren edlen Absichten des Stifters konnten dagegen ihre Erfüllung nicht erhalten, weil seine Nachfolger dieselben nicht mit gleicher Liebe und Hingebung im Auge behielten. Die Formen der Schwanengesellschaft bestanden wohl ein Jahrhundert hindurch fort, aber der belebende Geist war ihnen längst entschwunden, als der ganze Orden in Folge der Reformation aufgehoben wurde.

Friedrich's letzte Jahre und Entsagung. Die letzten Regierungsjahre Friedrich's II. waren mit Fehden gegen Pommern ausgefüllt. Nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern-Stettin sollten die brandenburgischen Fürsten das Land erben: Herzog Otto von Stettin aber war jetzt der einzige noch übrige männliche Sprößling seines Hauses. Friedrich hatte schon längst auf die Beerbung desselben sein Augenmerk gerichtet und zu diesem Zweck durch Geschenke und allerlei Gunstbezeugungen sich eine Partei im Stettiner Lande zu bilden gewußt, an deren Spitze der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Gilden, stand. Als nun Herzog Otto starb (1464), warf Albrecht demselben nach einer alten Sitte Helm und Schild in's Grab nach und rief: „Da leit (liegt) unsere Herrschaft von Stettin", um anzudeuten, daß das Haus ganz erloschen sei, wonach die Kurfürsten von Brandenburg in ihre vertragsmäßigen Rechte eintreten mußten. Viele Ritter waren gegen die Brandenburger und wollten die Herzöge von Wolgast, die mit den Stettinern verwandt waren, zu Landesherren. Einer von ihnen sprang in das Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und sagte: „Nein, nicht also! wir haben noch erbliche, geborne Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast, denen gehört Schild und Helm zu." Die Herzöge Erich und Wratislaw von Wolgast nahmen die Herrschaft an und setzten sich in den Besitz des Landes. Der Kurfürst Friedrich suchte zuerst durch friedliche Verhandlungen zu seinem Rechte zu gelangen, erst nach mehrjährigen vergeblichen Anstrengungen griff er zu den Waffen. Mit einem starken Heere fiel er in Pommern ein, aber er fand trotz der Zusagen der benachbarten Fürsten nicht ausreichende Unterstützung, und der Krieg zog sich in gegenseitigen Verheerungszügen und in langwierigen und vergeblichen Belagerungen hin.

Mißmuthig kehrte Friedrich von diesem Feldzuge heim, auf welchem auch seine Gesundheit sehr erschüttert worden war. Mehr als die körperlichen Leiden aber drückte ihn der Kummer um den Tod seines einzigen Sohnes. Er fühlte seitdem nicht mehr die frische Geisteskraft in sich, um die Regierungsgeschäfte mit Segen zu verwalten, und deshalb beschloß er, die Herrschaft niederzulegen und in dem schönen Frankenlande Ruhe für sein müdes Haupt zu suchen. Er übergab die Regierung seinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, und behielt sich nur ein Jahrgeld von 12,000 Gulden vor. Seine letzten Schritte entsprachen dem Geiste der Frömmigkeit, der ihn immer beseelt hatte: er stiftete ein Nonnenkloster zu Stendal und eine neue Pfarrkirche mit einem Domkapitel in Köln an der Spree. In rührender, herzlicher Weise, wie ein wahrer Vater seines Volks, nahm er in Thränen und mit Segenswünschen von den Ständen Abschied (1470) und zog dann nach Franken auf die Plassenburg, wo er schon im nächsten Jahre starb (1471).

10. Albrecht Achilles (1470—1486) und Johann Cicero (1486—1499).

Albrecht Achilles' ritterlicher Sinn. Friedrich's II. Bruder und Nachfolger Albrecht war von demselben in seinem ganzen Wesen sehr verschieden. Seine Zeitgenossen nannten ihn den deutschen Achilles und er führte diesen Namen mit Recht; denn wie der viel besungene Sohn des Peleus im Schlachtgetümmel sein rechtes Lebenselement hatte, so war dem brandenburgischen Achilles auch am wohlsten, wenn er im ritterlichen Kampf seine Kraft erproben oder sein Recht vertheidigen konnte. Während sein Bruder Friedrich, so tapfer er sich zeigte, wenn eine dringende Pflicht ihn zum Streite rief, doch nur ungern das Schwert zog, stürzte Albrecht mit wahrer Lust von einer Fehde in die andere, und durch das ganze Reich ging der früh erworbene Ruf und die Bewunderung seiner kühnen Thaten. Friedrich hatte in der Schwanengesellschaft einen Bund zu stiften gesucht, durch welchen an die Stelle des unbändigen stürmischen Ritterwesens ein milderer Geist des Friedens und der Einigkeit treten sollte; Albrecht dagegen stellte vor dem Untergang des alten Ritterthums noch einmal die ganze Fülle und Blüthe ritterlicher Kraft und ritterlichen Thuns in der kräftigsten Erscheinung dar. Von dem Vater, Friedrich I., hatte er den hohen Wuchs und die stolze fürstliche Haltung geerbt, von der Mutter, der „schönen Else", den Reiz der Schönheit und Anmuth. Von Jugend auf hatte er im Kampfspiel und auf dem Schlachtfelde nur Lorbeeren geerntet: in achtzehn Turnieren soll er nur ein einzig Mal den Sattel geräumt haben, und selbst da nicht, ohne gleichzeitig seinen Gegner vom Rosse zu werfen. Siebzehn Mal trug er, ungepanzert, nur mit Helm und Schild bedeckt, im Scharfstechen den Siegespreis davon. Schon als sechszehnjähriger Knabe focht er an seines Vaters Seite in Böhmen gegen die Hussiten, und von da ab reihete sich Kampf an Kampf, Schlacht an Schlacht in seinem thatenreichen Leben. Am öftesten hat Albrecht für seinen Kaiser das tapfere Schwert gezogen; seine eigenen Fürstenrechte vertheidigte er in heißem Kampfe gegen die Nürnberger und gegen seinen Vetter, den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut. Schon früh hatten die beiden Prinzen, wenn Albrecht am Landshuter Hofe zum Besuch war, unaufhörlich mit einander gestritten und gerungen, so daß der alte Ritter von Rechenberg einst kopfschüttelnd ausrief: „Ihr jungen Herren tragt einen ganzen Korb voll Unglück feil! Gott weiß, wann ihr ihn ausschüttet." Und in der That gab es zwischen den Beiden manche blutige Schlacht. Am gewaltigsten zeigte sich Albrecht's tapferer Muth in einem Kampfe gegen die Nürnberger. Er war mit ihnen über die dortige Burg in Streit gerathen, und mit seinen Brüdern und einigen anderen Bundesgenossen befehdete er die Bürgerschaft, welche bei vielen benachbarten Städten und Fürsten Hülfe fand. Neunmal in einem Jahre kam es zur Schlacht und fast immer war Albrecht siegreich: er selbst jeder Zeit vorn im Schlachtgewühl, beim Sturm der erste auf der Mauer.

Viele glänzende Züge erzählt die staunende Mitwelt von dem deutschen Achilles; kein Wunder, daß er bei solcher Heldenkraft bis in sein Alter hinein an Kriegsthaten mehr Lust behielt, als an den Werken des Friedens.

Pracht an Albrecht's Hoflager. Nach der Weise des Ritterthums

in seiner glänzendsten Entwickelung war Albrecht zugleich ein Freund prächtiger Hofhaltung, und sein Wohnsitz, die Kadolzburg in Franken, gab ein Bild des glänzendsten Lebens aus der Blüthe der besseren Ritterzeit, wo neben der Thatkraft auch feinere gebildete Sitte und adeliger Anstand zur Zierde gereichten. Durch die Pracht seines Hoflagers überstrahlte er alle Fürsten des Reichs und wetteiferte darin mit Karl dem Kühnen von Burgund; weithin war die Kadolzburg berühmt durch ihre herrlichen Festlichkeiten und Ritterspiele. Die Kurfürstin erschien bei festlichen Gelegenheiten in vergoldetem Wagen und ihr reiches Gewand war von kostbaren Perlen und Juwelen wie besäet. Bei einer Hochzeit am baierschen Hofe sah man Albrecht mit einem Gefolge von dreizehnhundert Pferden einziehen; die Kurfürstin aber führte über hundert edle Damen mit sich, deren Schönheit und strahlender Schmuck Alles in Erstaunen setzten, und selbst den glänzendsten Hofstaat Kaiser Friedrich's III. und seines Sohnes Maximilian verdunkelten.

Doch nicht in Kriegsglanz allein und in äußerer Herrlichkeit zeigte sich Albrecht's reiche Begabung, sein Geist war zugleich hoch gebildet und sein Herz voll Ehre und Treue; auch er, wie seine Vorfahren, bewährte solche Treue besonders im Dienste seines Kaisers, dem er in vielfachen Verlegenheiten ein treuer Rathgeber und Beistand war. Wiewohl Albrecht nicht ohne warme und feurige Frömmigkeit war, so blieb ihm doch seines Bruders Eifer für die Kirche fremd; sein stolzer Herrschersinn mochte besonders die Uebergriffe nicht vertragen, welche sich die Geistlichen überall gestatteten. Mit Kraft und Entschiedenheit trat er gegen solches Streben auf und kümmerte sich dabei wenig um der Geistlichen Bann und Interdict; meistens wußte sein kräftiger Wille auch hier durchzudringen, und es kann uns nicht verwundern, wenn ihm die Geistlichen darum wenig hold waren. Viel nachtheiliger war es, daß sein ritterlicher Geist, besonders in Folge der vielen Fehden mit den Bürgern von Nürnberg, sich zu einer gewissen Geringschätzung des bürgerlichen Strebens und Gewerbfleißes hinneigte. Es hatte seinen stolzen Sinn empört, daß die Kaufleute, „die Krämer“ von Nürnberg, einem Ritter und Fürsten, wie er, zu widerstehen wagten, und er behielt seitdem eine Art Groll gegen den Hochmuth der Städte. Dadurch gab er bei seinem späteren Auftreten in der Mark viel Anstoß und verscherzte vielfach die Liebe seiner Unterthanen.

Albrecht und die Märker. Albrecht vereinigte nach dem Tode seiner Brüder wieder alle Besitzungen Friedrich's I. in Brandenburg und in Franken. Er wollte jedoch den schönen Aufenthalt in seinem Erblande nicht aufgeben, ging nur selten nach der Mark und überließ dort seinem Sohne Johann die Regierung. Erst als dieser in dem fortgesetzten Krieg mit Pommern in Verlegenheit gerathen war und des Vaters Hülfe bedurfte, erschien Albrecht zum ersten Mal in seinem neuen Lande, aber der Eindruck, welchen er hier machte, war kein glücklicher, sein vornehmes Auftreten verletzte die Bürger wie die Ritterschaft. Er kam im ganzen Glanze seiner fürstlichen Herrlichkeit, von einem großen Gefolge fränkischer Ritter und Hofleute umgeben. Die Märker, welche voll staunender Erwartung dem gepriesenen Helden entgegensahen, hatten ihm in Salzwedel, der alten Hauptstadt der Mark, einen nach ihrer Art prächtigen Empfang bereitet. In festlichem Zuge, Kreuz und Fahne

rerun, wurde er von der Geistlichkeit und den Schulen, dem Rath und der Bürgerschaft, Männern und Frauen in ihrem besten Schmuck eingeholt und zur Kirche geleitet, wo man ein feierliches Te Deum sang. Hierauf brachte der Rath dem Fürsten Geschenke in's Schloß, freilich nach märkischer Sitte nur Hafer, Fische, Hammelkeulen und Bier, was von Albrecht's übermüthigen Genossen sehr geringschätzig aufgenommen wurde: auch er selbst dankte den einfachen Märkern kaum, und sie fanden sich durch sein Verhalten sehr verletzt. Noch mehr stieg das Mißvergnügen bei dem Gastmahl, welches dem Fürsten nach der Huldigung gegeben wurde. Die Bürger ließen ihm zwei große Mulden voll Gewürz (Zuckerwerk), ferner Klaretwein und eimbeckisches Bier reichen: Albrecht aber kostete kaum davon und gab es sofort geringschätzig der Dienerschaft. Während des Mahls standen die Ritter der Mark Brandenburg am „Schornstein" (Kamin), unbeachtet vom Kurfürsten und seinen vornehmen Begleitern, so daß hier der Adel nicht minder beleidigt wurde, als die Bürger. Dazu kam, daß sich Albrecht die Bestätigung der alten Privilegien von den Städten theuer bezahlen ließ und eine neue Steuer, die Bierziese (eine Abgabe von jeder Tonne Bier), einführte. Es kam darüber zu heftigem Streit, zuletzt aber mußten die Marken 100,000 Gulden bewilligen, welche zur Deckung der Landesschulden nöthig waren; nur verwahrten sich die Stände, daß der Fürst in Zukunft keine neue Auflage machen solle, außer in den drei Fällen, „wenn er etwa Krieg mit Beirath der Stände führen, oder im Felde eine bedeutende Niederlage erleben möchte, oder wenn seiner Kinder eines auszustatten wäre."

Des Kurfürsten geringschätziges Auftreten gegen die märkische Ritterschaft scheint seinen Grund theils in der Erinnerung an den Widerstand gehabt zu haben, welchen dieselbe seinem Vater bei der ersten Besitzergreifung entgegengesetzt hatte, theils in dem Unwillen über das noch nicht ganz ausgerottete Raubwesen, dessen sich einzelne Adelige immer wieder schuldig machten. Noch von den früheren Thaten der Quitzow's und ihres Gleichen her war die Mark in Verruf, und Albrecht sagte selbst, es sei zum Sprüchwort geworden, „was man irgendwo vermisse, das möge man nur in der Mark Brandenburg suchen, und was anderswo durchkomme, das werde in der Mark genommen." Zwar war es jetzt nur ein kleiner Theil der Ritterschaft, welcher noch das schimpfliche Handwerk der „Wegelagerer" und „Landbeschädiger" trieb, aber Albrecht warf der ganzen Ritterschaft vor, daß sie diesen Wenigen nicht einmüthig widerstehe, „der Straßenraub," sagte er, „könnte doch nicht möglich sein, wo man getreuen Widerstand thun und einhelliglich dawider handeln wollte." Seit den Kriegen mit Pommern besonders waren die Räubereien wieder häufiger geworden, und der Kurfürst erließ deshalb eine strenge Verordnung gegen die Landbeschädiger, „damit solche Nachschreiung von dem Lande abgewendet werde, und ein löbliches Gerücht aufwachsen möge."

Vertrag über Pommern. Das Nächste, was Albrecht für die Marken zu thun vorfand, war die Erledigung des Streites mit Pommern. Zu diesem Zweck hatte er sich vorsichtiger Weise, noch ehe er in das Land kam, vom Kaiser sein gutes Recht auf Pommern bestätigen lassen. Der Kaiser belehnte ihn mit den Herzogthümern Stettin, Pommern, Wenden und mit dem Fürsten-

thum Rügen, und erließ an die Herzöge von Wolgast Gebotsbriefe, den Kurfürsten an der Besitznahme nicht zu hindern. Diese Fürsten leisteten jedoch dem kaiserlichen Befehl Widerstand und erst nach vielen Verhandlungen kam es durch Vermittelung der Herzöge von Mecklenburg zu einem Vertrage in Prenzlau, nach welchem der Kurfürst diejenigen pommerschen Ortschaften behielt, die er in Besitz hatte, während das Uebrige — und das war der größte Theil des Landes, — den Herzögen von Wolgast als märkisches Lehen verbleiben sollte. Nach kaum zwei Jahren wurde dieser Vertrag von dem jungen Herzog Boguslaw von Wolgast gebrochen, indem er als selbstständiger Fürst regieren und die Lehenspflicht gegen Brandenburg nicht anerkennen wollte. Mit nur geringen Schaaren rückte Albrecht kühn gegen den Feind und bewährte auch hier seinen alten Kriegsruhm, aber auf die Vorstellungen der Herzöge von Mecklenburg kam es wieder zum Vergleich, und es wurde nun festgestellt, beide Theile sollten behalten, was sie inne hatten, Boguslaw's gesammtes Land aber beim Erlöschen seines männlichen Stammes an Brandenburg fallen. Albrecht ließ sich an diesem Vertrage genügen; besonders weil der Kaiser auf einem größeren Schauplatze, in den Fehden mit Burgund seines ruhmvollen Armes bedurfte. Derselbe vertraute ihm die Anführung des Reichsheeres an, aber der tapfere Fürst fand dort, da es zu wichtigeren Schlachten nicht kam, nicht die gehoffte Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten.

Markgraf Johann als Statthalter. Während er selbst nun theils im Dienste des Reichs, theils in Franken abwesend war, ließ er die Marken von seinem Sohne Johann regieren, den er im Jahr 1476 auch ganz und gar zum Statthalter bestellte. Johann war bemüht, den Mißmuth, welchen Albrecht's schroffes Auftreten bei den Märkern erzeugt hatte, durch mildes, leutseliges Verfahren allmälig zu beschwichtigen, was ihm zum Theil auch glückte. Sein Leben und seine Hofhaltung bildeten durch Bescheidenheit, ja Aermlichkeit einen merkwürdigen Gegensatz gegen die große Pracht und Herrlichkeit an Albrecht's Hofe. Der Aufwand, in dem sich der Vater gefiel, kostete natürlich große Summen und verzehrte auch die Einnahmen aus der Mark. So sparsam Johann war, so konnte er doch nimmer genug Geld nach Franken schicken; er verkaufte das ganze markgräfliche Silbergeschirr, aber Alles reichte nicht hin, und was das Schlimmste war, er selbst gerieth fortwährend in die größte Verlegenheit. Während Albrecht bei den Festen in Franken und Baiern durch sein prächtiges Gefolge Alles in Staunen versetzte, wußte sein Sohn in der Mark nicht, woher er einige hundert Gulden nehmen sollte, um die Zinsen einer alten Schuld zu bezahlen. Er klagt in den Briefen an seinen Vater, wie er in Mangel ist an Teppichen, Bettgewand, Laken, Sammetpolstern, Tischtüchern und Silbergeschirr, weil er Alles nach Franken geschickt; wie er alles zur Hofhaltung Nöthige borgen, täglich in Jammer und Aengsten leben und tägliche Mahnung leiden müsse. Seine Hochzeit mit Margaretha, der Tochter des Herzogs von Sachsen, mit welcher er längst verlobt ist, muß immer wieder unterbleiben, weil er das nöthige Geld nicht aufbringen kann. Der Vater ertheilt ihm guten Rath, wie er die Hochzeit einrichten soll, aber Geld giebt er ihm nicht. Endlich im Jahre 1476 wurde die Vermählung gefeiert, aber in gar bescheidener Weise und weit entfernt von dem Glanze, mit welchem der Vater bei der baierischen Vermählung aufgetreten war.

Wiewohl Johann sich in dieser Lage nicht eben glücklich befinden konnte und seine Thatkraft durch solche Verhältnisse sehr gelähmt sah, so suchte er doch nach besten Kräften für des Landes Wohlfahrt zu sorgen. Uebrigens that er nichts von Wichtigkeit, ohne seinen Vater vorher zu befragen, zu dessen Ansehen und Herrscherkraft er mit Ehrfurcht hinaufblickte, überzeugt, daß derselbe „in seinem mindesten Knie (Glied) mehr Verstand besitze, als er sammt seinen Räthen in allen ihren Köpfen und Leichnamen (Körpern)."

Krieg mit Johann von Priebus. Auch währte es nicht lange, daß der Kurfürst selbst sich in die märkischen Angelegenheiten persönlich wieder mischen mußte; ein Krieg um schlesische Landschaften gab hierzu Veranlassung. Albrecht hatte seine achtjährige Tochter Barbara mit dem Herzog Heinrich von Glogau verlobt. Nach zwei Jahren, als die Prinzessin kaum 10 Jahre alt war, fand die Vermählung statt, Heinrich starb aber bald darauf, nachdem er, wie berichtet wird, seine Gemahlin zur Erbin eingesetzt hatte. Dagegen erhob der Vetter des verstorbenen Herzogs, Johann von Sagan (meist Johann von Priebus genannt), Widerspruch, ebenso die Könige Mathias von Ungarn und Wladislaus von Böhmen. Die Glogauer erklärten sich für Johann von Priebus, welcher, unterstützt von Mathias, in die Mark einfiel, dieselbe furchtbar verheerte und Frankfurt, wohin sich der Markgraf Johann zurückgezogen hatte, mit starker Macht belagerte. Dieser war in der größten Verlegenheit; denn auch die pommerschen Herzöge suchten seine Lage zu benutzen, um ihm alles pommersche Gebiet wieder zu entreißen. Vergeblich bat er zuerst seinen Vater Albrecht um Hülfe; der alte Krieger meinte, Johann müßte mit so wenigen Feinden, wenn sie ihm auch an Zahl überlegen wären, doch allein fertig werden. Da ging endlich eine Botschaft der wichtigsten märkischen Städte und der Ritterschaft zu Albrecht, ihm die Rettung aus der drohenden Gefahr an's Herz zu legen. Er entschloß sich nun, mit fränkischen Truppen in die Mark zu kommen. Zuerst wandte er sich gegen die Pommern, die er leicht zur Ruhe zwang, dann rückte er gegen Herzog Hans von Priebus, mit dem es bei Krossen zur Schlacht kam. Die ganze Kriegsmacht desselben wurde durch Albrecht aufgerieben oder zerstreut; kaum rettete Johann das Leben durch die Flucht. Noch einmal versuchte er sein Glück, indem er die Mark mit neuen Raubzügen belästigte, aber als sein Bundesgenosse König Mathias in Ungarn mit den Türken zu thun erhielt, ließ er von dem Kampfe ab, und nach einigen Jahren 1482 schloß er mit Brandenburg einen Vertrag zu Camenz, durch welchen die Kurfürsten in den Besitz von Krossen, Züllichau und Sommerfeld gelangten. Zunächst wurde zwar bestimmt, daß die Krone Böhmen diese Länder um 50,000 Dukaten zurückkaufen könnte, doch wurde auf dieses Wiedereinlösungsrecht später (1537) verzichtet. Die brandenburgischen Fürsten führten seitdem als Besitzer dieses Theils des schlesischen Herzogthums Glogau den Titel: „Herzöge in Schlesien zu Krossen."

Das hohenzollernsche Hausgesetz (1473). Das Bedeutendste, was Kurfürst Albrecht für die aufstrebende Herrschaft der Hohenzollern gethan, ist das von ihm erlassene Hausgesetz. Im Jahre 1473 bestimmte er in seinem Schlosse zu Köln an der Spree, unter Zustimmung seiner Gemahlin und seiner beiden ältesten Söhne, daß die brandenburgischen Marken sammt allen

ihren Zubehören und Rechten seinem ältesten Sohne und dessen Erben verbleiben sollten, den beiden folgenden Söhnen aber und deren Erben wurden die fränkischen Fürstenthümer bestimmt, und gleichzeitig verordnet, daß es für und für von dem einen Sohn auf den andern also gehalten werden sollte, daß niemals mehr, denn die drei älteren Söhne, zu gleicher Zeit weltlich regierende Fürsten in diesen Landen seien und zwar also, daß jedesmal die Mark Brandenburg dem ältesten angehöre. Die Söhne nach dem dritten sollten im geistlichen Stande versorgt, die Töchter mit Geld ausgestattet werden, unter den regierenden Fürsten der Mark und der fränkischen Fürstenthümer aber ewige Freundschaft und Bundesgenossenschaft bestehen.

Durch dieses Hausgesetz sollte künftigen Theilungen der brandenburgischen Lande vorgebeugt werden, und dasselbe hat unzweifelhaft sehr viel zur Erhaltung und zum Wachsthum der brandenburgischen Herrschaft beigetragen.

Kurfürst Albrecht schloß sich seinen beiden Vorgängern Friedrich I. und II. darin würdig an, daß er gleich ihnen das Ansehen seines Hauses im deutschen Reiche sehr hoch erhielt. Seines Namens Glanz und Ruhm strahlte auf die Marken zurück, die er beherrschte, und die Geltung, welche sein tapferer Arm und sein kluger Rath bei dem Kaiser gewann, gereichte auch seinem Lande zu großem Vortheil.

Albrecht's Ende (1486). Albrecht war bereits ein Greis, als er noch den Reichstag zu Frankfurt besuchte und sich im Lehnsessel zur Kaiserwahl tragen ließ, um die Wahl Maximilian's, jenes trefflichen Kaisers aus dem habsburger Geschlecht zu unterstützen. Als der glänzende Zug aus der Kirche heimkehrte, trug der Kurfürst, gleichfalls auf dem Lehnstuhle sitzend, dem neuen Reichsoberhaupt das Scepter voran. Noch ließ er sich täglich in das Rathszimmer des Reichstages tragen; aber bald fühlte er sein Ende nahen und bereitete sich in dem Predigerkloster zu Frankfurt mit Gebet und frommen Uebungen zu einem christlichen Sterben vor. In solcher Andacht verschied er eines Tages im Kloster ebenso friedlich und still, wie sein Leben voll Kampf und Unruhe gewesen war. Der Kaiser und alle Fürsten des Reichs gaben ihm am nächsten Sonntage das Geleit zum feierlichen Todtenamt, und dann bis an den Main, wo die Bahre in ein Schiff gesetzt und nach Franken gebracht wurde (1486).

Johann (Cicero) als Kurfürst (1486—1499). Johann, der bisherige Statthalter der Marken, übernahm die Regierung jetzt als Kurfürst. Er ist der erste hohenzollernsche Regent, welcher seinen Wohnsitz bleibend im brandenburgischen Lande nahm, während seine Vorgänger am liebsten in Franken, dagegen meistens nur auf dringende Veranlassungen längere Zeit hindurch in den Marken gelebt hatten. Der ernste Eifer für die Wohlfahrt des ihm anvertrauten Landes, welchen er schon als Statthalter bewährt hatte, zeigte sich nunmehr weit erfolgreicher, da er jetzt ganz nach eigenem besten Wissen regieren und des Landes Einkünfte, welche bis dahin meistens an den fränkischen Hof gegangen waren, nun zum eigenen Besten des Landes verwenden konnte. Sparsamkeit und strenge Ordnung zeichneten seine Regierung vortheilhaft aus, aber seine Sorgfalt in Beschrän-

lung der Ausgaben reichte nicht hin, um die Landesschulden zu tilgen und die Bedürfnisse der Regierung zu befriedigen. Die Einnahmen von den fürstlichen Gütern, vom Grundzins und von sonstigen Abgaben hatten sich durch die vielen Verpfändungen und Veräußerungen immerfort vermindert, wogegen die Ausgaben der Kurfürsten mit der Zeit bedeutend zugenommen hatten. Theils erforderte die Hofhaltung jetzt viel mehr Aufwand, als früher, theils verursachten die vielen Reisen der Kurfürsten zu den Reichstagen und anderen Versammlungen, sowie endlich die Bestrebungen zur Aufrechterhaltung und Wahrung der brandenburgischen Macht große Kosten. Der neue Kurfürst stellte dies Alles den Ständen vor, und da sie seinen redlichen Willen für das Beste des Landes wohl erkannten, so bewilligten sie aus freien Stücken die von seinem Vater vergebens geforderte Bierziese. Nur die altmärkischen Städte, welche seit dem verletzenden Auftreten des Albrecht Achilles ihren Groll gegen die hohenzollernschen Kurfürsten nicht wieder aufgegeben hatten, verweigerten die Abgabe. In Stendal besonders rotteten sich die Bürger zusammen, zwangen den Rath, sich gegen die kurfürstlichen Befehle aufzulehnen und wiesen einen Abgesandten des Kurfürsten schnöde zurück. Andere Städte folgten ihrem Beispiel. Aber Johann zeigte hier, daß er, wenn es sein mußte, auch kräftigen Einschreitens fähig war: schleunigst erschien er mit seinen Truppen vor Stendal, nahm die Stadt ein und bestrafte die Rädelsführer der Empörung mit dem Tode. Da säumten die übrigen aufrührerischen Orte nicht, sich seiner Gnade zu ergeben; der Fürst strafte sie mit Entziehung vieler Freiheiten, und die auferlegte Abgabe wurde nun überall unweigerlich geleistet.

Seitdem war die Regierung Johann's durch keine Unruhe mehr gestört; auch der Frieden mit den benachbarten Staaten erlitt keine Unterbrechung, — und so konnte der wohlwollende Fürst seine ganze Sorgfalt, wie es seiner Neigung entsprach, auf die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, auf Förderung der bürgerlichen Thätigkeit, des Handels und der Gewerbe richten.

Gründung der Frankfurter Universität (1506). Wie seine Regierung durch solche friedliche Bestrebungen dem Lande zum großen Segen gereichte, so ging von ihm auch noch ein Unternehmen aus, welches für die Förderung der geistigen Bildung in den Marken von großer Bedeutung war, nämlich die Gründung der Universität Frankfurt. Man darf annehmen, daß Johann, welcher selbst eine für jene Zeiten ehrenwerthe Bildung besaß und besonders in lateinischer Rede so geübt war, daß man ihm deshalb den Beinamen Cicero gab, schon längst mit dem Plane umgegangen sein mochte, auch in seinem Lande eine Hochschule zu errichten. Einen neuen Anlaß und eine erwünschte Gelegenheit zur Ausführung seines Planes erhielt er durch den Professor der Medicin Pistoris, der ihn bei seinen schweren Leiden an der Wassersucht mit Rath öfter unterstützte. Pistoris war Professor an der Universität Leipzig, hatte aber dort sehr heftige wissenschaftliche Streitigkeiten gehabt, welche ihm eine Veränderung seines Aufenthaltes wünschenswerth machten. Er schlug dem Kurfürsten vor, eine Universität in der Mark zu errichten; Johann ging gern darauf ein und wählte Frankfurt an der Oder wegen bequemer Lage und Wohlfeilheit der Lebensmittel zum Sitze derselben. Der Bau war bereits begonnen, als der Kurfürst starb (1499). Sein Werk aber wurde von seinem Sohne und Nachfolger fortgesetzt. Im Jahre 1506 erhielt die neue

Universität die Bestätigung vom Papste und wurde feierlich eingeweiht: Pistoris hatte zwar seinen Sinn geändert und übernahm die ihm zugedachte Stellung nicht, aber statt seiner trat der bekannte Gelehrte **Wimpina** als erster Rector ein. Das Kanzleramt bei der Universität sollte jederzeit der Bischof von Lebus haben. Die neue Anstalt nahm einen sehr schnellen Aufschwung: binnen Kurzem war dieselbe von tausend Schülern besucht. Doch war dieser glänzende Erfolg nicht dauernd; besonders seitdem die benachbarte Universität **Wittenberg**, als Sitz der Reformation, zu großer Berühmtheit gelangte, wogegen die Frankfurter Hochschule durch ihren Widerstand gegen die Reformation sich selbst den Todesstoß gab.

Johann's Ende (1499). Johann Cicero ertheilte noch auf dem Todbette seinem Sohne Joachim sehr eindringliche Lehren, wie er seine Unterthanen am besten beglücken könne; es war dies ein letzter Beweis seiner treuen Liebe zu seinem Volke. Besonders warnte er den Kurprinzen davor, die Unterthanen mit Abgaben zu beschweren und ihr Vermögen zu erschöpfen, da es eine schlechte Ehre sei, über Bettler zu herrschen; vom Kriegführen mahnte er ab, außer zur Beschützung des Vaterlandes und zur Abwehr großer Unbilligkeit.

Wie Kurfürst **Johann** der erste unter den Hohenzollern war, der seinen bleibenden Wohnsitz in der Mark gehabt, so war er auch der erste, dessen Leiche auf brandenburgischem Boden die letzte Ruhestätte fand. Im Kloster **Lehnin** wurden seine sterblichen Reste beigesetzt, später aber in den Dom zu Köln an der Spree gebracht, wo ein schönes Denkmal von Adam Vischer an den wohlwollenden, redlichen Fürsten erinnert.

11. Kurfürst Joachim I. Nestor (1499—1535).

Kurfürst Joachim I., Johann Cicero's Sohn und Nachfolger, führte die Regierung in einer Zeit, wo ein neuer Geist, der Geist der Reformation und Wiedergeburt ganz Europa durchdrang: Deutschland war der erste und wichtigste Heerd dieser geistigen Erneuerung, und auch unsere brandenburgischen Marken wurden sehr bald davon ergriffen. Wenn in solcher Zeit der Bewegung und Erschütterung ein Fürst sich mit Ansehen und Ehren behaupten soll, so muß ihm eine gewisse geistige Kraft und Bedeutung inne wohnen, welche ihn einen bestimmten Standpunkt mit Bewußtsein und Entschiedenheit einnehmen läßt. Dies war bei **Joachim I.** der Fall, und obgleich er nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit sich dem neuen Leben feindlich gegenüberstellte, obgleich ihm verborgen blieb, wie in der Reformation ein Keim neuer Größe für Preußen enthalten war, so muß ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er bei seinem Widerstand nach seiner besten Ueberzeugung und nach Pflicht und Gewissen handelte, nicht nach den Rücksichten weltlicher Klugheit und List, wie er auch in allen übrigen Beziehungen die Regentenpflichten mit gewissenhafter Treue, mit Einsicht und kräftiger Entschlossenheit erfüllte. Ehe wir den Beginn der Reformation und Joachim's Verhalten zu derselben besonders in's Auge fassen, richten wir jedoch unseren Blick auf des Kurfürsten sonstige Regierungshandlungen.

Joachim war bei des Vaters Tode erst funfzehn Jahr alt, aber an Körper und Geist bereits über dieses Alter hinaus entwickelt. Von hoher, kräftiger

Gestalt, trug er in seinen jugendlich schönen Zügen zugleich einen gewissen Ernst; sein Geist, für dessen Bildung frühzeitig gesorgt worden war, hatte sich der Liebe der Wissenschaften in ernster Weise zugewandt, und er blieb jederzeit mit bedeutenden Gelehrten in Verbindung. Besonders war er dem Studium des Alterthums und der Geschichte ergeben und hatte sich eine große Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen, wie der französischen und italienischen Sprache angeeignet. Diese ausgezeichnete Bildung verlieh seinem Wort in den Fürstenversammlungen ein großes Gewicht; meistens war er der vorzüglichste Sprecher unter den Fürsten, und wegen der Geltung seines verständigen Rathes wurde ihm der Name jenes von Homer gepriesenen Weisen unter den griechischen Heerführern, der Name Nestor, beigelegt. Eine besondere, in jenen Jahrhunderten aber nicht seltene Vorliebe hatte der Kurfürst für die Sterndeuterei; das Volk glaubte, daß er an dieser Wissenschaft eine Quelle übernatürlichen Wissens habe und die Rathschläge Anderer zu erforschen im Stande sei. Seine Menschenkenntniß und durchdringende Einsicht mag diesen Glauben befördert haben. Was Joachim als richtig erkannt hatte, das suchte er mit unbeugsamem Willen durchzusetzen, und jeder Widerstand reizte seinen leicht entbrennenden Zorn: er war von strenger Gemüthsart, aber doch von jeder Willkür fern und im Allgemeinen von redlichem Wohlwollen für seine Unterthanen beseelt.

Die Pest in Brandenburg; Vernichtung des Raubwesens. Der Anfang seiner Regierung wurde in einem Theil der Marken durch großes Unheil bezeichnet: eine fürchterliche Pest verbreitete unter dem Volke Schrecken und Verzweiflung. Im nächsten Jahre folgte eine verderbliche Dürre, welche die Saaten erstickte und eine gewaltige Hungersnoth herbeiführte. Unter den Uebeln, welche im Gefolge dieser Landplagen eintraten, griff auch der Raubfrevel von Neuem um sich, und mehrere der adeligen Familien wurden in dieser unheilvollen Zeit so sehr zum Schrecken des Volks, daß die armen Landleute sogar in ihren Gebeten Gott um Schutz gegen dieselben anflehten. Daher stammen die in den Marken überall bekannten Verse:

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
vor Krachten und vor Itzenplitze
behüt uns lieber Herre Gott."

Die Frechheit der „Landbeschädiger" stieg um so höher, da sie vermeinten, unter dem noch jungen Kurfürsten ungeahndet ihr Wesen treiben zu können: selbst einzelne Ritter seines Hofstaates entblödeten sich nicht, an den nächtlichen Raubzügen jener gefürchteten Gesellen Theil zu nehmen. Aber sie hatten sich in Joachim getäuscht und sollten bald seinen ernsten Willen erfahren, dem Raubwesen ein für alle Mal ein Ziel zu setzen. Ohne Gnade und ohne Ansehen der Person verurtheilte er alle Raubfrevler zum Tode und ließ das Urtheil unerbittlich vollziehen; selbst einer seiner Hofleute starb durch Henkershand. Hierüber erbittert, wollten die Raubritter sich an ihm selber rächen, schlossen hierzu einen heimlichen Bund, und einer der Verschworenen wagte es sogar, dem Fürsten an sein Schlafgemach folgende Drohworte zu schreiben: „Joachimke, Joachimke, hüte dy! fange wy dy, so hange wy dy." Joachim aber war nicht der Mann, sich durch Drohungen einschüchtern zu lassen; er fuhr fort, mit aller Strenge gegen die Uebelthäter zu ver-

fahren. Da legten ihm die Verschworenen einst bei der Jagd auf der Köpenicker Haide einen Hinterhalt; der Fürst wurde jedoch von einem Bauern gewarnt, ließ seine Reisigen herbeikommen, jagte die Verschworenen aus ihrem Hinterhalt auf und nahm eine große Anzahl derselben nebst ihrem Führer gefangen. Sie erlitten zur Warnung einen schrecklichen Tod.

Um das Uebel gründlich auszurotten, schickte der Fürst eine Anzahl bewaffneter Reiter mit Henkersknechten überall im Lande umher, die Landbeschädiger aufzugreifen und sofort zu hängen. In einem Jahre wurden auf diese Weise über siebzig Junker und Knechte zum schimpflichsten Tode gebracht. Selbst die Fürsprache der angesehensten Verwandten, auch fürstlicher Personen wurde von dem strengen Joachim nicht beachtet, und als sein Onkel, der Markgraf Friedrich von Anspach, an ihn schrieb, er möchte nicht fürder gegen den Adel seines Landes wüthen, antwortete er: „Adelich Blut habe ich nicht vergossen, sondern nur Schelme, Räuber und Mörder hinrichten lassen. Wären dieses redliche Edelleute gewesen, so würden sie kein Verbrechen begangen haben." Ein ander Mal, als ein Ritter aus dem Mecklenburgischen ergriffen worden war, baten dessen zahlreiche Verwandte, nebst vielen Fürsten und Joachim's eigene Gemahlin, sowie sein Bruder für denselben, auch bot der Ritter sein ganzes Vermögen als Lösegeld; Joachim aber sagte: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe oder Strafbare um Geld freilasse, und wenn dieser und jeder andere als Verbrecher Ergriffene hundert tausend Gulden geben könnte, so würde doch keiner meinen Spruch ändern."

Natürlich waren die Bauern und die Städte sehr bereitwillig, dem Fürsten bei seinem Unternehmen zur Ausrottung der Räubereien allen Beistand zu leisten, und so gelang es seinen ernstlichen Bemühungen, denen sich auch die benachbarten Fürsten anschlossen, die innere Sicherheit endlich wieder herzustellen und durch fortgesetzte Strenge zu befestigen. Die Marken erholten sich nun zusehends von den Zeiten der Noth und der Bedrängniß, und der Kurfürst konnte nach wenigen Jahren des Friedens mit Genugthuung auf die wieder erblühenden Länder sehen, welche seinem Scepter unterworfen waren. Auch außerhalb Brandenburgs wurde sein Name mit Achtung und Ruhm genannt, und die Stadt Hamburg begab sich während eines Streits der Hansestädte mit Dänemark freiwillig unter seinen Schutz.

Joachim's landesväterliche Thätigkeit. In der That verdiente Joachim solches Vertrauen, wie der ganze Verlauf seiner eben so vorsorglichen und landesväterlichen, als strengen Regierung erwies. Wir sehen ihn später durch das ganze Land reisen, um sich eine genaue Kenntniß von allen Verhältnissen zu verschaffen. Ueberall wird er mit Jubel empfangen: denn man weiß von ihm, wie ein alter Schriftsteller sagt, daß er „aus gnädiger Zuneigung und Wohlmeinung kommt, um sich überall nach dem Regimente und Wesen der Städte zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit Städte und Einwohner an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern, Friede, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werden." Nach dieser Reise erließ Joachim eine allgemeine Städteordnung, worin unter Anderem auch die Einführung gleicher Maaße und Gewichte in allen märkischen Landen

vorgeschrieben wurde, während bis dahin jede Landschaft ihrer besonderen Gewohnheit darin gefolgt war.

Vor Allem aber hat sich Kurfürst Joachim's landesväterliche Fürsorge und Weisheit durch die **Errichtung des Kammergerichts** ein bleibendes Denkmal gesetzt (1516). Die Grafen, Ritter und fürstlichen Hofbeamten, welche bis dahin keinem sonstigen Gerichte unterworfen waren, wurden an dieses neue Gericht gewiesen, welchem außerdem auch die Beaufsichtigung aller übrigen Richter und die höchste Entscheidung über die Urtheilssprüche derselben übertragen wurde. Zwölf Mitglieder, vier vom Fürsten, acht von den Ständen gewählt, bildeten das Kammergericht, dessen Sitzungen drei Mal im Jahre zu Köln an der Spree und einmal in Tangermünde stattfinden sollten. Der Kurfürst empfahl ihnen aufs Eindringlichste, unparteiisch Recht zu sprechen, alle unnützen Weitläuftigkeiten zu vermeiden und vor Allem den Weg gütlichen Vergleichs zu suchen.

Voll Dankbarkeit für die unverkennbaren Wohlthaten dieser Regierung bewilligten die brandenburgischen Stände dem Fürsten gern alle Mittel, welche ihm für die Verwaltung und für seine Hofhaltung nöthig waren. Joachim war, ohne gerade verschwenderisch zu sein, ein Freund fürstlichen Glanzes: sein Hof zeichnete sich durch großartige ritterliche Spiele und Festlichkeiten aus, welche einen gewissen Aufwand erforderten. Zur Deckung desselben bewilligten die Stände außer der Bierziese später noch einen sogenannten Hufenschoß.

Erwerbung der Grafschaft Ruppin und Festsetzung der Erbfolge in Pommern. Das märkische Landesgebiet wurde unter Joachim durch die Erwerbung der Grafschaft Lindau oder Ruppin vergrößert. Seit Albrecht dem Bären waren die Grafen von Lindau (im Anhaltschen) im Besitz der Herrschaft von Ruppin, zu welcher Alt- und Neu-Ruppin, Wusterhausen und Gransee gehörten. Die Grafen von Ruppin hatten stets die Lehenshoheit der brandenburgischen Markgrafen wegen dieser Besitzungen anerkannt, und als der letzte Graf im Jahre 1524 starb, fiel die Grafschaft Ruppin ohne Weiteres an Joachim und seine Erben. Er wollte auch die ursprünglich anhaltschen Besitzungen des Hauses Lindau, die schon lange an die Herzöge von Anhalt verpfändet waren, von denselben einlösen, doch fand darüber eine Verständigung statt, nach welcher das Haus Anhalt die Grafschaft Lindau zunächst als Lehen von Brandenburg behielt, später (1577) wurde sie als erblicher Besitz an Anhalt abgetreten.

Unter Joachim I. wurde auch der langwierige Streit zwischen den Kurfürsten von Brandenburg und den Herzögen von Pommern endlich beigelegt: in einem Vertrage zu Grimnitz wurde **(1529)** festgestellt, daß die brandenburgischen Fürsten wegen ihres als unzweifelhaft anerkannten Erbrechts fortan den Titel und das Wappen von Pommern führen und befugt sein sollten, sich von Pommerns Prälaten, Ritterschaft und Städten den Eid leisten zu lassen, „daß sie nach Abgang der Herzöge von Pommern dem Hause Brandenburg treu, hold und gewärtig sein wollten." Dagegen sollten die Herzöge von Pommern ihre Belehnung unmittelbar vom Kaiser (nicht von den Kurfürsten) erhalten, dagegen aber jedes Mal den Grimnitzer Vertrag zu erneuern gehalten sein, auch der Kurfürst von Brandenburg stets durch Berührung der

Lehensfahne mitbelehnt werden. — Seit diesem Vertrage ist das freundschaftliche Verhältniß mit den Herzögen von Pommern nicht mehr gestört worden, doch werden wir später sehen, wie schwer es Brandenburg geworden ist, nach dem Aussterben dieser Fürsten sein Anrecht auf das pommersche Land erst nach und nach durchzusetzen.

Judenverfolgung. Während fast alle Stände und Klassen des brandenburgischen Volkes die Regierung Joachim's segneten, brach über die im Mittelalter so oft verfolgten und gemißhandelten Juden jetzt auch in den Marken großes Unheil herein. Die Juden waren in den brandenburgischen Landen, wie überall, nicht als wirkliche Staatsangehörige angesehen, sie wurden vielmehr nur ungern gegen ein von ihnen entrichtetes Schutzgeld geduldet. Durch ihre Betriebsamkeit und den meistens durch große Schlauheit erworbenen Reichthum wußten sie sich den Hohen nützlich zu machen, aber von Zeit zu Zeit reizte religiöser Haß, sowie der Neid gegen ihre Wohlhabenheit immer wieder die Wuth der Menge gegen sie auf, und in vielen Gegenden Deutschlands kehrten die Judenverfolgungen mit immer erneuerter Kraft wieder. Den Anlaß gaben fast immer Gerüchte derselben Art: es wurde den Juden Lästerung christlicher Einrichtungen, Entweihung christlicher Heiligthümer, besonders geweiheter Hostien, oder der Raub und die Ermordung von Christenkindern vorgeworfen. So kam es auch unter Joachim.

Ein Kesselflicker in **Bernau**, Paul Fromm, hatte in einem Dorfe Kirchenraub verübt und eine Monstranz mit zwei geweiheten Hostien entwendet. Er wurde zur Haft gebracht und gestand seinen Frevel ein. Auf die Frage, was er mit den Hostien gemacht, antwortete er, daß er die eine gegessen, die andere für neun Groschen an einen Juden Salomon in Spandau verkauft habe. Salomon wurde nun gleichfalls eingezogen und auf die Folter gebracht, wo er eingestand, die Hostie in drei Theile zerbrochen, den einen an den Juden Jakob in Brandenburg, den zweiten an einen Juden in Stendal verkauft zu haben; den dritten Theil habe er in einen Kuchen von Weizenmehl gebacken, der Teig aber sei blutroth geworden, und habe dann unter wunderbarem Glanze ein kleines Kindlein gezeigt, worüber erschreckt, er den Kuchen in die Synagoge gebracht und dort aufgehängt habe. Man forschte in der Synagoge nach und fand in der That dort einen rothen Kuchen. Die beiden erwähnten Juden wurden nun ebenfalls nach Berlin gebracht und gleichzeitig alle Israeliten in der Mark verhaftet. Durch die weiteren Aussagen der Angeklagten wurden noch vierzig Juden, welche gleichfalls Theilchen von der Hostie an sich gebracht hatten, in den Prozeß verwickelt. Auf der Folter gestanden sie insgesammt, mit dem christlichen Heiligthum allerlei Frevel vorgenommen, dasselbe auf den Tisch genagelt und mit Messern zerschnitten zu haben, wobei wunderbarer Weise immer Blut herausgeflossen sei. Einige gestanden sogar unter den fürchterlichsten Qualen der Folter, daß sie Christenkinder gekauft, gequält und getödtet, ihr Blut aber zu Arzneien verwendet hätten. In Folge der mit größter Grausamkeit geführten Untersuchung wurde dann in öffentlicher freier Gerichtssitzung das Urtheil gefällt. Ein alter Bericht erzählt den merkwürdigen Vorgang in folgender Weise.

An einem schönen Sommertage strömte viel Volks aus Berlin und der Umgegend nach dem freien Platze vor der Marienkirche. Dort sah man drei

hohe Bühnen stufenweise über einander gebaut. Auf der obersten standen etliche „hochgelahrte und rechtsverständige Leute," auf der mittleren der Richter nebst seinen Schöppen, Schreibern, Zeugen und Anwalten, auf der untersten die angeklagten Juden nebst Paul Fromm. Nur Jacob war nicht da; er hatte schon früher angegeben, daß ihm eines Nachts die Jungfrau Maria erschienen sei, und war demzufolge zum Christenthum übergetreten, weshalb er eine mildere Behandlung als die übrigen Angeklagten erfahren sollte. Die Juden, in ihrer uralten Volkstracht und mit spitzen, theils gelben, theils weißen Hüten bekleidet, hatten unter Gesang die Gerichtsstätte betreten. Der Richter ließ die ganze Verhandlung laut verlesen und fragte sodann die Angeklagten, ob sie bei ihrer Aussage beharren wollten. Als sie dies bejaht hatten, beriethen sich die Schöppen eine kurze Zeit und sprachen dann folgendes Urtheil aus: „Dieweil der böse Christ, Paul Fromm, sich an dem heiligen Sacrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft habe, darum so solle man ihn auf einen Wagen binden, die Gassenauf und nieder führen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sacraments und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehrmalen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum so solle man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle anderen ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat auch nicht begehen möchten." Sofort wurden die Angeklagten den Henkern zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. Die Juden, nachdem sie den Todesspruch vernommen, rüsteten sich unter Ermahnung eines Rabbiners durch lauten Gesang in ihrer Väter Sprache zu dem grauenvollen Tode, dem sie entgegengingen. Das Volk aber meinte, daß die „schnöden Juden" durch neue Lästerungen den christlichen Gottesdienst verhöhnen wollten. Hinter dem Rabensteine hatte der Scharfrichter mit seinen Helfershelfern einen „wunderlichen Bau zu ihrer Straf" aufgerichtet, „dreier Mann hoch, aus hölzernen Röften bestehend, die mit Stroh und Pech belegt waren." Auf diese befestigte er die acht und dreißig Schlachtopfer mit Halseisen, nur Paul Fromm stand abgesondert von seinen Leidensgenossen an einen Pfahl gekettet. Als das gräßliche Todtenbett angezündet ward, da brachen viele der unglücklichen Juden in laute Lästerungen gegen das Christenthum aus und versuchten es, den anwesenden Priestern ins Angesicht zu speien. Bald verendeten sie unter fürchterlichen Qualen. Jakob, welcher die Taufe empfangen hatte, wurde am anderen Tage mit dem Schwerte hingerichtet.

Damit war jedoch die Sache noch nicht beendigt, vielmehr wurden in Folge dieser Vorgänge alle Juden aus der Mark Brandenburg verbannt, nachdem sie Urphede geschworen, d. h. den Eid geleistet, nie wieder zu kommen.

Es ist möglich, daß ein Theil der Anklagen, welche gegen die Juden erhoben wurden und welche sie in den unerträglichen Folterqualen zugestanden, begründet war, — es ist möglich, daß sie in dem Haß gegen die Christen, welcher durch ihre Bedrückung immer genährt wurde, sich zu fanatischer Entweihung christlicher Heiligthümer (schwerlich aber zu den Greuelthaten gegen christliche Kinder) hinreißen ließen; immerhin aber wendet sich der Blick mit schmerzlichen Gefühlen von einer Zeit ab, wo gegenseitiger Religionshaß zu

so greulichen Vorgängen führen konnte, und wo selbst ein Fürst von Joachim's Gerechtigkeitssinn, befangen von dem allgemeinen Vorurtheil der Zeit, seine Strenge zu solcher grauenvollen Verurtheilung gebrauchen ließ. Glücklicher Weise war so eben die Zeit angebrochen, wo das wieder aufgehende Licht ächt evangelischen Glaubens allmälig auch eine mildere Gesinnung wahrer christlicher Liebe zur Herrschaft gelangen ließ, und wo mit der Gewalt des Aberglaubens auch die Greuel religiösen Fanatismus schwanden. Schon war in der nächsten Nachbarschaft der Marken, in Wittenberg, der Stern reineren Glaubens aufgegangen; bald sollten seine Strahlen auch in das Land der Hohenzollern dringen.

12. Die Reformation.

Die Bedeutung der Reformation für den preußischen Staat. Die Kirchenverbesserung, welche am Beginn des sechszehnten Jahrhunderts unter Gottes Beistand durch Dr. Martin Luther ausgeführt wurde, ist, wie für die ganze Christenheit, so noch in einem ganz besonderen Sinne für das preußische Volk ein Ereigniß von der durchgreifendsten Bedeutung geworden. Die ganze Stellung, welche Preußen unter den deutschen und europäischen Staaten erhalten hat, beruht zum großen Theil auf seiner Entwickelung als einer der vorzüglichsten protestantischen Staaten. Seitdem Kursachsen, welches zuerst an der Spitze der protestantischen Länder Deutschlands stand, es geschehen ließ, daß diese seine bedeutsame Rolle an Preußen fiel, seitdem hat Preußen seine Stellung als hauptsächlicher Pfleger und Hort des Protestantismus in Deutschland immer ernster erfaßt, und eben dies ist zugleich eine der hauptsächlichsten Grundlagen seiner Macht und seines Einflusses überhaupt geworden.

Auch vor der Reformation war das Ansehen der brandenburgischen Kurfürsten zwar schon bedeutend gestiegen, und keiner unter den Reichsfürsten that es im funfzehnten Jahrhundert den hohenzollernschen Fürsten an Einfluß zuvor; aber bis dahin beruhete dieser Einfluß besonders auf den persönlichen Eigenschaften der Regenten und auf den großen Diensten, welche sie den Kaisern leisteten, nicht auf einer inneren nothwendigen Bedeutung ihrer Stellung als brandenburgischer Fürsten. Durch die Reformation dagegen, welche eine Spaltung Deutschlands nach dem religiösen Bekenntniß zur unvermeidlichen Folge hatte, geschah es, daß Brandenburg nach und nach eben an die Spitze der einen confessionellen Gruppe trat, und hierdurch eine erhebliche Wichtigkeit, auch abgesehen von den besonderen Fähigkeiten der einzelnen Kurfürsten, erwarb. Dazu kam, daß das brandenburgisch-preußische Volk selbst durch die Reformation auf die Bahn einer neuen geistigen Entwickelung geführt wurde, welche demselben eine hervorragende Geltung unter den deutschen Stämmen und unter den Völkern Europa's sicherte. Die Reformation und das protestantische Bekenntniß Preußens haben unsern Staat und unser Volk recht eigentlich zu dem gemacht, was sie geworden sind, **der Protestantismus ist ein Lebensprincip Preußens, als deutscher und europäischer Großmacht, geworden.**

Das brandenburgische Volk war so ziemlich als das letzte unter den

alten Heidenvölkern Deutschlands zum Christenthum bekehrt worden; später und langsamer, als in anderen Gegenden Deutschlands, hatte sich daher auch christliche geistige Bildung in den Marken verbreitet. Unter den ballenstädtischen Markgrafen war in dieser Beziehung zwar ein guter Grund gelegt worden, doch war derselbe zu schwach gewesen, um den Stürmen der trostlosen baierschen und luxemburgischen Zeit zu widerstehen. Verwilderung und Entsittlichung hatten das ganze Volk von Neuem ergriffen und konnten durch die Hohenzollern nur sehr allmälig wieder gemildert werden. Während in dem größten Theil von Deutschland schon hohe und niedere Schulen aller Art erblühet waren, welche die geistige Ausbildung der höheren Klassen auf erfreuliche Weise beförderten, während die Hochschulen im Westen und Süden sich in lebhaftem Verkehr und Wetteifer mit den gelehrten Anstalten Frankreichs und Italiens entwickelten, während der Geist wissenschaftlicher Wiedergeburt, welcher im funfzehnten Jahrhundert vom Süden her durch Europa wehete, auch in jenen Theilen Deutschlands seine Stätte aufschlug, war die Mark Brandenburg bis zum Beginn des sechszehnten Jahrhunderts allem wissenschaftlichen Verkehr fast ganz fremd geblieben, und nur wenige Schulen dienten nothdürftig dazu, die künftigen Geistlichen mit den unentbehrlichsten Kenntnissen für ihren Beruf auszurüsten. Als Kurfürst Joachim die Universität Frankfurt gründete, sagte er selbst, daß Gelehrte in der Mark so selten seien, wie weiße Raben. Wie hätte es auch anders sein können, da die Geistlichkeit, von welcher die Anregung zur Bildung hätte ausgehen müssen, zu tief gesunken war, als daß von ihr irgend ein wohlthätiger Einfluß hätte erwartet werden können. Oefter legte sie sogar der Errichtung von Schulen außer ihren wenigen Dom- und Kirchenschulen absichtlich Hindernisse in den Weg. Die Bildung unter den Geistlichen selbst war so gering, daß die Mönche vieler Klöster oft das Wenige nicht verstanden, was sie lateinisch beteten und sangen. Wie wenig gelehrte Kenntnisse und Beschäftigung in den Marken verbreitet waren, geht auch daraus hervor, daß es fast gar keine Geschichtsschreiber gab, welche die Ereignisse im Zusammenhang aufzuzeichnen versucht hätten.

Während nun Brandenburg bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hinter dem übrigen Deutschland so weit zurückstand, sehen wir das Land in den darauf folgenden Zeiten schnell das Versäumte nachholen und von Stufe zu Stufe nicht blos die sonstige deutsche Bildung sich aneignen, sondern den meisten Ländern sogar voraneilen. In unsern Tagen ist es einer der erhabensten Vorzüge des preußischen Volks, daß es nicht nur durch Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit, sondern vor Allem auch durch den hohen Stand seines geistigen Lebens sich eine große Bedeutung unter den europäischen Staaten errungen hat. Das ist eine Frucht der geistigen Entwickelung, welche durch die Reformation angebahnt worden ist: das neue Leben, welches damals zuerst auf religiösem Gebiet erwachte, mußte nach und nach die Keime aller geistigen Kraft entwickeln. Der Protestantismus wurde für Preußen, wie für alle Staaten, in welchen er zur entschiedenen Herrschaft gelangte, ein Förderungsmittel allseitigen geistigen Fortschritts, und wiewohl den ausgezeichneten Fürsten, welche seit zwei Jahrhunderten auf Preußens Thron geherrscht, der Ruhm gebührt, jenen Fortschritt an ihrem Theil auf alle

Weise unterstützt zu haben, so ist doch die Umwandelung im Großen und Ganzen als eine Folge der Reformation aufzufassen.

Der Beginn der Reformation. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Reformation selbst zu erzählen: nur die Einführung derselben in den Marken und die Stellung der brandenburgischen Fürsten zu der neuen Bewegung darf uns hier beschäftigen.

Der allgemeine Verfall der katholischen Kirche, welcher ihren einsichtigsten und treuesten Dienern eine Reformation „an Haupt und Gliedern" schon längst als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheinen ließ, war in der Mark Brandenburg nicht minder fühlbar, als in allen übrigen christlichen Landen.

Den letzten Anlaß zu dem kräftigen Auftreten des deutschen Reformators Martin Luther gegen die allgemeine kirchliche Verderbniß gab bekanntlich die Ablaßkrämerei, und gerade in Brandenburg war es, wo der schlimmste aller Ablaßverkäufer, Tetzel, sein Wesen am schamlosesten trieb. Leider hatte ein Kirchenfürst aus dem brandenburgischen Hause selbst dem verrufenen Dominikaner die Vollmacht zum Ablaßverkauf gegeben. Albrecht, des Kurfürsten Joachim Bruder, war durch dessen eifrige Bemühungen Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, sodann auch Kurfürst von Mainz und Cardinal geworden, (wie es damals herkömmlich war, daß die jüngeren Söhne der Fürsten sich dem geistlichen Stande widmeten und mit reichen Pfründen versehen wurden). Er war ein geistreicher, hochgebildeter Mann, aber er sah, wie damals die Meisten seines Gleichen, seine hohe kirchliche Stellung nur als ein Mittel an, sich den Genüssen eines üppigen Lebens hingeben zu können. Wie der Papst Leo X. selber, so brauchte auch er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse immer neue Geldmittel, zu deren Herbeischaffung ihm die Ablaßkrämerei der geeignetste Weg erschien. Er wurde von Leo mit der Einsammlung der Ablaßgelder für ganz Deutschland beauftragt, die Hälfte des ganzen Ertrags aber durfte er für sich behalten. Er übergab nun die Sammlung dem in solchen Dingen bereits geübten Dominikaner Tetzel, welcher in seinem unwürdigen Treiben so weit gegangen sein soll, daß er sogar Ablaß für noch zu begehende Sünden verkaufte. Er erregte natürlich den Unwillen aller ernsten Geister und brachte Luther endlich zum öffentlichen Auftreten gegen diesen mit dem Heiligsten getriebenen Unfug. Zuerst wurde auf die Sache weder von den Hohen in Deutschland, noch in Rom ein großes Gewicht gelegt, man sah dieselbe als eine der oft vorkommenden Streitigkeiten unter verschiedenen Mönchsorden, als eine Eifersüchtelei der Augustiner gegen die Dominikaner an. Luther selbst ahnte noch nicht, wie weit ihn der einmal begonnene Zwiespalt führen würde. Aber die ernste und gewissenhafte Forschung nach der inneren Wahrheit und Begründung der Kirchenlehre unter dem Licht der heiligen Schrift und der unerwartete Widerspruch, welchen er nun bei der Aufstellung der nach seiner Ueberzeugung unzweifelhaftesten evangelischen Lehren fand, führte ihn von Punkt zu Punkt weiter bis zu dem Kampfe gegen das ganze System der damaligen Theologie. Man weiß, mit welcher Begeisterung die Lehre des kühnen Reformators bald in allen Theilen Deutschlands aufgenommen wurde. Auch in den Marken verbreitete sich dieselbe sehr schnell und fand im Volke fast überall einen guten Boden, doch mußten hier

erst große Hindernisse überwunden werden, ehe sie zu einer bleibenden Stätte gelangen konnte; denn nicht, wie in Sachsen, wurde hier der Reformation von vorn herein die Unterstützung des Landesfürsten zu Theil, vielmehr gab es unter den Fürsten Norddeutschlands kaum einen entschiedeneren Gegner der neuen Lehre, als Kurfürst Joachim.

Joachim's Widerstand gegen die Reformation. Das ganze eigenthümliche Wesen des brandenburgischen Fürsten war der Art, daß er durch das erste Auftreten Luther's verletzt und zum Widerstand herausgefordert werden mußte. Sein strenges und stolzes Fürstenbewußtsein fand es unerhört und unerträglich, daß ein armes Mönchlein, der Sohn eines niederen Bergmanns, sich erkühnte, mit so freimüthiger Strafpredigt gegen die gewaltigsten Kirchenfürsten aufzutreten. Noch dazu war es ja Erzbischof Albrecht, des Kurfürsten eigener Bruder, den Luther's Angriffe zunächst trafen, und Joachim empfand den Schimpf, welchen Luther durch die Verwerfung des Ablaßkrams Jenem angethan, geradezu als eine Beleidigung seines kurfürstlichen Hauses. Er war empört über solche Anmaßung des Wittenberger Mönchs, und je mehr sich Luther's Derbheit und entschlossener Muth im Verlauf des großen Kampfes steigerten, desto höher stieg auch der Unwille des stolzen Kurfürsten. Dazu kam, daß gleich am Beginn des Streits seine Frankfurter Universität, welche mit Eifersucht das Aufblühen des benachbarten Wittenberg betrachtete, sich der Vertheidigung Tetzel's gegen Luther angenommen hatte, wobei sie freilich keine Lorbeeren erntete: Joachim wurde auch hierdurch in seiner Feindschaft gegen die Wittenberger Sache bestärkt. Aber er hatte noch einen wichtigeren und weit ehrenvolleren Grund, um der Neuerung entgegen zu sein: er blickte nämlich mit Besorgniß und Entrüstung auf die Verirrungen, zu welchen die mißverstandenen Lehren der Reformation hier und da das niedere Volk aufregten. Bekanntlich war es nicht überall der Sinn für die evangelische Wahrheit allein, welcher die Verbreitung der neuen Lehre beförderte, sondern auch unlautere Leidenschaften und weltliche Freiheitsgelüste schlossen sich, wie es bei menschlichen Dingen immer zu gehen pflegt, der guten Sache an. Die Lehre Luther's von der evangelischen Freiheit, von der sittlichen Freiheit der im Glauben gerechtfertigten Kinder Gottes, wurde hier und da zu einem Evangelium des Aufruhrs und wilder Empörung verkehrt, woraus die beklagenswerthen Bauernaufstände, sowie das nichtswürdige Treiben der Wiedertäufer und anderer Secten entstand. Solche Erscheinungen im Gefolge der Reformation waren für Joachim's strengen Herrschersinn ein hinreichender Beweis von der Gefährlichkeit und Verwerflichkeit der Luther'schen Lehre, welcher er darum mit allen Kräften widerstehen zu müssen glaubte. Er war an und für sich kein blinder Vertheidiger der damaligen Zustände der katholischen Kirche, erkannte vielmehr die Nothwendigkeit einer vielseitigen Verbesserung unumwunden an, aber er erwartete dieselbe auf friedlichem Wege durch ein allgemeines Kirchenconcil, wiewohl sich solche Erwartungen nachgerade als eitel erwiesen hatten. In dem Beginnen Luther's aber erkannte er eine verbrecherische Auflehnung gegen die kirchlichen und weltlichen Gewalten, und ließ es von Anfang an nicht an kräftigem Widerstand dagegen fehlen.

Schon auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther mit so ergreifender Kraft Zeugniß für die von ihm erkannte Wahrheit ablegte, zeigte

sich Joachim als einer seiner heftigsten Gegner und soll sogar in seiner leidenschaftlichen Erregung sich so weit vergessen haben, dem Kaiser Karl V. zu rathen, das dem Wittenberger Reformator zugesicherte freie Geleit zu brechen, weil man einem Ketzer das Wort nicht zu halten brauche. Ein merkwürdiger Gegensatz gegen seines Vorfahren Friedrich's I. Rath in Kostnitz! Nachdem Luther's Sache in Worms verurtheilt worden, verbot Joachim in seinen Landen auf das Strengste das Lesen der reformatorischen Schriften, und bedrohete die Anhänger der neuen Lehre mit den härtesten Strafen, ohne daß jedoch der stillen und heimlichen Verbreitung derselben hierdurch Einhalt gethan werden konnte.

Auch auf dem Reichstage zu Augsburg (1530), wo die evangelischen Stände die berühmte, von dem gemäßigten Melanchthon ausgearbeitete Schutzschrift, die augsburgische Confession, vorlegten, deren milde Fassung der Hoffnung auf eine Vereinigung mit den Katholiken Raum zu schaffen schien, trug Kurfürst Joachim durch seine Heftigkeit viel dazu bei, die Spaltung zwischen den Religionsparteien zu erweitern. Eine Anzahl katholischer Fürsten, unter denen sich auch Joachim befand, sollten Unterhandlungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten vorbereiten. Als nun der gemäßigte Bischof von Augsburg äußerte, Luther's Lehrsätze griffen nicht den Glauben, sondern nur die Mißbräuche der römischen Kirche an, da widersprach ihm der Kurfürst von Brandenburg so heftig, daß sein Bruder, der Erzbischof Albrecht, Mühe hatte, die Streitenden zu trennen. Trotz solcher Leidenschaftlichkeit wurde dennoch gerade Joachim gewählt, um den Lutheranern den Beschluß des Reichstags, welcher ihre Lehren zurückwies, mitzutheilen: als er dies gethan, fügte er aus freien Stücken heftig hinzu, wenn die Evangelischen diesen Reichsabschied nicht annähmen, so hätten sich die Fürsten mit dem Kaiser verbunden, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu setzen, bis dieser Handel geendet wäre. Er machte ihnen zum Vorwurf, den Bauernaufstand erweckt, Kurfürsten und Fürsten geschmähet, Aebte und Mönche vertrieben zu haben, welche nun nach des Kaisers Befehl wieder einzusetzen seien. Diese heftigen und herausfordernden Reden wurden von den übrigen katholischen Fürsten selbst gemißbilligt, und sogar des Kurfürsten Bruder, Cardinal Albrecht, suchte die Evangelischen deshalb durch mildere Aeußerungen zu begütigen. Diese waren jedoch durch Joachim's Drohungen so aufgeregt, daß sie auf Luther's Rath zur Vertheidigung ihres Glaubens bald darauf den Bund von Schmalkalden schlossen.

Stille Verbreitung der evangelischen Lehre in den Marken. So sehr sich aber der Kurfürst der Ausbreitung der neuen Lehre widersetzte, so vermochte er doch, wie gesagt, dieselbe auch von seinem eigenen Lande nicht fern zu halten; sie wurde in den Marken begierig aufgenommen, und in kurzer Zeit waren Hohe und Niedrige in großer Anzahl heimliche Bekenner des evangelischen Glaubens geworden. Der geistliche Oberhirte der Mark, Erzbischof Albrecht von Magdeburg, war dabei in seinem ganzen Verhalten unentschlossen. Ohne Ueberzeugung und blos seinen Vortheil abwägend, konnte er zu keiner rechten Entscheidung für oder wider die Reformation kommen; aber er leistete derselben wenigstens keinen eigentlichen Widerstand. So konnte es geschehen, daß an seinem Bischofssitz selbst, in Magdeburg, das

Lutherthum völlig die Oberhand gewann, der ganze Gottesdienst durch den Rath der Stadt nach lutherischer Weise eingerichtet wurde und von da aus die neue Lehre um so leichter in die benachbarten Marken eindrang. Um nicht die Strenge des Kurfürsten Joachim herauszufordern, geschah die Aenderung in den kirchlichen Einrichtungen meistens ohne viel Aufhebens: besonders wo sich die Gemeinden mit ihren Geistlichen einigen konnten, wurde der Gottesdienst in aller Stille nach und nach in lutherischer Weise eingerichtet und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, ohne daß man sich öffentlich und ausdrücklich von der alten Kirche lossagte.

Diese vorsichtige Einführung der Reformation hatte den großen Vortheil, daß die Mark Brandenburg vor den gewaltigen und zerrüttenden Bewegungen behütet wurde, welche in anderen deutschen Gegenden mit der Glaubensänderung verbunden waren. Der Schwindelgeist, welcher in West- und Süddeutschland die Bauern und einzelne Städte ergriff, blieb von den brandenburgischen Landen fern, und während in jenen Gegenden der Aufruhr tobte, erfreute sich Joachim's Land gesegneter, ruhiger Zeiten. Nur an einem Orte kam es um die Einführung der Reformation zu heftigeren Auftritten, zu Stendal nämlich, wo der neue Glauben theils durch einen früheren Franziskanermönch, theils durch Schriften, welche fremde Handwerksgesellen mitbrachten, verbreitet wurde. Da Joachim dem öffentlichen Bekenntniß zum Lutherthum wehren wollte, so entstand ein Aufruhr, welchen der Kurfürst jedoch mit Waffengewalt unterdrückte und mit schweren Strafen ahndete.

Joachim sollte freilich in seiner eigenen Familie, an seinen Nächsten gerade, wie wir gleich sehen werden, den Schmerz erfahren, daß sie zur neuen Lehre übertraten, er selbst aber blieb bis an sein Ende in gleich feindseliger Stimmung gegen dieselbe; vielleicht trugen jene schmerzlichen Erfahrungen gerade dazu bei, seine Bitterkeit gegen die Reformation zu erhöhen. Noch kurz vor seinem Tode, als zu Nürnberg der erste Religionsfriede zu Stande gebracht wurde, durch welchen den Evangelischen eine Art Anerkennung ihrer Kirche zu Theil ward, brach der Kurfürst darüber in heftigen Zorn aus und erklärte, „lieber wolle er Land und Leute verlieren, lieber sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen." — Als sein Ende herannahte, ließ er seine beiden Söhne Joachim und Johann vor sich kommen. Er hatte gegen die Bestimmungen des von Kurfürst Albrecht gegebenen Hausgesetzes eine Theilung des Landes unter sie beschlossen, so daß Joachim die alten märkischen Stammlande nebst der Kurwürde, Johann die Neumark und die lausitzischen Länder erhalten sollte. Nach herzlichen Ermahnungen ließ er sie dann ein schon früher mündlich und schriftlich gegebenes Versprechen, der katholischen Kirche treu zu bleiben, nochmals wiederholen und entschlief darauf in Stendal, von wo seine Asche in den Dom zu Köln an der Spree gebracht wurde **(1535)**.

Joachim hatte das landesherrliche Ansehen in den Marken noch fester als seine Vorgänger begründet, der Rechtspflege und öffentlichen Wohlfahrt die erfolgreichste Sorgfalt gewidmet und Handel und Gewerbe zu einer hohen Blüthe gehoben. Wenn wir seinen Widerstand gegen die evangelische Lehre beklagen müssen, so gebührt ihm doch die Anerkennung, daß er nicht aus selbstsüchtigen Rücksichten, sondern aus innerster Ueberzeugung von seinen

Regentenpflichten so handelte, und daß er sich trotz seiner leidenschaftlichen Feindschaft gegen die Reformation doch zu eigentlichen Verfolgungen gegen die Evangelischen nicht hinreißen ließ. Luther selbst sprach nur mit Achtung von dem Kurfürsten, für dessen Wohlfahrt er gern betete.

Joachim's Widerstreben hatte überdies die öffentliche Anerkennung der Reformation in den Marken nur für eine kurze Zeit aufgehalten; unter seinen Augen aber hatte bereits seine eigene Gemahlin mit hingebender Aufopferung und Glaubenstreue für den evangelischen Glauben gewirkt.

Die Kurfürstin Elisabeth*). Der Name Elisabeth ist ein gesegneter in der brandenburgischen Geschichte. Elisabeth hieß die Mutter unseres ersten Kurfürsten Friedrich, ebenso die Gemahlin desselben, „die schöne Else;" jetzt treffen wir bei dem Uebergang zu einer neuen Zeit wieder eine fürstliche Elisabeth, als erste Zeugin des gereinigten Evangeliums in den brandenburgischen Landen.

Elisabeth, die Gemahlin Joachim's, war die Tochter des Königs Johann II. von Dänemark und Christina's von Sachsen, eine Nichte des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen. Sie wurde im Jahre 1485 geboren und erblühete in großer Schönheit und Anmuth, zugleich entwickelten sich frühzeitig auch die reichen Gaben ihres Geistes. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie (1502) nach langen Unterhandlungen unter prachtvollen und glänzenden Festen zu Stendal dem Kurfürsten Joachim I. vermählt wurde, allgemein bewundert als eine der holdseligsten Fürstinnen jener Zeit. Noch im Jahre 1512 glänzte sie als die schönste unter allen Frauen, welche den Ritterspielen zu Neu-Ruppin beiwohnten. Damals war sie noch glücklich, eine treue Gattin, die blühende Mutter von fünf Kindern. Aber es war auch der Gipfel ihres Erdenglücks; denn einige Jahre später wurde der eheliche Friede, welcher allein auf der Liebe und Treue ruht, gestört und getrübt: das Herz des Kurfürsten schien sich unter betrübenden Verirrungen mehr und mehr von Elisabeth zu entfernen. Vorüber war nun die unbefangene, glückliche Zeit ihres Lebens und es war ihr oft um Trost sehr bange. Da wehete ihr als frischer Lebensodem das Wort vom Frieden Gottes in Christo zu, das Wort von der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben, welches von Wittenberg zu ihr herüberklang. Sie war durch ihren Kummer in der Herzensstimmung, wo man leichter, als im Glücke von dem Worte der Wahrheit ergriffen wird. Da ihr Gemahl aber ein heftiger Widersacher der Wittenbergischen Reformation war, so mußte sie den Glauben, welcher sie beseligte, fürerst in sich verschließen, damit es nicht gleich zum offenen Bruch mit Joachim käme.

Doch nahete der Augenblick, wo der innere Zwiespalt zwischen den Gatten an den Tag treten mußte; des Kurfürsten unbeugsames Vorurtheil gegen die neue Lehre machte jeden Versuch vertraulicher Näherung und Verständigung unmöglich, die Kurfürstin aber konnte dem Wunsche nicht mehr widerstehen, das Abendmahl nach der Einsetzung des Erlösers in beiderlei Gestalt zu genießen, und so ließ sie es sich in Abwesenheit ihres Gemahls von einem evangelischen Geistlichen aus Wittenberg heimlich reichen. Damals war ge-

*) Nach der Schrift (Göschel's): Elisabeth, Kurfürstin zu Brandenburg, Berl. 1839.

rade ihre jüngste Tochter, Elisabeth, Gemahlin Herzog Erich's von Braunschweig, am Hofe in Berlin zum Besuch. Sie war es, welche dem Vater auf sein leidenschaftliches Drängen das Geheimniß der Mutter verrieth. Joachim fühlte sich auf das Empfindlichste verletzt und in seinen Rechten gekränkt. Er mußte das Gefährliche eines solchen Beispiels für die Verbreitung der ihm verhaßten Lehre erkennen und fürchten. In heftigster Entrüstung drang er in das Zimmer seiner Gemahlin, überhäufte sie mit Vorwürfen und drohete ihr mit Kerker und Banden. Der Auftritt war so stürmisch, daß der Kurfürst dann wegen Erschöpfung wie todt in das Bett gebracht werden mußte.

Elisabeth war auf's Tiefste erschüttert, sie fürchtete nicht blos den Zorn ihres Gatten gegen sich selbst, sondern auch die Verfolgung der evangelischen Geistlichen. In ihrer Angst entschloß sie sich zu heimlicher Flucht. Es war in der Nacht vom 25. auf den 26. März 1528, wo die schwer geprüfte Fürstin mit einem Kammerfräulein unter Beistand zweier Ritter des Hofes auf einem Bauerwagen in Bauerntracht heimlich entwich. Unterwegs brach bei der eiligen Flucht ein Rad am Wagen; Elisabeth fürchtete eingeholt zu werden, sie band ihr Kopftuch ab, daß es zur Befestigung des Wagens benutzt werden konnte. Sie begab sich zunächst nach Torgau, wo ihr Bruder, der König von Dänemark, der aus seinem Lande hatte fliehen müssen, sich aufhielt; von dort aus bat sie den Kurfürsten von Sachsen um Aufnahme und Schutz. „Könnte ihre Bitte nicht erfüllt werden," so schloß sie den Brief, „so müsse sie unstät und flüchtig umherirrend ihr Schicksal tragen." Aber Johann der Beständige von Sachsen nahm sie freundlich und ehrenvoll auf und gab ihr das Schloß Lichtenburg an der Elbe zum Wohnsitz. Ihr Gemahl ließ sie ungekränkt in ihrer Freistatt, und erlaubte sogar, nachdem sein Zorn sich gelegt hatte, daß ihre Kinder sie öfter besuchten. Ihre größte Freude war dort aber der lebendige Verkehr, in welchen sie mit dem wittenberger Reformator Luther trat. Luther besuchte sie, und sie ging ihrerseits oft nach Wittenberg; einmal war sie drei Monate lang ununterbrochen in seinem Hause. Wie freundschaftlich das Verhältniß war, ersieht man auch aus Luther's Briefen. In einem derselben nennt er die Kurfürstin auch seine „liebe Gevatter," sie scheint also während ihres Aufenthalts in Wittenberg ein Kind Luther's aus der Taufe gehoben zu haben.

Sieben Jahre lang lebte die Kurfürstin still und zurückgezogen in Lichtenburg, bis Joachim I. zu Stendal, fern von ihr, sein Leben endete (1535). Elisabeth's Söhne, Kurfürst Joachim II. und Markgraf Johann, hielten es für ihre erste Pflicht, die geliebte Mutter in ihr Land heimzuführen. Sie eilten ihr eine Tagereise entgegen, geleiteten sie in die Hauptstadt und von da in die ihr schon bei ihrer Vermählung als Wittwensitz zugewiesene Stadt Spandau. Anfangs hielt sie sich freilich noch öfter in Lichtenburg und Wittenberg auf, bis Luther starb. Schon am 1. November 1539 aber erlebte sie in Spandau die große Befriedigung, daß ihr Sohn, Joachim II. (wie noch näher zu erwähnen sein wird), mit ihr nebst dem Hofe und der Stadt in der Nicolaikirche öffentlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, empfing. Tages darauf war auch im Dome zu Berlin öffentliche Abendmahlsfeier nach evangelischem Ritus.

Elisabeth lebte fortan nur ihrem Herrn und den Armen. An ihrem Hofe wurde nach einer ausdrücklichen Haus- und Tagesordnung täglich Hausgottesdienst gehalten. Oft las sie selbst aus der heiligen Schrift und aus Luther's Hauspostille vor: auch den Bürgern in der Stadt war der Zutritt zu dem Gottesdienst im Schlosse eröffnet. Die Bibel war der Fürstin tägliches Lesebuch. Den kleinen Luther'schen Katechismus hatte sie mit zwei anderen trefflichen geistlichen Schriften zusammenbinden lassen und trug sie immer bei sich.

Noch zwanzig Jahre lebte sie in ihrem Wittwenstande, und starb im Schlosse zu Berlin am 9. Juni 1555 in ihrem siebzigsten Lebensjahre. Da sie ganz zuletzt gefragt wurde, ob sie auch Anfechtung hätte, schlug sie mit der Hand weg: es wäre keine vorhanden.

So schied sie in dem evangelischen Glauben, in welchem sie die geistliche Mutter ihrer glorreichen Nachkommenschaft war.

Die wirkliche Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg (1539). Als Kurfürst Joachim I. gestorben war, blickte ganz Deutschland mit gespannter Erwartung auf seine Söhne, den Kurfürsten Joachim II. und den Markgrafen Johann, ob sie bei der alten Kirchengemeinschaft bleiben oder sich der verbesserten Lehre zuwenden würden. Der letzte Wille und die eindringliche Ermahnung des verstorbenen Kurfürsten schienen sie bei der katholischen Kirche festzuhalten, wie nicht minder die Verehrung für den Erzbischof Albrecht, ihren Oheim. Auf Joachim II. suchte überdies sein Schwiegervater, Georg von Sachsen, einer der heftigsten Widersacher der Reformation, einzuwirken, um ihn von der Beförderung derselben zurückzuhalten; aber mächtiger als alle diese Umstände wirkte auf die jungen Fürsten der Einfluß der längst bekehrten Mutter, der trefflichen Elisabeth, sowie die Hochachtung, welche sie selbst bereits für Luther empfanden. Joachim hatte den kräftigen Gottesmann auf dem Reichstage zu Worms kennen gelernt, und seitdem war der Eindruck seines feurigen Bekenntnisses nicht mehr aus seinem Herzen geschwunden. Später war er mit ihm wiederholt in persönliche und briefliche Berührung gekommen, und seine Zuneigung zu ihm war immer höher gestiegen. Dazu kam der Einfluß des zu der gereinigten Lehre bekehrten, ehrwürdigen Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow.

Johann von Küstrin, wie man den Markgrafen der Neumark nannte, war in allen Dingen bestimmt, fest und entschlossen. Kaum hatte er die Regierung übernommen, als er sich sofort öffentlich für die Kirchenverbesserung erklärte. Er hatte sich in Wittenberg bei Luther selbst Raths geholt und ging nun mit der Einführung der neuen Einrichtungen kräftig vor. Auch trat er ohne Weiteres dem schmalkaldischen Bunde zur Vertheidigung der neuen Lehre bei. Nicht so schnell entschloß sich Joachim zu dem öffentlichen Uebertritt. Bei seinem Zaudern hatte gewiß die Rücksicht auf Georg von Sachsen einen großen Einfluß geübt, nicht geringeren Antheil hatte aber unzweifelhaft der lebhafte Wunsch, wo möglich noch eine Versöhnung der beiden streitenden Kirchenparteien herbeizuführen. Joachim war von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung innig überzeugt und der Lehre Luther's aufrichtig ergeben, aber er gab die Hoffnung noch nicht auf, daß die kirchliche Einheit dabei aufrecht erhalten werden könnte. Er schlug daher zunächst einen Mittelweg ein: ohne sich von der katholischen Gemeinschaft geradezu loszusagen, hob er doch

alle Hindernisse der Kirchenverbesserung in den Marken auf, und ließ es nicht nur zu, sondern sah es auch gern, wenn evangelische Prediger berufen wurden und wenn Matthias von Jagow im brandenburgischen Lande die Priesterehe erlaubte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen ließ und andere Verbesserungen nach lutherischer Weise einführte. Die letzte Entscheidung wollte er jedoch von einer allgemeinen Kirchenversammlung herbeigeführt wissen.

Aber die Hoffnungen auf eine solche Versammlung wurden immer mehr getrübt, und die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten immer unheilbarer. Das ganze brandenburgische Land hatte sich bereits zur evangelischen Sache bekehrt, und die Vorstellungen der glaubenseifrigen Elisabeth bei Joachim wurden immer dringender. Herzog Georg von Sachsen war inzwischen gestorben, Joachim mithin auch der Rücksicht auf dessen katholische Neigungen enthoben, und so beschloß denn der Kurfürst endlich den offenen Uebertritt zum gereinigten evangelischen Glauben.

Am ersten November 1539 empfing Joachim zu Spandau am Hofe seiner frommen Mutter das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des wackeren Bischofs Matthias von Jagow. Die Stände und viele Geistliche waren zu dieser wichtigen Feier zugezogen worden. Das ganze Land war hoch erfreut über die endliche öffentliche Einführung der Kirchenverbesserung, und in Kurzem war der Gottesdienst in den Marken überall nach lutherischem Gebrauch eingerichtet. Diejenigen, welche für ihre Person beim alten Glauben verbleiben wollten, wurden daran nicht verhindert; die Priester aber traten meistens mit ihren Gemeinden über, andere, welche dies verweigerten, erhielten Lebensunterhalt bis an ihr Ende, insofern sie nicht freiwillig das Land verließen.

Noch immer hielt übrigens der Kurfürst den Bruch mit der katholischen Kirche nicht für unwiderruflich. An den König von Polen, der ihm wegen seines Uebertritts Vorwürfe machte, schrieb er: „Es sei keinesweges seine Absicht, sich von der allgemeinen christlichen Kirche zu trennen, der er ewig treu bleiben werde. Nur schreiende Mißbräuche wolle er in der Kirche abstellen und nothwendige Verbesserungen einführen. Sei es doch von allen Seiten anerkannt, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe. Nur die immer vereitelte Hoffnung auf eine Kirchenversammlung habe ihn bewogen, nach eigenem Ermessen und auf Grund des wahren Glaubens einige Veränderungen vorzunehmen. Auch jetzt noch sei er jedoch bereit, den Beschlüssen einer Kirchenversammlung, wo und wann sie gehalten werden möge, als gehorsamer Diener der Kirche Folge zu leisten."

Hiermit stimmte es auch überein, daß Joachim viele Gebräuche der alten Kirche beibehielt, welche in anderen lutherischen Ländern schon abgeschafft waren, besonders feierliche Umzüge, schimmernde Meßgewänder und dergleichen.

Bald nach dem Uebertritt ließ Joachim, um den Zustand der Gemeinden und Geistlichen zu erforschen, eine allgemeine Kirchenvisitation in seinem Lande halten. Da fand sich denn bei Priestern und im Volke die größte Unwissenheit und der kläglichste Zustand in den Kirchen und Schulen. Deshalb ließ er einen kurzen Begriff der Lehre in Fragen und Antworten, wie auch

eine Kirchenordnung für die Marken bekannt machen, deren Entwurf vorher Luther und mehreren anderen bedeutenden Gottesgelehrten vorgelegt worden war.

Viele eifrige Lutherische nahmen Anstoß daran, daß manche alte Gebräuche beibehalten wurden, aber Luther selbst beruhigte sie darüber, indem er an einen Geistlichen in Berlin schrieb, die Hauptsache sei die lautere Predigt des Evangeliums und der Gebrauch der beiden Sacramente nach Christi Einsetzung. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge er ein silbernes oder goldenes Kreuz beim Umzug tragen, ein Sammet-, Seiden- oder leinenes Meßgewand anlegen, oder deren zwei, ja drei über einander ziehen; habe der Kurfürst an einer Procession um die Kirche noch nicht genug, so solle er sieben Mal herumgehen. Durch dergleichen Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nöthig erachtet würde; „und könnt' ich's mit dem Papst und den Papisten so weit bringen," schloß er, „wie wollt' ich Gott danken und fröhlich sein." Im Uebrigen vertraute Luther, „die weitläuftigen Feierlichkeiten bei der Messe nebst anderen dergleichen Dingen würden nicht gar lange dauern und eins nach dem anderen abkommen."

Auch in jeder anderen Beziehung bewies der Kurfürst bei der Kirchenverbesserung die größte Vorsicht und Milde. So ließ er auch die Bischöfe von Lebus und Havelberg, welche eifrige Katholiken waren, ungestört in ihren Pfründen verbleiben, erst nach ihrem Tode wurden die Bisthümer an Prinzen des kurfürstlichen Hauses gegeben. Noch vor Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts waren die Bisthümer überhaupt aufgelöst und Consistorien und Superintendenten an ihre Stellen gesetzt. Auch die Klöster hörten nach und nach auf; die vorhandenen Mönche verließen dieselben größtentheils freiwillig, um in einen bürgerlichen Beruf einzutreten oder außer Landes zu gehen, Novizen aber wurden nicht mehr aufgenommen. Viele Klöster, wie das reichbegüterte Lehnin, wurden von den Landesherren als Kammergüter eingezogen, andere, besonders auf dem Lande, den adeligen Familien zu Lehen gegeben, noch andere wurden zu Schulen oder Hospitälern umgewandelt.

Die Pflege der Schulen wurde von Joachim als das geeignetste Mittel zur Förderung besserer religiöser Erkenntniß mit großem Eifer betrieben. Schon die neue Kirchenordnung hatte auf die Nothwendigkeit der Gründung von Schulen hingewiesen, und bald geschahen Seitens des Fürsten, sowie durch die Städte erfolgreiche Schritte, um dem großen Mangel, welcher in den Marken darin zu beklagen war, abzuhelfen. Joachim wandte seine Fürsorge vor Allem auch der Wiederbelebung der Frankfurter Universität zu, welche durch ihren Widerspruch gegen die Reformation tief gesunken war. Er vermehrte das Vermögen derselben und zog bedeutende Gelehrte hin. Auch erwies er den Lehrern der Universität, so oft er hinkam, die größte Aufmerksamkeit und ehrende Aufmunterung, wodurch das Ansehen der Anstalt auch bei den Vornehmen des Landes gehoben wurde.

So war die Kirchenverbesserung in den Marken in jeder Beziehung durchgeführt, auf ruhigem und vorsichtigem, aber desto sichererem Wege. Vielleicht ist es gerade dem früheren Widerstande Joachim's I., wie dem umsichtig allmäligen Verfahren Joachim's II. zu danken, daß die Einführung und der

Fortbestand der Reformation in Brandenburg ohne jede innere Erschütterung blieb. Ganz von innen heraus, durch das Volk selbst, war hier der neue Glaube begründet worden, und durch keine äußeren Umstände konnte er fernerhin gestört oder wankend gemacht werden. Er ist fortan mit Preußens innerem Leben tief verwachsen und ist in vollem Sinne Preußens geistiges Lebensprincip geworden. Aber auch die Milde, welche Joachim II. bei der Einführung bewies, die ächt evangelische Schonung und Achtung fremder Glaubensüberzeugung ist ein Erbtheil der preußischen Regenten und des preußischen Volks geblieben, und gerade hierdurch war es unserem Staate vergönnt, später das schönste Beispiel friedlicher Vereinigung verschiedener Confessionen unter einem milden und gerechten Scepter zu geben.

13. Kurfürst Joachim II. Hektor und Markgraf Johann von Küstrin (1535—1571).

Der beiden Fürsten verschiedenes Wesen. Nachdem wir den Verlauf der Kirchenverbesserung in Brandenburg im Zusammenhange dargestellt haben, müssen wir noch einen Blick auf die sonstigen Regierungshandlungen der beiden Fürsten werfen, welche nach dem letzten Willen Joachim's I. die Marken unter sich getheilt hatten. Die beiden Brüder Joachim II. und Johann, welcher letztere als Markgraf der Neumark seinen Sitz in Küstrin nahm und daher auch den Namen Johann von Küstrin führt, waren durchaus verschiedenen Charakters. Joachim offenen, fröhlichen Gemüths, wünschte, daß auch um ihn her Alles glücklich und heiter sei; gutmüthig bis zum Uebermaß, wollte er, so viel von ihm abhing, gern alle Wünsche erfüllen, mit vollen Händen theilte er aus, was er besaß, und wo er nicht geben konnte, ertheilte er wenigstens Versprechen, welche er freilich nicht immer zu erfüllen vermochte. Nicht selten geschah es, daß er mehreren Bittstellern die Anwartschaft auf dasselbe Amt, dasselbe Lehen gab; da es dann nur einer erhalten konnte, suchte er die anderen durch Geld schadlos zu halten. Mit diesem überaus gutmüthigen, wohlwollenden Wesen Joachim's hing es zusammen, daß er in allen Dingen die Versöhnlichkeit und Vermittelung den gewaltsamen Maßregeln vorzog, wiewohl er eines kräftigen Entschlusses durchaus fähig war, wo die Umstände ihn erheischten. Sein Bruder Johann dagegen war rasch und entschieden in Allem, was er that; weit entfernt von dem milden, vertrauensvollen Sinn Joachim's war er streng, oft abstoßend, und über seinem Schlafgemach standen die bezeichnenden Worte: „Unter Tausenden trau kaum Einem recht, bis du erkennst ihn treu oder schlecht." Während Joachim das üppigste und glanzvollste Leben an seinem Hofe einführte und Festlichkeit auf Festlichkeit folgte, ohne daß man oft wußte, woher die Mittel zu solchem Aufwand genommen werden sollten, war Johann sparsam bis zum Geiz und ein abgesagter Feind alles unnützen Glanzes. Als einer seiner Räthe öfter an Wochentagen mit seidenen Strümpfen bei ihm erschien, sagte er ihm ungehalten: „Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtags." — Trotz solcher Verschiedenheit in Sinnesart und Neigungen trafen beide Brüder doch in dem ernsten Bestreben zusammen, ihre Unterthanen glücklich zu machen, sowie in edler Geradheit, in dem Sinn für strenge Gerechtigkeit,

und in der Einsicht, womit sie die Regierung leiteten. Beide waren hochgebildet und Freunde der Wissenschaft, beide nicht minder ausgezeichnet in allen ritterlichen Tugenden. Joachim hatte schon als Kurprinz große Lorbeeren im Kampf gegen die Türken geerntet, und das Reichsheer mit solcher Auszeichnung geführt, daß der Kaiser Karl V. ihm mit eigener Hand den Ritterschlag ertheilt hatte, und daß ihm seitdem der ehrende Beiname des deutschen Hektor gegeben wurde. Auch als Kurfürst erhielt er noch einmal die Führung des Reichsheeres gegen den Sultan Soliman, aber damals scheiterte der Feldzug an der Uneinigkeit der Fürsten, von denen nur wenige ihre Truppen zur rechten Zeit dem Kaiser zu Hülfe gesandt hatten (1542). Deutschland war damals durch die religiöse Spaltung geradezu in zwei feindliche Feldlager geschieden; der Augenblick war nahe, wo dieselben zum offenen Kampfe gelangen sollten.

Das Verhalten der beiden Fürsten in den deutschen Religionskriegen. Joachim hatte seinerseits nichts versäumt, um als Vermittler der streitenden Parteien aufzutreten; er wollte noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß eine Vereinigung erreicht werden könne. Nachdem aber das Religionsgespräch in Regensburg erfolglos geblieben war, beschloß Kaiser Karl, die Evangelischen mit Gewalt wieder zum alten Glauben zurückzuführen. Mit gewohnter Schlauheit verbarg er diese Absicht, indem er feierlich erklärte, daß er nicht um der Religion willen zu den Waffen greife, sondern nur um einige ungehorsame und eigenmächtige Fürsten zum schuldigen Gehorsam zu nöthigen. Diese Erklärung schien vorzüglich gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen gerichtet, welche sich allerdings das eigenmächtigste Verfahren gegen den Herzog von Braunschweig erlaubt hatten. Ein Theil der Evangelischen ließ sich durch das Vorgeben, daß des Kaisers Absicht nicht der Unterdrückung ihrer Religion gelte, täuschen. Johann von Küstrin war seinerseits von dem schmalkaldischen Bunde, gerade wegen jener Gewaltschritte gegen den Herzog von Braunschweig, seinen Schwiegervater, bereits trotzig zurückgetreten, und führte jetzt, ungeachtet der Vorstellungen seiner Mutter Elisabeth, dem Kaiser sogar Hülfsschaaren gegen die protestantischen Fürsten zu, indem er auf seine Fahnen die Worte setzte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Kurfürst Joachim dagegen, welcher dem schmalkaldischen Bunde nie beigetreten war, bot doch die Hand auch nicht zur Unterdrückung seiner Glaubensfreunde. Er wollte sich durch eine parteilose Stellung die Freiheit bewahren, versöhnend zwischen den Kämpfenden aufzutreten. Dem Landgrafen von Hessen, welcher ihn nochmals dringend zum Beitritt zum evangelischen Bunde aufgefordert, hatte er deshalb geantwortet: „Es wäre den Verbündeten heilsamer, wenn er nicht zu ihnen überträte. Denn möchte das Unglück geschehen, daß sie vom Kaiser besiegt würden, so sollten sie an ihm einen Friedensstifter und Vermittler finden. Würde aber der Kaiser offenbar gegen Gott und die Religion etwas vornehmen, so wolle auch er nimmer fehlen."

Die Entscheidung des schmalkaldischen Krieges wurde bekanntlich durch den ehrgeizigen, schlauen Herzog Moritz von Sachsen herbeigeführt, welcher, obwohl selbst Protestant, doch die Waffen gegen die Evangelischen ergriff, weil er hoffte, hierdurch, statt seines Oheims Johann Friedrich, die Kurwürde von

Sachsen zu erlangen. Bei Mühlberg wurde Letzterer geschlagen (1547) und fiel selbst in die Hände seiner Feinde; schon war er zum Tode verurtheilt, da schritt Joachim von Brandenburg, seiner Zusage gemäß, vermittelnd ein. Er eilte in das kaiserliche Lager und besänftigte den Zorn Karl's V. so weit, daß das Todesurtheil zurückgenommen wurde. Das Kurfürstenthum freilich mußte Johann Friedrich an seinen Neffen Moritz abtreten, welcher so den erhofften Lohn seines Verraths erlangte. Landgraf Philipp von Hessen ergab sich dem Kaiser, nachdem ihm durch Moritz von Sachsen und durch Joachim von Brandenburg die Zusicherung erwirkt worden war, daß ihm diese Ergebung „weder zur Leibesstrafe, noch zu einiger Gefangenschaft" dienen solle. Der kaiserliche Unterhändler hatte jedoch in dem Vertrage jene Worte heimlich dahin abgeändert, daß es hieß, „weder zur Leibesstrafe, noch zu ewiger Gefangenschaft." Als nun dem Landgrafen, nachdem er alle festgesetzten Bedingungen erfüllt hatte, gegen die fürstliche Abrede Gefangenschaft angekündigt wurde, so fuhr Joachim in stolzer Entrüstng gegen den Herzog Alba auf: „Das ist ein Bösewichtsstück und spanische Ränke!" rief er und drang mit dem Schwerte auf den Spanier ein; nur mit Mühe gelang es seinem Marschall von Trotha, ihn von einer Gewaltthat zurückzuhalten. Seitdem aber hörte er nicht auf, den Kaiser um die Befreiung des Landgrafen immer wieder anzugehen.

Karl V. trat jetzt mit seinen Absichten gegen die Evangelischen offener hervor, da er glaubte, jeder Schonung gegen dieselben überhoben zu sein. Auf dem Reichstage zu Augsburg erließ er das sogenannte Interim, welches die Religionsangelegenheiten bis zur Entscheidung der allgemeinen Kirchenversammlung regeln sollte, jedoch fast durchweg die Katholiken begünstigte und den Protestanten nur die Priesterehe und das Abendmahl in beiderlei Gestalt ließ. Kurfürst Joachim suchte dennoch um des Friedens willen diese Vorschrift auch in den Marken zur Geltung zu bringen, aber er scheiterte damit an dem entschiedenen Widerstande der eifrigen evangelischen Geistlichen. Johann von Küstrin hatte sich schon auf dem Reichstage selbst mit der größten Kraft dem Interim widersetzt. Als man ihm dasselbe zur Unterschrift vorlegte, soll er ausgerufen haben: „Lieber Blut als Tinte;" er mahnte den Kaiser mit der größten Freimüthigkeit an sein Versprechen, nichts gegen den Glauben zu unternehmen. (1548.)

Moritz von Sachsen, welcher dem Kaiser zuerst zum Siege über die evangelischen Fürsten verholfen hatte, war es auch, durch welchen die protestantische Sache bald darauf wieder zu neuem Ansehen gelangte. Das erste Ziel seines Ehrgeizes, die Kurwürde, hatte Moritz erreicht; jetzt erkannte er aber, wie sein Beistand des Kaisers Macht in Deutschland auf bedenkliche Weise gehoben hatte, und wie Karl diese Macht ebenso gegen die Selbstständigkeit der Fürsten, wie gegen den evangelischen Glauben anzuwenden bedacht war. Ueberdies fühlte er sich durch des Kaisers Treulosigkeit gegen Landgraf Philipp persönlich verletzt, da er selbst sich mit Joachim für dessen Freiheit verbürgt hatte. Endlich mochten auch das Bewußtsein seines Verraths am eigenen Glauben und die deshalb gegen ihn laut erhobenen Vorwürfe ihn quälen. Kurz, er beschloß, die Freiheit, welche er unterdrücken geholfen, Deutschland wiederzugeben, wäre es auch durch einen neuen Verrath am Kaiser selbst, der

ihm arglos vertraute. Derselbe hatte ihm so eben die Züchtigung der Stadt Magdeburg aufgetragen, welche allein in ganz Deutschland noch muthig und zuversichtlich gegen das Augsburger Interim protestirte. Statt aber die gesammelten Truppen wirklich gegen Magdeburg zu verwenden, knüpfte Moritz heimlich Verbindungen mit einer großen Anzahl evangelischer Fürsten an, schloß ein Bündniß mit König Heinrich II. von Frankreich und rückte plötzlich mit beträchtlicher Kriegsmacht vor Augsburg, um „Deutschland," wie er nun öffentlich ankündigte, „aus unerträglicher, viehischer Knechtschaft zu erlösen." Kaiser Karl lag krank zu Innsbruck; er floh vor dem so unerwarteten Feinde und verstand sich zum Abschlusse des Passauer Vertrages (1552), durch welchen Landgraf Philipp seine Freiheit wieder erhielt und die Erledigung der Religionsangelegenheiten auf einem binnen sechs Monaten zu haltenden Reichstage beschlossen wurde. Zu Augsburg kam endlich (1555) der berühmte Religionsfriede zu Stande, in welchem die beiden Religionsparteien versprachen, sich nicht ferner zu beeinträchtigen. Die Protestanten sollten die vor dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter behalten, dagegen Geistliche, welche später erst von der alten Religion abträten, ihrer Pfründen verlustig gehen; den weltlichen Fürsten sollte das Recht zustehen, nur die Ausübung derjenigen Religion, zu welcher sie sich bekannten, in ihren Ländern zu gestatten, jedoch müßten sie jeden Unterthan, welcher wegen anderen Glaubens auswandern wolle, gehen lassen.

Wiewohl dieser Frieden den Katholiken in mehrfacher Beziehung sehr vortheilhaft war, besonders darin, daß der Uebertritt der Geistlichen für die Zukunft durch den Verlust ihrer Pfründen erschwert wurde, so ist doch seitdem der rechtliche Bestand der evangelischen Kirche in Deutschland überhaupt erst gesichert gewesen, und insofern konnten sich auch die eifrigen evangelischen Reichsstände bei den Augsburger Bestimmungen fürerst beruhigen.

Joachim, welcher bis vor Kurzem noch immer auf eine Vereinigung der Religionsparteien gehofft hatte, war jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine solche Versöhnung durch eine vom Papst berufene Kirchenversammlung nicht erreicht werden könne, und lehnte die Einladung zu dem Concil zu Trident, obwohl deshalb eine besondere päpstliche Gesandtschaft nach Berlin kam, entschieden ab. Er erklärte: „Nur wenn der Kaiser eine Kirchenversammlung berufe, werde er sie für gültig anerkennen." Ebenso lautete die Antwort der übrigen evangelischen Fürsten, und das Concil von Trident, welches nun blos von katholischer Seite abgehalten wurde, machte die Spaltung nur unheilbarer, indem es gerade die von den Protestanten angefochtenen Meinungen als ausdrückliche katholische Kirchenlehren feststellte.

Kurfürst Joachim's Besonnenheit während der kirchlichen Streitigkeiten hatte ihm das größte Ansehen im deutschen Reiche erworben, was sich bei der Kaiserwahl Maximilian's II. auf die glänzendste Weise äußerte. Als der Kurfürst nach einem kurzen Krankenlager, welches ihn zu Kassel zurückgehalten hatte, nach Frankfurt a. M. reiste, kam ihm der Kaiser, umgeben von sämmtlichen Kurfürsten und den anderen Fürsten des Reiches entgegen, um ihn im glänzendsten Zuge einzuholen. Vor allen Fürsten rühmte Maximilian Joachim's Weisheit, weil ihm vor Allem des Reiches Ruhe und Wohl-

fahrt am Herzen liege, und zu den Fürsten seines eigenen Hauses sagte er: „Wollt ihr glücklich sein, so ehrt den Kurfürsten Joachim wie euren Vater."

Erbvertrag mit den Herzögen von Schlesien (1537). Der milden und friedlichen Sinnesart, welche unseren Kurfürsten auszeichnete, konnten natürlich gewaltsame Eroberungen zur Vergrößerung des Landesgebietes nicht entsprechen; keineswegs aber vernachlässigte Joachim die sich darbietenden Gelegenheiten, um auf dem Wege friedlicher Verträge für die zukünftige Erweiterung der Landesgrenzen Sorge zu tragen. Nach zwei Seiten hin wurde von ihm der Grund zu wichtigen Vergrößerungen für unser Vaterland gelegt, theils durch die Mitbelehnung über Preußen, von welcher wir das Nähere alsbald mittheilen werden, theils durch einen schlesischen Erbvertrag, welcher nach zwei Jahrhunderten für Friedrich den Großen der Grund zur Besitzergreifung von Schlesien wurde. Joachim verheirathete nämlich seine Tochter Barbara mit Georg, dem zweiten Sohne des Herzogs Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, und seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann Georg mit des Herzogs Tochter Sophia. Dabei schlossen beide Fürstengeschlechter eine Erbverbrüderung in der Art, daß nach dem Erlöschen des herzoglichen Mannesstammes die gesammten liegnitzischen Lande (welche einen großen Theil von Mittel- und Niederschlesien umfaßten) an die Kurfürsten von Brandenburg, im umgekehrten Fall aber alle diejenigen brandenburgischen Länder, welche Lehen der Krone Böhmen waren, an die Herzöge von Liegnitz fallen sollten. Der wichtige Vertrag wurde im Jahre 1537 geschlossen; Kaiser Ferdinand als König von Böhmen erklärte denselben nach neun Jahren für ungültig, weil der Herzog von Liegnitz nicht das Recht gehabt hätte, denselben ohne Zustimmung seines böhmischen Lehensherrn abzuschließen, Herzog Friedrich aber betrachtete die Erbverbrüderung noch in seinem letzten Willen als gültig, und Friedrich der Große hat das so erworbene Recht später mit seinem siegreichen Schwerte durchgefochten.

Von geringerer zwar, dennoch aber sehr erheblicher Wichtigkeit war die Vorbereitung der Erwerbung des Magdeburger Erzbisthums für Preußen. Joachim wußte es durchzusetzen, daß mehrere seiner Söhne nach einander zu Verwesern des Erzbisthums ernannt wurden. Hierdurch wurde dasselbe thatsächlich schon damals ein Eigenthum des brandenburgischen Hauses, welchem es freilich erst viel später als Erbeigenthum bestätigt wurde.

Handel und Gewerbe; Luxus. Wiewohl Joachim's Aufmerksamkeit durch die Religionsangelegenheiten und durch die Verhältnisse im deutschen Reiche vielfach in Anspruch genommen war, so widmete er doch der inneren Regierung seines Landes alle Fürsorge. Die Hebung der Rechtspflege lag ihm vorzüglich am Herzen, weshalb er eine verbesserte Einrichtung des Kammergerichts einführte; gleichzeitig erließ er viele treffliche Gesetze gegen Diebstahl, Raub, Wucher und Spiel. Seine Bemühungen für Hebung der Landeswohlfahrt blieben nicht unbelohnt, vielmehr sehen wir unter seiner Regierung die Gewerbthätigkeit auf allen Seiten hoffnungsvoll erblühen; die Tuchweberei war im höchsten Flor, in Stendal allein gab es achthundert Meister dieses Gewerbes, — auch Eisenwerke, Kupferhämmer und Papiermühlen waren bereits im Gange, und bei Belitz wurden neu entdeckte Salzquellen ausgebeutet.

Trotz wiederholten Mißwachses und anderer öffentlicher Plagen vermehrte sich daher des Landes Wohlhabenheit zusehends; in demselben Verhältniß aber stieg auch die Neigung zu verschwenderischem Aufwande und zu glänzender Ueppigkeit in allen Volksklassen. Joachim sah sich genöthigt, zur Beschränkung des überhandnehmenden Luxus strenge Verordnungen zu erlassen. Er verbot unter Anderem, daß bei Hochzeiten von Bürgern mehr als zehn Tische, jeder zu zwölf Personen, gedeckt werden sollten, außer einem für die Kinder und einem zwölften allenfalls für auswärtige Verwandte; woraus man einen Schluß auf die damals üblichen übertriebenen Festgelage ziehen kann. Ebenso mußte er gegen den Aufwand, welchen Männer und Frauen mit glänzenden Kleidern trieben, einschreiten.

Freilich trug das Beispiel seiner eigenen glänzenden Hofhaltung viel dazu bei, solche Verordnungen unwirksam zu machen; denn es gab keinen prachtliebenderen Fürsten als Joachim. Kostbare Feste, glänzende Turniere, Hetzen wilder Thiere und große Jagden wechselten an seinem Hofe ab. An einem Theil der Festlichkeiten konnte auch das Volk sich erfreuen: im sogenannten Thiergarten zu Berlin wurde seltenes Wild gehegt und öfter mußten die wilden Thiere mit einander kämpfen. Jährlich, am Frohnleichnamsfeste, ließ der Fürst zu Berlin ein Wettrennen halten, woran sich Edelleute und Bürger betheiligten. Besonders bei der Anwesenheit fürstlicher Gäste nahmen die Festlichkeiten gar kein Ende. Ein altes Verzeichniß führt 435 zur Hofhaltung gehörige Personen auf. In den Niederlanden ließ der Kurfürst kostbare Tapeten wirken, worauf die ganze Geschichte des kurfürstlichen Hauses bildlich dargestellt werden sollte.

Auch die Bauten, welche der Kurfürst ausführen ließ, waren großartig und sehr kostbar. Schon vor der Durchführung der Reformation hatte er ein Kloster neben seiner Hofburg an der Spree zum Dom umwandeln und die Särge seiner Ahnen aus dem Kloster Lehnin dahin bringen lassen. Später beschenkte er den Dom mit den in Gold gearbeiteten Bildsäulen des Erlösers und der heiligen Jungfrau und mit den silbernen Statuen der zwölf Apostel. Dann ließ er die alte Hofburg niederreißen, um sie prächtiger wieder aufzuerbauen; in allen Theilen der Mark legte er Jagd- und Lustschlösser an, Spandau aber ließ er durch zwei berühmte Baumeister in eine Festung umwandeln.

Natürlich kostete sein glänzendes Hofleben ungeheure Summen Geldes, und wiewohl die Einkünfte aus den Marken sich mit der Zunahme des öffentlichen Wohlstandes ungemein vermehrt hatten, so befand sich der Fürst doch fast immer in großer Geldverlegenheit. Da halfen denn die Stände, welche ihm für die sonstige treffliche Regierung dankbar ergeben waren, immer getreulich aus, indem sie die Bierziese erhöhten und noch andere Steuern freiwillig gewährten, wogegen ihnen Joachim das Zugeständniß machte, „keine wichtige Sache, die das Land angehe, auch kein Bündniß mit fremden Fürsten ohne Beirath und Bewilligung der Landräthe (Stände) zu verhandeln."

Eine andere Folge der Geldverlegenheiten des Kurfürsten war die Zurückberufung der Juden, welche sich alsbald in großer Zahl wieder in der Mark verbreiteten. Sie mußten ein hohes Schutzgeld zahlen, wußten sich aber durch Wuchergeschäfte reichlich dafür zu entschädigen. Joachim bediente sich ihrer Hülfe in vielen Geldnöthen, besonders aber war ihm ein Jude Lippold

sehr nützlich, dem er ein großes Vertrauen schenkte, und der sogar zu seinem Münzmeister ernannt wurde. Durch unverschämten Wucher und durch manchen Mißbrauch seines Einflusses machte sich derselbe aber beim Volke sehr verhaßt. Würdiger des fürstlichen Vertrauens war Joachim's erfahrener und kluger Rath Lampert Diestelmeyer, ein geborener Leipziger, welcher die Rechte studirt und die Staatsgeschäfte unter Moritz von Sachsen kennen gelernt hatte. Derselbe wurde in Folge seiner treuen Dienste und des trefflichen Rathes, welchen er in den wichtigsten Dingen dem Kurfürsten ertheilte, von demselben zum Kanzler erhoben und in großen Ehren gehalten.

Joachim war noch im hohen Alter sehr rüstig und heiteren Gemüths. Die Nachricht von dem drohenden Tode seines Bruders Johann aber ergriff ihn so tief, daß er von dem Augenblicke an selbst nur von Todesgedanken erfüllt war. Er brachte die letzten Tage in frommen Betrachtungen und geistlichen Unterhaltungen zu und starb in Folge eines Schlagflusses (1571).

Johann von Küstrin. Wenige Tage darauf folgte ihm Markgraf Johann ins Grab. Der Hof desselben in Küstrin hatte in mancher Beziehung das entgegengesetzte Bild von Joachim's Leben dargeboten: bürgerlich einfach ging es bei ihm her, und seine strenge Tagesordnung war nur auf fortwährende nützliche Thätigkeit berechnet. Johann war mit seiner Gemahlin ein Vorbild von Mäßigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Frömmigkeit. Selten hat ein Fürst so allseitig für die Hebung der öffentlichen Wohlfahrt Sorge getragen, wie er. Dem Handel baute er Landstraßen und Brücken, machte Flüsse schiffbar und legte Wasserleitungen an, Ackerbau und Gewerbe begünstigte er auf jede mögliche Weise, Kupferhämmer, Papier- und Walkmühlen verdanken ihm ihren Ursprung. Der erste von allen Herrschern der märkischen Lande, ließ er den Getreidevorrath gesegneter Jahre aufspeichern, um dem Bedürfnisse in Zeiten der Noth und des Mißwachses väterlich abzuhelfen. Sehr viel that er für Schulen und Kirchen und zur Milderung des harten Looses der Armuth. Das Volk nannte ihn „Vater der Armen," und seine Gemahlin war ihm in solcher segensreichen Thätigkeit eine treue, gleichgesinnte Genossin. Um sich zu überzeugen, ob seine landesväterlichen Anordnungen überall ernstlich befolgt würden, reiste er öfters verkleidet im Lande umher, und mischte sich unerkannt in die Kreise des Volkes. Einstmals kam er auf diese Art in eine niedere Schenke, ließ sich mit der Wirthin in ein Gespräch ein, und fragte besonders, wie man mit dem Fürsten zufrieden sei. Da brachte die Frau alle möglichen Beschwerden über die vielen Steuern und die theueren Beamten vor. Wie vom Donner gerührt stand sie aber da, als gleich darauf ein hereintretender Edelmann den Fürsten erkannte und als solchen begrüßte. Johann reichte ihr jedoch freundlich die Hand und sagte: „So deutsch, als dieses Weib, hat noch keiner von meinen Räthen mit mir gesprochen."

Auch zur Vertheidigung des Landes gegen etwaige Einfälle der Nachbarn traf Johann wichtige Vorkehrungen, indem er das Kriegswesen auf alle Weise verbesserte und besonders die Orte Küstrin und Peitz in Festungen umwandelte, wozu er vermöge seiner trefflichen Geldwirthschaft leicht die Mittel aufbringen konnte. Zu bedauern ist dagegen, daß seine Sparsamkeit theilweise in Habsucht und Geiz ausartete, und daß er sich hierdurch zu manchem Schritte

der Härte hinreißen ließ. Im Allgemeinen freilich kam seine Sparsamkeit dem Lande eben so zu statten, wie seine strenge Ordnungsliebe und Gerechtigkeit. Sein Andenken blieb, wie das seines Bruders Joachim, unter dem märkischen Volke in Segen.

14. Die deutschen Ritter und das Herzogthum Preußen.

Unter Joachim's II. Regierung erhielten die brandenburgischen Fürsten die Anwartschaft auf dasjenige Land, in welchem sie anderthalbhundert Jahre später ihren Königsthron aufrichteten, und welches seitdem ihrer ganzen glorreichen Herrschaft den Namen gegeben hat, auf das Herzogthum Preußen. Zum leichteren Verständniß, auf welche Weise sie zu solchen Aussichten und Rechten gelangten, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die frühere Geschichte Preußens werfen.

Die alten Preußen und die Bekehrungsversuche; Christian von Oliva. Die Preußen, ein slavisches, mit deutschen und lettischen Stämmen vermischtes Volk, welches zwischen der Weichsel und dem Niemen wohnte, waren die Letzten unter den Slaven an Deutschlands Grenzen, welche noch unbekehrt im Heidenthum verharrten, als ringsum in Pommern, in den Marken, in Polen und selbst in Livland das Christenthum schon Wurzel gefaßt hatte. Die Preußen haßten das Christenthum als die Religion ihrer Feinde, welche ihnen mit dem christlichen Glauben die Knechtschaft auferlegen wollten, wehrten mit begeistertem Muth alle Angriffe ab und fielen verheerend in das Gebiet ihrer Nachbarn ein.

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts faßte ein eifriger, kluger und besonnener Mönch, Christian zu Oliva in Pommern den Plan, die Preußen statt mit dem Schwert durch milde Belehrung für das Christenthum zu gewinnen, und im Verein mit mehreren Klosterbrüdern wußte er in der That einen glücklichen Anfang des Bekehrungswerkes zu machen, wofür ihn der Papst zum Bischof von Preußen ernannte. Aber ein wilder Aufstand der hierdurch gereizten Heiden zerstörte nochmals das Werk des glaubenseifrigen Christian. Nicht besseren Erfolg hatte ein Kreuzzug, welchen auf Anregung des Mönchs von Oliva viele deutsche Fürsten nach Preußen unternahmen; sie zogen unverrichteter Sache wieder heim, und trotziger als je griffen die Preußen ihre christlichen Nachbarn an. Noch ein Mittel wollte Christian versuchen, um das Ziel seiner langjährigen Bemühungen zu erreichen. In Livland war die Bekehrung vorzüglich dem Ritterorden der Schwertbrüder zu danken gewesen; nach ihrem Muster bildete man nun einen Orden der Ritter Christi in Preußen (von ihrem Hauptsitze Dobrin auch die Ritterbrüder von Dobrin genannt), welche als Abzeichen auf dem weißen Mantel einen rothen Stern und ein Schwert trugen, und vom Herzog Konrad von Masovien mit Land reichlich ausgestattet wurden. Aber auch sie vermochten die Kraft der erbitterten Heiden nicht zu brechen, welche sogar in Pommern einbrachen, das Kloster Oliva verbrannten und die Mönche ermordeten. Da wandte sich Christian endlich als letzte Zuflucht an die deutschen Ritter, deren erfolgreiche Tapferkeit im Kampfe gegen heidnische Völker bereits erprobt war.

Der deutsche Ritterorden verdankte seinen Ursprung einem frommen

Deutschen, welcher mit seiner Familie zu Jerusalem gelebt und zur Aufnahme seiner hülfsbedürftigen Landsleute, die zum heiligen Grabe wallfahrteten, dort ein Hospital nebst einem Bethaus unter Anrufung der Jungfrau Maria errichtet hatte. Hieran schloß sich später (1190) eine Verbrüderung deutscher Ritter an, welche nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer die Pflege der Kranken und die Vertheidigung des heiligen Landes, sowie überhaupt den Schutz der Kirche, ihrer Diener und der Wittwen und Waisen zur Aufgabe hatte. Die deutschen Ritter trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze; nach ihren verschiedenen Pflichten zerfielen sie in zwei Abtheilungen, die eine für den Kampf, die andere für die Liebeswerke. Der Orden stand an Reichthümern den übrigen Ritterorden weit nach, und sein Ansehen war im Vergleich mit denselben gering, bis ein vortrefflicher Hochmeister, Hermann von Salza aus Thüringen, an seine Spitze trat. Hermann war ein Mann, so tapfer als klug, so fest als gewandt, so unternehmend als besonnen, so kräftig als fein gebildet, überall, an den Höfen wie auf dem Kampfplatze, ausgezeichnet und ebenso an der Spitze des Ordens. Bald wuchs nun das Ansehen der Ritter, und Papst Honorius erhob den Großmeister nebst seinen Nachfolgern in den Fürstenstand.

Als an Hermann von Salza die Aufforderung gelangte, seine Ritter nach Preußen zu führen, war es eben nahe daran, daß das heilige Land den Christen wieder ganz entrissen wurde; dem Orden drohte daher der Verlust seiner Besitzungen im Morgenlande. Um so willkommener mußte ihm die Aussicht auf Erwerbung anderer Ländereien sein. Hermann nahm mit Freuden die Einladung des Christian von Oliva an, und ließ sich vom Kaiser Friedrich II. den Besitz der in Preußen zu erwerbenden Landstriche mit allen Rechten eines deutschen Reichsfürsten zusichern. Für die erste Niederlassung wurde nun den deutschen Rittern das Land Löbau und Kulm vom Herzog Konrad von Masovien abgetreten, und im Jahre 1227 schickte Hermann von Salza den tapferen Landmeister Hermann Balk mit Rittern und reisigen Knechten in das neue Besitzthum des Ordens. Bald folgte ihnen ein größeres Kreuzheer nach, und nun begannen die vieljährigen Kämpfe des Ordens gegen die heidnischen Nachbarn. Lange widerstanden dieselben, aber die deutschen Ritter gingen planmäßig vorwärts, legten bei jedem Schritt, welchen sie vordrangen, Burgen an, unter deren Schutz von deutschen Einwanderern Städte erbaut wurden. Freilich lange noch erneuerten sich die Empörungen, die immer wieder mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten, viele und blutige Schlachten wurden geschlagen, und nur mit Hülfe neuer Kreuzzüge aus Deutschland vermochten die Ordensritter das Land allmälig zu unterwerfen. Mehr als einmal war der Orden am Abgrunde des Verderbens, bis er nach funfzigjährigem Kampfe die Preußen endlich ganz besiegt hatte, und dann erst durch kluge Behandlung derselben seine schwer erworbene Herrschaft befestigte.

Der Geist des deutschen Ordens; seine Blüthe; die Marienburg. Die Macht und Gewalt des Ordens beruhte wesentlich auf der strengen Einheit des Willens, welcher in demselben waltete und auf der hingebenden, opferfähigen Begeisterung aller Mitglieder für dasselbe Ziel. Es war eine denkwürdige Erscheinung jener von religiösem Enthusiasmus erfüllten Zeit, daß der junge Edelmann seiner Familie und Heimath freudig entsagte, um

mit Verzichtleistung auf alle Lust des Lebens die strengen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth zu übernehmen. Das Ordenshaus, in welches er eintrat, sollte ein Sitz klösterlicher Zucht, der Demuth, der Selbstverleugnung und der Frömmigkeit sein. Jedem, welcher die Aufnahme in den Orden begehrte, wurde eine Probezeit gestattet, damit er vor leichtfertiger Uebernahme zu schwerer Verpflichtungen behütet bliebe. Wenn die Probezeit vorüber war, so leistete er knieend am Hochaltar das Gelübde auf das Evangelium, in ewiger Keuschheit und ohne Eigenthum zu leben, in strengem Gehorsam gegen Gott, die heilige Jungfrau und den Ordensmeister. Das Schwert wurde ihm umgegürtet, das er als Schirmer der Kirche, als Beschützer der Wittwen und Waisen führen sollte; dann empfing er aus des Priesters Händen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, ein Zeichen, daß er einen neuen Menschen voll Unschuld, Gerechtigkeit und Heiligkeit anziehen wolle. Dabei wurde ihm nichts verheißen als nothdürftige Kost und ein schlechtes Gewand, und wenn er etwas Besseres erhielte, so sollte er Gott, der heiligen Jungfrau und dem Orden dafür dankbar sein. Der neue Ritter wurde sofort einem Ordenshause zugewiesen. Die Genossenschaft in jedem dieser Häuser bestand aus Priestern, Rittern und dienenden Brüdern, welche mit den Priestern die Krankenpflege übten. Jedes Haus stand unter einem Komthur, ohne dessen Erlaubniß kein Ritter sich entfernen durfte. Ungehorsam gegen die Ordensregel oder gegen die Vorschriften der Vorgesetzten wurde mit strenger Strafe gebüßt, welche bald in Fasten, bald in Geißelhieben und in Gefängniß bestand. Der Tag und die ganze Beschäftigung des Ordensritters war durch gewisse Andachtsübungen in sechs Abschnitte getheilt. Schon früh Morgens riefen ihn die Glocken zur Frühmette, nach welcher des Tages Arbeit und die ritterlichen Uebungen begannen; der Glocken Ruf erneuerte sich zu den festgesetzten Stunden bis zur Vesper. Selbst der Schlummer der Nacht wurde durch Andachtsübungen unterbrochen. Die Mußestunden wurden gemeinsam im Versammlungssaale der Burg verlebt. Hier war harmloser Scherz, erheiternder Gespräch, selbst Schachspiel und andere Ergötzlichkeiten erlaubt, nur alles Spiel um Geld streng verboten. Die Ritter hielten ihr einfaches Mahl an gemeinsamer Tafel. Bier war das gewöhnliche Getränk, seltener wurde Meth gereicht, Wein nur an festlichen Tagen. Die Speisen sollten einfach, aber gesund und nahrhaft sein. Zur nächtlichen Ruhe diente allen Rittern ein gemeinsamer Schlafsaal, wo ein Strohsack, ein Strohkissen und eine wollene Decke ihr Lager ausmachten. Auch wenn der Ritter sich außerhalb des Ordenshauses befand, begleitete ihn die Strenge der Gesetze. Sein Weg wurde ihm abgemessen, die Orte, wo er einkehren durfte, genau bestimmt und die Zeit der Rückkehr vorgeschrieben.

So demüthig aber diese Lebensart, so streng der Gehorsam war, so fühlte sich der Ritter doch durch das stolze Bewußtsein gehoben, ein Glied der geachteten Gemeinschaft zu sein, deren Ruhm, Macht und Größe in der ganzen Christenheit geehrt und gefeiert waren und seines Lebens Ziel und Lohn ausmachten. Alle Thatkraft jener tapferen und begeisterten Männer hielt vereinigt zu einem gemeinsamen Zwecke zusammen; und das eben war des Ordens Stärke. Nachdem die Unterwerfung Preußens vollendet war, verlegte der Hochmeister des Ordens seinen Sitz, welcher vorher in Venedig

und dann in Marburg gewesen war, in den Mittelpunkt der neu erworbenen Herrschaft nach der prächtigen Marienburg an der Nogat, welche als herrliches Denkmal des mächtigen Ordens die Jahrhunderte überdauert hat und jüngst (durch König Friedrich Wilhelm IV.) in ihrer ganzen Pracht wieder erstanden ist.

Der Orden regierte die von ihm erworbenen oder eroberten Gebiete mit vollständiger fürstlicher Gewalt. Der Hochmeister, und in dessen Stellvertretung der Landmeister, übte die landesherrlichen Befugnisse. Die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berieth er in einem jährlich gehaltenen Ordenskapitel, und that nichts Bedeutendes ohne Rath und Zustimmung der vornehmsten Ordensbeamten, des Marschalls, der Komthure u. s. w. Das Land war in Kreise getheilt, deren jeder zu einer Burg gehörte; in jeder Burg befanden sich zwölf bis vier und zwanzig Ritterbrüder unter der Leitung eines Komthurs.

Seit der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marienburg erblühete die Macht des Ordens und das Glück der preußischen Lande immer herrlicher. Die Marienburg im Herzen der Ordensherrschaft wurde der Mittelpunkt der gesammten Regierung. Der Hochmeister mit seinem Hofstaate, die obersten Beamten oder Gebietiger des Ordens, der Großkomthur, der Marschall, der Oberst-Spittler als Aufseher über die Hospitäler, der Oberst-Tapierer, welcher für die Kleidung sorgte, der Oberst-Treßler oder Schatzmeister, funfzig bis siebzig Ritter, welche dort (ausnahmsweise in so großer Zahl) ihren Convent hatten, die großen Ordenskapitel, welche daselbst gehalten wurden, die Gesandten vieler europäischen Fürsten und vornehme Fremde aus allen Gegenden brachten in der herrlichen Burg und deren Umgebung ein glänzendes Leben hervor, und die Bildung, welche dort eine Stätte fand, verbreitete sich allmälig auch über das ganze preußische Land. Deutsche Sprache und deutsche Sitte wurden von dem Orden sehr geflissentlich und durch strenge Gebote im Lande eingeführt und begannen bald im Volke Wurzel zu schlagen.

Unter Wienrich von Kniprode war des Ordens goldene Zeit. Viele treffliche Ritter zierten den Orden, die Städte blüheten durch das Gedeihen des Handels und der Gewerbe, dem Landbau wurde die erfolgreichste Förderung zu Theil und die Ordensländer entwickelten in jeder Beziehung die schönste jugendliche Kraft. So belebt war der Verkehr in des Landes Handelsplätzen, daß im Danziger Hafen z. B. ein Sturmwind sechszig Kauffahrteischiffe zerstören konnte. Die Verwaltung des Landes, die Rechtspflege und die Verordnungen für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt waren musterhaft. Künste und Wissenschaften erblüheten in dem Orden; jedem Convent wurden zur Beförderung wissenschaftlicher Bildung zwei gelehrte Ordensbrüder beigegeben, einer der Gottesgelehrtheit, der andere der Rechte kundig. Nach Marienburg, welches die Pflanzstätte der Gelehrsamkeit für die Ordensbrüder werden sollte, wurden die berühmtesten Gelehrten aus Deutschland berufen.

Allmäliger Verfall; Krieg mit Polen. Aber mit der höchsten Blüthe des Ordens traten auch bereits Anzeichen des drohenden Verfalls ein. Der Glanz und die Macht des Ordens ertödteten auch hier, wie es bei den meisten solcher Rittergemeinschaften der Fall war, die Tugenden, welche das

glorreiche Aufblühen herbeigeführt hatten. Die bescheidene Demuth und Hingebung, welche die Ritter zuerst beseelt hatten, der opferfähige Sinn, welcher Wunder der Tapferkeit gethan und nur das Wohl der Gemeinschaft bezweckt hatte, — konnte nicht mehr in seiner Reinheit fortbestehen, als mit des Ordens Wachsthum und Blüthe auch die einzelnen Ritter, besonders die Gebietiger, in ein Leben voll äußeren Glanzes hineingezogen wurden. Da wurde die Demuth bald durch den Ehrgeiz und die Hoffahrt, — die Selbstverleugnung durch die Eigenliebe und Genußsucht verdrängt, und an die Stelle der alten Einigkeit, welche die Kraft des Ordens ausgemacht, mußten Spaltungen und gegenseitige Kabalen treten, welche die Grundfesten seiner Macht erschüttern. Die Gelübde wurden allmälig zu leeren Worten: die Ritter sollten keusch, arm und ihren Oberen gehorsam sein, sie wurden aber lüderlich, verschwenderisch und widerspenstig. Ein Ordensmeister, welcher die alte strenge Zucht wieder einführen wollte, sah sich genöthigt, sein Amt niederzulegen.

Während so der Orden den Keim des Unterganges in sich selbst nährte, entwickelte sich von anderer Seite bereits ein gefahrdrohender Widerstand gegen seine Macht: sowohl der alte Adel des Landes, als auch die Städte, welche sich zu immer größerem Wohlstande, aber auch zu immer lebhafterem Freiheitsgefühl erhoben, begannen an der Herrschaft des Ritterordens zu rütteln und traten zu Bündnissen zusammen, um sich eine größere Selbstständigkeit zu sichern.

Des Ordens Macht war freilich zu fest begründet, als daß sie in kurzer Zeit hätte erschüttert werden können. Der kriegerische Geist desselben bewährte sich nach der Unterwerfung Preußens noch in den Feldzügen gegen das kühne, wilde Volk der Litthauer, welche vom dreizehnten Jahrhundert an die Länder der Russen, der Polen und des deutschen Ordens in verheerenden Zügen überfielen und von der Düna bis zum Dniestr ihre Herrschaft begründeten. Fünf und achtzig Jahre hindurch kämpften die deutschen Ritter in unzähligen Gefechten und vielen blutigen Schlachten gegen diese wilden Horden, zu deren Bekämpfung auch Kreuzfahrer aus Böhmen und anderen Ländern herbeikamen. Vergeblich siegte der Orden bei Rudau und in anderen schweren Schlachten, vergeblich erwiederte er die wilden Einfälle der Litthauer und führte einst 70,000 gefangene Litthauer nach Preußen in die Knechtschaft; die Macht des kräftigen Heidenvolks konnte durch feindliche Gewalt nicht gebrochen werden; die Bekehrung desselben wurde erst durch einen einheimischen Fürst selbst bewirkt, durch Wladislaus Jagello, welcher, um die polnische Prinzessin Hedwig heimzuführen, zum Christenthum übertrat und sein Volk allmälig nach sich zog.

Seidem wurde jedoch die Macht des verbündeten Polens und Litthauens dem Orden noch bei Weitem gefährlicher; nicht lange, so kam es zu blutigen Kriegen. Im Jahre **1410** rückte Wladislaus mit einem großen Heere Polen, Litthauern, Tartaren, Masoviern und allerlei Söldnern aus Schlesien, Mähren und Böhmen gegen Preußen heran, eroberte und verbrannte viele Burgen des Ordens. Im Walde bei Tannenberg kam es zur Schlacht mit dem gleichfalls sehr zahlreichen Ordensheere. Tapfer wurde von beiden Seiten gestritten und schon wichen die Litthauer und böhmischen Söldner zurück, selbst Wladislaus' Leben war in Gefahr; da nahmen die Polen noch einmal in

wüthender Begeisterung den Kampf auf und schlugen das preußische Heer endlich aufs Haupt. Zwar waren sechszigtausend von Wladislaus' Heer gefallen, aber auf Seiten des Ordens sank der Hochmeister mit allen obersten Gebietigern, sechshundert Ritter und ein großer Theil des Heeres; die übrigen waren theils gefangen, theils zersprengt und das ganze Lager ward zur Beute der siegreichen Polen. Noch schlimmer aber war es, daß fast das ganze Land theils aus Furcht vor den Siegern, theils aus Abneigung gegen den Orden ohne allen Widerstand dem Feinde huldigte. Es zeigte sich jetzt, wie sehr die Strenge und der Uebermuth der Ordensherrschaft der Festigkeit derselben bereits geschadet hatte.

Nur ein kleiner Theil des Landes wurde noch von dem Komthur Heinrich von Plauen gehalten: schleunigst bemächtigte sich derselbe der Marienburg, um diese wenigstens nicht in der Feinde Hände fallen zu lassen. Dort leistete er allen Angriffen tapferen Widerstand, bot dem Könige von Polen für den Frieden das Land von Kulm und Pomerellen; da dieser aber ganz Preußen verlangte, brach der Komthur die Verhandlungen kurz ab, indem er ausrief: „Gott und die heilige Jungfrau werden uns helfen!" Sein muthiges Vertrauen wurde belohnt; denn Pest und Hungersnoth schwächten das Belagerungsheer, während aus Livland und aus der Neumark dem Orden Hülfstruppen herbeigeführt wurden. Nun hätte Wladislaus gern die früheren Friedensbedingungen angenommen; aber Heinrich von Plauen wollte jetzt nicht mehr auf dieselben eingehen, und im Frieden von Thorn **(1411)** wurde dem Orden fast das ganze preußische Land erhalten und nur für die Gefangenen ein beträchtliches Löfegeld gezahlt.

Heinrich von Plauen, dessen Muth die Ordensherrschaft gerettet hatte, wurde nun zum Großmeister gewählt und wußte durch das kräftigste Regiment auch die zerrütteten inneren Verhältnisse des Landes neu zu ordnen. Aber die Strenge, womit er dabei verfuhr, erbitterte die reichen Städte, besonders Danzig, sowie den Landadel, welcher sich mit einem Theil der Ordensritter in Verschwörungen gegen das Leben des Hochmeisters einließ; zwar wurden diese entdeckt, doch nahm das Mißvergnügen über Heinrich's Eigenmächtigkeit im Orden selbst so zu, daß er sich bald seines Lebens nicht mehr sicher sah und zuletzt mit Verletzung der vorgeschriebenen Formen seines Amtes entsetzt wurde (1413). Der Retter des Ordens wurde in schmachvoller Gefangenschaft gehalten, man ließ es ihm an dem Nothwendigsten fehlen, bis er nach funfzehn trüben Jahren starb.

Seitdem traten die Parteiungen unter den Rittern immer gefahrdrohender hervor und nöthigten den Hochmeister, außerhalb des Ordens eine Stütze zu suchen. Schon Heinrich von Plauen hatte aus demselben Grunde versucht, das Land selbst, die Städte und den Adel, für sich zu gewinnen, indem er ihnen einen Einfluß auf die Landesangelegenheiten gewährte; jetzt geschah dies in weiterem Maße. Es wurde festgesetzt, daß der Ordensmeister künftig zu Marienburg nicht nur die klügsten Brüder des Ordens, sondern auch zehn Männer aus dem Landesadel und zehn Rathsherren aus den großen Städten bei sich haben sollte; nur mit Zustimmung dieses Landrathes sollten künftig wichtige Neuerungen eingeführt und neue Abgaben auferlegt werden. In der Folge wurde diese Einrichtung noch weiter ausgebildet und

durch diese Betheiligung des Adels und der Städte an den öffentlichen Angelegenheiten die bisherige ausschließliche Macht des Ordens sehr beschränkt; denn der große Landrath benutzte natürlich jede Gelegenheit, die Rechte und Freiheiten des Landes gegen die Ritter und den Hochmeister zu erweitern. Dazu kam, daß die alten Verbindungen unter dem Adel, besonders der sogenannte Eidechsenbund, sich mit den reichen Handelsstädten, Danzig u. a. zur Aufrechterhalung und Mehrung ihrer Privilegien vereinigten: sie erhoben laute Klage über den Druck, die Willkür, Bestechlichkeit, Wollust und Schwelgerei der Ritter und stifteten zu Marienwerder im Jahre 1440 geradezu einen Bund, um gegen alle „Vergewaltiger" zusammen zu halten. Dieser Bund erwuchs sehr bald zu einer großen Macht neben der Ordensregierung, und konnte sich um so freier ausdehnen, als die Hochmeister wiederholt in neue Streitigkeiten und Kriege mit Polen verwickelt wurden. Im Orden selbst entstanden neue Spaltungen, indem die Einen heftiger, die Anderen vorsichtiger gegen den Bund aufzutreten gedachten.

Preußen wird ein polnisches Lehen. Endlich kam es zum offenen Bruch. Die Ritter wollten den Bund, dessen Widerstand immer trotziger geworden war, mit Gewalt vernichten, aber fast das ganze Land erhob sich gegen den Orden, in kurzer Zeit fielen durch Gewalt oder Verrath die meisten Burgen in die Hände des Bundes, dessen Truppen nun vor Marienburg rückten. Die Ritter waren endlich zum Nachgeben bereit, aber der Bund hatte sich bereits an den König Kasimir IV. von Polen gewandt, um diesem das Land anzutragen. Kasimir kam mit einem zahlreichen Heere nach Preußen: Alles huldigte ihm, selbst einzelne Ritter traten zu ihm über. Der Orden im Ganzen aber ermannte sich nochmals, die Marienburg wurde tapfer vertheidigt und das polnische Heer durch Heinrich Reuß von Plauen bei **Konitz** gänzlich geschlagen (1454). Das ganze polnische Lager, selbst Kasimir's Krone, wurde eine Beute der Sieger: der Hochmeister bot den Abtrünnigen Verzeihung, Viele kehrten zum Gehorsam gegen den Orden zurück. Der Bund dagegen warb neue Truppen und suchte auch die zahlreichen Söldner des Ordens durch höhere Bezahlung an sich zu ziehen; Danzig und die übrigen reichen Städte brachten dazu große Summen auf, während der Orden seinerseits in großer Geldverlegenheit war. Schon hatte er seinen Söldnerhaufen, da er sie nicht bezahlen konnte, die Marienburg selbst verpfändet, schon hatte er die **Neumark** an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg (1451) für hunderttausend Gulden überlassen, doch immer von Neuem gerieth er in klägliche Noth. Seine Söldner verkauften die ihnen verpfändete Marienburg zuletzt an den König von Polen, welcher wieder mit einem Heere in Preußen erschien und von der Burg Besitz nahm, während der Hochmeister nach Königsberg flüchten mußte. Der Krieg dauerte mit immer erneuerten Verheerungen fort, von beiden Seiten wurde Alles versucht, um den endlichen Sieg zu erringen. Der König von Polen jedoch, durch andere Streitigkeiten mit Litthauen gelähmt, fing an zu besorgen, daß er nicht im Stande sein werde, ganz Preußen zu erobern, indem der östliche Theil noch immer dem Orden treu blieb. Von beiden Seiten war man des langen Kampfes müde und zu einem Vergleiche geneigt; da vermittelte endlich der päpstliche Legat den **Frieden von Thorn** (1466), durch welchen ein **großer Theil Preußens**

mit Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland an die Krone Polen abgetreten wurde, das Uebrige aber dem Hochmeister als polnisches Lehen verblieb. Die Verfassung des Ordens blieb unverändert; nur mußten die Hälfte der Ritter künftighin Polen sein. Der Bund der Städte und des Adels wurde aufgelöst.

So waren die Ordenslande nun in zwei Theile zerfallen: den östlichen Theil (Ostpreußen) regierte der Hochmeister, jedoch nicht mehr als unabhängiger Landesfürst, sondern als polnischer Lehensträger, den westlichen (Westpreußen) ließ der König von Polen zuerst durch einen besonderen Statthalter in Marienburg regieren, bald darauf aber behandelte er das Land nur als polnische Provinz, und zu spät sahen die verführten Westpreußen ein, daß sie sich statt des Ordens nur einen viel gewaltigeren Herrscher gegeben hatten, welcher ihre Landesfreiheiten allmälig ganz zu vernichten bedacht war.

Markgraf Albrecht von Anspach wird Hochmeister. Die Hochmeister versuchten vergeblich, sich wenigstens in Ostpreußen von der polnischen Lehensherrlichkeit wieder zu befreien; sie mußten sich der Uebermacht beugen und sahen zuletzt ein, daß sie allein gegen Polen nichts vermöchten. Um nun die Macht und das Ansehen ihrer Herrschaft wieder zu heben, kamen die Ritter auf den Gedanken, dieselbe einem Fürsten aus einem benachbarten mächtigen Hause zu übertragen. Nachdem Herzog Friedrich von Sachsen ihren Antrag abgewiesen hatte, wurde der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Sohn Friedrich's von Anspach und Enkel des Albrecht Achilles, zum Hochmeister erwählt. (1511.) Seine Person schien in doppelter Beziehung geeignet, der Ordensherrschaft neue Kraft zu verleihen; einmal wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, sodann weil er zugleich der Neffe König Sigismund's von Polen war, welcher ihm deshalb, wie die Ritter hofften, eine größere Unabhängigkeit wohl gern gewähren würde. In der That erwies sich Sigismund dem Orden und dessen neuem Hochmeister auf jede Weise freundlich und willfährig, doch wollte er demselben die Huldigung nicht erlassen. Herzog Albrecht weigerte sich, dieselbe zu leisten, und es kam darüber zum Kriege. Dieser hatte für den Orden keinen glücklichen Verlauf; nach zweijähriger Verheerung des Landes wurde ein Waffenstillstand auf vier Jahre geschlossen.

Reformation in Preußen; Verwandelung der geistlichen Herrschaft in ein weltliches Herzogthum. Während dieser Zeit wurde Herzog Albrecht mit den deutschen Reformatoren, besonders mit Luther, Osiander und Spalatin bekannt, und diese forderten ihn dringend auf, den Ritterorden aufzugeben, sich zu vermählen und ein weltliches Fürstenthum statt des geistlichen Ordens in Preußen zu gründen. Seitdem trug der Herzog solche Gedanken unablässig mit sich herum, und er wurde darin noch bestärkt, als die Reformation in Preußen durch den Bischof von Samland, Georg von Polenz, schnelle Verbreitung gewann. Mönche und Nonnen verließen auch dort ihre Klöster und ebenso traten viele Ritter aus dem Orden, verheiratheten sich und gingen in die Kreise des bürgerlichen Lebens über. Die Zeit war günstig, um auch die Herrschaft des geistlichen Ordens in ein weltliches Fürstenthum umzuschaffen.

Als nun der vierjährige Waffenstillstand mit Polen vorüber war, bot König Sigismund selbst zu einer solchen Umänderung die Hand; er erklärte sich bereit, wenn Albrecht ihm den Lehenseid leisten wollte, nicht nur ihn, sondern auch seine Brüder und deren Erben mit Preußen als einem weltlichen Herzogthum zu belehnen. Albrecht fand natürlich bei den Ordensrittern heftiges Widerstreben gegen diese Neuerung; aber ungeachtet aller Einwendungen wurde zu Krakau (1525) ein Vertrag abgeschlossen, in welchem festgesetzt wurde, der König solle alle in der Urkunde bezeichneten Länder dem Markgrafen, als einem Herzog in Preußen leihen, dieser als belehnter Fürst der Krone Polen als natürlichem Erbherrn schwören, seine Brüder mitbelehnt sein und erst nach dem Aussterben ihres Mannesstammes das Land an Polen fallen. Der Orden mußte sich dazu verstehen, seine Zustimmung zu diesem Vertrage zu geben, worauf König Sigismund den Herzog Albrecht nebst seinen Brüdern durch ein Panier mit einem schwarzen Adler feierlich belehnte, Albrecht aber dem Könige den Lehenseid schwor.

Sowie Albrecht nach Preußen kam, huldigten ihm die Stände freudig als erblichem Fürsten: der Bischof von Samland, ein eifriger Beförderer der Reformation, übergab ihm öffentlich alle zu dem Hochstifte gehörigen Güter, und seinem Beispiele folgten Andere bald nach. Der Ritterorden war nun in Preußen zu Grabe gegangen, die meisten Ritter verheiratheten sich und nahmen Ehrenstellen und Landgüter als willkommene Entschädigung an, die wenigen Widerstrebenden vermochten Nichts gegen die herzogliche Gewalt. Zwar erklärte sich der Papst, wie zu erwarten war, mit der größten Entschiedenheit gegen diese Vorgänge, und auch der Kaiser sprach die Acht gegen Herzog Albrecht aus; aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren und fühlte sich durch die Entfernung vom Reiche sowie durch den Schutz Polens gesichert. Die Reformation nahm überdies in Preußen immer mehr überhand, und man durfte um so weniger wagen, den Herzog ernstlich anzutasten: er blieb bis zu seinem Tode im ungestörten Besitze der Herzogsgewalt, obwohl seine Schwäche und die Begünstigung ausländischer Beamten ihn in mannichfache Streitigkeiten mit den Ständen verwickelten.

Mitbelehnung der brandenburgischen Fürsten in Preußen (1569). Als Albrecht seinem Ende nahete, waren von der fränkischen Linie der Hohenzollern, welche mit ihm zunächst die Belehnung in Preußen erhalten hatte, nur noch zwei Fürsten übrig, nämlich sein Bruder Markgraf Georg Friedrich und sein Sohn Albrecht Friedrich. Dies wurde für den Kurfürsten Joachim II. Veranlassung, sein Augenmerk auf das junge preußische Herzogthum zu richten und zu versuchen, ob er dasselbe nicht an seine brandenburgische Fürstenlinie bringen könnte. Schon früher hatte er, wiewohl vergebliche Bemühungen gemacht, um die Anwartschaft auf diesen so ansehnlichen Ländererwerb zu erlangen. Der Kanzler Diestelmeyer war es besonders, der ihn dazu mit dringenden Vorstellungen immer wieder antrieb. Joachim erneuerte denn bei Herzog Albrecht's Tode die Bitte an Sigismund um Mitbelehnung in Preußen; um sein Gesuch kräftiger unterstützen zu können, schickte er einen Gesandten zum Reichstage nach Lublin, wo der junge Albrecht Friedrich die Belehnung von Sigismund erhalten sollte. Er sparte weder Vorstellungen, noch Geld, um sich die polnischen und preußischen Stände geneigt zu machen. Den

Preußen war die Aussicht auf die brandenburgische Mitbelehnung deshalb sehr erwünscht, weil sie dadurch vor der Gefahr gesichert wurden, unmittelbar an Polen zu fallen; die Stände, wie der junge Herzog, unterstützten daher Joachim's Gesuch. Auf die Polen wirkte nächst dem brandenburgischen Golde vorzüglich die ausgezeichnete Beredsamkeit des kurfürstlichen Gelehrten Prätorius. König Sigismund aber gab der Neigung der polnischen und preußischen Stände um so eher nach, weil er bei der Jugend und Frische des Herzogs Albrecht Friedrich ein Aussterben der fränkischen Herzogslinie in Preußen nicht für nahe hielt, und so erreichte Joachim sein ersehntes Ziel, die Mitbelehnung Brandenburgs im Herzogthum Preußen. (1569.)

Joachim allein schien die große Bedeutung dieses damals sonst wenig beachteten Ereignisses für sein Fürstenhaus zu ahnen; er ließ dasselbe durch ein glänzendes Dankfest in Berlin begehen, von welchem die Zeitgenossen nicht rühmend genug erzählen können.

15. Die Kurfürsten Johann Georg (1571—1597) und Joachim Friedrich (1597—1608).

Johann Georg's Strenge; Hinrichtung des Juden Lippold und Judenverfolgung. Johann Georg folgte seinem Vater Joachim II. als Kurfürst und vereinigte, da Markgraf Johann nur Töchter hinterlassen hatte, auch die Neumark wieder mit den alten Landestheilen; dieselbe ist seitdem nie wieder von Brandenburg getrennt worden. Johann Georg war bereits sechsundvierzig Jahre alt, als er zur Herrschaft kam; er hatte, wenn auch keinen glänzenden Geist, doch Einsicht und Kenntnisse genug, um zu erkennen, was dem Volke heilsam war. Auch an dem guten Willen, des Landes Bestes zu fördern, fehlte es ihm nicht, obgleich er des Vaters wohlwollende Freundlichkeit nicht besaß. Sein kaltes, strenges Wesen hatte sich mit dem freudigen Treiben an seines Vaters Hofe nicht verständigen können und er war darüber nicht nur mit Joachim's Günstlingen, sondern auch mit dem alten Kurfürsten selbst oft in Zwist gerathen, bis er sich zuletzt aus dem Hofleben ganz zurückzog, um auf entfernten Schlössern ein bescheidenes Dasein zu führen. Als er nun durch Joachim's Tod auf den Thron berufen ward, war seine erste Sorge, den Hof von den Günstlingen zu säubern, welche nach seiner Ansicht die Gunst des verstorbenen Fürsten nur für ihren Eigennutz gemißbraucht hatten: er eilte nach Berlin, ließ die Thore der Stadt sperren, die vornehmsten Räthe seines Vaters festnehmen und ihre Papiere untersuchen. Nur einer von Joachim's Räthen fand vor Johann Georg Gnade: der wackere Diestelmeyer, welcher auch unter der neuen Regierung seinen heilsamen Einfluß bewahrte. Gleich achtungswerth, wenn auch weniger bedeutend, war der Bürgermeister von Berlin, Thomas Mathias, welcher dem Kurfürsten Joachim mit aufopfernder Hingebung und Treue gedient hatte. Leider sollte ihn jetzt diese Treue an den Bettelstab führen; denn auch er wurde von Johann Georg in Untersuchung gezogen, und wiewohl sich ergab, daß er sich durch Joachim's Gunst keineswegs bereichert, demselben vielmehr sehr bedeutende Vorschüsse gemacht und sogar Schulden für ihn übernommen hatte, so wurde ihm doch sein Vermögen nicht zurückgegeben. In sein Amt wurde er wieder eingesetzt,

aber seine Gläubiger ließen ihn wegen der für den fürstlichen Herrn übernommenen Schulden ins Gefängniß werfen, in welchem er hülflos und in tiefem Kummer starb.

Wenn des Fürsten Strenge sich hier zur Härte und Ungerechtigkeit verirrte, so müssen wir ebenso die Grausamkeit tadeln, womit der freilich weit schuldigere Lippold, der jüdische Münzmeister und Wucherer, die Gunst Joachim's büßen mußte. Auf ihn vor Allen fiel Johann Georg's Zorn: er war bei dem üppigen Hofleben reich geworden, und, was für ihn schlimmer war, sein Uebermuth hatte alle Leute verletzt. Jetzt klagte ihn die Volksstimme nicht nur des sträflichsten Wuchers, sondern auch des Betruges an. Zwar ergab die Untersuchung seiner Papiere nicht das Mindeste, was den Vorwurf unehrlichen Verdienstes begründen konnte; aber die öffentliche Wuth war gegen ihn und zugleich gegen seine Glaubensgenossen bereits so erregt, daß man vor den widersinnigsten neuen Anklagen nicht zurückschreckte. Es verbreitete sich das Gerücht, Lippold habe durch Zaubertränke den Kurfürsten Joachim vergiftet. Die That scheint geradezu unglaublich, wenn man bedenkt, welche Gunst der Münzmeister bei Joachim genoß, und wie wenig er auf gleiche Gunst bei dessen Nachfolger zu rechnen hatte; auch wurde an Joachim's Leichnam bei ärztlicher Untersuchung keine Spur von Vergiftung gefunden, aber der Haß gegen den Juden ruhete nicht, bis es gelang, ihn ganz zu verderben. Seine eigene Frau gab hierzu durch einen Ausbruch des Jähzorns schließlich die Veranlassung. Als sie den unglücklichen Mann einst in seinem Kerker besuchte, gerieth sie mit ihm in heftigen Streit, und in unbesonnenem Zorne warf sie ihm vor, daß er ein Zauberer sei und durch geheimnißvolle Tränke Joachim's Gunst zu fesseln gewußt habe. Die vor der Thür stehende Wache vernahm die Worte und berichtete dieselben an den Kerkermeister. Sofort wurde die Untersuchung mit neuer Strenge wieder begonnen, und durch die fürchterlichsten Qualen der Folter gelang es, den unglückseligen Juden zum Eingeständniß seiner angeblichen Schuld zu bringen. Nun wurde das Bluturtheil über ihn gesprochen und auf schreckenerregende Weise in Berlin vollzogen.

Nicht aber gegen Lippold allein war die Volkswuth gerichtet, sondern, wie es in jenen Jahrhunderten öfter geschah, so zog auch hier die Verschuldung des einzelnen Juden eine allgemeine Verfolgung seiner Glaubensgenossen nach sich. Schon während der Untersuchung waren die Juden in Berlin den heftigsten Mißhandlungen ausgesetzt gewesen, jetzt sah sich der Kurfürst bewogen, alle Israeliten aus dem Lande zu verweisen.

Eben so schonungslos wie gegen Lippold und andere Günstlinge des vorigen Kurfürsten verfuhr Johann Georg in einer Angelegenheit, wo es ihm noch mehr geziemt hätte, die Schwäche seines Vaters mit dem Schleier des Vergessens zu bedecken. Joachim hatte ein unerlaubtes Verhältniß zu Anna Sydow, der Frau seines Stückgießers gehabt (im Volke die schöne Gießerin genannt). Er hatte sich von Johann Georg das Versprechen geben lassen, derselben kein Leids zu thun. Nichts desto weniger wurde sie nach seinem Tode zu ewiger, schmachvoller Gefangenschaft nach Spandau geführt, wo sie ihre Verirrungen durch einen elenden Lebensabend büßte. Der Volksglaube brachte seitdem die angeblichen Erscheinungen der „weißen Frau" im Schlosse zu Berlin, welche den hohenzollernschen Fürsten immer ein Unglück verkün-

digen soll, mit diesem Ereignisse in Verbindung, indem man in der vermeintlichen Geistergestalt (neben anderen Sagen) die schöne Gießerin erkennen wollte.

Johann Georg's Sorge für das Finanzwesen, für des Landes Sicherheit und Wohlfahrt. Zu größerem Ruhm gereichte dem Kurfürsten Johann Georg die Fürsorge, welche er der Wiederherstellung eines geordneten Finanzzustandes widmete. Er berief die Stände zusammen, um ihren Rath zu fordern, wie die schwere Schuldenlast von 2,600,000 Thalern getilgt werden könnte; dies Mal war es besonders die Ritterschaft, welche sich zu allen Opfern bereit erklärte und mehr von der Schuld übernahm, als ihr eigentlich zufiel, wogegen sich Johann Georg, welcher überhaupt den Adel begünstigte, gern verpflichtete, die einträglichen Pfründen an Domstiftern, Klöstern und Komthureien nur an Adelige zu vergeben.

Nicht minder als für das Finanzwesen sorgte Johann Georg für die innere Sicherheit, sowie für die Fortschritte aller Gewerbthätigkeit. Sehr segensreich war es in letzterer Beziehung für sein Reich, daß er den verfolgten niederländischen Protestanten, welche der Glaubenshaß Philipp's II. aus ihrem Lande vertrieb, eine Freistatt in Brandenburg eröffnete. An den Weichselniederungen, sowie in Stendal, Brandenburg, Krossen und Züllichau ließen sich die frommen, fleißigen und kunstgeübten Leute zahlreich nieder, und trugen durch ihr Beispiel nicht wenig zur Hebung des Kunstfleißes in jenen Gegenden bei. Eine strenge und sonderbare Verordnung erließ der Kurfürst gegen den überhandnehmenden Aufwand unter den Bürgern. Um denselben zu beschränken, theilte er die Bürger nach ihrem Geschäfte und Vermögen in vier Klassen, welchen genau vorgeschrieben war, wie weit sie in Bezug auf Kleidung, Essen und Trinken, Haushalt, Brautgeschenke und alle Festlichkeiten gehen durften. Die kleinlichen Verordnungen, auf welche sich der Fürst deshalb einließ, betrafen aber nur den Bürgerstand, während der Adel in seinem Thun und Treiben unbeschränkt blieb. Johann Georg's fürstliche Bauten erregten vielfache Bewunderung, besonders die Erweiterung des kurfürstlichen Schlosses in Berlin, welches, wie die Zeitchronik berichtet: „auf das herrlichste und prächtigste vollendet ward, also daß es in ganz Deutschland seines Gleichen nicht hatte."

Johann Georg starb als zweiundsiebzigjähriger, aber rüstiger Greis im Jahre 1597.

Joachim Friedrich (1597—1608), der Sohn Johann Georg's, war zweiundfünfzig Jahre alt, als ihn des Vaters Tod von der Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg, in welcher er sich die allgemeinste Liebe und Dankbarkeit erworben hatte, auf den kurfürstlichen Thron rief.

Der Geraer Hausvertrag (1598). Die erste Sorge des einsichtigen, gebildeten und wohlmeinenden Fürsten war, die brandenburgischen Lande ungetheilt zu erhalten, zu welchem Zwecke er gegen eine Anordnung seines verstorbenen Vaters Widerspruch erheben mußte. Johann Georg hatte nämlich bestimmt, daß ein jüngerer Sohn, Markgraf Christian, die Neumark wiederum als unabhängiges Fürstenthum, wie unter Johann von Küstrin erhalten sollte. Vergeblich hatte der Kurprinz Joachim Friedrich schon bei des Vaters

Lebzeiten sich hiergegen auf das Hausgesetz des Albrecht Achilles berufen: Johann Georg hatte die Zustimmung des Kaisers Rudolph II. zu seiner Anordnung zu erwirken gewußt. Joachim Friedrich aber war nicht gesonnen, das väterliche Reich von Neuem theilen zu lassen; er trug den Ständen und dem Kaiser vor, wie die beabsichtigte Theilung eine Verletzung seiner Ansprüche sei und Kaiser Rudolph II. gab seinen Vorstellungen endlich nach. Um jedoch seinen Bruder Christian nicht mit Gewalt aus dem ihm bestimmten Erbe zu drängen, bat der Kurfürst den Markgraf Georg Friedrich von Anspach um seine Vermittelung. Diesem gelang es, die Untheilbarkeit des brandenburgischen Kurstaates von Neuem festzustellen und doch zugleich den Bruder des Kurfürsten auf passende Weise zu entschädigen. Der hochbetagte Fürst, das Haupt der Hohenzollern in den fränkischen Landen, hatte nämlich keine Leibeserben; sein Tod schien nahe bevorzustehen und seine Länder mußten alsdann dem kurfürstlich brandenburgischen Hause zufallen. Das erleichterte ihm den Versuch einer gütlichen Verständigung zwischen dem Kurfürst und dessen Bruder. Er schloß mit Joachim Friedrich zu Gera einen **Hausvertrag (1598)**, in welchem das Hausgesetz des Albrecht Achilles als unverletzliches Staatsgesetz bestätigt wurde; es sollten demnach die gesammten Marken mit allen dazu gehörigen Herrschaften und Anwartschaften ungetheilt immer dem Erstgebornen des kurfürstlichen Hauses zufallen; die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth dagegen nach des Markgrafen Georg Friedrich Tode den jüngeren Brüdern des Kurfürsten, den Markgrafen Christian und Joachim Ernst gehören. Das Herzogthum Jägerndorf in Schlesien, welches die fränkischen Fürsten im Jahre 1523 durch Kauf erworben hatten, wurde für des Kurfürsten Sohn Johann Georg bestimmt. Allen Prinzen des kurfürstlichen Hauses, welche nach diesen Bestimmungen nicht mit Land und Leuten versorgt werden konnten, sollte standesmäßiger Unterhalt gewährt werden.

Wenige Jahre nach Abschluß dieses Vertrages starb der alte Markgraf Georg Friedrich von Anspach, und nun trat Christian das ihm bestimmte fränkische Erbe an. Für alle Folgezeit ist die Erneuerung des alten Hausstatuts durch den Geraer Vertrag von großer Wichtigkeit gewesen, indem hierdurch die Länder des bald sehr erweiterten brandenburgischen Kurstaates fest verbunden und zusammengehalten wurden.

Die Staatsverwaltung; das Geheimerathscollegium. Noch in anderer Beziehung legte Joachim Friedrich den Grund zur glücklichen weiteren Entwickelung unseres Staates: er gab nämlich der inneren Staatsverwaltung eine neue und bessere Einrichtung, wie sie die vielfach veränderten Verhältnisse erforderten.

Von einer so geordneten Einrichtung und Mannichfaltigkeit der Landesverwaltung, wie sie heutzutage in den meisten gebildeten Ländern stattfindet, konnte im Mittelalter nicht die Rede sein. Die Fürsten brauchten sich mit den meisten Dingen, welche jetzt zur Regierung gehören, damals noch nicht zu beschäftigen, weil dieselben entweder noch gar nicht in Betracht kamen oder von ganz anderer Seite besorgt wurden. Wenn heute die Fürsten ihre Minister des Innern und der Polizei haben, welche durch Regierungsbehörden,

Landräthe u. s. w. in allen Landestheilen für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, für Hebung des Wohlstandes und dergleichen Sorge tragen, so gab es solche Beamte in jenen Zeiten noch nicht: für gewöhnlich mischte sich der Landesherr nicht so unmittelbar in den täglichen Verkehr, das Nöthigste wurde in dieser Beziehung vielmehr von den Ständen und von den städtischen Behörden gethan, nur was etwa für das ganze Land nöthig schien, wurde von dem Fürsten mit den Ständen berathen, dann als allgemeine Verordnung bekannt gemacht, die Ausführung aber auf dem Lande den Ständen, in den Städten den Magisträten überlassen. Noch viel weniger bedurfte es für die übrigen Angelegenheiten stehender Verwaltungsbehörden: die Verhandlungen mit auswärtigen Höfen wurden, so oft sich dazu Veranlassung darbot, durch besondere mehr oder weniger glänzende Gesandtschaften, oft auch unter den Fürsten persönlich verhandelt, — eine Verwaltung des Kriegswesens gab es nicht, weil noch keine stehenden Heere existirten, sondern bei den einzelnen Kriegszügen der Lehensadel und die Städte mit ihren herkömmlichen Mannschaften aufgeboten werden mußten. Auch eine geordnete Finanzwirthschaft war meistens nicht zu finden: die für die öffentlichen Bedürfnisse und besonders für den Unterhalt des Hofes nöthigen Gelder wurden von dem Ertrage der fürstlichen Güter, von der Grundsteuer und den Zöllen entnommen; öfter mußte, um schleunig Geld zu beschaffen, zur Verpfändung von Grundstücken oder Zöllen geschritten werden, im äußersten Falle wurden die Landstände berufen, welche das Nöthige mehr oder weniger bereitwillig gewährten. Für Handel und Gewerbe hatten die Fürsten im gewöhnlichen Gange der Dinge auch nicht gerade bestimmt zu sorgen, das Wichtigste dazu thaten die Körperschaften, Gilden, Gewerke u. s. w.; nur durch einzelne wichtige Maßregeln und Einrichtungen griffen die Fürsten hier und da fördernd in das gewerbliche Leben ein. Noch weniger hatte sich die Landesregierung früher mit den kirchlichen und Schulsachen unmittelbar und dauernd beschäftigt, indem die geistlichen Behörden nicht nur ihre Kirchenangelegenheiten meist ganz selbstständig besorgten, sondern auch die Einrichtung und Leitung der Schulen sich allein vorbehalten hatten. Auch die von den Fürsten gegründeten Universitäten wurden gewöhnlich der besonderen Leitung und Obhut eines hohen Geistlichen anvertraut.

So waren denn bis dahin die Geschäfte, auf welche sich die regelmäßige Thätigkeit der fürstlichen Regierung erstreckte, nicht sehr ausgedehnt gewesen. Zur Wahrnehmung der fürstlichen Rechte und Oberaufsicht genügten die Vögte in den kleineren Bezirken, in den größeren waren Landeshauptleute als eine Art Statthalter bestellt. Was aber im Allgemeinen dem Lande Noth war oder wünschenswerth erschien, das berieth der Fürst mit einigen wenigen vertrauten Räthen, besonders Rechtsgelehrten, welche für bestimmte Zeit gegen festgesetzte Besoldung an seinem Hofe dienten. Andere (die sogenannten geheimen Räthe vom Hause) lebten auf ihren Gütern und wurden nur bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen oder zu Sendungen an fremde Höfe verwendet. Der eigentliche bedeutendste Beamte des Fürsten war aber der Kanzler, meistens ein Doctor der Rechte, daher in früheren Zeiten gewöhnlich ein Bürgerlicher, da noch nicht viele Adelige aus der Mark sich gelehrten Studien widmeten. Er war der eigentliche Minister des Fürsten,

eröffnete die meisten Sachen, welche schriftlich eingingen, hielt ihm Vortrag darüber und besorgte die Ausfertigung der Bescheide; er hielt auch die Landtage im Namen des Fürsten ab, erstattete demselben Bericht über die Verhandlungen und ertheilte in Auftrag des Landesherrn alle Befehle und Anordnungen. Meistens handelte er, ohne den Rath Anderer einzuholen, blos nach Rücksprache mit dem Fürsten und nach eigener Ansicht.

Im Fall einer längeren Abwesenheit des Fürsten war es nun öfter geschehen, daß zur Besorgung der Geschäfte die Räthe desselben mit anderen angesehenen Männern aus dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu einer Art Regentschaft oder Geheimerathscollegium vereinigt wurden, welches jedoch bei der Rückkehr des Landesherrn sich wieder auflöste. Allmälig mochte man die Vorzüge einer solchen gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte erkannt haben, nach und nach wurde darauf ein um so größeres Gewicht gelegt, als die Sorgen des Fürsten sich im Laufe der Zeiten immer mehr erweiterten.

In Folge der Reformation war die Macht und das Ansehen der evangelischen Landesfürsten überhaupt, besonders aber ihr Einfluß auf Regelung der kirchlichen Dinge und auf Gründung der Schulen bedeutend gestiegen. Dazu kam, daß das Kriegswesen allmälig eine ganz andere Einrichtung erhalten hatte: statt des Aufgebots der Lehensritter und ihrer Reisigen hatte man sich mehr und mehr gewöhnt, Söldnerheere anzuwerben, und in allen Staaten wurden bald stehende Truppen gehalten. Hierdurch, wie auch durch die Zunahme der auswärtigen Verhandlungen in Folge der Religionswirren und bei dem Herannahen des dreißigjährigen Krieges war die Nothwendigkeit einer strengen geregelten Landesverwaltung mehr hervorgetreten, und dieselbe wurde noch lebhafter empfunden, als die brandenburgischen Fürsten ihre Fürsorge zugleich dem Herzogthum Preußen und bald auch der Anwartschaft auf die jülich-clevesche Erbschaft im westlichen Deutschlande zuwenden mußten. Die Häufung wichtiger Geschäfte in den verschiedenen, zum Theil sehr entlegenen Landestheilen veranlaßte daher den Kurfürsten Joachim Friedrich, ein stehendes Geheimerathscollegium zur schleunigen Bearbeitung der Geschäfte einzurichten. Die geheimen Räthe sollten des Fürsten Briefwechsel führen und seine Obliegenheiten gegen das deutsche Reich wahrnehmen; ihrer Leitung wurden, nach der Stiftungsurkunde, ferner auch die Kammergüter und die Finanzen untergeben „zur Erhaltung Treu und Glaubens in gehöriger Leistung der Zahlungen" (also zur strengeren Ueberwachung der regelmäßigen Zahlungen), sodann die Sorge für Gewerbe und Handel, wobei sie die Bedenken der vornehmsten Städte und der Verständigen aus der Ritterschaft hören sollten, endlich das gesammte Kriegswesen mit Zuziehung der Obersten und Kriegsverständigen. Das Kirchenwesen dagegen gehörte vor das Consistorium, die Rechtspflege unter das Hof- und Kammergericht, in welchem der Kanzler den Vorsitz führte, der auch die Landtagsverhandlungen nach wie vor allein leitete. Der Geheimerath hielt nun im kurfürstlichen Schlosse wöchentlich zwei Sitzungen, in welchen gewöhnlich der Kanzler die zu berathenden Gegenstände vortrug; doch stand auch jedem Mitgliede frei, solche zur Sprache zu bringen. Der Vorsitzende unter den Räthen selbst war der Oberst-Kämmerer. War der Geheimerath in einer Sache einstimmig derselben Ansicht, so pflegte der Kurfürst nach derselben zu handeln;

waren die Meinungen getheilt, so entschied er selbstständig. Die Räthe erhielten theils baare Besoldung, theils Kost, Kleidung, Wohnung, Naturallieferungen und Entschädigungen für Reisekosten*).

Die Einrichtung Joachim Friedrich's ist die Grundlage der später unablässig verbesserten preußischen Verwaltung gewesen, welche dadurch mehr Einheit und Planmäßigkeit erhielt. Preußens Ruhm beruht außer der Kriegstüchtigkeit des Volkes und der allgemeinen Bildung vorzüglich auf der trefflichen Einrichtung der öffentlichen Verwaltung: das Verdienst der ersten Begründung derselben ist dem Kurfürsten Joachim Friedrich hoch anzurechnen.

Auch in jeder anderen Beziehung war derselbe auf das Wohl seines Landes ernstlich bedacht, und es herrschte unter ihm der tiefste Friede und großer Wohlstand in den Marken. Ein bleibendes Denkmal seiner Fürsorge für geistige Bildung ist das Joachimsthalsche Gymnasium. In dem Jagdschloß Joachimsthal gründete er nämlich eine sogenannte Fürstenschule, welche mit Ländereien und anderen Einnahmequellen reich ausgestattet wurde, und in welcher 120 theils adelige, theils bürgerliche Schüler frei erzogen werden sollten. In späteren Zeiten wurde die Anstalt nach Berlin verlegt, wo sie sich in blühendem Zustande noch jetzt befindet.

Die Kurfürstin Katharina stand als treulich sorgende Landesmutter ihrem Gemahl thätig zur Seite. Wie sehr sie alle seine Regierungssorgen theilte, geht aus mehreren ihrer noch vorhandenen Schreiben hervor. Vorzüglich aber war Katharina ein Muster ächt weiblicher Tugenden auf dem Throne; sie förderte ächte Frömmigkeit und leuchtete in edler Mildthätigkeit den Frauen des Landes voran. Sie ließ Erbauungsbücher drucken und vertheilte dieselben unter die Armen, welche sie in ihren Hütten selbst aufsuchte, um durch leibliche und geistliche Wohlthat das Elend derselben zu mildern. Um für ihre Armen reichere Mittel zu gewinnen, legte sie bei Berlin große Kuhmelkereien an, ließ die gewonnene Milch auf dem davon benannten „Molkenmarkt" verkaufen und verwandte den Ertrag besonders zur Gründung der noch heute bestehenden Schloßapotheke, wo dürftigen Kranken unentgeltlich Arzneimittel gereicht wurden. Ihr Name war unter dem Volke reich gesegnet.

Joachim Friedrich, von Natur schwächlich, hat nur zehn Jahre in Brandenburg regiert; er starb an einem Schlagflusse im Jahre 1608.

16. Der Kurfürst Johann Sigismund (1608—1619).

Johann Sigismund, des Vorigen Sohn, war ein Fürst voll Kraft und festen Willens. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo solche Eigenschaften in der That für das Wohl seines Volkes unentbehrlich waren; denn nach verschiedenen Seiten bedurfte es der Entschlossenheit und Umsicht eines tüchtigen Fürsten, um Brandenburg auf der Bahn der begonnenen Entwickelung nicht scheitern zu lassen. Die trüben Zeiten des dreißigjährigen Krieges, welcher ganz Deutschland tief zerrüttete und an den Rand des Abgrundes führte, brachen unter schlimmen Vorzeichen herein; die Lage der brandenburgischen

*) Stenzel, I. 358 ff.

Regierung aber war durch die Sorge für die endliche Erwerbung Preußens und durch die jülichschen Erbfolgestreitigkeiten noch besonders erschwert. Dazu kam, daß Johann Sigismund selbst durch den Uebertritt zur reformirten Confession sich in große Zerwürfnisse mit seinen Unterthanen brachte, wodurch Brandenburgs Kraft in der hereinbrechenden gewaltigen Zeit gelähmt wurde.

Die Verhältnisse in Preußen; Albrecht Friedrich's Geistesschwäche. Regentschaft. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Verhältnisse in Preußen. Früher, als man geahnt hatte, trat der Fall ein, wo die erlangte Anwartschaft der brandenburgischen Fürsten auf das Herzogthum Preußen zum wirklichen Besitz desselben führen sollte.

Herzog Albrecht hatte als einzigen Erben seinen funfzehnjährigen Sohn Albrecht Friedrich hinterlassen und durch sein Testament die Vormundschaft über denselben den preußischen Regimentsräthen, die Obervormundschaft dem König von Polen übertragen (1568). Die Regimentsräthe, d. i. die bedeutendsten unter den adeligen Hofbeamten, der Hofmeister, der oberste Burggraf, der Kanzler und der Obermarschall hatten in Gemeinschaft mit einigen hohen Geistlichen schon Herzog Albrecht's Schwäche benutzt, um ihren Einfluß auf alle Weise zu erhöhen; jetzt schien ihnen die Minderjährigkeit des jungen Herzogs eine noch günstigere Gelegenheit zu rücksichtslosem Schalten und Walten. Um der Obervormundschaft des Königs von Polen entledigt zu sein, gaben sie vor, Albrecht Friedrich, obwohl erst funfzehn Jahre alt, sei doch bereits so reifen Verstandes, daß er selbstständig regieren könne; sowie aber der König von Polen seine Zustimmung hierzu gegeben hatte, begannen sie unter dem Namen des scheinbar unabhängigen Herzogs ganz nach Willkür zu regieren. Albrecht Friedrich war von Natur gut begabt, aber bei Weitem noch nicht so weit entwickelt, daß er allein den Ränken und der Herrschsucht jener zu seiner Unterdrückung vereinigten Männer zu widerstehen vermocht hätte. Dieselben gingen mit ihm hart und lieblos um und wußten ihn durch List und Drohungen in allen Dingen ihrem Willen fügsam zu machen. Daher kam es, daß sich allmälig ein tiefer Mißmuth, Argwohn und Menschenhaß seiner bemächtigte: überall von boshaften Verfolgungen umgeben, faßte er zuletzt den Verdacht, man wolle ihn vergiften, und oft rief er aus: „Sie haben meinen Vater betrübt und geplagt bis in die Grube, also thun sie auch mir.“ Er war mit der Prinzessin Eleonore von Cleve verlobt worden und hatte der Vermählung mit derselben freudig entgegengesehen, als aber die Braut mit ihrem Vater in Königsberg einzog, war der Herzog bereits so tief in Schwermuth und in Geistesverwirrung gesunken, daß er nicht dazu bewogen werden konnte, sich ihr zu nähern; nur durch Drohungen seiner Hofleute wurde er fast mit Gewalt dahin gebracht, daß die Vermählung vollzogen werden konnte.

Da nun der Zustand des Herzogs sich immer verschlimmerte, so erschien endlich die Einsetzung einer Regentschaft für denselben unerläßlich. Vergeblich bemühten sich jedoch die Regimentsräthe, die Herrschaft auch jetzt an sich zu reißen: der König von Polen übertrug die Regentschaft dem Markgrafen Georg Friedrich von Jägerndorf (1577), und dieser richtete sofort sein Hauptbestreben darauf, die herzogliche Gewalt von dem übermächtigen Einflusse der Regimentsräthe wieder zu befreien. Als er aber im Jahre 1603 starb, ging die Regentschaft auf den Kurfürsten Joachim Friedrich von

Brandenburg über, welcher sich nun dem Ziele seines Hauses, das schon längst auf die gänzliche Erwerbung Preußens gerichtet war, einen bedeutenden Schritt näher sah. Der schwachsinnige Herzog Albrecht Friedrich hatte mit Eleonore von Cleve keine Söhne, sondern nur Töchter: um nun die brandenburgischen Ansprüche auf die Erbschaft noch mehr zu sichern, hatte Joachim Friedrich bereits seinen Kurprinzen Johann Sigismund mit einer Tochter des Herzogs vermählt.

Preußen fällt an den brandenburgischen Kurstaat (1618). Johann Sigismund war eben auf einer Reise nach Königsberg begriffen, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhielt. Es mußte ihm nun vor Allem daran liegen, die Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog von Preußen auch seinerseits wieder zu erhalten, und trotz aller Gegenbestrebungen des Adels gelangte er durch große Kraft und Umsicht zum Ziel. Im Jahre 1611 wurde er für sich, seine Brüder und männlichen Erben mit Preußen belehnt, und trotz alles Widerstrebens mußte ihm im folgenden Jahre die preußische Ritterschaft den Huldigungseid leisten. Einige Jahre darauf (1618) starb der unglückliche Herzog Albrecht Friedrich, und seitdem blieb Preußen jeder Zeit mit den brandenburgischen Staaten vereint.

Johann Sigismund's Uebertritt vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß. Zu derselben Zeit, wo durch den Anfall Preußens an den Kurstaat dessen Ausdehnung im Osten eine so beträchtliche Erweiterung erhielt, sollte, wie wir alsbald näher sehen werden, durch die jülichsche Erbschaft auch der Kern und Mittelpunkt für die späteren Erwerbungen im westlichen Deutschland gewonnen werden. Die Aussicht auf die Erwerbung dieser Lande, deren protestantische Bewohner der calvinistisch-reformirten Confession angehörten, soll mit dazu beigetragen haben, den Kurfürsten Sigismund zum Uebertritt von der lutherischen zur reformirten Kirche zu bestimmen.

Bald nach dem Beginn der Reformation war zwischen den Anhängern Luther's und denen des Zwingli und Calvin nicht nur vielfacher Glaubensstreit, sondern leider ein so tiefer Glaubenshaß entstanden, wie er selbst zwischen Protestanten und Katholiken nicht ärger vorhanden war; in Ländern, deren Fürsten dem lutherischen Glauben angehörten, wurden meistens die Reformirten nicht besser behandelt, als die Römisch-Katholischen. Auch in den **Marken**, wie in Preußen und Schlesien, waren sie bisher von allen Aemtern ausgeschlossen, zum Theil sogar aus dem Lande verbannt worden. Die Fürsten mußten schon bei der Thronbesteigung ihren Ständen gegenüber geradezu die Verpflichtung eingehen, in Religionssachen Nichts ändern, sondern bei dem lutherischen Glauben und bei der unveränderten augsburgischen Confession verbleiben zu wollen.

Allmälig aber gewann dennoch der reformirte Glaube, besonders die calvinistische Abendmahlslehre, in den höheren Klassen Eingang, und selbst mehrere, dem Kurfürsten nahe verwandte Prinzen, wie sein Bruder, der Markgraf von Jägerndorf, waren offen zum reformirten Bekenntniß übergetreten. Johann Sigismund selbst hatte bei einem der eifrigsten Lutheraner, dem Hofprediger Gedicke in Berlin, den Religionsunterricht erhalten, später aber war er mit vielen reformirten Fürsten in nähere Berührung gekommen

und mag da eine günstigere Ansicht von ihrem Bekenntniß gewonnen haben. Vorzüglich aber soll auch die Rücksicht auf den reformirten Glauben eines großen Theils der Bewohner der jülichschen Lande, welche er zu erwerben bemüht war, ihn zum Uebertritt noch mehr geneigt gemacht haben: kurz, er erklärte sich im Jahre 1613 öffentlich für das reformirte Bekenntniß. „Schon seit acht Jahren sei er den Glaubenslehren der Reformirten zugethan gewesen und fühle sich, um der Ruhe seines Gewissens halber, gedrungen, dieses öffentlich zu bekennen, dabei er auch bis an sein Ende standhaft verharren wolle, um fröhlich und getrost vor dem Richterstuhle Christi erscheinen zu können."

Aufregung in den Marken; Unruhe in Berlin. Wir dürfen zur Ehre des Kurfürsten annehmen, daß er wirklich vor Allem durch seine innere Ueberzeugung in die reformirte Kirche gedrängt wurde; hätte ihn dagegen vermeintliche Staatsklugheit besonders geleitet, so würde er bald haben einsehen müssen, daß seine Berechnung nicht durchaus richtig gewesen war. Denn während ihm sein Uebertritt keinen erheblichen Vortheil in der jülichschen Erbschaftsangelegenheit brachte, sah er dagegen in seinen bisherigen Landen die größte Erbitterung über den Religionswechsel aufflammen. So wie der Uebertritt öffentlich erklärt war, brach der Unwille der lutherischen Geistlichkeit und des Volks fast überall hervor. Die Leidenschaft der Geistlichen, unter welchen sich der frühere Lehrer des Kurfürsten, Gedicke, besonders hervorthat, machte sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Reformirten Luft, so daß sich der Kurfürst genöthigt sah, das Verketzern von den Kanzeln herab durch ein Edict zu verbieten. Wer seinem Gewissen zu nahe getreten glaube, dem stehe es frei, sich in andere Länder zu begeben, wo er ungestraft lästern und verdammen könne. Um die Irrthümer der Menge über den reformirten Glauben zu berichtigen, ließ er ein sehr mild gefaßtes Glaubensbekenntniß veröffentlichen, und fügte dann hinzu: Ohngeachtet die reformirte Kirche sich auf Gottes Wort allein gründe, so wollte er doch, weil der Glaube nicht Jedermanns Ding und Niemanden zugelassen sei, über die Gewissen zu herrschen, keinen Unterthanen dazu weder öffentlich, noch heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen. — Diese Versicherung beruhigte jedoch die Lutherischen keineswegs: denn sie fürchteten, daß der Landesherr, auch ohne Zwang anzuwenden, Mittel genug finden würde, seinem neuen Bekenntniß nach und nach mehr Eingang zu verschaffen, und diese Befürchtungen erhielten neue Nahrung, als Johann Sigismund einen Kirchenrath aus Reformirten bildete und auch bei der Universität Frankfurt die Lehrstühle nach und nach mit Reformirten besetzte. Bereits waren deshalb an mehreren Orten, besonders in Stendal und Brandenburg, bedeutende Unruhen ausgebrochen, als die Stände zum Zweck neuer Geldbewilligungen versammelt werden mußten. Sie wollten sich jedoch zu der Bewilligung nicht verstehen, wenn sie nicht erst in Betreff ihrer religiösen Ueberzeugung beruhigt würden. Sie erinnerten den Fürsten nachdrücklich an das seinem Vater und dem Lande gegebene Versprechen, dem unveränderten augsburgischen Bekenntniß treu zu bleiben und verlangten die ausschließliche Besetzung aller Kirchenämter und der Universität Frankfurt mit entschiedenen Lutheranern, so wie die Entfernung aller Calvinisten aus den Kirchen- und

Schulämtern. Nur unter solchen Bedingungen wollten sie die Geldforderungen bewilligen. Johann Sigismund aber erwiderte: „Auch wenn er tausend Mal der Geldsteuer des Landes entbehren sollte, würde er sich dadurch nie abhalten lassen, der einmal erkannten Wahrheit treu zu bleiben bis zum letzten Athemzuge. Was er von den Ständen fordere, käme ja nicht ihm, sondern dem Lande zu Gute. Die Stände könnten in Bezug auf ihren Glauben ruhig sein; denn er verspreche feierlich, Niemanden seiner Religion wegen entweder vorzuziehen oder zurückzusetzen." Einige Tage darauf wiederholte er das schriftliche Versprechen, keine weitere Aenderung in geistlichen Dingen vorzunehmen, und verbürgte den Lutherischen ihre alte Freiheit. Die Stände bequemten sich nun, das verlangte Geld zu bewilligen. Doch während sie noch versammelt waren, brach in Berlin selbst die Gährung unter den Lutheranern zu offenem Aufstande aus. Der Markgraf Johann Georg, welchen der Kurfürst während einer Reise nach Preußen zum Statthalter der Mark ernannt hatte, ließ einige Bilder, Altäre und Crucifixe, welche die Lutheraner aus den Zeiten der römisch-katholischen Kirche beibehalten hatten, an welchen aber die Reformirten Anstoß nahmen, aus der Domkirche wegschaffen; ein eifriger lutherischer Geistlicher sprach deshalb von der Kanzel sehr heftig gegen den Markgrafen, und das aufgeregte Volk, des Geistlichen Bestrafung besorgend, rottete sich zusammen, um ihn zu schützen. Den reformirten Predigern wurden die Fenster eingeworfen, es kam darüber zum Handgemenge mit den fürstlichen Reitern und Trabanten, die Sturmglocke wurde gezogen, und der Markgraf selbst, welcher das Volk beruhigen wollte, sah sich von Steinwürfen bis in's Schloß verfolgt. Das Haus des reformirten Hofpredigers wurde zerstört, er selbst zu eiliger Flucht genöthigt.

Zwar sorgte der Kurfürst nach seiner Rückkehr aus Preußen dafür, daß sich solche Vorgänge nicht erneuern konnten, aber die Aufregung im Volke legte sich sobald nicht. Fast schlimmer noch war der Eindruck, welchen des Fürsten Religionswechsel in dem streng lutherischen Preußen gemacht hatte, wo es ihm seitdem nicht gelang, die Liebe der Unterthanen wieder zu gewinnen.

Diese religiösen Händel trennten den Fürsten von dem Volke gerade zu einer Zeit, wo unter den drohenden schwierigen Verhältnissen im deutschen Reich, in dem entscheidenden dreißigjährigen Kampfe zwischen Katholiken und Protestanten, ein inniges Zusammenhalten so nothwendig gewesen wäre.

Die brandenburgischen Kurfürsten waren durch die jülichsche Erbschaft schon in die Streitigkeiten verwickelt, welche dem Ausbruch des unheilvollen Krieges vorbereitend vorangingen; es ist daher Zeit, daß wir einen Blick auf die jülich-clevesche Angelegenheit werfen.

17. Die jülich-clevesche Erbschaft.

Die preußischen Ansprüche auf die jülichsche Erbschaft. Zu beiden Seiten des Niederrheins hatten sich im Laufe der Zeiten mehrere Herrschaften gebildet, welche nach und nach durch Vererbung zusammenfielen und zu zwei ansehnlichen Fürstenthümern anwuchsen, das eine dem Herzog von Cleve, welcher zugleich Graf von der Mark war, das andere dem Herzog von

Jülich und Berg, zugleich Herrn von Ravensberg, gehörig. Im funfzehnten Jahrhundert war zwischen beiden fürstlichen Häusern eine Erbverbrüderung abgeschlossen worden, derzufolge sodann Herzog Johann von Cleve, als Gemahl der Maria von Jülich, beide Fürstenthümer vereinigte (1521). Sein Sohn Wilhelm vermählte sich mit Maria, der Tochter Kaiser Ferdinand's I., und es wurde ihm das Privilegium ertheilt, daß in Ermangelung von Söhnen seine ganze Herrschaft ungetrennt auf die Töchter übergehen sollte (1559). Herzog Wilhelm hinterließ nur einen schwachsinnigen Sohn, Johann Wilhelm, und es wurde daher schon jetzt wahrscheinlich, daß das Land der ältesten seiner vier Töchter, Maria, zufallen würde, welche mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt war. Ihr wurde überdies bei ihrer Verheirathung die Nachfolge in den jülich-cleveschen Ländern ausdrücklich zugesichert und die jüngeren Schwestern verzichteten auf alle Erbansprüche, außer für den Fall, daß Maria ohne Leibeserben sterben sollte. Die Herzogin von Preußen hatte jedoch mit Albrecht Friedrich mehrere Töchter, deren älteste Anna den Johann Sigismund von Brandenburg heirathete. Anna's Sohn, Georg Wilhelm von Brandenburg, mußte mithin im Falle der Kinderlosigkeit des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich als der Erbe der ältesten Schwester desselben die Nachfolge in jenen Ländern erhalten.

Johann Wilhelm von Jülich war zu stumpfsinnig, als daß er jemals hätte der Regierung vorstehen können, nichtsdestoweniger wußten seine Räthe, damit das Land nicht einem lutherischen Fürsten zufiele, vom Kaiser zu erlangen, daß er die Herrschaft antreten durfte, auch wurde er mit der Herzogin Jakobe von Baden, welcher man seinen Zustand weislich verschwiegen hatte, verlobt und bald darauf vermählt. Der Blödsinn des Herzogs ging allmälig in völligen Wahnsinn über: er glaubte, man trachte ihm nach dem Leben, stand deshalb oft mitten in der Nacht auf, warf sich in den Harnisch, ging mit gezücktem Schwert in den nächsten Zimmern umher und stürmte mit der Mordwaffe auf Jeden ein, der ihm etwa in den Weg kam. Zuletzt mußte er in Gewahrsam gehalten werden.

Widerstreben der Katholiken. Während dieses Zustandes des Landesfürsten bildeten sich am Hofe Parteien, die sich der Regierung zu bemächtigen suchten; besonders trat die eifrige katholische Partei hervor, welche um jeden Preis verhindern wollte, daß das Land an das protestantische Haus der Hohenzollern käme. Da jedoch Johann Wilhelm ungeachtet seiner Verheirathung mit Jakobe von Baden und (nach deren gewaltsamem Tode) mit einer lothringischen Prinzessin keine Kinder hatte, so stand der Anfall des Landes an Brandenburg augenscheinlich bevor: die katholischen Räthe aber veranlaßten den Kaiser, vorläufig einen Statthalter über das Land zu setzen.

Das österreichische Haus war gern bereit, die Hand dazu zu bieten, daß den brandenburgischen Kurfürsten der gehoffte Zuwachs an Ländern vereitelt wurde; denn die wachsende Macht derselben hatte bereits die Besorgniß aller katholischen Fürsten und besonders der österreichischen erregt. In kurzer Zeit waren die Hohenzollern in den Besitz der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth, des Herzogthums Jägerndorf und besonders der ausgedehnten ostpreußischen Lande gekommen. Wenn nun noch die ganze rheinische Herr-

schaft Jülich und Cleve-Berg in denselben Händen vereinigt wurde, so mußte das Kaiserhaus fürchten, daß ihm dort eine gefährliche nebenbuhlerische Macht erwachse, und vor Allem besorgten die Katholiken in Deutschland, daß diese aufstrebende Macht dem Protestantismus eine gewaltige Stütze gewähren würde. Deshalb wurde der Kaiser vielfach gewarnt, die Erwerbung von Jülich und Cleve durch Brandenburg nicht zuzulassen.

Joachim Friedrich, von diesen katholischen Umtrieben unterrichtet, schloß im Jahre 1606 ein Bündniß mit Holland, um sich nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs nöthigen Falls mit Gewalt in den Besitz der seinem Enkel zustehenden Erbschaft zu setzen. Die evangelischen Niederlande hatten nicht lange vorher die spanische Herrschaft abgeschüttelt, und durch die ausgezeichnete Staatskunst, Tapferkeit und Entschlossenheit der Fürsten von Oranien bestanden sie mit Ehren den Kampf gegen ihre bisherigen katholischen Herren. Den Niederländern war es deshalb sehr wichtig, daß das ihnen benachbarte jülich-clevesche Land nicht in katholische Hände käme, und sie wandten gern Alles auf, um den brandenburgischen Fürsten zum Besitz desselben zu verhelfen.

Ansprüche der Fürsten von Pfalz-Neuburg; Verträge von Xanten und Düsseldorf. Als nun aber der blödsinnige Herzog Johann Wilhelm starb (1609), und Johann Sigismund in Cleve, Düsseldorf und in anderen Orten das brandenburgische Wappen anschlagen ließ, um von dem Erbe für das Kurhaus Besitz zu ergreifen, erschien gleichzeitig auch der Prinz Wolfgang Wilhelm, ältester Sohn des Pfalzgrafen von Neuburg und der Anna, zweiten Schwester des verstorbenen Johann Wilhelm von Jülich, um seinerseits dessen Erbschaft anzutreten. Er wollte sein Recht hierzu darauf begründen, daß er der Sohn der ältesten lebenden Schwester Johann Wilhelm's sei. Dies widersprach nun offenbar dem vom Kaiser bestätigten jülich-cleveschen Testament und Brandenburg konnte solche Ansprüche nicht zugeben. Außerdem aber traten, ermuthigt durch die Ränke am kaiserlichen Hofe, noch vier andere Bewerber um die Erbschaft auf. Der Kaiser hätte dies gern zum Vorwand genommen, um die schönen Länder bis zur rechtlichen Entscheidung des Streits von Rechtswegen verwalten zu lassen; natürlich wäre alsdann die Entscheidung immer weiter hinausgeschoben und die jülichschen Länder zuletzt ganz vom Kaiser in Beschlag genommen worden. Um dem vorzubeugen, verständigten sich die beiden Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in einem Vertrage zu Dortmund (1609), das ganze Land einstweilen gemeinschaftlich in Besitz zu nehmen und sich beiderseitig von den Ständen huldigen und schwören zu lassen, daß sie dem gehorsam sein sollten, welcher künftig als rechtmäßiger Fürst anerkannt würde. Kaiser Rudolph erklärte diesen Vertrag für ungültig, und ließ kaiserliche Truppen nach den jülichschen Landen rücken, aber die Fürsten von Brandenburg und Pfalz setzten sich vereint zur Wehr. Bereits zwei Jahre vorher hatte eine Anzahl protestantischer Fürsten Deutschlands zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die drohenden Uebergriffe der Katholiken die sogenannte Union geschlossen; dieser trat Brandenburg jetzt bei; dieselbe stand außerdem in engem Bündniß mit den Holländern und mit Heinrich IV. von Frankreich. Dagegen schlossen die katholischen Fürsten unter Anführung des schlauen, ehrgeizigen und kräftigen

Herzogs Maximilian von Baiern auch ihrerseits einen Bund, Liga genannt, und beide Parteien standen einander kampfgerüstet gegenüber.

Die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg behaupteten sich in den bereits in Besitz genommenen Ländern, welche sie zuerst durch gemeinschaftliche Statthalter regieren ließen. Nach einigen Jahren brachen aber zwischen ihnen Mißhelligkeiten aus, welche auch zu offener Feindschaft führten. Plötzlich trat nun der Pfalzgraf zur katholischen Kirche über, wodurch er sich die Unterstützung des Kaisers und der Liga verschaffte, wogegen der Uebertritt Johann Sigismund's zum reformirten Bekenntniß die Wirkung hatte, daß ihm die Reformirten in den jülichschen Ländern desto eifriger anhingen. Der Krieg war jetzt nicht mehr zu vermeiden, von beiden Seiten wurde stark gerüstet: zur Unterstützung des Pfalzgrafen rückten die Spanier unter dem berühmten Spinola, für Brandenburg die Holländer unter Moritz von Oranien in's Land. Von beiden Seiten wurde eine Anzahl Städte besetzt, ohne daß es zu einer Schlacht kam: die fremden Heere aber bedrückten das unglückliche Land sehr schwer. Da schlossen Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg, um die lästige Hülfe beiderseits los zu werden, einen Vertrag zu Xanten (1614), in welchem sie die gesammten Länder vorläufig so unter einander theilten, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, — Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg kommen sollten. Die Spanier weigerten sich jedoch, diesen Vertrag anzuerkennen, und da demzufolge auch die Holländer nicht weichen wollten, so dauerte der Kriegszustand fort. Nach einem zwölfjährigen Waffenstillstand, während dessen die beiden Fürsten das Land wieder gemeinschaftlich regierten, wurde dasselbe mit in den Schauplatz des niederländisch-spanischen, sowie des dreißigjährigen Krieges hineingezogen, — bis ein im Jahre 1647 in Düsseldorf abgeschlossener und im Jahre 1666 bestätigter Vertrag die Theilung der jülich-cleveschen Erbschaft zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg in der oben angegebenen Weise von Neuem und dauernd feststellte. Das Herzogthum Cleve (die jetzigen Kreise Cleve und Rees mit Wesel und ein Theil der Kreise Duisburg und Geldern), die Grafschaft Mark (die Kreise Altena, Hagen, Bochum, Hamm und Theile von Iserlohn, Dortmund und Soest) und die Grafschaft Ravensberg (die Kreise Bielefeld, Halle, Herford) blieben bei Brandenburg.

So wurde in den Rheinlanden ein an Umfang nicht unbedeutender, besonders aber durch die Vorzüglichkeit des Landes und die blühende Gewerbthätigkeit der Bewohner bedeutender Kern- und Mittelpunkt für weitere Erwerbungen Preußens gewonnen, und wir werden im Verlauf unserer Geschichte sehen, wie das hohenzollernsche Haus die Erweiterung und Abrundung des Landesgebietes nach jener Seite hin nie mehr aus den Augen verlor.

18. Kurfürst Georg Wilhelm (1619—1640).

Georg Wilhelm und seine Zeit. Es war ein Unglück nicht blos für Brandenburg, sondern für das ganze protestantische Deutschland, daß gerade in der großen Zeit, an deren Schwelle wir jetzt stehen, beim Ausbruch des gewaltigen Religionskrieges, welcher über Deutschlands Geschicke auf lange Zeit hinaus entscheiden sollte, in den brandenburgischen Landen ein Fürst re-

girte, welcher so schwierigen Umständen nicht gewachsen war. Selbst ein Mann von bedeutenden Gaben und ernster Willenskraft würde damals Mühe gehabt haben, den jungen Staat, welcher durch die religiösen und politischen Verhältnisse in den allgemeinen Kampf hineingezogen wurde, vor der Zerrüttung zu bewahren, die ganz Deutschland traf; — wie viel trauriger mußte sich Brandenburgs Schicksal unter einem Fürsten gestalten, welcher weder die geistige Begabung, noch die Charakterstärke hatte, um zwischen den kämpfenden Parteien eine bestimmte Stellung zu wählen und mit Würde zu behaupten! Ohne eigene Einsicht und ohne jede innere Kraft, mehr den Vergnügungen der Tafel, als ernster Arbeit zugeneigt, wußte Georg Wilhelm nie einen selbstständigen Entschluß zu fassen, wurde vielmehr von den Eingebungen des Augenblicks und von dem Rath einzelner einflußreicher Männer abhängig, und schwankte während seiner ganzen Regierungszeit von einer Seite zur andern. Dazu kam, daß noch von Johann Sigismund her gerade in den religiösen Dingen die Regierung mit dem Volke selbst zerfallen war; Brandenburgs Aufgabe wäre es gewesen, bei dem entscheidenden Kampfe um Deutschlands religiöse Angelegenheiten einen gewichtigen Einfluß auszuüben, aber dies konnte leider nicht geschehen, da der Landesfürst nach dem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß sich mit den lutherisch gesinnten Ständen in den wichtigsten Dingen niemals zur rechten Zeit verständigen konnte. Die Schwäche und Zerfahrenheit in den religiösen Fragen steigerte sich noch, als in der Person des Grafen Adam von Schwarzenberg ein Katholik zum vorzüglichsten Rathgeber des Fürsten bestellt wurde.

Die Spaltung zwischen dem reformirten Hofe und dem lutherischen Volke fand leider auch Nahrung in der eigenen Familie des Kurfürsten, indem selbst die Mutter und der Sohn sich um der Religion willen verfeindeten. Die verwittwete Kurfürstin war dem lutherischen Bekenntniß treu geblieben, und suchte dasselbe mit allem Eifer in ihrem Hause und im Lande wieder zur Geltung zu bringen. In Abwesenheit ihres Sohnes ließ sie einen eifrigen Lutheraner, den begabten Balthasar Meißner aus Wittenberg, nach Berlin kommen und in ihrem Schlosse predigen. Noch ärgerlicher war für den Kurfürsten die hinter seinem Rücken vollzogene Verlobung seiner Schwester mit dem lutherischen König Gustav Adolph von Schweden. Dieser hatte auf einer Reise nach Deutschland die achtzehnjährige, durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnete Prinzessin Marie Eleonore kennen gelernt und warb um ihre Hand; der Kurfürst aber wies ihn aus Rücksicht auf den König von Polen, der mit Gustav im Kriege war, und dessen Sohn Wladislaus gleichfalls um die Hand Marie Eleonorens angehalten hatte, zurück. Die Kurfürstin-Mutter dagegen begünstigte die Absichten des ihr schon um seines lutherischen Glaubens willen sehr willkommenen Schwedenkönigs, welcher auch das Herz der jungen Prinzessin zu gewinnen wußte. Während nun Georg Wilhelm sich in Preußen befand, um dort die Belehnung zu erlangen, kam Gustav Adolph heimlich nach Berlin und erreichte die Zusage der geliebten Prinzessin, sowie die Einwilligung und den Segen ihrer Mutter, der Kurfürstin Anna. Erst als die Verlobung vollzogen war, erhielt der Kurfürst Kunde von dieser Angelegenheit, die ihn als Familienhaupt und als Fürsten so nahe berührte. In höchster Entrüstung schickte er sogleich einen Gesandten

an den König von Polen, um denselben zu versichern, daß er Alles aufbieten werde, die Verbindung rückgängig zu machen. In der That versuchte er dies, indem er an die Kurfürstin Anna, wie an Gustav Adolph sehr entschieden schrieb, ihn „hinfüro mit dieser Heirath gnädig zu verschonen." Aber ungeachtet dieses Verbots erschien noch in demselben Jahre eine schwedische Gesandtschaft, um die hohe Braut feierlich einzuholen. Georg Wilhelm hatte nicht die Energie, sich weiter zu widersetzen, und nachdem die Vermählung zu Stockholm vollzogen war, entschuldigte er sich beim Könige von Polen, „er habe dem Willen seiner Mutter und der Neigung seiner Schwester nicht Gewalt anthun wollen."

Wenn Georg Wilhelm's Ohnmacht sich selbst in seinen Familienangelegenheiten so klar erwies, so konnte es nicht Wunder nehmen, daß der Fürst sich in den öffentlichen Angelegenheiten noch schwächer zeigte. Als der dreißigjährige Krieg sich den Grenzen der Mark näherte, war er völlig außer Stande, eine feste Stellung in dem großen Parteikampf zu ergreifen.

Das Söldnerwesen. Die Mark Brandenburg selbst war in Folge des damaligen Kriegswesens bereits schwer heimgesucht. Das Söldnerwesen war, wie erwähnt, überall an die Stelle der früheren Wehrpflicht der Ritter und Städte getreten. Von dem alten kriegerischen Geist der Adeligen war fast nirgends mehr die Rede: er war allmälig erloschen, seitdem durch die Anwendung des Schießpulvers die Bedeutung des ritterlichen Kriegsdienstes gesunken war. Früherhin war der Ritterdienst im vollen Harnisch die Ehre des Adels und sein Vorrecht gewesen; nachher, wo die Harnische als unnütze Last großentheils weggeworfen wurden, weil sie gegen das Geschütz doch nicht helfen konnten, „durfte (wie sich der Kurfürst Johann Sigismund ausdrückt) jeder schlechte Kerl auf ein Pferd gesetzt werden und des Ritters Stelle vertreten. Dieser gewöhnte sich daran, heim zu bleiben und an seiner Statt Kutscher, Vögte, Fischer und dergleichen schlimm und unversucht Lumpengesindel, statt guter, starker Hengste aber kleine schwache Klepper zu schicken. Welcher Ritter mochte dann mit solchem Volke dienen!" Bald war so wenig kriegerischer Sinn im Adel, daß der Kurfürst Georg Wilhelm, als er im Jahre 1623 die Lehensleute aufbot, hinzufügte, sie möchten das für keinen Scherz halten und nicht etwa säumig sein. Nicht besser war es in den Städten: die Bürger machten es wie der Adel, und schickten Tagelöhner und Gesellen, statt selber auszuziehen. Trat ein Kriegsfall ein, so vermochte der Fürst auch durch die dringendsten Bitten an die Stände niemals eine genügende Anzahl Truppen zusammenzubringen, und oft genug kam es zu den ärgerlichsten Auftritten, wenn er eine Musterung der dienstpflichtigen Leute halten ließ. Dies wurde noch schlimmer, als die religiöse Spaltung zwischen dem Kurfürsten und dem Volke eingetreten war; denn seitdem wurde dem Fürsten oft ganz geflissentlich die nöthige Hülfe vorenthalten. So blieb denn nur ein Mittel übrig, um im Kriege etwas auszurichten: nämlich die Werbung von Söldnern. Bei den häufigen Kriegen waren seit Jahrhunderten hoher Sold und Beute, sowie das zügellose Kriegsleben Lockungen genug für eine Menge von Menschen, welche nicht Vermögen oder Lust hatten, sich durch ein anderes Gewerbe zu ernähren. Im Falle eines Krieges schlossen die Fürsten Werbeverträge mit bewährten Hauptleuten oder Obersten, welche sich verpflichteten,

für eine gewisse Geldsumme eine größere oder geringere Anzahl von Kriegsleuten auf eine bestimmte Zeit aufzubringen. Die Obersten wählten nun wieder ihre Offiziere, dann wurden Werbeplätze bestimmt, die Trommel gerührt und es sammelten sich überall die kriegsbereiten Lanzknechte.

Das Regiment gehörte dem Obersten, der es errichtet hatte: ihm vertrauten und gehorchten die Söldlinge, und es war ihnen gleichgültig, welchem Kriegsherrn er sie zuführte. Sie hielten eben deshalb auch wenig auf den Eid, den sie dem Fürsten schwören mußten: sie dienten Jedem, wenn sie nur die Hoffnung hatten, durch Plünderung, Raub, Brand und Mord sich zu bereichern; das Ehrgefühl des wahren Kriegers kannten natürlich jene Banden nicht, welche aus dem Auswurf aller Völker bestanden, und denen der Krieg eben nur ein Handwerk war*).

Selten waren nun die Fürsten reich genug, die Söldner, wenn der Krieg lange dauerte, vollständig zu bezahlen: da mußte man es denn dulden, daß sie sich selbst bezahlt machten, indem sie auch im befreundeten Lande raubend und plündernd umherstreiften. Wollte es ein Feldherr strenger mit ihnen halten, so empörten sie sich und kündigten ihm den Dienst auf; denn sie waren sicher, anderswo bald wieder angeworben zu werden. Wurden sie abgedankt, so zogen sie als sogenannte gardende oder bettelnde Knechte umher und verübten in Haufen vereinigt allen Unfug und Frevel an den armen Bauern, welche überhaupt von diesem Unwesen am härtesten betroffen wurden.

Man hätte dem Uebel abhelfen können, wenn sich Adelige und Ritter dazu verstanden hätten, für ihre Kriegspflicht gewisse Geldsummen zu zahlen, um davon eine stehende Landmiliz zu besolden; aber wenn die Gefahr nicht vor der Thür stand, halfen alle Mahnungen und Bitten des Fürsten nichts; wenn dagegen der Feind schon anrückte, war es zu jener Einrichtung zu spät. Man mußte dann schleunigst Söldnerhaufen um theuern Lohn werben und zehnmal mehr zahlen, als eine ordentliche regelmäßige Miliz gekostet hätte.

Durch die großen Kosten der Söldnerkriege stieg nach und nach die Geldnoth der Fürsten auf's Höchste; um sich zu helfen, ließen sie leichtes und immer leichteres Geld prägen, wodurch wieder Verwirrung und allerlei Nothstände in Handel und Wandel kamen. Die Steuern mußten wiederholt erhöhet werden, indem der Kurfürst gegen alle rechtliche Einwendungen der Stände geradezu erklärte: „Noth kenne kein Gebot."

Der Zug englischer Söldner durch die Marken. Wie es nun schon beim Beginn des dreißigjährigen Krieges mit den Söldnerzügen in der Mark zuging, und wie schwach sich dabei die Regierung Georg Wilhelm's zeigte, davon giebt das Beispiel einer englischen Söldnertruppe hinreichend Zeugniß. Dreitausend Engländer, welche ein Oberst Grey für den reformirten König Friedrich von Böhmen angeworben hatte, sollten von der Elbe her durch die Marken ihren Weg nach Böhmen nehmen, das zügelloseste Gesindel, zum Theil aus Gefängnissen herbeigeströmt, fast ohne alle Waffen und in Lumpen gekleidet. Der Schrecken, welchen sie vor sich her verbreiteten, vermehrte sich noch, als unter ihnen eine ansteckende Seuche ausbrach. Die lutherischen Bewohner der Mark waren überdies ungehalten, daß ihre Regierung diesen re-

*) Stenzel, I. 433 ff.

formirten Söldnern den Durchzug zur Hülfe des reformirten Böhmenkönigs gestattete, und hätten sie am liebsten von der Grenze abgehalten. Anfangs ging alles ziemlich ruhig, bis die Söldner, mit dem ihnen vom Kurfürsten gewährten Unterhalt nicht zufrieden, sich auf Raub und Gewaltthat legten, so daß die Bauern vor ihnen in die Städte flüchteten, und die kurfürstliche Regierung selbst die Ritter und Städte zum Schutz gegen sie aufbieten mußte. Als nun die Söldner sich der Hauptstadt näherten, entstand da eine gewaltige Gährung. Vergeblich war es, daß dem Volk die Versicherung gegeben wurde, die Fremden sollten gar nicht in die Stadt eingelassen werden, — die Lärmtrommeln wurden geschlagen, die Bürger griffen zu ihren Waffen und eilten auf die Sammelplätze. Bald stand die ganze Bürgerschaft unter Waffen; der Kanzler, welcher in Abwesenheit des Fürsten die Leitung der Geschäfte hatte, sah ein, daß er mit Vorstellungen und mit Gewalt nichts ausrichten könnte und ließ die Sache gehen, wie sie gehen wollte. Die Engländer zogen indeß an der Hauptstadt vorüber, welche nach zwei Tagen wieder zur Ruhe kam. Der Kurfürst, der damals in Preußen war, äußerte sich sehr ungehalten über solche Auftritte, ließ sie aber ungestraft hingehen. „Es werde schon eine gelegenere Zeit kommen, solche muthwillige Buben zur Strafe zu ziehen."

So stand es in den Marken, als der dreißigjährige Krieg sich den Grenzen derselben immer mehr näherte, und es unvermeidlich wurde, daß auch Brandenburg sich an demselben betheiligte.

19. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648).

Ursachen des Krieges. Der Religionskrieg, welcher Deutschland dreißig Jahre hindurch erschütterte, mußte früher oder später nothwendig zum Ausbruch kommen, weil der sogenannte Religionsfriede, welchen Katholiken und Protestanten (1555) zu Augsburg geschlossen hatten, keine von beiden Parteien wirklich befriedigt, dabei aber den Katholiken zu viel Macht eingeräumt hatte, als daß sie sich nicht hätten versucht fühlen sollen, alles Verlorene wieder zu erringen und den Protestantismus ganz zu unterdrücken. Nur diejenigen Protestanten waren in den Religionsfrieden eingeschlossen, welche schon damals dem augsburgischen Bekenntniß zugethan waren; hierdurch war der weiteren Verbreitung der Reformation ein bedeutendes Hinderniß entgegengestellt, noch viel mehr aber durch den sogenannten „geistlichen Vorbehalt," nach welchem alle Geistlichen, welche später noch zur evangelischen Kirche übertreten wollten, ihre Pfründen verlieren mußten. Die Protestanten konnten mit der ihnen hierdurch bereiteten Lage keineswegs zufrieden sein, die eifrigen Katholiken aber meinten, daß denselben schon viel zu viel eingeräumt sei; besonders seitdem der neu gestiftete Jesuitenorden sich die Bekämpfung des Protestantismus zur Hauptaufgabe gemacht hatte, richtete sich das Bestreben der eifrigen Katholiken überall auf die Beschränkung der von den Protestanten bereits erworbenen Rechte. Den Gegnern derselben kam dabei die Spaltung und Feindschaft im protestantischen Lager selbst zu Statten: da sich nicht nur die Anhänger Luther's einerseits und Calvin's andererseits, sondern auch wieder die einzelnen Meinungen der lutherischen Kirche selbst unaufhörlich anfeindeten und verfolgten, heftiger fast, als es selbst zwischen

Katholiken und Protestanten geschah. Hierdurch wurde sowohl das weitere Wachsthum des Protestantismus von innen heraus gelähmt, als auch vorzüglich der Muth der Gegner zum Angriffe gegen die junge evangelische Kirche erhöht. Die Katholiken wußten sich überdies zur Förderung ihrer Bestrebungen den Beistand der Kaiser zu verschaffen. Das österreichische Kaiserhaus fürchtete, daß in den protestantischen Ländern mächtige und selbstständige Fürsten vielleicht als künftige Nebenbuhler der kaiserlichen Macht aufstehen könnten, deshalb unterstützten die Kaiser überall im deutschen Reiche die Bestrebungen der katholischen Partei. Zum Schutz gegen alle Beeinträchtigung waren nun die Protestanten zu der sogenannten Union zusammengetreten; aber auch hier machte sich die leidige Spaltung wieder geltend. Der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz stand an der Spitze des Bundes, die Mitglieder desselben aber waren theils nachlässig, theils eifersüchtig auf diesen Führer, weil er dem calvinistischen Bekenntniß angehörte, der lutherische Kurfürst von Sachsen hielt es sogar geradezu mit dem Kaiser. Die katholische Liga dagegen stand unter dem Herzog Maximilian von Baiern fest zusammen und hatte ihr Ziel, die Unterdrückung des Protestantismus, sicher im Auge: sie war nicht unbedingt für den Kaiser, sondern nur insoweit dieser sich bereit zeigte, ihre katholischen Zwecke zu fördern. Nöthigen Falls trat sie für diese Zwecke auch selbstständig und unabhängig von des Kaisers Willen auf. So standen die katholische und protestantische Partei kampfgerüstet gegen einander, und es bedurfte nur eines Anlasses, um den lange vorbereiteten, unseligen Krieg durch ganz Deutschland zu entzünden.

Ausbruch des Krieges in Böhmen. In den habsburgischen Erbländern, zunächst in Böhmen, wurde dieser Anlaß gegeben. Schon Kaiser Mathias hatte sich die größten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen gegen die Protestanten in Schlesien und Böhmen erlaubt; noch schlimmer aber wurde die Lage derselben, als Ferdinand von Steiermark 1617 zum König von Böhmen ernannt wurde. Ferdinand war aus vollster Ueberzeugung Katholik und von ernstem Eifer für seine Kirche beseelt: er hielt es für Gewissenssache, die Protestanten wieder in den Schooß derselben zurückzuführen, und es wurde daher den fanatischen Geistlichen, welche ihn leiteten, nicht schwer, ihn zu den strengsten Maßregeln Behufs der Ausrottung des Protestantismus zu bewegen.

Die Verfolgungssucht Ferdinand's und seiner Räthe trieb die protestantischen Stände Böhmens zum Aufstand: die kaiserlichen Statthalter Slavata, Martinitz und ihre Genossen wurden in Prag aus den Fenstern der Hofburg gestürzt und an ihre Stelle von den Ständen eine anderweitige Regierung ernannt **(1618)**. Der Kaiser Mathias rüstete nun gegen die Böhmen, welche von den Schlesiern unter dem Markgrafen Johann von Jägerndorf Hülfe erhielten. Ferdinand von Böhmen war inzwischen nach Mathias Tode auch zum Kaiser gewählt worden **(1619)**, die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und den Lausitzen aber erklärten, daß er als ein Feind der Gewissensfreiheit und Eidbrüchiger den Thron nicht behalten könne, und wählten statt seiner den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Anführer der Union, zum König. Sie verbündeten sich mit den protestantischen Ständen in Ober- und Niederösterreich, sowie mit den Ungarn gegen Ferdi-

nand und den Katholicismus. Friedrich von der Pfalz aber, ein schwacher, eitler Mann, verstand es nicht, die bedeutenden Kräfte, welche ihm zu Gebote standen, zu benutzen: er verletzte durch vornehmes, stolzes Wesen die Böhmen, versäumte es, die protestantischen Kriegskräfte zur Zeit zu sammeln, sich mit den Fürsten der Union zu verständigen, während das Haupt der Liga, Maximilian von Baiern, Alles anwendete, um bald mit aller Kraft auftreten zu können. Friedrich war ein Schwiegersohn des Königs Jakob von England, ein Schwager des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, und hoffte auf deren thätige Hülfe; von England aber kamen erst spät und in geringer Zahl die erwarteten Truppen und von Brandenburg geschah nichts zu seiner Unterstützung. Georg Wilhelm zeigte hier von vorn herein sein unentschlossenes Wesen: er hätte gern seinem Schwager und Glaubensgenossen Beistand geleistet, aber durch die Furcht vor dem Kaiser und vor Polen ließ er sich davon abhalten, um so mehr, als seine lutherischen Unterthanen dem pfälzischen Fürsten, als einem Calvinisten, wenig zugethan waren.

Die kaiserlichen Truppen rückten mit denen der Liga nach Böhmen, ehe Friedrich ausreichende Streitkräfte gesammelt hatte, und in der Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde durch Tilly und Maximilian von Baiern der kurzen Herrschaft des böhmischen Königs mit einem Schlage ein Ende gemacht (1620). In Verzweiflung floh er eilig nach Schlesien, wo die Stände bereitwillig beschlossen, ferner zu ihm zu halten und Gut und Blut für ihn einzusetzen; aber bald darauf ging er in feiger Flucht weiter nach Küstrin. Der Markgraf von Jägerndorf allein suchte die Sache der Protestanten noch zu halten, aber er büßte das kühne Unternehmen mit der Reichsacht und mit dem Verlust seines Herzogthums, welches der Kaiser ohne alle Rücksicht auf die Ansprüche Brandenburgs dem Fürsten von Lichtenstein übertrug.

Dem Kurfürsten von Brandenburg war die Anwesenheit seines Schwagers, Friedrich von der Pfalz, in Küstrin sehr lästig, theils wegen der Besorgniß vor des Kaisers Zorn, theils wegen der Stimmung seines eigenen Volkes. Denn der Haß gegen die Calvinisten war so groß, daß die Berliner bei der Nachricht von der Prager Schlacht, statt den Nachtheil für die protestantische Sache zu empfinden, in öffentlichen Jubel ausgebrochen waren, und daraus nur den Schluß gezogen hatten, daran sehe man, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen habe. Dennoch konnte der Kurfürst nicht umhin, seinem Schwager und dessen Gemahlin, der durch ihre Schönheit, aber auch durch ihre Hoffahrt berühmten Königin Elisabeth von Böhmen, welche krank in Küstrin angekommen war, aus Menschlichkeit den Aufenthalt daselbst und bald darauf in Berlin zu gestatten. Durch des Kaisers ernstliche Vermahnungen sah er sich jedoch bald veranlaßt, seinem Schwager zu erklären, daß er ihm, ohne seiner eigenen Lande und Leute Verderben, nicht länger Schutz gewähren könne, worauf Friedrich nach Dänemark flüchtete. Das Volk jubelte über seine Entfernung, und als es einmal hieß, er solle wiederkehren, hörte man die Aeußerung: „Der Bettelkönig möge nur wiederkommen, man würde ihm die Thore vor der Nase zumachen."

Die dänische Periode des Krieges. Kaiser Ferdinand hatte nun seine Erbländer wieder völlig unterworfen, und der erste Anlaß zum Kriege war durch die siegreiche Gewalt beseitigt; aber der Frieden konnte nicht einkehren,

weil der Kaiser, durch den ersten Sieg ermuthigt, um so rücksichtsloser gegen die Protestanten auftrat. In seinen Erbländern wurden sie auf die schwerste Weise verfolgt und unterdrückt, und zugleich that der Kaiser einen Schritt, welcher das Uebergewicht der Katholiken im deutschen Reiche sichern sollte: er übertrug die Kurwürde, welche bis dahin die protestantischen Fürsten der Pfalz gehabt, auf den katholischen Herzog von Baiern, Maximilian, so daß jetzt unter den sieben Kurfürsten des Reiches nur noch zwei protestantische, Brandenburg und Sachsen, übrig blieben. Ueberhaupt trat nun das Bestreben des Kaisers und der Katholiken, die katholische Kirche und die alten Reichsverhältnisse wieder in volle Geltung einzusetzen, zu deutlich hervor, als daß sich nicht die Protestanten in Deutschland bald kräftiger als vorher hätten erheben sollen.

Zunächst freilich wurde die protestantische Sache nur noch von einzelnen kühnen Heerführern, besonders vom ritterlichen Grafen Mansfeld und von dem jungen, kühnen Herzog Christian von Braunschweig geführt, welcher begeistert von den Reizen der unglücklichen Königin Elisabeth von Böhmen ihren Handschuh auf seinen Hut heftete und gelobte, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er die flüchtige Fürstin wieder auf den böhmischen Thron zurückgeführt hätte. Aber er, wie Mansfeld vermochten den Waffen Tilly's und der mit dem Kaiser verbündeten Spanier nicht zu widerstehen, und Ferdinand hätte bald ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen, wenn nicht jetzt fremde Fürsten der Sache des Protestantismus zu Hülfe gekommen wären. In England, Dänemark und Schweden trieb das Interesse des Protestantismus dazu, die Reformation in Deutschland nicht unterdrücken zu lassen. Gleichzeitig waren auch die französischen Staatsmänner, besonders der Cardinal Richelieu, obwohl er in Frankreich selbst die Protestanten zu vernichten strebte, doch bereit, dieselben in Deutschland zu unterstützen, um das österreichische Haus nicht zu einer drohenden Uebermacht gelangen zu lassen.

Zuerst trat der König Christian IV. von Dänemark thätig auf den deutschen Kriegsschauplatz; auch Gustav Adolph von Schweden hatte den Protestanten bereits seinen Beistand angetragen, und schlug ein Bündniß aller evangelischen Staaten vor, aber Christian war sein persönlicher Feind und wollte nicht mit ihm gemeinschaftlich handeln. So wurde denn der Dänenkönig allein von England mit Geld unterstützt und von deutschen Staaten, welche noch für die evangelische Sache im Felde standen, zum Kreisobersten und Befehlshaber ernannt. Dem Kaiser dagegen, welcher sich in seinen weiteren Schritten von der katholischen Liga und deren Feldherrn unabhängig machen wollte, erbot sich gerade damals der reiche, ehrgeizige und hochstrebende Albrecht von Wallenstein, ein eigenes Heer für ihn anzuwerben.

In der hiermit beginnenden dänischen Periode des dreißigjährigen Krieges wurde es für Georg Wilhelm von Brandenburg immer dringender, auch seinerseits zu einem Entschlusse zu kommen, welcher Seite er sich in dem großen Kampfe anschließen wollte: schon lagen die Heere des Kaisers und der Liga an den Grenzen seiner Länder, schon waren Kosakenbanden, welche der König von Polen dem Tilly zu Hülfe schickte, zum Schrecken der Märker wild hausend durch das Land gezogen, nun wurde auch von Norden

her durch die dänischen Kriegszüge das brandenburgische Land berührt. Georg Wilhelm war jedoch zu unselbstständig, um in dieser schwierigen Lage einen Entschluß nach eigener Meinung zu fassen: er schwankte zwischen seinen Räthen hin und her, unter denen gerade einer, auf welchen das Land mit Mißtrauen blickte, bei ihm besonderes Ansehen genoß.

Graf Adam von Schwarzenberg, Sohn eines rühmlichst bekannten kaiserlichen Feldherrn, war im Cleveschen geboren. Obgleich Katholik hatte er sich beim Ausbruche des jülichschen Erbstreites sofort für Brandenburg erklärt und war bald darauf als kurfürstlicher Geheimrath in Johann Sigismund's Dienste getreten. Georg Wilhelm gab ihm das Zeugniß, „daß er dem kurfürstlichen Hause in den jülichschen Landen von Anfang an mit solcher Treue und Bestand gedient habe, daß der Kurfürst von seinen Bemühungen in vielen Wegen Gutes und merkliches Frommen gehabt." Dreißig Jahre hindurch verwaltete er unter Johann Sigismund und dessen Sohn die jülichschen Lande mit großem Geschick, und wurde deshalb von Georg Wilhelm auch zu anderen wichtigen Staatsangelegenheiten zugezogen. Nach und nach gewann sein Rath in allen Dingen das größte Uebergewicht, und trotz der Eifersucht der übrigen Räthe wußte er sich in dieser Stellung unangefochten zu behaupten. Gewiß aber war es ein Uebelstand, daß gerade damals ein Katholik auf die brandenburgischen Angelegenheiten und auf den so schwachen Fürsten den hauptsächlichsten Einfluß ausübte, welcher an und für sich schon zur Unterstützung der protestantischen Sache wenig geneigt war.

Man hat dem katholischen Minister alles Unheil, welches bald darauf über das Land gekommen, zur Last gelegt; er habe heimlich im Solde Oesterreichs gestanden und zugleich als Katholik absichtlich Preußen ins Verderben zu bringen gesucht: die genauen Untersuchungen seines Lebens haben der Ansicht Raum geschafft, daß diese Anschuldigungen zu hart sind, und daß er wohl wirklich gemeint haben mag, daß für Brandenburg ein Anlehnen an den Kaiser vortheilhafter sei. Wenigstens hat er diese Meinung immer ganz offen bekannt und darin bei seinem fürstlichen Herrn meistens Billigung gefunden. Sicher ist freilich, daß er seine Stellung in jeder Beziehung zur Vergrößerung seines Vermögens benutzte und deshalb auch Geschenken fremder Fürsten leicht zugänglich war. Da ist denn gewiß von Seiten des Kaisers und der Katholiken nichts verabsäumt worden, um durch freigebige Geschenke seinen Eifer für ihre Sache noch mehr anzuspornen.

Georg Wilhelm's Schwanken; Heimsuchung der Marken. Das größte Unglück für die Mark war, daß Georg Wilhelm selbst überhaupt zu keinem Entschlusse kommen konnte: da nämlich die übrigen Räthe außer Schwarzenberg sich für die protestantische Sache aussprachen, so entschied er sich weder für die eine, noch für die andere Seite, sondern wollte *parteilos* zwischen den kriegführenden Mächten bleiben. Dazu wäre nöthig gewesen, wenigstens ein bedeutendes Söldnerheer aufzustellen, um die Einfälle beider Parteien kräftig abzuwehren, aber der Kurfürst vermochte das Geld hierzu nicht aufzubringen, und so wurden die Marken, obgleich sie sich am Kriege nicht betheiligten, doch bald der Schauplatz räuberischer Anfälle von katholischer, wie von protestantischer Seite.

Christian IV. wollte den Kampf in die österreichischen Länder versetzen,

dazu sollte ein Heer durch Brandenburg nach Schlesien dringen. Um die Parteilosigkeit Brandenburgs kümmerte man sich nicht: „Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich," sagten die Feldherren, und erzwangen von den armen Märkern Alles, was sie für ihre Heere brauchten. Die Söldner wirthschafteten ärger, als Räuberbanden. Als die Stadt Nauen sich weigerte, solches Raubgesindel aufzunehmen, wurde die Brandfackel in dieselbe geworfen und der Ort ging in Flammen auf. Gleich nach den Dänen rückte Wallenstein im Sturme herbei und hauste ganz ebenso im Lande. Vergeblich rief Georg Wilhelm Adel und Städte auf, sich den Räubereien gemeinschaftlich zu widersetzen; die wilden Kriegshaufen wurden dadurch nur zu noch größeren Gewaltthaten gereizt.

Die kaiserlichen Waffen errangen große Vortheile: Wallenstein besiegte das protestantische Heer in Schlesien, ebenso unterlag der König von Dänemark bei Lutter am Barenberge der Kriegskunst Tilly's (1624).

Georg Wilhelm wurde jetzt mehr und mehr geneigt, sich nach Graf Schwarzenberg's Rathe dem Kaiser offen anzuschließen, besonders die schlimme Behandlung der Mark durch die Mansfeldschen und dänischen Schaaren hatte ihn sehr erbittert.

Zwar drang Gustav Adolph von Schweden, welcher eben wieder mit Polen in Kampf gerathen war, in den Kurfürsten, daß er sich für ihn und zugleich für die Sache der Protestanten erklären möchte, aber er verletzte zugleich durch eigenmächtiges Auftreten in Preußen Georg Wilhelm's Empfindlichkeit. Der Schwedenkönig wollte mit seinem Heere gern auf dem nächsten Wege nach Polen ziehen, landete deshalb an der preußischen Küste, setzte sich bei Pillau auf dem Gebiete des Kurfürsten fest und verhandelte über den Durchzug mit den preußischen Ständen, ohne nach dem Landesherrn viel zu fragen. Alle Städte, welche ihm nicht gelobten, parteilos zu bleiben, wurden besetzt, und der fremde Fürst schaltete in Preußen, als wäre es ein herrenloses Land. Tief gekränkt durch ein solches Verfahren, ließ der Kurfürst seinem Unwillen freien Lauf und machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, sich an den Kaiser anzuschließen. „Das sind die großen Hoffnungen," sagte er, „die man mir von Schweden gemacht. Man nimmt mir Pillau, und das soll Freundschaft sein und die gemeine Sache befördern heißen. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren? Sitze ich so stille und sehe meinem Unglücke zu, was wird man von mir sagen? Hingegen da ich mich wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß der Kaiser es mit mir werde ärger machen, als dieser. Und weil er bis dato nichts gegen mich gethan, so muß ich doch dann Gnade und alles Gute hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, da ich so ganz still sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schanden gelebt. Ich habe nur einen Sohn, und bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, da ich mich beim Kaiser halten werde. Also sehe ich nichts Anderes, als ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen in der Zeit, da ich noch Etwas habe."

Ungeachtet solcher Ueberlegung kam aber der Kurfürst noch zu keinem Entschlusse. Von Gustav Adolph in Preußen gedrängt, versprach er Partei-

losigkeit, ließ sich aber gleich darauf durch des Kaisers Drohungen wieder gegen die Schweden bestimmen. Durch solches Schwanken vermehrte er die unglückliche Lage des Herzogthums Preußen, welches nach einander von den Schweden und von den Polen bedrückt wurde, bis endlich durch englische und französische Vermittelung ein Frieden zwischen den beiden kriegführenden Mächten zu Stande kam. Georg Wilhelm suchte sich inzwischen doch mit dem Kaiser zu verständigen und befahl, die Dänen aus dem Lande zu vertreiben, wogegen er die kaiserlichen Heere durch Lieferungen von Lebensmitteln unterstützte. Die Bewohner der Mark aber mußten die neue Freundschaft bald härter empfinden, als die früheren Bedrückungen; denn das Land wurde durch die Anforderungen der Wallensteinischen Truppen aufs Aeußerste erschöpft. Wie der Kurfürst später selbst an den Kaiser berichtete, wurde „von den Kaiserlichen in den Marken gar übel gehauſt." Das Land mußte die große Menge fremder Krieger nicht blos beköstigen, sondern auch besolden, und dabei erpreßten die Befehlshaber und die Soldaten nebenher noch so viel sie konnten. Montecuculi, der in der Neumark stand, ließ sich monatlich für sein Kriegsvolk 30,000 Gulden, für seine Tafel allein 12,000 Gulden und für jeden seiner Obersten 600 Gulden zahlen, und dabei mußten ihm die Stände noch ein Zeugniß ausstellen, daß er es milde und gnädig mit dem Lande gehalten. Unter dreißig bis sechszig Schüsseln täglich hielt er keinen Mittagstisch. Den Bauern wurden Kleider, Stiefeln, Geld weggenommen, und wenn sie sich weigerten, schlug man sie todt. Aehnlich ging es in allen anderen Landestheilen; der Schaden des ganzen Landes blos an Abgaben wurde auf zwanzig Millionen berechnet. Dazu noch die rohe Gewaltthätigkeit des wilden Kriegsvolkes. Allenthalben begegnete man niedergebrannten, ausgeplünderten oder verlassenen Dörfern; auch in den Städten standen bereits viele Häuser leer, und selbst die Rittersitze waren so verwüstet, daß viele Edelleute sich nicht anders zu helfen wußten, als selbst im Heere des Kaisers Dienste zu nehmen.

Siege der katholischen Partei; drohende Unterdrückung des Protestantismus. Wallenstein trieb den König von Dänemark immer weiter aus Deutschland zurück, bemächtigte sich Holsteins, Schleswigs und Jütlands, und Christian mußte sich auf seine Inseln flüchten. Bald war in ganz Deutschland kein Widerstand mehr gegen den Kaiser, dessen gewaltiger Feldherr sich mit hunderttausend Mann in Norddeutschland ausbreitete und die Ostsee zu beherrschen suchte. Jetzt aber ließ sich auch bald erkennen, was die evangelischen Fürsten zu erwarten hätten, wenn erst des Kaisers Macht neu befestigt wäre: an den Herzögen von Mecklenburg wurde zuerst ein schreckendes Beispiel aufgestellt. Weil sie Werbungen für Gustav Adolph in ihrem Lande gestattet hatten, wurden sie als „ungehorsame Reichsfürsten" für abgesetzt erklärt und ihr Fürstenthum dem ehrgeizigen Wallenstein gegeben **(1629)**. Die weitgreifenden Pläne des Kaisers traten immer klarer hervor: Ferdinand wollte durch Unterdrückung der deutschen Reichsfürsten das deutsche Kaiserthum zu einer erblichen und unumschränkten Herrschaft machen, was die großen Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause vergeblich versucht hatten; vor Allem aber sollte der Protestantismus wieder ausgerottet werden. In den österreichischen Ländern war hierin durch List und Gewalt schon ein erfolgreicher Anfang gemacht; jetzt ging man auch im übrigen Deutschland ans Werk.

Im Jahre 1629 erließ Ferdinand das sogenannte Restitutionsedict, nach welchem alles in Folge der Reformation eingezogene frühere Kirchengut der katholischen Kirche wieder zufallen sollte. Alle von den Protestanten seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen sollten wieder herausgegeben werden. Gleichzeitig erklärte der Kaiser, daß an den Wohlthaten des Augsburgischen Religionsfriedens nur die Bekenner der unveränderten Augsburgischen Confession, also nicht die Reformirten, Theil haben sollten.

Der Kurfürst von Brandenburg selbst war durch das Edict in seinem Besitze bedroht; denn die Bisthümer Lebus und Havelberg, sowie Magdeburg, wo sein Oheim Bisthums-Administrator war, gehörten zu den einzuziehenden Gütern. Schon wurde in der nächsten Nachbarschaft der kaiserliche Befehl überall mit aller Strenge vollzogen. Georg Wilhelm war aber zu schwach und sein Land zu erschöpft, als daß hier ein erheblicher Widerstand gegen das Edict zu erwarten gewesen wäre. Zu spät erkannte jetzt der Fürst und die Unterthanen, daß es sich um das Bestehen ihrer Kirche selbst handelte, und daß es wirklich die gemeinsame Sache der Protestanten war, zu deren Vertheidigung sie wiederholt aufgerufen worden waren, die sie aber leichtsinnig im Stiche gelassen hatten.

Das ganze protestantische Deutschland sah sich mit Schrecken vom Untergange bedroht; unter den deutschen Fürsten war keiner, der es zu retten die Kraft und den Muth hatte. Aber schon hatte ein fremder Fürst zur Rettung Deutschlands und des Protestantismus die Waffen ergriffen und kam herbei, die drohende Uebermacht des Kaisers wieder zu erschüttern. Gustav Adolph, der Schwedenkönig, erschien an Pommerns Küste (1630). Die Oesterreicher, durch ihre Erfolge übermüthig gemacht, spotteten des kühnen Beginnens. „Da haben wir halt wieder a neues Feindl bekommen," soll Ferdinand lachend ausgerufen haben; Tilly freilich, welcher des Schweden Kriegstüchtigkeit besser zu schätzen wußte, sagte: Der Schwede sei wohl ein ganzer Feind, denn er sei ein rechter Kriegsmann, doch meinten die Oesterreicher, der nordische „Schneekönig" werde an den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald zusammenschmelzen.

Gustav Adolph ein christlicher Held. Der Schwedenkönig war in der Blüthe des Mannesalters, als er zur Rettung Deutschlands herbeizog: er zählte kaum sechs und dreißig Jahre. Sein hoher Wuchs überragte um Hauptes Länge die Reihen seiner Krieger. Um die hochgewölbte königliche Stirn floß mildernd das goldgelbe Haar und in dem blauen und doch feurigen Blicke vereinigte sich in seltener Weise der Ausdruck der Hoheit und Milde, des Ernstes und der Freundlichkeit. Dieser Ausdruck entsprach in der That seinem ganzen Wesen. Er war ein gewaltiger Feldherr voll Muth, Unerschrockenheit und Entschlossenheit, aber dabei war er freundlich und herablassend gegen den Geringsten, seine wohltönende Rede drang leicht gewinnend zum Herzen, und seine Soldaten waren ihm nicht nur ergeben, sondern sie liebten ihn. Gustav Adolph war vor Allem ein christlicher Held, ungeheuchelt und demüthig fromm, rein und einfach in seinen Sitten: er begann Nichts, ohne im Gebete den Segen Gottes erfleht zu haben, und denselben Geist der Demuth und des Gottvertrauens wußte er auch seinem Heere mit-

zutheilen. Durch diesen christlichen Geist und durch die innere Kraft, welche dieselbe verleiht, war sein Heer ausgezeichnet vor den rohen, wüsten Söldnerhaufen, welche Deutschland verwüsteten: das Heer zeigte sich, so lange Gustav lebte, des edeln Gedankens würdig, welchen der große Führer in seiner Brust trug. Nicht um gewöhnlichen Ehrgeizes willen, nicht zur Eroberung blos war Gustav zu dem gewagten Kampfe auf fremdem Boden ausgezogen, obgleich ihm Ehrgeiz und Eroberungslust nicht fremd waren; allerdings hoffte der Schwedenkönig auch für sein Land Vortheile in Deutschland zu erringen, besonders war auf die Küste der Ostsee sein Augenmerk gerichtet, allerdings faßte er im weiteren Verlaufe seiner Heldenbahn selbst den Plan, die deutsche Krone auf sein Haupt zu setzen, und so ein protestantisches Kaiserthum zu gürnden, — aber was ihn vor Allem hinaustrieb, das war die *Begeisterung für die reine evangelische Lehre*, der er im wahren Glauben ergeben war, und die er in Deutschland vor dem drohenden Untergange bewahren wollte. Mit tiefer Bekümmerniß sah er, wie die protestantische Kirche durch das siegreiche Vordringen des österreichischen Hauses und durch die Schwäche der evangelischen Fürsten immer ärger gefährdet war, und er fühlte sich durch Gott berufen, dieselbe zu schützen. Wiederholt hatte er den deutschen Protestanten die Hand zum Bunde geboten, jetzt, wo die Gefahr des Unterganges schon sichtlich hereingebrochen, zog er voll Gottvertrauen aus, um das große Werk der Rettung allein zu beginnen; und auf des Kanzlers Oxenstierna vorsichtige Bedenken erwiederte er: „Es ist eines Königs Pflicht, dem großen Beherrscher der Könige ohne Murren zu gehorchen."

Auf der kleinen Insel Ruden bei Rügen an Pommerns Küste landete der fromme Held mit seinem Heere von nur 15,000 Mann **(1630).** Als er den deutschen Boden betreten, fiel er auf die Kniee, Gott für die glückliche Ueberfahrt zu danken und Seinen weiteren Beistand zu erflehen. Thränen der Rührung füllten die Augen der Krieger bei diesem erhabenen Anblicke; der König aber, sich erhebend, sprach: „*Weinet nicht, Freunde, sondern betet! Je mehr Betens, je mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten.*"

Des Königs erstes Vordringen; erzwungenes Bündniß Georg Wilhelm's mit den Schweden; Magdeburg's Fall durch Tilly. Gustav Adolph bemächtigte sich in Eile der Insel Usedom und der Odermündungen und vertrieb, ohne viel Widerstand zu finden, allenthalben die kaiserlichen Besatzungen. Des Kaisers bedeutendster Feldherr, der große Wallenstein, war kurz vorher von seiner gewaltigen Höhe herabgestürzt worden; Neid, Eifersucht und gerechte Klagen über seine Willkür hatten sich vereinigt, um vom Kaiser seine Absetzung zu verlangen. Statt seiner standen dem hereinbringenden nordischen Feinde nur schwache Feldherren gegenüber, welche seinen entschlossenen Lauf nicht aufzuhalten vermochten. Den Herzog von Pommern, welchem er verkündete, er sei gekommen, vielen Tausend bedrängten Christen Rettung zu bringen, wußte er sich zuerst zu verbinden, wobei er freilich auch gleich Anstalten traf, das schöne Küstenland, auf welches Brandenburg Erbansprüche hatte, für Schweden zu erwerben. Des Königs Heer vermehrte sich durch nachgekommene Truppen und durch deutsche Ueberläufer bald bis auf 30,000 Mann und in Kurzem waren die Kaiserlichen, welche ihren Weg

durch die blutigsten Schandthaten befleckten, aus ganz Pommern vertrieben. Inzwischen hatte Gustav ein Bündniß mit Frankreich auf fünf Jahre geschlossen, und erhielt von dort jährlich 400,000 Thaler Hülfsgelder. Solche Unterstützung that dem Könige Noth, da er es verschmähte, seine Truppen, wie Wallenstein, durch Plünderung und Bedrückung des armen Landmannes zu erhalten, und da die evangelischen Fürsten in Deutschland sich noch nicht geneigt zeigten, sich mit ihm zu verbinden.

Georg Wilhelm von Brandenburg war der erste, an dessen Bündnisse dem Schwedenkönige jetzt gelegen sein mußte, aber wir wissen bereits, daß der Kurfürst sich scheute, mit dem Kaiser zu brechen; zudem war er dem Schwedenkönige abgeneigt und durch dessen Anspruch an Pommern neuerdings aufgereizt. So wies er denn alle Anträge Gustav's ohne Weiteres zurück und traf Anstalten, sich gegen den Einbruch der Schweden zu vertheidigen, während seine angeblichen Freunde, die Kaiserlichen, nichtsdestoweniger entsetzlich in den Marken haus'ten. Gustav Adolph drang darauf in die Neumark ein und trieb die Truppen des Kaisers vor sich her; der Weg nach Schlesien und nach Oesterreich lag ihm offen, da kam die Kunde von dem drohenden Falle Magdeburgs. Diese alte heldenmüthige Stadt hatte sich zuerst mit den Schweden verbündet, um den Gewaltthätigkeiten des Kaisers Widerstand zu leisten; an ihr wollte der finstere, grausame Tilly nun ein warnendes Beispiel aufstellen, um alle Stände des Reiches vor ähnlichen Widersetzlichkeiten zurückzuschrecken. In Gemeinschaft mit dem General Pappenheim belagerte er die Stadt, und ihr Untergang war unvermeidlich, wenn Gustav nicht schleunig zur Rettung herbeieilte. Er versprach in drei Wochen Hülfe zu bringen, nur so lange sollte sich die Stadt noch zu halten suchen. Er konnte nämlich nicht nach Magdeburg eilen, so lange die Staaten in seinem Rücken, Brandenburg und Sachsen, ihm feindlich blieben, weil er alsdann im Fall des Mißlingens seines Unternehmens den freien Rückzug durch jene Länder nicht hätte hoffen können. Zwar traten die protestantischen Fürsten, unter ihnen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, in Leipzig zusammen, um über ihr weiteres Verhalten zu berathen, aber sie begnügten sich, gemeinsame Beschwerden beim Kaiser über die Willkür seiner Generale zu erheben, zu einem Bündniß mit Gustav Adolph aber entschlossen sie sich nicht. So blieb denn diesem nichts übrig, als das Bündniß zu erzwingen. Er schrieb an Georg Wilhelm, stellte ihm die Gefahr Magdeburgs vor und verlangte die Festungen Spandau und Küstrin; da seine Anträge zurückgewiesen wurden, rückte er vor Berlin. Der Kurfürst schwankte hin und her und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Gustav Adolph wurde nicht müde in Bitten und Vorstellungen: „Ich will Magdeburg entsetzen," sagte er, „nicht mir, sondern euch Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so ziehe ich von hier stracks wieder zurück und biete dem Kaiser einen Vergleich an; ich weiß, er wird ihn eingehen, wie ich ihn verlange. Aber am jüngsten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr Nichts bei dem Evangelio habt thun wollen; es wird euch auch hier vergolten werden. Denn ist Magdeburg weg und ich ziehe davon, so sehet zu, wie es euch gehen wird." Endlich gelang es, den Kurfürsten zu bestimmen, daß er Spandau durch fünfhundert Schweden besetzen ließ. Gustav rückte nun weiter auf Magdeburg zu, aber als er mit dem Kurfürst von Sachsen

noch über den Durchzug durch dessen Land verhandelte, kam die entsetzliche Trauerbotschaft von Magdeburgs Erstürmung und Zerstörung.

Magdeburg war von Tilly mit vierzigtausend Mann eng eingeschlossen; eine Schanze nach der andern wurde von den Kaiserlichen genommen, während die Besatzung der Festung immer mehr zusammenschmolz. Unter dem muthigen und einsichtigen Schweden Falkenberg widerstand sie tapfer allen Angriffen und wies alle Anträge zur Uebergabe zurück, des baldigen Ersatzes durch Gustav Adolph sehnsüchtig harrend. Auf Pappenheim's Rath wurde endlich von den Kaiserlichen ein Sturm in aller Stille vorbereitet und den Soldaten eine dreitägige schonungslose Plünderung des reichen „Ketzernestes" versprochen. In einem Augenblick, wo die getäuschten Einwohner es am wenigsten erwarten konnten, brach das Verderben über sie herein. Die blühende Stadt wurde in wenigen Stunden ein Schauplatz der schändlichsten Greuel, welche jemals von entarteten Horden ausgeübt worden sind: jedes menschliche Gefühl wird empört und tief beschämt bei dem Gedanken an die scheußlichen Frevelthaten, welche in Magdeburg verübt worden. Eine Stunde nach dem Beginn des Mordens und Plünderns wurde der Schrecken durch den Ausbruch einer Feuersbrunst erhöht, welche ungehindert um sich greifen konnte; am Abend lag die ganze alte Stadt bis auf einige alte Fischerhütten und den ehrwürdigen Dom in Asche da, von den 35,000 Einwohnern waren etwa 5000 übrig, alle andern hatten den Tod durch das Schwert, durch qualvolle Martern oder in den Flammen gefunden. Pappenheim meldete ruhmredig dem Kaiser, seit der Eroberung Troja's und Jerusalems sei keine größere Victoria erfahren und erhört worden, — die wilden Banden der kaiserlichen Feldherrn aber feierten Tage lang mit dem erbeuteten Wein „die Magdeburger Hochzeit." **(1631.)**

Vertrag Gustav Adolph's mit Brandenburg und Sachsen; Sieg bei Leipzig. Als Gustav Adolph das schreckliche Schicksal der heldenmüthigen Stadt erfuhr, gelobte er feierlich, das Schicksal derselben an Tilly zu rächen, und sollte er den „alten Korporal", wie er ihn nannte, bis an der Welt Enden verfolgen. Vor allen Dingen aber wollte er jetzt der Unterstützung Brandenburgs ganz gewiß sein und rückte vor Berlin, den wieder schwankenden Kurfürsten zur endlichen Entscheidung zu zwingen. Der ernsten Drohung gelang, was die milden Vorstellungen nicht vermocht hatten: Georg Wilhelm bequemte sich endlich zu einem Vertrage, durch welchen er dem Schwedenkönige eine monatliche Hülfe von 30,000 Thaler, sowie die Besetzung von Spandau und Küstrin gewährte. Der Graf Schwarzenberg, welcher auch damals bei seiner Ansicht beharrte, daß es Brandenburg mit dem Kaiser halten müßte, wurde einstweilen vom Hofe entfernt und ging als Gesandter nach Holland, von wo aus er jedoch fortwährend mit Georg Wilhelm in Verbindung blieb.

Auch mit Sachsen kam jetzt ein Vertrag zu Stande, nach welchem Sachsens Truppen, 20,000 Mann stark, zu Gustav's Heere stießen. Tilly hatte sich Leipzigs bemächtigt; da drängte der Kurfürst von Sachsen selbst zur baldigen Schlacht und nach kurzem Bedenken willigte der Schwedenkönig ein. In den Ebenen von Leipzig fand der erste entscheidende Kampf statt. Mit dem Feldgeschrei „Jesus Maria" und „Gott mit uns" stürmten die katholischen und die protestantischen Schaaren auf einander ein: zwar hielten die Sachsen den Kaiserlichen nicht Stand, desto tapferer aber schlugen sich die Schweden,

und in ihren Reihen der kühne Herzog Bernhard von Weimar. Der Sieg wurde von den Schweden erfochten, Tilly selbst verwundet nach Halle gebracht. Gustav Adolph fiel nach der blutigen Schlacht vor seinen Truppen auf die Kniee und dankte Gott für den Sieg, dessen freudige Kunde bald in dem ganzen protestantischen Deutschland erscholl (1631).

Mit einem Schlage war des Kaisers drohende Uebermacht und der Zauber, welcher daran haftete, gebrochen: die evangelischen Staaten jauchzten dem Ritter ihres Glaubens zu und ihre Fürsten schlossen sich ihm nun mit freudiger Zuversicht an. In ungehemmtem Siegeszuge eilte er durch Mitteldeutschland nach dem Rheine, um die katholische Liga nicht neue Kräfte sammeln zu lassen, und triumphirend zog er in Frankfurt ein, während Bernhard von Weimar mit Glück Tilly's Schaaren durch Westphalen weiter verfolgte, der sächsische Heerführer von Arnim aber in Böhmen einfiel, die kaiserlichen Haufen zurückschlug und bis Eger vordrang.

Schlacht bei Lützen; Gustav's Tod. Kaiser Ferdinand nahm in dieser tiefen Noth seine Zuflucht wieder zu dem gewaltigen Kriegsmanne, welchen er kurz vorher der Entrüstung Deutschlands und dem Neide seiner Nebenbuhler hatte aufopfern müssen: Wallenstein, welcher seit seiner Entlassung auf seinen reichen Besitzungen mit wahrhaft königlicher Pracht gelebt hatte, des Augenblicks harrend, wo sein Glücksstern wieder erscheinen mußte, wurde jetzt fast flehentlich gebeten, mit seinem Einflusse und mit dem Zauber seines Namens dem Kaiser zu Hülfe zu kommen. Unter den stolzesten Bedingungen gab er den kaiserlichen Bitten endlich nach, stellte in Kurzem ein bedeutendes Söldnerheer auf und begann seine neue Laufbahn mit der Wiedereroberung Böhmens.

Gustav Adolph war unterdeß auf seiner Siegesbahn weiter vorgeschritten: vom Rheinstrome wendete er sich gegen Tilly nach Franken zurück. Am Lech ereilte er den greisen Feldherrn, erzwang gegen denselben den Uebergang über den Fluß, und Tilly selbst wurde dabei von einer Kugel tödtlich verwundet. Zu Ingolstadt starb er an der Wunde. Gustav aber eilte weiter durch Baiern, und ließ sich in Nürnberg, Augsburg und München huldigen. Man hatte ihm gerathen, an München Magdeburgs Schicksal zu rächen; aber seinem edlen Sinne widerstrebte solch ein rohes Verfahren. Der stolze Baiernherzog Maximilian, welcher Wallenstein's früheren Sturz vorzüglich herbeigeführt hatte, mußte denselben jetzt flehentlich um Hülfe bitten, und Wallenstein rückte mit seinem Heere von Böhmen nach Baiern herbei. Gustav sah sich mit 19,000 Schweden einem Heere von 50,000 Mann gegenüber: er bezog ein festes Lager bei Nürnberg, ihm gegenüber setzte sich Wallenstein auf dem Altenberge fest und war trotz seiner Uebermacht nicht dazu zu bewegen, eine offene Schlacht anzunehmen. Endlich brach Gustav Adolph mit seinem Heere wieder auf, Wallenstein aber fiel in Sachsen ein, um den Kurfürst zum Abfalle vom schwedischen Bündnisse zu zwingen. Bernhard von Weimar war zu des Kurfürsten Schutz nur mit einem kleinen Heere in der Nähe, aber Gustav eilte schleunigst herbei und bei Lützen traf er auf den mächtigen Feind (16. Nov. 1632). Am frühen Morgen vor der Schlacht sangen die Schweden in ihrem Lager beim Schalle der Trompeten ihre geistlichen Lieder; bald darauf schwang sich der König auf sein muthiges Schlachtroß, betete noch einmal still, und

ritt dann an die Spitze seiner Schaaren: „Nun wollen wir dran!“ rief er, „das wollt der liebe Gott. Jesu! Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!“ — Im Feuer der Schlacht dringt er zu kühn vor und geräth, irregeleitet durch sein kurzes Gesicht, unter die feindlichen Reiter. Er erhält einen Schuß in den Arm, gleich darauf noch einen in den Rücken und mit dem Angstrufe: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt er vom Pferde. Die feindlichen Reiter eilen über den königlichen Leichnam dahin; das ledige Roß aber verkündet den Schweden des theuren Fürsten Fall; von Rachedurst entflammt stürzen sie unter Bernhard's von Weimar entschlossener Führung von Neuem in den blutigen Kampf. Auch Pappenheim, der berühmte kaiserliche Reitergeneral fiel, und am Abend war das kaiserliche Heer in Flucht und Verwirrung.

Der Sieg der protestantischen Waffen aber war um einen zu kostbaren Preis erkauft: der Heldenkönig war dahin, den das ganze protestantische Deutschland als seinen rettenden Engel verehrte. Wie ein Donnerschlag ging die Nachricht von seinem Tode durch die deutschen Gauen. Noch als er zur Lützener Schlacht zog, hatte er überall Beweise der innigsten Liebe erhalten. Zu Naumburg hatte ihn das Volk umdrängt, glücklich, nur seine Stiefeln oder sein Roß zu küssen. Er aber hielt solche abgöttische Verehrung für gotteslästerlich und sagte zu seinem Hofprediger: „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, Gott werde mich wegen der Thorheit des Volkes strafen. Denn hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Gott könnte ihnen leicht beweisen, daß ich Nichts als ein schwacher sterblicher Mensch sei.“

Sein trüber Gedanke war nur allzubald erfüllt worden; trauernd und wie verwaist stand nun das protestantische Deutschland an dem Grabe seines frommen und tapferen Erretters. Es war Niemand da, der sein Werk mit gleicher Kraft hätte hinausführen können.

Zerfall des protestantischen Bündnisses; neues Schwanken Georg Wilhelm's. Zwar blieben die schwedischen Heere in Deutschland, geführt von kühnen und kriegsgeübten Feldherren, und der staatskluge Kanzler Oxenstierna erhielt die Leitung der schwedischen Angelegenheiten im Namen der jungen Königin Christine. Aber alle Klugheit, Beredsamkeit und Festigkeit des ausgezeichneten Mannes reichte nicht hin, um das mühsam zu Stande gebrachte Bündniß der evangelischen Fürsten Deutschlands auch nach dem Tode des großen Königs zu erhalten. Wir haben gesehen, wie schwer es selbst Gustav Adolph geworden war, gerade die bedeutendsten jener Fürsten an sich zu fesseln. Selbst als er auf der höchsten Höhe seines Ruhmes stand, ertrugen es dieselben ungern, einen fremden Fürsten mit solcher Macht in den deutschen Angelegenheiten schalten lassen zu müssen, und nur vor dem Glanze seines königlichen Namens, wie seines ruhmvollen Siegeslaufes hatten sie sich ohne Demüthigung beugen können. Jetzt aber sollten sie sich der Leitung des schwedischen Kanzlers, eines bloßen Beamten, unterwerfen; das ertrug ihr reichsfürstlicher Stolz nicht, und es währte nicht lange, so fiel das kaum begründete Bündniß wieder auseinander. Der Kurfürst von Sachsen war der erste, welcher sich von den Schweden loszusagen gedachte. Georg Wilhelm von Brandenburg blieb fürerst noch der evangelischen Sache getreu, weil es

ihm jetzt am wichtigsten schien, zuerst die Gefahren von Oesterreichs Uebergewicht ganz zu beseitigen.

Die Lützener Schlacht hatte für die Evangelischen nicht so große Vortheile, wie man hätte erwarten sollen, denn die Uneinigkeit zwischen den deutschen und den schwedischen Heerführern ließ es zu keiner rechten Verfolgung der Feinde kommen. Zunächst wurde der Kriegsschauplatz besonders nach Schlesien verlegt, und dies unglückliche Land sah sich nun der fürchterlichsten Behandlung von beiden Seiten, besonders aber durch Wallenstein und den General Gallas ausgesetzt. Die Kaiserlichen hausten „ärger, wie Türken und Heiden,“ keine Gewaltthat, keine Qual war zu schrecklich, daß sie gegen die unglücklichen Schlesier nicht angewandt worden wäre, um sie zum katholischen Bekenntniß zurückzuführen. Die Schlesier flüchteten, wo sie konnten, vor dem anrückenden Feind in die Wälder und Schluchten, und gaben alle ihre Habe preis, wenn sie nur das bloße Leben retten konnten. Zu allem Elend gesellte sich noch die Pest, die an manchen Orten so furchtbar wüthete, daß die Todten haufenweise unbegraben liegen blieben.

Zwar gelang es den vereinigten Sachsen und Schweden noch einmal, die Oberhand in Schlesien zu erlangen, aber schon unterhandelte Sachsen heimlich mit Oesterreich, um sich von den Evangelischen loszumachen, und im Jahre **1635** schloß der Kurfürst Johann Georg den unglückseligen **Frieden zu Prag**, durch welchen er an der gemeinsamen protestantischen Sache zum Verräther wurde und besonders die Schlesier dem grausamen Feinde völlig preisgab.

Jetzt, wo der älteste Beschützer des Protestantismus unter Deutschlands Fürsten denselben von Neuem im Stiche ließ, wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kurfürst von Brandenburg sich der verlassenen Sache um so lebhafter angenommen und sich als entschiedener Hort des evangelischen Glaubens gezeigt hätte: aber Georg Wilhelm war nicht der Mann, um eine solche Rolle mit kräftigem, zuversichtlichem Bewußtsein zu erfassen, und erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, daß Preußen unter tüchtigeren Regenten sich als vornehmster protestantischer Staat bewährte. Georg Wilhelm war unentschlossen, ob er dem von Sachsen geschlossenen Frieden beitreten, oder mit den Schweden weiter gegen den Kaiser kämpfen sollte. Graf Schwarzenberg, welcher an den kurfürstlichen Hof zurückgekehrt war, und sich des überwiegendsten Einflusses schnell wieder bemächtigt hatte, war es, der jetzt den schwachen Fürsten dahin vermochte, sich auch seinerseits mit dem Kaiser zu verständigen; **Brandenburg trat dem Prager Frieden bei**, wogegen der Kaiser demselben den Anfall von Pommern zusicherte (**1635**).

Brandenburgs Bedrängniß; Georg Wilhelm's Ende. Die brandenburgischen Stände gaben zu dem Frieden ihre Zustimmung, indem sie hofften, daß die Marken nun vor dem Unheil und den Drangsalen bewahrt sein würden, welche der Krieg schon seit Jahren über dieselben gebracht hatte. Aber die Kriegsnoth sollte sich jetzt fast noch schrecklicher erneuern, — Brandenburg wurde immer wieder der Schauplatz wilden Kriegsgetümmels und furchtbarer Verwüstung. Die Schweden setzten unter der ausgezeichneten Führung **Baner's** den Krieg in Norddeutschland fort, während Herzog Bernhard von Weimar sich in Süddeutschland tapfer behauptete.

Schon im nächsten Jahre (1636) verfolgte Baner die Kaiserlichen von Pommern aus durch die Marken. Fast ein volles Jahr hindurch drängten sich jetzt die feindlichen Heere mit abwechselndem Glücke hin und her, und das unglückliche Land seufzte in tiefem Elende unter dem Fußtritt der wilden Schaaren. Brandenburg war nicht ergiebig genug, um die zahlreichen Truppen so lange Zeit hindurch zu ernähren und der rohe Soldat suchte durch Grausamkeiten und Gewaltthaten aller Art entweder die letzte Habe der armen Landleute zu erpressen, oder sich auf viehische Weise an den Schuldlosen zu rächen. Man fragte nicht danach, ob man es mit Freunden oder mit Feinden zu thun habe, und die Kaiserlichen gingen mit den unglücklichen Märkern nicht um ein Haar besser um, als die Schweden. Verheerende Seuchen gesellten sich hier, wie überall, zu dem Elend: die Leichen blieben unbegraben vor den Hütten und auf den Straßen liegen und dienten oft den verwildert umherstreifenden Hunden zum Fraße.

Im Jahre 1636 wurde besonders die Hauptstadt Berlin von dem schwedischen General Wrangel hart bedrängt; der Kurfürst hatte sich mit Schwarzenberg und dem Hofe nach der Festung Peitz geflüchtet, aber die Stadt mußte eine schwere Brandschatzung über sich ergehen lassen, an 30,000 Thaler zahlen und eine fast unerschwingliche Menge von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, und Bedürfnissen aller Art aufbringen. Da das baare Geld nicht hinreichte, so mußten die Bürger ihr goldenes und silbernes Geräth mit herbeibringen, welches nach willkürlicher Schätzung für Geldeswerth angenommen wurde. Auch dort kam die Pest hinzu, um die Drangsale der schweren Zeit zu vermehren; sie wüthete so stark, daß im nächsten Jahre beinahe zweihundert Häuser leer standen.

Zu jener Zeit starb Bogislav XIV., der letzte Herzog von Pommern, und das Land hätte nun ohne Weiteres an Brandenburg fallen müssen; der schwedische Gesandte Steno Bielke aber erklärte den Ständen, er könnte nicht zugeben, daß Schwedens Feinde die Regierung des Herzogthums übernähmen. Georg Wilhelm, hierdurch von Neuem gereizt, verband sich um so entschiedener mit Kaiser Ferdinand III., welcher in demselben Jahre (1637) an die Stelle seines Vaters Ferdinand II. getreten war. Der Kurfürst warb mit kaiserlicher Unterstützung ein Heer von siebentausend Söldnern, und der Krieg wurde mit neuer Kraft gegen die Schweden begonnen. Die Marken und Mecklenburg kamen wieder in die Hände der Kaiserlichen, wogegen die Schweden sich in Pommern behaupteten und dasselbe ganz wie eine schwedische Provinz regierten. Im nächsten Jahre erhielten sie neue Verstärkungen aus Schweden, und Baner drang wieder siegreich in den Marken vor. Alles Elend, was Brandenburg schon erfahren hatte, war nicht mit den Schrecknissen zu vergleichen, welche der jetzige Rückzug der Kaiserlichen über das arme Land brachte. In Städten und Dörfern wurde von denselben schlimmer ls je gewüthet, ohne Schonung alle Häuser, Kirchen und selbst die Gräber erbrochen, alles Geräth, was nicht mit fortgeschafft werden konnte, zerschlagen und zerstört, den Einwohnern Koth in die Nasen, Ohren und Hälse gegossen, (was man spottweise den schwedischen Trunk nannte), und durch andere Martern jeder Art Geld erpreßt.

Als die Noth in der Mark am höchsten gestiegen war, verließ der Kur-

fürst das unglückliche Land und begab sich nach Preußen (1639). Seine eigenen Kriegsleute aber bedrängten die armen Brandenburger fast eben so schwer, wie die fremden Heere. Der Stadtrath von Berlin sah sich veranlaßt, eine Beschwerde an den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu richten, worin es heißt: Freund und Feind hätten das Land zur Wüste gemacht. Viele Offiziere müßten unterhalten werden und lebten herrlich, ohne die Mannschaften zu halten, für welche sie Sold in großen Summen zögen, während die Gemeinen verhungerten oder fortliefen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht betrieben werden könne, alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. Städte und Dörfer ständen wüste. Auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben. Den Bürgern habe man Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen und den Offizieren gegeben, die von Steuern frei wären, wodurch die übrigen Bürger überlastet und genöthigt würden, zu entlaufen. Die Rathsdörfer lägen in Asche, die Beamten, Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die Uebrigen wären im Begriffe, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in das bitterste Elend zu gehen.

Der Kurprinz vermochte damals solch bitterer Noth noch nicht abzuhelfen, dem Kurfürsten Georg Wilhelm aber fehlte es an der geistigen und sittlichen Kraft, um irgend welche Anstrengungen zur Abwendung der Greuel und Drangsale des unheilvollen Krieges zu machen. Mit neuer Gewalt droheten die Kriegsgefahren über die Mark hereinzubrechen, als — der Kurfürst **am 20. November 1640** in Preußen starb und sein einziger Sohn, Friedrich Wilhelm, die Regierung antrat.

Georg Wilhelm ist der einzige hohenzollernsche Fürst, dessen Regierung nur Trübsal über die brandenburgisch-preußischen Lande gebracht hat. Wenn ihm auch die Schwierigkeiten der unglückseligen Zeit, in welcher er das Scepter führte, einigermaßen zur Entschuldigung dienen mögen, so ist doch unverkennbar, daß vor Allem seine eigene Schwäche und der Mangel an Erkenntniß seiner hohen Aufgabe ihn hinderte, die wichtige Rolle zu spielen, zu welcher gerade damals ein brandenburgischer Fürst berufen war. Zum Glück für unser Vaterland ließ die Vorsehung auf diesen schwachen Fürsten einen Mann folgen, dessen kräftiger Geist und Wille das Unheil der vorhergegangenen Zeiten zu tilgen wußte.

Drittes Buch.

Geschichte Preußens vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich's des Großen Regierungsantritt. (1640—1740.)

---

20. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. (1640—1688.)

Einleitung. Mit Friedrich Wilhelm, der den Namen des großen Kurfürsten erhalten hat, beginnt erst die Geschichte Preußens als Geschichte eines zusammengehörigen Staates. Bis dahin gab es nur einzelne Landestheile, welche vom Niemen bis an den Rhein vielfach von einander getrennt lagen, ohne anderen Zusammenhang, als den eines gemeinschaftlichen Herrschers. Zwischen der Mark Brandenburg, dem Herzogthum Preußen und den clevesehen Landen gab es noch kein inneres Band der Gemeinschaft, kein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit: in jedem der Länder waren die Rechte des Fürsten und die Freiheiten der Stände, die ganze Verwaltung, das Kriegs- und Steuerwesen verschieden. Die Unterthanen des einen betrachteten die Bewohner des andern als Fremde und ertrugen es nur mit Widerstreben, wenn der Fürst solche „Fremdlinge" zu Aemtern und Würden bei ihnen einsetzte. In Preußen kümmerte man sich nicht darum, wenn die Mark vom Kriege zerrüttet wurde, und in Cleve erschien es als eine fremde Sache, wenn an den Ufern der Ostsee der Schlachtenruf erscholl. Als in Preußen Werbeplätze für den Krieg in Pommern errichtet wurden, machte es das Volk dem Kurfürsten zum Vorwurf, daß er Fremde, d. h. brandenburgische Kriegsleute, in's Land brachte. Die Preußen sahen in dem Landesherrn nur ihren preußischen Herzog, die Märker nur ihren brandenburgischen Kurfürsten, — der Gedanke eines gemeinsamen Staates war ihnen allen fremd. Wenn aus den vereinzelten Ländern ein mächtiger Staat werden sollte, so kam es vor Allem darauf an, Einheit an die Stelle der bisherigen Absonderung zu bringen. Das ist nun das große Werk, welches der Kurfürst Friedrich Wilhelm vollbracht hat, daß er auf fester Grundlage die Einheit und dadurch die Kraft der hohenzollernschen Monarchie sicherte: er ist so der eigentliche Schöpfer des preußischen **Staates** geworden.

Die Jugendjahre des großen Kurfürsten. Friedrich Wilhelm war in Berlin am **16. Februar 1620** geboren. Seine Mutter, die Schwester des unglücklichen böhmischen Königs Friedrich (von der Pfalz), leitete seine erste Erziehung; sie richtete ihr Augenmerk besonders darauf, ihm eine feste religiöse Grundlage zu geben. Außerdem wurde er in Sprachen, in der Geschichts- und Kriegswissenschaft unterrichtet und durch Leibesübungen abgehärtet. Neuere Geschichte, Baukunst, besonders Festungsbaukunde und Geschützkunde lernte er später meistens durch eigenen Fleiß und durch den Umgang mit unterrichteten Männern. Als der dänische Krieg in den Marken wüthete, wurde der junge Kurprinz (1627) mit seiner Schwester nach Küstrin gebracht, wo er den größten Theil des Knabenalters verlebte. Gewiß war es vortheilhaft für ihn, daß er hierdurch dem schädlichen Einfluß des rohen und wüsten Lebens, welches an seines Vaters Hofe herrschte, entzogen ward. Gustav Adolph sah den Prinzen (wahrscheinlich im Jahre 1631) und gewann den körperlich kräftigen und geistig geweckten und lebhaften Knaben so lieb, daß er ihm alsbald die Hand seiner damals fünfjährigen Tochter Christine zugedacht haben soll. Frühzeitig scheint Friedrich Wilhelm eine große Abneigung gegen Schwarzenberg gefaßt zu haben, woran gewiß der Einfluß seiner Mutter und seiner Großmutter, der alten Kurfürstin Anna, viel Antheil hatte; doch mußte der Prinz diese seine Stimmung an dem Hofe seines Vaters auf alle Weise zu verbergen suchen.

Reise nach Holland. Sehr willkommen war es gewiß dem Jüngling, als Georg Wilhelm den Entschluß faßte, ihn nach damaligem Gebrauch zu seiner weiteren Ausbildung eine Zeit lang in's Ausland zu schicken: Holland wurde als Ziel der Reise ausgewählt, besonders sollte Friedrich Wilhelm auf der berühmten Universität Leyden seine Studien vervollständigen. Von seinen Erziehern begleitet, trat er die Reise an (1634) und begab sich sofort nach Leyden, wo jedoch seines Bleibens wegen der dort ausgebrochenen Pest nicht lange war; er ging von da nach Arnheim, um sich in ritterlichen Künsten auszubilden; dort wurde ihm das Glück zu Theil, den Umgang mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern und Feldherren der Niederlande zu genießen. Er schloß sich besonders an den berühmten Statthalter des Landes, Friedrich Heinrich von Oranien, mit ehrfürchtiger Liebe an, um sich durch die Belehrungen und das Beispiel des tapfern Feldherrn und weisen Staatsmannes zu unterrichten. Oranien gewann ihn sehr lieb, und als die Pest bald darauf den lernbegierigen Jüngling auch von Arnheim weiter nach dem Haag vertrieb, konnte derselbe dort um so ungestörter steten Umgang mit dem ausgezeichneten Mann pflegen.

Der Aufenthalt in Holland war für den regsamen jungen Prinzen in jeder Beziehung eine Quelle vielfacher Beobachtungen und Erfahrungen, die ihm für seinen künftigen Herrscherberuf von großem Nutzen sein mußten. Kein Land Europa's gab damals ein so schönes und anregendes Bild menschlichen Fleißes und lebendiger Betriebsamkeit, wie Holland.

Das kleine Küstenland hatte in den Kämpfen gegen Spanien eine Achtung gebietende Stellung in ganz Europa errungen, durch die Entwickelung seiner Handelsmacht, mit der die Ausbildung einer vortrefflichen Marine Hand in Hand ging, war es dann immer höher in Wohlstand und Bildung aufgestiegen.

Es besaß große Länderstrecken in Nordamerika, die schönsten Inseln in Westindien, es hatte Brasilien erobert und vorlängst in Ostindien und Ceylon festen Fuß gefaßt, selbst die Goldküste Afrika's gehorchte weithin den Holländern; mit großen Kapitalien ausgerüstete Handelsgesellschaften in Amsterdam führten die Reichthümer aller dieser Länder nach Europa. Welch reger Verkehr, welches geistige Streben schon dadurch nach Holland kam, ist leicht zu ermessen, und Gelehrsamkeit und jegliche Kunst blühte, wie nie zuvor, in dem mühsam dem Meere abgerungenen Ländchen. Auf der Universität Leyden wurden besonders die alten Sprachen getrieben, aber nicht minder fanden Naturwissenschaften, Mathematik, Astronomie und Physik in Holland die fruchtbarste Förderung. Der berühmte Hugo Grotius lehrte das Völkerrecht, und Holland wurde die Wiege aller Staats- und Finanzwissenschaft. Die großen Reichthümer des Landes weckten einen lebhaften Kunstsinn; Malerei, Baukunst und alle praktischen Künste, besonders auch die Gärtnerkunst, gelangten zu einer raschen Blüthe. Die holländischen Staatsmänner, halb Kaufleute, halb Diplomaten, standen in höchster Achtung, und die großen Oranier hatten ein vortreffliches Kriegsheer und eine wahre Pflanzschule für Feldherren und Seeoffiziere in's Leben gerufen.

So lernte denn der junge Prinz in Holland die Erfolge kennen und bewundern, welche ein kleines Volk durch unermüdliche Thätigkeit und unter der Leitung tüchtiger Staatsmänner in jeder Beziehung erreicht hatte, und es erstarkte in ihm der Wille, auch in seinem Volk die Keime solchen ruhmvollen Gedeihens zu pflegen und aufzuziehen. Sein ganzes späteres Wirken giebt Zeugniß davon, wie sehr jene in der Fremde gesammelten Erfahrungen von ihm zum Heile seines Volkes benutzt wurden. Die meisten Staatseinrichtungen, welche er nachher in seinen Ländern beförderte, waren Ergebnisse seines Umganges mit den holländischen Staatsmännern; besonders aber lernte der Prinz die Kriegsverfassung der großen Oranier kennen und entwickelte nach ihrem Beispiel das Feldherrntalent, das später seinen Namen durch die ganze Mit- und Nachwelt trug. Nicht aber sein Geist und sein Wissen allein erstarkten bei dem Aufenthalt in Holland, auch sein Charakter und seine Willenskraft wurden in dem edeln Kampfe gegen jugendliche Leidenschaft gestählt; er lernte sich selbst beherrschen. In dem üppigen Haag war es, wo bei den Freuden nächtlicher Gelage öfter der Versuch gemacht wurde, den Jüngling zu unwürdigen Ausschweifungen zu verführen; aber sein fürstliches Ehrgefühl, gestärkt durch die Warnungen seines Erziehers, ließ ihn den Lockungen widerstehen. Er verließ, um den Versuchungen aus dem Wege zu gehen, lieber den Haag; „ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig," sagte er und begab sich in's Feldlager zum Prinzen von Oranien. Als dieser den Grund seiner plötzlichen Entfernung aus dem Haag erfuhr, klopfte er ihm beifällig auf die Schultern und sagte: „Eine solche Flucht ist heldenmüthiger, als wenn ich Breda eroberte. Vetter, ihr habt das gethan, ihr werdet mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu großen Unternehmungen fähig." Diese ehrenvolle Anerkennung des berühmten Oraniers machte einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des ehrbegierigen Jünglings, welcher nun um so mehr bemüht war, sich vor jeder Befleckung zu bewahren und die Prophezeiung des großen Fürsten zu erfüllen.

Die Rückkehr; des Prinzen Stellung zu Schwarzenberg. Während dieses Aufenthalts in Holland waren die Gegner Schwarzenberg's darauf bedacht, den Prinzen bleibend dem Einfluß desselben zu entziehen; es wurde dahin gearbeitet, Friedrich Wilhelm zum Statthalter der clevesschen Länder zu machen, was die clevesschen Stände selbst wiederholt bei Georg Wilhelm beantragten. Auf Schwarzenberg's Rath lehnte dieser jedoch den Antrag entschieden ab. Der Kurprinz versuchte nun, unterstützt von seiner Mutter, den Aufenthalt in Holland gegen Schwarzenberg's Willen unter allerlei Vorwänden immer wieder zu verlängern, bis er zuletzt auf den ausdrücklichen Befehl des Vaters an dessen Hof zurückkehren mußte. Es läßt sich denken, daß seine Stimmung gegen Schwarzenberg nicht günstiger geworden war, als vordem; doch mußte er sich, so lange sein Vater lebte, Zwang anthun, um seinen Widerwillen gegen den mächtigen Günstling zu verbergen. Bald nach seiner Heimkehr erkrankte der Kurprinz gerade am Tage nach einem Gastmahle, welches Schwarzenberg ihm zu Ehren veranstaltet hatte; des Grafen Feinde benutzten diesen Zufall, um ihn bei Friedrich Wilhelm zu verdächtigen, als habe er ihn vergiften wollen, doch scheint der Prinz auf diese niedere Verläumdung kein Gewicht gelegt zu haben. Er suchte sich mit Schwarzenberg scheinbar so freundlich wie möglich zu stellen, und hoffte durch denselben doch endlich die Statthalterschaft in Cleve noch zu erlangen. Der Kurfürst Georg Wilhelm aber schlug das Verlangen nochmals rund ab: sein Sohn mußte mit ihm erst in Berlin, dann am Hofe zu Königsberg verbleiben, wo er denn gute Gelegenheit fand, die Parteien im Herzogthum Preußen mit allen ihren Leidenschaften und schwachen Seiten genau kennen zu lernen, was ihm später zu Statten kam, um deren Macht leichter zu brechen.

Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung und erste Schritte; Schwarzenberg's Ende. Am **20. November 1640** folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater in der Regierung der brandenburgisch-preußischen Lande. Der junge Kurfürst brachte Gaben und Eigenschaften mit auf den Thron, wie sie selten in so schönem Vereine gefunden werden. Seine stattliche Erscheinung, die hohe, freie Stirn und das milde Feuer des blauen Auges kündigten den edeln und ernsten Geist des Herrschers an, welcher mit voller, unentweihter Jugendfrische den Thron seiner Väter bestieg. Ein Herz, das sich selbst zu beherrschen gelernt, ein gebildeter und in früher Erfahrung gereifter Geist, ein kühner Heldenmuth, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, vor keiner Gefahr erzitterte, und ein fester, kräftiger Wille, der das einmal erwählte Ziel nie wieder aus dem Auge verlor, eine scharfe Beobachtung und Menschenkenntniß, die Kunst, aus allen Umständen den möglichsten Vortheil zu ziehen, die Geistesgegenwart, sich allen Verlegenheiten klug zu entwinden, — das waren einige der herrlichen Mittel, welche dem jungen Fürsten zur Erfüllung seines schweren Berufs zu Gebote standen. In der That war die Fülle solcher Gaben erforderlich, um ihn nicht im Hinblicke auf die Größe seiner Aufgabe von vorn herein muthlos werden zu lassen. Wir haben den trostlosen Zustand seiner Länder, besonders der Marken, bei Georg Wilhelm's Tode bereits kennen gelernt, aber mehr noch, als die Zerrüttung des Landes lastete der Einfluß der Fremdherrschaft auf der neuen Regierung. Zum Theil war das Land noch in der Gewalt der Schweden, zum Theil hatte sich Georg Wilhelm

durch die Verträge mit dem Kaiser die Hände gebunden, denn die Truppen, besonders in den Festungen, waren vor Allem dem Kaiser vereidigt und dem Kurfürsten nur nebenher durch einen Handschlag verpflichtet. In einem Aufsatze aus seiner ersten Regierungszeit sagte Friedrich Wilhelm selbst: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen wollen," und wenn er die biblischen Geschichten liest, so will ihm bedünken, als sei niemals ein Fürst in einer ähnlichen Bedrängniß gewesen wie er, weder David noch Salomo habe es jemals so schwer gehabt. Noch währte der dreißigjährige Krieg fort. Es war nichts Leichtes, sich damals für eine der beiden kriegführenden Parteien zu entscheiden, zwischen welchen das Glück fortwährend schwankte, so daß bald die Kaiserlichen im Begriff waren, die Schweden ganz aus Deutschland zu verjagen, bald wieder die Letzteren bis vor Prag und bis an die Donau vordrangen. Mochten aber die Schweden oder die Kaiserlichen im Vortheile sein, immer waren es die Marken, welche unter den Schrecken des Krieges am meisten zu leiden hatten.

Friedrich Wilhelm mußte, um sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, sehr vorsichtig und planmäßig zu Werke gehen. Er sah ein, daß er vor Allem Herr in seinem eigenen Lande werden und sich wo möglich eine eigene, nur ihm gehorchende Heeresmacht bilden müßte, um sodann den Umständen nach frei und selbstständig handeln zu können. Natürlich konnte ihm bei diesem Bestreben Schwarzenberg's Einfluß nur im Wege stehen, welcher mit ausgedehnten Vollmachten Statthalter in den Marken war. Der Kurfürst durfte jedoch den Grafen nicht plötzlich entlassen, um nicht seine Pläne dadurch gleich zu verrathen und des Kaisers Verdacht zu erregen. Er schrieb daher an Schwarzenberg von Königsberg aus, um denselben zu bitten, ihm, wie seinem Großvater und Vater, die Regierungslast erleichtern zu helfen und sich mit der Statthalterschaft in den Marken ferner zu beladen. Gleichzeitig aber verbot er den Commandanten der Festungen Küstrin und Peitz, fernerhin kaiserliche Garnisonen aufzunehmen, und suchte sich mit den Schweden, wenn auch nicht in Frieden, doch in eine Art Waffenstillstand zu setzen. Vergeblich machte Schwarzenberg hiergegen die dringendsten Vorstellungen. Bald sollte er auch aus anderen Anzeichen erkennen, daß der Kurfürst nur seiner eigenen Ueberlegung folgte. Unter Georg Wilhelm hatte der allmächtige Minister alle an den Kurfürsten gerichtete Schreiben erbrechen dürfen, Friedrich Wilhelm dagegen verordnete, daß ihm künftig solche Briefe zu eigener Eröffnung zugeschickt würden, wie er auch auf andere Weise die Vollmachten Schwarzenberg's beschränkte. Gleich darauf ging er einen großen Schritt weiter: er befahl, die Commandanten und Offiziere der Festungen, welche bis dahin durch ihren Eid dem Kaiser verpflichtet waren, für ihn allein zu vereidigen. Nur einer der Commandanten, Oberst von Burgsdorf in Küstrin, leistete dem Befehle ohne Weiteres Folge, die übrigen Offiziere erhoben Bedenken, weil die Truppen in des Kaisers Namen geworben wären.

Schwarzenberg mußte mehr und mehr erkennen, daß die Zeit seiner allmächtigen Herrschaft vorüber sei; im Aerger über alle diese Vorgänge und über die Berufung mehrerer seiner entschiedensten Gegner in den kurfürstlichen

Geheimen Rath ging er bereits mit dem Gedanken um, sein Amt niederzulegen. Er war in einem gereizten, halb krankhaften Zustande, als er einen heftigen Auftritt mit mehreren Hauptleuten hatte, welche mit Ungestüm den rückständigen Sold für ihre Truppen verlangten. Kaum hatte er dieselben aus seiner eigenen Kasse befriedigt, so erhielt er ein vertrauliches Schreiben, welches ihm den nahe bevorstehenden Ausbruch der gänzlichen Ungnade des Kurfürsten in Aussicht stellte. Da ergriff ihn Fieberschauer, er mußte sich zu Bett legen und endete wenige Tage darauf (2. März 1641) durch einen Schlagfluß. Der Kurfürst ließ die Papiere des verdächtigen Mannes sofort versiegeln, aber es ist Nichts bekannt geworden, was den Verdacht einer Veruntreuung oder des Verraths bestätigt hätte. Verderblich ist jedoch sein Einfluß auf Georg Wilhelm und die Regierung der Marken sicherlich gewesen, und für die Pläne des jungen Kurfürsten war es ein Vortheil, daß der hindernde Einfluß des schlauen Schwarzenberg aus dem Wege geräumt war.

Bildung eines stehenden Heeres. Friedrich Wilhelm ging nun ohne Weiteres auf das Ziel los, sich ein eigenes stehendes Heer zu bilden. Die Obersten, welche sich weigerten, ihm allein den Eid zu leisten, wurden entfernt, ihre Regimenter dem Kaiser auf sein Verlangen überlassen, aus den übrigen aber drei Regimenter zu Fuß und noch eine Leibgarde, sowie 200 Mann reitender Garde gebildet. Diese in der Eile geschaffene Macht betrug im ersten Augenblicke nur 3000 Mann, aber es war die erste stehende Heeresmacht, welche statt der bisherigen Söldnertruppen in Brandenburg gebildet werden, und ist als der erste Kern und die eigentliche Grundlage des stehenden Heeres im preußischen Staate zu betrachten. So wurde der große Kurfürst gleich in seinem ersten Regierungsjahre der Schöpfer einer Einrichtung, welche nach und nach gekräftigt und gestärkt, einer der wichtigsten Grundpfeiler der preußischen Monarchie geworden ist.

Der Oberst Konrad von Burgsdorf, welcher sich zuerst dem Kurfürsten angeschlossen hatte, wurde zum Commandanten aller brandenburgischen Festungen, zum Befehlshaber der Leibgarde und zugleich zum obersten Kammerherrn ernannt: er war eine Zeit lang Friedrich Wilhelm's begünstigter Freund und Rathgeber, dauernden Einfluß vermochte er jedoch nicht zu gewinnen, da Friedrich Wilhelm in ihm mehr und mehr einen rohen und gewöhnlich denkenden Menschen erkannte.

Während so in den Marken die Macht der Regierung auf neuen, festeren Grundlagen wieder hergestellt wurde, hatte der Kurfürst große Schwierigkeiten zu überwinden, um von dem König von Polen die Belehnung in Preußen zu erhalten. Er mußte sich lästige Bedingungen, besonders gegen die freie Religionsübung der Reformirten, und hohe Geldforderungen gefallen lassen; doch fügte er sich einstweilen, in dem festen Vertrauen, daß sich bald Zeiten finden würden, wo er auch dort eine größere Selbstständigkeit erringen könne. Nachdem die Verhandlungen in Warschau zum erwünschten Ziel geführt hatten, ging er selbst dahin, leistete den Eid der Treue vor dem Throne des Königs von Polen und wurde von diesem mit Preußen belehnt (1641).

Friedrich Wilhelm's Verhalten bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Sowie der Kurfürst von dem Einfluß Schwarzenberg's befreit war, ging er entschiedener auf das Ziel los, sich mit den Schweden zu ver-

tragen. Er erlangte einen Waffenstillstand auf zwei Jahre; unterdessen sollten beide Theile behalten, was sie besaßen, die Schweden daher auch ganz Pommern und mehrere Festungen im Brandenburgischen und in der Lausitz. Der Kaiser nahm die Kunde von diesem Waffenstillstande natürlich sehr übel auf, aber Friedrich Wilhelm wußte ihn zu beschwichtigen; er wies auf seine bedenkliche Lage hin und meinte, dem Kaiser selbst könne nicht mit Fürsten gedient sein, die am Ende von Land und Leuten verjagt würden. Dabei fuhr er fort, heimlich mit den Schweden über gänzlichen Frieden zu verhandeln, und gleichzeitig sein Heer bis auf 8000 Mann zu vermehren. Inzwischen wurde immer klarer, daß keine der beiden kriegführenden Parteien mächtig genug war, die andere ganz zu besiegen; Friedrich Wilhelm war hiermit ganz zufrieden, denn die Uebermacht Schwedens, ebenso wie die des Kaisers, wäre für die Selbstständigkeit seiner Staaten gefährlich geworden. Er suchte daher sich fürerst zwischen den beiden Theilen mit möglichst geringen Opfern zu halten, allmälig aber seine eigene Macht zu kräftigen, um im rechten Augenblicke das Seinige zur Entscheidung beitragen zu können. Er gab sich in den Verhandlungen keiner der Parteien ganz unbedingt hin; bei jedem Schritte berücksichtigte er genau alle Folgen nach beiden Seiten und suchte sich immer einen Rückweg offen zu halten. So hatte er sich nach und nach in die Lage zu setzen gewußt, aus den allgemeinen Friedensunterhandlungen den möglichsten Vortheil zu ziehen.

In ganz Deutschland war man des Krieges müde, und schon waren in Hamburg vorläufige Unterhandlungen eröffnet worden, welche aber erst funfzehn Monate später in Münster und Osnabrück zu wirklichen Friedensverhandlungen führten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, dessen Länder fast ununterbrochen den Verheerungen der streitenden Heere ausgesetzt waren, beförderte durch seinen Einfluß die endliche Herbeiführung des Friedens. Er selbst richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf die endliche sichere Erwerbung Pommerns.

Vermählung mit Luise Henriette von Oranien. Er hätte sich mit Schweden sehr leicht über Pommern geeinigt, wenn er nach des verstorbenen Gustav Adolph und nach seinem eigenen Wunsche die Hand der jungen Königin Christine erlangt hätte; durch die Vereinigung Schwedens mit Brandenburg, Pommern und Preußen wäre alsdann eine bedeutende gemeinsame Macht im Norden Europa's hergestellt worden. Aber jener Plan scheiterte an Christinen's Abneigung gegen jede Vermählung, an dem Eifer der Lutheraner in Schweden gegen den reformirten Kurfürsten und an Oxenstierna's Besorgnissen, welcher fürchtete, daß Friedrich Wilhelm in seinen deutschen Ländern residiren und Schweden nur als ein Nebenland behandeln würde. Ueberdies meinte der schwedische Kanzler, gewiß nicht mit Unrecht, daß des Kurfürsten selbstständiger und fester Charakter sich wenig mit der eigenwilligen Art der jungen Christine vertragen würde. So mußte denn Friedrich Wilhelm diesen Heirathsplan aufgeben. Seine Wahl fiel nun auf eine der liebenswürdigsten Fürstinnen aus einem der ruhmreichsten Häuser jener Zeit, auf Luise Henriette, die Tochter jenes Prinzen Friedrich von Nassau-Oranien, welchen unser Kurfürst bei seinem Aufenthalte in Holland kennen und verehren gelernt hatte. Auch die Prinzessin selbst, welche damals freilich

noch in sehr jugendlichem Alter stand, war demselben dort schon bekannt geworden. Ihre Schönheit, ihr reicher, hochgebildeter Geist und die Vortrefflichkeit ihres Herzens zogen ihn eben so mächtig an, wie der Heldenruhm des edeln Hauses der Oranier und vielleicht auch die Aussicht auf die reiche Erbschaft, welche ihr möglicherweise zufallen konnte. Kaum war die Verlobung mit der hohen Braut vollzogen, als der Kurfürst die großartigsten Anstalten traf, um dieselbe mit allem fürstlichen Glanze einzuholen. Dreihundert Reiter und fünfhundert Musketiere wurden neu angeworben und prächtig ausgerüstet, um bei den Vermählungsfeierlichkeiten als fürstliche Leibwache zu glänzen. Besonders aber ließ der Kurfürst, um der jungen Braut den Abstand zwischen ihrem prächtigen Haag und der neuen Heimath nicht zu schmerzlich auffallen zu lassen, in Berlin so viel als möglich die Spuren der langjährigen Zerrüttung beseitigen und in aller Eile vielfache Verschönerungen ausführen, unter Anderem legte er den Grund zu der allmälig so berühmt gewordenen Lindenallee und ließ das Schloß mit neuem Glanze ausschmücken. Unter großer Pracht fand dann die Vermählung statt; die schöne Braut gewann durch ihr Erscheinen und holdes Wesen sofort Aller Herzen (1646).

Der westphälische Friede (1648). Durch diese Heirath wurde nun der Kurfürst den Schweden mehr entfremdet, und es kam daher bei den Friedensunterhandlungen zu den lebhaftesten Streitigkeiten über die Ansprüche auf Pommern. Der Kurfürst wollte sich sein altes unbestrittenes Recht auf ein Land, dessen Titel und Wappen seine Vorfahren schon lange geführt hatten, nicht nehmen lassen; er konnte sich ferner darauf stützen, daß die pommerischen Stände, welche den brandenburgischen Fürsten gehuldigt hatten, ausdrücklich verlangten, bei diesen auch zu verbleiben; endlich machte er geltend, daß es für das ganze deutsche Reich gefährlich wäre, wenn dort eine fremde Macht festen Fuß gewinne. Schweden aber setzte natürlich auch seinerseits Alles daran, sich in Pommern zu behaupten, und drang darauf, Brandenburg dafür anderweitig, besonders durch neue Besitzungen in Deutschland zu entschädigen. Der Kaiser und einige kleinere deutsche Fürsten, welche schon damals auf das hoch aufstrebende brandenburgische Haus eifersüchtig waren, unterstützten die Schweden in ihren Bestrebungen, und zuletzt mußte Friedrich Wilhelm seine Zustimmung dazu geben, daß ein großer Theil von Pommern bei Schweden verblieb, ihm aber anderweitige Entschädigung zu Theil wurde.

Schweden behielt ganz Vorpommern (den jetzigen Regierungsbezirk Stralsund und die Kreise Anclam und Demmin) nebst der Insel Rügen; außerdem noch Stettin, Garz, Gollnow, die Insel Wollin, das Haff und die Obermündungen. Diese Theile von Pommern hießen fortan Schwedisch-Pommern.

Der Kurfürst von Brandenburg erhielt:

1) das übrige **Hinterpommern** mit dem vormaligen Stifte **Cammin**; ferner aber als Entschädigung für den vorenthaltenen Theil von Pommern
2) das vormalige Bisthum **Halberstadt** nebst allen Rechten, Gebieten, weltlichen und geistlichen Gütern (die jetzigen Kreise Halberstadt, Aschersleben und Oschersleben);
3) das vormalige Bisthum Minden (die jetzigen Kreise Minden, Lübbecke);

4) die Anwartschaft auf das Erzstift **Magdeburg**, sobald der damalige Administrator mit Tode abgehen würde, was 1680 erfolgte (das Erzstift umfaßte die heutigen Kreise Magdeburg, Neuhaldensleben, Wolmirstädt, Jerichow I. und II. und Calbe; dagegen waren die Aemter Querfurt, Jüterbogk, Dahme und Burg schon vorher an Kursachsen abgetreten, Burg kam 1687 an Brandenburg, die übrigen Gebiete erst 1815).

Der Kurfürst von Brandenburg führte fortan auch die Titel: Herzog von Pommern, Herzog von Magdeburg, Fürst von Halberstadt und von Minden.

Die dem Kurfürsten bewilligte Entschädigung war, was den Flächenraum und die Schönheit des Landes betrifft, bedeutender, als der Verlust in Pommern; denn für 160 Quadratmeilen des pommerischen Landes erhielt der Kurfürst 200 Quadratmeilen schönen, wohlangebauten und reichbevölkerten Bodens. Auch waren die heftigsten Gegner Brandenburgs sehr unzufrieden mit dieser, wie es schien, überreichen Entschädigung. Aber der Kurfürst selbst konnte den Verlust von Pommern nicht so leicht verschmerzen. Unter allen brandenburgischen Fürsten war er nämlich derjenige, welcher am entschiedensten zur Gründung einer Seemacht hinneigte. Seine derartigen Jugendträume waren durch den Aufenthalt in Holland neu belebt und gestärkt worden: deshalb schien ihm der Besitz der pommerischen Seeküste doppelt wichtig. Später freilich hat man erkannt, wie bedeutsam für Preußen die Erwerbung jener schönen Länder im Innern von Deutschland war, durch welche Brandenburg mit den mittleren deutschen Staaten in immer engere und folgenreichere Berührung kam.

Neben der Sorge für seine eigenen Staaten versäumte der Kurfürst nicht, der Sache der Protestanten bei dem großen Friedensschlusse seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders war es seinen eifrigen Bemühungen zu danken, daß den Reformirten dieselben Vortheile, wie den augsburgischen Confessionsverwandten eingeräumt wurden. Durch den westphälischen Frieden wurde festgesetzt, daß in allen bürgerlichen Verhältnissen beide Religionsparteien vollkommene Gleichheit genießen sollten, außer in den kaiserlichen Erblanden, auf welche die Wohlthat der Glaubensfreiheit nicht ausgedehnt wurde. Nur Schlesien wurde ein kümmerlicher Schein derselben zu Theil.

Am **24. September 1648** wurde die Urkunde des westphälischen Friedens zu Münster unterzeichnet. Von hier an beginnt für Preußen, wie für ganz Deutschland, eine neue Entwickelung.

21. Friedrich Wilhelm's Streben und Trachten in der Landesregierung.

Friedrich Wilhelm's großes Ziel. Durch den Ausgang der Friedensunterhandlungen sah das brandenburgische Haus seinen Länderbesitz erweitert: die wichtigsten Erwerbungen erhielten jedoch erst dadurch den rechten Werth, daß der Fürst, welcher damals auf dem brandenburgischen Throne saß, von dem Streben beseelt war, seinem Staate und Volke eine erhöhete Bildung zu erringen. Friedrich Wilhelm war der erste brandenburgische

Fürst, welcher mit klarem Bewußtsein das oben angedeutete Ziel verfolgte, einen selbstständigen mächtigen Staat zu gründen; die meisten seiner Vorgänger hatten das Ihrige dazu beigetragen, die Grenzen des Staates zu erweitern und das kurfürstliche Ansehen zu erhöhen, aber keiner von ihnen hatte sich zu dem Gedanken aufgeschwungen, die brandenburgische Macht, unabhängig von der Stellung zum deutschen Reiche, zu einer Weltmacht zu erheben, welche unter den großen Staaten Europa's eine einflußreiche Rolle spielen sollte. Alle Regierungsschritte des großen Kurfürsten dagegen gingen von jenem Grundgedanken aus, einen selbstständigen und kräftigen Staat zu bilden: alle Theile seiner segensreichen Thätigkeit standen damit in genauer Verbindung. Vor Allem mußte er, um jenen Zweck zu erreichen, sich ein tüchtiges Heer zu bilden suchen; um dies aber durchführen zu können, wollte er in seinen Ländern erst frei verfügen und die nöthigen Steuern erheben, ohne sich durch den Widerspruch der Stände hindern zu lassen. Damit aber das Land unter den großen Opfern für die Kriegskosten nicht erliegen sollte, mußte endlich Ordnung in die Verwaltung gebracht und für das neue Erblühen des Landbaues und aller Gewerbe gesorgt werden. Diese Grundgedanken muß man festhalten, um den inneren Zusammenhang seiner ganzen Thätigkeit recht zu erkennen und zu würdigen.

Weiterbildung des stehenden Heeres; die Accise. Mit der Bildung eines stehenden Heeres hatte Friedrich Wilhelm den Anfang gemacht; schon im Jahre 1646 war seine Mannschaft bis auf 8000 Mann erhöht. Große Schwierigkeiten machten ihm in dieser Beziehung die preußischen Stände; denn sie wollten weder das nöthige Geld zu eigenen Truppenwerbungen aufbringen, noch auch leiden, daß er brandenburgische Kriegsleute in ihr Land brächte, und doch erfüllte der Adel seine Dienstpflicht so schlecht, daß bei einer Truppenmusterung im Jahre 1640 von 1425 Ritterdiensten nur 853 wirklich gestellt wurden und von 1845 zur Landmiliz Verpflichteten gar nur 200 kamen. Zuletzt griff der Kurfürst auch dort durch und legte statt der Kriegsdienste Steuern zur Bezahlung geworbener Soldaten auf. Im Jahre 1651 konnte er schon 16,000 Mann ins Feld führen, und beim Kriege zwischen Schweden und Polen im Jahre 1655 erschien er mit 26,000 Mann und 72 Geschützen.

Der General von Sparr war zuerst der vornehmste Offizier dieser neugeschaffenen Armee, bald erhielt dieselbe einen noch ausgezeichneteren Befehlshaber in dem berühmten Feldmarschall von Derfflinger.

Der Unterhalt des Heeres, wie die Wiederherstellung alter und Errichtung neuer Festungen erforderte natürlich einen ungemein großen Kostenaufwand, welchen das verarmte Land schwer aufzubringen vermochte. Der Kurfürst mußte auf Mittel denken, sein Heer zu erhalten, ohne das Land zu drückend zu belasten. Von dem freien Willen der Stände waren ausreichende Bewilligungen nicht zu erwarten: nur die Kurmark verstand sich im Jahre 1641 zur Aufbringung von 150,000 Thalern, was freilich schon damals nicht genügte, wie viel weniger, als das Heer bedeutend vermehrt wurde. Als der Kurfürst später seine Forderungen erneuerte und erhöhete, erwiderten ihm die Stände, er sollte das Heer entlassen und nur zur Bewachung der Landesfestungen die nöthigen Compagnien beibehalten. Friedrich Wilhelm aber

überzeugt von der Nothwendigkeit eines stehenden Heeres für das Ansehen Brandenburgs und den Schutz Deutschlands, versetzte, er habe nun einmal die Behauptung seines Landes und Staates in die Waffen gesetzt, er wolle und müsse in Kriegsbereitschaft bleiben, denn von allen Seiten drohe ihm Gefahr, ohne Sicherheit des Landes sei an keine Wohlfahrt zu denken, und seinem entschiedenen Willen mußten sich denn die Stände fügen. Die Aufbringung des Geldes nach der bisherigen Vertheilungsart war aber in dem erschöpften Lande sehr drückend; der Kurfürst sah keinen Ausweg, als es mit einer neuen Art Steuer zu versuchen. Nach dem Beispiele von Holland schlug er eine Steuer auf alle inländische und ausländische Waare vor, eine sogenannte Verbrauchssteuer oder Accise, welche auf alle im Lande verbrauchten Waaren gelegt werden sollte. Hierdurch mußten alle Landbewohner beim Einkaufe der Waaren, die dadurch unmerklich theurer wurden, mit zu den Steuern beitragen, und es hatten nicht mehr die Besitzer von Grundstücken allein die ganze Last der Abgaben zu tragen.

Die neue Einrichtung konnte aber nicht ohne den größten Widerspruch zur Geltung gebracht werden: besonders war es der Adel, welcher sich in seinen alten Steuerprivilegien dadurch beeinträchtigt fand, wogegen die Städte sich bald mit der Absicht des Fürsten einverstanden erklärten, sie flehten ihn als ihren liebsten Landesvater an, so viel tausend nach Linderung seufzende Seelen in Städten und Dörfern zu erhören, und die Verbrauchssteuer allgemein im Lande einzuführen. Wegen des Widerspruches der Ritterschaft beschränkte sich jedoch der Kurfürst zunächst darauf, den Städten allein diese Neuerung zu bewilligen. In Berlin wurde der Anfang damit gemacht, die anderen Städte folgten, und in Kurzem zeigten sich die Segnungen der neuen Einrichtung, indem viele arme Grundbesitzer dadurch sehr erleichtert wurden. Da nicht mehr auf den Grundstücken allein die ganze Last der Auflagen ruhete, so wurden wieder Häuser gebaut, und in wenigen Jahren kamen die Städte von Neuem in einen besseren Zustand. Die zur Erhaltung der Truppen nothwendige Geldsumme wurde mit Leichtigkeit aufgebracht, und bald veranlaßte der glückliche Erfolg der neuen Steuer, daß sie auch in anderen Provinzen eingeführt wurde*).

Erhöhung des Ansehens der fürstlichen Gewalt; Schwächung der Stände. Da nun die neue Steuereinrichtung ganz ohne den Beistand und gegen den Willen der Ritterschaft durchgeführt wurde und die Städte allein die neuen Bedürfnisse aufbrachten, so verloren die Stände natürlich an ihrem bisherigen Einfluß. Dieser beruhte eben darauf, daß der Fürst bis dahin der Stände bedurft hatte, um die nöthigen Geldbewilligungen zu erlangen; jetzt hatten sie diesen Einfluß selbst aus den Händen gegeben, und so kam es, daß die Ritterschaft fortan in den allgemeinen Landesangelegenheiten immer weniger mitzusprechen hatte. Die fürstliche Gewalt wuchs daher durch die neue Art der Besteuerung; der Fürst kam mehr und mehr in den alleinigen Besitz der allgemeinen Landesregierung und brauchte nach dem Willen der Stände nicht mehr viel zu fragen. Das war auch ganz den Ansichten und Ueberzeugungen des großen Kurfürsten entsprechend;

*) Ranke, neun Bücher preuß. Geschichte. I. S. 57 ff.

denn er hielt dafür, daß der Fürst Regierungsrechte habe, welche er mit Niemandem theilen dürfe, weil die einzelnen Stände doch nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht seien. Der Fürst allein habe die Gesammtheit der Unterthanen und das Gesammtwohl im Auge, zu dessen Förderung er ganz freie Hand behalten müsse. In solchen Ansichten wurde Friedrich Wilhelm für seine Person durch das Bewußtsein des aufrichtigsten Strebens für das Heil des Landes bestärkt. Ihm lag wirklich das Emporkommen seines ganzen Volkes immerdar am Herzen, und es gab keinen Zweig der öffentlichen Gewerbthätigkeit, für den er nicht treulich Sorge getragen hätte.

Landesväterliche Sorge. Um den Ertrag der landesherrlichen Güter, welche durch den Krieg in tiefen Verfall gerathen waren, zu vermehren, ließ er alle Domainenämter bereisen, alle Verhältnisse genau erforschen, und feststellen, wie viel jedes Gut bei sorgfältiger Bewirthschaftung bringen müsse, und um wie viel demnach die Pacht erhöht werden könne. Ebenso wurden die Abgaben aller anderen Güter, der Ertrag der Zölle, Wegegelder, Fähren, Jagdnutzungen, Mühlengefälle und dergleichen neu berechnet und, wo es thunlich war, erhöht. Der Fürst selbst bereis'te die verschiedenen Landestheile, um überall mit eigenen Augen zu sehen, und erhielt so eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse im Lande.

Da in den Dörfern in Folge des Krieges viele Stellen nicht besetzt und bebaut waren, so suchte er von allen Seiten Leute herbeizuziehen, welche diese verlassenen Stellen annähmen und bebauten, wozu er sie durch große Begünstigungen aufmunterte. Besonders vortheilhaft war es für die Mark, daß er viele Bauernfamilien aus den Niederlanden und selbst Schweizer ins Land zog, welche an den Ufern der Havel, sowie in den Niederungen der Oder, der Warthe und der Netze das Beispiel besserer Bodenbearbeitung und Viehzucht gaben. Auch die Hebung der Gartenkunst, welche er in Holland in schöner Blüthe kennen gelernt, ließ er sich angelegen sein; er wollte, daß jeder Bauer bei seinem Hause einen Garten anlege, und keiner sollte heirathen, wenn er nicht vorher wenigstens sechs Obstbäume gepfropft und sechs Eichbäume angepflanzt hätte.

Für Gewerbe, Fabrikation und Handel war er nicht minder thätig: er förderte die Gewerbthätigkeit durch Errichtung von Musteranstalten, durch Anlegung von Straßen und Canälen, wie des großen Friedrich-Wilhelms-Canals, welcher die Oder mit der Spree und dadurch mit der Havel und Elbe verbindet. Eine der wichtigsten Einrichtungen für den Handel war die Einführung der Posten, welche schon Johann Sigismund begonnen hatte, welche aber vom großen Kurfürsten mehrfach verbessert, erweitert und auf alle Landestheile ausgedehnt wurde. Von Danzig über Königsberg nach Memel, von Königsberg nach Warschau und von Berlin über Magdeburg nach Cleve wurden Reitposten eingerichtet, welche den Verkehr zwischen den verschiedenen Landestheilen sehr beförderten. Der Graf von Thurn und Taxis, welcher im deutschen Reiche das Privilegium zu Posteinrichtungen hatte, wollte den Kurfürst in seinen selbstständigen Unternehmungen hindern, doch war dieser nicht der Mann, solchen Widerspruch zu beachten.

Endlich richtete der treffliche Fürst von vornherein sein Augenmerk auch auf die Pflege der geistigen Bildung seines Volkes, auf die Förderung der

Schulen, der Wissenschaft und Kunst. Nicht blos die Universität Frankfurt hatte sich seiner vielfachen Gunst und Unterstützung zu erfreuen, er gründete in Duisburg eine neue Hochschule und sorgte überall für die Wiederherstellung der niederen und höheren Schulanstalten, zu welchem er eine besondere Commission ernannte. Auch legte er durch die Erwerbung einer ansehnlichen Büchersammlung den Grund zu der großen Königlichen Bibliothek in Berlin. Selbst die Künste erfuhren bald mehrfache Unterstützung, wiewohl hierin wegen Mangels an Geld fürerst nicht sehr Großes geschehen konnte. Nur die Baukunst wurde von Anfang an auf alle Weise gefördert, was zum Theil mit der Prachtliebe des Kurfürsten zusammenhing. Zwar in seinen persönlichen Neigungen und häuslichen Gewohnheiten war er sehr einfach: er scheut sich nicht, wenn er allein über den Markt geht, ein Paar Nachtigallen, die man feilbietet, zu kaufen, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; in seinem Küchengarten pfropft er selbst die aus der Fremde gebrachten Reiser, in Potsdam hilft er die Trauben lesen und die jungen Karpfen fischen. Aber, wo er als Fürst auftritt, da muß Alles großartig sein, damit sein junger Staat in der Achtung der großen Welt, die einmal auf das Aeußere viel Werth legt, nicht etwa gering dastehe. Er hält daher auf einen gewissen Glanz in der äußeren Erscheinung, verschreibt trotz der Geldnoth, in der er sich oft befindet, für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus Paris oder Amsterdam; er nimmt es übel, wenn ihn Jemand an die Kosten erinnert. Auch seine Gesandten müssen überall mit der größten Pracht auftreten und dürfen keinem anderen nachstehen; denn an den Höfen besonders hing die Geltung vielfach vom äußeren Glanze ab*).

Friedrich Wilhelm's Lebens- und Denkungsweise. In Allem, was wir von der vielseitigen Thätigkeit seiner Regierung hier zu rühmen haben, war der Kurfürst selbst die eigentliche Seele und der leitende und belebende Geist. Wie er schon in seiner Jugend den Sitzungen des geheimen Rathes mit Fleiß und Eifer beigewohnt, so fuhr er bis in die spätesten Lebensjahre in unverdrossener Arbeitsamkeit fort. Unter den empfindlichsten Gichtschmerzen sah man ihn stundenlang sitzen und die eingegangenen Briefe mit den Secretairen durcharbeiten, um sich von Allem selbst zu unterrichten. Dann gab es wohl einiges Geheimere, was er sich allein vorbehielt, aber das Meiste ward doch in eigentliche Berathung gezogen: Friedrich galt für einen der besten Köpfe von Europa, von tiefen Gedanken und reifer Erfahrung, doch ist es öfter vorgekommen, daß er eine Meinung, die er bereits ergriffen, im versammelten Rathe wieder fallen ließ, wenn er sich überzeugte, daß eine andere besser sei. Man verglich sein Urtheil mit dem Neigen der Zunge in der Waage: nach der Seite hin, wohin das Uebergewicht der Gründe fiel, dahin ging auch seine Entscheidung. Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen. Was ihm eine geistige Ueberlegenheit über Alle gab, mit denen er in Berührung kam, war, daß er sich in jedem Augenblicke seiner erhabenen Stellung, seiner hohen Pflichten und seines reinen Willens bewußt war. Sein ganzes Streben hatte etwas Großartiges, Heroisches. Dabei war der innerste Kern seines thatkräftigen Lebens die Religion, der innige

*) Ranke a. a. O. S. 71.

Glaube. In Augenblicken der Noth und Gefahr, wo Gründe und Gegengründe der Politik nicht mehr ausreichten, in den schlaflosen Nächten, die dann folgen, fleht er zu Gott, ihn finden zu lassen, was das Beste sei, und an dem, was ihm dann eingeleuchtet, hält er als von Gott eingegeben fest.

Sein vertrautester Rathgeber war während des größten Theiles seiner Regierung Otto von Schwerin, welcher als erster Minister die Stelle des ehemaligen Kanzlers mit dem Titel eines Oberpräsidenten und dem höchsten Range unter allen Beamten einnahm. In militärischen Dingen aber erhielt er an dem berühmten Derfflinger eine wackere Stütze. Bei diesem, als dem ersten berühmteren preußischen Generale, wollen wir hier einen Augenblick verweilen.

Derfflinger kam als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre aus der Lehre und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn zurück, weil er kein Geld hatte, die Ueberfahrt zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er, daß viele Leute unentgeltlich übergesetzt wurden; er fragte, was das für Leute seien, und erhielt zur Antwort: Kriegsleute, die kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegsmann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeuge in den Strom und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Wo er zuerst Kriegsdienste genommen, ist unbekannt: später trat er in sächsische Dienste, wo er, durch Muth und gutes Verhalten ausgezeichnet, bald zum Offizier befördert wurde Er begab sich im Jahre 1631 unter Gustav Adolph's Fahnen, und seine Tüchtigkeit muß sich dort glänzend bewährt haben, denn schon im Jahre 1635 finden wir ihn als schwedischen Obristlieutenant erwähnt. Er wohnte allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden bis zum westphälischen Frieden bei; dann wurde er mit dem größten Theile des schwedischen Heeres mit reicher Belohnung entlassen. Seitdem lebte er in der Mark, wo er sich verheirathet hatte. Bald sollte er seinem neuen Vaterlande als Feldherr große Dienste leisten.

Der Kurfürst bedurfte, als zwischen Schweden und Polen Krieg ausbrach, eines tüchtigen Anführers seiner Truppen, und trat mit Derfflinger in Unterhandlung; dieser stellte seine Bedingungen sehr hoch, wurde aber mit dem Fürsten einig und trat im Jahre 1655 als Generalwachtmeister in brandenburgische Dienste: seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolke, das ehemals unter den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein Name, wie seine kundige Thätigkeit förderten die Werbungen, und seine Anordnungen trugen viel zur Ausbildung der jungen Kriegsmacht bei, deren Stärke, Ordnung und Ausrüstung bald alle Welt in Erstaunen setzte. In den folgenden Kriegen zeichnete er sich besonders als trefflicher Reitergeneral überall höchst vortheilhaft aus, und schon im Jahre 1657 wurde er mit großer Anerkennung seiner Dienste und Fähigkeiten zum Generallieutenant der Reiterei ernannt, bald darauf zum Geheimen Kriegsrathe, in welcher Eigenschaft er die Leitung des gesammten Kriegswesens erhielt. Im Jahre 1670 aber wurde ihm wegen seiner großen Verdienste um das Heer die höchste Würde in demselben zu Theil; er wurde zum Feldmarschall ernannt. Wiewohl er wegen seines eigensinnigen, störrigen Wesens dem

Kurfürsten manche Unannehmlichkeit und Schwierigkeit bereitete, und einmal sogar in Ungnade auf seine Güter verwiesen wurde, so mochte ihn doch Friedrich Wilhelm bei der Kriegführung nicht gern entbehren, sah ihm Vieles nach und wirkte ihm sogar beim Kaiser die Würde eines Reichsfreiherrn aus.

In allen Kriegen, welche der Kurfürst führte, war Derfflinger sein treuer Feldherr: wir werden ihn bei allen großen Kriegsthaten, besonders in der Schlacht von Fehrbellin noch rühmend erwähnen müssen. Selbst im Alter von 72 Jahren übernahm er auf seines Fürsten Wunsch noch einmal die Anführung im Schwedenkriege, und zeichnete sich da noch mit altgewohnter Tapferkeit und mit allem Feuer persönlichen Muthes aus, immer voran in Gefahr und Kampf, als Greis noch wie ein Jüngling in den Waffen. Er überlebte den großen Kurfürsten und zog auch unter dessen Sohne noch einmal gegen die Franzosen mit ins Feld, dann kehrte er im Jahre 1690 nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben.

Der Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche im Reiterdienste vor Allem nöthig sind, bilden die Grundzüge von Derfflinger's Charakter als Kriegsmann; die Reiterei war seine Waffe, ihr blieb er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschalle treu. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung. Er hatte mit ihnen eine leutselige und freigebige Art. Seine Kriegskenntniß und Waffenkunde verdankte er blos der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung; denn Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm durchaus fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Mißverständnissen zu Tage. Ein Rittmeister, den er auf Erkundigungen ausgeschickt, setzte auf den Rapportzettel vor das Datum das Wort Raptim, d. h. in Eile. Derfflinger meinte, das sei ein Ortsname, und nachdem er lange auf der Karte danach gesucht, sagte er: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf beordert und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt." Endlich darüber aufgeklärt, es sei ein lateinisches Wort und bedeute „in Eile," rief er: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben „in Eil," und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützen Suchens erspart." Von Natur Biedermann und heiteren Sinnes, scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben.

Natürlich fehlte es nicht an Neidern und Feinden, welche ihm auch seine dunkle Herkunft zum Vorwurfe machten; aber Derfflinger war nicht der Mann, so etwas geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger sogleich selber auf, und flammende Blicke auf den Franzosen werfend, rief er: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird; hier aber (auf den Degen schlagend) ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe." Derfflinger schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensjahre keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner, er selbst rief manchen Zug seiner Vergangenheit gern auf heitere Weise zurück. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er eines Nachts nicht schlafen, sondern warf sich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch sein Zeltkamerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn scheltend fragte, warum er so unruhig sei? Derfflinger antwortete, er könne nicht schlafen,

weil ihn der Gedanke quäle, ob er wohl in der Welt noch ein General werden möchte. „Ach was!“ rief der Andere, „lieg und schlaf! ein Lumpenhund magst Du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam er in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihn an jenen Kameraden erinnerte. Er fuhr sogleich vor dessen Wohnung, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, rief Derfflinger, ihn auf den ersten Blick wiedererkennend, mit starker Stimme: „Kamerad, kennen wir uns wohl noch?“ — „Ja,“ erwiderte der Bürgermeister mit Zögern. — „Und wie ist's mit der Prophezeihung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief. Der Bürgermeister entschuldigte sich, nach so langer Zeit könne er sich der Worte, die er damals gebraucht, so genau nicht mehr erinnern, bäte aber um Verzeihung, wenn unter ihnen als Zeltkameraden damals so Etwas vorgekommen. „Wenn's einmal Lumpenhund sein muß,“ rief Derfflinger, „so mag's drum sein; aber wer ist denn nun der größte geworden, ich oder Du?“ Der Bürgermeister wußte sich in seiner Verwirrung kaum zu fassen, der Feldmarschall aber sprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern und sagte, ob er was Gutes zu essen habe? Jener antwortete: Schinken, geräucherte Würste, Fische und Krebse habe er im Hause. „Und ich,“ sagte Derfflinger, „habe guten Rheinwein bei mir.“ Und so gingen sie zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander und unterhielten sich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Derfflinger lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, jeder Sorge enthoben, in stillem Frieden. Man erzählt, daß er einst an der Wiege des Kurprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm des Ersten, stand, ganz in Betrachtung versenkt. Der Kurfürst fragte ihn: „Nun, alter Derfflinger, was denkt Er denn so nach?“ Der Feldmarschall fuhr auf, war zuerst etwas verlegen, faßte sich aber gleich und sagte mit munterer Geradheit: „Indem ich den Prinzen ansah, dachte ich mir und sagte im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, Dein Vater hat mich gehudelt, aber Du wirst mich wohl ungehudelt lassen.“ Der Kurfürst lachte und ließ es gut sein. Derfflinger war übrigens ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, der protestantischen Glaubenslehre eifrig ergeben: er ließ sich in seinen letzten Lebensjahren aus dem trefflichen Erbauungsbuche Johann Arnd's „wahres Christenthum“ fleißig vorlesen. An Altersschwäche starb er am 4. Februar 1695 im neunzigsten Lebensjahre.

22. Der schwedisch-polnische Krieg; das Herzogthum Preußen wird unabhängig von Polen.

Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges; des Kurfürsten Politik. Das Heer, welches Friedrich Wilhelm mit Anstrengung aller Kräfte seines Landes gebildet und vermehrt hatte, fand sehr bald Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu erproben: im Jahre 1654 brach ein Krieg zwischen Schweden und Polen aus, welcher für den großen Kurfürsten nicht gleichgültig bleiben konnte, vielmehr auf das Schicksal seiner Staaten einen großen Einfluß übte. Der Klugheit und Umsicht, womit Friedrich Wilhelm sich während dieses

Krieges benahm, sollte es gelingen, die Lehensabhängigkeit seiner preußischen Länder von Polen zu zerreißen und Preußen zu einem unabhängigen Herzogthume zu machen.

Der König Johann Kasimir von Polen, welcher, wie die schwedischen Fürsten, aus dem Hause Wasa stammte, machte Ansprüche auf die Krone Schwedens, da Christine, die Tochter Gustav Adolph's, sich nicht vermählt hatte und daher kein unmittelbarer Thronerbe vorhanden war. Die nächsten Ansprüche hatte ihr Vetter (der Sohn einer Schwester Gustav Adolph's) Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken; Johann Kasimir aber gedachte bei Erledigung des schwedischen Thrones denselben ohne Weiteres in Besitz zu nehmen und nannte sich schon im voraus „König von Schweden." Vergeblich bot ihm Christine 400,000 Thaler, wenn er seinen Ansprüchen entsagen wollte; er erwiderte, die Krone sei ihm nicht feil. Als nun Christine, um zur katholischen Religion überzutreten und in Rom ihr Leben zu beschließen, die Krone niederlegte, und ihr Vetter, der entschlossene, feurige, heldenmüthige Karl Gustav, den schwedischen Thron bestieg, da versicherte Johann Kasimir von Polen, er werde die Krone Schwedens nimmermehr an ein fremdes Haus kommen lassen. Christine aber antwortete mit Hinweisung auf das tapfere schwedische Heer: „Mein Vetter wird sein Recht auf die Krone mit dreißigtausend Zeugen beweisen."

Karl Gustav war in der That nicht der Mann, sich von einem Schwächling, als welcher sich Johann Kasimir trotz aller Großprahlerei erwies, den erworbenen Thron wieder streitig machen zu lassen. Er war ein Kriegsheld, wie es wenige gegeben; kühn in seinen Unternehmungen, unermüdlich in deren Ausführung, tapfer bis zur Verwegenheit. Er rüstete sich, um Christinen's Wort gegen Polen wahr zu machen, aber seine Pläne gingen noch weiter: er gedachte die Ostseeküste seiner Herrschaft zu unterwerfen und ganz Polen zu erobern. Um diesem Ziele zuversichtlicher entgegenzugehen, bewarb er sich um den Beistand des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und verlangte von ihm die Einräumung der preußischen Seehäfen, wogegen die Lehensherrschaft Polens über Preußen aufgehoben werden sollte.

Friedrich Wilhelm erkannte zwar sogleich, wie günstig die Gelegenheit war, die Unabhängigkeit in Preußen und vielleicht selbst eine Gebietsvergrößerung zu erwerben, aber er gedachte erst vorsichtig abzuwägen, von welcher Seite ihm solche Vortheile am leichtesten und sichersten zufallen könnten, ob durch ein Bündniß mit Schweden oder mit Polen. Er gab sich daher nicht ohne Weiteres den verlockenden Besprechungen Karl Gustav's hin; zuerst ließ er durch Gesandte in Wien, Paris, London, im Haag, in Kopenhagen erforschen, ob dieser auf die Unterstützung der übrigen Mächte rechnen könnte, wobei er sich überzeugte, daß außer Frankreich alle Staaten gegen die Absichten der Schweden waren. Er selbst konnte keine große Neigung haben, die um sich greifende Macht der Nordländer zu vergrößern; denn er wußte ja, daß ihr Streben auch auf den Besitz von Pommern gerichtet war. Schwedens Verbündeter wollte er deshalb nicht werden; aber eben so wenig mochte er geradezu für Polen kämpfen, weil es ihm andererseits nur erwünscht sein konnte, wenn der König von Polen geschwächt würde, und weil er dort auf Dank eben so wenig rechnen durfte. Es schien ihm das Beste, weder Schweden

noch Polen zu unterstützen, wohl aber sich so zu verhalten, daß beide Parteien sich immer um seine Gunst bewerben müßten. Vor Allem war er darauf bedacht, sich tüchtig zu rüsten, um als kampfbereite Mittelmacht zwischen den beiden kriegführenden Staaten zu stehen. Die geheimen Unterhandlungen mit Karl Gustav brach er zwar nicht ganz ab, doch stellte er für die verlangte Hülfe so hohe Forderungen, daß es zu einem Bündnisse nicht kommen konnte.

Unterdeß war ein schwedisches Heer durch Pommern und die Neumark in Groß-Polen eingedrungen, und Karl Gustav selbst war in Wolgast gelandet, über Stettin nach Polen vorgerückt und hatte Warschau ohne Widerstand nehmen können. Siegreich rückte er nach Krakau vor, während auch Litthauen und Masovien sich in der Schweden Schutz begaben. Als so die schwedischen Waffen immer größere Vortheile errangen, gerieth der Kurfürst Friedrich Wilhelm in Besorgniß und knüpfte die Verhandlungen mit Karl Gustav wieder an; aber dieser war jetzt zur Nachgiebigkeit wenig geneigt, wurde immer kälter und brach endlich die Unterhandlungen ganz ab. Da zog der Kurfürst selbst mit 27,000 Mann nach Preußen, um sein Land gegen das weitere Vorgehen der Schweden zu schützen, und knüpfte sofort Verbindungen mit den Ständen des polnischen Westpreußens an. Man vereinigte sich zu gegenseitigem Schutze, und Friedrich hielt im Purpurgewande auf einem weißen Pferde seinen glänzenden Einzug in Marienburg, wo er als Retter von der Gewalt der Schweden empfangen wurde. Karl Gustav aber wandte sich nun schleunigst nach Preußen, drang gegen den Kurfürsten vor und verfolgte dessen Truppen bis vor Königsberg. Friedrich Wilhelm, von den Preußen schlecht unterstützt, wollte es jetzt nicht aufs Aeußerste kommen lassen und bequemte sich zu einem Vertrage zu Königsberg, durch welchen er das Herzogthum Preußen von der Krone Schweden eben so zu Lehen erhielt, wie bisher von Polen, außerdem aber noch das Bisthum Ermeland, wogegen er 1500 Mann für Schweden stellen mußte (1656).

Vertrag zu Marienburg mit Schweden; Schlacht bei Warschau; Welauer Vertrag. Inzwischen war in Polen eine Wendung der Dinge zu Ungunsten Karl Gustav's eingetreten; zwar hielt sich der schwache und feige König Johann Kasimir selbst flüchtig in Schlesien auf, aber sein Volk hatte sich überall erhoben, um das schwedische Joch wieder abzuschütteln. Bald war ganz Polen in Aufstand und ein polnisches Heer rückte wieder muthig gegen Karl Gustav vor. Das gab dem klugen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Gelegenheit, sein Verhältniß zu Schweden wieder günstiger zu gestalten, und aus der Bedrängniß der Schweden neue Vortheile zu ziehen. Karl Gustav wandte jetzt Alles an, um ihn zu einem Bündnisse zu bestimmen; je mehr der Aufstand in Polen sich verbreitete, desto mehr lag ihm daran, den Kurfürsten ganz für sich zu gewinnen, welcher jedoch bei den veränderten Umständen sich nur für sehr günstige Bedingungen dazu verstehen wollte. Zu Marienburg kam es daher im Juni 1656 zum Abschlusse eines Bundes, in welchem Friedrich Wilhelm für die versprochene Hülfe die Palatinate Kalisch und Posen zugesichert wurden. Die beiden Mächte verpflichteten sich zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Johann Kasimir's: in Polen sollte Karl Gustav, in Preußen Friedrich Wilhelm den Oberbefehl führen. Vergeblich erließ der König von Polen selbst Abmahnungen und Drohungen aller Art an den Kurfürsten.

Johann Kasimir, im Glück eben so übermüthig, wie schwach in der Prüfungszeit, ließ ihm endlich sagen: „Es sei jetzt zum Unterhandeln und Vertragen keine Zeit mehr, und wenn der Kurfürst selbst zu des Königs Füßen um Gnade flehen wollte, so dürfte er schwerlich mehr Gehör finden. Ein ewiger Kerker, wo weder Sonne noch Mond ihm schienen, solle der Lohn für seinen Abfall sein."

Zur Antwort auf diese hochmüthige und herausfordernde Sprache rückte Friedrich Wilhelm in Gemeinschaft mit dem Schwedenkönig sogleich gegen Warschau vor. Dort lieferten die beiden Fürsten mit 16,000 Schweden und Brandenburgern gegen 40,000 Polen die große dreitägige **Schlacht bei Warschau** (am 18., 19. und 20. Juli **1656**), welche mit Johann Kasimir's völliger Niederlage endete. Der Heldenmuth des **Kurfürsten**, die **Kriegskunde** seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten an diesen Tagen glänzend hervor und hatten den größten Antheil an dem hartnäckig bestrittenen Siege. Auf beiden Seiten war die Hauptstärke der Armeen die Reiterei, und Derfflinger besonders konnte hier den alten Ruhm seiner Kriegsthaten neu bewähren. Als Johann Kasimir am dritten Tage sah, daß der Sieg sich von ihm abwende, rettete er sich über die Weichselbrücke, um hinter Warschau's Mauern Schutz zu suchen; in wildem Gedränge folgten ihm seine geschlagenen Schaaren. Von den Feinden verfolgt, räumte der gedemüthigte König auch Warschau und flüchtete nach Lublin. Die Sieger aber zogen in die Hauptstadt ein, von wo Friedrich Wilhelm viele Gemälde und andere Kunstwerke nach Berlin schickte.

Der Schwedenkönig wollte den Sieg von Warschau eilig benutzen, um den Feind ganz zu vernichten, nicht so der Kurfürst von Brandenburg. Bei diesem stieg jetzt wieder das Bedenken auf, daß Schweden zu mächtig werden könnte: Polen war nunmehr so geschwächt, daß er es nicht mehr zu fürchten schien, dagegen wäre Schwedens Uebermacht gewiß auch für Brandenburg gefährlich geworden. Der Kurfürst unterstützte deshalb die Schweden bei der weiteren Verfolgung nicht mehr, sondern ging nach Preußen zurück. Zugleich knüpfte er wieder auf allen Seiten Verhandlungen an, um sich für alle Fälle möglichst große Vortheile zu sichern. Die Schweden, welche seiner Hülfe dringend bedürftig waren, da sich jetzt auch der Kaiser von Deutschland und der König von Dänemark für Polen erklärten, mußten auf die von ihm geforderten Bedingungen eingehen, und noch in demselben Jahre (20. November **1656**) kam zwischen Brandenburg und Schweden der **Vertrag zu Labiau** zu Stande, durch welchen der Kurfürst zum **unabhängigen Herzog** (nicht mehr Lehensherzog) **von Preußen** und Ermeland erklärt wurde, wofür er Schweden seine fernere Hülfe, auch zur Behauptung Westpreußens und anderer polnischer Gebiete zusicherte. Aber er war von vorn herein wenig geneigt, Karl Gustav kräftig zu unterstützen, trat vielmehr sehr bald auch mit Polen in Unterhandlung, um unter günstigen Bedingungen wo möglich den Frieden zu vermitteln. Hierin wurde er durch die preußischen Stände bestärkt, welche wegen der drückenden Kriegskosten dringend gebeten hatten, Frieden mit Polen zu schließen, ohne welchen das Land nicht bestehen könne. Am polnischen Hofe zeigte sich nach der unglücklichen Wendung der Dinge natürlich viel Neigung, sich mit dem Kurfürsten zu vertragen; so kam im

September 1657 der **Vertrag zu Welau** zu Stande, in welchem nun auch Polen (wie vorher Schweden) dem brandenburgischen Kurfürsten **die volle Landeshoheit und souveraine Gewalt im Herzogthum Preußen** zugestand, wogegen er alle Eroberungen, auch Ermeland, herausgab und im Falle eines Krieges 1500 Mann Hülfstruppen für Polen zu stellen versprach.

Der Friede zu Oliva; Preußen ein unabhängiges Herzogthum. Durch diesen Bund mit Polen war Friedrich Wilhelm jetzt dem Zorn und der Rachelust des Schwedenkönigs ausgesetzt, und sein ganzes Bestreben ging dahin, demselben neue Feinde zu erwecken. Während Karl Gustav glücklich gegen Dänemark kämpfte, verband sich der Kurfürst mit Oesterreich (1658). Die Verbündeten rückten unter des Kurfürsten Anführung in Holstein ein, während Holland eine Flotte zum Schutz Dänemarks in die Ostsee schickte. Karl Gustav wurde zu Lande und zur See hart bedrängt, und nur die Uneinigkeit unter seinen Feinden verhinderte, daß er auch Pommern verlor. Der nordische Held stand nur noch mit der letzten Anstrengung aufrecht: er konnte seine Eroberungen weder in Polen, noch in Preußen und Dänemark behaupten. Zuletzt warf er sich auf Norwegen, gleichzeitig aber unterhandelte er mit seinen verbündeten Gegnern. Nachdem längere Zeit vergeblich in Thorn verhandelt worden war, wurde endlich ein Friedenscongreß im **Kloster Oliva** bei Danzig abgehalten. Karl Gustav fand jetzt Unterstützung bei dem mächtigen Frankreich und hierdurch günstigere Bedingungen, als zu erwarten gewesen. Am 3. Mai 1660 kam zwischen Polen, Brandenburg, dem Kaiser und Schweden der Friede zu Stande; Schweden gab seine Eroberungen in Preußen, der Kurfürst die seinigen in Pommern und Holstein heraus. Die Verträge von Königsberg und Labiau, welche Preußen an Schweden ketteten, wurden für nichtig erklärt, dagegen der Vertrag von Welau, der Preußens Unabhängigkeit aussprach, bestätigt.

Brandenburg war der einzige Staat, welcher aus dem schwedisch-polnischen Kriege einen Zuwachs an Macht davontrug. Die Befreiung Preußens von der polnischen Lehenshoheit, die Herstellung eines unabhängigen, souverainen Herzogthums Preußen war für den brandenburgischen Staat und für des Kurfürsten weitere Pläne ein unermeßlicher Gewinn. Es war wieder einer der Grundpfeiler gewonnen, auf welchen das herrliche Gebäude der preußischen Monarchie sich ruhmvoll erhoben hat. Zugleich hatte der Kurfürst so reichen Ruhm als Feldherr und als Staatsmann geerntet, und im Rathe der europäischen Fürsten eine so ansehensvolle Stelle erworben, daß er während seiner weiteren Regierungsthätigkeit in den europäischen Angelegenheiten eine bedeutsame Rolle spielte.

Kampf des Kurfürsten mit den preußischen Ständen. Rhode und Kalkstein. Obwohl das Herzogthum Preußen durch den Frieden von Oliva dem großen Kurfürsten zu souverainem Besitze zugefallen war, so hatte er doch noch große Kämpfe im Lande selbst zu bestehen, ehe seine Herrschaft so unumschränkt, wie er sie auszuüben gedachte, anerkannt wurde. Die Stände machten ihm dort weit mehr zu schaffen, als in seinen alten Staaten; denn sie hatten bis dahin in Preußen viel größere Rechte ausgeübt, als anderswo. Die fürstliche Gewalt war in jenem Herzogthum sehr beschränkt gewesen: in

allen wichtigen Dingen entschied der Landtag, und der Kanzler durfte sogar den Verordnungen des Herzogs das Siegel verweigern. Natürlich konnte eine solche Herrschaft nicht nach dem Sinne unseres Kurfürsten sein, welcher einen ganz andern Begriff von seiner Souverainetät, von seinen Herrscherrechten hatte. Durch die Verträge von Welau und Oliva hielt er die alte preußische Verfassung für aufgehoben und gedachte eine neue an deren Stelle zu errichten. Die Stände dagegen wollten sich in ihren bisherigen Freiheiten nicht beschränken lassen und widersetzten sich von vorn herein allen seinen Schritten. Da sie hierbei versuchten, die Verbindung mit Polen heimlich wieder anzuknüpfen, so wurde Friedrich Wilhelm hierdurch zu großer Vorsicht genöthigt, aber nachdem er alle Mittel der Ueberredung und Klugheit vergeblich angewandt hatte, brauchte er zuletzt Gewalt, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Gleich nach dem Welauer Vertrage waren die Stände sehr schwierig geworden; besonders erregten die neuen hohen Steuern viel Unwillen, um so mehr, als der Fürst dieselben ohne Bewilligung der Landstände ausschrieb und gewaltsam eintreiben ließ. Obwohl nun der König von Polen dem Kurfürsten noch während des Krieges die Souverainetät durch ein Diplom unumwunden zugesichert und dies durch ein Manifest verkündigt hatte, so konnte doch Friedrich Wilhelm die Anerkennung und Huldigung in Preußen nicht erlangen, weil er die Stände nicht berufen wollte. Da er nichts desto weniger immer neue Auflagen und Lieferungen für das Heer ausschrieb, so widersetzte sich die Stadt Königsberg und bald darauf auch ein Theil des Adels seinem eigenmächtigen Verfahren. Ungeachtet der strengsten Befehle konnte des Kurfürsten Statthalter, der Fürst Radziwill, den Eid für die Souverainetät nicht erlangen; vielmehr hielten über zweihundert Adelige eine stürmische Versammlung in Königsberg, in welcher auf Veranlassung des Schöppenmeisters Rhode und des Generals von Kalkstein schon die Rede davon war, Gesandte nach Warschau zu schicken, um beim König von Polen Schutz gegen den Kurfürsten zu suchen.

Endlich verstand sich Friedrich Wilhelm dazu, den Landtag zu berufen; aber er verlangte, daß derselbe ein für alle Mal eine bestimmte Steuer für das Heer bewillige; die Stände erkannten, daß sich der Fürst hierdurch für die Zukunft von ihnen ganz unabhängig machen wollte, und verstanden sich um so weniger zur Anerkennung der kurfürstlichen Souverainetät. Sie stellten ihm Bedingungen, welche sein ganzes Ansehen zu vernichten drohten, er aber wollte überhaupt von Bedingungen bei der Huldigung nichts wissen. Die Stände behaupteten, dem Kurfürsten habe vom Könige von Polen nicht mehr Gewalt überlassen werden können, als dieser selbst besessen, und beschwerten sich, daß ihre ganze Verfassung umgestürzt werde. Die Gährung stieg immer höher, besonders in Königsberg.

Als nun im Jahre 1662 neue schwere Steuern gefordert wurden, schickten die Städte den Sohn des Schöppenmeisters Rhode an den König von Polen nach Warschau mit der Erklärung, die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als länger unter solchem Druck leben; der König von Polen möge sich nur aussprechen, so würden ihm die Stände leicht zufallen. Es hielt nicht schwer, in Warschau feindliche Schritte gegen den Kur-

fürsten zu bewirken, und der König antwortete den Städten, daß durch die neueren Verträge die Freiheiten der Stände nicht haben verletzt werden sollen, auch nehme er die Bürger in seinen Schutz, aus dem er sie nie habe entlassen wollen. Hierdurch ermuthigt, machte die Partei Rhode's den Plan zu einem Bunde für die Erhaltung ihrer alten Freiheiten gegen die kurfürstliche Souverainetät, und als der Kurfürst nun Truppen in die Nähe Königsbergs rücken ließ, griffen auch die Bürger zu den Waffen und brachten ihre Kanonen auf die Wälle. Da zu erwarten war, daß sie auch neue Verbindungen mit Warschau anknüpfen würden, so ließ der Fürst alle Straßen nach Polen durch Truppen besetzen. Es lag ihm jetzt besonders daran, sich des kühnen und unermüdlich thätigen Rhode zu bemächtigen, weil derselbe die Seele des Widerstandes der Königsberger war. Vergeblich hatte er dem Magistrat befohlen, den Schöppenmeister festzunehmen; als dies endlich mit Gewalt ausgeführt werden sollte, bewaffnete sich die Bürgerschaft und leistete muthige Gegenwehr. Dennoch wurde Rhode durch List gefangen genommen. Es drohete darüber ein gewaltiger Aufstand; sobald aber der Kurfürst den gefährlichen Schöppenmeister in seiner Gewalt hatte, wandte er Alles an, um die Gemüther einstweilen zu beschwichtigen. Der Prozeß gegen Rhode wurde deshalb auch etwas in die Länge gezogen; erst später wurde er des Hochverraths überführt und demzufolge sein Lebenlang in enger Haft gehalten. Er hätte nach einigen Jahren Verzeihung vom Kurfürsten erhalten können, aber er weigerte sich, darum zu bitten; er habe nichts Unrechtes gethan, sagte er, und müsse deshalb seine Loslassung von der Gerechtigkeit des Kurfürsten erwarten, von seiner Gnade verlange er Nichts. Nach sechszehn Jahren strenger Gefangenschaft starb er auf der Festung Peitz (1678).

Das Schicksal Rhode's war ein schreckendes Beispiel für seine Mitbürger, welche sich kurze Zeit nach seiner Gefangennehmung dazu bequemen mußten, den Kurfürsten wegen des Geschehenen um Verzeihung zu bitten und seine Souverainetät anzuerkennen. Nun setzte sich Friedrich Wilhelm sofort auch mit den übrigen Ständen in Verhandlung, um von ihnen die Huldigung zu erlangen. Er verstand sich dazu, ihnen in einer sogenannten Assecuration zu verbürgen, daß er die Souverainetät nicht gegen die Landesfreiheiten ausdehnen wolle, und bestätigte ausdrücklich die Privilegien und Rechte der Stände. Darauf wurde die **Huldigung in Königsberg** gehalten. Am 28. October **1663** waren alle öffentlichen Plätze mit Truppen besetzt. Unter vielen Ceremonien nahm der Kurfürst auf einem mit rothem Sammet bedeckten Throne sitzend von jedem anwesenden Adeligen, von den Abgeordneten der Städte und Zünfte und von allen Beamten die Huldigung an. Alle leisteten den Eid, kraft dessen sie ihn für ihren einigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten.

Es war dies ein entscheidender Tag; denn jetzt erst waren die mit Polen geschlossenen Verträge über Preußen zur Wahrheit geworden; der polnische Einfluß hörte nun auf und Friedrich Wilhelm war wirklich erst **Souverain in Preußen**.

Aber die Aufregung der Gemüther beruhigte sich nicht mit einem Male, besonders da es sich bald zeigte, daß der Kurfürst von seiner Souverainetät den ausgedehntesten Gebrauch zu machen entschlossen war. Als die gesteiger-

ten Geldbedürfnisse immer neue Steuern nöthig machten, bei deren Ausschreibung die Stände nicht zu Rathe gezogen wurden, trat wieder eine allgemeine Mißstimmung hervor. Jetzt stellte sich der Oberst von **Kalkstein**, Sohn des obengenannten Generals, an die Spitze der Unzufriedenen, drohte in seiner Erbitterung mit einem Einfall der Polen, und schien sogar dem Kurfürsten, als dem Unterdrücker der preußischen Freiheit, nach dem Leben zu trachten. Er wurde festgenommen und als Hochverräther zum Tode verurtheilt, der Kurfürst aber milderte das Urtheil in ewige Gefangenschaft.

Schon nach einjähriger Haft erlangte Kalkstein sogar seine Freiheit wieder, indem er schwören mußte, sich nicht rächen zu wollen und ohne Erlaubniß des Kurfürsten seine Güter nicht zu verlassen. Nichtsdestoweniger begab er sich nach Warschau, sprach dort auf schimpfliche Weise vom Kurfürsten und rühmte sich laut, er wolle es dahin bringen, daß derselbe Preußen wieder blos als Lehen von Polen besitze. Vergeblich ließ Friedrich Wilhelm die Auslieferung des Verräthers durch seinen Gesandten verlangen; Kalkstein wurde in Warschau sogar als Bevollmächtigter der preußischen Stände behandelt, und eine von ihm verfaßte, höchst beleidigende Beschwerdeschrift gegen den Kurfürsten auf dem polnischen Landtage öffentlich verlesen. Da er so auf die frechste Weise dem Zorn des Kurfürsten trotzte, erhielt endlich der preußische Gesandte von Friedrich Wilhelm den Befehl, sich mit Gewalt des gefährlichen Mannes zu bemächtigen. Bei einer Zusammenkunft mit demselben ließ ihn der Gesandte plötzlich ergreifen, an Händen und Füßen binden, geknebelt in eine Tapete wickeln, in einen verschlossenen Wagen werfen und unter sicherem Geleite aus Warschau fortschaffen. Drei Meilen von der Stadt wurde er auf ein Pferd gesetzt und nach Preußen gebracht. Der König vou Polen war hierüber sehr erbittert und verlangte die Auslieferung Kalkstein's, welcher unter seinem Schutze gestanden, der Kurfürst aber erwiderte, er habe dem Könige die Verbrechen des meineidigen Hochverräthers hinlänglich bekannt gemacht, und müsse erwarten, daß diejenigen, welche ihn ausgeliefert, durch Gnadenbezeugungen ausgezeichnet würden. Da der König immer dringender wurde, sagte Friedrich Wilhelm, die Polen sollten Kalkstein zurückerhalten, aber geköpft; man möchte ihn nicht weiter reizen, sonst würde er die Beleidigung mit den Waffen in der Hand rächen. Kalkstein wurde nach Memel gebracht und vor eine besondere Gerichtscommission gestellt, welche ihn zum Tode verurtheilte. Er empfing das Urtheil mit großer Fassung und ging ebenso ruhig und zuversichtlich auf das Schaffot (**1672**).

Sein Ausgang schreckte andere Mißvergnügte zurück und allmälig beugten sich die Preußen unter dem entschiedenen und unerschütterlichen Willen des kräftigen Fürsten.

23. Die Kriege des großen Kurfürsten gegen Frankreich und Schweden. Fehrbellin.

Brandenburgs neue Stellung unter den europäischen Staaten. Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre Ruhe; als es dann von Neuem auf dem Kriegsschauplatze erschien, geschah es unter ganz anderen, viel günstigeren Verhältnissen, als am Beginn der Regierung

des großen Kurfürsten. Die Grundlagen seiner Macht im eigenen Lande waren jetzt überall befestigt, der Verkehr neu belebt, die Gewerbthätigkeit und die öffentliche Wohlfahrt in neuem, frischem Erblühen; Friedrich Wilhelm hatte über ein zahlreiches Heer und über die Mittel zu dessen Besoldung zu gebieten; sein Ruf als Krieger und als Staatsmann war schon in allen Ländern verbreitet, und alle Staaten bewarben sich um seine Bundesgenossenschaft.

Der große Kurfürst erkannte die Bedeutung dieser neuen Stellung, er wußte, daß er nicht mehr als untergeordneter deutscher Reichsfürst, sondern als Fürst eines selbstständigen Staates unter den Machthabern Europa's auftreten durfte: war er auch an Macht und Einfluß den größten Fürsten Europa's nicht gleich, so war doch sein Ansehen bereits fest genug begründet, um bei den Welthändeln durch sein Hinneigen auf die eine oder die andere Seite sehr viel zur Entscheidung beizutragen. Er war der Mann dazu, eine solche Stellung wohl zu benutzen, und wartete nur auf eine Gelegenheit, um solchen Einfluß wirklich auszuüben: er achtete aufmerksam auf alle Ereignisse und knüpfte einstweilen durch Gesandtschaften überall Verbindungen an, um im rechten Augenblick zum Handeln bereit zu sein.

Bündniß mit Holland; Krieg gegen Frankreich. Ludwig XIV. von Frankreich war der Mittelpunkt, von welchem damals die politische Bewegung in Europa ausging. Nachdem er alle widerstrebenden Kräfte im eigenen Lande überwunden und eine unumschränkte Herrschaft, wie keiner seiner Vorgänger, begründet hatte, richtete er seine beharrliche und gewandte Staatsklugheit darauf, auch in dem europäischen Staatensystem das Uebergewicht Frankreichs zu sichern, wobei ihm alle Mittel der List und der Gewalt gleicher Weise dienen mußten. Sein Augenmerk war jetzt auf die Erwerbung der spanischen Niederlande gerichtet. Durch ein Bündniß zwischen Holland, England und Schweden (Triple-Allianz) wurden seine Absichten fürerst vereitelt, aber kaum hatte er den Frieden zu Aachen (1668) abgeschlossen, so dachte er von Neuem auf Rache an Holland und suchte zu diesem Zwecke nach Bundesgenossen unter den europäischen Fürsten. Auch bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm machte er solche Versuche, fand aber hartnäckigen Widerstand; als er ihn zu einem Bündniß nicht zu bringen vermochte, verlangte er wenigstens Parteilosigkeit, aber auch hierüber verweigerte der Kurfürst jede bindende Erklärung. Derselbe war durch Bande des Blutes und der Freundschaft mit dem Hause Oranien und durch Staatsrücksichten mit der holländischen Republik zu eng verbunden, als daß er hätte darauf verzichten sollen, dieselben im Nothfalle zu unterstützen. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges schickten die Holländer selbst eine Gesandtschaft nach Berlin, boten ein Bündniß und Geld zur Ausrüstung der kurfürstlichen Hülfstruppen an. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, binnen zwei Monaten 20,000 Mann marschfertig zur Unterstützung der Holländer zu stellen und nach Westphalen zu führen, wenn sie angegriffen werden sollten. Schon hatte Ludwig XIV. wirklich die Republik zu Wasser und zu Lande angegriffen, mit seinen Truppen einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt und Amsterdam selbst in bringende Gefahr gebracht; ganz Europa war überrascht und wie betäubt durch den raschen französischen Einbruch, als Friedrich

Wilhelm allein zum Schutz des bedrohten Hollands auftrat und die Waffen gegen den übermächtigen König von Frankreich ergriff (**1672**). Dieser Entschluß, wie die Ausführung, zeigten den Heldenfürsten, welcher für das Recht und für die Freiheit unverzagt in den Kampf trat. Die Herzöge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen folgten seinem Beispiel, und später stießen noch 10,000 Mann kaiserlicher Truppen unter Montecuculi zu ihm. An der Spitze der vereinigten Kriegsvölker rückte er an den Niederrhein, wo ihm der französische Marschall Turenne mit 30,000 Mann entgegentrat. Er wollte sofort eine Schlacht liefern, aber Montecuculi hielt ihn zurück, weil er von Wien den Befehl hatte, Turenne nicht anzugreifen. Am österreichischen Hofe war nämlich unter dem Fürsten von Lobkowitz eine Partei, die es mit den Franzosen hielt und den Kaiser Leopold dazu vermochte, ein geheimes Abkommen mit Ludwig zu treffen, wonach die beiderseitigen Truppen gewisse Grenzen nicht überschreiten sollten. So wurde der Kurfürst an jedem entscheidenden Schritte gehindert, und da auch die Holländer die versprochenen Hülfsgelder nicht zahlten, so wollte Friedrich Wilhelm nicht länger allein die ganze Last der Kriegführung tragen und schloß zu Vossem am 6. Juni **1673** einen Frieden mit Frankreich. Er versprach, keine Feindseligkeiten weiter zu begehen, wenn nicht etwa das deutsche Reich angegriffen würde.

Schon im nächsten Jahre aber nahm er von Neuem die Waffen zur Hand; sein deutsches Herz war entrüstet über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die übermüthigen Franzosen in der deutschen Pfalz erlaubten, und er schloß gegen dieselben ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser, Spanien und Holland (**1674**). Vergeblich suchte ihn Schweden nochmals zur Neutralität zu bestimmen, wofür ihm Subsidien angeboten wurden; er zog im August (1674) an der Spitze von 20,000 Mann nach dem Main und vereinigte sich mit den kaiserlichen Truppen unter Bournonville. Aber auch diesmal zeigte sich der österreichische Feldherr äußerst lau und lähmte alle Thätigkeit der Brandenburger. Der Kurfürst und seine Generale, besonders der alte Derfflinger, brannten vor Begierde, den Marschall Turenne anzugreifen, welchen sie in der ungünstigsten Lage vor sich hatten, aber Bournonville wußte ihren Eifer aufzuhalten, bis der Feind sich ihnen entzogen hatte, und es blieb für den Kurfürsten Nichts übrig, als Winterquartiere in Franken zu beziehen.

Die Schweden fallen in die Mark ein. Unterdeß war Ludwig XIV. rastlos bemüht gewesen, dem Kurfürsten, um ihn vom Rhein abzuziehen, einen gefährlichen Feind im Rücken zu erwecken. Der französische Gesandte mußte Alles aufbieten, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruche in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Diese Bemühungen fanden in Schweden einen guten Boden. Es gab dort eine große Partei für Frankreich; dazu kam, daß der alte Waffenruhm aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die guten Quartiere in Deutschland und die reiche Beute der Anführer noch in frischem Gedächtniß lebten. So ließ sich denn der schwedische Hof durch die französischen Vorstellungen gewinnen und nahm eine feindliche Stellung gegen Brandenburg an. Im November 1674, während Friedrich Wilhelm im Elsaß war, trat die feindliche Absicht der Schweden zuerst hervor. Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Uckermark, bald darauf in die Mittelmark ein, wo sie sich ungestraft den größten Bedrückungen

und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte sich Friedrich Wilhelm an seine Bundesgenossen und rief ihren Beistand an. Er selbst eilte nach dem Haag und erlangte, daß Holland den Krieg an Schweden erklärte, während der Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten noch zu keinem Entschlusse zu bringen waren. Unterdeß erreichten die Drangsale, welche die Mark von den Schweden zu erdulden hatte, den höchsten Gipfel; dem Kriegsvolke war jeder Frevel und jede Grausamkeit gestattet, und alle die Greuel, welche den dreißigjährigen Krieg so furchtbar bezeichnet hatten, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die schwedischen Soldaten plünderten die Dörfer, verwüsteten die Staaten, trieben das Vieh weg, erpreßten von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern. Die schwachen Besatzungen, welche der Kurfürst in der Mark zurückgelassen hatte, hielten sich in Berlin und in anderen befestigten Städten. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach einem Retter und nahm hin und wieder selbst die Waffen in die Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gute und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blute." Das ganze Land wurde ein Schauplatz kleiner blutiger Gefechte und greuelhafter Verwüstung.

Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675). Da mochte Friedrich Wilhelm mit der Rettung nicht länger säumen; er beschloß, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen, für sich allein den Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende Mai 1675 brach er plötzlich aus Franken auf, und am 11. Juni hatte er in schnellen Märschen Magdeburg erreicht. Sogleich wurden dort alle Thore geschlossen und Wachen aufgestellt, damit kein Bote die Nachricht von seiner Annäherung den Schweden bringen könnte, welche in dem benachbarten Havellande sorglos zerstreut waren. Für alle seine Unterthanen aber ordnete der Kurfürst einen Fasttag an und schrieb dabei für die Predigt den Text vor: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden." Auch für die Truppen wurde in Magdeburg feierlicher Gottesdienst gehalten; sodann beschloß Friedrich Wilhelm, auf den Feind, welcher nichts Arges erwartete, sondern die kurfürstlichen Truppen noch weit weg in Franken wähnte, in angestrengter Eile mit der Reiterei loszugehen, ihn in seinen Quartieren zu überfallen und mit einem Schlage zu vernichten. Das Fußvolk mußte dabei freilich größtentheils zurückbleiben, aber die Ueberraschung des Feindes schien ein ungemein großer Vortheil. Im Dunkel der Nacht zog eine Heerschaar von 5600 Reitern von Magdeburg ab, mit ihnen auf 146 Wagen 1000 Mann ausgewählten Fußvolkes und 13 Stück Geschütz. Das kleine Heer setzte über die Elbe und rückte die Nacht hindurch und den folgenden Tag auf Nebenwegen rasch vorwärts. Auf dem Marsche erfuhr Friedrich Wilhelm durch den Landrath von Briest, daß der schwedische Oberst Wangelin mit einem Dragonerregimente in Rathenau eingerückt war, um bald nach Brandenburg weiter zu ziehen. Er beschloß, dieses Regiment zu überfallen, und der Landrath mußte ihm dazu behülflich sein, indem er die schwedischen Offiziere am andern Tage zu einem festlichen Gelage einlud. Während sie sich den Freuden der Tafel hingaben, wobei man, um sie noch sicherer zu machen, die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten verbreitete, ließ dieser seine Truppen von drei-

Seiten an die Stadt heranziehen. Derfflinger drang einem gefangenen Schweden mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei ab, dann kleidete er einige seiner Leute in schwedische Röcke, und mittelst dieser Verkleidung erlangte er Einlaß gerade an der gefährlichsten Stelle der Stadt. Nachdem dort die schwedische Wache niedergeworfen war, drang er weiter vor. Gleichzeitig griffen die kurfürstlichen Truppen von zwei anderen Seiten an und schlugen sich durch die verwirrten Schweden durch; Derfflinger sprengte nun mit seiner Reiterei in die Straßen und vollendete die Eroberung der Stadt.

Dieser erste Erfolg gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Kurfürst ließ jetzt sein Fußvolk aus Magdeburg schleunigst nachkommen. Die Schweden verließen ihr Lager bei Brandenburg; der Kurfürst folgte ihnen ganz in der Nähe. Sie stellten sich in guter Ordnung auf, des Angriffs gewärtig; Friedrich Wilhelm harrte voll Ungeduld der Ankunft seines Fußvolkes, weil er sich ohne dieses die gute Stellung der Feinde nicht anzugreifen getraute. Da ging in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni die Meldung ein, der Feind habe seine Stellung verlassen und ziehe eiligst nach Fehrbellin. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst sogleich den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, sie aufzuhalten oder sie zu drängen, wie es gerade vortheilhaft erschien, jedoch mit dem strengen Befehl, kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe setzte der Landgraf mit seiner Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erst um 6 Uhr des folgenden Morgens ansichtig. Eine Stunde vor Fehrbellin faßten sie festen Fuß und schienen den Angriff standhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürst hielt inzwischen mit dem frühesten Tage nach gehaltener Betstunde im freien Felde einen Kriegsrath und forderte die Meinung seiner Generale, ob es rathsam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10 Meilen entfernt sei, jedes Zögern aber dem Feinde zum weiteren Rückzuge behülflich sein könne, ungesäumt mit der bloßen Reiterei den Angriff zu wagen. Das Unternehmen erschien für 5600 Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000 Mann Fußvolk, 800 Dragoner, 10 Stück schweres Geschütz und den Vortheil einer günstigeren Stellung. Die meisten Anführer riethen von dem Wagniß ab und wollten des Fußvolkes harren. Der Kurfürst aber wandte ein, auch der Feind habe nicht seine ganze Stärke beisammen, besonders nicht seinen tüchtigen Anführer Wrangel, der noch in Havelberg war, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeiten bringen, die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute gelte es zu siegen oder zu sterben, von seinem tapferen Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott" sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte dieser Meinung sofort bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen. Es war dazu allerdings höchste Zeit, denn während man noch so berathschlagte, hatte wider alles Erwarten die Schlacht an einer anderen Stelle schon begonnen. Der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von jugendlich-ungestümer Leidenschaft, hatte, seines Befehles uneingedenk, die Schweden herzhaft angegriffen; anfangs drang er

siegend vor, bald aber sah er sich in den Kampf gegen ihre ganze Heeresmacht verwickelt. Dieser nicht gewachsen, leistete er zwar tapferen Widerstand, schien aber unrettbar verloren und bereuete zu spät seine Uebereilung. Er schickte einen Adjutanten an den Kurfürsten, er möchte ihm Unterstützung schicken, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürst aber erwiderte, die Truppen sollten sich herauszuziehen suchen, der Feind sei zu stark; der Landgraf meldete wieder, sie könnten sich nicht mehr mit guter Art herausziehen, denn sie seien schon im vollen Gefechte mit dem Feinde. Da sagte Derfflinger zum Kurfürsten: „Wir müssen ihm secundiren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder;" Friedrich Wilhelm stimmte dem bei und ließ dem Landgrafen sagen, er sollte sich zu halten suchen, man würde mit aller Macht nachrücken. Wirklich brach die ganze Reiterei eiligst auf und legte fast eine ganze Meile in vollem Rennen zurück. Angesichts des Feindes traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen; mit seinem Scharfblicke gewahrte er einen Sandhügel, den die Feinde zu besetzen vergessen, dorthin mußte Derfflinger eilen, bald war dort auch das brandenburgische Geschütz aufgestellt und schlug verderbend in die Reihen des schwedischen Fußvolkes. Die Schweden ließen den Hügel sogleich durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Der größere Theil der Brandenbunger war noch nicht auf dem Schlachtfelde, und die Geschütze in großer Gefahr; da kamen die Dragoner Derfflinger's herbei, saßen von den Pferden ab und riefen, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Sie hielten den Angriff tapfer aus, bis sie von einem herbeieilenden anderen Regiment Hülfe bekamen. Der Landgraf von Hessen-Homburg hatte bis dahin im ungleichen Kampfe tapfer und unerschütterlich ausgeharrt; jetzt kam ihm der Kurfürst zu Hülfe; an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angespornt, stürzte derselbe auf die feindliche Reiterei los, die völlig geworfen wurde. Der Kurfürst selbst war tief im Schlachtgewühle und erfüllte wahrhaft die Pflichten eines Feldherrn und tüchtigen Kriegsmannes. Als er einige Schwadronen bemerkte, die nach dem Verluste ihrer Offiziere ohne Führer waren, stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann, will siegen oder zugleich mit euch ritterlich sterben." Mitten im feindlichen Kugelregen bemerkte der wackere Stallmeister des Fürsten, Emanuel Froben, daß der Kurfürst durch sein weißes Schlachtroß den Feinden leicht kenntlich und deshalb für ihr Geschütz ein unverkennbares Ziel sei. Schnell faßte er seinen Entschluß, den theueren Herrn aus der augenscheinlichen Gefahr zu retten: unter dem Vorgeben, der Schimmel sei scheu, weiß er den Fürsten zu überreden, das Pferd mit dem seinigen zu vertauschen. Kaum hatte er des Kurfürsten Roß bestiegen, so sinkt er neben demselben durch eine feindliche Kugel hingestreckt, als Opfer seiner ruhmwürdigen Ergebenheit*). Der Kurfürst, mitten unter den schwedischen Reitern, wurde mit Mühe durch einige der Seinigen gerettet. Der Kampf wurde immer heftiger, die brandenburgischen Regimenter mußten, wie sie im Marsche nach und nach auf dem Schlachtfelde ankamen, unter dem Kanonenfeuer der Schweden in den Kampf

*) So erzählen die älteren Schriftsteller; neuerdings ist die Genauigkeit der Mittheilung bezweifelt worden.

geführt werden. Es war 8 Uhr Morgens, als die Schlacht den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht hatte. Nach einem wüthenden, öfter schwankenden Gefechte wurden die Schweden endlich zum Weichen gebracht; zwei ihrer Regimenter wurden von Derfflinger's ergrimmten Reitern fast ganz zusammengehauen, und als um 10 Uhr Morgens der Nebel völlig schwand, sah man sie auf dem Rückzuge nach Fehrbellin. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin rasch genommen haben und es wäre dann wohl kein Mann der Schweden entkommen. So aber konnte der Ueberrest des feindlichen Heeres nach Fehrbellin in Sicherheit gebracht werden. Man schlug dem Kurfürsten vor, den Ort beschießen zu lassen; aber es war eine brandenburgische Stadt; und er erwiderte: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten.“ Der Fürst ließ sich an dem errungenen Siege genügen. Der Verlust der Schweden betrug über 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Todte. Zu den Siegeszeichen gehörten 8 Fahnen und 2 Standarten; der Brandenburger Verlust bestand in ungefähr 200 Mann. Nächst dem Kurfürsten war Derfflinger der größte Antheil an dem schönen Siege zuzuschreiben. Der Landgraf von Hessen-Homburg erhielt von dem Kurfürsten um des ruhmvollen Ausganges willen Verzeihung für die Uebertretung seiner Befehle; der Fürst begnügte sich, ihm nach der Schlacht zu sagen, nach der Strenge der Kriegsgesetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines so glücklichen Tages durch die Bestrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen.

Der Kurfürst begab sich bald darauf auf einige Tage nach Berlin, wo man die Nachricht des Sieges schon am Abende des Schlachttages empfangen hatte, und wo er als Retter seines Volkes mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde.

Ein Feldzug von wenigen Tagen hatte das märkische Gebiet von den Feinden befreit. Gegen die Truppen des Schwedenvolkes, dessen kriegerische Großthaten noch in frischem Andenken lebten, noch dazu gegen eine weit überlegene Macht und gegen Soldaten, welche sich vorher aller Ruhe hatten hingeben können, war von einer kleinen Armee, die nur aus Reitern bestand und durch unausgesetzte Eilmärsche schon aufs Höchste angegriffen sein mußte, ein glänzender Sieg erfochten worden. Es war der erste Sieg, den die Brandenburger allein gegen eine mächtige Nation erfochten. Der große Urenkel des Siegers von Fehrbellin, der beste Richter in Kriegssachen, Friedrich der Große, sagt von den Thaten jener Tage: „Wenig Heerführer können sich eines Feldzuges, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden (Rathenau), während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und das polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das Veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende. Der Kurfürst wurde von seinen Feinden gerühmt, von seinen Unter-

thanen gesegnet; und seine Nachkommen rechnen von jenem berühmten Tage den Beginn der bedeutsamen Stellung, zu welcher das Haus Brandenburg sich in der Folge emporgeschwungen hat."

Die Kunde von dem Siege des großen Kurfürsten verbreitete sich schnell durch ganz Europa und erregte überall das höchste Erstaunen. Der Kaiser und alle Fürsten des Reiches sandten dem brandenburgischen Helden besondere Glückwunsch-Schreiben; der Kaiser ermahnte ihn dabei, seine Person fortan nicht mehr so großer Gefahr auszusetzen, da er sich nicht blos für das Wohl seines eigenen Staates, sondern auch für das des gesammten deutschen Reiches erhalten müsse. Selbst der russische Czar und die Tartaren wollten ein Bündniß mit dem Sieger von Fehrbellin abschließen. Ludwig der Vierzehnte ließ sich Pläne von der havelländischen Gegend anfertigen, um die kühnen Kriegszüge seines Gegners möglichst genau studiren zu können.

Die weiteren Kriegsereignisse bis zum Frieden von St. Germain. Während man aber den Kurfürsten überall bewunderte und beglückwünschte, begannen auch Neid und Eifersucht sich gegen ihn zu regen und seinen weiteren Erfolgen Hemmnisse zu bereiten. Er selbst war entschlossen, sich jetzt der Nachbarschaft der Schweden in Pommern ganz zu entledigen, und dies Land für sich und das deutsche Reich zu erobern. Unterdeß, meinte er, sollte der Kaiser sein Glück gegen die Franzosen versuchen, damit endlich das römische Reich von der Gewalt aller fremden Völker befreit, in steter Ruhe und Sicherheit leben möchte. Der Kampf gegen die Schweden wurde in der That mit weiterem Glücke fortgesetzt und noch in demselben Jahre (1675) die Veste Wolgast eingenommen. Dagegen sah sich der Kurfürst vom Kaiser und von seinen übrigen Verbündeten fast gar nicht unterstützt; selbst die nöthigen Hülfsgelder erhielt er nicht. Seinerseits rückte er immer siegreich in Pommern vor und hatte bereits mehrere Festungen genommen, als er seine ganze Kraft auf die Belagerung von Stettin richten mußte. Vergeblich forderte er die Bürgerschaft zur Uebergabe auf, dieselbe setzte auf die Macht der Schweden noch immer das größte Vertrauen und rechnete auf baldigen Entsatz. Unter fortwährenden Ausfällen der Belagerten wurde der Festung von allen Seiten hart zugesetzt. Um Derfflinger zu ärgern, hingen die Stettiner an dem höchsten Thurme der Stadt ein ungeheueres Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Sie sollten jedoch den schlechten Scherz schwer büßen: denn nicht nur wurde der Marienthurm nebst den übrigen Thürmen von dem gereizten Feinde eingeäschert, sondern die ganze Stadt war nach langer Belagerung nur noch ein Schutthaufen und die schwedische Besatzung mußte sich endlich ergeben. Der Magistrat flehte nun die Gnade des Kurfürsten an, indem er vorstellte, daß die Bürgerschaft, wie sie einen Beweis ihrer standhaften Ergebenheit gegen die bisherigen Herren, die Schweden gegeben, so auch dem neuen Herrn alle Treue beweisen werde. Friedrich Wilhelm strafte sie nicht weiter, ließ sich am 20. Januar 1678 huldigen und zog dann mit seiner Gemahlin in glorreicher Siegesfeier in Berlin ein. Er war jetzt, da ihn seine Bundesgenossen nicht gehörig unterstützten, zu Friedensunterhandlungen geneigt, doch war seine erste Bedingung, daß ihm ganz Pommern oder wenigstens das Land bis an die Peene bliebe. Da ihm dies nicht zugestanden wurde, griff er noch einmal zu den Waffen, vertrieb die

schwedische Besatzung aus Rügen und eilte dann vor Stralsund. Mit 150 Geschützen griff er die Stadt heftig an und schon am folgenden Tage ergab sie dieselbe. Der Kurfürst zog feierlich ein und ließ sich huldigen. Er war über diesen Erfolg um so mehr erfreut, weil die Stadt durch den heldenmüthigen Widerstand gegen Wallenstein so berühmt geworden war. Er hatte jetzt den König von Schweden aus allen seinen deutschen Besitzungen vertrieben (1678), da versuchte es derselbe, ihn an einer anderen Stelle anzugreifen. Schon lange hatten die Franzosen dazu gerathen, daß die Schweden, um die Brandenburger aus Pommern zu ziehen, von Livland her in das Herzogthum Preußen einfallen möchten. Das wurde jetzt im Einverständniß mit dem Könige von Polen ausgeführt, aber auch aus dieser neuen Gefahr ging der Kurfürst mit erhöhtem Ruhme hervor. Als er von dem Vordringen der Schweden hörte, brach er selbst trotz einiger Kränklichkeit und des ungemein strengen Winters mit seiner Gemahlin und dem Kurprinzen nach Preußen auf, ließ sein Heer auf bespannten Schlitten über das zugefrorene Haff bringen, eilte dann im Sturme vorwärts und drängte die Schweden, überall wo er sie traf, zu eiliger ungeordneter Flucht. In kurzer Zeit hatte er sie vor sich her aus seinem Lande hinausgejagt (1679). Preußen war gerettet, die Anschläge der Schweden, Franzosen und Polen vernichtet. Auf einer Medaille jener Zeit sieht man den brandenburgischen Adler, aus seinem Neste aufgescheucht, sich auf den im Raube begriffenen nordischen Löwen stürzen.

Aber ungeachtet dieser neuen Siege sollte der Kurfürst den gewünschten Preis seiner ruhmreichen Thätigkeit nicht erringen. Vergeblich forderte er den Kaiser auf, die errungenen Vortheile zur Fortsetzung des Krieges am Rheine zu benutzen. Jetzt könne man alle Kräfte gemeinsam gegen die Franzosen wenden, diese vom Boden des Reiches verjagen oder wenigstens zu einem günstigen Frieden bringen, besonders Straßburg und den Elsaß dem deutschen Reiche sichern. Der Kaiser war für solche Vorstellungen nicht mehr zugänglich, er wollte den Frieden schleunigst abschließen und nahm dabei auf den Kurfürsten keine Rücksicht. In Wien sah man das Emporkommen des brandenburgischen Staates mit großer Besorgniß, und es wurde geradezu geäußert, dem Kaiser könne es nicht lieb sein, wenn an der Ostsee ein neuer König der Vandalen aufkomme. Daher wurde es dem Könige von Frankreich leicht gemacht, bei den Friedensverhandlungen dem Kurfürsten alle Vortheile seiner ruhmvollen Siege wieder zu entwinden. Ludwig XIV. machte es zur Bedingung aller Verhandlungen, daß die Schweden die ihnen entrissenen Länder wieder erhielten. Der Kurfürst stellte dem Kaiser vor, das seien dieselben Feinde, deren Waffen man so oft von den Thürmen und vor den Thoren Wiens gesehen, — er habe dieselben mit Aufopferung seiner Gesundheit, des Gutes und Blutes seiner Unterthanen jetzt glücklich vom Reichsboden vertrieben; er könne nicht glauben, daß man den unversöhnlichen Feind wieder zurückführen und an seine Seite setzen wolle. Aber alle solche Vorstellungen beim Kaiser und beim Reichstage fruchteten nicht, und so sah sich der Kurfürst, da er von allen Bundesgenossen verlassen, von Schweden, Polen und am Rheine wieder bedroht war, endlich genöthigt, auf Stettin zu verzichten. Es kostete ihn viele Ueberwindung; als er endlich die Feder ansetzte, um seine Einwilligung zu geben, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben.

Am 29. Juni 1679 wurde der Friede zu St. Germain mit Frankreich und Schweden abgeschlossen, in welchem Schweden seine Besitzungen in Pommern fast ungeschmälert wieder erhielt. Der Kurfürst gerieth in eine sehr bittere Stimmung gegen den Kaiser, welche auch in dem Texte zu erkennen ist, den er zur Predigt beim Friedensfeste bestimmte: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen.“

24. Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Vorübergehende Hinneigung Friedrich Wilhelm's zu Frankreich. Die bitteren Erfahrungen, welche der brandenburgische Fürst mit seinen bisherigen Bundesgenossen gemacht hatte, bewirkten, daß er nach dem Frieden von St. Germain eine Zeit lang nicht übel Lust hatte, sich mit Frankreich zu verbünden. Er machte aus seinem Unwillen gegen den Kaiser, gegen Holland und Spanien, welche ihn beim Friedensschlusse so undankbar im Stiche gelassen, kein Hehl. An die holländische Regierung schrieb er geradezu: er könne sich weniger über die Verheerung seiner Länder durch die Franzosen, seine Feinde beklagen, als über die, denen zu Liebe er sich ins Unglück gestürzt und die ihn nicht allein nicht unterstützt, sondern ohne Rücksicht auf das Völkerrecht und trotz der feierlichsten Zusagen verlassen hätten.

Mit Spanien kam es zum offenen Bruche; merkwürdiger Weise wagt er es, die damals noch immer gewaltige Seemacht zu Wasser anzugreifen. Friedrich Wilhelm's Streben war von jeher auf die Bildung einer Flotte gerichtet gewesen, und in dieser Absicht hatte er auch mit einem holländischen Admiral Raulé einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser für 5000 Thaler monatlich in den kurfürstlichen Häfen sechs völlig ausgerüstete, immer segelfertige Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen unterhalten mußte. Nun war ihm Spanien nach dem früheren Bündnisse monatlich 32,000 Thaler Subsidien (Hülfsgelder) für den Unterhalt seiner Truppen schuldig; die Schuld war bis gegen zwei Millionen angewachsen, wurde aber immer und immer wieder vorenthalten. Der Kurfürst ließ daher dem Könige von Spanien sagen, er werde sich selbst Genugthuung verschaffen, und ließ seine sechs Fregatten mit 1000 Mann Besatzung aus dem Hafen von Pillau gegen spanische Schiffe auslaufen. Die kleine Flotte bemächtigte sich bei Ostende eines großen spanischen Schiffes von sechszig Kanonen, welches mit brabanter Spitzen und Tüchern beladen war, die man in Pillau für 100,000 Thaler verkaufte. Der König von Spanien war über dieses kühne Unterfangen des Kurfürsten, den er nur den „kleinen Marquis“ (Markgraf) nannte, sehr aufgebracht und befahl dem Gouverneur der spanischen Niederlande, Cleve wegzunehmen; der aber antwortete, der Marquis sei nicht so klein wie der König denke, und es würde nicht so leicht sein, die ganzen Niederlande gegen denselben zu vertheidigen. Die kurfürstlichen Schiffe waren unterdeß nach Westindien gefahren und hatten dort noch zwei spanische Kauffahrer weggenommen; dann kehrten sie nach Europa zurück und wollten die spanische Silberflotte auffangen, wurden aber durch einen Kampf mit zwölf spanischen Gallionen genöthigt, sich erst nach dem portugiesischen Hafen Lagos, dann nach Pillau zurückzuziehen. War auch ihr Unternehmen nur zum geringeren Theile gelungen, so hatte

doch des Kurfürsten Kühnheit und Entschlossenheit wiederum allgemeines Erstaunen erweckt (1680).

Mit dem Kaiser gerieth Friedrich Wilhelm ebenfalls in ein sehr gereiztes Verhältniß, besonders weil gerade damals auch die schlesische Erbschaftsfrage wieder in Anregung kam. Der letzte Herzog von Liegnitz war (1675) gestorben, und das Haus Oesterreich hatte sich ohne Weiteres in den Besitz seines Landes gesetzt. Der Kurfürst war zuerst noch zu sehr mit dem pommerschen Kriege beschäftigt, um seine auf der alten Erbverbrüderung beruhenden Ansprüche mit Nachdruck geltend machen zu können. Als er aber nach dem Friedensschlusse mit diesen Ansprüchen hervortrat und den Kaiser aufforderte, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er die schlesischen Herzogthümer zu Lehen empfangen könnte, wurde er kurz abgewiesen; man gab ihm zu verstehen, das Haus Oesterreich werde niemals einen protestantischen Fürsten mitten in seinen Erbländern Fuß fassen lassen. Der Kurfürst vermochte für jetzt nicht zu erlangen, was erst sein berühmter Urenkel, Friedrich der Große, mit gewaffneter Hand erkämpfen mußte.

Natürlich mußten solche Vorgänge Friedrich Wilhelm immer mehr vom Kaiser abziehen, während von Frankreich aus Alles versucht wurde, um ihn für ein Bündniß zu gewinnen. Wirklich ließ er sich zum Abschlusse eines Vertrages bewegen (1682), durch welchen er sich freilich nur verpflichtete, den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche zu vermitteln. Seine Bemühungen zur Herstellung einer Einigung waren jedoch vergeblich.

Neue Feindschaft gegen Frankreich; Schutz der französischen Reformirten. Die Hinneigung des Kurfürsten zu Frankreich war nicht von langer Dauer; dieselbe widerstrebte seinem deutschen Herzen, und als er die fortwährenden Gewaltthaten sah, welche sich Ludwig XIV. wider alle Zusicherungen gegen deutsche Länder erlaubte, konnte er es nicht länger über sich gewinnen, mit ihm verbündet zu bleiben. Vor Allem aber waren es die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, welche den Kurfürsten von Brandenburg, als einen ächt evangelischen Fürsten, zu sehr entrüsteten, als daß er hätte länger Ludwig unterstützen können. Friedrich Wilhelm hatte sich überall der gedrückten Evangelischen angenommen, in Polen, Schlesien, Ungarn, ja selbst in Piemont; ebenso hatte er sich schon vor vielen Jahren bei Ludwig XIV. für die verfolgten französischen Protestanten verwendet. Der König hatte das als eine Einmischung in seine Landesangelegenheiten zwar sehr übel genommen, jedoch ziemlich höflich darauf geantwortet und die Erhaltung der Privilegien der Evangelischen versprochen. Seit dem Jahre 1681 aber wurden die Bedrückungen der französischen Protestanten immer stärker und zuletzt unerträglich. Dies bestimmte den Kurfürsten, sich Oesterreich wieder zu nähern. Vollends sagte er sich von Ludwig XIV. los, als das von Heinrich IV. zum Schutz der französischen Protestanten gegebene Edict von Nantes im Jahre 1689 durch Ludwig aufgehoben, die freie Religionsübung der Evangelischen verboten und dieses Verbot mit den gewaltsamsten Mitteln zur Ausführung gebracht wurde. Nachdem die Protestanten schon vorher von allen öffentlichen Aemtern, ihre Kinder sogar von den Schulen ausgeschlossen, und ihnen aller richterlicher Schutz genommen war, begann jetzt ein grausames Bekehrungsgeschäft. Mit den Priestern zugleich wurden Dragoner in die

Häuser der Protestanten geschickt, um mit Gewalt den Uebertritt zum Katholicismus zu erzwingen. Die Evangelischen, welche ihnen zu widerstehen wagten, mußten Schmach, Elend und die bittersten Verfolgungen über sich ergehen lassen, wurden in die Gefängnisse, auf die Galeeren, sogar aufs Blutgerüste geschleppt. Um ihrer Glaubenstreue auch die Zuflucht ins Ausland unmöglich zu machen, wurde ihnen die Auswanderung verboten; so streng indeß die Grenzen bewacht wurden, so fanden dennoch an 50,000 Familien Gelegenheit, den Boden des Vaterlandes zu verlassen, Leute, welche sich fast überall durch ihre ernste Frömmigkeit und durch regsamen Fleiß die Achtung ihrer neuen Mitbürger zu erwerben wußten. Mit offenen Armen wurden sie in den meisten protestantischen Ländern aufgenommen; aber unter allen Fürsten war Friedrich Wilhelm von Brandenburg der erste, der ihnen mit thätiger Hülfe entgegenkam. Unmittelbar nach der Aufhebung des Edicts von Nantes lud er durch eine öffentliche Bekanntmachung die flüchtigen Protestanten ein, in sein Land zu kommen, und verhieß ihnen allen Schutz und alle Unterstützung, der sie zur Begründung eines neuen Hausstandes bedürftig wären. Allenthalben waren seine Gesandten angewiesen, sie auf der Reise zu unterstützen und für ihr Fortkommen auf jede Weise zu sorgen. Er ließ ihnen die freie Wahl des Wohnortes, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern nebst dem Baumaterial, gleiche Rechte und Freiheiten mit seinen übrigen Unterthanen, Geld und andere Unterstützungen zur Errichtung von Fabriken und Manufacturen, gewährte ihnen freie Religionsübung, den Unterhalt der Geistlichen, ein eigenes Consistorium, Kirchen und Schulen. Die Vornehmeren, welche nach Berlin kamen, wurden vom Kurfürsten persönlich mit dem größten Wohlwollen aufgenommen; mit lebhafter Theilnahme ließ er sich von ihnen ihre Schicksale erzählen und stellten sie bei seinem glänzenden Hofe oder im Heere oder in bürgerlichen Aemtern an. An 20,000 nützlicher Unterthanen wurden auf diese Weise dem brandenburgischen Staat gewonnen, welche in Berlin und an anderen Orten die sogenannten französischen Colonien bildeten.

Natürlich war Ludwig XIV. über diesen Schutz seiner verfolgten Unterthanen sehr erbittert, beschwerte sich darüber in sehr empfindlicher Weise, indem er auch erwähnte, er habe sich nie um die Angelegenheiten der katholischen Unterthanen des Kurfürsten gekümmert, so möge sich dieser auch nicht in die der französischen Protestanten mischen. Friedrich Wilhelm antwortete ihm jedoch sehr entschieden. Er geißelte nochmals sehr scharf das Verfahren des Königs gegen die Protestanten und fuhr dann fort: Er verfolge die Katholiken nicht und der König möge nur seine evangelischen Unterthanen so behandeln, wie er seine katholischen, dann würden sie sehr zufrieden sein. Er habe es sich besonders angelegen sein lassen, Katholiken und Evangelische gleichmäßig zu schützen, Allen Gewissensfreiheit zu gönnen und die Katholiken auch zu den städtischen und höheren Aemtern zuzulassen.

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Kurfürsten war jetzt entschieden und die Folge davon war, daß sich dieser wieder um so enger an den Kaiser anschloß. Es kam am 22. März 1686 zwischen Brandenburg und Oesterreich ein geheimer Allianztractat zu Berlin zu Stande, in welchem Friedrich Wilhelm versprach, in allen deutschen und europäischen Angelegenheiten mit

Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen, sich zunächst den französischen Uebergriffen gegen die Pfalz zu widersetzen, ferner bei einer neuen Kaiserwahl seine Stimme einem österreichischen Erzherzog zu geben und bei der Erledigung der spanischen Erbschaft für Oesterreich zu kämpfen. Der Kaiser sagte dagegen Subsidien zu. In dem Vertrage zu Berlin wurde auch die Angelegenheit der schlesischen Fürstenthümer vorläufig entschieden. Friedrich Wilhelm hatte sich bei der Weigerung des Kaisers, seine Erbrechte in Schlesien anzuerkennen, keineswegs beruhigt: immer aufs Neue hatte er die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau für sein Haus zurückgefordert und nicht minder die Ansprüche auf Jägerndorf erneuert. Aber der Kaiser blieb bei der Zurückweisung aller solchen Anträge. Erst jetzt, wo ihm selbst an einem festen Bündniß mit dem Kurfürsten viel gelegen war, verstand er sich zu einem unbedeutenden Zugeständniß. Während er Friedrich Wilhelm dazu vermochte, auf alle sonstigen Ansprüche in Schlesien zu verzichten, erklärte er sich zur Abtretung des zum Herzogthum Glogau gehörigen **Schwiebuser Kreises** bereit. Gleichzeitig aber verhandelte er, wie noch zu erwähnen sein wird, heimlich mit Friedrich Wilhelm's Nachfolger, dem Kurprinz Friedrich, daß dieser beim Regierungsantritt diesen Kreis für eine Geldsumme von 100,000 Thalern wieder herausgeben sollte.

Friedrich Wilhelm, der dies nicht ahnen konnte, war zufrieden, wenigstens einigen Ersatz für die ihm hartnäckig versagte Erbfolge in Schlesien erlangt zu haben. Außerdem war er über das Bündniß mit dem Kaiser sehr erfreut und beschäftigte sich nun vielfach mit dem Gedanken, wie der entscheidende Schlag gegen Frankreichs Uebermacht geführt werden könnte; in seinen kühnen Entwürfen meinte er, man müsse in das innere Frankreich selbst dringen und geradezu auf Paris losgehen, wobei er auf den Beistand der unzufriedenen Parteien und der unterdrückten Evangelischen in Frankreich rechnete. Doch blieb es bei solchen Entwürfen, deren Ausführung bei der Eifersucht der Gegner Frankreichs unter einander nicht versucht werden konnte.

Die letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten waren, außer der Theilnahme seiner Truppen an einem nicht eben erfolgreichen Zuge gegen die Türken, besonders den Sorgen des Friedens gewidmet, in welcher Beziehung dem trefflichen Fürsten vieles Begonnene weiter fortzubilden und noch Vieles neu zu begründen blieb.

Seewesen und Seehandel. Schon von den Träumen seiner Jugend her hatte der Kurfürst immer das Streben bewahrt, seinen Staat zu einer Seemacht auszubilden. In Holland besonders hatte er den großen Einfluß des Seewesens für den ganzen Verkehr und die Wohlfahrt eines Landes kennen gelernt und seitdem diesen Eindruck immer in sich bewahrt. Während des pommerschen Krieges war er, wie erwähnt, mit dem holländischen Admiral Raulé in Verbindung getreten, welcher ihm für eine bestimmte Summe eine Anzahl Schiffe ausrüstete, die ihm bei seinen Eroberungen an den Küsten Pommerns erhebliche Dienste leisteten. Nach Beendigung des Krieges löste er die kleine Flotille nicht auf, sondern ließ Pillau, den Vorhafen Königsbergs, durch Raulé für die Unterbringung jener Schiffe einrichten. Schiffsbaumeister und alle Arten Handwerker wurden aus Holland berufen,

Matrosen geworben, Werften angelegt, Waarenlager und Baracken für die Seeleute erbaut. Um den Seehandel zu befördern, wurde in Königsberg eine besondere Handelsgesellschaft mit großen Rechten gegründet und dieselbe aufgemuntert, Schiffe nach der afrikanischen Küste zu senden, um mit Gold und Elfenbein zu handeln und an dem damals noch von allen Nationen betriebenen Sklavenhandel Theil zu nehmen. Der Kurfürst schickte sogar einen holländischen Schiffscapitän nach Guinea, welcher dort mit einigen Negerhäuptlingen einen Vertrag schloß, worin der Kurfürst als ihr Oberhaupt anerkannt und ihm versprochen wurde, daß sie nur mit brandenburgischen Schiffen Handel treiben und die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiet gestatten wollten. Nun errichtete Friedrich Wilhelm eine afrikanische Handelsgesellschaft und schickte den Major von Gröben mit zwei bewaffneten Schiffen und einer Compagnie Soldaten nach Afrika. Gröben pflanzte an der Goldküste die brandenburgische Fahne auf, kaufte ein Dorf in der Nähe, baute das Fort Groß-Friedrichsburg, welches er mit zwanzig Kanonen und einer Garnison besetzte, und kehrte mit einem Schiffe zurück, während das andere mit Sklaven zum Verkauf nach Amerika ging. Im folgenden Jahre unterwarfen sich noch mehrere andere Häuptlinge, und es wurden noch zwei kleine Forts errichtet. Eine Gesandtschaft der Negerfürsten kam sogar nach Berlin, erneuerte den geschlossenen Vertrag, erkannte des Kurfürsten Oberherrlichkeit an und wurde reich beschenkt entlassen. Später erwarb Friedrich Wilhelm noch eine Insel am Senegal und ließ auch da ein Fort erbauen.

Nach und nach aber wurde die Eifersucht der holländischen Kaufleute gegen die preußische Handelsgesellschaft rege. Die Holländer riefen alle ihre Matrosen aus dem Dienste des Kurfürsten ab und fügten seiner Marine alle erdenkliche Beeinträchtigung zu. Mehrere brandenburgische Schiffe wurden weggenommen, und die Holländer bemächtigten sich sogar einiger kurfürstlichen Forts in Afrika. Mit Mühe wurde der offene Streit verhindert, seitdem aber konnte die preußische Handelsgesellschaft zu keinem rechten Gedeihen mehr kommen. Der Kurfürst übernahm später den Handel auf eigene Rechnung, vermochte denselben aber auch nicht in Flor zu bringen. Was seinem Eifer nicht gelang, mußte unter seinen Nachfolgern, welche dem Seewesen nicht dieselbe Theilnahme widmeten, noch mehr in Verfall gerathen. Sowohl die afrikanische Handelsgesellschaft wie die Colonien wurden bald wieder ganz aufgehoben, und so sind seine Bemühungen für das Seewesen Preußens ziemlich fruchtlos gewesen. Dieselben bleiben jedoch ein denkwürdiger Beweis von der Großartigkeit seines Strebens für die allseitige Größe des brandenburgischen Vaterlandes.

Die Steuern und die Stände. Das Ziel, welches Friedrich Wilhelm verfolgte und zu dessen Erreichung er wichtige Schritte that, die Erhebung seines Staates in die Reihe der Großmächte, war natürlich nicht ohne den Aufwand großer Geldmittel zu erreichen. Die Bemühungen für die Marine, wie die fast unaufhörliche Kriegführung, der großartige Hofstaat und die glänzenden Gesandtschaften, dies Alles erforderte größere Ausgaben, als sie früher jemals stattgefunden hatten. Friedrich Wilhelm sah bis an sein Ende als Hauptbedingung der fürstlichen Macht jederzeit das stehende Heer an; zwar hatte er während der Friedenszeit sein vorher 40,000 Mann starkes

Heer nach und nach um fast die Hälfte und die besonders kostbare Reiterei um zwei Drittheile vermindert, weil die zur Erhaltung der Truppen nöthigen Summen fast unerschwinglich waren; dennoch blieben die Steuern sehr hoch, und nur durch den strengen, unbeugsamen Herrscherwillen des Fürsten konnten sie erzwungen werden. Die Hauptsteuer war die Accise, welche bald von allen Gegenständen des täglichen Verbrauchs, von Getreide, Getränken, Fleisch und Lebensmitteln aller Art, von Kaufmanns- und Fabrikwaaren, von liegenden Gründen, von dem gehaltenen Vieh und auch für die Betreibung von Handel und Gewerbe selbst erhoben wurde. Außerdem wurde eine Stempelsteuer eingeführt.

Den Ständen wurde nun bei der Bewilligung aller dieser Steuern nicht mehr viel freie Bestimmung gelassen: sie durften überhaupt nur vierzehn Tage versammelt bleiben und über nichts Anderes, als über die ihnen vorgelegten Anträge berathen, damit nicht, wie früher oft geschehen, die Zeit mit der Verhandlung von allerlei Forderungen und Bedenken verbracht würde. Dabei wurde ihnen von vorn herein mitgetheilt, daß, was sie zu wenig bewilligten, sofort auf die ländlichen Besitzungen vertheilt und militärisch beigetrieben werden würde. Wenn sie Beschwerdeschriften einreichten, so erhielten sie dieselben meistens unbeantwortet zurück. Die bewilligten und nicht bewilligten Steuern wurden mit der größten Strenge eingezogen. Die Stände in Preußen erklärten schon im Jahre 1674 gerad heraus, sie wünschten gar keinen Landtag mehr und hätten um keinen gebeten, weil seit des Kurfürsten Regierung jeder Landtag nur eine Vermehrung der Abgaben gebracht habe. Friedrich Wilhem erwiderte, er fände es auch seinerseits gar nicht nothwendig, daß sie wieder berufen würden, da sie nur neue Beschwerden erhöben und dem Lande nichts als Unkosten verursachten. Es trat immer mehr hervor, daß er völlig unabhängig von den Ständen regieren wollte und seine Souverainetät geradezu als unumschränkte Herrschaft verstand. So sehr wir nun die Erfolge seiner Regierung als heilsam für Preußen rühmen müssen, so ist es doch nicht zu verwundern, daß seine Unterthanen, zumal die vor Kurzem erst ganz mit Brandenburg vereinigten Preußen, zunächst nur den schweren Druck der neuen Regierungsart hart empfanden. Dieselben hatten keine Ahnung von den großen Zwecken, die er zum Heil und Ruhm des ganzen Vaterlandes verfolgte, und waren deshalb zu Opfern für diese Zwecke weniger bereit. Der Kurfürst selbst aber behielt das Ziel, einen großen Staat zu bilden, immer fest im Auge, und auf dieses Ziel ging er alles Widerstandes und alles Murrens ungeachtet mit sicherem Schritte los.

Sorge für Handel und Gewerbe. Vor Allem war er darauf bedacht, Handel und Wandel selbst in jeder Beziehung immer mehr zu heben, in der That der sicherste Weg, um mit der Wohlfahrt des Landes auch die Aufbringung hoher Steuern leichter möglich zu machen. Wie sehr ihm die Förderung der Manufacturen und Fabriken am Herzen lag, zeigt eine Verordnung im Jahre 1678, in welcher er sagt: Die Erfahrung lehre, daß eines Landes Wohlfahrt und Aufnehmen hauptsächlich aus inländischen Manufacturen herfließe, daher habe er aus landesväterlicher Vorsorge dahin getrachtet, auf was für Art neue Gewerke und Manufacturen in seinen Ländern gemacht würden und Gerbereien, Draht-, Sensen- und Blechhammerhütten

anlegen lassen. Ebenso richtete er zuerst ein Stahlwerk, eine Gewehrfabrik, eine Zuckersiederei, eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik ein und beabsichtigte auch schon die Anlegung einer Porzellan-Manufactur. Besonders war es ihm um die Hebung der Wollfabrication zu thun, und er befahl, daß Bettler, Müßiggänger und Kinder, die zur Spinnerei tüchtig wären, an Orten, wo sich Wollenmanufacturen und Zeugmacher befänden, abgeliefert, auch Bettler und Lumpengesindel aufgegriffen und nach Spandau geliefert würden, wo ein Zucht- und Spinnhaus angelegt wurde. Auch mit dem Tabakbau und der Tabakspinnerei versuchte er es; die märkischen Landleute wollten freilich zuerst von dem fremden Genuß nichts wissen.

Besondere Fürsorge widmete der Kurfürst dem Land- und Gartenbau und gab darin durch eigene Anlagen und durch die Bewirthschaftung seiner Güter ein erfolgreiches Beispiel. Ihm ist auch die Einführung der Kartoffeln in der Mark zu danken, womit bei Berlin glückliche Versuche gemacht wurden. Die fremden Einwanderer, welche der Kurfürst herbeizog, die Franzosen, die Waldenser aus Piemont, wie die Holländer, erwiesen sich für den Landbau, wie für Gewerbe und Manufacturen als sehr nützliche neue Mitbürger; denn sie brachten nicht blos eine achtbare Gesinnung und eine mannigfache höhere Bildung mit, sondern auch das Beispiel der Cultur, welche sich in Frankreich ungestörter entwickelt hatte, während in Deutschland viel bessere Keime durch den unglücklichen dreißigjährigen Krieg erstickt worden waren. So beförderten die geschickten und arbeitsamen Fremdlinge in vieler Beziehung den Aufschwung des gewerblichen Lebens.

25. Der große Kurfürst als Christ; sein Verhalten in religiösen Dingen. Sein Lebensende.

Friedrich Wilhelm's frommer Sinn. Nachdem wir das großartige Wirken und Schaffen Friedrich Wilhelm's nach allen Seiten kennen gelernt haben, müssen wir noch einmal auf den tieferen inneren Grund seines mächtigen Geisteslebens zurückkommen, auf den wahrhaft religiösen Sinn und den festen Glauben, welcher das Innerste seines Gemüths erfüllte. Er hatte die evangelische Wahrheit nicht nur von treuen Lehrern und Erziehern, sondern vornehmlich aus dem Munde dreier gottesfürchtiger Frauen, seiner Großmutter Anna, seiner Mutter und seiner Tante, der Königin Marie Eleonore von Schweden, vernommen, und von früh auf war ihm durch deren Beispiel der stete Verkehr mit Gott, inniges Gebet mit Herzen und Munde eine theure Gewohnheit geworden. Der Wahlspruch, mit dem er nach damaliger Fürstensitte sein Wünschen und Streben bezeichnete, war aus den Psalmen entnommen: „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll.“ Früh und spät im gewöhnlichen Laufe des Lebens und bei allen außerordentlichen Begebenheiten, die ihn beugten oder erhoben, vor allen wichtigen Unternehmungen, brachte er öffentlich oder in seinem Gemache dem Herrn Gebet und Fürbitte vor. Seinen Umgang mit Gott unterbrachen auch die häufigen Kriegszüge nicht, und strenge hielt er darauf, daß selbst im Felde seine Truppen, mochte früh oder spät aufgebrochen werden, ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten. War ein Sonntagsmarsch unvermeidlich, so ließ er wenig-

stens eine halbe Stunde lang Halt machen und durch den Feldprediger ein Gebet halten, welchem er selbst, auf seinen vor sich hingestellten Degen gestützt, andächtig zuhörte, bis er commandirte: „Mit Gott! marsch Kinder." Oft fühlte er sich getrieben, allgemeine Bet- und Bußtage oder Dankfeste anzuordnen, wenn nämlich ihm, seinem Hause und seinen Landen große Gefahr drohte, oder wenn ihnen große Wohlthat und Rettung aus solcher Gefahr widerfahren war. Das neue Testament und die Psalmen begleiteten ihn auf allen seinen Kriegszügen. Regelmäßig besuchte er die Kirche, hörte an jedem Sonn- und Feiertage Vormittags die Predigt und Nachmittags die Erklärung der Psalmen. Gern unterhielt er sich im Familienkreise, namentlich mit seiner geliebten Gattin Luise Henriette von geistlichen Dingen. Die Wirkung des ernsten Glaubens bewährte sich an ihm vorzüglich in der Zuversicht zu Gott, womit er die ihm auferlegten Herrscherpflichten erfüllte. Ihm schrieb er alle Erfolge und die Siege zu, welche er erfocht; die zum Andenken an seinen glorreichen Kriegstag, an den Sieg von Fehrbellin, geschlagene Medaille führte nach seinem Befehle auf der einen Seite die aus dem Psalm entnommene Inschrift: „Das ist vom Herrn geschehen und ist wunderlich in unsern Augen", während die Inschrift auf der andern Seite mit den Worten schließt: „Gott allein die Ehre."

Friedrich Wilhelm's Eifer für christliche Zucht und Sitte und für kirchlichen Frieden; Unionsversuche. In seinem ernsten Glauben wurzelte auch der löbliche Eifer, womit er Zucht und christliche Sitte in seinen Landen durch eigenes Beispiel, wie durch treffliche Verordnungen wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten und den geistlichen Stand durch Ausscheidung unwürdiger Mitglieder zu reinigen und zu heben bemüht war; nicht minder hatte ächter Glaube auch an seinem Bestreben Antheil, unter den in seinem Reiche neben einander wohnenden Anhängern verschiedener christlicher Confessionen Frieden zu stiften, so sehr er auch hierdurch bei den eifrigen Lutheranern Anstoß erweckte und sogar zu harten Maßregeln gegen einen berühmten Glaubenshelden veranlaßt wurde.

Wir haben schon in dem bisherigen Verlaufe unserer Geschichte gesehen, mit welcher Erbitterung die Anhänger der beiden protestantischen Bekenntnisse gegen einander standen und sich ärger anfeindeten und verfolgten, als es selbst von Protestanten gegen Katholiken geschah. Diese Feindschaft dauerte auch beim Regierungsantritte des großen Kurfürsten fort, und von allen Kanzeln mußte man gegenseitige Verketzerung und Verunglimpfung hören.

Friedrich Wilhelm aber, so sehr es ihm selbst mit dem Glauben tiefer Ernst war, legte doch den Lehren, durch welche sich die Lutherischen von den Reformirten unterschieden, nicht eine so überwiegende Bedeutung bei, um die tiefere Gemeinsamkeit ihres Glaubens darüber zu verkennen, und von Anfang an war ihm daran gelegen, jenem übermäßigen Eifer ein Ziel zu setzen und wo möglich eine Versöhnung der streitenden Bekenntnisse herbeizuführen. Kurz vorher hatte sein Schwager, der Landgraf Wilhelm von Hessen, dasselbe Ziel erreicht, indem bei einem Religionsgespräch reformirter und lutherischer Geistlichen in Kassel wirklich eine Vereinigung ermöglicht wurde. Friedrich Wilhelm machte den Versuch, ob auch unter seinen Geistlichen eine Verständigung erzielt werden könnte. Zunächst erließ er eine Verordnung zur Beför-

derung der Einträchtigkeit zwischen den reformirten und lutherischen Predigern und Unterthanen. Er erinnerte daran, daß schon sein Großvater Johann Sigismund allen in Religionsmeinungen Abweichenden Gnade und Schutz ohne Unterschied angedeihen lassen, auch im Jahre 1614 das unnöthige Gezänk auf den Kanzeln und das Verketzern der Reformirten untersagt habe. Er habe nun erfahren, daß nur Wenige jene Verordnung in Acht nähmen, wogegen sie die Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes nur auf Zanksucht und Verdammen der Reformirten deuteten, ja gegen andersgläubige evangelische Christen mehr eiferten, als gegen öffentliche Trunkenbolde, Wucherer und andere Sünder. Solch unchristlich Verfahren wolle er nicht mehr dulden; Eiferer und Zeloten, welche glaubten, daß durch diese Verordnung ihr Gewissen zu eng gespannt würde, könnten sich nach anderer Gelegenheit außerhalb des Kurfürstenthums umthun, wo ihnen das unchristliche Verdammen anderer Christen nachgesehen würde. Zugleich verbot er den Theologie-Studirenden den Besuch der Universität Wittenberg, weil dort das unzeitige Verdammen, Verlästern, Verläumden und falsche Andichten immer zunehme, während er immer dahin getrachtet, daß das Verdammen und Verlästern eingestellt, christliche Duldung und evangelische Bescheidenheit befördert, wahre Gottesfurcht und Nächstenliebe gelehrt werde.

Nach dem Beispiel seines Schwagers, Wilhelm von Hessen, ordnete er nun die Haltung eines **Religionsgespräches in Berlin** an, zu welchem er lutherische, wie reformirte Geistliche nebst einigen Mitgliedern seines Geheimen Rathes unter dem Vorsitze des frommen und gemäßigten Oberpräsidenten von Schwerin berief. Dieser Versuch einer Versöhnung scheiterte jedoch an der Abneigung der Lutheraner, auf irgend eine Verständigung einzugehen. Nachdem die Conferenz erfolglos geblieben, erließ der Kurfürst eine neue Verordnung gegen alle Verunglimpfung, welche sich die Anhänger beider Bekenntnisse gegenseitig von den Kanzeln zufügen möchten (1664). Die Widerspenstigen wurden mit Amtsentsetzung bedroht und zugleich verlangt, daß alle Geistlichen sich durch einen schriftlichen Revers verpflichten sollten, die Vorschriften der neuen Verordnung genau zu beobachten. Diese Forderung erweckte die größte Aufregung unter den eifrigen Lutheranern: auch viele wahrhaft fromme unter denselben fanden es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar, gegen die reformirten Lehren, welche sie der Seligkeit gefährlich hielten, nicht öffentlich Zeugniß abzulegen, und verweigerten daher mit aller Entschlossenheit die Unterschrift, welche man von ihnen verlangte. Da alle Drohungen nichts halfen, wurden mehrere der entschiedensten ihres Amtes entsetzt, besonders zwei der angesehensten und ehrwürdigsten Berliner Geistlichen.

Paul Gerhardt. Die allgemeinste Theilnahme unter den Geistlichen, welche von der Absetzung betroffen wurden, erregte besonders das Schicksal des berühmten kirchlichen Sängers Paul Gerhardt.

Ein Sachse von Geburt, bekleidete derselbe seit dem Jahre 1657 das Amt eines Diakonus an der Nicolaikirche in Berlin. Die tiefe und einfach schlichte Frömmigkeit, welche auch aus seinen zahlreichen Kirchenliedern überall hervorleuchtet, machte ihn zu einem ächten Manne des Volkes im schönsten Sinne; nicht nur seine Gemeinde, sondern ganz Berlin und die Mark hingen an ihm mit inniger Verehrung. Er war dem lutherischen Glauben mit tiefer

Ueberzeugung ergeben, ohne jedoch mit seinen Gesinnungsgenossen in den Fehler unchristlichen Eiferns und Lästerns zu verfallen. Er ließ sich in dieser Beziehung niemals Etwas zu Schulden kommen und erfreute sich deshalb der besonderen Gunst und Gnade des Kurfürsten, welcher sich nebst seiner Gemahlin Luise Henriette an den frommen geistlichen Liedern Gerhardt's innig erquickte. Als aber Friedrich Wilhelm mit dem Plane einer Vereinigung der beiden Kirchen hervortrat, fand er auch bei dem sonst so stillen und bescheidenen Diakonus lebhaften Widerstand, und dieser wandte als Theilnehmer des vom Kurfürsten angeordneten Religionsgespräches seinen ganzen Einfluß an, um dies Unternehmen scheitern zu lassen. Ebenso gehörte er zu denjenigen, welche sich entschieden weigerten, den geforderten Revers wegen Vermeidung beleidigender Reden gegen die Reformirten zu unterzeichnen. Er wurde vor das Consistorium gefordert, wo der Oberpräsident von Schwerin ihn durch die freundlichsten, aber zugleich dringendsten Vorstellungen zur Unterschrift zu bewegen suchte. Er sagte ihm: „Das gute Zeugniß, welches eure Gemeinde über euch ablegt, die Liebe, die ihr allenthalben genießt, und das Vertrauen, mit dem man euch entgegenkommt, dies Alles läßt uns hoffen, daß ihr nicht allein ein treuer Diener eurer Kirche, sondern auch ein treuer Unterthan unseres durchlauchtigsten Kurfürsten seid. Ich kann euch nur das rühmlichste Zeugniß geben, daß ihr jederzeit bei allem euerem Festhalten an dem lutherischen Bekenntnisse doch mit Mäßigung und christlicher Duldsamkeit über die streitigen Lehrpunkte euch ausgelassen und namentlich auf der Kanzel euch fern und frei gehalten habt von jeder Erbitterung. Auf euch hat Seine kurfürstliche Durchlaucht zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht wenig gerechnet." — Gerhardt erwiderte hierauf, daß, wenn er wirklich bisher in seinem Amte und Leben dem Kurfürsten zu keiner Ungnade Anlaß gegeben habe, man ihm auch für die Folgezeit ohne die Unterschrift des Reverses solches zutrauen möge; ein treulich und ehrlich gemeintes Versprechen müsse hinreichen. Da man dennoch in ihn drang, die Unterschrift zu leisten, blieb er mit aller Ruhe und Festigkeit dabei, daß dies seinem Gewissen zuwider sei. Der Präsident bat ihn, acht Tage Bedenkzeit anzunehmen; erst willigte er ein, gleich darauf aber stand er auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gegeben, das ich nicht halten kann. Ich darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn." So wurde denn auch gegen ihn die Absetzung ausgesprochen. Aber sofort regte es sich in der ganzen Bürgerschaft. Man konnte und wollte es nicht glauben, daß der treffliche und so milde Mann der Stadt entrissen werden sollte. Die Bürgerschaft und sämmtliche Gewerke wandten sich an den Magistrat, damit dieser Fürsprache beim Kurfürsten einlegte. Aber die Vorstellungen des Magistrats vermochten des Kurfürsten Unwillen nicht zu besänftigen, denn gerade wegen des großen Ansehens, in welchem Paul Gerhardt stand, fürchtete er um so mehr, daß das Beispiel seines Widerspruchs eine gefährliche Wirkung haben würde. Selbst die gesammten Stände der Mark trugen

dem Kurfürsten vergeblich eine Fürbitte für den allverehrten Gottesmann vor; erst der Fürsprache der frommen Kurfürstin Luise Henriette, welche ihren Gemahl in einem glücklichen Augenblicke durch die Erinnerung an Paul Gerhardt's köstliche Lieder zu rühren wußte, gelang es, ihn zur Gnade zu stimmen. Friedrich Wilhelm ließ dem Magistrat schreiben, da er gegen Gerhardt keine weitere Klage vernommen habe, als daß er sich weigere, die Edicte zu unterschreiben, da er somit annehmen könne, daß Gerhardt die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, so wolle er ihn in sein Amt wieder völlig einsetzen und ihm die Unterschrift des Reverses erlassen.

Ganz Berlin jubelte über diese unverhoffte Begnadigung, aber die Freude war voreilig; denn Paul Gerhardt selbst glaubte die Gunst nicht annehmen zu dürfen, weil der Kurfurst sie darauf begründete, daß er die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe. Er war überzeugt, daß er dieselbe sehr wohl begriffen habe, sagte, daß er ohne ein unbefangenes Gewissen sein Predigtamt nicht wieder antreten könne, und widerstand allen Bitten und Vorstellungen seiner Freunde. Noch einmal wandte sich die Bürgerschaft an den Kurfürsten, um eine veränderte Form der Begnadigung zu erlangen, aber derselbe war jetzt wegen der unerwarteten Hartnäckigkeit des Geistlichen doppelt erbittert und schlug jede weitere Begünstigung ab. Paul Gerhardt nußte sein Amt niederlegen und sah sich genöthigt, mit Frau und Kindern außerhalb des Kurfürstenthums eine neue Stätte zu suchen. Die Sage erzählt nun, er sei mit seiner Familie ohne irgend eine Aussicht auf anderweitige Versorgung nach Sachsen heimgewandert. Als sie des Abends in einer Grenzstadt ausgeruht, sei die schwer leidende Frau von tiefer Bekümmerniß heimgesucht worden; Paul Gerhardt habe sie zu trösten versucht und sie an den Vers der Psalmen erinnert: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“ Selbst sehr ergriffen von diesen Worten, heißt es weiter, ging er in den Garten, setzte sich auf eine Bank und dichtete das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege,“ welches sich genau an die Worte jenes Bibelverses anschließt; er und seine Frau wurden durch das herrliche Lied, an welchem sich seitdem die ganze evangelische Christenheit erquickt, mit neuer Zuversicht erfüllt. Noch an demselben Abende aber kehrten zwei fremde Herren in demselben Gasthof ein und erzählten, daß ihr Fürst, der Herzog von Merseburg, sie nach Berlin schicke, um den abgesetzten Paul Gerhardt aufzusuchen. Seine Frau erschrak darüber, neues Unheil besorgend, Gerhardt aber gab sich zu erkennen, und sogleich wurde ihm von den beiden Herren ein Schreiben des Herzogs eingehändigt, worin ihm ein ansehnliches Jahrgehalt zugesichert war. Tief gerührt zeigte er das Schreiben seiner Gattin und erinnerte sie an den Bibelvers, dessen Wahrheit sich so schnell bewährt habe. Dieser Vorgang ist freilich, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, nicht ganz richtig, da das berühmte Lied lange vor der Absetzung des frommen Dichters verfaßt war, aber die Erzählung giebt doch ein treues und schönes Bild von der Stimmung des trefflichen Gottesmannes und von den Gnadenerweisungen, welche ihm in seiner tiefen Noth von oben zu Theil wurden. Paul Gerhardt erhielt im folgenden Jahre einen Ruf als Geistlicher nach Lübben, wo er zur Ehre Gottes noch lange treulich gewirkt hat.

Die Kurfürstin Luise Henriette (von Oranien). Unter den Vertrauten Friedrich Wilhelm's war Niemand, auf den er in geistlichen Dingen so gern gehört, wie auf den Rath seiner trefflichen Gemahlin, der bereits öfter erwähnten Luise Henriette aus dem Hause Oranien. Dieselbe war eifrig reformirt, vor Allem aber von ächter, demüthiger Frömmigkeit und von christlicher Liebe erfüllt. Eifrig in Gebet ließ sie sich auch die religiöse Erziehung ihrer Kinder neben der wissenschaftlichen Ausbildung derselben sehr angelegen sein. Sie war ihrem Gemahle bei seiner umfassenden und anstrengenden Thätigkeit eine wahre Stütze; mit inniger Liebe war sie ihm treu ergeben und folgte ihm trotz ihrer schwachen Gesundheit fast auf allen seinen zahlreichen Reisen und selbst auf seinen Kriegszügen; denn es war ihr unerträglich, von ihm getrennt zu sein. „Ich will lieber alle Unbequemlichkeiten der Welt haben und bei ihm sein," schrieb sie einst, „als alle Bequemlichkeiten der Welt haben und ihn nicht sehen." Der Kurfürst erwiderte diese innige Liebe, und selbst in den ernstesten Staatsangelegenheiten war es ihm Bedürfniß, sich mit ihr zu berathen; oft verließ er die Sitzungen seines geheimen Rathes und sprach mit ihr über die vorliegenden Sachen. Selbst auf Friedensunterhandlungen übte sie einen gewissen Einfluß, besonders soll sie an dem Abschlusse des Friedens von Oliva Theil gehabt haben. Ihr landesmütterliches Herz war gerührt von dem großen Kriegselende in Preußen und sie sagte, ihr Gemahl könne es vor Gott nicht verantworten, wenn er demselben keine Erleichterung gewährte. Vor Allem aber entsprach es ihrem ächt weiblichen und frommen Sinne, durch ihre Fürbitte so viel als möglich die Strafen der Verbrecher zu mildern. Den Armen endlich war sie eine wahre Mutter und christliche Fürsorgerin; überall war sie den Nothleidenden mit Rath und Hülfe nahe. Deshalb erwies ihr auch das Volk eine innige Verehrung. Das Waisenhaus in Oranienburg, welches von ihr gegründet wurde, hat das Andenken ihrer Wohlthätigkeit verewigt. Zu früh für den Kurfürsten und für die Liebe des Volkes starb sie schon am 18. Juni 1667 in noch nicht vollendetem vierzigsten Jahre. Eine zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, vermochte ihm jenen herben Verlust niemals zu ersetzen, und er soll öfter in wehmüthigem Anschauen vor Luisens Bilde gestanden und in Thränen ausgerufen haben: „O Luise, wie sehr vermisse ich dich und deinen Rath."

Nicht blos als Gattin, Mutter und Fürstin hat Luise Henriette ein ruhmvolles Andenken hinterlassen, auch als Dichterin geistlicher Lieder wird sie in der evangelischen Kirche hoch geehrt. Gewiß hat vorzüglich Paul Gerhardt's herrliches Vorbild belebend und anregend auf sie gewirkt; der Kurfürst selbst hatte vier ihrer geistlichen Lieder herausgegeben, unter welchen zwei, „Jesus meine Zuversicht" und „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren" als kostbare Kleinode des evangelischen Liederschatzes allgemein in Ehren gehalten werden.

Häuslicher Kummer des Kurfürsten. So glorreich des Kurfürsten Wirken bis an sein Lebensende war, so wurde doch zuletzt die Freude daran durch die Verhältnisse in seinem eigenen Hause getrübt. Seine zweite Gemahlin lebte mit den Kindern erster Ehe in fortwährendem Unfrieden, und es kam in der Mißstimmung und Feindseligkeit so weit, daß man sich von allerlei Nachstellungen gegen den Kurprinzen Friedrich erzählte. Böse Auf-

tritte, welche dieser mit seiner Stiefmutter hatte und bei welchen sie heftige Drohungen gegen ihn ausstieß, brachten ihn so weit, daß er sich am Hofe nicht mehr sicher glaubte und nach Kassel zur verwittweten Landgräfin floh, mit deren Tochter er verlobt war. Zwar erfolgte eine Aussöhnung, aber kaum war er an den Hof zurückgekommen, so erkrankte er plötzlich nach einem Besuche bei der Stiefmutter, wodurch in ihm neuer Verdacht gegen dieselbe rege wurde. Sicherlich war solcher Verdacht ganz unbegründet, da die Kurfürstin einer verbrecherischen Handlung nicht fähig war, aber man ersieht aus diesen Vorgängen, wie tief der Zwiespalt in der fürstlichen Familie war. Dorothea konnte nun den Gedanken nicht ertragen, daß der Kurprinz einst Herr des ganzen Staates werden, ihre eigenen Kinder aber ohne Besitz bleiben sollten, und sie benutzte ihren bei zunehmender Kränklichkeit des Kurfürsten wachsenden Einfluß, um denselben zur Aenderung seines Testamentes in der Art zu überreden, daß er seine Länder unter alle Söhne theilte. Es ist fast unbegreiflich, wie Friedrich Wilhelm eine solche Theilung zugeben konnte, welche nicht nur dem alten Hausgesetze, sondern auch seinen eigenen Bestrebungen in Betreff der Gründung eines mächtigen Staates so ganz zuwiderlief, — aber der alte Kurfürst hatte von jeher eine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Kurprinzen gehabt und mochte daran verzweifeln, daß dieser das von ihm begonnene Werk fortführen würde. Nun kam noch die Mißstimmung über das unehrerbietige Verhalten des Prinzen gegen die Mutter hinzu, welches den Kurfürsten so aufbrachte, daß er denselben am liebsten ganz enterbt hätte. In den Verhandlungen mit dem Kaiser wegen des erwähnten im Jahre 1686 abgeschlossenen Bündnisses suchte Friedrich Wilhelm auch die kaiserliche Bestätigung seines Testamentes zu erhalten, der Kurprinz aber verhandelte, wie bereits erwähnt, heimlich mit Oesterreich und erklärte sich bereit, den Schwiebuser Kreis in Schlesien wieder herauszugeben, wenn der Kaiser ihn im Besitze aller brandenburgischen Länder schützen wollte. Um den Preis dieser Zusage ist denn wirklich die Einheit des Staates nach dem Tode des großen Kurfürsten erhalten worden.

Der Tod des großen Kurfürsten. Groß und würdig, wie das Leben Friedrich Wilhelm's, war auch sein Sterben eines der erhabensten Beispiele, wie ein christlicher Fürst sterben soll.

Ein bitterer Schmerz, den er im Frühjahre 1687 erlebte, der Tod seines dritten Sohnes, des blühenden Prinzen Ludwig, beugte ihn sehr darnieder, — dazu kamen körperliche Leiden; Gichtbeschwerden, welche ihn schon seit Jahren heimgesucht hatten, gingen im Frühjahre 1688 in Wassersucht über und bald nach dem Osterfeste nahm dieselbe einen lebensgefährlichen Charakter an. Als er sein Ende herannahen fühlte, bestellte er in aller Stille, um seine Gemahlin und seine Kinder nicht zu betrüben, seine letzten Angelegenheiten. Der 17. April war der Tag der gewöhnlichen Geheime-Raths-Sitzung. Er hatte die Nacht schlaflos zugebracht, doch ließ er sich am Morgen früh im Bette ankleiden und in den gewöhnlichen Rathssaal tragen, wo auf seinen Befehl der Kurprinz Friedrich und die geheimen Räthe versammelt waren. Hier redete er zunächst den Kurprinzen mit fester Stimme also an: „Ich halte dafür, es ist anjetzo das letzte Mal, daß ich diesem Rathe beiwohne; denn die Schwachheit meines Körpers hat zu sehr überhand genom-

men, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Was für eine langwierige, mühsame und mit schweren Kriegen stets beunruhigte Regierung ich gehabt, ist aller Welt zur Genüge bekannt. Hierdurch haben meine lieben Unterthanen wider allen meinen Willen nothwendig gar sehr mitgenommen werden müssen. Dem allen ungeachtet hinterlasse ich Euch durch Gottes Gnade anjetzo Eueren Staat in Frieden und ziemlichem Wohlstande, wenigstens weit blühender, als mir derselbe von meinem in Gott ruhenden Herrn Vater hinterlassen worden. Mein Ziel war darauf gerichtet, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen. Ich zweifle nicht, mein Sohn, Ihr werdet, wie in der Regierung, also auch in denen Staatsmaximen, wodurch ich den Staat glücklich beherrschte, mein Nachfolger sein, vor allen Dingen Gott vor Augen haben, Euere Unterthanen herzlich lieben, treue Räthe hören und ihnen folgen, und das Heft der Waffen nicht aus den Händen lassen, denn dadurch muß nächst göttlicher Hülfe die Sicherheit Euerer Länder und der so sauer erworbene Ruhm des Kurhauses Brandenburg hauptsächlich maintenirt werden. Mit allem Fleiße seid darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich Euch als ein Erbtheil hinterlasse, zu wahren und zu mehren."

Hierauf zu den Räthen gewandt, dankte er ihnen für die ihm bewiesene Treue und redlichen Dienste und forderte sie auf, solche hinfüro auch seinem Sohne zu erweisen. „Ich hätte herzlich gewünscht," fügte er hinzu, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Erleichterung zu schaffen; daß ich aber dazu nicht gelangen können, ist den bisherigen trübseligen Zeiten und anhaltenden Unruhe, wie Ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben."

Alle Anwesenden waren tief ergriffen. Der Kurprinz konnte vor Wehmuth und Schluchzen seine Danksagung nicht vollenden und der alte Herzog von Schomberg als Erster im Rathe, nach ihm alle Uebrigen, nahmen unter Thränen Abschied von dem geliebten Herrn. Dieser war davon so gerührt, daß er nicht mehr sprechen konnte und nur mit der Hand seine große Freude über ihre Anhänglichkeit zu erkennen gab. Darauf schritt man noch zum Vortrag einiger wichtiger Staatsangelegenheiten, welche der geistesstarke Mann mit so gelassenem Gemüthe und so scharfsinnigem Verstande beurtheilte, als wäre er bei vollkommener Gesundheit.

Nach beendigter Rathssitzung ließ er sich wieder in sein Schlafgemach bringen, wohin er den Kurprinzen allein berief. Mit nachdrücklichen und rührenden Worten ermahnte er denselben hier nochmals, Allem genau nachzukommen, was er ihm aus väterlichem, treumeinendem Gemüthe theils mündlich vorgestellt, theils schriftlich hinterlassen habe, sofern er der göttlichen Gnade und der Kraft des väterlichen Segens theilhaftig werden wollte. Der Kurprinz warf sich zu seinen Füßen und bat ihn um Verzeihung der Fehler, die er begangen, und um seinen Segen. Der Vater segnete ihn. Dann schenkte er allen Angehörigen und Dienern werthvolle Gaben der Erinnerung und suchte seine in lauten Schmerz ausbrechende Gemahlin zu trösten, indem er zu ihr sprach: „Wie nun, liebste Gemahlin, ich bitte, faßt Euch ein wenig! es muß doch einmal geschieden sein und eins dem andern vorangehen. Vor mich habe ich genug gelebt und von meinem Gotte unzählige Wohlthaten empfangen. Wäre es denn nicht billig, daß ich demjenigen die Seele wiedergebe, von dem ich sie erhalten? Ich bin bereit, dieses sterbliche Leben nach

meines Gottes Willen zu beschließen, und seid versichert, daß wir uns dermaleinst in der frohen Ewigkeit gewiß wiederum vereinigen werden."

Am Nachmittage kamen die beiden Hofprediger aus Berlin zu dem Kranken nach Potsdam. Er empfing sie mit den Worten des Apostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr geben wird an jenem Tage."

„Allerdings," erwiderte der eine Geistliche, „sei es eine große Glückseligkeit für einen Regenten, wenn er auf seinem Sterbebette mit Hiskia sprechen könne: Gedenke doch, Herr, wie ich vor dir gewandelt habe in der Wahrheit mit vollkommenem Herzen," — der Kurfürst aber fiel ihm in die Rede und bekannte sich als einen sündigen Menschen, der seiner Schwachheit gar wohl eingedenk sei, der aber auch wisse, daß seine Sünden mit dem Blute Jesu Christi, auf dessen Verdienste er einzig und allein sein Vertrauen gesetzt, abgewaschen wären.

Am Abende trafen auch die übrigen kurfürstlichen Kinder und die Kurprinzessin aus Berlin ein: der Kranke ließ sie alle zu sich ins Gemach treten, ermahnte sie, Gott vor allen Dingen stets vor Augen zu haben und im Glauben zu verharren. Dann ließen sie sich auf die Kniee nieder, küßten seine Hände und empfingen seinen väterlichen Segen.

Der folgende Tag verging unter geistlichen Gesprächen. Während der Andachtsübungen verfiel der Fürst in eine tiefe Ohnmacht; beim Erwachen wünschte er seine Kinder nochmals zu sehen und erholte sich in den innigsten Liebesbezeugungen gegen dieselben. Dann gedachte er nochmals der verfolgten Protestanten, die er in sein Land aufgenommen. „Ich habe," sagte er, „noch eine andere Familie, eine, die ich nach dem Gebote der Nächstenliebe angenommen, die mir aber nicht weniger theuer ist, als meine natürliche Familie. Das ist die große Zahl der Flüchtlinge, deren Kirchentrümmer ich aus Frankreich gerettet und welche ich nach dem unglücklichsten kirchlichen Schiffbruche in meine Staaten, wie in einen sicheren Hafen, aufgenommen habe." Auch klagte er noch über den Mangel an Duldsamkeit, welcher noch immer zwischen den protestantischen Parteien herrsche. Die Nacht über blieb er allein und stärkte sich von Zeit zu Zeit in brünstigem Gebete.

Da seine Kräfte zusehends abnahmen, ließ er seine tiefbetrübten Kinder zum letzten Male zu sich rufen, und als sie weinend um ihn standen, sagte er mit gelassener Miene: „Er käme sich anjetzo nicht anders vor, als wie der Erzvater Jacob, da er seine Kinder segnete, dann rief er: „Wann werde ich doch dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Komm, Herr Jesu, ach komm, Herr Jesu, ich bin bereit!" Gott erhörte das Verlangen seiner Seele, denn schon gegen 9 Uhr desselbigen Morgens unter dem herrlichen Bekenntnisse: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," entschlummerte er so sanft, daß er nach Neigung des Hauptes sich selbst die starren Augen zudrückte.

So starb am 29. April 1688 nach 48jähriger Regierung der große Kurfürst von Brandenburg. Wohl trägt er den Beinamen des Großen mit gutem Fug und Recht; denn er hat dem Staate, welchen er in der tiefsten Zerrüttung fand, alle die Triebe einer großen Entwickelung eingepflanzt, welche unter seinen Nachfolgern zur Reife kamen und Preußen zu einem

mächtigen Staate erhoben. Er hatte den Umfang des Landes um ein Drittheil vermehrt (von 1370 auf 1930 Quadratmeilen), die Bevölkerung um eben so viel (bis auf etwa 1,500,000 Einwohner), die Einkünfte um das Vierfache (von 500,000 Thaler auf 2¼ Millionen), das Heer völlig neu errichtet und um das Sechsfache vermehrt (von 4000 auf 24,000 Mann), die vorenthaltenen Festungen wieder erworben, verstärkt und wohl versehen und den Schatz gefüllt; der unbeschränkten Gewalt hat er die Bahnen gebrochen, eine Macht gebildet, wie sie vor ihm unbekannt war, und dem Hause Brandenburg eine Bedeutung unter den europäischen Staaten gegeben, wie sie keiner seiner Vorfahren hatte ahnen können. So viele ausgezeichnete Fürsten auch Friedrich Wilhelm unter seinen Vorfahren zählte, so gebührt doch ihm allein der Ruhm, in allen Beziehungen der Gründer der preußischen Monarchie gewesen zu sein, und so viele Verdienste sich auch seine Nachfolger um dieselbe erwarben, so hoch sie durch das Genie Friedrich's des Großen stieg, so sind doch alle nur auf dem Wege fortgeschritten, den er zuerst einschlug und den nicht zu verlassen er sterbend seinen Sohn ermahnte*).

*) Stenzel II. 474. 478.

Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg, später Friedrich I. König in Preußen. (1688—1713.)

26. Friedrich's Regierung bis zur Annahme der Königskrone. (1688—1701.)

Friedrich's Erziehung, Eigenschaften und Regierungsantritt. Friedrich, des großen Kurfürsten zweiter Sohn, welcher demselben zunächst als Kurfürst Friedrich III. folgte, war nicht einer der hervorragenden Fürsten, welche durch großartige Handlungen oder weise Einrichtungen dem Aufblühen ihrer Staaten neue Bahnen bereiten, aber er war dennoch bestimmt, eine wichtige Stelle in der Reihe der hohenzollernschen Fürsten auszufüllen und durch einen bedeutsamen Schritt das gemeinsame Werk derselben weiter zu fördern. Die Macht, welche durch seine Vorfahren, besonders durch seinen ruhmreichen Vater begründet war, sollte durch ihn auch den ihr gebührenden Namen erhalten: an Einfluß und Ansehen standen die brandenburgischen Regenten bereits weit über den übrigen Kurfürsten des Reiches, vielen selbstständigen Königen gleich, Friedrich war es vorbehalten, nun auch den königlichen Titel zu erwerben.

Friedrich war am 11. Juni 1657 geboren, nicht als Kurprinz, denn es lebte damals noch ein älterer Sohn des großen Kurfürsten, der Kurprinz Karl Emil (geboren 1655). Beide Knaben waren dem trefflichen Geheimen Rathe Otto von Schwerin, einem wissenschaftlich gebildeten und praktisch bewährten Manne, übergeben, Friedrich aber erhielt in seinem sechsten Jahre den durch Studien und Reisen vielfach gebildeten Eberhard von Dankelmann zum besonderen Lehrer und Erzieher. Der Prinz war mit einem schwächlichen und etwas verwachsenen Körper geboren und seine körperliche, wie geistige Entwickelung ging etwas langsam vor sich. Die zärtliche Mutter, Kurfürstin Luise Henriette, hörte zuerst mit Besorgniß, daß Dankelmann den zarten Prinzen bei den Lectionen öfters etwas anfahre, doch überzeugte sie sich, daß der Erzieher es gut meinte und nur darnach trachtete, den Knaben an eine ernstere Thätigkeit zu gewöhnen. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte Dankelmann's Verdienste um des Prinzen Erziehung gern an und gab ihm zum Lohne eine Stelle als Kammerrath. Friedrich erwarb in den Wissenschaften und in Sprachen gute Kenntnisse; sein Charakter nahm im Wesentlichen gleichfalls eine glückliche Richtung, nur entwickelte sich in ihm neben großer Gutmüthigkeit und Weichheit des Gemüthes frühzeitig ein

gewisser Hang zur Eitelkeit und zu äußerem Prunke. Als zehnjähriger Knabe gründete er schon einen Orden de la générosité, den er mit feierlichem Ernste und unter großen Ceremonien auch an ältere Leute vertheilte.

Die bereits erwähnten Mißhelligkeiten, welche in den späteren Lebensjahren des großen Kurfürsten zwischen seinen Kindern erster Ehe und der zweiten Gemahlin eintraten und die damit zusammenhängenden Kabalen, welche die letzten Tage Friedrich Wilhelm's verbitterten, ließen den Prinzen Friedrich, der seit dem im Jahre 1674 erfolgten Tode seines älteren Bruders Kurprinz geworden war, sich um so fester an Dankelmann anschließen, der sich ihm bei jeder Gelegenheit als ein treuer Freund, Rathgeber und Helfer erwies.

Das Testament des großen Kurfürsten und der Schwiebuser Kreis. Kaum hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen, so ließ der nunmehrige Kurfürst Friedrich III. sich zunächst in Berlin und in der Kurmark, dann nach und nach in allen übrigen Landestheilen feierlich huldigen und zeigte seinen Regierungsantritt durch besondere Gesandtschaften den fremden Mächten an.

Das letzte Testament des großen Kurfürsten, nach welchem die Länder des brandenburgischen Hauses zu Gunsten der Kinder aus zweiter Ehe getheilt werden sollten, stieß Friedrich nach Prüfung im Geheimen Rathe um, weil es dem Hausgesetze des Albrecht Achilles und dem Geraschen Vertrage zuwiderlaufe, durch welche alle Zertheilung von Land und Leuten verboten und darauf eben die Macht und der Glanz des kurfürstlichen Hauses begründet war. Mit seiner Stiefmutter verglich er sich auf Dankelmann's Rath durch freundliches Entgegenkommen; ihr bald darauf (1689) erfolgter Tod erleichterte ihm die Verständigung mit den Stiefbrüdern, welche sich aus Rücksicht auf „die Macht und den Glanz des kurfürstlichen Hauses, aus welchem entsprossen zu sein sie für das höchste Glück hielten," bereit finden ließen, unter ausdrücklicher Anerkennung der Grundgesetze des Hauses feierlich und förmlich auf die ihnen nach jenem Testamente zustehenden Ansprüche gegen einträgliche Dotationen zu verzichten. Der Kurfürst war darüber hocherfreut, daß er somit „den alten Grund, worauf des Hauses Macht und Ansehen so lange geruhet, von Neuem befestigt und das Band der Natur mit seinen Brüdern von Störungen befreit hatte."

Nur mit dem Kaiser konnte er die Sache wegen des Testamentes nicht sobald ins Reine bringen. Derselbe hatte das Original des Testamentes in Verwahrung und wollte dasselbe nicht herausgeben und jene Verträge des Kurfürsten mit seinen Brüdern nicht anerkennen, wenn Friedrich nicht zuvor das von ihm als Kurprinz heimlich gegebene Versprechen in Betreff der Verzichtleistung auf den Schwiebuser Kreis erfüllt hätte. Als aber Friedrich's Räthe von dieser heimlichen Zusage nach seiner Thronbesteigung Kenntniß erhielten, stellten sie ihm sofort vor, daß er dabei hintergangen worden und daß das Versprechen rechtswidrig und ungültig sei. Er verweigerte deshalb die Erfüllung desselben und als der Kaiser dennoch drohte, Schwiebus zu besetzen, erklärte Friedrich, dann werde er seine Ansprüche auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf wieder geltend machen. Der Kaiser aber blieb unerschütterlich, und Friedrich mußte sich endlich entschließen, für eine Geld-

zahlung von 100,000 Thalern und für die Anwartschaft auf Ostfriesland in die Rückgabe des Schwiebuser Kreises zu willigen (1694). Nur der Wunsch, mit dem Kaiser nicht ganz zu brechen, konnte den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit bestimmen, doch kam er in den Verhandlungen immer wieder auf seines Hauses Ansprüche auf jene schlesischen Fürstenthümer zurück. „Ich muß, will und werde mein Wort halten," sagte er; „das Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will."

So war denn Friedrich III. Herr der ungetheilten brandenburgischen Lande, in dem Umfange, wie sein großer Vorgänger dieselben besessen hatte. Eines lag ihm fortan während seiner ganzen Regierung besonders am Herzen, nämlich die Erhöhung des äußeren Glanzes seiner Krone.

Mit Ernst und Wohlwollen ergriff er die Zügel der Regierung und in Kurzem war er einer der beliebtesten Fürsten, welche je in Brandenburg regiert haben. Seine Zeitgenossen rühmen bei allem Glanz, mit welchem er seinen Thron umgab, die Einfachheit seiner persönlichen Neigungen: alle Ausschweifung war ihm fremd und er lebte nur der Erfüllung seiner Pflichten. Im persönlichen Verkehre war er milde, vertraulich und offen, in seinen Gesprächen bemerkte man treffliche und fürstliche Gedanken, in den schriftlichen Aufsätzen eine umsichtige und scharfsinnige Behandlung der Dinge. Leider besaß er wenig Festigkeit des Charakters und ließ sich zu leicht von Schmeichlern und Günstlingen bestimmen.

Dankelmann's Gunst und Ungnade. Der Jugendführer und Freund des Kurfürsten, von Dankelmann, wurde nach dessen Regierungsantritt sein vorzüglicher Rathgeber. Zwar behielt Friedrich die höheren Staatsbeamten seines Vaters unverändert bei, aber Dankelmann gewann bald den überwiegendsten Einfluß. Gleich im Jahre 1688 wurde er zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath ernannt und leitete in Kurzem alle auswärtigen und eigentlich alle wichtigen Angelegenheiten, ebenso wie der Oberpräsident von Schwerin unter dem großen Kurfürsten. Im Jahre 1695 wurde er bei offener Tafel und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe ernannt. Dankelmann sträubte sich zuerst gegen die hohe Würde, mußte dieselbe jedoch annehmen; außerdem erhielt er noch große Besitzungen und wurde vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben, die Grafenwürde lehnte er ab. Alle wichtigen Staats- und Hofangelegenheiten, sowie die Verwaltung der Finanzen wurde ihm übertragen, und bei dem Vertrauen und der Schwäche Friedrich's war Dankelmann eigentlich der Regent des Landes. Gerade diese gewaltige Erhebung wurde aber der Grund seines baldigen Falles; denn Neid und Eifersucht vereinigten nun gegen ihn alle Ehrgeizigen am Hofe. Dankelmann, nach treuen Gehülfen vergeblich suchend, beging die Unvorsichtigkeit, seine sechs Brüder zu seiner Unterstützung an den Hof in ehrenvolle Aemter zu ziehen, wodurch der Neid und die üble Nachrede neuen Anlaß erhielten. Dazu kam, daß sein strenger Ernst fast alle Hofleute zurückstieß. Im Gefühle seiner Macht glaubte er sich aller Rücksichten auf die Schwächen seiner Umgebung überhoben, sagte über das oft leichtfertige und eitle Wesen derselben seine Meinung unver-

hohlen heraus und schonte selbst die Kurfürstin Sophie Charlotte nicht, deren geselliges Leben und Treiben seinem strengen Wesen nicht zusagte. Auch den Kurfürsten behandelte er hier und da noch, wie er es aus früheren Jahren gewohnt war, mit schulmeisterlichem Tone; besonders machte er ihm die unumwundensten Vorwürfe über die großen Ausgaben, welche das prächtige Hofleben verursachte. So entstand bald eine allgemeine Verbindung des ganzen Hofes gegen den allmächtigen Minister, welchen man „Dankelmann der Große" nannte, und an die Spitze der Feinde desselben stellte sich ein seit Kurzem in des Kurfürsten Dienste getretener pfälzischer Edelmann, der Freiherr Kolb von Wartenberg, wiewohl derselbe durch Dankelmann selbst zu den höchsten Würden gelangt war. Der schlaue, geschmeidige Mann wußte sich in des Kurfürsten Gunst so festzusetzen, daß er es endlich wagen durfte, erst heimlich, dann immer offener gegen Dankelmann aufzutreten; besonders faßte er den Kurfürsten bei der Eitelkeit, indem er bei Gelegenheit öfters darauf hinwies, wie herrisch und rücksichtslos der Oberpräsident mit dem Fürsten selbst umgehe. Das wirkte, und der Kurfürst wurde immer gereizter und rief einmal heftig aus: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, doch ich werde ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin." Der bisherige Günstling bemerkte, daß ihm das Vertrauen seines Herrn entzogen sei, und bat selbst um seine Entlassung, welche er zuerst in der gnädigsten Form und unter Dankesbezeugungen des Kurfürsten erhielt. Dabei beruhigten sich aber seine Feinde nicht, sie stellten Friedrich vor, Dankelmann könne, wenn er die Freiheit behalte, die ihm bekannten Staatsgeheimnisse mißbrauchen, und der schwache Fürst ließ sich bereden, ihm den Prozeß zu machen, ihn nach der Festung Peitz zu verweisen und sein Vermögen mit Beschlag zu belegen. Es wurden eine Menge Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht; keine derselben konnte wirklich erwiesen werden, und der zwar schroffe, aber durchaus rechtliche Mann behauptete standhaft seine Unschuld. Dennoch wußten seine Feinde es durchzusetzen, daß er schmachvoll zu ewiger Gefangenschaft und zum Verluste aller seiner Güter verurtheilt wurde, — ein warnendes Beispiel gefährlicher Gunst, rücksichtsloser Ueberhebung und tiefen Falles, wie wir es in der Geschichte aller Höfe finden, in der Geschichte Brandenburgs und Preußens glücklicherweise seltener, als in anderen Staaten, weil die brandenburgischen Fürsten selten so schwach waren, sich überhaupt von Günstlingen beherrschen zu lassen. Friedrich III. milderte später, als ihm einige Beweise von Dankelmann's Unschuld mitgetheilt wurden, dessen Schicksal: erst sein Nachfolger aber zog denselben wieder an seinen Hof, doch war er inzwischen im Unglück zeitig gealtert und abgestumpft.

Nach Dankelmann's Sturz wurde Kolb von Wartenberg der Erste am Hofe und in der Verwaltung. Zu seinen früheren Aemtern und Würden brachte er bald die eines Marschalls von Preußen, General-Erbpostmeisters u. a., sowie die eines Premierministers hinzu, wurde in den Reichsgrafenstand erhoben und bezog einen Gehalt von 100,000 Thalern jährlich außer zahlreichen Geschenken, welche es ihm möglich machten, in Kurzem ein Vermögen von einigen Millionen zu sammeln. Er wußte sich besser als Dankelmann gegen Ungnade vorzusehen, indem er sich für alle solche Fälle im Voraus schriftliche Sicherstellungen geben ließ. Auch lag ihm nur daran, sich

auf seiner hohen Stelle zu behaupten, und er vermied es deshalb, den Ansichten seines Herrn zu widersprechen, vielmehr schonte er dessen Schwächen, schmeichelte seinen Lieblingsneigungen und wußte selbst, als er später dennoch von den Geschäften entfernt wurde, des Kurfürsten persönliche Gunst zu behaupten.

Kriegführung unter Friedrich III. In den Beziehungen zu den fremden Mächten blieb es für Friedrich, wie für die meisten seiner Vorgänger, leitender Grundsatz, sich so eng wie möglich an den Kaiser anzuschließen. Schon durch diese freundschaftliche Stellung zu Oesterreich wurde Friedrich zur Feindseligkeit gegen Frankreich hingetrieben; er war überdies gegen Ludwig XIV. gereizt, weil er meinte, daß ihm von diesem bei mehreren Gelegenheiten nicht mit genug Rücksicht begegnet worden sei. Vor Allem aber war es sein herzliches Verhältniß zum Prinzen Wilhelm von Oranien, was ihn zum Feinde Ludwigs machen mußte. Der holländische Fürst ging eben damals mit dem Gedanken um, den englischen Thron zu gewinnen; dazu aber brauchte er Bundesgenossen, und da er den Eifer des brandenburgischen Friedrich für die protestantische Sache kannte, so wandte er sich vertrauensvoll an diesen. Gleich im ersten Regierungsjahre Friedrich's (**1688**) hatte er mit ihm eine heimliche Zusammenkunft in Minden, wo Friedrich versprach, 6000 Mann zum Schutze Hollands gegen französische Angriffe zu stellen, sobald Wilhelm mit seinen eigenen Truppen nach England ziehen würde. Diese Unterstützung, sowie die Theilnahme brandenburgischer Truppen an dem Zuge nach England, erleichterten das Gelingen des wichtigen Unternehmens: im folgenden Jahre (**1689**) saß der Prinz von Oranien als König Wilhelm III. auf dem englischen Throne und fühlte sich dem Kurfürsten von Brandenburg immerdar zu großem Danke verpflichtet.

Friedrich III. war gleich nach der Zusammenkunft in Minden mit mehreren norddeutschen Fürsten in Verhandlung getreten, um sie zu einem allgemeinen Bündnisse gegen Frankreich geneigt zu machen, bei vielen derselben war es ihm gelungen, dagegen bemühte er sich vergeblich, auch den Kaiser Leopold zu einem sofortigen Feldzuge zu bestimmen, weil derselbe fürerst mit neuen Türkenkriegen vollauf beschäftigt war. Friedrich wurde jedoch hierdurch nicht entmuthigt: auf die Nachricht, daß Ludwig XIV. in die Pfalz eingefallen sei, eilte er selbst mit seinen Truppen an den Rhein und spornte die übrigen Fürsten an, ein Gleiches zu thun. Er ging zunächst auf Köln, welches von den immer weiter vorrückenden Franzosen besetzt werden sollte. Ludwig war äußerst aufgebracht gegen ihn und drohete seine Länder am Rheine mit Feuer und Schwert zu verheeren, er ließ sich jedoch nicht schrecken, sondern traf in steter Uebereinstimmung mit den Holländern alle Anstalten, um die Franzosen aus dem Erzbisthume Köln wieder ganz zu vertreiben. Bei dieser Kriegführung zeigte sich Friedrich III. seiner Abstammung von den tapferen Hohenzollern würdig. Die Franzosen wurden auf mehreren Punkten hart bedrängt und zogen ihre gesammten Kräfte nach Bonn zurück. Der Kurfürst wendete sich gegen diese Stadt, in welcher der tapfere General Asfeld eine Besatzung von 8000 Mann befehligte. Um die Eroberung derselben zu beschleunigen, mußte Friedrich dem Wunsche seiner Verbündeten nachgeben und die Stadt bombardiren, wozu er sich sehr ungern entschloß. Es geschah so nach-

drücklich, daß sie nach einer halben Stunde bereits an mehreren Punkten in Flammen stand. Die Kirchen, der kurfürstliche Palast und fast alle Häuser der Stadt sanken in Asche; dennoch ergab sich der brave **Asfeld** noch nicht, sondern zog sich mit seinen Truppen in die Außenwerke zurück. Nach längerer Zögerung wurde nun der Sturm gegen die Festung unternommen. **Friedrich** soll während desselben, als er für den Ausgang fürchtete, an das Fenster tretend, gebetet haben, daß ihn Gott bei diesem ersten Unternehmen keinen Schimpf erleben lassen möge. Der Sturm gelang; aber als die Brandenburger schon bis zum Hauptwall gedrungen waren, wollte doch der heldenmüthige, jetzt noch dazu schwer verwundete **Asfeld**, dessen Besatzung von 8000 auf 1500 Mann zusammengeschmolzen war, eher sterben, als nach alter Sitte der Besiegten mit weißen Stäben in den Händen abziehen. Der Kurfürst dachte edel genug, um auch an dem Feinde den Heldenmuth zu ehren, und bewilligte ihm den Abzug mit kriegerischen Ehren. Er soll auch seinen eigenen Leibarzt zu dem schwer verwundeten Commandanten geschickt haben **(1689)**.

Nach der Eroberung Bonns wurde das ganze Gebiet des Niederrheins von den Feinden gereinigt; doch wurde von den deutschen Fürsten der Krieg, wie in den früheren Jahren, wieder nur lässig betrieben, während die Franzosen alles anwandten, um neue Vortheile zu erringen. Der Marschall von Luxemburg schlug den Fürsten von Waldeck bei **Fleurus** aufs Haupt **(1690)**. Nun entstanden zwischen den Verbündeten allerlei Streitigkeiten und Alles wurde hierdurch gehemmt, wogegen die Franzosen tüchtig vorschritten. Vergeblich suchte Friedrich zu ernstem Widerstande anzuregen; nur der Prinz Ludwig von Baden trat mit einigem Erfolge dem siegreich vordringenden Feinde entgegen. Nach mehreren Jahren unglücklicher Kriegführung mußte es auch Friedrich für besser halten, selbst unter ungünstigen Bedingungen Frieden zu schließen, als den Krieg auf so verderbliche Weise fortzuführen. Zu **Ryswick** kam der Friedensschluß im Jahre **1697** zu Stande, in welchem der Elsaß mit Straßburg den Franzosen überlassen werden mußte. Friedrich durfte mit gutem Grunde die Verantwortung dieses unglücklichen Ausgangs von sich ablehnen. Er erklärte öffentlich: er habe sich unter allen Reichsständen zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde.

Erwerbung von Quedlinburg und Nordhausen; Besitzergreifung von Elbing. Friedrich III. zeigte übrigens nicht blos in seinem Verhalten während des Krieges mit Frankreich, sondern auch bei anderen Gelegenheiten, daß sein von Natur milder und friedlicher Sinn doch eines kräftigen Aufschwunges und männlichen Handelns fähig war, wo die Ehre oder das Interesse seines Hauses es erforderte. Auch war sein Streben ebenso wie das aller seiner Vorfahren nicht blos auf äußeren Glanz, sondern auch auf wirkliche Erweiterung seiner Macht gerichtet. So benutzte er vor Allem eine günstige Gelegenheit zum Ländererwerb, die ihm die Berufung des Kurfürsten August von Sachsen auf den Thron Polens darbot. Er hatte in Gemeinschaft mit dem Kaiser die Erhebung August's gegenüber den französischen Bemühungen für den Prinzen von Conti unterstützt; als nun der neue König von Polen, ein prachtliebender und verschwenderischer Fürst, für den Aufwand

seiner königlichen Stellung überall Geld aufzunehmen bedacht war, wußte Friedrich durch geschickte Verhandlungen zu erreichen, daß ihm August für eine Summe von 340,000 Thalern die Erbvogtei über das Reichsstift **Quedlinburg** und die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der alten Reichsstadt **Nordhausen**, wie auch das Amt Petersberg bei Halle erb- und eigenthümlich abtrat (**1697**). Die Besitznahme von Quedlinburg und Nordhausen ging jedoch nicht ohne einige Schwierigkeiten vorüber. Die Aebtissin des Stiftes zu Quedlinburg, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar, erhob Widerspruch gegen die Abtretung und bat die benachbarten sächsischen Fürsten, wie den Kaiser um Hülfe. Friedrich sah ein, daß ihn hier nur rasches Zugreifen vor unangenehmen Händeln und Weiterungen bewahren konnte, und ließ deshalb sofort zwei Compagnien nach Quedlinburg marschiren. Am frühen Morgen erschien ein blasender Postillon vor einem Thore der Stadt, als ihm aber die Wächter arglos aufmachten, drangen die brandenburgischen Soldaten hinter ihm her in die Stadt, rückten auf den Markt und besetzten alle Wachen und Thore. Vergebens setzte die Aebtissin ihren Widerspruch fort: Friedrich erreichte durch sein entschlossenes Vorgehen, daß ihm die Stadt nun von Seiten Kursachsens feierlich übergeben wurde. Die Aebtissin floh nach Weimar, erneuerte von dort ihren Einspruch und verbot das Kirchengebet für den neuen Landesherrn; dieser wußte jedoch die Stiftsgeistlichen durch militärische Execution zur Erbhuldigung und zur Ausführung seiner Befehle zu bringen. Im Uebrigen behandelte er sie mild und rücksichtsvoll und gewann bald das Vertrauen seiner neuen Unterthanen. — Auch in Nordhausen mußte der Kurfürst erst mit einigem Nachdrucke sein Besitzrecht zur Geltung bringen. Es wurde ihm berichtet, daß ein Theil des Magistrats, der unter dem straffen brandenburgischen Regimente die alten Reichsfreiheiten der Stadt bedroht glaubte, damit umging, dieselbe in hannöverschen Schutz zu geben. Da ließ er auch hier in aller Stille einige Bataillone aus Magdeburg herbeikommen, vor Tagesanbruch in die Stadt rücken, die Bürgerschaft entwaffnen, dem Magistrate die Schlüssel nehmen und die Truppen bei den Bürgern einquartieren. Dagegen ertheilte er die Versicherung, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt nicht beeinträchtigen zu wollen. Der Kaiser machte zwar Einwendungen gegen des Kurfürsten „geschwindes Verfahren," doch ließ sich dieser nicht irre machen, sondern erhielt in Nordhausen zum Schutze gegen jeden Angriff eine starke Garnison.

Die Erhebung August's von Sachsen zum Könige von Polen gab dem Kurfürsten von Brandenburg auch die Veranlassung zur Besitzergreifung von Elbing. Schon durch die Friedensverträge von Welau und Oliva hatte Brandenburg ein Recht auf diese für 400,000 Thaler verpfändete Stadt, unter allerlei Ausflüchten war sie jedoch erst von den Schweden, dann von Polen dem großen Kurfürsten und Friedrich III. immer wieder vorenthalten worden. Bei August's Thronbesteigung forderte Friedrich die Erfüllung seines alten Anspruches auf Elbing und gab dem Generale von Brand Befehl, die Stadt durch Ueberrumpelung zu nehmen. Der Magistrat bekam jedoch Nachricht von dem Vorhaben und traf Vorkehrungen gegen den Ueberfall. Brand zögerte nun, mit Gewalt vorzugehen, und die Elbinger gewannen Zeit, bei Polen, beim Kaiser, bei Danzig und Thorn um Hülfe zu bitten. König August

von Polen versprach ihnen Entsatz, ließ aber den Brandenburgern Zeit, alle Vorkehrungen zum Bombardement der Stadt zu treffen. Deshalb zogen die Elbinger vor, sich mit Friedrich III. zu verständigen und ließen die Brandenburger einziehen. (1698.) Der Kurfürst versprach, alle Privilegien und Freiheiten der Stadt aufrecht zu erhalten und sie nur bis zur Zahlung der Pfandsumme Seitens Polens besetzt zu halten. Der König von Polen war über diese Besitzergreifung sehr erbittert und rief des Kaisers Entscheidung an. Durch dessen Vermittelung kam (1699) ein Vertrag zu Stande, nach welchem Polen innerhalb drei Jahren die Pfandsumme zahlen, Brandenburg dagegen sofort Elbing wieder räumen sollte. Dies geschah, aber da Polen weder in drei Jahren, noch später die 400,000 Thaler zahlte, so besetzte Friedrich (1703) die Stadt von Neuem, welche seitdem mit kurzen Unterbrechungen in brandenburgischem Besitz geblieben ist.

Erbvertrag mit den Fürsten von Hohenzollern. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Kurfürst Friedrich die alte Verbindung seines Hauses mit den schwäbischen Hohenzollern aufgefrischt und wieder befestigt. Schon der große Kurfürst hatte (1684), um die Anrechte seines Geschlechtes auf die etwaige Erbfolge in den Fürstenthümern Hohenzollern zu erneuern, den Titel eines Reichsgrafen von Hohenzollern angenommen. Sein Sohn Friedrich III. schloß **(1695)** im Namen der märkischen und fränkischen Linie einen förmlichen Erbvergleich mit den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, daß nach dem Abgange des hohenzollernschen Hauses in den alten schwäbischen Grafschaften das Haus Brandenburg in den Besitz derselben gelangen, dagegen die Fürsten von Hohenzollern nach dem Aussterben des gesammten Hauses Brandenburg die Nachfolge in den fränkischen Ländern haben sollen. Der jedesmalige Kurfürst von Brandenburg solle fortan als Haupt der ganzen Familie gelten. An diesen Vertrag wurden später die Verhandlungen angeknüpft, durch welche die Fürsten von Hohenzollern (1849) ihre Länder an die Krone Preußen abtraten.

Protestantische Einwanderer. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Kurfürsten Friedrich III. war sein lebendiger und thätiger Eifer für die evangelische Kirche. Deshalb schmerzte ihn vornehmlich die Bestimmung des Ryswicker Friedens, nach welcher die Religionsfreiheit der Protestanten in den während des Krieges von den Franzosen inne gehabten Ländern beschränkt bleiben sollte. Dagegen konnte er in anderer Beziehung seine Liebe zu den Protestanten durch thätige Hülfe erweisen. Fortwährend dauerten die heimlichen Auswanderungen verfolgter Calvinisten aus Frankreich fort und in Friedrich's Ländern fanden dieselben jederzeit die günstigste Aufnahme und Unterstützung. Die Zahl der Einwanderer wuchs unter Friedrich III. ungemein: Im Jahre 1700 betrug dieselbe weit über 15,000; auch aus der Pfalz kamen hunderte von Familien, sowie Wallonen und Schweizer in großer Anzahl herbei. Ihre Thätigkeit gereichte dem neuen Vaterlande fortwährend zum mannichfachen Vortheile; denn theils brachten sie, da viele von ihnen den wohlhabenden Ständen angehörten, nicht unbedeutendes Vermögen ins Land, theils regte ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit viele Fortschritte in dem Gewerbebetriebe an, theils endlich dienten ihre Anstalten für den Unterricht der Jugend, für Arme, Kranke, Wittwen und Waisen in

mancher Beziehung als Muster für die Einrichtungen ihrer neuen Landsleute. Man zählt dreiundvierzig Gewerbe, welche durch die Einwanderer in der Mark erst recht heimisch gemacht wurden, während man die betreffenden Fabrikate vorher aus Frankreich, England und Holland beziehen mußte. Noch in einer anderen Beziehung waren die fremden Ankömmlinge von großer Wichtigkeit für die Mark und besonders für die Hauptstadt Berlin. Sie besaßen nämlich größtentheils eine gewisse geistige und gesellige Bildung, und ihr Beispiel trug viel dazu bei, ein reicheres geselliges Leben, feinere Sitten und Gewohnheiten zu verbreiten, um so mehr, als des Kurfürsten Friedrich Gemahlin Sophie Charlotte nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hierauf einen großen Werth legte.

Die Gründung der Universität Halle. Der Einfluß Sophie Charlottens und des von ihr gepflegten geistigen Strebens war gewiß auch nicht ohne Antheil an der Gründung wissenschaftlicher Anstalten, welche wir Friedrich III. verdanken, besonders der Universität Halle.

In der protestantischen Gottesgelehrtheit war damals eine neue Bewegung eingetreten. Die lutherischen Theologen, welche bis dahin in Wittenberg und auf den meisten übrigen Universitäten die Oberhand hatten, waren in blindem und schroffem Eifer für das Lutherthum immer mehr dahin gekommen, das bloße, unbedingte Festhalten an dem Buchstaben der luther'schen Lehrsätze als das Kennzeichen gottgefälligen Glaubens hinzustellen. Während sie alle Kräfte an die scharfe und spitzfindige Vertheidigung jener Glaubenslehren setzten, vernachlässigten sie darüber die Sorge für gute Früchte des Glaubens und schienen fast nicht mehr zu wissen, daß der rechte lebendige Glaube sich in thätiger Liebe erweisen müsse. Der Eifer ihres Glaubens verirrte sich vorzüglich in den Haß gegen alle Andersgläubigen, worunter sie Calvinisten ebenso wie Katholiken verstanden. Gegen diese verkehrte Weise war damals besonders der fromme Philipp Spener aufgetreten; im Gegensatze gegen die todte Rechtgläubigkeit forderte er, daß die Frömmigkeit sich in einem wahrhaft lebendigen und thätigen Glauben und in sittlichem Wandel erweise, und daß bei der Bildung der Lehrer des Volkes vor Allem auf einen tüchtigen, praktisch frommen Geist gesehen werde. Diese Schule von Gottesgelehrten, welche man wegen ihres eifrigen Hervorhebens frommer Werke Pietisten nannte (ein Name, der später sehr falsch angewendet wurde), kam bald in lebhaften Kampf gegen die alte Richtung der lutherischen Gottesgelehrten: während Spener als Hofprediger in Berlin seinen Ansichten Geltung zu verschaffen wußte, begann sein frommer Gesinnungsgenosse August Hermann Francke in Leipzig Vorlesungen über die Bibel und über das theologische Studium zu halten, in welchen er auf wahrhaft frommen Willen, Reinheit und Demuth des Herzens, Ernst und Heiligkeit der Andacht und auf werkthätige Frömmigkeit als die Kennzeichen ächten Christenthums alles Gewicht legte. Er wurde jedoch von den alten Lehrern an der Universität deshalb sehr angefeindet und verfolgt.

Gleichzeitig war ein Mann ganz anderer Art mit den Theologen der alten Schule in heftigen Streit gerathen, nämlich der Doctor der Rechte Christian Thomasius in Leipzig, ein ausgezeichnet begabter, lebendiger und geistreicher Mann. Ihm war es freilich mit dem christlichen Glauben

überhaupt nicht so tiefer Ernst, wie einem Spener und Francke, sondern von einem ganz anderen Standpunkte aus griff er die lutherischen Theologen an: theils verwarf er ihre Lehren als mit der Vernunftforschung nicht vereinbar, theils und besonders trat er gegen ihre Ansicht auf, daß die Fürsten die Pflicht hätten, mit äußerer Gewalt die Kirchenlehre zu schützen und aufrecht zu erhalten. Er nahm sich nun auch des von den Leipziger Professoren hart angegriffenen Francke an; sein Wirken aber reizte den Kurfürsten von Sachsen so sehr, daß ihm das Halten von Vorlesungen, sowie die Herausgabe irgend einer Schrift verboten wurde; da er fürchten mußte, auch der Freiheit beraubt zu werden, ging er nach Berlin.

Friedrich III. nahm den Flüchtigen gern auf und benutzte diese Gelegenheit, um den lang gehegten Plan der Gründung einer neuen Universität in Ausführung zu bringen. Die Kurfürsten hatten es seit ihrem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß immer ungern gesehen, daß die Geistlichen für die märkischen Gemeinden fast sämmtlich von den Universitäten Wittenberg und Leipzig kamen. Schon der große Kurfürst hatte deshalb eine neue Universität in Halle stiften wollen; sein Sohn führte das jetzt aus, indem er zunächst dem Thomasius gestattete, Vorlesungen dort zu halten, welche einen um so größeren Zulauf fanden, weil sie nicht in lateinischer Sprache, wie man es bishin gewohnt war, sondern deutsch und zugleich sehr faßlich und ansprechend gehalten wurden. Seine Wohnung faßte bald die Zahl der Zuhörer nicht mehr und der Magistrat gab ihm einen öffentlichen Saal zur Benutzung. Als nun der Kurfürst nach Halle kam und hier eine große Anzahl vornehmer Studirender fand, welche Thomasius hingezogen hatte, beschloß er auf Dankelmann's und Spener's Rath die Gründung einer vollständigen Universität. August Hermann Francke wurde aus Leipzig, andere tüchtige Gelehrte aus allen Theilen Deutschlands berufen, und am 10. Juni 1692 erhielt die Universität ihr Privilegium vom Kurfürsten, welches der Kaiser im Jahre 1694 bestätigte. Nun fand die feierliche Einweihung statt, und die neue Hochschule nahm einen so raschen Aufschwung, daß schon nach 10 Jahren über 2000 Studirende dort gezählt wurden.

Auch in jeder anderen Beziehung beförderte Friedrich III. die Wissenschaft. Er berief den ausgezeichneten Gelehrten Samuel von Puffendorf nach Berlin, um das Leben des großen Kurfürsten zu schreiben, welchen Auftrages sich der tüchtige Mann auf die freimüthigste und trefflichste Weise entledigte.

August Hermann Francke, welchen wir als Kämpfer für einen lebendigen und thätigen Glauben mehrfach erwähnt haben, war zugleich selbst eines der schönsten Vorbilder eines demüthigen, in Liebe schaffenden Glaubenslebens; er ist der Gründer des Halleschen Waisenhauses, jenes „Siegesdenkmales des Gottvertrauens und der Menschenliebe." Seine fromme Schöpfung ist einer der herrlichsten Erweise, wie mit kleinen Mitteln Großes hervorgebracht werden kann, wenn ein ernster Glaube und wahrhaftige Liebe den befruchtenden Segen Gottes darauf herabziehen. Francke, im Jahre 1663 zu Lübeck geboren, war mit seinen Eltern zeitig nach Gotha gekommen, wo er im siebenten Jahre schon den Vater verlor. Seine Mutter ließ ihn im Hause weiter erziehen; sie selbst legte den Keim frommen Glaubens in ihn. Er

erwählte die Theologie zu seinem Lebenslaufe, studirte in Erfurt, darauf in Kiel und kam dann nach Leipzig, wo er, wie erwähnt, durch sein „Collegium der Bibelfreunde" vielen Beifall, aber auch viel Anfechtung erweckte. Um sich in der Bibelauslegung noch weiter zu vervollkommnen, ging er zu einem berühmten Gottesgelehrten nach Lüneburg und lernte bald auch den Theologen Scriver kennen, dessen auf lebendigen, thätigen Glauben dringende Lehre einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er deshalb einen ernsten inneren Kampf zu bestehen hatte. In seiner einsamen Kammer flehte er zu Gott, daß er doch sein Herz fest und gewiß machen möge im Glauben, sonst könne und dürfe er kein Lehrer des göttlichen Wortes sein. Und Gott erhörte ihn und überschüttete ihn „wie mit einem Strome von Freuden." Er war zu einem neuen Leben durchgedrungen und sein ganzes Bestreben war fortan darauf gerichtet, auch Andere zu diesem Leben im Glauben heranzuziehen. In Lüneburg, in Hamburg und dann wieder in Leipzig wirkte er in diesem Sinne und fand hier unter den Studirenden den größten Anhang, bis er dem Neide seiner Gegner weichen mußte und zuerst nach Erfurt, dann auch dort verfolgt, nach Glaucha vor Halle ging; dort übte er durch die begeisterte Predigt der christlichen Heilswahrheit den größten, lebendigsten Einfluß auf die ganze Gegend, und trotz vielfacher Anfeindungen blieb er da in gesegneter Wirksamkeit und gewann unter den Studirenden der eben entstehenden Universität das größte Ansehen. Bald sollte er auf dem Felde christlicher Barmherzigkeit eine noch größere, wunderbare Thätigkeit entfalten.

Gerührt durch das tiefe leibliche und geistige Elend, das er in Glaucha in der verwahrlosten dortigen Bevölkerung vor sich sah, war er von Anfang an bedacht, durch eine gute Almosenordnung zur Linderung zu helfen, zugleich aber der leiblichen Wohlthat auch die Ermahnung und Zucht im Worte Gottes hinzuzufügen; fast täglich sah man ihn inmitten zahlreicher Armen mild und väterlich verkehren. Er hatte in seinem Hause eine Armenbüchse aufgestellt, die ihm manch Scherflein zur Linderung der bitteren Armennoth brachte; doch oft stand sie auch lange Zeit leer. Als nun einmal eine fromme Frau mit einem Male sieben Guldenstücke hineingethan, meinte Francke, das sei schon ein ehrlich Capital, davon müsse man etwas Rechtes stiften, und beschloß eine Armenschule damit anzufangen. Er kaufte für zwei Thaler Bücher und nahm für einen Thaler monatlich einen Studenten an, um die armen Kinder unter seiner Leitung zwei Stunden zu unterrichten. Zwar reichte das Grundcapital nicht weit, aber er stellte wieder eine Büchse aus mit der Inschrift: „Zur Information der armen Kinder," und siehe da, es war reichlicher Segen bei der Sache. Als die Bürger sahen, wie gut die armen Kleinen unterrichtet wurden, baten sie Francke, auch ihre Kinder für ein Schulgeld unterrichten zu lassen, bald wurden selbst aus der Ferne Kinder hingeschickt, und so ist die unansehnliche Armenschule der Grundstein des berühmten „Pädagogiums" geworden, welches für Tausende die Pflanzstätte reicher christlicher Bildung werden sollte.

Francke hatte aber mit Schmerz bemerkt, daß bei den armen Kindern zu Hause immer wieder verdorben wurde, was in der Schule Gutes gepflanzt war, und er beschloß daher, einige ganz in Pflege und Erziehung zu nehmen. Bald hatte er deren vier, gleich darauf zwölf, ohne noch zu wissen, woher er

das Geld zu ihrem Unterhalte nehmen würde; doch setzte er sein Vertrauen auf Gott und da unterdeß die Armenschule bereits in einem besonderen Hause untergebracht war, nahm er dahin auch die Waisen unter Leitung armer Studirender, für die er von den ihm zufließenden mildthätigen Gaben zugleich Freitische gründete. Bald wurde der Raum für die Schule und die Waisen zu klein und Francke dachte daran, ein ordentliches Waisenhaus zu bauen. „Mehrere riethen mir," schreibt er, „das Haus von Holz zu bauen, aber der Herr stärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir gesagt: Baue das Haus von Steinen, ich will dir's bezahlen." In der That öffnete Gott der Menschen Herzen, daß nach und nach das Nöthigste zum Beginn des frommen Werkes zusammenkam, und am 24. Juli 1698 legte Francke getrost den Grundstein zu dem noch jetzt bestehenden großen Halleschen Waisenhause. „Da war kein Vorrath," schrieb er, „nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein paar hundert Menschen, aber der Herr hat's mit der That bewiesen, daß er sich zu der Sache bekennen wolle, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Nothdurft erforderte, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten und die Bauleute bezahlt wurden. Mit Gott hat es mir noch niemals gefehlt, aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals; wenn's aber mit dem einen fehlte, hat Gott den anderen erweckt; wenn sich eine Quelle verstopft hat, hat sich die andere eröffnet." Von Anfang an sah Francke den Bau nicht als seine, sondern als Gottes Sache an, und an ihm bewährte sich das Wort: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, ihr könntet Berge versetzen." Jahre lang war die Geschichte des Waisenhauses ein täglicher Kampf gläubigen Gottvertrauens gegen die dringendste Noth, aber immerdar ist das Vertrauen gekrönt worden: hundert augenfällige Erweise der helfenden göttlichen Gnade wurden dem treuen Gottesmanne gegeben. Einst kam der Hausvater zu ihm und stellte ihm vor, es sei die höchste Zeit, wieder Vorräthe, Holz u. a. einzukaufen, aber es sei kein Geld da, es bleibe nichts übrig, als irgendwo zu borgen. Francke aber sagte: „man müsse erst Gott bitten gehen, ob er nicht Hülfe schicken wolle," und er ging in seine Kammer, dem Herrn in kindlichem Gebete die Noth vorzutragen. Noch an demselben Abende kam ein Freund mit einem Briefe und einer Rolle Geld, die für das Waisenhaus geschickt worden war. — Ein anderes Mal, als auch die Noth sehr groß war, wollte sie Francke eben wieder im Gebete dem Herrn klagen, da kam von einem Kaufmanne in Leipzig eine Sendung von 1000 Thalern. Da gedachte er an den Spruch: „Ehe sie rufen, will ich antworten," und ging auch in sein Kämmerlein, aber nicht um zu bitten, sondern um Dank zu opfern aus freudigem Herzen. Nach und nach verbreitete sich der Ruf der trefflichen Anstalten so, daß von allen Seiten Vornehme und Niedere, Reiche und Arme wetteiferten, ihre Theilnahme an dem schönen Werke zu bezeigen; arme Bäuerinnen brachten Lebensmittel für die Francke'schen Waisenkinder und baten ihn, dies Scherflein der Armuth anzunehmen.

Ein treuer Gehülfe für Francke war ein Theologe Elers: derselbe wurde auch der Gründer der berühmten Waisenhaus-Buchhandlung, die einen ebenso merkwürdigen Anfang nahm, wie die anderen Stiftungen. Elers miethete nämlich auf der Leipziger Messe ein Tischchen, um Francke's Predigt „über die Pflichten gegen die Armen" feil zu bieten; das brachte dem Waisenhause

einen so reichen Ertrag, daß er beschloß, auch andere fromme Schriften zum Nutzen der Anstalt zu verkaufen. In raschem gesegnetem Wachsthum entstand ein neues Pädagogium mit einem Hause für Pensionäre, ferner ein Lehrerseminar, eine Töchterschule, ein Krankenhaus, ein Wittwenhospital u. s. w. und mitten unter allen diesen Anstalten, in demselben Geiste begründet, die Canstein'sche Bibelanstalt zur wohlfeilen Verbreitung der Bibel unter den Armen.

Alle diese Stiftungen haben lange fortgeblüht und sind durch die Theilnahme Friedrich Wilhelm's III. zu gesegneter Thätigkeit neu erweckt worden. Die Zahl der in der Anstalt erzogenen Waisenkinder beträgt gegen 7000. Ebenso reich gesegnet war die Wirksamkeit der anderen Anstalten, besonders der Lehrerseminare, welche für einen großen Theil von Deutschland eine Pflanzstätte tüchtiger Lehrer wurden.

Francke selbst hat bis an sein Ende in dem herrlichen Beruf mit derselben Demuth und Freudigkeit fortgewirkt, hochgeehrt von aller Welt, in seinen späteren Tagen besonders auch von König Friedrich Wilhem I. Er entschlummerte sanft und selig am 8. Juni 1729. Unter Friedrich Wilhelm III., hundert Jahre später, ist ihm ein Denkmal gesetzt worden mit der bezeichnenden Inschrift: „Er vertraute Gott."

27. Die Erwerbung der preußischen Königskrone.

Die Vorbereitungen und der Kronvertrag. Friedrich's III. sehnlichstes Streben war von Anbeginn seiner Regierung auf die Erhöhung seines Hauses durch die Erwerbung des königlichen Namens und Ranges gerichtet gewesen. Man darf diesen Wunsch nicht blos auf Rechnung seiner Eitelkeit setzen: es handelte sich offenbar für ihn und besonders für sein Land um weit mehr, als um die Befriedigung blos äußerlicher eitler Ehrfurcht, es galt vielmehr, einen Schritt weiter auf der Bahn glorreicher Erhebung seines Hauses und seiner Staaten zu thun.

Man erzählt, schon seinem Vater sei von Ludwig XIV. gerathen worden, sich vom deutschen Reich loszusagen und zum unabhängigen König zu machen, aber dem deutschen Sinne des großen Kurfürsten konnte solch ein Plan nicht zusagen; er verband sich gerade um das Ende seiner Regierung noch fester mit dem Kaiser, und sein Sohn setzte diese Politik fort. Mit der Zustimmung des Kaisers hoffte derselbe dann zu erringen, was der arglistige Franzosenkönig gern als Mittel zur tieferen Spaltung Deutschlands benutzt hätte.

In allen Ländern Europas war damals eine eifersüchtige Rangsucht unter den Fürsten allgemein herrschend: auf den Reichstagen in Regensburg und Frankfurt wurde eine kostbare Zeit mit dem Streit hingebracht, welche Gesandte den Titel „Excellenz" führen dürften, welche von ihnen bei gemeinschaftlichen Festmahlzeiten mit goldnem oder mit silbernem Geschirr zu bedienen seien, in welcher Rangordnung sie einhergehen müßten und dergleichen mehr. Der König von Frankreich hatte nur mit der größten Mühe durchgesetzt, daß auch ihm das bis dahin nur dem Kaiser beigelegte Prädicat „Majestät" gegeben wurde. Dem französischen Fürsten wollten natürlich die übrigen Könige nicht nachstehen, diesen wieder die Republik Venedig nicht. Die Kurfürsten empfan-

den nun bei vielen Begegnungen sehr unwillig den Vorrang fremder Könige. Friedrich III. war dem Fürsten Wilhem von Oranien zur Erlangung des englischen Königsthrons vorzugsweise behülflich gewesen, und doch mußte er die Verletzung erfahren, daß bei einer Zukammenkunft im Haage der König Wilhelm ihm keinen Armsessel anbot, weil ein solcher nur Königen gebührte. Die Conferenz wäre an diesem kleinlichen Umstande gescheitert, wenn man nicht zuletzt darauf gekommen wäre, dieselbe stehend abzuhalten. Bei den Friedensverhandlungen zu Ryswick fand sich der Kurfürst auf ähnliche Weise beleidigt, weil die Gesandten von Venedig den Vorrang vor dem seinigen erhielten; die Holländer gaben ihm zu verstehen, er brauche ja nur den Königstitel anzunehmen, da würde er Venedig nicht nachstehen. Solche Erfahrungen regten natürlich den Ehrgeiz Friedrich's immer mehr an, die Königskrone zu erwerben. Er schwelgte in dem Gefühle der Größe, welche sein Vater begründet, daß er viermal so viel Länder besitze, als zu einem Kurfürstenthum gehören, eine Kriegsmacht aufstellen könne, die ihn Königen gleich mache, aber er wollte nun auch, daß das äußerlich anerkannt werde.

Mit Bestimmtheit trat dieser Gedanke bei Friedrich im Jahre 1693 hervor, wo er sich wieder über eine Mißachtung der kaiserlichen Gesandten beschweren zu müssen meinte; er beauftragte seinen Gesandten in Wien deshalb, Anträge wegen der Königskrone bei dem kaiserlichen Hofe zu stellen; doch konnte er zuerst nur allgemeine Versprechen erlangen. Als aber der Kurfürst von Sachsen zum König von Polen erhoben wurde und der Kurfürst von Hannover Aussicht erhielt, den englischen Thron zu besteigen, da erwachte in Friedrich mit neuer Kraft der lang gehegte Wunsch. Der Kaiser bedurfte gerade damals in dem bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege seiner Unterstützung und es war daher von demselben eine größere Willfährigkeit zu erwarten. England, Holland und Frankreich hatten so eben einen für Oesterreich höchst nachtheiligen Vertrag in Betreff der spanischen Erbschaft abgeschlossen: da erbot sich der Kurfürst, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, um den Preis der Anerkennung der königlichen Würde. Je näher nun das Ende des Königs Karl II. von Spanien und damit der Streit um seine Erbschaft rückte, desto mehr mußte der Kaiser geneigt werden, jener einzigen Bedingung des Kurfürsten zu willfahren.

Am 16. November **1700** wurde zu Wien der sogenannte **Kronvertrag** abgeschlossen, durch welchen sich Friedrich III. zu der engsten Verbindung mit Oesterreich für den Krieg, sowie für die Reichsangelegenheiten verpflichtete, wogegen der Kaiser ihn als König in Preußen anerkannte. Die besonderen Bestimmungen sind: der Kurfürst verspricht auf die Hülfsgelder, die ihm der Kaiser aus den früheren Feldzügen noch schuldig ist, zu verzichten, und gleichwohl in dem bevorstehenden Kriege wegen der spanischen Erbschaft 10,000 Mann Hülfstruppen zu senden, bei jeder Kaiserwahl dem habsburgisch-österreichischen Hause seine Stimme zu geben, in allen Reichsangelegenheiten dem Kaiser nicht zuwider zu sein und aus seiner neuen Würde für seine Stellung als deutscher Reichsfürst keine neuen Ansprüche herzuleiten. In Bezug auf die Erhebung des Kurfürsten zum König sagt die Urkunde:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben,

und den Kaiser gebeten, ihm dazu behülflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich, nach dem Beispiele anderer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Haupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes, Macht und Ansehen des Kurhauses Brandenburg, und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolviret, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum König ausrufen und krönen lassen wolle, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogativen, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Könige vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe. Alles jedoch ohne Präjudiz für das Reich."

Es ist hierbei wohl zu bemerken, daß nichtetwa der Kaiser den Kurfürsten zum Könige erhebt; das hatte Friedrich ausdrücklich abgewiesen: er wollte sich selbst zum Könige machen und krönen, nur der kaiserlichen Zustimmung wollte er zur Vermeidung großer Schwierigkeiten im Voraus gewiß sein.

Daß der Kurfürst sich zum König in Preußen, nicht zum König von Brandenburg machte, obwohl dies sein altes Erb- und Stammland und der Sitz seiner Herrschaft war, beruhete darauf, daß die Erhebung, wie es auch im Vertrage ausdrücklich heißt, unbeschadet dem deutschen Reich geschehen sollte. Als brandenburgischer Fürst war Friedrich dem Reich angehörig und unterthan, und es wäre der ganzen deutschen Reichsverfassung, wie sie durch die goldene Bulle geordnet war, zuwider gewesen, wenn ein einzelner Reichsfürst als solcher sich hätte zum König machen wollen. König von Brandenburg konnte daher der Kurfürst nicht werden, wohl aber König in Preußen, weil das Herzogthum Preußen sein völlig unabhängiger Besitz und durch kein Lehensverhältniß mehr an ein anderes Reich gebunden war: indem er Kurfürst von Brandenburg und als solcher ein deutscher Reichsfürst blieb, konnte er doch zugleich ein unabhängiges Königthum in Preußen errichten. Daß er sich aber nicht König von Preußen, sondern in Preußen nannte, geschah deshalb, weil ihn noch nicht ganz Preußen, sondern nur Ostpreußen gehörte.

Die Krönung. Sobald der Kronvertrag abgeschlossen war, wurden alle Anstalten schleunigst getroffen, um die Feierlichkeit der Annahme der Königswürde und die Krönung in der Hauptstadt Preußens, Königsberg, mit aller Pracht zu begehen. Am 16. December erließ Friedrich an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des deutschen Reichs ein öffentliches Manifest, in welchem er denselben seinen Entschluß bekannt machte, und schon am folgenden Tage brach er mit seiner Gemahlin, zweien seiner Brüder, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, drei Compagnien Garde du corps, 100 Mann Schweizer-Garde und so zahlreichem Gefolge von Berlin auf, daß dasselbe

in vier Abtheilungen reisen mußte, weil bis Königsberg 30,000 Pferde zum Vorspann gebraucht wurden. Am 29. December kam der Fürst in Königsberg an. Der 18. Januar wurde für die große Feier bestimmt.

Am 15. Januar **1701** begannen die Festlichkeiten. Vier Herolde ritten in prächtigem Aufzuge und in Begleitung angesehener Hofbeamten und unter militärischer Bedeckung durch die Stadt und lasen auf fünf öffentlichen Plätzen folgende Bekanntmachung:

„Demnach es durch die allweise Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß dieses bisher gewesene souveräne Herzogthum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverän, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König von Preußen geworden, so wird solches hiermit männiglich kund gethan, publiciret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin."

Am 16. Januar, als an einem Sonntage, wurde in allen Kirchen der göttliche Beistand zu der bevorstehenden Krönung erbeten.

Am **17. Januar 1701**, am Vorabend des großen Krönungstages, stiftete Friedrich einen neuen Ritterorden, den des preußischen schwarzen Adlers (während Polen einen weißen Adlerorden hatte), und hielt sogleich ein Kapitel zur Aufnahme von achtzehn Rittern. Zur Erinnerung daran findet noch jetzt das alljährige preußische Ordensfest am 17. Januar statt. Die Stiftungsurkunde über den Orden erklärt das Sinnbildliche desselben mit folgenden Worten: „Der Adler, der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck unseres Reiches und Ordens an, und worauf Beides abzielt: nämlich Recht und Gerechtigkeit zu üben und Jedwedem das Seine zu geben; welches desto deutlicher auszudrücken wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der anderen Donnerkeile, und über dem Haupte unseren gewöhnlichen Wahlspruch: Suum cuique zur Ueberschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafen und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur Einem und dem Anderen, sondern Allen durchgehends und Jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte."

Am 18. Januar, dem lang ersehnten Tage der Krönung, legte Friedrich den glänzendsten königlichen Schmuck an. Der Rock war von Scharlach, reich mit Gold gestickt und mit großen diamantenen Knöpfen besetzt, deren jeder 3000 Dukaten gekostet hatte; darüber der königliche Purpurmantel von einer aus drei Diamanten bestehenden Agraffe zusammengehalten, deren Werth man auf eine Tonne Goldes schätzte. Friedrich begab sich zunächst in den Audienzsaal, wo die Großen des Hofes seiner warteten, und wo die Krone und das Scepter auf prächtigen Kissen lagen. Mit eigenen Händen setzte er sich die Krone auf und ergriff das Scepter, um anzudeuten, „daß er seine königliche Würde Keinem auf Erden zu danken, sondern solche vielmehr sich selbst gegeben habe." Aus dem Audienzsaale begab sich der feierliche Zug zunächst zu den Gemächern der Königin. Sophie Charlotte kam dem erhabenen Gemahle mit dem Gefolge ihrer Damen entgegen; dann beugte sie sich vor ihm und mit eigenen Händen setzte er ihr die Krone auf das Haupt.

Wieder begab man sich zum Audienzsaale, wo König und Königin sich auf silbernen Thronen niederließen und von den dort versammelten Ständen in ihrer neuen Würde zum ersten Male begrüßt wurden. — Dann begann, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, die feierliche Procession zur Schloßkirche. An dem Portale der Kirche wurden die Herrscher durch zwei Ober-Hofprediger, einen reformirten und einen lutherischen, die für den Tag zu Bischöfen ernannt waren, mit einem Segensspruche empfangen; sodann begaben sie sich auf die Throne, die einander gegenüber, zu den Seiten des Altares errichtet waren. In allen Kirchen des Reiches ward zu dieser Stunde über die Worte des Psalmisten gepredigt: „Ich habe funden meinen Knecht David; ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Oele. Meine Hand soll ihn erhalten und mein Arm soll ihn stärken." Nach Predigt und Gesang ward zu der Hauptfeierlichkeit der Salbung geschritten. Ein köstliches Gefäß von Jaspis, das auf einem goldenen Teller getragen ward, enthielt das heilige Oel, welches, wie es weiland bei dem Könige David geschehen und auch sonst wohl üblich war, zur Salbung dienen und die Annahme des Königstitels zugleich durch eine göttliche Weihe verklären sollte. Friedrich legte Krone und Scepter von sich, kniete vor dem Altare nieder und betete; dann empfing er die Salbung auf die Stirn und auf den Puls beider Hände. Als das vollendet, nahm er Krone und Scepter mit eigener Hand wieder zu sich und bestieg aufs Neue seinen Thron. Ebenso geschah auch die Salbung der Königin. Gebet und Gesang beschlossen die heilige Handlung. Unter Trompeten- und Paukenschall, unter Kanonendonner und dem Schalle des Gewehrfeuers zog dann die Procession in der Ordnung, wie sie gekommen, wieder nach den Gemächern des Schlosses zurück. Während darauf die königliche Familie und der Hof an ihren Prunktafeln speisten, war für das Volk auf freiem Platze ein ganzer Ochs am Spieße gebraten, und zugleich sprang aus zweien Adlern, einem schwarzen und einem rothen, weißer und rother Wein. Der Abend ward durch eine glänzende Illumination verherrlicht.

Mit dem Krönungstage war die Reihe der Festlichkeiten keineswegs abgeschlossen; vielmehr schloß sich deren noch eine lange Reihenfolge an. Feierliche Audienzen und Gepränge der mannichfaltigsten Art, kirchlicher Glanz und weltliche Lustbarkeiten, Hetzjagden und Feuerwerke wechselten bunt und reich mit einander ab. Erst am 8. März wurde Königsberg mit dem feierlichsten Gepränge wiederum verlassen. — Der Einzug in Berlin war nicht minder glänzend. Zum Schluß aller Feierlichkeiten wurde in allen Provinzen ein Dank-, Buß- und Betfest gehalten.

Die Anerkennung des neuen Königthums. Friedrich hatte noch vor seiner Krönung ein Manifest an alle europäische Staaten erlassen, in welchem er erklärte, die Annahme der Königswürde sei für ihn „eine an sich ganz zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache, und durch Erhebung werde Keinem in der Welt an seinem etwaigen wohlhergebrachten Rechte das Geringste entzogen. Daher hege er zu sämmtlichen Mächten das ungezweifelte Vertrauen, dieselben würden sich einem so unschuldigen Werke nicht widersetzen." In Folge dieser Aufforderung erklärten außer dem Kaiser noch Rußland, England, Dänemark, die Schweiz, die Niederlande, Sachsen und die meisten übrigen deutschen Fürsten alsbald ihre Zu-

stimmung und ließen dem neuen König Friedrich I. durch besondere Gesandte ihre Glückwünsche darbringen. Schweden folgte 1704, Frankreich und Spanien beim Friedensschluß 1713, die Republik Polen dagegen erst 1764. Vornehmlich aber protestirte der Papst in heftigen Ausdrücken dagegen, daß der Kaiser ein neues Königthum errichtet habe, während es nur dem päpstlichen Stuhle gebühre, Könige zu ernennen. Friedrich sei ein offenbarer Feind der katholischen Kirche und besitze Preußen nur durch den Abfall eines seiner Vorfahren (des Großmeisters Herzog Albrecht). Deshalb erklärte der Papst, nie seine Zustimmung dazu geben zu wollen, und ermahnte, Friedrich nicht als König anzuerkennen. Freilich hatte diese Abmahnung nicht den geringsten Erfolg. Als bei der nächsten Kaiserwahl der Nuntius des Papstes, Cardinal Albani, nochmals gegen die Königswürde Friedrich's I. protestiren wollte, und der preußische Gesandte, Christoph von Dohna, das erfuhr, so erklärte dieser, wenn der Cardinal nur Miene mache, das zu versuchen, so werde er es bereuen; Dohna drohte, sich eines so handgreiflichen Beweises bedienen zu wollen, daß der Neffe des Papstes (Albani) kein Vergnügen daran haben würde. Als König Friedrich von der Angelegenheit unterrichtet wurde, billigte er nicht nur Dohna's Verfahren, sondern gab heimlich den Befehl, daß seine damals wegen des spanischen Erbfolgekrieges in Italien befindlichen Truppen in die Kirchenstaaten einrücken sollten, wenn der päpstliche Nuntius wirklich Protestation erhöbe. Doch unterblieb dies nun vorsichtigerweise.

So war Preußen fast ohne Widerspruch in die Reihe der europäischen Großmächte eingetreten, um fortan seine wohlerworbene Stelle unter denselben mit immer steigendem Ruhme zu behaupten.

28. Weitere Regierung König Friedrich's I. (1701—1713.)

Theilnahme am spanischen Erbfolgekrieg. Friedrich säumte nicht, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, welche er gegen den Kaiser für dessen Zustimmung zu seiner Erhöhung übernommen hatte. Sobald der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, in welchem sich zuletzt auch England und Holland mit Oesterreich verbanden, um dem Enkel des Franzosenkönigs, Philipp, nicht die ganze spanische Erbschaft ungetheilt zufallen zu lassen, stießen die preußischen Truppen zu den kaiserlichen Heeren, und alle Bemühungen Frankreichs, den König Friedrich durch große und vortheilhafte Anerbietungen von jenem Bündniß abwendig zu machen, waren vergeblich. Wiewohl derselbe Oesterreich nur 10,000 Mann Hülfstruppen zugesagt hatte, stellte er doch während des größten Theils des Krieges 25,000 Mann.

Die preußischen Truppen, welche zunächst an den Rhein zogen, standen unter der Führung des damals noch jungen, aber schon höchst ausgezeichneten Kriegsmannes, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Derselbe war der Sohn und Erbe des regierenden Herzogs von Dessau und durch seine Mutter ein Vetter König Friedrich's. Schon früh machte er durch sein einfach derbes, biederes, entschlossenes Wesen viel von sich reden. Gegen den Willen seines Hofes setzte er seine Heirath mit einem einfachen Bürgermädchen, der Tochter des Hofapothekers Föse in Dessau, durch, indem er er-

richte, daß der Kaiser dieselbe vorher in den Reichsfürstenstand erhob. Schon als achtzehnjähriger Jüngling hatte er sich als Oberst eines brandenburgischen Regiments bei der Belagerung von Namur ausgezeichnet; jetzt erntete er während des spanischen Erbfolgekriegs immer neuen glänzenden Feldherrnruhm. Leopold war ein rauher Kriegsmann, wie man sie damals brauchte, der selbst Viel leistete und Viel von Anderen forderte. Von wissenschaftlicher Bildung besaß und hielt er Nichts, er verachtete sie als nutzlose Pedanterei: in seinem ganzen Wesen war er einfach, derb bis zur Grobheit, rauh bis zur Rohheit, dabei pfiffig, ja verschlagen, in der größten Gefahr bei allem stürmischen Muth doch kalt und besonnen, immer seiner mächtig. Es läßt sich begreifen, daß ein solcher Führer den Soldaten lieb und werth war; denn er selbst wollte eben nur Soldat sein. Dabei erwarb er sich die tiefste Einsicht in das Wesen der Kriegskunst, in deren Fortentwickelung er schöpferisch eingriff. Bei allen Gelegenheiten errangen die Preußen unter Leopold's klugem und kühnem Oberbefehl große Anerkennung, und besonders gebührt ihnen der Ruhm, zu dem Siege bei Höchstädt, welchen der Herzog von Marlborough und Prinz Eugen von Savoyen gegen die Franzosen errangen, durch ihre Tapferkeit sehr viel beigetragen zu haben. Der Prinz Eugen schrieb an den König von Preußen, daß seine Truppen ein unsterbliches Lob verdient. Vorzüglich hob er die „heldenmüthige Conduite des Generals Fürsten von Anhalt hervor, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor einiger Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit großer Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victoria zu seinem unsterblichen Nachruhme größtentheils zuzurechnen hat" (1704).

Auch nach dem Tode des Kaisers Leopold unter dessen Nachfolger Joseph I. blieb Friedrich dem Bündniß mit Oesterreich treu, und seine Truppen folgten den österreichischen Heeren auch nach Italien. Der Prinz Eugen fand bei ihnen in der ruhmreichen Schlacht von Turin die kräftigste Unterstützung (1706) und schrieb darüber nach Wien: „Der Fürst von Anhalt hat mit seinen Truppen abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann." Auch an dem Siege des Herzogs von Marlborough bei Ramilies über den französischen Marschall Villeroi hatten die Preußen ruhmvollen Antheil.

Frankreich war auf allen Seiten hart bedrängt, dennoch führte der Krieg nicht zur vollständigen Demüthigung des stolzen Staates, weil der große feindliche Bund zuletzt auseinanderfiel; England fürchtete bald wieder, daß Oesterreich, wenn es die spanische Erbschaft erhielte, zu mächtig werden könnte, und begann ohne Mitwissen seiner Bundesgenossen mit Frankreich allein zu unterhandeln; nach und nach ließen sich alle Parteien zu besonderen Verhandlungen bereit finden. Zu Utrecht kam im Jahre 1713 bald nach Friedrich's I. Tode ein Friede zu Stande. Preußen erlangte dabei denjenigen Theil von Geldern, der bis dahin der spanische geheißen, insbesondere die Stadt Geldern, ferner die Anerkennung des Königs als Fürst von

Neufchatel und Valengin; auch wurde die Anerkennung der königlichen Würde von Preußen beim Friedensschluß im Namen Frankreichs und Spaniens ausdrücklich ausgesprochen.

Neufchatel und Valengin in der Schweiz waren früher durch Heirath an das Haus Oranien gekommen, von Wilhelm III. von England aber im Jahre 1694 an den damaligen Kurfürsten Friedrich abgetreten worden. Französische Prinzen machten jedoch gleichfalls auf das Land Anspruch und der französische Gesandte in der Schweiz setzte Alles in Bewegung, um dasselbe für Frankreich zu gewinnen. Da sich die Bewohner selbst zu Preußen hinneigten, so drohte der Franzose, daß kein Winkel der Erde sie vor dem Zorn seines Königs schützen werde. Die versammelten Stände aber erklärten, trotz dieser Drohungen, die Ansprüche Friedrich's für die gegründetsten, nahmen ihn als rechtmäßigen erblichen Herrn unter der Bedingung, daß er ihre Freiheiten und Rechte bestätige, an und übergaben seinem Gesandten die Regierung (1707). Der König von Frankreich wollte damals die Zahl seiner Feinde nicht vermehren und gab nach; im Utrechter Frieden erkannte er, wie gesagt, Friedrich's Rechte als souveräner Prinz von Oranien, Neufchatel und Valengin an.

Erwerbung von Tecklenburg. Von anderen Erwerbungen König Friedrich's I. ist noch die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen zu erwähnen. Ueber das Erbrecht in derselben hatte länger als ein Jahrhundert hindurch ein Streit zwischen den Grafen von Bentheim und den Grafen von Solms-Braunfels geschwebt, welcher zuletzt zu Gunsten der Letzteren entschieden worden war. Das Haus Solms-Braunfels glaubte jedoch den Besitz wegen der langen Anfeindungen ihrer Nebenbuhler nicht ruhig antreten zu können und verkaufte deshalb die Grafschaft Tecklenburg für 250,000 Thaler an den König von Preußen (1707). Ueber die Ausdehnung des neuen Besitzes entstanden zunächst weitere Streitigkeiten mit den Grafen von Bentheim, erst 1729 erfolgte eine Einigung, nach welcher Preußen die ursprüngliche Grafschaft Tecklenburg erhielt, die Grafen von Bentheim unter Beibehaltung des Titels von Tecklenburg die übrigen Güter (die Herrschaft Rheda mit Gütersloh u. s. w.) behielten.

Heer und Miliz. Das stehende Heer, welches der große Kurfürst als die Hauptstütze der aufkeimenden Macht seines Staates bei jeder Gelegenheit bezeichnet hatte, galt auch Friedrich I. als eine der wichtigsten Säulen seiner Kriegsgewalt. In den letzten Jahren seiner Regierung war die preußische Armee stärker, als je vorher; bereits an 50,000 Mann mit 40 Generalen. Dem Sinn des Königs für äußeren Prunk entsprach es, daß er verschiedene Arten prächtiger Leibwachen errichtete. Da findet man Garde du Corps, deutsche und französische Grands-Mousquetairs, wo jeder Soldat Lieutenantsrang hatte, Grenadiers à cheval, Gensd'armes, die preußische und kurmärkische Garde zu Fuß, ein Leibregiment zu Pferde und Grenadiergarde. Alles sehr kostbar ausgerüstet, bekleidet und besoldet. Eigenthümlich ist, daß wir schon damals den Versuch einer Art Landwehr finden, die bereits erwähnte Miliz. Auf den königlichen Domainen sollten die Bauersöhne, welche unverheirathet und noch unter 40 Jahren waren, in den Waffen geübt werden. Nachdem man ihnen einmal die Furcht benommen, als würde sie ohne

Weiteres mit zu Felde ziehen müssen, machten ihnen die Uebungen, welche von Unteroffizieren der Armee im Sommer nach Feierabend vorgenommen wurden, viel Vergnügen; ein Mal in jedem Monat kamen sie aus einem ganzen Bezirk zusammen. Mit den so eingeübten Mannschaften hoffte man feindliche Einfälle, wie die früheren schwedischen, auf immer unmöglich zu machen, zur Zeit dringender Noth gedachte man sie innerhalb des Landes auch mit den regelmäßigen Truppen vereinigen zu können.

Sorge für Wissenschaft und Kunst; Akademie der Wissenschaften. Auch die Pflege der geistigen Entwickelung seines Volks erschien dem ersten König von Preußen als einer der würdigsten Gegenstände seiner königlichen Fürsorge. Wie viel treffliche Anregung in dieser Beziehung von seiner Gemahlin Sophie Charlotte und deren berühmtem Freund Leibnitz ausging, und wie sehr die aus Frankreich geflüchteten Gelehrten dazu beitrugen, die Keime wissenschaftlicher Forschung in Brandenburg zu beleben, wird im Folgenden näher erwähnt werden. Bald wurde der Sitz des neuen protestantischen Königthums auch zu einem Mittelpunkte geistiger Regsamkeit für ganz Norddeutschland.

Außer der Universität Halle stiftete Friedrich noch eine andere Werkstätte geistigen Lebens, nämlich die **Akademie der Wissenschaften** in Berlin. Es war dies schon lange der Wunsch Leibnitz's und seiner hochgebildeten Freundin Sophie Charlotte gewesen. Die nächste Veranlassung gab aber eine Versammlung vieler Gelehrten in Berlin, welche Friedrich berufen hatte, um über die Einführung des verbesserten Kalenders zu berathen. Leibnitz äußerte damals den Gedanken, nach dem Muster der Pariser Akademie auch in Berlin die größten Gelehrten zu einer bleibenden Gemeinschaft zu vereinigen, welche nicht, wie die Universitäten, den Unterricht der Jugend, sondern die wissenschaftliche Forschung überhaupt zum Zweck haben müsse. Er hatte dabei zunächst und vorzugsweise den Nutzen im Auge, welchen die Pflege der Naturwissenschaften für das allgemeine Wohl haben werde, ihren Zusammenhang mit dem Ackerbau, dem Berg- und Hüttenwesen, allen Künsten und Gewerben. Selbst für die Förderung des Christenthums unter den Heiden versprach er sich gute Erfolge, wenn die Missionäre sich durch nützliche physikalische und medicinische Kenntnisse leichter Eingang verschaffen könnten. Dazu sollten nun die gelehrten Leute des Landes unter dem Schutz des Fürsten zu einer Gesellschaft vereinigt werden, welche die Sammlung und Erweiterung aller vorhandenen wissenschaftlichen Kenntnisse und deren Verbreitung durch faßliche Schriften und bildliche Darstellung zum Zweck haben sollte, ferner auch Briefwechsel mit dem Auslande unterhalten, einzelne Gelehrte zu Forschungen aussenden, Denkwürdigkeiten bekannt machen, astronomische Untersuchungen und medicinische Versuche anstellen müsse. Leibnitz theilte diesen Entwurf auf einem Ausflug nach Oranienburg dem Fürsten mit, welcher ihn als ein Mittel neuer Verherrlichung seiner eben im Werke begriffenen königlichen Erhebung lebhaft auffaßte und gleich noch den Wunsch hinzufügte, daß sich die Gesellschaft auch mit der Pflege und der Erhaltung der Reinheit der deutschen Sprache beschäftigen möge. Friedrich hatte zugleich Einsicht und Bildung, wie Ehrgeiz genug, solche Pläne zu erfassen, und erließ noch in demselben Jahre 1700 den Stiftungsbrief der **Akademie der Wissenschaften**, erklärte sich zu ihrem Protector und bestimmte, daß ihr

eine Sternwarte und ein Laboratorium erbaut werden sollte. Die Gesellschaft wurde in vier Abtheilungen nach den Hauptgegenständen getheilt: 1) Physik, Medicin und Chemie; 2) Mathematik, Astronomie und Mechanik; 3) deutsche Sprache und vorzüglich deutsche Geschichte; 4) Literatur, vorzüglich des Orients, zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen. Die völlige Einrichtung der „königlich preußischen Societät der Wissenschaften," wie man zuerst die Akademie nannte, erfolgte am 3. Juni 1710.

Auch den Künsten widmete Friedrich eine ganz besondere Theilnahme, aus seiner Zeit rühren einige der herrlichsten Denkmäler der Kunst her, welche die schöne Königsstadt an der Spree aufzuweisen hat, besonders die eherne Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, ein unübertroffenes Meisterwerk des berühmten Schlüter, und das herrliche Zeughaus von demselben Künstler. Berlin wurde in jeder Weise verschönert und erhielt durch die Friedrichsstadt eine bedeutende Erweiterung. Auch mehrere Lustschlösser und die Stadt Potsdam wurden unter dem ersten König erbaut.

Die Schattenseite in Friedrich's Regierung. König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornats auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel: die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt. Auch den Hofnarr ließ sich der Fürst nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdeckte, was ihm von Andern verschwiegen wurde. An der Anordnung prächtiger Feste nahm er selbst den größten Antheil. Die steifste französische Etiquette wurde bei Hofe eingeführt; denn so abgeneigt Friedrich dem Könige Ludwig XIV. war, so wollte er es doch an Glanz ihm und seinem damals so berühmten Hofe in allen Dingen gleich thun*).

Dieser Glanz aber wurde eine Quelle mancher Uebel für das Land und für die Verwaltung; die Kosten des Hofstaats nahmen von Jahr zu Jahr zu, um so mehr, als die Günstlinge des Königs darauf bedacht waren, seine Freigebigkeit und Nachsicht auf alle Weise zu ihrer Bereicherung zu benutzen.

So mußte denn auf neue Mittel zur Bestreitung der großen Ausgaben gedacht werden: zu den früheren Steuern, welche zum Theil erhöht wurden, kamen nach und nach eine ganze Reihe anderer Auflagen hinzu, und zu wiederholten Malen wurde eine außerordentliche Generalkopfsteuer erhoben, zu welcher Jedermann beitragen mußte. Ganz neu waren die Steuern auf die Luxusgegenstände, besonders auf die Perrücken, welche nach dem Beispiel des Königs von allen Hofleuten und allmälig in allen Ständen getragen wurden. Trotz aller Belästigung des Landes mit den vielfachen, schweren

*) Ranke, I. 124.

Auflagen war jedoch bei Hofe fast immer Geldnoth. Das verschaffte einem unverschämten Betrüger, der sich Dominico Cantano Graf von Ruggiero nannte und in glänzendem Aufzuge nach Berlin kam, leicht Eingang bei dem Könige und dem Grafen Wartenberg, indem er behauptete, durch die Kunst der Alchymie Gold machen zu können. Der gewandte Abenteurer legte, wie gewöhnlich, eine Probe seiner Taschenspielerkunst ab, versprach Millionen, erhielt eine Wohnung in einem königlichen Hause angewiesen, aber kein Geld, weil man meinte, das habe ein Goldmacher nicht nöthig. Er verlangte jedoch 50,000 Thaler, um die Flüssigkeit, welche er zum Goldmachen brauche, zu schaffen; da er das Geld nicht erhielt, reiste er nach Frankfurt a. M. ab, wurde aber bald zurückgeholt, weil die in Schulden versunkenen Hofleute dem König anlagen, den Wundermann nicht so schnell fortzulassen. Vergeblich kam von mehreren Fürsten inzwischen die Anzeige, daß derselbe ein Betrüger sei; man wollte es nicht glauben. Der Abenteurer ließ es sich in Berlin nochmals wohl gefallen, brachte aber natürlich kein Gold zu Stande und floh endlich, da man ihm zusetzte, nach Stettin; noch einmal zurückgeholt, entwich er bald wieder, wurde jedoch wiederum nach Berlin gebracht und wußte den Hof noch ein ganzes Jahr hinzuhalten. Dann wurde ihm endlich als Betrüger der Proceß gemacht, und in Flittergold gekleidet wurde er in Küstrin aufgehängt.

Viel schädlicher für den ganzen Staat war die langjährige Gunst, in welcher sich der Graf Kolb von Wartenberg bei Friedrich zu behaupten wußte. Durch seine vorsichtige Benutzung aller Schwächen des Königs, durch seine Geschmeidigkeit und die Kunst, den Fürsten zu vergnügen, hatte er sich in dessen Freundschaft so festgesetzt, daß es fast unmöglich schien, ihn daraus zu verdrängen. Auch seiner Gemahlin, einer Person von gewöhnlicher Herkunft und ohne alle Bildung, mußte die höchste Auszeichnung bei Hofe gezollt werden, sie viel mehr noch als ihr Gemahl machte sich durch hochmüthigen Dünkel und anmaßendes Wesen überall Feinde. Bei der Königin Sophie Charlotte hatte sie lange Zeit keine Beachtung, noch auch den Zutritt zu den kleinen Gesellschaften in Lützenburg zu erlangen gewußt. Als die Fürstin es endlich dem Wunsche Friedrich's nicht mehr versagen konnte, sie nach Lützenburg einzuladen, gerieth die anmaßende Gräfin gleich bei der ersten Zusammenkunft dadurch in große Verlegenheit, daß Sophie Charlotte sie, wie es in Lützenburg hergebracht war, französisch anredete, worauf die hochfahrende Frau zur Schadenfreude aller Anwesenden nicht zu antworten wußte. Zuletzt wurde ihr Uebermuth auch gegen die königliche Familie so unerträglich, daß sie die Gunst des Königs endlich verlor. Nun sammelten sich die Feinde des Grafen um den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welchem das Treiben der Wartenbergs schon längst ein Aergerniß gewesen war; aber noch immer hielt es schwer, den König zu einem entscheidenden Schritt zu bringen. Endlich sah er ein, daß er den Günstling, der sein Vertrauen gemißbraucht, entlassen müsse. Derselbe erhielt eine reichliche Pension, mit der Verpflichtung, in Frankfurt am Main zu bleiben; er soll Millionen und seine Frau allein gegen eine halbe Million Thaler an Diamanten mitgenommen haben.

Auch in seiner Familie hatte der König in seinen letzten Jahren wenig Freude. Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte hatte er sich bestimmen

lassen, zu einer dritten Vermählung mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin zu schreiten; doch war diese Ehe für ihn keine Quelle häuslichen Glücks. Die junge Königin, an ein einfaches, zwangloses Leben gewöhnt, wollte sich mit dem peinlichen Ceremoniell des Berliner Hoflebens, sowie mit ihrer ganzen Umgebung nicht befreunden, und ihre strenge Frömmigkeit fand sich im Widerspruch mit dem dortigen glänzenden Treiben. Als eifrige Lutheranerin suchte sie überdies ihren Gemahl zur lutherischen Confession zu bekehren, was viel Bitterkeit in der Familie erzeugte. Später verfiel die Königin ganz in fromme Schwärmerei und in einen krankhaft gereizten Seelenzustand.

Die Sorgen des Königs wurden noch durch die Verheerungen der Pest vermehrt, welche besonders im Jahre 1709 im Gefolge einer großen Mißernte aus Polen nach Ostpreußen herüber kam und so stark wüthete, daß die Landesbehörden selbst von Königsberg nach Welau flüchteten. In wenigen Monaten verlor Königsberg 7000 Einwohner an der Krankheit, in Preußen überhaupt raffte dieselbe 250,000 Menschen dahin, d. h. ein Drittheil der damaligen Bevölkerung.

Endlich hatte der König noch den Verlust seiner beiden ältesten Enkel zu beklagen. Zu seinem großen Troste wurde jedoch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm am 24. Januar 1712 wieder ein Sohn geboren, zu dessen Taufe der König eine überaus glänzende Ceremonie anordnete: der Prinz hatte dabei eine kleine Krone auf dem Haupte und ein Kleid von Silberstück mit Diamanten besetzt, an dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen. Es wurde ihm der Name Friedrich gegeben, die Nachwelt hat ihn Friedrich den Großen genannt.

Aber mit Friedrich I. ging es nun bald zur Neige; als er sein Ende herannahen fühlte, bereitete er sich mit christlicher Fassung auf den Tod vor. Er segnete seinen Sohn und seinen Enkel, dankte seinen Ministern für ihre Treue, und starb in Gegenwart des Kronprinzen am 25. Februar 1713, in einem Alter von 55 Jahren und nach einer 25jährigen Regierung.

29. Die Königin Sophie Charlotte*).

Friedrich's zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, war am 20. October 1668 geboren, eine Tochter Ernst August's von Hannover und der hochgebildeten klugen Prinzessin Sophie aus dem pfälzischen Hause. Die trefflichen Anlagen, mit welchen Sophie Charlotte begabt war, hatten frühzeitig durch Belehrung und geistige Anregung eine vorzügliche Ausbildung erhalten. Sie empfing guten Unterricht im Lateinischen, sprach bald französisch, italienisch und englisch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Muttersprache, die Erlernung und Uebung der Musik wurde nicht verabsäumt, selbst für die ernsteren Wissenschaften bezeigte sie schon als junges Mädchen großen Eifer. Die größte Bedeutung für ihre Bildung erhielt später der Einfluß des berühmten Gelehrten und Weltmanns Leibnitz. Durch mannichfache Reisen nach Italien, nach

*) Nach Varnhagen v. Ense: Sophie Charlotte, Königin von Preußen.

Frankreich und nach verschiedenen Badeorten erhielt ihr Geist neue Anregung. Eine italienische Reise wirkte auf die Ausbildung ihres Urtheils und Geschmacks sehr vortheilhaft, besonders für die Musik, welcher sie ihre ganze Neigung zuwendete; noch eindrucksvoller aber war eine Reise nach Paris. An dem französischen Hofe, welcher damals in der höchsten Blüthe geistigen und geselligen Verkehrs stand, erregte die funfzehnjährige Prinzessin sowohl durch ihre Schönheit, als durch die Reife ihres Verstandes und den Umfang ihrer Kenntnisse allgemeines Erstaunen. Ludwig XIV. selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung so eingenommen, daß er den Gedanken faßte, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Doch hatte dieselbe bereits eine andere Bestimmung. Der damalige Kurprinz Friedrich von Brandenburg, welcher seine erste Gemahlin verloren hatte, war schon früher im Bade zu Pyrmont, sodann bei einem Besuche der hannöverschen Familie in Berlin mit der schönen und gebildeten Sophie Charlotte näher bekannt geworden, und beiden fürstlichen Häusern schien eine Verbindung derselben mit Friedrich höchst vortheilhaft. Hätte die Neigung der Prinzessin allein entscheiden können, so würde sie diese Wahl kaum getroffen haben: denn Friedrich war äußerlich unansehnlich und keineswegs so frischen lebendigen Geistes, wie es der geistvollen Prinzessin lieb gewesen wäre, sie wußte überdies, daß er prächtige Ceremonien und einen steifen Ton liebte, während sie selbst ein einfacheres, ungezwungenes Wesen vorzog. Sie gab jedoch die von der Mutter gewünschte Einwilligung und am 28. September 1684 fand die Vermählung der sechszehnjährigen Prinzessin mit großer Pracht zu Herrenhausen statt, bald darauf der nicht minder glänzende Einzug in die brandenburgische Hauptstadt.

Berlin war unter der Regierung des großen Kurfürsten kräftig emporgestiegen; der Wohlstand und die Bildung der Einwohner, so wie der Glanz und Geschmack des höheren Lebens wurden einstimmig anerkannt: durch die Verbreitung der französischen Sprache nahm die gesellige Unterhaltung in den höheren Kreisen einen lebhaften Aufschwung, und Sophie Charlotte freute sich, an der Spree ihre schönen Erinnerungen von Paris wieder zu finden.

Am Hofe selbst freilich fand die Fürstin wenig Erfreuliches: die einzelnen Glieder standen einander in den letzten Jahren des großen Kurfürsten voll Mißtrauen und Kälte gegenüber und ein traulicheres Begegnen der verschiedenen Parteien fand nicht statt. Dagegen war schon damals jede öffentliche Handlung mit Prunk und Ceremonien überhäuft, was dann unter Friedrich noch mehr überhand nahm. Das konnte dem Sinn Sophie Charlotten's nicht zusagen: zwar hätte sie durch ihren großen Verstand, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, leicht ein Uebergewicht unter den Parteien gewinnen und allmälig das Ganze mehr nach ihren Neigungen leiten können, aber die Ausübung solcher Macht reizte sie nicht, und sie zog es vor, sich ein Dasein für sich inmitten des ihr fremdartigen Hoflebens zu bilden. Sie blieb ihrem Gemahl treu ergeben, aber ihre Freuden und Erholungen suchte sie in einem engeren Kreise, wo sie der Heiterkeit ihres Gemüths im Schooße der Freundschaft freien Lauf lassen und im zwanglosen Gespräch die reichen Gedanken austauschen konnte. Sie stiftete vertrauliche Gesellschaftstage, wo die lästige Hofsitte aufgehoben war und die Damen zur Vermeidung unnützen Aufwandes in einfacher schwarzer Kleidung erschienen und wo nicht gespielt,

sondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; besonders auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige erhielten hier Zutritt.

Nachdem Sophie Charlotten's Gemahl den Thron bestiegen hatte, wurde der Prunk und das steife Ceremoniell an seinem Hofe noch mehr überwiegend; die Fürstin fügte sich darein, so viel es ihre Stellung verlangte, aber desto mehr hielt sie sich dann für solchen Zwang in den stillen Freuden ihres intimeren Lebens schadlos, worin sie ihr Gemahl frei gewähren ließ.

Der Kurfürst hegte schon seit längerer Zeit den Gedanken, ihr zum Landaufenthalt ein Lustschloß in der Nähe von Berlin erbauen zu lassen. Das Dorf Lützen zwischen Berlin und Spandau gefiel der Fürstin seiner Lage wegen. Friedrich kaufte es für sie und beschloß, dort eine fürstliche Wohnstätte zu errichten. Die Anlage der schönen Gärten war schon weit vorgeschritten, als im Jahre 1696 auch der eigentliche Schloßbau unter dem berühmten Baumeister und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Der Kurfürst war darauf bedacht, diesen Lustort immer schöner und reicher mit seltenen Blumenanlagen, Orangerie, Bildsäulen u. s. w. auszustatten, und so wurde Lützenburg, wie man den Ort zuerst nannte, später Charlottenburg, der Lieblingsaufenthalt der Kurfürstin und ihres interessanten Zirkels, an welchem bald auch Leibnitz Antheil nahm. Sophie Charlotte hatte sich von ihrer Jugend gewöhnt, diesen Freund ihrer hochgebildeten Mutter als den ihrigen anzusehen, und je höher sie selbst an Geistesentwickelung stieg, desto fester wurde auch ihre Beziehung zu Leibnitz. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt, und da Friedrich gelehrtes Verdienst wohl zu würdigen wußte, auch den Verkehr mit berühmten Gelehrten als einen nothwendigen Bestandtheil eines prächtigen Hofes betrachtete, so sah er selbst es gern, daß der Briefwechsel seiner Gemahlin mit dem großen Denker immer lebhafter wurde. Der Kurfürst hatte sich selbst schon mit ihm in Verbindung gesetzt, um in einer Angelegenheit, welche ihn, wie seine Gemahlin, sehr beschäftigte, nämlich wegen der Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, des großen Gelehrten Rath zu erbitten. Später kam Leibnitz auf Friedrich's Wunsch nach Berlin, wurde zum Kurfürstlichen Geheimen Rath und zum Präsidenten der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften ernannt, an deren Stiftung die geistreiche Kurfürstin einen großen Antheil hatte.

Jetzt nahm das geistige Leben in Lützenburg einen immer höheren Aufschwung. Neben der gemüthlichen, geselligen Unterhaltung, Vorlesen, Musik und Bühnenspiel wurden immer häufiger auch ernst wissenschaftliche Gespräche geführt. Die Kurfürstin erfreuete sich an den Streitigkeiten gelehrter Männer über interessante Fragen, besonders aus dem Gebiete der Philosophie und der Religion; sie selbst besaß Bildung und Geist genug, um auch manchen Fachgelehrten durch ihre Fragen in Verlegenheit zu setzen. In keinem Zweige der Literatur war sie ganz unbekannt, und Leibnitz selbst bezeugte, wie begierig sie war, sich gründlich zu unterrichten und tiefer, als sonst bei Frauen gewöhnlich, in Alles einzudringen; er sagte einst: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen; denn Sie wollen das Warum vom Warum wissen.“ In ihrem Kreise wurden nun die wichtigsten theologischen Fragen sehr sorgfältig verhandelt. Oefter erschien der Beichtvater des Königs von Polen, der Jesuit Vota, am Hofe, ein gelehrter Mann sehr lebhaften Geistes, welcher die Ab-

sicht hegte, den Kurfürsten und seine Gemahlin zum Katholicismus zu bekehren; Sophie Charlotte ließ ihn mit zwei ausgezeichneten protestantischen Geistlichen über die beiderseitigen Lehren disputiren und wies dann in einem leicht und schön geschriebenen Briefe selbst die Angriffe Vota's gegen die protestantische Lehre zurück. Ebensowenig gelang es dem Freidenker Toland, welcher alle Offenbarung dem Urtheil der bloßen menschlichen Vernunft unterwerfen wollte, den christlichen Glauben der Fürstin zu erschüttern. Nicht immer blieben die Erörterungen streng wissenschaftlich, oft gingen sie in leicht gesellige Unterhaltung über, und besonders, wenn die streitenden Parteien zu heftig aneinander gerathen wollten, trat die Fürstin selbst durch ihre weiblich würdevolle Haltung und ihre wohlwollende Freundlichkeit vermittelnd ein. Auch die schönen Künste waren in Charlotten's Nähe ein wirklicher Schmuck des Lebens; besonders hatte Musik für sie den lebendigsten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünstler in Dienst, und die berühmtesten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner Prachtliebe waren Schauspiele und Opern sehr willkommen. Sophie Charlotte selbst übte die Kunst mit Meisterschaft, und ihr Eifer für dieselbe war auf die Umgebung, ja auf die Stadt Berlin übergegangen. Alle jungen Personen des Hofes waren mehr oder minder musikalisch, und die Königin konnte auf ihrem Theater in Lützenburg ganze Opern durch solche Liebhaber und Liebhaberinnen aufführen lassen.

Das eigenthümlichste Talent der Fürstin war aber das der zwanglosen, gemüthlichen Conversation. Recht im Gegensatze mit ihrem Gemahle, der sich am frühen Morgen erhob und sein Tagewerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Sie war offen, edel, unverstellt und voll Anmuth. Keine Schmeichelei und nichts Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; denn sie wußte das Aechte von dem Falschen wohl zu unterscheiden. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihre Schwächen in den vertraulichen Gesprächen durchaus nicht; Anmaßungen wies sie mit Kälte zurück, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor.

So lebte Sophie Charlotte bis zum Jahre 1705, wo sie auf einer Reise nach Hannover im siebenunddreißigsten Jahre zur überirdischen Heimath abgerufen wurde. Schon zwölf Jahre vorher in der schönsten Jugendblüthe hatte die geistreiche und lebenslustige Fürstin ernstlich des Todes gedacht und ihr Testament niedergeschrieben. Als Text zur Leichenpredigt hatte sie dabei die Worte Joh. 11, 25 erwählt: „Jesus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß die Schönheit Sophie Charlotten's außerordentlich gewesen und Ehrfurcht und Bewunderung geboten, der Ausdruck ihrer seelenvollen klaren Züge aber nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Wiewohl klein von Gestalt, hatte sie doch ein hohes, würdevolles Ansehen. Einen eigenen Zauber gab es ihrem Gesichte, daß aus den reinsten blauen Augen liebliche Sanftmuth blickte, während das

dunkle schwarze Haar Stärke und Fülle andeutete, durch den Gegensatz wechselseitig gehoben und gemildert.

Auch durch milde, ächte Wohlthätigkeit erwarb sich die Fürstin die Liebe und Dankbarkeit des Volkes. Ihr bleibendes Verdienst liegt jedoch darin, daß sie zuerst in unserem Vaterlande die geistigen Bestrebungen in den höheren Kreisen anregte und aufmunterte. Die Verbreitung feinerer Lebenssitte und besserer geselliger Neigungen ist ihr wesentlich zu danken, und ihr Einfluß hat in dieser Beziehung auf Berlin und von da aus auf die Provinzen weit hinaus gewirkt.

30. Friedrich Wilhelm I. König von Preußen (1718—1740).

Friedrich Wilhelm's frühere Jahre. Am 4. August 1688 hatte Sophie Charlotte ihrem Gemahle Friedrich einen Prinzen geboren, welcher als Thronerbe freudig begrüßt wurde. In Berlin und bei den Großältern in Hannover war gleiche Freude über das erwünschte Ereigniß, und die Herzogin Sophie, die Mutter Sophie Charlotten's, kam eigens von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu sehen. Als er ihr gebracht wurde, so stark und kräftig, so offenen und trotzigen Blickes, wußte sie ihrer Freude keine Grenzen. Sie küßte ihn tausendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's Neue sein gutes Aussehen und mochte sich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Aeltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, doch wollte Friedrich nur versprechen, später ihren Wünschen zu willfahren. Sophie Charlotte, so sehr ihr Geist sich sonst gern in hochfliegenden Bildern und Wünschen bewegte, stellte sich bei der Erziehung des Kronprinzen nur die schlichte und strenge Aufgabe, einen rechtschaffenen Mann und tüchtigen Fürsten aus ihm zu machen. Die erste Warte und Pflege des Prinzen wurde einer Frau von Roucoulles übertragen, welche sich als flüchtige Protestantin mit Muth und Kühnheit aus Frankreich gerettet hatte, und in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer Mutter und ihrer beiden Töchter geworden war. Ihr fester, edler Charakter flößte Sophie Charlotte großes Zutrauen ein. Bei dem jungen Friedrich Wilhelm reichte jedoch weibliche Aufsicht nicht lange hin, frühzeitig entwickelte sich mit der Körperkraft sein lebhafter Geist und starker Wille, und Auftritte und Heftigkeit und Trotz erschreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Dem früheren Versprechen gemäß zum Besuche nach Hannover gebracht, vertrug er sich mit dem dortigen kleinen Kurprinzen so schlecht und machte seiner Großmutter so viel zu schaffen, daß man ihn nach Berlin zurücknehmen mußte. Es wurde daher die Wahl eines Erziehers beschlossen; dieselbe fiel auf den Generallieutenant Burggrafen zu Dohna, einen Mann von feiner Bildung und strengen Sitten, rechtschaffen und ehrenfest, dabei stolz und gebieterisch, durch sein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorsam einflößend. Die Wahl der Lehrer war weniger glücklich: sie traf einen Franzosen Rebeur, der sich lässig und ungeschickt erwies und dem Prinzen das Lernen verleidete, und Cramer, einen gelehrten Pedanten, welcher sein Hauptbestreben darein setzte, seinem Zöglinge das Französische verhaßt zu machen. Die Entwickelung des Knaben nahm keineswegs die Richtung, welche die Mutter erwartete; seine Fähig-

keiten blieben auf den bloßen natürlichen Menschenverstand beschränkt, Lust und Liebe zu den Wissenschaften, Geschmack für Kunst und feinere Bildung blieben ihm fremd; seine Sitten befestigten sich immer mehr in roher Derbheit und seine heftigen Leidenschaften brachen oft in dem gewaltsamsten Ungestüme aus. In Rede und Haltung trat bei ihm frühzeitig eine kräftige Geradheit, eine Abneigung gegen allen Zwang hervor; seine Thätigkeit, der Wissenschaft abhold, richtete sich bald nur auf das, was er für unmittelbar nützlich hielt. Dabei hatte der Prinz aber frühzeitig eine einfache, strenge Religiosität und einen rechtschaffenen Sinn, der zwar von Leidenschaft hier und da überfluthet wurde, doch sich immer geltend machte.

Seine Neigung ging frühzeitig auf Soldatenwesen und auf Geld. Die noch vorhandenen Rechnungen über des Prinzen Taschengeld zeigen, wie sparsam er war, außer für seine Compagnie Cadetten. Der Vater hatte ihm nämlich gestattet, eine solche aus adeligen Knaben seines Alters zu bilden; sie hatten ihre besondere Uniform, wurden an bestimmten Tagen geübt und brachten es bald zu großer Fertigkeit in den Waffen. Dieses Soldatenwesen war dem Prinzen die liebste Beschäftigung, er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine Truppenschaar und war immer unermüdet, sie zu exerciren und herauszuputzen. Während er nur sehr oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse erhielt, selbst die Muttersprache und das Französische weder gut sprach noch schrieb, war er in Leibesübungen, im Reiten und vorzüglich in Allem, was zur Uebung der Truppen gehörte, sehr fest. Als er sechszehn Jahre geworden, bildete er sich halb ohne Wissen des Vaters ein besonderes Bataillon zu Wusterhausen, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, und kümmerte sich sehr genau um alle Einzelnheiten der Bekleidung, Bewaffnung und Uebung. Eine besondere Liebhaberei für lange Soldaten hatte er schon als Knabe, und der Fürst Leopold von Dessau half ihm heimlich solche herbeischaffen.

In den späteren Jugendjahren nahm der Kronprinz Theil an den Sitzungen des Geheimen Rathes, auch durch Reisen sollte seine Ausbildung gefördert werden, aber das Interessanteste war ihm hierbei das Feldlager Marlborough's, aus welchem er vielfachen Stoff zu neuen militärischen Exercitien zurückbrachte.

Friedrich Wilhelm's Regierungsantritt und sein Streben. Bei solcher Eigenthümlichkeit Friedrich Wilhelm's war zu erwarten, daß seine Regierungsweise eine ganz andere sein würde, als die seines Vaters; gleich nach Friedrich's Tode trat klar hervor, wie es sein Nachfolger zu halten gedachte. Nachdem er am Todbette seines Vaters seinem Thränenstrome freien Lauf gelassen, schritt er rasch durch die im Vorsaale wartenden Hofleute in sein Zimmer, ließ sich sofort die zahlreiche Liste der Hofbeamten vorlegen und strich aus derselben alle Kammerjunker, Hofjunker, Ceremonienmeister, überhaupt den größten Theil des gesammten glänzenden Hofstaates; diejenigen, welche er beibehielt, wurden auf geringere Besoldung gesetzt. Die Zeit des prunkenden Hoflebens war vorüber. Nur noch einmal sollte dasselbe sich in altem Glanze zeigen, die Leichenfeier Friedrich's I. wurde dessen eigenen Neigungen gemäß mit aller Pracht und Herrlichkeit begangen. Kaum aber war dieselbe beendigt, so legte der neue König Friedrich Wilhelm I. militärische

Uniform an, setzte sich zu Pferde, begab sich zu den auf dem Schloßplatze stehenden Truppen und commandirte sie selbst zu einer dreimaligen Salve. Seitdem hat er den Soldatenrock nicht mehr ausgezogen, außer bei feierlichen Gelegenheiten, wo er im Königsornate erscheinen mußte. Es war damit der Sinn bezeichnet, in welchem er seine Aufgabe als König von Preußen auffaßte; er setzte die Macht eines brandenburgischen Fürsten vorzüglich in die Anzahl von Truppen, die er halten könne. Er hatte den Ministern seines Vaters oft vorgeworfen, daß sie mit der Feder Etwas von den europäischen Staaten zu gewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei; er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe. Seine Länder zählten kaum drittehalb Millionen Einwohner und hingen nicht einmal in sich zusammen; was konnten sie neben dem französischen Reiche, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, vom Mittelmeere bis an den Ocean reichte, was neben dem unermeßlichen Rußland, neben dem unerschöpflichen Oesterreich und neben England, welches die See beherrschte, bedeuten, wenn nicht eine schlagfertige Kriegsmacht Preußen jenen Staaten ebenbürtig machte! Frankreich hatte damals eine Landmacht von 160,000, Rußland 130,000, Oesterreich zählte an 100,000 Mann, Preußens Truppenzahl war nur erst 48,000 Mann stark, nicht höher als die von Sardinien, Polen und ähnlichen Staaten. Wenn unser Vaterland eine Rolle unter den ersten Staaten Europa's erhalten sollte, so mußte seine Heeresmacht der der übrigen Länder mehr gleichgestellt werden.

Auf zweierlei war daher von Anfang an und während der ganzen Regierung sein Bestreben gerichtet: auf Soldaten und auf Geld. Ein tüchtiges und wohlgeübtes Heer zu schaffen und zugleich die Verwaltung so einzurichten, daß die Mittel für den Unterhalt des Heeres ohne Ueberbürdung des Volkes gewonnen würden, das hatte er sich zur Aufgabe gestellt, und diese Lebensaufgabe hat er mit glücklichem Erfolge gelöst.

Gleich nach seiner Thronbesteigung äußerte er in einem Schreiben: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich selbst der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten.“ Damit wollte er ausdrücken, daß seine eigene arbeitsame Thätigkeit auf das Heer und auf die Finanzen gerichtet sein sollte; in der That hat er es an selbstständigem kräftigem Eingreifen nicht fehlen lassen.

Friedrich Wilhelm hatte von seiner Macht als unumschränkter Herr einen höheren Begriff als irgend ein preußischer Fürst; das lag so in seiner heftigen, rücksichtslosen Weise und auch in der religiösen Anschauung von seinem ihm von Gott verliehenen Amte. Er verlangte von allen seinen Dienern und Unterthanen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, unbedingten Gehorsam, augenblicklich und ohne Widerrede; er hört wohl Rath an von denen, die er dazu berufen hat, aber es bleibt ihm dabei immer gegenwärtig, „ich bin doch König und Herr und kann machen, was ich will.“ Nur Gott ist er von seinem Handeln Rechenschaft schuldig und dieses Bewußtsein erfüllt ihn ganz: von den Menschen fordert er unumwundene Anerkennung seiner Machtvollkommenheit, und wehe dem, der sich seinen Anordnungen nicht fügt. „Raisonnir' er nicht,“ ist seine Antwort auf unberufene Einrede, und oft ertheilt er in leidenschaftlicher Erregung mit Stockschlägen noch handgreiflicheren Bescheid. Sein Federstrich

ordnet und ändert die Verfassung und Verwaltung des Staates; wenn die Stände widersprechen wollen, so sagt er gerad heraus, daß er „die Junkers ihre Autorität ruiniren werde." „Ich stabilire die Souveränetät," sagte er, „wie einen Rocher de Bronce," und ohne Widerrede müssen seine Befehle vollzogen werden. Aber er ist sich dabei bewußt, nur den Vortheil des Volkes im Auge zu haben, und das Herrschen ist ihm nicht blos persönliche Leidenschaft, sondern er sieht es als Gottes Ordnung an und will, daß diese Ordnung überall beachtet werde, von oben herab soll jeder Untergebene seinem Vorgesetzten eben so gehorsam sein, wie ihm.

Während Friedrich I. den Erweis seines fürstlichen Ansehens in äußerem Prunke suchte, hat Friedrich Wilhelm in seinem einfachen Rocke, auf seinem hölzernen Schemel, in seinem geraden, derben Soldatentone doch eben einen höheren Begriff von seiner königlichen Stellung als Jener; aber vor Allem fühlt er sich für seinen Staat verpflichtet und lebt nur seines Staates wegen. Er muß daher Alles wissen, was in jedem Zweige der Verwaltung vom Größten bis zum Kleinsten gethan wird, er muß erfahren, was in jedem Theile seines Staates vorfällt, ohne ihn darf Nichts gethan werden. Er arbeitet von früh bis spät, er schläft kaum und immer unruhig; ihn halten die schlechtesten Wege, Wind und Wetter, Eis und Schnee nicht ab; ohne alle Bequemlichkeit ist er immer auf, zu Wagen oder zu Pferde, immer eilig, Nichts geht ihm schnell genug; so bietet er allen Beschwerden Trotz. Dasselbe verlangt er von seinen Beamten, seinen Dienern, weil er sie dafür bezahlt, daß sie arbeiten sollen. Er selbst bewacht Alles unablässig. Alle Beamten zittern vor ihm, weil Keiner vor seiner Controle sicher ist. Er erfährt, daß der Thorschreiber in Potsdam die Bauern früh vor dem Thore warten läßt, ohne zu öffnen; eines Morgens geht er selber hin, findet den säumigen Beamten noch im Bette und prügelt ihn mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreeiber," höchst eigenhändig aus dem Bette heraus. Er wollte, die ganze Nation sollte so einfach leben und so thätig und betriebsam sein wie er*).

Das Heer unter Friedrich Wilhelm; die langen Kerls. Seine Thätigkeit ging, wie gesagt, vor Allem auf die Vermehrung und Vervollkommnung des stehenden Heeres hinaus. Er nannte die Soldaten „seine lieben blauen Kinder" und widmete ihnen wirklich eine Art väterlicher Zärtlichkeit, wiewohl er es als guter Vater, wie wir sehen werden, an sehr strenger Zucht nicht fehlen ließ. Während seiner Regierungszeit ist die Armee von 48,000 Mann, wie er sie vorfand, fast auf das Doppelte vermehrt worden. Schon im Jahre 1719 zählte dieselbe 54,000, im Jahre 1740, dem Todesjahre des Königs, 83,500 Mann.

Es war natürlich nicht leicht, diese großen Truppenmassen aus der beschränkten Einwohnerzahl des Landes zusammenzubringen und doch mußte wenigstens der größte Theil aus den Landeskindern genommen werden. Die freiwilligen Werbungen reichten nicht hin, und so geschah es, daß junge dienstfähige Leute auch mit Gewalt fortgenommen wurden. Doppelt lästig wurden die Aushebungen dadurch, daß die Werber in gegenseitigem Wetteifer sich oft in denselben Ortschaften durch listige oder gewaltsame Wegführung

*) Stenzel, III.

der jungen Leute zu überbieten suchten; es wurde deshalb festgesetzt, daß nach einer bestimmten Eintheilung des Landes jedes Regiment einen gewissen Canton haben sollte, aus dem es seine Rekruten nehmen mußte, wodurch allerdings mehr Ordnung und strengere Aufsicht in die Sache kam. Auch sollte der Landbau und das bürgerliche Wesen nicht geradezu durch die Aushebung gestört werden, weshalb die ältesten Söhne oder Erben der Familien in Land und Stadt von derselben befreit wurden. Nach dieser neuen Ordnung wurden nun in jedem Cantone alle dienstfähigen Leute, besonders die jüngeren Bauernsöhne, im Voraus von den Behörden verzeichnet und für die Aushebung bestimmt, und diejenigen, welche noch nicht gleich zu den Fahnen genommen wurden, mußten einstweilen als Abzeichen ihres künftigen Berufes rothe Binden tragen.

Ein großer Theil des Heeres mußte aber nach wie vor durch eigentliche Werbung zusammengebracht werden; diese fand nicht nur in den brandenburgisch-preußischen, sondern auch in fremden Ländern statt. Besonders war es des Königs Vorliebe für recht lang gewachsene Soldaten, welche die Werbungen sehr erschwerte und sehr lästig für das ganze Land machte. Nach und nach steigerte sich jene Neigung so sehr bis zur Leidenschaft, daß das Verdienst der Regimenter theilweise danach beurtheilt wurde, wieviel oder wiewenig lange Soldaten dasselbe zählte. Vorzüglich wurde darauf in des Königs Leibregiment zu Potsdam gesehen, welches nicht blos durch treffliche Einübung, sondern auch durch die Größe der Mannschaft als Muster aller übrigen Regimenter gelten sollte, und der König, so sparsam er sonst war, ließ es sich doch gern die größten Opfer, selbst Millionen kosten, um die längsten Leute aus allen Gegenden für sein Lieblingsregiment aufzutreiben. Sie erhielten außer ihrem monatlichen Solde von 4 Thalern nach ihrer Größe oder nach den ihnen bei ihrer Werbung bewilligten Bedingungen noch 5 bis 10, ja selbst 20 Thaler Zulage. Der König ließ sich mit jedem Einzelnen von diesen seinen liebsten blauen Kindern sehr gern ein, erzeigte ihnen allerlei Gunst durch Bewilligung von Grundstücken, Häusern, Schenkwirthschaften u. s. w., stiftete gern einträgliche Heirathen für sie, und es ging ihm auf der ganzen Welt nichts so nahe, als das Wohlergehen seiner Grenadiere. Als der neue Thurm der Petrikirche in Berlin kurz vor seiner Vollendung einstürzte, wurde die Meldung beim Könige mit den Worten eingeleitet: es habe sich in Berlin ein großes Unglück ereignet. „Was denn," rief der Fürst ungeduldig. „Der Petrithurm ist eingestürzt." Der König beruhigte sich bei dieser Nachricht und sagte gelassen: „Ich dachte Wunder was es wäre und glaubte, der Flügelmann von Glasenapp wäre todt." Da man wußte, daß dem Fürsten Nichts lieber sei, als lange Leute, so beeiferten sich alle befreundeten Monarchen, ihm solche zuzuschicken, besonders wenn sie etwas von ihm zu erlangen wünschten. Peter der Große dankte ihm für die Sendung einer besseren Bernsteinsammlung und eines schönen Jachtschiffes durch die Ueberlassung von 150 „langen Kerls." Der König von Frankreich verehrte ihm einst einen reich mit Brillanten besetzten Degen, der König aber meinte, ein Dutzend langer Kerls wäre ihm lieber gewesen. — Der König schickte eine große Anzahl von Offizieren in allen Ländern umher, um für sein Leibregiment zu werben. Mit großen Kosten und großer Gefahr holte ein Major

einen langen Mönch aus Rom und brachte ihn nach Potsdam. Ein Deutscher, der sich in Paris als Riese für Geld sehen ließ, wurde gleichfalls angeworben, konnte aber in Potsdam erst als vierter oder fünfter Mann gebraucht werden. Auch gegen die Fremden wurde oft List und Gewalt angewendet und es kam darüber mit einzelnen Staaten oft zu ernstlichen Händeln. Der König war sehr aufgebracht, wenn er hier und da auf Widerspruch stieß, und suchte sich zuweilen zu rächen. Als die Hamburger, die kurz vorher seinen Werbern Schwierigkeiten gemacht, den Propst Reimbeck von Berlin zu ihrem Hauptpastor wählten, und den König baten, denselben aus seinem Dienste zu entlassen, schrieb er auf das Gesuch. „Platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten Prediger aus dem Lande holen, und wenn ich einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Lärm darüber gemacht."

Das Leibregiment in Potsdam diente dem Könige in jeder Beziehung als Musterregiment für seine ganze Armee; dort wurden alle neuen Versuche, durch welche er das Exercitium zu vervollkommnen bemüht war, unter seinen eigenen Augen zuerst gemacht, und wenn sie glückten, bei den übrigen Regimentern eingeführt, deren Offiziere abwechselnd nach Potsdam kamen, um die Uebungen mit anzusehen. Denn nicht blos auf Vergrößerung der Armee kam es dem Könige an, sondern er führte auch strengeres und zugleich sichereres, leichteres Exercitium ein. Die Hauptsache war Gleichschritt und rasches Feuern; wie er selber sagt: „Geschwinde laden, geschlossen anschlagen, wohl antreten, wohl in das Feuer sehen, Alles in tiefster Stille." Sein Hauptgehilfe bei der Ausbildung des Heeres war der berühmte Leopold von Dessau (der alte Dessauer), welcher, obwohl regierender Fürst von Anhalt-Dessau, doch aus Leidenschaft für den Militärstand während seiner ganzen Regierungszeit in preußischen Diensten blieb. Er ist der eigentliche Schöpfer der trefflichen Kriegsausbildung des preußischen Fußvolkes, welche schon unter Friedrich Wilhelm, und mehr noch unter Friedrich dem Großen Alles in Erstaunen setzte. Der König erfreute und labte sich an dem Anblicke seiner Soldaten in den bunten Uniformen, mit blanken Knöpfen und Gewehren, wenn sie mit der größten Pünktlichkeit auf Commando jede Bewegung, jeden Griff des Gewehres so machten, daß in der ganzen Reihe nur ein Griff gesehen, nur ein Schlag, wie beim Feuern nur ein Schuß gehört wurde. Um solche Vortrefflichkeit zu erreichen, war freilich mancher harte Schlag mit dem Corporalsstocke nöthig; es war eine sehr strenge Kriegszucht eingeführt, beim Exerciren wurden viel Prügel ausgetheilt, und jedes Vergehen gegen die Disciplin wurde mit den strengsten Strafen belegt, worunter die sogenannten Spießruthen besonders grausam waren.

Die Offiziere der preußischen Armee waren zum größten Theile die eingeborenen Land-Edelleute. Dem König war viel daran gelegen, sich ein wirklich brauchbares Offiziercorps zu bilden; bis dahin hatten sich die Obersten der Regimenter selbst ihre Offiziere ausgesucht, von nun an wurden sie alle vom Könige ernannt. Die Adeligen traten zuerst als Freicorporals in die Regimenter, wurden da zur Sorgfalt in allen Theilen des Dienstes angehalten und für jedes Versehen streng bestraft; wenn der König zum Regimente kam, erkundigte er sich nach ihren Fortschritten und ließ sie sich vorstellen, oft dauerte es lange, bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum

Fähndrich angenommen wurde. Der König wollte nur solche anstellen, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen.

Wie dem Könige selbst der Soldat über Alles ging, so rief er auch in den Offizieren das Gefühl der Standesehre hervor, welches für die Tüchtigkeit der preußischen Armee höchst bedeutsam geworden ist. Freilich war seine eigene Ueberschätzung des militärischen Wesens und der gar zu derbe und übermüthige Sinn seines Generals Leopold von Dessau Schuld, daß sich die Offiziere überall viel Gewalt und Willkür gegen die übrigen Stände gestatteten, worüber es nicht selten zu bitteren Klagen und zu traurigen Auftritten kam.

Um in seinen Soldaten auch religiöse Gesinnung zu pflegen, stellte er eine große Anzahl besonderer Feldprediger an, und ließ an die Compagnien Exemplare des Neuen Testamentes mit einem Anhange kirchlicher Gesänge vertheilen, welche beim Gottesdienste regelmäßig wiederkehren sollten. Auf die Befestigung des religiösen Sinnes unter den Kriegsmannschaften war es auch bei dem Unterrichte abgesehen, welche er den ungebildeten Soldaten ertheilen ließ.

Die Staatsverwaltung unter Friedrich Wilhelm. Die Regierung Friedrich Wilhelm's ist oft so angesehen worden, als hätte der König für gar nichts Anderes Sinn und Herz gehabt, als für das Soldatenwesen; aber so sehr dies auch seine Lieblingsneigung war, so hat er doch darüber keine der übrigen wichtigen Pflichten eines gewissenhaften Regenten versäumt: vielmehr führte er in jeder Beziehung nach seinem besten Wissen und Willen ein redlich landesväterliches Regiment, und legte in vielen Dingen den Grund zu heilsamen neuen Staatseinrichtungen. Besonders ist es ihm hoch anzurechnen, daß er die unter Friedrich's I. Regierung zerrütteten Finanzen wieder regelte. Es entsprach seinem strengen geordneten Wesen, daß er überall die größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung der Staatseinkünfte verlangte; er liebte überdies von Jugend auf das Geld, und suchte daher nicht blos das unbedingt Nothwendige herbeizuschaffen, sondern selbst noch einen Schatz für künftige Bedürfnisse zu sammeln. Doch war er jeder Zeit zu allen Ausgaben bereit, die er für die Förderung des öffentlichen Wohles als nützlich erkannte.

Um der ganzen Staatsverwaltung einen besseren geregelten Gang zu geben, richtete Friedrich Wilhelm statt mehrerer getrennter Behörden, die bis dahin öfter mit einander in Streit gerathen waren, eine einzige ein, welcher Alles übergeben wurde, was die Finanzen, die Domainen und die Erhaltung des Heeres betraf. Dieselbe erhielt den Namen eines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainendirectoriums (oder kurzweg Generaldirectorium), und der König selbst arbeitete eine genaue Geschäftsinstruktion für die Beamten aus, worin die Abtheilung der Behörden genau festgestellt, überall unablässiger Fleiß und strengste Aufsicht zur Pflicht gemacht und alle Maßregeln gegen Vernachlässigung des öffentlichen Interesses vorgeschrieben waren. Diese Instruktion ist ein ruhmvolles Denkmal der Einsicht und Willenskraft Friedrich Wilhelm's I. Auch in den einzelnen Provinzen wurden die bis dahin getrennten Behörden in sogenannten Kriegs-

und **Domainenkammern** vereinigt. Der König hielt auf die streugste Durchführung der neuen Einrichtung, welche die Einheit und Zuverlässigkeit der Verwaltung sehr erleichterte.

Um die Finanzen zu verbessern, war er besonders dafür besorgt, die Einnahmen von den königlichen Domainen auf alle Weise zu erhöhen, und traf für die Verpachtung derselben Einrichtungen, welche sich als trefflich und sehr einträglich erwiesen. Auch in diesen Dingen war er überall selbst thätig und kümmerte sich um alle Anordnungen bis in die kleinsten Einzelnheiten. Er wollte Alles unmittelbar selbst sehen. Die neuen Wirthschaftsgebäude, die ausgetrockneten Sümpfe, die gut angebauten Felder, der zahlreiche wohlgenährte Viehstand gewährten ihm große Freude.

Auf das Wohl des Landmannes ernstlich bedacht, schärfte er dem Generaldirectorium bei jeder Gelegenheit ein, daß er alle Unterthanen im Wohlstande erhalten wissen wolle, und daß die Leistungen der Einzelnen nicht höher angesetzt werden sollten, als sie getragen werden könnten. Er war sehr ungehalten über den Mißbrauch, welchen die Beamten mit dem Rechte trieben, Vorspann von den Bauern zu verlangen. „Ich will nicht," schrieb er, „daß die Herren Räthe in den Provinzen mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren." Vorzüglich aber sorgte er dafür, daß die wüst und unbebaut liegenden Aecker wieder angebaut wurden, zu welchem Zwecke er den Colonisten sehr günstige Bedingungen und auf einige Jahre Freiheit von allen Steuern gewährte. Unter allen Provinzen des Staates bedurfte vorzüglich Preußen seiner Unterstützung, indem dort die Pest einen großen Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte, und weite Strecken Landes ganz unbebaut lagen. Der König setzte Alles daran, wackere Leute aus anderen Landestheilen und aus der Fremde herbeizuziehen, unterstützte sie mit Geld, Bauholz und Ackergeräth, ermunterte sie bei seinen öfteren Reisen persönlich und erwies ihnen, wo sie sich fleißig und tüchtig zeigten, alle mögliche Gunst. Mehrere tausend Colonisten kamen aus Schwaben, Franken und anderen Gegenden herbei und fanden bei Friedrich Wilhelm die günstigste Aufnahme. Man rechnet, daß er bis auf zwanzig Millionen Thaler darauf gewendet hat, die Provinz Preußen wieder in einen blühenden Zustand zu bringen.

Eine besonders günstige Gelegenheit, tüchtige Colonisten herbeizuziehen, gab ihm der Schutz, welchen er den evangelischen **Salzburgern** gegen die Unduldsamkeit ihrer katholischen Regierung gewährte. Im Erzstift Salzburg hatte schon die Lehre des Johann Huß viele Anhänger gefunden, welche sich später der lutherischen Lehre zuneigten, und trotz aller Verfolgungen und Mißhandlungen an derselben treulich hielten. Zuletzt war ihnen seit etwa vierzig Jahren Duldung gewährt worden, bis dann ein neugewählter Erzbischof sie von Neuem mit Gewalt zum katholischen Glauben zu bekehren unternahm. Unter Androhung von Einkerkerung oder Verbannung wurden sie zum Abfall vom lutherischen Bekenntniß aufgefordert. Vergeblich bemüheten sich die evangelischen Reichsfürsten, ihnen Duldung zu verschaffen: die Verfolgung wurde so drückend, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich dem Glaubenszwange zu unterwerfen, oder mit Weib und Kind auszuwandern. Nicht umsonst wendeten sie sich jetzt an den König von Preußen, um von ihm Schutz und Hülfe zu erbitten: Friedrich Wilhelm fühlte, wie seine Vorgänger und Nachfolger

auf dem Throne, den erhabenen Beruf, ein Schirmherr der Protestanten von Deutschland zu sein, und nachdem ihm seine geistlichen Räthe versichert, daß die Salzburger keine Schwärmer, sondern ehrliche Lutheraner seien, erklärte er ihnen, er wolle sie, wenn ihrer auch etliche Tausend wären, in seinem Lande aufnehmen. Er begnügte sich nicht, ihnen freien Landbesitz in Preußen mit allen Rechten und Vortheilen anderer Colonisten zuzusichern, sondern schickte ihnen auch Reisegeld auf die ganze Dauer der Reise. Die Auswanderer schlugen dann in freudigem Gottvertrauen den Weg nach Berlin ein, wo sie feierliches Glockengeläute, sowie das Wohlwollen des Königs, seiner Familie und der ganzen Bevölkerung empfing. Ihre Zahl wuchs bis über 15,000, und sie siedelten sich fast sämmtlich in Preußen, besonders in Litthauen, um Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg an, wo ihnen guter Acker, Wiesen, Weide, Fischerei und Wälder überlassen, auch das nöthige Vieh und Ackergeräth großentheils unentgeltlich gewährt wurde. Auch Kirchen und Schulen errichtete ihnen ihr neuer Landesfürst, und that überhaupt Alles, um ihnen die preußische Heimath so lieb zu machen, wie die frühere. So erhob sich an den Grenzen des Reiches eine neue Schöpfung, und im Jahre 1799 konnte der Kronprinz Friedrich voll Freude schreiben: „Die Erde ist wieder angebaut, das Land bevölkert; der König hat es weder an eigener Mühe, noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen, keinen Aufwand hat er erspart, Hunderttausend denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück."

Der Anbau der Städte erfreute sich ebenso wie der Landbau der fürsorglichen Theilnahme des Königs: besonders die Hauptstadt Berlin. Die Friedrichstadt wurde um die Hälfte erweitert, die großen Plätze in der Mitte der Stadt, welche jetzt wegen ihrer Schönheit bewundert werden, die prächtige Wilhelmsstraße mit ihren Palästen wurden damals angelegt. Der König verfuhr dabei zum großen Theile mit einer gewissen Härte, indem er wohlhabenden Bürgern geradezu befahl, neue Häuser zu bauen. Er wies den Leuten Plätze an, gab ihnen allenfalls auch einen Theil des Baumaterials, und nun mußten sie ohne Widerrede an den Bau heran. „Der Kerl hat Geld, muß bauen," hieß es beim Könige, und da waren alle Gegenvorstellungen unnütz oder sogar gefährlich. — Noch mehr geschah für Potsdam, welches durch den Willen der brandenburgischen Fürsten aus einem morastigen Boden, den man erst mühsam ausfüllen mußte, zu künftiger Herrlichkeit entstand.

Der Wohlstand der gewerbtreibenden Klassen und die Hebung des vaterländischen Gewerbfleißes lagen dem Fürsten gleichfalls sehr am Herzen. Es war ihm ein Aergerniß, daß so viel Geld aus seinem Lande nach Frankreich, Holland und England für die von dort gekauften Waaren ging: das sollte anders werden. Um das Geld im Lande zu erhalten und zugleich die gesunkenen Gewerbe wieder zu beleben, verordnete er zunächst, daß alle Bekleidungsstücke seiner Soldaten nur aus einheimischer Waare gefertigt werden sollten; bald legte er auch den übrigen Unterthanen die Pflicht auf, sich bei ihrer Bekleidung blos preußischer Wollenstoffe zu bedienen. Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und brachte es dahin, daß bald Niemand mehr an die fremden Waaren dachte. Es lag ihm besonders an der Hebung der Wollmanufaktur in seinen Landen; damit aber die Tuchmacher den ihnen ge-

währten Schutz nicht etwa mißbrauchten, um nur schlechte Waare zu liefern, erließ er zugleich genaue Vorschriften über die Fabrikation und ließ dieselbe sehr streng überwachen. Aehnliche Fürsorge widmete er allen übrigen Gewerben.

Handel und Wandel können aber nicht gedeihen und blühen, wenn nicht strenge Gerechtigkeit im Lande herrscht; davon war Keiner mehr überzeugt, als Friedrich Wilhelm I., dem von Natur ein strenger Gerechtigkeitssinn inwohnte. „Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich," schrieb er gleich nach seinem Regierungsantritte, und befahl die Verbesserung der Rechtspflege schleunigst ins Auge zu fassen. Sein schlichter derber Sinn konnte sich in die Spitzfindigkeiten und Chicanen, welche überall bei den Rechtshändeln vorkommen, nicht finden, und besonders waren ihm die Schliche der Advocaten, womit dieselben auch dem Unrechte oft den Schein des größten Rechtes zu geben wußten, sehr verhaßt. Einst wohnte er einer Gerichtsverhandlung in Minden bei. Nachdem der Advocat der einen Partei gesprochen, rief der König: „Der Kerl hat Recht!" Nun kam der Advocat der andern Partei und sprach wieder so geschickt, daß der König mit den Worten: „Der Kerl hat auch Recht," sehr ärgerlich den Saal verließ. Er richtete auf die Vereinfachung und Verbesserung des Proceßverfahrens seine Aufmerksamkeit und erließ nach sorgfältiger Erwägung mit seinen Räthen nützliche Vorschriften darüber, besonders zur Beschleunigung der Processe. Den Präsidenten des Kammergerichtes, Samuel Cocceji, einen Mann von tiefen Rechtskenntnissen, großer Geistesschärfe und trefflicher Gesinnung, beauftragte er mit einer neuen Einrichtung des Kammergerichts und mit der Ausarbeitung einer neuen Gerichtsordnung, welche jedoch erst unter seinem großen Nachfolger zur Ausführung kam. Die Bestimmungen, welche unter ihm erlassen wurden, waren im Allgemeinen sehr streng, besonders wollte er allen Raub, Betrug und Dieberei hart bestraft wissen; dagegen milderte er das Verfahren in den Hexenprocessen.

Sorge für Religion und für die Bildung des Volkes. Von einer aufrichtigen und einfachen Frömmigkeit erfüllt, suchte Friedrich Wilhelm das Beste der Kirche überall zu fördern; er selbst beobachtete den Gottesdienst genau und hielt darauf, daß es auch von seiner Familie, seinen Beamten und Offizieren geschah. Vor der Gottesgelehrtheit hatte er allein rechte Achtung unter allen Wissenschaften. Auch hierbei war aber sein Eifer besonders auf das Praktische gerichtet: er ließ Erbauungsbücher auf seine Kosten drucken und unter die Leute vertheilen und empfahl den Geistlichen, die ihnen anvertrauten Seelen nur in der Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Christenthume zu unterrichten, alle unnützen Zänkereien aber zu lassen. Er erließ eine neue Kirchenordnung, setzte geistliche Inspectoren in den einzelnen Provinzen ein, in jeder Gemeinde aber Kirchenvorsteher, welche auf Alles sehen sollten, was zur Erbauung und zur Verbesserung der Sitten, sowie zur Förderung des Schulwesens nützlich sei. In lateinischen und deutschen Schulen sollte die Furcht des Herrn als der Weisheit Anfang beigebracht werden.

Friedrich Wilhelm ist wegen seiner Geringschätzung gegen die Gelehrten in den üblen Ruf gekommen, als sei er überhaupt ein Feind der Wissenschaft und der Bildung gewesen. Es ist nun freilich wahr, daß er von dem gelehrten

Treiben eigentlich sehr wenig hielt: seine eigene geistige Ausbildung war zu mangelhaft, als daß er das Wesen der Wissenschaft so recht hätte würdigen können, und sein einfacher, auf das Praktische gerichteter Sinn nahm Aergerniß an den oft spitzfindigen Forschungen, von denen er keinen rechten Nutzen absehen konnte. Die meist trockene und pedantische Weise der damaligen Gelehrten bestärkte ihn in seinem Vorurtheile, und er gab allerdings den Männern der Wissenschaft seine geringe Meinung oft auf eine sehr derbe und verletzende Weise zu erkennen. Die gelehrten Stifungen seines Vaters, die Universität Halle und die Akademie der Wissenschaften, ließ er zwar bestehen, aber er unterstützte sie bei Weitem nicht so thätig, wie jener. Von den Gelehrten der Akademie wurde es sehr übel aufgenommen, daß er ihnen nach Leibnitz's Tode den Paul von Gundling zum Präsidenten gab, welcher zwar mannigfache Kenntnisse besaß, aber wegen der tollen Späße, welche er in des Königs ausgelassenen Abendgesellschaften im halbtrunkenen Zustande oft mit sich treiben ließ, in schlechtem Rufe stand. Es ist deshalb oft gesagt worden, der König habe der Akademie seinen Hofnarren zum Präsidenten gegeben, doch ist das eine unrichtige Auffassung, da Gundling beim Könige auch wegen seiner Kenntnisse und besonders wegen seiner Schriften über die brandenburgischen Regenten viel galt. Friedrich Wilhelm hat gewiß die Akademie der Wissenschaften nicht durchaus gering geachtet; denn ihre Leistungen in den Naturwissenschaften und was sich davon für die Förderung der Gewerbe brauchen ließ, das wußte er wohl zu schätzen. Er ließ auch bei der Akademie eine chirurgische Anstalt einrichten, um in derselben die Aerzte für seine Armee ausbilden zu lassen; ebenso in allen Provinzen. Seine Auffassung von der Wissenschaft zeigte sich auch, als er der Akademie 2000 Bände aus den Fächern der Astronomie, der Mathematik, Physik und Medicin nebst seltenen Naturalien überwies und sie dabei ermahnte, allen Fleiß anzuwenden, um den Endzweck der Anstalt zu erreichen, nämlich die Natur und deren Kräfte zu erkennen und sich auf solche Erfindungen zu legen, welche Künste und Wissenschaften immer höher emporbringen und der Welt zum wahren Nutzen gereichen könnten, keineswegs aber in bloßer Windmacherei und in falschen Träumereien beständen, womit sich viele Gelehrte aufzuhalten pflegten. Für alles Nützliche war der König auch in wissenschaftlichen Dingen leicht zu gewinnen: so richtete er auch zuerst einen botanischen Garten in Berlin ein.

Auch durch die Unterstützung der Gymnasien zeigte Friedrich Wilhelm, daß er keineswegs geradezu ein Feind wissenschaftlicher Bildung sei, am meisten aber that er für die gewöhnlichen Volksschulen, in denen gelehrt werden sollte, was Jedem zu wissen nothwendig sei, nämlich die Anfangsgründe des Christenthums, des Lesens, Schreibens und Rechnens. Ueberall wurden Schulen gestiftet und den Aeltern zur strengen Pflicht gemacht, ihre Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre zur Schule zu schicken. Schon damals wurde bestimmt, daß Niemand zum Confirmationsunterrichte zugelassen werden sollte, der nicht lesen könne. Alle Rekruten sollten außerdem bei ihren Regimentern schreiben und lesen lernen und im Christenthum unterrichtet werden. In der Provinz Preußen allein wurden über tausend neue Schulen gegründet; wo die Schulgebäude fehlten, wurden sie neu erbauet, wozu der König meistens die Baumaterialien gab. Es ist gewiß ein großes unsterbliches Verdienst

desselben, daß er so das Volk der Rohheit und Unwissenheit zu entziehen suchte: ihm ist es zu danken, worauf Preußen noch heute stolz sein kann, daß Bürger und Bauern bei uns früher als anderswo zur Bildung mit herangezogen worden sind. Friedrich Wilhelm hat hierzu mehr als Andere den Grund gelegt, dieser Ruhm sollte den redlichen König vor dem Vorwurfe bewahren, daß er geradezu ein Verächter der Bildung gewesen sei.

Friedrich Wilhelm hielt endlich auch auf Zucht und einfache Sitten, nicht nur in seiner Umgebung, sondern, soviel als möglich, auch im Volke. Er war streng gegen sich selbst und ebenso gegen Andere. Ausschweifungen und alles unsittliche Treiben ließ er streng verfolgen und bestrafen, lüderliches Gesindel aufgreifen und in die Zuchthäuser bringen.

Friedrich Wilhelm's Lebensart; das Tabakscollegium. Es ist schon erwähnt worden, daß der König gleich bei seinem Regierungsantritte fast den ganzen Hofstaat seines Vaters entließ: er behielt nur einen Hofmarschall, vier Generale als Kammerherren und einige Kammerjunker zum Dienste der Königin. Alles Ceremoniell war ihm als lästiger Zwang zuwider, und sein Beispiel ließ dasselbe bald auch sonst in Berlin verschwinden. Einfach und ungezwungen in seiner Kleidung, wie im Umgange mit seiner Frau, seinen Kindern und mit Jedermann, machte er das bald zur allgemeinen Sitte im Lande. Die vorher üblichen Complimente, die großen Perrücken, die steifen Manieren fielen weg, man aß, trank, kam und ging ohne alle unnützen Ceremonien. Der König stand früh auf, hielt seine Morgenandacht, arbeitete mit den Ministern, hielt die Wachtparade ab; dann nahm er, wenn er guter Laune war, Bittschriften auf dem Schlosse an. Um 12 Uhr speiste er vier Gerichte, Hausmannskost, kräftige Speisen, wie sie auf dem Tische wohlhabender Bürger gewöhnlich waren, ritt dann aus, aufmerksam auf Alles, was ihm begegnete, besonders auf die Bauten, welche die Berliner auf seinen Befehl ausführen mußten. Kam ihm Etwas vor, was gegen die Ordnung war, so ließ er sich die Leute kommen und wies sie meist in derber Weise, auch wohl mit Stockschlägen zurecht, so daß sich die Berliner seinem beobachtenden Blicke meistentheils zu entziehen suchten. Nach der Rückkehr besorgte er noch einige Geschäfte und um 5 oder 6 Uhr ging er in seine Abendgesellschaft, das berühmte Tabakscollegium. Der König liebte eine möglichst ungezwungene Unterhaltung, besonders des Abends, wenn er sich von den Mühen des Tages erholen wollte. Er lud daher täglich zu seiner Abendgesellschaft eine Anzahl Generale, Stabsoffiziere und Minister, auch wohl fremde Gesandte und andere Leute ein. Er selbst rauchte gern Tabak, und sah es gern, wenn alle um ihn her ein Gleiches thaten; der Fürst Leopold von Dessau, welcher nicht rauchen mochte, nahm wenigstens, wie alle übrigen Gäste, eine von den Thonpfeifen in den Mund, welche auf dem Tische in der Mitte lagen. In geflochtenen Körbchen stand holländischer Tabak, daneben glimmender Torf zum Anzünden, auf einem Nebentische aber ein Topf mit guter Butter, Brot, Braten und Schinken, wovon jeder Gast nach Belieben nahm. Vor sich auf dem Platze fand Jeder einen Krug Bier. Bedienten wurden nicht im Zimmer gelitten, alle Gäste bedienten sich selber, damit die Unterhaltung desto zwangloser sein könnte. Dieselbe erstreckte sich auf allerlei Gegenstände. Der König ließ hier seinen Gedanken und seiner Zunge ganz freien Lauf, sprach von seinen

Plänen und Sorgen, von Personen und Sachen und schüttete überhaupt vor den Vertrauten sein Herz ganz aus, und ebenso offen wollte er, daß man ihm begegne. Während er sonst keinen Widerspruch litt, durfte man ihm in dem Tabakscollegium Alles rund heraussagen, und je offener man war, desto mehr gewann man sein Vertrauen. Natürlich wurde diese Gelegenheit auch benutzt, um ihm allerlei Dinge mitzutheilen und Entwürfe nahe zu legen, die man ihm sonst nicht hätte beibringen können, und für seine Minister, wie für die fremden Gesandten war es deshalb gar wichtig, zu dem Tabakscollegium zugezogen zu werden, wo in der harmlosesten Weise oft die bedeutendsten Entschlüsse vorbereitet wurden. Neben den ernsten Unterhaltungen aber überließ man sich auch allen möglichen Späßen und Neckereien. Es wurden Schnurren erzählt, gegenseitige Scherze gemacht, und es fand dabei kein Unterschied der Person statt: der König wurde von seinen Tabakscollegen nicht mehr geschont, als diese von ihm. Einer der lebhaftesten Geister war der Fürst Leopold von Dessau, welcher durch seinen derben Witz den ungenirten Ton der Gesellschaft noch bedeutend erhöhete. Natürlich durfte er es auch nicht übel nehmen, wenn man seiner kraftvollen Laune auf gleiche Weise entgegentrat, und oft gab es die allerderbsten Späße in der königlichen Gesellschaft, welche, wie man sieht, von den Vergnügungen des vorigen Königs himmelweit verschieden war.

Kriege und Stellung zu den auswärtigen Mächten unter Friedrich Wilhelm. Während Friedrich Wilhelm in der inneren Verwaltung seiner Länder durchaus selbstständig verfuhr und Niemandem einen überwiegenden Einfluß gestattete, fühlte er dagegen selbst, daß er in den auswärtigen Angelegenheiten fremden Rathes sehr bedurfte. Hier, wo ein offener, gerader Sinn allein nicht durchhilft, wo vielmehr immer ein durchdringender Scharfblick, und in Zeiten, wie die damalige zumal, eine gewisse Schlauheit nöthig ist, um die Pläne und Absichten der Gegner zu erforschen und sich vor ihrer List sicher zu stellen, hier befand sich der König nicht auf seinem Grund und Boden: er traute sich selbst nicht zu, in dem Gewirre und Dunkel der äußeren Umstände das Richtige immer zu erkennen und den rechten Augenblick zum Handeln zu ergreifen. Dazu kam, daß er von Natur argwöhnisch und besonders den fremden Fürsten gegenüber ängstlich besorgt war, daß sie der jungen preußischen Macht und ihm selbst etwa die gebührende Achtung und Ehre versagen möchten. Er ließ sich daher auf auswärtige Verhandlungen überhaupt nicht gern ein, und so sehr er bemüht war, sein Heer so auszurüsten, daß er nöthigenfalls mit Nachdruck unter den Mächten auftreten konnte, so vermied er es doch, ohne Noth in die Welthändel mit verwickelt zu werden. Wo es nicht zu umgehen war, trat er mit Kraft und glücklichem Erfolge auf, und seine Kriegführung ist von großem Vortheile für Preußens Vergrößerung gewesen, aber im Allgemeinen hielt er sich vorsichtig zurück.

Friedrich Wilhelm hatte das Glück, bald nach seinem Regierungsantritt durch den Utrechter Frieden (1713) sein Landesgebiet nach Westen hin erweitert zu sehen, indem, wie bereits erwähnt, das Oberquartier Geldern, ein fruchtbares Ländchen mit 50,000 gewerbfleißigen Einwohnern, an Preußen abgetreten wurde. Bald sollte er eine viel bedeutendere Erwerbung im Norden machen.

Der nordische Krieg, welchen der unternehmende Schwedenkönig Karl XII. gegen Polen und Rußland führte, dauerte seit Jahren fort. Friedrich I. hatte sich von jeder Theilnahme an demselben fern gehalten, auch Friedrich Wilhelm hätte dies gern gethan, wurde aber durch die Macht der Verhältnisse doch in den Kampf hineingezogen, weil die deutschen Provinzen Schwedens davon mit ergriffen und die brandenburgisch-pommerschen Grenzen bedroht waren. Der König konnte und wollte es nicht ruhig mit ansehen, daß vielleicht die Polen sich am Ausfluß der Oder festsetzten. Karl XII. weilte in der Türkei, wo er neue Angriffe gegen Rußland und Polen vorbereitete; in seiner Abwesenheit wurde sein muthmaßlicher Thronerbe, der Herzog von Holstein-Gottorp, vom König von Dänemark bedroht und wandte sich an Friedrich Wilhelm um Hülfe. Er versprach, wenn er den schwedischen Thron bestiege, Pommern an Brandenburg abtreten zu wollen, und es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem einstweilen zum Schutze der schwedischen Provinz Friedrich Wilhelm mit den Holsteinern gemeinschaftlich Stettin und Wismar besetzen sollte. Nun bemühte sich aber auch Peter der Große, welcher wiederholt nach Berlin kam, den König von Preußen auf seine Seite zu ziehen, und zeigte sich ebenfalls geneigt, Stettin an denselben kommen zu lassen. So wurde Vorpommern, welches der große Kurfürst ungeachtet seiner großen Anstrengungen nicht für sein Haus erlangen konnte, jetzt seinem Enkel von allen Seiten angeboten. Vergeblich leistete der schwedische Befehlshaber in Stettin einigen Widerstand, die Festung wurde genommen und einer preußischen und holsteinischen Besatzung übergeben, indem Friedrich Wilhelm versprach, dieselbe nicht vor dem künftigen Frieden an Schweden wieder herauszugeben (**1713**). Karl XII. aber wollte von einem solchen Abkommen nichts wissen; noch von der Türkei aus protestirte er gegen dasselbe, im folgenden Jahre kam er selbst nach Pommern und schickte sich an, den Kampf zu erneuern. Friedrich Wilhelm, welcher von vornherein niemals die Absicht gehabt hatte, sich widerrechtlich Pommerns zu bemächtigen, erklärte sich bereit, Stettin für die von ihm ausgelegten Kriegskosten mit 400,000 Thalern zurückzugeben. „Ich will nichts Ungerechtes," sagte er, „ich suche nichts, was wider mein Gewissen wäre." Karl XII. verlangte jedoch die sofortige Räumung von Stettin; da durfte Friedrich Wilhelm nicht weiter zögern, sich zum Kampfe zu rüsten. Er beschloß, den Feind in der Festung Stralsund aufzusuchen. Im Lager zu Schwedt wurde die erste allgemeine Musterung des neu gebildeten preußischen Heeres gehalten. Der Fürst Leopold von Dessau hatte Alles trefflich vorbereitet: die Armee erschien in neuen, sauberen Monturen, mit geputztem Gewehr, in schönster Ordnung und gewährte zugleich einen sehr kriegerischen Anblick; man hatte so wohl gerüstete Truppen in Deutschland noch nicht gesehen. Sächsische und dänische Heerhaufen stießen zu den preußischen, Friedrich Wilhelm führte den Oberbefehl, unter ihm hatte die Hauptleitung der viel bewährte Leopold von Dessau. Karl XII. machte vergebliche Anstrengungen, Stralsund und die Insel Rügen durch Schanzen, Schiffe und Truppen zu sichern; Leopold ging mit 20,000 Mann nach Rügen über, besetzte die Insel, und nun war auch der Fall Stralsunds nicht mehr zu verhüten. Karl verließ während der Belagerung mit großer Gefahr die Stadt und rettete sich nach Schweden. Stralsund ergab sich Tags darauf (**1715**).

Schweden hatte nun fürs erste keinen Fußbreit Landes in Deutschland mehr inne. Der Krieg hörte auf, aber Jahre lang kam es nicht zu einem eigentlichen Friedensschlusse, indem Karl XII. bald durch eine Verbindung mit Rußland, bald durch andere Allianzen das Verlorene wieder zu gewinnen hoffte. Erst nach seinem 1718 erfolgten Tode bemühte sich seine Schwester und Nachfolgerin, Ulrike Eleonore, Frieden mit Preußen zu schließen, der unter Vermittelung Englands und Frankreichs in Stockholm (1720) zu Stande kam. Schweden trat dabei an Preußen **Stettin** nebst dem Theile **Vorpommerns zwischen Oder und Peene**, sowie **die Inseln Usedom und Wollin** ab, wogegen Friedrich Wilhelm sich außer einer Geldzahlung von zwei Millionen Thalern verpflichtete, Schweden zur Wiedererlangung des von den Dänen besetzten übrigen Theiles von Vorpommern (von der Peene bis zur Ostsee) und der Insel Rügen zu verhelfen. Dies geschah in dem 1721 abgeschlossenen Frieden zu Nystädt. Schweden behielt somit einstweilen noch das sogenannte Neu-Vorpommern mit Rügen; doch trat die schwedische Monarchie seitdem aus der Reihe der wichtigeren europäischen Staaten zurück. Friedrich Wilhelm nahm im Jahre 1721 die Huldigung in dem neuerworbenen Lande ein. Er bezeigte den Pommern auf mannichfache Weise, wie hoch erfreut er darüber war, daß Preußen endlich in den Besitz der Odermündung und des wichtigen Handelsplatzes Stettin gekommen sei; es war wieder ein Schritt weiter geschehen, um dem jungen Königreiche ein überwiegendes Ansehen in Norddeutschland zu sichern und demselben ein wirksames Eingreifen in die europäischen Angelegenheiten möglich zu machen.

Mit dem Jahre 1720 schien in Europa allgemeine Ruhe eingetreten, aber bald zogen sich neue Wolken zusammen. Kaiser Karl VI., welcher keine männlichen Erben hatte, sondern nur zwei Töchter, unter denen die älteste Maria Theresia, hatte seine ganze Sorge darauf gerichtet, die Erbfolge in seinem Hause zu sichern, und deshalb schon im Jahre 1713 ein unauflösliches Hausgesetz, die pragmatische Sanction, veröffentlicht, nach welchem die gesammten österreichischen Erblande in Ermangelung männlicher Erben ungetheilt an seine weiblichen Nachkommen fallen sollten. Es war ihm nichts wichtiger, als diesem Hausgesetze und dadurch seiner Tochter Maria Theresia die Anerkennung der übrigen Mächte zu sichern. Eine Beleidigung, welche der spanische Hof vom französischen erfuhr, gab nun dem Kaiser die erwünschte Gelegenheit, mit Spanien nach langer Feindschaft in Frieden und sogar in ein Bündniß zu treten. Als die Höfe von London und Paris davon Kenntniß erhielten, wurden sie wieder besorgt, daß Oesterreich zu mächtig werden könnte, und suchten überall Verbindungen gegen Spanien und den Kaiser anzuknüpfen. Kein Fürst war ihnen dabei wichtiger, als Friedrich Wilhelm, aber dieser war nicht geneigt, sich für fremde Zwecke brauchen zu lassen. Er war überdies den Franzosen Feind und hielt es nicht für gut patriotisch, sich mit ihnen in engere Verbindung, zumal gegen den Kaiser, einzulassen. England und Frankreich setzten jedoch Alles in Bewegung, um den König zu gewinnen. Dessen sehnlichster Wunsch war damals auf die Erwerbung von Jülich und Berg gerichtet, da von der früheren jülichschen Erbschaft bis dahin nur Cleve an Preußen gekommen war; man hoffte ihn durch

die Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches leicht zu gewinnen, auch wurden einige seiner Vertrauten ins Einverständniß gezogen. Besonders aber hatte der König Georg von England an seiner Schwester, Friedrich Wilhelm's Gemahlin, eine einflußreiche Vertraute.

Die Königin Sophie, eine nicht gerade schöne Frau, aber von majestätischer Haltung, sicherem, festem Benehmen und hoher Bildung, stand bei Friedrich Wilhelm in großer Achtung und hatte selbst in den Staatsangelegenheiten einen gewissen Einfluß auf ihn. Ihre Wünsche waren nun besonders darauf gerichtet, eine Doppelheirath zwischen ihren und ihres Bruders, des Königs von England, Kindern zu Stande zu bringen; sie wollte, daß der Kronprinz die englische Prinzeß Amalie, ihre Tochter Wilhelmine aber den englischen Thronfolger, Prinzen von Wales, heirathe. Obwohl Georg I. auf diesen Plan nicht aufrichtig einging, so machte er seiner Schwester doch Hoffnung dazu; sie brachte dafür ihrerseits Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft mit Georg, und es gelang, zu Hannover ein Bündniß zwischen Preußen, England und Frankreich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Staaten zu Stande zu bringen (1725).

Der Kaiser Karl VI. konnte diese Verbindung nicht gleichgültig mit ansehen; um Friedrich Wilhelm von derselben wo möglich wieder abzuziehen, wurde der General von Seckendorf als Gesandter nach Berlin geschickt, ein bei dem Könige von früherher sehr beliebter und dabei äußerst gewandter, im Umgange mit Menschen sehr erfahrener Mann. Dieser scheuete keine Anstrengung und kein Mittel, um sich in des Königs Vertrauen immer mehr festzusetzen. Er verstand es, sich in dessen Eigenheiten zu schicken, bei der Wachtparade und bei Tafel, bei der Jagd und im Tabakscollegium jede Gelegenheit zu benutzen, um den Fürsten durch beiläufige Bemerkungen für seine Zwecke zu stimmen. Es kam ihm sehr zu Statten, daß Friedrich Wilhelm gegen den König von England deshalb sehr verstimmt war, weil derselbe mit der Doppelheirath trotz aller Zusagen nicht Ernst machte, auch sein Versprechen wegen Uebersendung langer Rekruten nicht hielt. Friedrich Wilhelm wurde immer aufgeregter gegen seine Verbündeten und äußerte: England und Frankreich hätten ihn betrogen, er solle die Kastanien aus dem Feuer holen, wozu er keine Lust habe. So konnte es denn Seckendorf gelingen, einen Vertrag zu **Wusterhausen** zwischen dem Könige und dem Kaiser zu Stande zu bringen, in welchem der frühere Kronvertrag vom Jahre 1700 erneuert wurde und die beiden Fürsten sich alle ihre Länder gegenseitig gewährleisteten. Der Kaiser versprach zugleich, Alles anwenden zu wollen, daß wenigstens das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravenstein an Preußen kämen, wogegen der König sich verbindlich machte, die pragmatische Sanction zu vertheidigen (1726). Natürlich waren England und Frankreich sehr ungehalten über des Königs Abfall von ihrem Bündnisse, Friedrich Wilhelm aber rüstete und sagte: „Kein Engländer oder Franzos soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen abhalten. Die österreichische Erbfolge müssen alle deutschen Fürsten gewährleisten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland angreifen, so müßte der deutsche Fürst ein Coujon sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran setzte." Sein Hauptbestreben ging jedoch dahin, Deutschland vor

dem Kriege zu bewahren, und seiner Haltung zwischen den beiden Parteien ist es zuzuschreiben, daß der allgemeine Krieg vermieden wurde, der sonst gewiß wieder auf Deutschlands Fluren ausgekämpft worden wäre.

Nur auf kurze Zeit mußte der König noch einmal die Waffen ergreifen: als nämlich wegen der Nachfolge auf dem polnischen Throne ein Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrach, ließ Friedrich Wilhelm 10,000 Mann an den Rhein rücken, welche durch die Schönheit ihrer Ausstattung und durch die Fertigkeit ihrer Kriegsübungen wiederum allgemeine Bewunderung erregten (**1734**). Jedoch hatte der König wenig Dank für seine Hülfe. Schon seit längerer Zeit war ihm öfter Veranlassung gegeben worden, sich über das rücksichtslose Benehmen des Kaisers zu beklagen; so oft ihn derselbe brauchte, wurde ihm geschmeichelt und die besten Versprechungen auf Jülich und Berg gegeben, sowie aber der Kaiser seine Hülfe nicht mehr dringend nöthig hatte, sah sich Friedrich Wilhelm wieder vernachlässigt. Er hatte sich schon öfter darüber beschwert, jetzt wurde er so geringschätzig behandelt, daß man ihn, als der Friede mit Frankreich eingeleitet wurde, nicht einmal davon in Kenntniß setzte. „Der Kaiser tractirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubiacks, was ich gewiß nicht verdient habe," sagte er, und seine Entrüstung über das falsche Spiel, daß man mit ihm getrieben, wurde nach und nach so stark, daß er einmal, auf den Kronprinzen zeigend, in die Worte ausbrach: „Da steht einer, der mich rächen wird." Er ahnte gewiß nicht, wie sehr er hiermit die Wahrheit prophezeit hatte. Wir werden sehen, wie der Kronprinz noch tiefer, als sein Vater, die unbillige Behandlung empfand, welche Preußen von Seiten des Kaisers widerfuhr, und wie dieses Gefühl der Erbitterung mit ein Grund zu den großen Thaten wurde, durch welche Friedrich der Große seinen Staat auf Oesterreichs Kosten erhob.

Friedrich Wilhelm's Ende. Friedrich Wilhelm hatte ein ruhiges Alter; sein Wesen war zuletzt milder geworden, als früher, wozu wohl das freundschaftlichere Verhältniß, in das er mit dem Kronprinzen getreten war, viel beigetragen hatte. Im Herbste 1739 wurde der König krank; der strenge Winter vermehrte seine Leiden. Im Februar ließ er den Propst Roloff zu sich kommen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Er verzieh Allen, die ihm Herzeleid angethan, und bereuete seine Sünden. Als Roloff auf Sinnesänderung drang, sagte er erst, daß er immer recht gehandelt und Alles zu Gottes Ehre gethan habe. Roloff widersprach ihm aber, indem er anführte, daß der König z. B. durch erzwungenes Häuserbauen in Berlin viele seiner Unterthanen gedrückt, daß er Todesurtheile geschärft und ungerechte Hinrichtungen verfügt habe. Da sagte der König: „Er schont meiner nicht; er spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür und erkenne, daß ich ein großer Sünder bin." Alle beteten nun am Bette des Königs, und Roloff mußte täglich zu ihm kommen. Da es sich etwas mit ihm besserte, fuhr er im April mit seiner Familie nach Potsdam. Im Anfang Mai hatte er einen starken Rückfall und ließ den Kronprinzen nach Potsdam rufen, um sich mit ihm über alle Staatsangelegenheiten zu besprechen. Nach einer der Unterhaltungen sagte er zu den Umstehenden: „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?" Dieser küßte weinend des Vaters Hände, der ihn umarmte und ausrief: „Mein

Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" Dann ordnete er Alles wegen seiner Bestattung; die Leichenpredigt sollte über den Text gehalten werden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft." Am 31. starb er nach großen Leiden, aber in ruhiger Fassung mit den Worten: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben." Er war zweiundfunfzig Jahre alt und hatte siebenundzwanzig Jahre regiert.

Sein Staat war unter seiner Regierung durch Geldern und das für den Handel so wichtige Stettin mit den Odermündungen erweitert worden; der gesammte Flächeninhalt betrug nun 2275 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner war auf 2,240,000, die Bevölkerung Berlins auf 98,000 Seelen gestiegen. Die Stärke des trefflich geübten und reichlich ausgestatteten Heeres hatte er bis auf einige und 80,000 Mann vermehrt, die Einkünfte des Landes von $2\frac{1}{4}$ auf fast $7\frac{1}{2}$ Millionen Thaler erhöht. Obwohl er viele Millionen auf den Wiederanbau seiner Länder, auf den Ankauf neuer Krongüter und auf die Ausstattung der jüngeren Prinzen verwendet hatte, so hinterließ er doch seinem Nachfolger einen baaren Schatz von fast neun Millionen.

So waren denn die redlichen Mühen seiner streng geordneten Verwaltung nicht verloren, vielmehr hatte er für seinen Sohn die Mittel geschafft, durch welche es diesem möglich wurde, die gewaltigen Unternehmungen zu wagen, von welchen wir alsbald erzählen werden.

Viertes Buch.

Friedrich der Große. (1740—1786.)

31. Friedrich des Großen Jugendjahre.

Die Kinderzeit. Friedrich II., der Große oder der Einzige, war am Sonntag, 24. Januar 1712, gegen Mittag zu Berlin geboren. Mit großer Freude wurde seine Erscheinung von dem Vater Friedrich Wilhelm und dem Großvater Friedrich I. begrüßt, denn nach dem Tode zweier junger Prinzen war kein anderer Thronerbe aus der brandenburgischen Linie der Hohenzollern mehr vorhanden, und auf ihm ruhete daher zunächst die Hoffnung auf die Fortpflanzung des Herrscherhauses. Friedrich I. gab seine Freude durch Anordnung großer Festlichkeiten kund, welche besonders bei der Taufe des jungen Thronerben stattfanden. Unter dem Läuten aller Glocken und dem Donner der Geschütze fand die heilige Handlung statt, bei welcher der junge Prinz, dessen Pathen die größten Fürsten Europas, unter andern auch der Kaiser, waren, die Namen Karl Friedrich erhielt, doch wurde er von früh auf nur Friedrich und an dem einfach bürgerlichen Hofe seines Vaters kurzweg Fritz genannt.

Die erste Erziehung des königlichen Knaben war ganz der Mutter überlassen, der wohlwollenden, milden und gebildeten Königin Sophie Dorothea, welche sich dabei des Raths und Beistands ihrer Ehrendame, Frau von Kamecke, bediente. Als eigentliche Gouvernante wurde wiederum Frau von Roucoulles angenommen, welche durch ihren edlen Sinn und ihre treue Anhänglichkeit es wohl verdiente, daß ihr nun noch einmal das ehrenvolle Geschäft der Erziehung des Thronfolgers übertragen wurde. Sie widmete dem jungen Prinzen in jeder Beziehung die zärtlichste Sorgfalt, wofür er sie bis an ihren Tod durch treue Dankbarkeit ehrte. Friedrich bedurfte solcher Sorgfalt um so mehr, da seine Gesundheit zuerst sehr schwankend war; es mochte hiermit zusammenhängen, daß er ein sehr stilles, fast schwermüthiges Wesen hatte. Nur mit seiner Schwester Wilhelmine, die er schon damals und bis an ihr Ende zärtlich liebte, gab er sich gern auch heiteren Spielen hin. Der Vater kümmerte sich damals wenig um die Erziehung, doch war er gern im Schooße der Familie und freute sich an den Spielen der Kinder. Recht nach seinem Sinne war ein Zug aus Friedrich's ersten Jahren. Der Prinz

hatte eine kleine Trommel bekommen, und es machte ihm im Gegensatze gegen sein sonstiges stilles Wesen viel Freude, darauf tüchtig den Marsch zu schlagen. Der kleinen Wilhelmine aber wurde das Trommeln zu viel und sie schlug dem Bruder Fritz vor, ihren Puppenwagen zu ziehen oder mit ihren Blumen zu spielen. Fritz, sonst ihren Bitten leicht nachgebend, antwortete diesmal sehr ernsthaft: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen." Ueber diesen Funken soldatischer Neigung war der König Friedrich Wilhelm so erfreut, daß er die Scene von seinem Hofmaler darstellen ließ.

Die Königin, deren treffliches Herz am Wohlthun große Freude hatte, lehrte schon früh auch den Sohn diese fürstliche Freude kennen. Sie ließ oft die Armen in großer Zahl zu sich kommen, bezeigte ihnen ihre Theilnahme und ließ ihnen durch des Kronprinzen Hand milde Gaben reichen. Ihr Bemühen war nicht vergeblich; denn sehr bald äußerte sich, wie viel Gefallen Friedrich selbst am Wohlthun fand. Auf einer Reise nach Hannover hielt die königliche Familie in Tangermünde an, und das Volk drängte sich um dieselbe mit Bezeigungen der Liebe. Es waren auch viele Arme darunter; da ging der kleine Kronprinz schnell in einen Bäckerladen, schüttete seine kleine Baarschaft aus und verlangte dafür Semmeln, Brezeln und Zwieback, was er sogleich selbst unter die Armen, die Kinder und Greise vertheilte. Er hat später geäußert, dort habe er zum ersten Male das Vergnügen genossen, sich von Unterthanen geliebt und Dankesthränen in deren Augen zu sehen.

Die Knabenjahre. Im siebenten Jahre erhielt Friedrich den General Graf von Finkenstein zum Erzieher, einen sechszigjährigen, sehr ehrenwerthen Mann, der durch seine ruhmvolle Führung im Kriege und durch treue Anhänglichkeit, sowie durch sein streng soldatisches Wesen dem Könige sehr werth war; unter ihm stand als Hofmeister der Oberst von Kalkstein, ein gebildeter Mann von heiterem Wesen, streng ordnungsliebend und sparsam, als Lehrer ein junger Franzose, Duhan de Jandun, der viel Kenntnisse besaß und dem jungen Prinzen eine große Liebe zur Literatur und zu den schönen Künsten beibrachte. Der König ertheilte den Hofmeistern eine ausführliche Instruction, wie sie bei der Erziehung ihres hohen Pflegebefohlenen zu verfahren hätten. Nach König Friedrich Wilhelm's erwähnten strengen Grundsätzen heißt es da: „Insonderheit muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädlichen Irrungen und Secten als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart davon nicht gesprochen werden; hingegen aber ist Er zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin bestehet, daß Christus vor alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserem Leben zu leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, daß Ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne; denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Latein sollte Friedrich gar nicht lernen, das Französische und Deutsche aber so, daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne; außerdem die Rechnenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie aus dem Fun-

damente; die alte Historie „nur überhin;" die Geschichte der letzten 150 Jahre aber auf das Genaueste; das Natur- und Völkerrecht, wie auch die Geographie, und was in jedem Lande merkwürdig, sollte er vollkommen inne haben, absonderlich aber die Historie des Hauses Brandenburg, weil ein heimisches Beispiel allezeit mehr Kraft hat, als ein auswärtiges. „Absonderlich," heißt es dann, „haben sich beide Hofmeister äußerst angelegen sein zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß Nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte." Der König verbot streng, den Prinzen etwa zu verzärteln oder gar zu weichlich zu gewöhnen, und weil Faulheit, woraus Verschwenden und Durchbringen entstehe, eines der größten Laster sei, so sollten die Hofmeister dem Prinzen davor den allergrößten Ekel in der Welt beibringen, auch mit ihren Köpfen dafür haften, daß alle Ausschweifungen vermieden würden.

Diese Vorschriften wurden zwar sehr streng befolgt, aber gerade in der Hauptsache, im Religionsunterrichte, verfehlte man es von vorn herein; denn die großen Geheimnisse des christlichen Glaubens wurden dem lebendigen Prinzen auf so trockene, pedantische Weise vorgetragen, daß, weit entfernt sein Herz dafür zu erwärmen, dasselbe vielmehr zurückgestoßen wurde. Der König selbst verschlimmerte diesen Eindruck, indem er den Kronprinzen oft zur Strafe Psalmen auswendig lernen ließ und demselben hierdurch ein inneres Gefallen an den frommen Dichtungen verleidete.

Natürlich wurde der Instruction gemäß alle Sorgfalt angewandt, um dem jungen Prinzen frühzeitig des Vaters Neigung zum Soldatenwesen einzuflößen und ihn mit allen Regeln des Dienstes bekannt zu machen. Schon im zarten Alter mußte Friedrich die Kinderkleider mit der Uniform vertauschen und zu seinem großen Schmerze sein schönes blondes Haar der knappen soldatischen Frisur aufopfern. Zu seiner Uebung im Waffendienste wurde schon im Jahre 1717 eine kronprinzliche Cadetten-Compagnie errichtet und später auf ein Bataillon vermehrt. Friedrich war schon im zwölften Jahre im militärischen Dienste so bewandert, daß er dem als Gast anwesenden König von England seine Cadetten zur größten Zufriedenheit vorführte. Um ihm das Kriegswesen auf möglichst angenehme Weise beizubringen, ließ Friedrich Wilhelm in einem Saale des königlichen Schlosses eine Art Zeughaus einrichten und allerlei Gewehre, Kanonen und dergleichen da aufstellen. Im vierzehnten Jahre wurde der Kronprinz zum Hauptmann, im funfzehnten zum Major, im siebzehnten zum Oberstlieutenant avancirt, und zwar nicht blos dem Namen nach, sondern er machte die regelmäßigen Dienste, wie jeder andere Offizier, mit. Auch den Revuen mußte er überall mit dem Vater beiwohnen, und wenn zu diesem Zwecke Reisen in die Provinzen unternommen wurden, so suchte ihn zugleich der König auf die einfachste Weise mit den verschiedenen Verwaltungsgegenständen bekannt zu machen und sein Interesse dafür zu erwecken.

Verstimmung und Zwiespalt zwischen Vater und Sohn. Friedrich zeigte mehr und mehr außerordentliche Fähigkeiten, mit zunehmender Gesundheit des Körpers entwickelte sich in ihm ein lebhafter, munterer Geist und

eine große Neigung zu Wissenschaft und Kunst. Gleichzeitig aber trat auch immer mehr ein Gegensatz mit dem ganzen Wesen des Vaters hervor. Den König verdroß es schon sehr, daß sein Sohn den Religionsunterricht nicht recht bereitwillig aufzunehmen schien; besonders war er sehr ungehalten, als man ihm kurz vor der Confirmation meldete, daß der Prinz seit geraumer Zeit im Christenthume nur geringe Fortschritte gemacht habe. Der Religionsunterricht wurde vermehrt und am 11. April 1727 konnte Friedrich nach öffentlicher Ablegung seines Glaubensbekenntnisses die Einsegnung erhalten. Bald aber gerieth er mit des Vaters religiöser Neigung noch mehr in Widerspruch: Friedrich Wilhelm, durch eine Krankheit sehr ernst gestimmt, richtete einen strengen Hausgottesdienst ein, bei welchem er öfter selbst die Gebete verrichtete und geistliche Ansprachen hielt. Da mochte denn freilich, da es ihm an der rechten Bildung fehlte, manchmal etwas vorkommen, was den lebhaften und muthwilligen Friedrich, sowie seine ebenso gelaunte Schwester Wilhelmine der frommen Uebungen vergessen ließ; der König glaubte bei ihnen Unaufmerksamkeit und öfter sogar ein kaum verdecktes Lächeln zu bemerken und ließ sie seinen Unwillen darüber eindringlich empfinden. Natürlich war diese Art geistlicher Belehrung und Uebung nicht dazu angethan, dem Prinzen einen ernsteren religiösen Sinn beizubringen, und Friedrich Wilhelm hat so trotz des besten Willens durch seine verkehrte Art gewiß viel dazu beigetragen, daß Friedrich's Sinn gegen die Wahrheiten des Glaubens mehr und mehr gleichgültig wurde. Nicht besser gelang es dem Könige mit seinen übrigen Vorsätzen in der Erziehung des Prinzen. Obwohl dieser die militärischen Uebungen gut auffaßte, und nach Wunsch executirte, so merkte doch der Vater, daß er dieselben nicht mit eigentlicher Lust und Liebe trieb: das mechanische Exerciren befriedigte den Geist des jungen Prinzen nicht, und eben so konnte er an dem sonstigen rohen Treiben der Soldaten, besonders an dem vielen Prügeln und Spießruthenlaufen so nicht viel Gefallen finden, um seinen ganzen Sinn mit des Vaters Leidenschaft auf das Militärwesen zu richten. Auch an der Jagd, welche Friedrich Wilhelm sehr liebte, fand der Sohn nicht gleiches Behagen, so wenig wie am Tabakrauchen, an den derben Späßen des Tabakscollegiums, an dem er schon frühzeitig Theil nehmen mußte, und an dem ganzen, meist ungebildeten Umgange des Königs. Ferner war die Sparsamkeit, auf welche dieser so großes Gewicht legte, keine der Haupttugenden des jungen Kronprinzen; er war freigebig und in keiner Beziehung engherzig, und da er vom Vater sehr knapp gehalten wurde, so machte er hier und da einige Schulden, was dem Könige als ein Vorzeichen künftiger Verschwendung galt. Vor Allem aber war es des Prinzen Neigung für Wissenschaft und Kunst, welche dem Sinne Friedrich Wilhelm's gänzlich zuwider war. Duhan de Jandun hatte dem jungen Friedrich von Jahr zu Jahr mehr Geschmack an der schönen Literatur, an der Lectüre französischer Schriftsteller und an den Künsten beizubringen gewußt, und die ganze Sehnsucht des Jünglings ging fortwährend dahin, nach Erfüllung seiner übrigen strengeren Pflichten, sich in der Beschäftigung mit geistigen Dingen, besonders mit guten Büchern zu erholen. Der Vater aber hielt diese Neigung für ein sicheres Zeichen, daß aus dem Sohne nimmermehr ein rechter Kriegsmann werden könnte, und fürchtete, daß so die ganzen Mühen seines Lebens in Betreff der

militärischen Einrichtungen verloren sein würden. Natürlich gab es bei Hofe Leute, welche sich dem Vater angenehm zu machen suchten, indem sie diese Gefahr noch mehr hervorhoben, und durch allerlei Zwischenträgerei wurde Friedrich Wilhelm so aufgebracht, daß er seinem Sohne immer härter begegnete und ihn bei vielen Gelegenheiten vor dem ganzen Hofe mißhandelte. Der König war überhaupt, obwohl voll Liebe und wahren Wohlwollens gegen Frau und Kinder, doch so wenig Herr seines heftigen Temperaments, daß er sie sehr tyrannisirte. Der Kronprinz wurde jetzt ausgescholten, so oft er in des Königs Nähe kam. Von Zeit zu Zeit schrieb er einen demüthigen Brief an denselben, um seine Gnade wieder zu erlangen: dann wurde der König etwas freundlicher, aber es hielt meistens nicht lange an.

Im sechszehnten Jahre wurde Friedrich von seinem Vater mit an den üppigen Hof des Königs August von Sachsen genommen (1718); er widerstand den Versuchungen des ausschweifenden dortigen Lebens nicht und zog sich dadurch neuen Zorn des Vaters zu. Großen Eindruck machte auf ihn das rege künstlerische Treiben in Dresden. Er hörte auch den berühmten Flötenbläser Quanz, und da er die Musik leidenschaftlich liebte, so wirkte er mit Hülfe seiner Mutter aus, daß derselbe mit einigen andern Musikern nach Berlin kam, wo er dann heimlich Unterricht bei ihm nahm. Wenn er Vormittags mit den Soldaten im steifen Zopfe und enger Uniform die Uebungen ausgeführt hatte, so machte er es sich des Nachmittags gern bequem, und mit zierlichem Haarbeutel und gesticktem Schlafrocke überließ er sich mit Quanz den Genüssen des Flötenspiels. Eines Abends, als die Beiden mit dem Lieutenant von Katte auch so behaglich zusammen waren, hörten sie plötzlich den Tritt des Königs. Schnell entschwanden die Freunde in einen Versteck, Flöte und Noten wurden bei Seite gebracht, und Friedrich legte in Eile wieder die Uniform an. Der Vater aber merkte, was man getrieben hatte, er fand den Schlafrock und den Haarbeutel, warf sie unter Ausbrüchen der größten Heftigkeit nebst vielen Büchern ins Feuer und konnte des Scheltens kein Ende finden. Der Prinz durfte sich nun lange nicht vor dem Vater sehen lassen; endlich schrieb er ihm wieder, bat, ihm zu verzeihen, wenn er wider sein Wissen und Wollen Etwas gethan, was den Vater verdrossen, und versprach, nie wieder mit Willen zu fehlen. Der König aber antwortete: „der Prinz sei ein eigensinniger und böser Kopf, der seinen Vater nicht liebe, indem er, sobald er abwesend, nicht thue, was dieser wolle. Zum andern," fährt der König fort, „weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten (weibischen) Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nicht verschneidet. Das habe er tausendmal verwiesen und doch umsonst, ohne Besserung." Dann warf er dem Prinzen vor, hoffährtig, recht bauernstolz, nicht populär und affabel zu sein, außer Einigen mit keinem Menschen zu sprechen, mit dem Gesichte Grimassen zu schneiden, als wenn er ein Narr wäre; endlich, daß er zu Nichts Lust habe, als seinem eigenen Kopfe zu folgen. Der Brief endete: „Dieses ist die Antwort." Zu Anderen sagte der König: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben."

Das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn wurde noch schlimmer, als die Königin immer erneuerte Anstrengungen machte, um die Heirath ihrer Kinder Friedrich und Wilhelmine mit der Prinzessin Amalie von England und dem Prinzen von Wales zu Stande zu bringen. Wie bereits erwähnt, scheiterten diese Bestrebungen zunächst daran, daß Friedrich Wilhelm sich durch laue Aufnahme des Plans Seitens des Königs von England beleidigt fühlte, sodann an den Bemühungen des Kaisers, dessen Gesandter Seckendorf Alles anwandte, um das Zustandekommen eines solchen Familienbündnisses zwischen Preußen und England zu verhindern. Seitdem theilte sich der ganze Berliner Hof in zwei Parteien, eine österreichische und eine englische; die Königin wollte ihren Plan um keinen Preis aufgeben, was ihren Gemahl so erbitterte, daß der häusliche Frieden dadurch ganz untergraben wurde. Mißtrauisch standen die beiden Eheleute einander gegenüber, heimliche Zwischenträger bemühten sich, den Argwohn und Unwillen Friedrich Wilhelm's noch zu steigern, und die beiden Kinder Friedrich und Wilhelmine, welche sonst durch der Mutter Fürsprache oft des Vaters Zorn entwaffnet hatten, waren jetzt um so schlimmer daran.

Friedrich hatte gerade wegen des harten Drucks, den er am Hofe des Vaters zu ertragen hatte, den Plan einer englischen Heirath um so freudiger ergriffen und verband sich heimlich mit der Mutter, um denselben zum Gelingen zu führen. Er schrieb selbst einen Brief nach England; Friedrich Wilhelm aber erhielt von diesem eigenmächtigen Schritte des Kronprinzen Nachricht und wurde nun von noch heftigerem Groll gegen denselben erfüllt. Im Sommer 1729 wuchs sein Zorn so sehr, daß er Friedrich nebst Wilhelminen außer bei den Mahlzeiten ganz aus seiner und der Königin Gesellschaft verwies.

So oft der Kronprinz sich das Geringste gegen des Vaters Neigungen zu Schulden kommen ließ, erfuhr er von demselben die schimpflichste Behandlung. Er wurde auf eine Zeitlang wieder zum Fähndrich degradirt und wiederholt vor allem Hofgesinde ausgescholten. Dabei sagte Friedrich Wilhelm, um ihn noch mehr zu demüthigen, daß, wenn ihn der König, sein Vater, auf ähnliche Weise behandelt hätte, er tausendmal davon gelaufen wäre; aber dazu gehöre mehr Muth als der Kronprinz besitze. Wo er seinem Sohne begegnete, drohte er ihm mit aufgehobenem Stocke. Friedrich war von dieser Behandlung bereits so sehr verletzt, daß er seiner Schwester schrieb, ein Mehreres, als bisher geschehen sei, könne er nicht mehr mit der schuldigen Ehrerbietung ertragen; käme es je zu thätlichen Mißhandlungen, so werde er sein Heil in der Flucht suchen. Die Sache wurde noch schlimmer, als herauskam, daß der Prinz bei Berliner Kaufleuten 7000 Thaler Schulden gemacht hatte: Friedrich Wilhelm war darüber so aufgebracht, daß er ein scharfes Edict gegen das Geldleihen an Minderjährige erließ. Die 7000 Thaler wurden bezahlt, der Kronprinz aber mußte nun den ganzen väterlichen Zorn erfahren. Er selbst theilte seiner Schwester bald darauf seine bitteren Erfahrungen mit folgenden Worten mit: „Man predigt mir alle Tage Geduld, allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Nie-

mand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem anderen Bedürfnisse, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und auf meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. — — Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine solche Behandlung auszuhalten, bin aufs Aeußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen." Er dachte seitdem ernstlich daran zu flüchten.

Der König, welcher von den Heirathsplänen mit England Nichts mehr wissen wollte, bestimmte seine Tochter jetzt für den Markgrafen von Schwedt und verlangte von seiner Gemahlin und von Wilhelminen unbedingten Gehorsam. Auf den Wunsch der Königin schrieb jedoch Friedrich noch einmal an den englischen Hof, um die Verheirathung seiner Schwester mit dem Prinzen von Wales zu sichern, und betheuerte dabei, daß er selbst keiner Anderen als der Prinzessin Amalie seine Hand geben würde. Als der König den Inhalt dieses Schreibens erfuhr, stieg seine Heftigkeit noch höher; er mißhandelte den Kronprinzen und Wilhelmine körperlich, so oft er sie sah. Nach einem derartigen Auftritte theilte Friedrich seiner Schwester den festen Entschluß mit, sich durch die Flucht einer solchen Behandlung zu entziehen. Zwar kam bald darauf ein englischer Gesandter nach Berlin, um noch einmal über die Heirathsangelegenheit mit dem Könige zu unterhandeln, aber an den Bedingungen, welche England stellte, und an des Königs Heftigkeit zerschlug sich die Sache wiederum, und der Kronprinz, welcher hiermit jede Hoffnung auf eine Besserung seiner Lage verloren hatte, beschloß nun, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um nach England zu fliehen, wo ihm freundliche Aufnahme zugesichert war.

Fluchtversuch und Bestrafung. Die Prinzessin Wilhelmine that Alles, um den Bruder von seinem Vorhaben abzubringen, aber er wurde durch erneuerte Mißhandlungen darin noch bestärkt. Bald fand sich eine scheinbar günstige Gelegenheit. Der Kronprinz begleitete seinen Vater auf einer Reise nach Süddeutschland; zwar wurde er dabei auf das Strengste beaufsichtigt, weil sein Vertrauter, der leichtsinnige Lieutenant von Katte, schon in Berlin durch unvorsichtige Andeutungen Verdacht erregt hatte, aber nichtsdestoweniger versuchte der Prinz sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Katte, der in Berlin geblieben war, sollte nach der getroffenen Verabredung Urlaub zu einer Werbung nehmen und mit den Geldern, Papieren und Kleinodien des Prinzen voraus nach England gehen. Auch der Lieutenant von Keith in Wesel war mit den Beiden im Einverständnisse. In Anspach erhielt Friedrich einen Brief von Katte, der ihn bat, die Flucht zu verschieben, da er noch keinen Urlaub erhalten habe; der Kronprinz erwiderte aber, er wolle nicht

mehr warten, in Sinsheim zwischen Heilbronn und Heidelberg werde er die Flucht bewerkstelligen und im Haag wolle er Katte erwarten. Er hielt sich versichert, daß die Flucht nicht fehlschlagen könne. In der Hast aber setzte er eine ungenaue Adresse auf den Brief, der statt an Katte an einen Vetter desselben gelangte. Die Reise ging unterdeß weiter; in Folge eines Zufalls übernachtete man nicht in Sinsheim, sondern in Steinfurth. Friedrich machte schnell seinen Plan; er überredete einen königlichen Pagen, ihm zum andern Morgen um vier Uhr Pferde zu verschaffen, weil er heimlich einen Besuch in der Nachbarschaft machen wolle. Die Pferde wurden besorgt, und Friedrich schickte sich am andern Morgen an, die längst ersehnte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Ein Kammerdiener aber, der ihn vor Tagesanbruch aufstehen sah, wurde aufmerksam, daß da etwas Heimliches im Werke sei. Er beobachtete, wie der Prinz sich schnell ankleidete, doch nicht die Uniform, sondern ein französisches Kleid und einen rothen Ueberrock anlegte. Kaum hatte Friedrich die Scheune, in der sie schliefen, verlassen, so benachrichtigte der Kammerdiener den Obersten von Rochow von dem Vorgang, sie eilten Friedrich nach und fanden ihn, wie er noch den Pagen mit den Pferden erwartete. Auf ihre Fragen erhielten sie zwar nur kurze abfertigende Antworten, doch hinderten sie Friedrich, ein Pferd zu besteigen und nöthigten ihn, mit nach der Scheune zurückzugehen. Der König war inzwischen gleichfalls benachrichtigt worden, ließ sich jedoch fürerst Nichts merken, weil eigentliche Beweise für die Absicht der Flucht fehlten, bis ihm in Frankfurt der fälschlich an Katte's Vetter gelangte und von diesem zurückgesandte Brief überbracht wurde, aus welchem der Beweis von Friedrich's Plänen klar hervorging. Nun befahl er, denselben auf einer der Jachten, worauf die Fahrt den Rhein hinunter gemacht werden sollte, in Gewahrsam zu nehmen. Am folgenden Tage erst kam er selbst auf das Schiff; kaum erblickte er den Prinzen, so übermannte ihn der Zorn so, daß er über ihn herfiel und ihm mit dem Stocke das Gesicht blutig schlug. Friedrich rief in seinem Schmerz: „Nie hat ein Brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten.“ Mit Mühe entrissen ihn die anwesenden Offiziere den Händen des erzürnten Vaters: doch wurde er nun wie ein Staatsgefangener behandelt, Degen und Papiere wurden ihm abgefordert. Die traurige Reise ging den Rhein hinunter nach Wesel; der Prinz selbst dachte an nichts Anderes, als wie er seine Vertrauten retten könnte. An Keith in Wesel konnte er noch einen Zettel mit den Worten gelangen lassen: „Rette dich, Alles ist entdeckt.“ Keith setzte sich augenblicklich zu Pferde und entkam über Holland nach England (**1730**).

In Wesel ließ der König seinen Sohn vor sich bringen und fragte ihn drohend, warum er habe desertiren wollen. Der Kronprinz antwortete entschlossen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben.“ „Ihr seid also Nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre,“ sagte der König. „Ich habe so viel Ehre, als Sie,“ erwiderte der Prinz, „und nur das gethan, was Sie mir hundert Mal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun.“ Der König wurde durch diese trotzige Antwort in die äußerste Wuth versetzt und zog den Degen, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General von Mosel aber warf sich zwischen Beide und rief: „Durchbohren Sie mich, aber verschonen Sie Ihres Sohnes.“

Dies brachte den König wieder zur Besinnung; Mosel stellte ihm vor, er dürfe den Kronprinzen nicht verurtheilen, ohne ihn zu hören, aber er selbst möge ihn nicht mehr sehen, sondern durch zuverlässige Männer ins Verhör nehmen lassen.

Der Prinz wollte die beabsichtigte Flucht nach England nicht eingestehen, sagte vielmehr aus, er habe nach Frankreich und von da nach Italien gehen wollen, um unerkannt Kriegsdienste zu nehmen und sich durch Waffenthaten der Gnade seines Vaters wieder werth zu machen. Damit hatte er nun aber die Absicht einer Flucht doch zugestanden: der König nach seiner rein soldatischen Auffassung erblickte darin nichts Anderes, als schimpfliches Desertiren und ein höchst gefährliches Beispiel für die ganze Armee, um so mehr, als der Prinz auch noch die beiden Offiziere Katte und Keith zum Bruch ihres Fahneneides bewogen hatte. Er war entschlossen, den Vorfall rein militärisch als Desertionssache vor einem Kriegsgerichte behandeln zu lassen. Seiner Gemahlin schrieb er: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben." Bei seiner Rückkehr nach Berlin wüthete er mit den ärgsten Mißhandlungen gegen die Prinzessin Wilhelmine und versicherte, daß er den Kronprinzen hinrichten lassen wolle. Während vor seinem schrecklichen Zornausbruche Alles zitterte und bebte, wagte es die würdige Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kamecke, ihm zu sagen: „Sie haben Sich bis jetzt Etwas darauf zu Gute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein, und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft; aber wehe Ihnen, wenn Sie von Gottes heiligen Geboten abgehen. Fürchten Sie seine Gerechtigkeit. Fassen Sie Sich! Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen." Da erwachte des Königs besseres Theil wieder: „Sie sind sehr kühn," sagte er, „daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, aber ich nehme es nicht übel. Ihre Absichten sind gut. Sie sprechen freimüthig zu mir, und das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau."

Katte hatte auf die leichtsinnigste Weise versäumt, sich durch die Flucht zu retten, und fiel nun dem König in die Hände. Als er vor diesen geführt wurde, erfuhr er die härtesten Mißhandlungen; dann wurde er verhört und gestand Alles ein. Der Kronprinz war inzwischen nach der Festung Küstrin gebracht worden, wo er als Staatsgefangener mit der größten Strenge behandelt wurde. Die Thüre seines Gemaches mußte fortwährend verschlossen bleiben, Niemand durfte mit ihm sprechen. Das Essen wurde aus der Garküche geholt und Alles klein geschnitten, weil man ihm weder Messer, noch Gabeln geben wollte. Ebenso war ihm Tinte und Feder, die Flöte und alle Bücher streng vorenthalten. Freilich gelang es der allgemeinen Theilnahme, welche sein Schicksal in Aller Herzen erregte, ihm hier und da auf heimlichem Wege eine Erleichterung zu verschaffen. Gleichzeitig kamen von allen Seiten sowohl aus dem preußischen Volke, als von den fremden Höfen Bitten und Vorstellungen für den unglücklichen Prinzen an den König. Dieser aber blieb unerschütterlich dabei, den Schimpf, den ihm sein Sohn, wie er meinte, an-

gethan, durch kriegsrechtliches Urtheil zu sühnen. Nachdem die Untersuchung sorgfältig geführt war, setzte er in der That ein Kriegsgericht zu Köpenick nieder und schrieb demselben vor, den Kronprinzen nur als desertirten Militär zu betrachten. Das Gericht weigerte sich jedoch, über denselben irgend ein Urtheil zu fällen, und sprach nur über Katte die Verurtheilung zu mehrjähriger Festungsarbeit aus. Friedrich Wilhelm war darüber äußerst ungehalten, und warf den Richtern vor, sich nur dem künftigen Thronerben gefällig erweisen zu wollen. In Katte's Vergehen erblickte er ein Majestätsverbrechen und wandelte das Urtheil in Todesstrafe um. Dem Katte sollte bei der Eröffnung gesagt werden: es thue dem Könige Leid, es sei aber besser, er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Katte vernahm sein Urtheil mit großer Seelenruhe. So leichtsinnig er vorher gewesen war, so würdig benahm er sich Angesichts des Todes. Tief schmerzte ihn der Kummer, welchen er den Seinigen bereitete, und seine Briefe an dieselben waren von dem rührendsten Ausdrucke der Reue erfüllt. Er bekannte, daß er in das Unglück gestürzt sei, weil er des Höchsten vergessen und nur nach irdischen Ehren gestrebt habe; jetzt aber erkenne er die Liebe Gottes, die ihn durch den dunkeln Pfad der Leiden zum Licht führe. Der König hatte befohlen, daß er unter den Augen des Kronprinzen hingerichtet werden sollte. Er wurde daher nach Küstrin gebracht und das Blutgerüst vor Friedrich's Fenster aufgeschlagen. Als dieser den Freund vorbeiführen sah, rief er ihm zu: „Verzeihe mir, theurer Katte!" „Der Tod für einen so liebenswürdigen Prinz ist süß," erwiderte Jener. Bald darauf traf ihn der tödtliche Streich, der Prinz fiel dabei in eine Ohnmacht, aus der er sich schwer erholte. Der Feldprediger Müller, welcher seinen jungen Freund in den letzten Lebenstagen auf des Königs Befehl öfter gesehen und zu einem christlichen Tode vorbereitet hatte, überbrachte dem Prinzen dessen letzte Grüße und zugleich die Bitte des Sterbenden, Friedrich möchte sich durch Gottes heilige Fügung zu wahrer Buße führen lassen und sich seinem Könige und Vater unterwerfen, auch nicht denen folgen, welche seinen Leidenschaften schmeichelten, sondern vielmehr denen, welche sich ihnen widersetzten. Friedrich wurde durch diese Vorstellungen des Verstorbenen lebhaft ergriffen und öffnete den geistlichen Ermahnungen des wackern Feldpredigers gern sein Herz. Dieser ließ ihn die ganze Größe seiner Schuld ins Auge fassen, aber verwies ihn zugleich auf die göttliche Gnade, welche größer sei, als alle Schuld. Durch ein kräftiges Gebet stärkte er den matten Glauben des jungen Prinzen, welcher ihn aufforderte, ihn täglich zu besuchen.

Unterdeß war der König dann und wann noch zweifelhaft, ob er nicht auch an seinem Sohne die Strenge der militärischen Gesetze in Erfüllung gehen lassen müsse. Es kam darüber mit seinen geachtetsten Offizieren zu heftigen Auftritten; ein Major von Buddenbrock entblößte einst seine Brust und rief kühn aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Auch der alte Fürst Leopold von Dessau verwandte sich für den Prinzen, und zugleich kamen von den befreundeten Höfen immer dringendere Fürbitten an den König. Am meisten aber trug zu dessen Besänftigung der Bericht des Feldpredigers Müller über des Prinzen Sinnesänderung bei. Müller war

mit demselben in immer herzlicheren Verkehr gekommen und konnte dem strengen Vater melden, daß Friedrich sein Unrecht einsehe und tief bereue; er bat den König inständigst, barmherzig zu sein und den Prinzen zu begnadigen, welcher sonst durch seine tiefe Schwermuth leicht in eine Gemüthskrankheit verfallen könne. Hierdurch erweicht, gab Friedrich Wilhelm dem Feldprediger den Befehl, zu dem Prinzen zu gehen und ihm, wenn er vor Gott betheuere, daß er seine Sünden von Herzen bereue und seinen Vater um Verzeihung bitte, anzuzeigen, der König wolle ihm zwar noch nicht ganz verzeihen, ihn aber doch aus seiner scharfen Haft entlassen. Er sollte dann nur noch Stadtarrest haben und vom Morgen bis zum Abend bei der Kriegs- und Domainenkammer und der Regierung arbeiten. Vorher müsse er jedoch einen Eid schwören, des Königs Befehle und Willen genau wie ein treuer Diener, Unterthan und Sohn nachzuleben; wenn er dagegen wieder umschlagen, auf die alten Sprünge kommen und den Eid brechen würde, solle er die Krone und nach Umständen wohl auch das Leben verlieren. „Gott gebe seinen Segen," fügte er hinzu, „und der Heiland helfe, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein Herz zerknirscht, erweicht und geändert werden möge." Der Kronprinz versicherte, bei dem Vorsatze der Lebensbesserung und beim Gehorsam gegen seinen Vater verbleiben zu wollen, und erhielt darauf durch Müller die Nachricht von seiner Begnadigung. Degen und Orden wurden ihm zurückgegeben, der Degen aber ohne Port d'epée; er bat den König, ihm auch das wieder zu verstatten. Der König willigte freudig ein, indem er überrascht ausrief: „Ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut!"

Friedrich's Beschäftigung in Küstrin und Versöhnung mit dem Vater. Dem Kronprinzen wurde nun in Küstrin ein eigenes Haus zur Wohnung eingerichtet. Des Königs Absicht war es schon immer gewesen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu lassen, weil ein Fürst, der Nichts von Oekonomie und Finanzen verstehe, in die Hände der Günstlinge gerathe und verachtet werde. Den Tag nach der Eidesleistung wurde denn der Prinz in die Kriegs- und Domainenkammer in Küstrin eingeführt und nahm an einem untenangestellten kleinen Tische als Auscultator mit seinen beiden Kammerjunkern Platz. Hier sollte er alle Tage von sieben bis zwölf und von drei bis fünf Uhr arbeiten, in den späteren Stunden von dem Präsidenten und einem Director über die Sachen, die er nicht verstehe, besonderen Unterricht erhalten. Er durfte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeiträumen an König und Königin, Musik weder machen, noch hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte Jemand von Politik mit ihm sprechen: nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Blos drei Bücher wurden ihm verstattet: die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arnd's wahres Christenthum; habe er Zeit übrig, so solle man ihm die Schriften des alten Markgrafen Johann von Küstrin über die Staatshaushaltung vorlegen. Besonders sollte sich der Prinz auch mit der Ackerwirthschaft und Viehzucht bekannt machen, damit er erfahre, wie viel Mühe es einen Bauern koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Natürlich fiel es dem Prinzen ungemein schwer, sich in Allem den strengen Anordnungen

des Vaters zu fügen, und öfter kostete es ihn einen heftigen Kampf, um sich nicht nochmals gegen diesen aufzulehnen, aber die ruhige Ueberlegung siegte und er lernte sich äußerlich in Alles ergeben. Am schwersten war ihm die Entbehrung seiner Bücher, besonders der französischen. Um den Aufenthalt in Küstrin abzukürzen, beschloß er, Alles anzuwenden, sich die Zuneigung seines Vaters wieder ganz zu verschaffen. Er wußte, daß die englischen Heirathspläne vor Allem den Unwillen desselben erregt hatten, und er schrieb deshalb an den General von Grumbkow, des Königs Vertrauten, daß er jene Gedanken gänzlich aufgegeben habe und sich gern des Königs Absichten fügen werde. Grumbkow, der früher mit Seckendorf ein heftiger Gegner des Prinzen gewesen war, ließ es sich jetzt angelegen sein, eine vollständige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen, und gab Letzterem sehr guten Rath, wie er sich in seinen Briefen auszudrücken habe, um Friedrich Wilhelm's Wohlgefallen wieder zu gewinnen. Er bewirkte es auch, daß der König bei Gelegenheit einer Reise nach Preußen den Kronprinzen in Küstrin besuchte. Dieser hatte sich in dem Prüfungsjahre so verändert, daß schon sein ernstes männliches Aeußere dem König wohlgefiel, noch mehr aber das offene freie Wesen, womit er zu des Vaters Füßen seine Schuld unumwunden eingestand und bleibende Besserung gelobte. Beim Abschiede umarmte ihn der König vor allem Volke und versicherte ihm, daß er nun nicht mehr an seiner Treue zweifele. Doch wurde des Prinzen Lehrzeit in Küstrin noch nicht für beendigt erklärt; nur erhielt er die Erlaubniß, auch die Domainen in der Umgegend zu besuchen, um sich auch praktisch von allen Dingen zu unterrichten. Dies that er mit großem Eifer und trefflichem Erfolge: er lernte alle Einzelnheiten der Verwaltung kennen und gab darüber dem Könige genaue Rechenschaft.

Die Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine ließ den Prinzen seiner völligen Begnadigung wieder einen Schritt näher kommen. Die Königin hatte noch immer die Verbindung ihrer Tochter mit dem Prinzen von Wales betrieben; ihr Gemahl aber, durch die fortwährenden ausweichenden Antworten des englischen Hofes erbittert, drang auf die Vermählung der Prinzessin mit dem Erbprinzen von Baireuth. Wenn sie gehorsam sei, wolle der König gleich nach ihrer Verheirathung den Kronprinzen in Freiheit setzen, alles Vergangene vergessen und ihm und der Königin gut begegnen. Die Prinzessin willigte, besonders aus Liebe zu ihrem Bruder, ein. Der Kronprinz wurde zwar zur Vermählung selbst nicht nach Berlin gerufen, am vierten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten während eines großen Balles im königlichen Schlosse traf er auf des Königs Befehl dort ein. In einem schlichten grauen Anzuge trat er unerkannt in den Saal und mischte sich unter die an der Thüre stehenden Bedienten. Niemand außer dem Könige wußte um seine Anwesenheit. Endlich wurde die Königin, welche beim Spiele saß, durch ihre Oberhofmeisterin von der Ankunft des geliebten Sohnes unterrichtet: sie eilte auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme. Die Prinzessin Wilhelmine war außer sich vor Freude, als ihr gesagt wurde, der theure Bruder sei gekommen; aber auch sie mußte erst suchen, bis sie ihn herausfand, so hatte sich sein Ansehen verändert. Nachdem sie ihn herzlich umarmt hatte, warf sie sich dem Vater zu Füßen und

drückte ihm ihre Gefühle der Dankbarkeit so lebhaft aus, daß er sich der Thränen nicht erwehren konnte.

Am folgenden Tage baten sämmtliche in Berlin anwesende Oberoffiziere unter Anführung des alten Fürsten Leopold von Dessau den König, daß er seinen Sohn auch wieder in das Heer aufnehme. Als nun bald darauf bei einer Heerschau der Kronprinz mit dem Könige in Uniform erschien, ließ das Volk seiner Freude in lautem Zurufe freien Lauf.

Noch einmal jedoch kehrte Friedrich nach Küstrin zurück, wo er noch drei Monate mit großer Auszeichnung und zur hohen Befriedigung des Vaters arbeitete. Erst dort in Küstrin entwickelte sich Friedrich's Sinn für ernste Arbeiten; er widmete sich nach und nach den staatswirthschaftlichen Studien mit wahrer Theilnahme und Lust und fing an, eigene Ideen für das Wohl des Staates zu verarbeiten. Auch für das Soldatenwesen entwickelte sich jetzt in ihm eine freiwillige Neigung: er bat den König, ihm eine Compagnie in Küstrin und eine in Frankfurt zu geben, um neben seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen auch dem Dienste zu leben. Der Vater wollte es fast nicht glauben, aber es machte ihn sehr glücklich.

Friedrich's Vermählung. Um Friedrich Wilhelm vollständig zu versöhnen, hatte der Kronprinz, wie gesagt, schon lange auf die von der Mutter noch immer eifrig erstrebte englische Heirath verzichtet. Grumbkow hatte ihm heimlich den Rath gegeben, den Wünschen des Vaters entgegenzukommen, welcher vorzüglich seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern wünschte. Dieselbe war eine Nichte der Kaiserin, und der österreichische Gesandte hatte insgeheim Alles gethan, um die Absichten des Königs auf sie zu lenken und durch eine solche Verbindung den künftigen Thronfolger enge an das kaiserliche Haus zu knüpfen. Der Kronprinz erklärte an Grumbkow von vorn herein, er sei bereit, die Prinzessin zu heirathen, wenn dieselbe nur nicht albern und gar zu häßlich sei. Grumbkow schilderte ihm nun die Prinzessin, welche mit ihren Aeltern damals in Berlin zum Besuche war, nicht gar vortheilhaft, damit Friedrich später angenehm überrascht würde, wenn er sie selbst sähe. Der Prinz aber gerieth noch einmal in einen fast verzweifelten Kampf mit sich selber; durch Grumbkow's Brief wurden die schwersten Bedenken in ihm rege. Er besorgte, sich für alle Zukunft an eine Frau zu binden, welche ihm unerträglich werden müßte. Er wünschte sich eine Gattin, welche in den Gesinnungen und geistigen Neigungen mit ihm übereinstimmte, was er von der ihm vorgeschlagenen Prinzessin nicht erwartete. In einer solchen Stimmung schrieb er einen verzweifelten Brief an Grumbkow. Für die Verirrungen seiner Jugend, sagte er, sei er genug bestraft, und wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden, lieber mache er durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende. Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er sich von einem unglücklichen Dasein befreie. Grumbkow machte ihm sehr ernste Vorstellungen wegen dieser übereilten und verbrecherischen Gedanken. Zu gleicher Zeit aber kam ein Schreiben des Königs, worin dieser in der Aussicht auf die Heirath den Kronprinzen anwies, seinen Aufenthalt in Küstrin aufzugeben und mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Die nahe Aussicht auf völlige Befreiung aus der bis-

herigen Verbannung wirkte auf Friedrich mehr, als alle sonstigen Betrachtungen, und am festgesetzten Tage traf er in Berlin ein.

Die Prinzessin, die ihm zur Braut bestimmt war, mißfiel ihm weit weniger, als er erwartet hatte: sie war zwar nicht schön, aber auch nichts weniger als häßlich, vielmehr gut gewachsen und von angenehmen Zügen, dabei einfach, verständig, vielseitig gebildet und vor Allem sehr gutherzig. Nur fehlte es ihr an Sicherheit und Gewandtheit des Benehmens, und sie wurde noch mehr eingeschüchtert, als sie gewahr wurde, wie der Kronprinz, dem sie selbst nur auf den Willen ihrer Aeltern die Hand reichte, ihr kalt und abgemessen begegnete. Sie machte nicht gerade einen nachtheiligen Eindruck auf denselben. „Ich habe keinen Widerwillen gegen sie,“ äußerte er, „sie ist ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Uebels, aber ich werde sie nie lieben können.“ Die Prinzessin, um ihren Willen befragt, antwortete, sie werde Alles thun, was Vater und Mutter von ihr verlangten, die Person des Prinzen mißfalle ihr nicht. Friedrich Wilhelm bestand darauf, daß die Verlobung sofort statt fände, und dieselbe wurde am 10. März 1732 vollzogen.

Der Kronprinz wurde nun in das Generaldirectorium eingeführt, um sich noch in dieser höchsten Verwaltungsbehörde weiter auszubilden; er wünschte jedoch des Zwanges, welcher ihm in der Nähe des Vaters auferlegt war, enthoben zu sein, und wußte es durchzusetzen, daß er als Oberst eines Regimentes nach Ruppin, zehn Meilen von der Hauptstadt, versetzt wurde, wo er fortfuhr, sich in allen militärischen und Verwaltungsangelegenheiten genau zu unterrichten und den Vater durch treffliche Berichte, wie durch Uebersendung „langer Kerls“ zu erfreuen.

Am 12. Juni **1733** fand unter großen Feierlichkeiten, doch ohne freudige Stimmung, Friedrich's Vermählung in einem braunschweigischen Schlosse statt. Die Kronprinzessin folgte ihrem Gemahl nach Berlin, wo am 27. Juni ihr Einzug mit militärischem Gepränge gefeiert wurde. Ihr Schicksal war keineswegs beneidenswerth; denn der Prinz begegnete ihr mit abstoßender Kälte und auch die Königin ließ sie nur allzusehr empfinden, daß auch ihr diese Heirath keine erwünschte gewesen. Wenn übrigens Friedrich auch keine wirkliche Zuneigung zu seiner jungen Frau empfand, so mußte er ihr doch sehr bald alle Achtung widmen. Er gestand gegen einen Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht.“

Friedrich's Aufenthalt in Rheinsberg; seine weitere Vorbereitung für den Thron. Friedrich Wilhelm war jetzt durch die Willfährigkeit des Kronprinzen gegen seine Wünsche so erfreut, daß er demselben gern auch alle Zeichen seines Wohlwollens gab, und da er erfahren hatte, daß Friedrich das Schloß Rheinsberg bei Ruppin zu besitzen wünschte, so kaufte er ihm dasselbe und gestattete, daß er mit einer Anzahl auserwählter Begleiter und Freunde seinen bleibenden Aufenthalt dort aufschlug. In Rheinsberg verlebte nun der Prinz in ernster Beschäftigung, in Studien und im freien geselligen Verkehre die schönsten Tage seines Lebens. Sein Geist hatte schon in Küstrin eine ernste Richtung auf die Vorbereitung für seinen hohen Beruf genommen; darin beharrte er und wandte die ihm in Rheinsberg gewährte Freiheit an,

um sich in jeder Beziehung weiter auszubilden. Außer der Einübung seines Regimentes, welches er täglich in dem nahen Ruppin tüchtig exercirte, und ganz zur Zufriedenheit des Königs führte, hatte er keine vorgeschriebene Beschäftigung; aber er selbst machte sich eine allseitige Thätigkeit zur Pflicht. Dort in Rheinsberg versammelte der Prinz seine wissenschaftlich gebildeten, geistreichen Freunde in ungezwungenem Verkehre um sich, dort knüpfte er den Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten an, dort schrieb er seine ersten Werke und bildete sich in jeder Beziehung zum Könige aus.

Die eigentlichen Studien des Kronprinzen gingen zunächst auf die Kriegswissenschaften; er las ein gerade damals erschienenes treffliches Buch über die Feldzüge unter Ludwig XIV., besonders über die Kriegsthaten der großen Generale Condé, Turenne und des Marschalls von Luxemburg mit dem größten Eifer und gewiß mit dem erheblichsten Nutzen. Der alte Fürst Leopold von Dessau verfaßte für ihn „eine ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden" mit großen erläuternden Plänen, wodurch er Friedrich sehr erfreute.

Bald fand sich eine Gelegenheit, wo dieser den Krieg auch aus eigener Anschauung, wenn auch nur sehr vorübergehend, kennen lernen sollte. In dem Reichskriege gegen Frankreich im Jahre 1734 führte der berühmte Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl. Friedrich Wilhelm schien die Gelegenheit erwünscht, um den Kronprinzen unter so gefeierter Leitung in die Kunst des Krieges einweihen zu lassen; er schickte denselben als Freiwilligen zur Armee. Kaum im Lager angekommen, begab sich Friedrich zum Prinzen Eugen, um den greisen Helden, dessen Name noch heute im Volksmunde lebt, von Angesicht zu schauen, und bat um die Erlaubniß, „zuzusehen, wie ein Held Lorbeeren sammelt." Dem alten Krieger gefiel der preußische Prinz, von dem er schon manches Gute erfahren hatte, und ihn ernst anschauend sagte er: „Alles an Ihnen verräth, daß Sie einst ein tapferer Feldherr sein werden." Während sie dann an der Tafel saßen, wurde von den Franzosen tüchtig geschossen; doch achtete man darauf nicht, und der Kronprinz freute sich, wenn er einen Trinkspruch ausbrachte und der Donner der Geschütze denselben begleitete. Der Geist und das männliche Betragen des Prinzen erfreuten den alten Eugen immer mehr, und derselbe zog ihn zu allen Kriegsberathungen zu: Friedrich suchte sich dieses Vertrauens durch Theilnahme an allen Operationen, sowie an allen Beschwerden des Feldlagers würdig zu machen. Auch zeigte er schon hier seine Unerschrockenheit. Er war zur Besichtigung der Linien von Philippsburg mit geringem Gefolge ausgeritten; als er durch ein lichtes Gehölz zurückkehrte, wurde er von dem Geschütze der Gegner verfolgt, die Kugeln schlugen dicht bei ihm nieder und mehrere Bäume wurden zu seinen Seiten zertrümmert, doch behielt er die größte Ruhe, und allgemein wurde seine Haltung in der Gefahr bewundert. Der Feldzug hatte, wie wir bereits gesehen haben, kein erhebliches Resultat, aber das Lob, welches Prinz Eugen dem jungen Prinzen widmete, war diesem bei Friedrich Wilhelm eine große Empfehlung: der Vater sah ihn nun mit immer günstigeren Augen an.

Nach dieser kurzen Unterbrechung kehrte Friedrich nach Rheinsberg zurück, um sich dem ungestörten Genusse der Wissenschaften und eines heiteren Verkehrs mit seinen Freunden zu widmen.

Das Leben und Treiben in Rheinsberg versetzt uns in die Zeit der Königin Sophie Charlotte zurück. Wir haben davon die Beschreibung eines Zeitgenossen, welcher ein liebliches Bild von der Anmuth des Ortes und der Heiterkeit des fürstlichen Hofhaltes giebt. „Alle, die auf dem Schlosse wohnen," heißt es in dem Berichte, „genießen die ungezwungenste Freiheit, sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiele, auf dem Balle, im Concerte oder bei anderen Festen. Jeder denkt, lies't, zeichnet, schreibt, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd und zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen. Nach der Mittagstafel versammelt sich der ganze Hof um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Concert, wozu man eingeladen sein muß. Er selbst spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit, seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst componirt. Doch Friedrich ist in Allem ausgezeichnet."

Die militärischen Freunde des Prinzen wurden in Rheinsberg zu einer Art Ritterorden vereinigt, dessen Schutzpatron Bayard, der berühmte Ritter „ohne Furcht und Tadel" war. Der Zweck der Vereinigung war die Vervollkommnung der Kriegskunst, Untersuchung wichtiger militärischer Fragen und das Studium der Feldzüge aller berühmten Heerführer.

Vor Allem aber war des Prinzen Muße in Rheinsberg der Pflege der Wissenschaften gewidmet. Mit dem unermüdlichsten Eifer war er bemüht, die Lücken seiner früheren Ausbildung auszufüllen. „Ich studire mit aller Kraft," schreibt er selbst, „und thue alles Mögliche, mir Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich meiner künftigen Bestimmung würdig zu machen; endlich arbeite ich daran, mich zu veredeln und meinen Geist mit den berühmtesten Mustern alter und neuer Zeit zu erfüllen. Diese Anstrengungen sind eine Folge meiner Selbsterkenntniß, um zu erwerben, was mir fehlt, und zu verbessern, was mangelhaft ist."

Bei dieser wissenschaftlichen Beschäftigung trieb ihn seine alte Vorliebe besonders zu französischen Schriftstellern hin. Die deutsche Sprache, welche damals noch in einer großen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit befangen war, während die französische Literatur schon unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter gehabt hatte, war ihm nicht angenehm, er sprach und schrieb fast ausschließlich französisch und studirte auch vorzugsweise französische Schriftsteller, außerdem einige italienische Werke und die alten griechischen Klassiker in französischen Uebersetzungen. Besonders wählte er geschichtliche, philosophische und schönwissenschaftliche Werke.

Unter allen Schriftstellern seiner Zeit zog ihn keiner so an, wie der Franzose Voltaire, welche das Anmuthige, Leichte und Verführerische der französischen Sprache in der höchsten Vollkommenheit besaß. Seine Schriften waren durch Witz und geistvolle Darstellung, welcher man eben so leicht folgt, wie einer lebendigen Unterhaltung, in hohem Grade ausgezeichnet und übten einen großen Reiz auf Friedrich aus. Er ließ sich sehr bald mit Voltaire in einen Briefwechsel ein. Dieser geistige Verkehr hatte nach und nach einen sehr großen Einfluß auf Friedrich's Denkungsweise, besonders in religiöser Beziehung. Wir haben schon gesehen, wie die Wahrheiten des christlichen Glaubens dem Kronprinzen in frühester Jugend durch die pedantische, trockene Belehrung und durch des Vaters schroffe Strenge verleidet worden waren. Der Eindruck, welchen dann in Küstrin die herzlicheren und wärmeren Vorstellungen des Feldpredigers Müller auf Friedrich gemacht hatten, war sehr rasch wieder verflogen, und bald gab er sich von Neuem allen Zweifeln an den Heilswahrheiten hin. Selbst die ersten Grundlagen alles religiösen Glaubens, die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, wurden in ihm erschüttert; doch brachte ihn das Studium ernsterer Schriften hierin wieder auf einen besseren Weg. „Ich bin jetzt überzeugt," schrieb er im Jahre 1736, „von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen, meines Gleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben." Leider war dieser Anfang religiösen Glaubens nicht kräftig genug, um den jungen Prinzen weiteren Versuchungen widerstehen zu lassen; der Verkehr mit Voltaire aber trug dazu bei, ihn immer weiter von den christlichen Lehren abzulenken. Voltaire war zuerst nur gegen Mißbrauch und Heuchelei in religiöser Beziehung, sowie gegen Herrsch- und Verfolgungssucht der Priester mit heftigen und bitteren Schriften aufgetreten. Aber er blieb hierbei nicht stehen, ließ es sich vielmehr vorzüglich angelegen sein, die philosophischen Lehren zu verbreiten, welche in England zuerst von dem berühmten Locke und in viel schlimmerer Art von dessen Nachfolgern aufgestellt worden waren. Letztere leugneten nicht nur die geoffenbarten christlichen Wahrheiten, sondern wollten überhaupt von den höheren, der menschlichen Vernunft eingeborenen religiösen Ideen Nichts wissen und nur das als wahr zugeben, was man mit den Sinnen und durch die Erfahrung wahrnehmen könne. Diese gefährlichen Lehren, durch welche aller religiöse Glaube untergraben wurde, fanden besonders durch Voltaire's gefällige und glänzende Darstellung viel Eingang bei allen Nationen: überall machte sich diese sogenannte Aufklärung geltend, und man kam so weit, die Religion selbst nur als einen Betrug anzusehen, den einige Klügere erfunden hätten, um die große Menge der einfacheren Leute dadurch leichter zu beherrschen. Voltaire besonders ließ seinen beißenden Witz an allen christlichen Lehren und Einrichtungen aus, und es gab nichts Heiliges, was er nicht herabzuziehen und zu schänden versucht hätte. Der Kronprinz Friedrich

stimmte nun zwar nicht in allen Dingen mit ihm überein, vielmehr haben wir noch einen Briefwechsel, worin er gewisse höhere Ideen gegen den französischen Zweifler vertheidigt, aber allmälig gewann leider dessen Geist immer mehr Einfluß auf unseren Prinzen, und dieser verfiel zuletzt einem fast gänzlichen Unglauben. Wo er ächte Frömmigkeit fand, da versagte er derselben zwar seine Achtung nicht, und im Allgemeinen war es seinem Sinne zuwider, irgend Jemand wegen seines Glaubens zu verfolgen, aber den Geistlichen blieb er mit wenigen Ausnahmen abhold, und für sich selbst hat er die Tröstung und Stärkung des Glaubens niemals gesucht. Er fühlte es öfter als ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie seine Völker, aber er war zu ehrlich, um Religion zu heucheln, und hoffte, das Volk werde einen Fürsten, der es redlich mit ihm meine und es durch seine Handlungen glücklich zu machen suche, doch lieben. Auch nahm er es mit seinen Handlungen um so strenger: er machte sich ein Ideal von Vollkommenheit, und wenn man ihm sagte, daß er es nicht erreichen werde, so erwiderte er, daß er wenigstens danach streben und sich dann mit dem genügen lassen wolle, was er erreiche.

Während der Prinz durch Lesen, Denken und vielfachen Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten seinen Geist auf alle Art auszubilden bemüht war, entstanden auch seine ersten eigenen Schriften. Unter Anderem schrieb er (1793) eine große Abhandlung über Politik unter dem Titel „Anti-Macchiavell.“ Der Florentiner Macchiavell hatte im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein Buch „vom Fürsten“ geschrieben, worin er nachwies, mit welchen Mitteln eine Alleinherrschaft im Staate zu erlangen und zu behaupten sei. Da er vielfach Mittel der Gewalt und der List empfahl, so hielt Friedrich sein Buch für ein höchst verderbliches. „Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Pesten,“ sagte er, „sind nicht so nachtheilig für die Welt, als schlechte Moral und zügellose Leidenschaften der Könige.“ Er geht in seiner Widerlegung des Florentiners davon aus, daß das Hauptstreben für einen Fürsten die Gerechtigkeit sein müsse: er müsse das Wohl des Volkes, welches er regiere, jedem anderen Interesse vorziehen, denn der Fürst solle sich nicht als unumschränkter Herr seiner Unterthanen, sondern als ihr höchster Diener betrachten, als ihr Vormund, welcher ihr Vermögen zu verwalten habe und dafür verantwortlich sei. Die Schrift ist durchweg von edeln und trefflichen Gedanken erfüllt; überall tritt uns Abscheu vor dem Laster und ein starkes sittliches Gefühl entgegen.

So bereitete sich Friedrich in Rheinsberg für seinen hohen Beruf vor. Die Meinungen darüber, was man von ihm zu erwarten hätte, waren getheilt: die Meisten glaubten, er werde sich nur angelegen sein lassen, Wissenschaft und Geist an seinem Hofe zu pflegen und darin selbst als Muster voranleuchten; Andere hofften, er werde Gewerbe und Künste fördern und seinem Volke die Wohlthaten des Friedens gewähren; nur Wenige ahnten, daß er nicht nur Vater des Vaterlandes, sondern auch Kriegsheld sein würde. Doch schrieb ein Franzose ein Jahr vor Friedrich's Thronbesteigung: der wahre Gegenstand seiner Wünsche sei der Ruhm und zwar der Kriegsruhm, er brenne vor Begierde, in die Fußstapfen seines Ahnherren, des großen Kurfürsten, zu treten.

32. Friedrich's Regierungsantritt und erste Handlungen.

Der Regierungsantritt. Friedrich war achtundzwanzig Jahre alt, als ihn des Vaters Tod am **31. Mai 1740** auf den Thron berief. Gleich die ersten Stunden zeigten dem erstaunten Hofe, daß der neue Fürst es mit dem königlichen Amte sehr ernst zu nehmen gedenke. Kaum war er von dem Todbette Friedrich Wilhelm's geschieden, da erschien vor ihm der alte Leopold von Dessau, umfaßte mit Thränen seine Kniee und bat, ihm und seinen Söhnen die Stellen und die Autorität bei Hofe zu lassen, welche sie unter seinem Vater gehabt. Friedrich hatte dem alten Kriegsmanne niemals recht getraut, weil er ihn als einen Anhänger Oesterreichs kannte, aber indem er ihm befahl, sich zu erheben, sagte er: seine Stellen solle er behalten, von seiner Autorität jedoch wisse er nichts. „Nachdem ich König bin," setzte er hinzu, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der Einzige zu sein, der hier Autorität besitzt." Noch an demselben Abende eilte er von Potsdam nach Berlin. Am andern Morgen empfing er die dort anwesenden Generale, welche über sein erhaben königliches Auftreten erstaunt waren. In seiner Anrede an dieselben kündigte er den Willen an, die Armee, wie sein Vater sie gebildet, zu erhalten, aber einige große Uebelstände bei derselben abzustellen. „An zwei Dinge," sagte er, „will ich Sie erinnern: das Eine, daß die Truppen nicht nur schön, sondern auch gut und brauchbar sein müssen, und das Zweite, sie dürfen dem Lande nicht lästig und verderblich werden, das sie schützen sollen. Gegen Einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; stellen Sie dieselben ab. Ein guter Soldat," setzte er mit jugendlicher Wärme hinzu, „muß eben so wohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav." — Bald darauf versammelte er in Charlottenburg die bisherigen Minister, welche ihm nach alter Gewohnheit von Neuem den Eid der Treue leisten mußten. „Sie hätten bis dahin," sagte er unter Anderem zu denselben, „oft einen Unterschied zwischen dem Vortheile des Königs und dem des Landes gemacht." „Ich," fuhr er fort, „denke anders. Ich glaube, daß das Interesse des Landes auch das meinige ist, und daß ich keines haben kann, das dem des Landes entgegen wäre. Sollten sich beide einmal nicht mit einander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben."

Der Finanzminister Boden. Die früheren Freunde Friedrich's, welche mit ihm die angenehmen Tage zu Rheinsberg verlebt hatten, meinten zum Theil, jetzt sei eine Zeit hohen Glanzes und Ansehens für sie gekommen, und machten bereits Entwürfe für eine prächtige Hofhaltung. Der bisherige Minister Boden aber, ein strenger, sparsamer Mann, den Friedrich bis dahin nicht leiden mochte, widersetzte sich dem mit der größten Offenheit und Entschiedenheit: er erklärte dem Könige rund heraus, wenn die Ausgaben vermehrt werden sollten, so müßte man entweder das Land mit neuen Auflagen bedrücken oder das Heer vermindern. Friedrich antwortete: „Keins von Beiden. Meine Unterthanen müssen keinen Heller geben; ich weiß zu gut, wie sehr sie schon gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden." Er ließ sich von dem ehrlichen Boden genaue Auskunft über alle Finanzverhältnisse ertheilen und behielt die bisherige Sparsamkeit in der Verwaltung bei.

Seine Freunde aber sahen sich in ihren hohen Hoffnungen getäuscht und mußten sich mit bescheidener Beförderung begnügen, ohne eigentlichen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu gewinnen, außer insoweit sie dazu wirklich befähigt waren.

Die Königin. Seiner Gemahlin wies Friedrich das neueingerichtete Schloß zu Schönhausen mit einem angemessenen Hofstaate an. Er stand zu derselben in einem eigenthümlichen Verhältnisse: er hatte nie das drückende Gefühl zu überwinden vermocht, daß ihm bei der Vermählung Zwang angethan worden, und ließ deshalb eine wirkliche Zuneigung nicht aufkommen. Elisabeth Christine aber hatte in ihrer schwierigen Lage so viel ächt weibliche Milde, edle Sanftmuth und treffliche Eigenschaften bewiesen, daß ihr der König die größte Hochachtung nicht versagen konnte. Er wollte ihr daher eine ehrenvolle Stellung bereiten und setzte sie in den Stand, einen eigenen Hof ganz ihrem königlichen Stande gemäß zu halten, auch hielt er darauf, daß ihr in jeder Beziehung alle Ehre und Rücksicht als Königin erwiesen würde; er selbst aber sah sie nur selten und verzichtete darauf, an ihr eine treue Lebensgefährtin zu haben, wie sie es gewiß für ihn gewesen wäre.

Erste Regierungssorgen. Friedrich erhielt gleich nach seinem Regierungsantritte Gelegenheit, seine Fürsorge für des Volkes Wohl zu bewähren. Der strenge Winter des Jahres 1740 hatte einen großen Nothstand hervorgerufen; um der Theuerung abzuhelfen, ließ der König die von seinem Vater angelegten großen Vorrathshäuser öffnen und das Getreide zu billigen Preisen an die Armen verkaufen, auch wurden baare Geldunterstützungen aus den Ersparnissen der Staatsverwaltung unter die Armen vertheilt. Das Volk begrüßte natürlich diese fürstliche Milde überall mit Jubel, und die Huldigung, welche er nach einander in den verschiedenen Provinzen entgegennahm, kam wirklich aus den Herzen der Unterthanen.

Der König war keineswegs gesonnen, die Einrichtungen seines Vaters, die er in den meisten Beziehungen sehr angemessen und vortheilhaft fand, umzustoßen oder bedeutend abzuändern: nur Einzelnes, was er als Uebelstand erkannt hatte, suchte er sofort abzustellen. Er war, wie Friedrich Wilhelm, überzeugt, daß Preußen bei der weiten Ausdehnung seiner Landesgrenzen einer großen und tüchtigen Armee bedürfe, und konnte um so weniger an eine Verminderung derselben denken, da er im Stillen bereits gewaltige Kriegsunternehmungen vorbereitete. Nur die „langen Kerls," seines Vaters geliebte Leibgarde, waren ihm zu theuer und wurden sofort abgeschafft: bei Friedrich Wilhelm's Leichenbegängniß erschienen sie zum letzten Male. Dagegen errichtete Friedrich ein neues Leibregiment, die Garde-du-Corps zu Pferde, ein Ingenieurcorps, welches durch alle Festungen des Landes vertheilt wurde, Jäger zu Fuß und zu Pferde und noch mehrere andere Regimenter. Der volle Schatz, welchen ihm sein Vater hinterlassen hatte, kam ihm dabei sehr zu Statten; Dank demselben konnte er in den ersten Monaten seiner Regierung das Heer ohne Belastung des Landes um 20,000 Mann vermehren. Die Fahnen erhielten die Inschrift Pro Deo et gloria (für Gott und den Ruhm). Er selbst wohnte den Uebungen unermüdet bei. Er drang auf eine menschliche und freundliche Behandlung der gemeinen Soldaten und

bestrafte mit Strenge alle Plackereien, welche sich die Offiziere etwa bei den Werbungen erlaubten.

Natürlich wandte sich Friedrich's Interesse gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung auch der Förderung des geistigen Lebens und Strebens zu, besonders erfuhr die Akademie der Wissenschaften, welche sein Vater mehr vernachlässigt hatte, sofort seine ganze Theilnahme und erhielt den berühmten Gelehrten Maupertuis zu ihrem Präsidenten. Der Philosoph Wolff, welcher unter der vorigen Regierung von Halle entfernt worden war, wurde jetzt als Vicekanzler der Universität mit großen Ehren wieder hinberufen. Auch gab der König selbst die Veranlassung zur Gründung der ersten beiden Zeitungen in Berlin, welche über Alles, was vorgehe, freimüthig und ungenirt schreiben sollten. In der Gerechtigkeitspflege erwarb er sich gleich in den ersten Wochen ein großes Verdienst durch die Abschaffung des grausamen Mittels der Folter, durch welche bis dahin noch immer Geständnisse erzwungen worden waren.

Auch für Hebung der Manufacturen und Gewerbe zeigte er sich von vorn herein sehr thätig; er richtete im Generaldirectorium eine besondere Abtheilung für diese Angelegenheiten ein und berief durch große Begünstigungen eine Menge geschickter Arbeiter aus der Fremde herbei, um durch ihr Beispiel seine Unterthanen weiter auszubilden.

Friedrich's Selbstregierung. Alles, was geschah, ging von Anfang an von des Königs eigenem Willen und Entschluß aus: er sah, prüfte, erwog und entschied Alles selbst, und in kurzer Zeit war der Berliner Hof vorzüglich dadurch merkwürdig, daß des Königs selbstständiger Geist die einzige bewegende Kraft war. Das war besonders den fremden Gesandten sehr unangenehm, welche bei einem solchen Könige keine Gelegenheit hatten, durch seine Umgebung Alles, was ihnen zu wissen beliebte, auszukundschaften, oder auch durch des Fürsten Vertraute auf ihn selbst einzuwirken. Der dänische Gesandte schrieb an seinen Hof: „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemein Eingang findet, Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen."

Für die allseitige Thätigkeit des Königs reichte die Zeit kaum hin: er klagte in einem Briefe an Voltaire, daß der Tag nur 24 Stunden habe. „Ich habe geglaubt," schrieb er bald darauf, „daß ich seit dem Tode meines Vaters mich ganz dem Vaterlande hingeben müßte. In diesem Sinne habe ich, so viel als mir möglich, gearbeitet, die schleunigsten und geeignetsten Einrichtungen für das gemeine Volk zu treffen."

Aber es nahte der Augenblick, wo seine Thätigkeit noch einen weit ernsteren und bedeutsameren Lauf nehmen sollte, wo er die Kräfte, welche seine Vorfahren gesammelt, die schönen Mittel, welche ihm sein Vater hinterlassen, verwenden sollte, um für sich unverwelklichen Ruhm, für Preußen neue Größe zu erringen.

33. Der erste schlesische Krieg (1740—1742).

Rückblick auf die Geschichte Schlesiens und der brandenburgischen Ansprüche daselbst. Das jetzige Schlesien, welches sich von den Karpathen und den Sudeten her zu beiden Seiten der Oder ausdehnt, war wie die meisten Länder des Nordostens von Deutschland zur Zeit der Völkerwanderung von slavischen Stämmen eingenommen worden, die sich jedoch mit einigen Ueberresten germanischer Bevölkerung besonders in den gebirgigen Gegenden vermischt zu haben scheinen. Der Name Schlesien wird von dem in der Mitte des Landes gelegenen Silenserberg (dem jetzigen Zobten), dem Hauptsitz des Götzendienstes der alten heidnischen Bevölkerung, hergeleitet. Um das Jahr 800 war Schlesien ein Theil des alten böhmischen Reiches, dann fiel es an das großmährische Reich, nach dessen Fall schwankte der Besitz lange Zeit zwischen Böhmen und Polen. Vom polnischen Reiche ging die Einführung des Christenthums und die Gründung des Bisthums Breslau für Schlesien aus; im Jahre 1042 nahm ein polnischer Statthalter in Breslau seinen Sitz, doch dauerte der Kampf zwischen Polen und Böhmen um die Hoheit über Schlesien fort, bis gegen Ende des elften Jahrhunderts durch die Ernennung des polnischen Prinzen Boleslav zum Statthalter in Schlesien die Abhängigkeit von Polen neu gesichert wurde. Schlesien ward seitdem als ein besonderer Reichstheil nur unter polnischer Hoheit verwaltet.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts (1163) trat eine Theilung des Landes unter drei Brüder ein: der eine erhielt das obere Schlesien mit dem Regierungssitze Teschen, der zweite das mittlere mit der Residenz Breslau, der dritte Niederschlesien mit Glogau als Hauptsitz. Bald darauf wurde jedoch das mittlere Land mit Niederschlesien vereinigt, und man unterschied seitdem Oberschlesien mit Teschen und Niederschlesien mit Liegnitz als Hauptstädten. Etwa zu derselben Zeit wurden deutsche Ansiedler in großer Zahl herbeigezogen, welche namentlich in den Gegenden links von der Oder vielfach deutsche Sitte verbreiteten.

Da in den beiden schlesischen Fürstenthümern weder die Untheilbarkeit des Besitzes, noch das Recht der Erstgeburt festgesetzt war, so wurden dieselben durch wiederholte Theilung nach und nach in eine Menge kleiner Fürstenthümer zerstückelt: so entstanden in Oberschlesien die Fürstenthümer Teschen, Ratibor, Oppeln, Troppau, Jägerndorf, Auschwitz, Strelitz, Leobschütz, in Niederschlesien die Fürstenthümer Breslau, Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Sagan, Oels, Jauer und Münsterberg, Steinau, Neiße, Kosel. Hierdurch ging alle Einheit im Innern, wie nach außen verloren, die Fürstengewalt war zu schwach, um den Ständen gegenüber in Ansehen zu bleiben, mannichfache Zerrüttung war die Folge dieses Zustandes. In der Mitte zwischen zwei mächtigen Königreichen, Polen und Böhmen, spielte das zerstückelte Schlesien eine untergeordnete, abhängige Rolle, und als Polen selbst durch innere Zwistigkeiten geschwächt ward, fiel es den böhmischen Herrschern nicht schwer, die Fürsten von Schlesien wieder mehr und mehr in ihre Abhängigkeit zu bringen. Namentlich wußten die böhmischen Fürsten aus dem Hause Luxemburg in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sämmtliche schlesische Fürsten dahin zu bringen, daß sie

die böhmische Lehenshoheit anerkennen mußten, und so konnte Kaiser Karl VI., nachdem der König Kasimir von Polen ausdrücklich auf alle Ansprüche in Schlesien verzichtet hatte, im Jahre **1355** mit Zustimmung der deutschen Kurfürsten die Einverleibung Schlesiens in die böhmischen Staaten und zugleich in das deutsche Reich aussprechen. Zugleich wurde dem Könige von Böhmen als Oberlehensherrn das Recht gewahrt, erledigte Fürstenthümer in Schlesien einzuziehen. Mehrere der schlesischen Fürstengeschlechter starben hinter einander aus, und ihre Fürstenthümer wurden demzufolge von der Krone Böhmen wirklich eingezogen. In Böhmen selbst aber wechselten verschiedene Dynastien: nach den Königen aus dem luxemburgischen Hause folgte der polnische Ladislaus und nach ihm der kühne Georg Podiebrad, dessen Anerkennung in Schlesien auf großen Widerstand stieß. Nach seinem Tode wurde Schlesien, sowie Mähren und die Lausitz dem kräftigen und kriegerischen Mathias Corvinus von Ungarn überlassen (1478), aber dessen Sohn vermochte sich nicht zu behaupten und Schlesien kehrte mit den übrigen Ländern zur Krone Böhmen zurück, welche im Jahre **1525** nach dem Tode Ludwig's, des letzten Königs aus dem polnischen Geschlechte, an dessen Schwager, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, fiel. Seitdem verblieb Schlesien über zwei Jahrhunderte ein Besitzthum des Hauses Habsburg, mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, wo die Schlesier, wie die Böhmen, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum Könige erwählten, dessen Herrschaft jedoch rasch wieder zu Ende ging (1621).

Das brandenburgische Haus suchte im Laufe der Zeiten Ansprüche auf mehrere schlesische Fürstenthümer zu gewinnen. Das Fürstenthum Jägerndorf hatte einst der Markgraf Georg von Anspach durch Kauf erworben (1523); der letzte Fürst aus dem fränkischen Hause hatte dasselbe sodann auf die brandenburgischen Markgrafen vererbt (1595), der Kaiser aber, welcher die Zustimmung hierzu versagt hatte, zog nach der Achtserklärung gegen Markgraf Johann Georg, der als Haupt der schlesischen Protestanten zu dem Gegenkönig Friedrich (von der Pfalz) gehalten hatte, das Fürstenthum Jägerndorf als ein erledigtes Lehen ein und verlieh es den Fürsten von Lichtenstein (1623). Die Markgrafen von Brandenburg betrachteten jedoch diese Einziehung fort und fort als unrechtmäßig und hielten die Ansprüche auf Jägerndorf fest.

Viel wichtiger waren aber die Rechte, welche sie aus der mehrfach erwähnten Erbverbrüderung des Kurfürsten Joachim II. mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz und Brieg herleiteten. Diese bei Gelegenheit der Doppelheirath einer Tochter des Kurfürsten, Barbara, mit des Herzogs zweitem Sohne Georg und des brandenburgischen Kurprinzen Johann Georg mit des Herzogs Tochter Sophia geschlossene Verbrüderung wurde unter Zuziehung der liegnitzischen Stände und der beiden Söhne Herzog Friedrich's auf folgende Bedingungen gestellt: Im Falle des Erlöschens männlicher Leibeserben des Herzogs von Liegnitz fallen die gesammten Liegnitz-Briegschen Lande an den zur Zeit regierenden Kurfürsten aus dem Hause der Burggrafen von Nürnberg, unbeschadet der böhmischen Lehensherrlichkeit; — wenn

dagegen das brandenburgische Haus vor dem liegnitzischen erlöscht, so fällt an das Letztere Alles, was Brandenburg von ehemals böhmischen Lehen bereits erworben hat, nämlich Krossen, Züllichau, Cottbus, Peitz, Teupitz u. s. w.; die Unterthanen beider Fürsten sollen bei jedem Regierungswechsel dem erbverbrüderten Hause die Eventualhuldigung (d. h. die Huldigung für jenen etwa eintretenden Fall) leisten. Der Vertrag war im Jahre 1537 geschlossen und neun Jahre hindurch von Seiten des Königs und der Stände von Böhmen kein Widerspruch dagegen erhoben worden; im Jahre 1546 aber wurde Herzog Friedrich mit seinen Söhnen vor König Ferdinand gefordert, um sich auf Beschwerde der böhmischen Stände, welche Böhmens Erbrechte auf Liegnitz-Brieg-Wohlau durch die Erbverbrüderung verletzt fanden, darüber zu verantworten. Nach feierlicher Verhandlung erklärte Ferdinand: die Herzöge von Liegnitz seien als Lehensmannen der Krone Böhmen nicht ermächtigt gewesen, die Erbverbrüderung einzugehen, da König Ladislaus im Jahre 1510 den böhmischen Ständen zugesagt, daß alle schlesischen Fürstenthümer im Fall des Erlöschens ihrer Häuser mit den böhmischen Kronlanden vereinigt werden sollten. Es sei daher die Erbverbrüderung von Rechtswegen gänzlich nichtig und unkräftig, auch sollten die Herzöge die von ihnen darüber dem brandenburgischen Hause ausgestellten Urkunden zurückfordern und dem Könige übergeben und ihre Unterthanen von der Erbhuldigung für Brandenburg wieder lossprechen.

Weder der Kurfürst von Brandenburg, noch Herzog Friedrich erkannten diesen Ausspruch als rechtsgültig an. Der Herzog machte geltend, daß jenes von König Ladislaus den böhmischen Ständen gegebene Versprechen ohne Wissen und Mitwirkung der betheiligten schlesischen Stände erfolgt sei, daher für diese keine rechtsverbindliche Kraft habe; vor Allem aber berief er sich darauf, daß seinem Hause durch alte Privilegien und durch eine Begnadigung gerade desselben Königs Ladislaus vom Jahre 1511 das Recht zuerkannt worden: „daß er seine Städte, Land und Leute mit allen ihren Obrigkeiten, Freiheiten und Einkommen, so viel er der hat, auf dem Todbette oder Testamentsweise, wie er am Besten zu Rathe wird, vergeben, verkaufen, versetzen oder verwechseln mag, wem er will und in aller Maas." Dieses Privilegium war dem Herzoge im Jahre 1524 von König Ludwig von Böhmen erneuert und vom Könige Ferdinand selbst, als er 1529 den Herzögen von Liegnitz alle und jede Privilegien bestätigte, nicht ausgenommen worden. Hierauf gestützt, ließ der Kurfürst Joachim von Brandenburg gegen jenen Ausspruch Ferdinand's feierlich Protest einlegen, und auch Herzog Friedrich fügte sich demselben so wenig, daß er kurz vor seinem Tode (1547) die Erbverbrüderung ausdrücklich bestätigte.

König Ferdinand von Böhmen aber verweigerte Friedrich's Söhnen die Belehnung mit dem liegnitzischen Fürstenthume, wofern sie nicht die Rechtsgültigkeit seiner Entscheidung anerkennen, die Erbverbrüderung für nichtig erklären und die Unterthanen von der Erbhuldigung gegen Brandenburg lossprechen wollten. Die jungen Fürsten fügten sich, und seitdem mußten bei jeder Erbfolge im liegnitzischen Hause gleiche Erklärungen ausgestellt und der Krone Böhmen für den Fall des Abganges des liegnitzischen Hauses gehuldigt werden.

Die brandenburgischen Kurfürsten scheinen einstweilen weitere Schritte zur Wahrung ihrer Rechte nicht gethan zu haben, bis unter dem großen Kurfürsten durch das Erlöschen der liegnitzischen Fürsten der Erbfall wirklich eintrat. Im Jahre 1675 starb der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Alsbald nahm der Kaiser die schlesischen Fürstenthümer als verfallene böhmische Lehen in Besitz. Kurfürst Friedrich Wilhelm, damals mit dem Kriege am Rheine, sowie mit der Abwehr der Schweden in seinen alten Erblanden (es war das Jahr der Schlacht von Fehrbellin) vollauf beschäftigt, konnte sich dem Vorgehen des Kaisers nicht sofort widersetzen; erst im Jahre 1683 machte er seine Ansprüche auf die liegnitzische Erbschaft, sowie die alten Rechte seines Hauses auf Jägerndorf geltend. Der Kaiser wies jedoch zunächst alle diese Forderungen zurück. Erst als er einige Jahre darauf unter den Gefahren, die ihm zugleich von den Türken und von Frankreich her zu drohen schienen, des Beistandes des großen Kurfürsten dringend bedürftig war, erklärte er sich zu einem Zugeständniß in Betreff Schlesiens bereit, um damit zugleich „alle Differenzen und Prätensionen mit einem Male aus dem Wege zu räumen." In dem am 8. April **1686** abgeschlossenen Vertrage zu Berlin (durch welchen ein Schutzbündniß zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten auf 20 Jahre hergestellt wurde) gab Brandenburg alle seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer auf, sollte aber dafür den zum Fürstenthume Glogau gehörigen Kreis Schwiebus erhalten, sowie die Anwartschaft auf Ostfriesland (auf welches das in den Besitz von Jägerndorf gesetzte Haus Lichtenstein Anforderungen hatte).

Während so die schlesische Erbschaft zunächst auf den Schwiebuser Kreis zusammenschmolz, hatte sich der Kaiser durch den früher erwähnten geheimen Vertrag mit dem Sohne Friedrich Wilhelm's schon im voraus die Rückgabe von Schwiebus um den Preis der Aufhebung des letzten Testaments des großen Kurfürsten zu sichern gesucht. Der Kurprinz versprach dem kaiserlichen Gesandten nicht blos mündlich, sondern auch durch einen schriftlich ausgestellten Revers, den Kreis Schwiebus, sowie er zur Regierung gekommen, zu restituiren.

Nach seiner Thronbesteigung erklärte zwar Kurfürst Friedrich III. auf den Rath seiner Minister, daß dieser Revers ihm hinterlistig abgelockt worden sei und keine rechtliche Geltung habe, da er bei Lebzeiten seines Vaters keine Gewalt und Berechtigung zur Abtretung von Landestheilen gehabt habe; er weigerte sich, die gegebene Zusage zu erfüllen, und drohete, der Gewalt gleichfalls Gewalt entgegenzusetzen. Wolle man Schwiebus durchaus zurück haben, so werde er seine gesammten Anforderungen auf Liegnitz, Brieg, Wohlau, Jägerndorf u. s. w. erneuern. Doch blieben alle seine Protestationen und Vorstellungen am kaiserlichen Hofe fruchtlos. Nach langwierigen Verhandlungen bequemte er sich dazu, den Kreis Schwiebus für eine Geldsumme von 250,000 Gulden und für die Anwartschaft auf Ostfriesland aufzugeben. Bei der Vollziehung dieses Abkommens (des Retraditionsrecesses von **1694**) widersetzte sich sein Gesandter der Erwähnung eines Verzichts auf die brandenburgischen Ansprüche an die alten schlesischen Fürstenthümer; mit Unrecht ist aber später behauptet worden, der

Kurfürst habe damals diese Ansprüche ausdrücklich erneuert. Es wird ihm auch die Aeußerung zugeschrieben: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will;" doch ist irgend ein urkundlicher Vorbehalt aus jener Zeit nicht vorhanden.

König Friedrich II. war es vorbehalten, die alten Ansprüche seines Hauses unter günstigeren Umständen zu erneuern. Die Rechtsfrage mag nach der eben erwähnten Entwickelung der Sache zweifelhaft erscheinen: wie aber die habsburgischen Fürsten sie durch einen Machtspruch zum Vortheile ihres Hauses entschieden hatten, so führte Friedrich selbst eine entgegengesetzte Lösung durch entschlossenes Eingreifen und durch sein siegreiches Schwert herbei. Die Aufforderung dazu fand er in der damaligen Lage des österreichischen Staates.

Vorbereitungen zum ersten schlesischen Kriege. Kaiser Karl VI. war am 26. October 1740 gestorben; seine Tochter Maria Theresia ergriff der pragmatischen Sanction gemäß in allen seinen Ländern die Regierung. Aber gleich nach des Kaisers Tode trat Baiern mit der Erklärung hervor, es könne die junge Fürstin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das baiersche Haus gerechte Ansprüche an die Erbfolge habe. Was Karl VI. gefürchtet hatte, der Zerfall der österreichischen Monarchie, schien jetzt wirklich hereinzubrechen; denn Frankreich war bereit, die Feinde der österreichischen Monarchie zu unterstützen. Dazu kamen die traurigen Umstände, in welchen Karl VI. sein Reich hinterlassen hatte: das Heer durch einen unglücklichen Türkenkrieg geschwächt und entmuthigt, der Schatz erschöpft, die Minister alt, schwach und muthlos, das Volk durch Theuerung aufgeregt, — und dem Allen gegenüber eine dreiundzwanzigjährige Fürstentochter, die man den Schwierigkeiten einer solchen Lage nicht gewachsen glaubte.

Friedrich II. war in Rheinsberg, als er die Nachricht von Karl's Tode erhielt: Fieber hielt ihn ans Bett gefesselt, doch auf die wichtige Kunde riß er sich mit Gewalt vom Lager auf, und beschleunigte durch kräftige Mittel und durch die Macht seines Willens die Genesung; denn er war davon durchdrungen, daß der Augenblick zum Handeln für ihn gekommen sei, daß das Schicksal ihn rufe. Der Entschluß stand bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen. Der junge König war von dem Unrechte, welches seinen Vorfahren in der schlesischen Sache widerfahren war, lebhaft erfüllt. Der große Kurfürst hatte mit Bezug auf die Entscheidung des Kaisers die denkwürdigen Worte gesprochen: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen, was sie dereinst zu thun haben." Diese Worte lebten mit der Ueberzeugung von dem Anrechte auf Schlesien in den brandenburgischen Fürsten fort. Friedrich aber war von jeher gegen Oesterreich erbittert gewesen; es hatte ihn immer tief ergriffen, daß Brandenburg von dem Kaiserhause geringschätzig behandelt wurde. Sein Vater, der es mit Oesterreich so redlich gemeint, war doch in seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Berg trotz aller Versprechungen übergangen worden und hatte in seinen letzten Jahren selbst einmal an Friedrich geschrieben: „Ich sehe nun,

wie das Haus Oesterreich für geleistete Dienste dankt; so lange man uns braucht, so lange schmeichelt man uns; wenn man glaubt, uns nicht mehr nöthig zu haben, so weiß man von keiner Erkenntlichkeit." Friedrich hatte aber noch in weit höherem Grade als sein Vater den Ehrgeiz, sich nicht mißachten zu lassen, und er fühlte sich durch keine Pflicht der Dankbarkeit verhindert, sein gutes Recht gegen Oesterreich geltend zu machen. Der günstige Augenblick hierzu war gekommen; die Verlegenheit, in welcher sich Maria Theresia befand, mußte sie, wie Friedrich meinte, geneigt machen, auf billige und rechtmäßige Forderungen einzugehen, um nicht die Zahl ihrer Feinde zu vermehren. Er hatte nicht die Absicht, die Vernichtung der österreichischen Monarchie herbeiführen zu helfen, im Gegentheil war er bereit, ihr gegen alle Feinde beizustehen, wenn sie ihrerseits Preußens begründete Ansprüche auf Schlesien anerkenne; nur wenn diese Ansprüche zurückgewiesen würden, wollte er sich mit den Feinden der Königin verbinden. Vor Allem schien es ihm nöthig, Schlesien ohne Weiteres zu besetzen, um sowohl den Oesterreichern, als auch den Baiern zuvorzukommen. Der Entschluß dazu wurde sogleich gefaßt, die Ausführung aber ganz in der Stille mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet. Schon am 8. November erhielten mehrere Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten, ohne daß über die Richtung des Marsches etwas verlautete. Die Rüstungen wurden beschleunigt, um Schlesien wo möglich noch vor dem Winter einzunehmen. Der König schrieb: „Ich will die kühnste, unerwartetste und größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen. Mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen." Die Rüstungen waren zwar zu bedeutend, um verborgen zu bleiben, vergeblich zerbrachen sich jedoch die Gesandten der fremden Mächte den Kopf, gegen wen und zu welchem Zwecke der König rüste. Derselbe suchte natürlich seine Absichten vorzüglich vor Oesterreich geheim zu halten. Er hatte gleich auf die Nachricht von Karl's VI. Ableben Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anerkannt und seine Hülfe gegen ihre Feinde unter angemessenen Bedingungen in Aussicht gestellt. Die Königin, durch die Rüstungen dennoch beunruhigt, schickte den Marquis von Botta nach Berlin, um sich der Absichten des Königs zu versichern. Der Gesandte begegnete auf seinem Wege überall Heeresabtheilungen, die nach Schlesien zogen, und fand in Berlin Alles in Kriegsbereitschaft. Als des Königs Unternehmen nicht mehr verborgen bleiben konnte, wurden dem Marquis von Botta Mittheilungen darüber gemacht. Erstaunt rief er: „Sie werden Oesterreich zu Grunde richten und sich mit." „Es hängt nur von der Königin ab," erwiderte Friedrich, „meine Anerbietungen anzunehmen." Der Marquis sagte dann spöttelnd: „Ihre Truppen sind schön, die unsrigen nicht, aber diese haben schon vor dem Feinde gestanden. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie unternehmen wollen." Der König erwiderte lebhaft: „Sie finden meine Truppen schön; ich hoffe, Ihnen zu beweisen, daß sie auch gut sind."

Nachdem Alles zum Feldzuge vorbereitet war, rief er die Offiziere, welche noch in Berlin anwesend waren, zusammen und sagte zu ihnen: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie sich des

Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand; Auszeichnungen und Belohnungen erwarten Sie, doch brauche ich Sie nicht zum Ruhme zu reizen, den Sie allein im Auge haben. Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Leben Sie wohl, ziehen Sie hin, ich werde Ihnen sogleich auf den Schauplatz des Ruhmes folgen, der uns erwartet." Den fremden Höfen ließ er erklären, daß er außer der Geltendmachung seiner Rechte auf Schlesien weder gegen das österreichische Haus, noch gegen das deutsche Reich Etwas unternehmen, vielmehr das deutsche Reich gegen jeden feindlichen Ueberfall schützen wolle.

Besitzergreifung von Schlesien. Am 12. December wohnte der König noch sehr heiter und unbefangen einem Hofballe bei: am anderen Morgen früh reiste er über Frankfurt zum Heere, welches, 30,000 Mann stark, an der schlesischen Grenze stand. Von dort aus erließ er ein Patent an die Schlesier, worin er sagte: Da über die österreichische Erbschaft Streit entstanden sei, so wolle er Schlesien, als die Vormauer seiner Staaten, besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme, — er habe nicht die Absicht, die Königin von Ungarn zu verletzen, mit welcher er vielmehr genaue Freundschaft zu unterhalten beabsichtige und im Begriffe sei, sich über Schlesien zu verständigen. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, sich aller seiner Rechte und königlichen Schutzes erfreuen, von seinen Truppen werde die strengste Mannszucht gehalten werden. So rückte er denn in Schlesien ein. „Ich bin über den Rubicon gegangen," schrieb er in jenen Tagen, „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlage der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und die Generale dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben. Mein Herz verspricht alles Gute, ein gewisses Gefühl weissagt mir Glück. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe."

In zwei Colonnen, die eine unter dem General Schwerin, die andere unter dem Könige selbst, rückte das Heer in Schlesien vor: überall wurde streng auf Ordnung gehalten, bei schweren Strafen war den Offizieren und Soldaten verboten, irgend Etwas ohne baare Bezahlung von den Schlesiern zu fordern. Friedrich selbst gewann durch sein freundliches, offenes Wesen überall die Herzen derer, die ihn sahen; welch ein Unterschied gegen die früheren schrecklichen Kriegserfahrungen, welche noch vom dreißigjährigen Kriege her im Gedächtnisse der Schlesier lebten. Beruhigt durch dieses Verhalten und durch die Versicherung ihrer Rechte und Freiheiten erhoben die Bewohner nirgends Widerstand; ein Theil von ihnen, die Evangelischen, nahmen sogar die Brandenburger, als Beschützer ihres bedrückten Glaubens, von vorn herein mit offener Freude auf. Von bewaffnetem Widerstande konnte fürerst keine Rede sein; denn es waren fast gar keine österreichischen Truppen in Schlesien, die schwache Besatzung reichte kaum hin, um die Festungen zu decken. Vergeblich hatte das Oberamt zu Breslau Staffetten nach Wien geschickt, um Truppensendungen zu erbitten: dort sah man erst später die Gefahr ein und hatte zu deren Abwendung nichts vorbereitet. Es war daher kein Wun-

der, wenn auch die schlesischen Behörden sich überall den vorrückenden Preußen unterwarfen. Als Friedrich vor Grünberg kam, fand er die Thore der Stadt gesperrt: er schickte einen Offizier hinein, den Magistrat zur Uebergabe aufzufordern. Bürgermeister und Schöppen saßen in großer Amtstracht im Rathssaale, vor ihnen auf dem Rathstische lagen die Schlüssel der Stadt. Auf die Vorstellungen und Drohungen des Offiziers erwiderte der Bürgermeister zuletzt: Hier liegen die Schlüssel der Stadt, ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben; wollen Sie sie nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern. Lachend nahm der Offizier die Schlüssel, die Preußen rückten unter freudiger Begrüßung der Einwohner ein, und Friedrich ließ dann unter Musik und Trommelschlag die Stadtschlüssel auf den Rathstisch zurückbringen.

Die Stadt Breslau gedachte zuerst sich zu vertheidigen, da aber Friedrich sich schneller, als man es vermuthete, der Vorstädte bemächtigt hatte, so schloß der Magistrat einen Vertrag mit den Preußen. Die Stadt öffnete denselben die Thore, sollte aber neutral bleiben und keine Besatzung erhalten. Am 3. Januar 1741 zog der König feierlich in Breslau ein, wo ihn die Menge gut aufnahm; er lud geistliche und weltliche angesehene Männer zur Tafel, unterhielt sich mit ihnen auf das Freundlichste, und gewann auch hier Aller Herzen.

Unterdeß war auch Schwerin mit seiner Colonne ungehindert vorgerückt und hatte ganz Oberschlesien bis an die mährische Grenze besetzt. So war ohne Schwertstreich die Besitzergreifung von Schlesien ausgeführt, und Friedrich hätte nach Wien vorrücken können, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Aber es war, wie gesagt, nur seine Absicht, Schlesien zu erobern, nicht die österreichische Monarchie zu zerstören: er begnügte sich deshalb mit den errungenen Vortheilen, ließ seine Truppen Winterquartiere beziehen und begab sich selbst noch im Januar nach Berlin zurück.

Die Schlacht bei Mollwitz. Friedrich hatte unterdeß durch einen besonderen Gesandten in Wien seine Forderungen der Königin Maria Theresia mittheilen lassen. Er erklärte sich bereit, dem Hause Oesterreich gegen alle Feinde mit seiner ganzen Macht beizustehen, die Kaiserwahl des Gemahls der Königin, des Großherzogs Franz von Toscana, gegen den Kurfürsten von Baiern zu unterstützen und außerdem zwei Millionen Thaler zu zahlen, wenn die Königin in die Abtretung von ganz Schlesien willige. Aber er hatte sich in der Person der Maria Theresia geirrt; sie war nicht so muthlos auf ihrem schwankenden Throne, wie er vermuthet haben mochte. Ihre Schönheit und die majestätische Würde ihres Benehmens hatten ihr von vorn herein die Herzen ihrer Unterthanen gewonnen. Mit hochherzigem Sinne traf sie alle Vorbereitungen, den drohenden Gefahren des ererbten Reiches zu begegnen, und mit Stolz wies sie die Forderungen Friedrich's zurück. Sie werde mit einem Feinde nicht unterhandeln, so lange er in ihrem Lande stehe; eher müßten die Türken vor Wien sein, ehe sie auf Schlesien verzichte. Sie wolle ihre Regierung nicht mit Zerstückelung ihrer Staaten anfangen; sie sei noch bereit, aufrichtige Freundschaft mit dem Könige zu erneuern, doch unter der Bedingung, daß er sogleich ihre Staaten räume. Friedrich wollte nun um des Friedens willen sich mit dem Fürstenthume Glogau begnügen, Maria Theresia aber wies ihn höhnisch ab, und sagte, er solle froh sein, wenn man ihm den

Angriff auf Schlesien verzeihe und nicht noch Schadenersatz von ihm fordere. Dies stolze Benehmen erbitterte ihn auf das Aeußerste, und er schwor, daß er lieber umkommen wolle, als von seinem Unternehmen abstehen.

Unter den übrigen Mächten Europa's war besonders Frankreich zur Unterstützung des Königes bereit; denn von jeher war das Streben der französischen Fürsten dahin gegangen, die österreichische Monarchie zu schwächen. Frankreich bot daher Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß an, wogegen er sich verpflichten sollte, Baiern gegen den Gemahl der Maria Theresia zur Kaiserkrone zu verhelfen. Der König aber sah ein, daß er durch ein solches Bündniß Oesterreich nur zum Vortheile der Franzosen schwächen und nachher selbst der Diener des übermächtigen Frankreichs werden würde: er ging daher auf das Bündniß nicht ein.

Die Gefahr für ihn wurde aber dringender, als Maria Theresia sich mit England verband, Sachsen sich feindlich zeigte und auch die Regentin Anna von Rußland Hülfe für Oesterreich zusagte. Um Sachsen und Hannover im Respecte zu erhalten, stellte er gegen dieselben ein Heer unter dem Fürsten Leopold von Dessau auf, er selbst aber begab sich Ende Februar 1741 nach Schlesien, wo er die Armee bedeutend verstärkte und zugleich fortfuhr, durch mildes, freundliches Benehmen die Bewohner für sich zu gewinnen. Er ging zunächst ins Gebirge, die Pässe nach Böhmen zu besichtigen; in Wartha wäre er beinahe durch österreichische Husaren, die ihm seit mehreren Tagen aufgelauert hatten und ihn beim Mittagsmahl überraschten, gefangen genommen worden, aber seine Geistesgegenwart und die Tapferkeit seiner wenigen Truppen retteten ihn. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß der Prinz von Dessau (Leopold's Sohn) die Festung Glogau im Sturme genommen habe; er hatte nun keinen Feind mehr im Rücken und beabsichtigte, Neiße, die einzige Festung, die noch von den Feinden besetzt war, zu erobern. Aber die Oesterreicher hatten unterdeß ein ziemlich bedeutendes Heer zusammengezogen, welches unter dem erfahrenen Feldmarschall Neipperg über Eis und Schnee von Mähren her gleichfalls nach Neiße zu heranrückte und vor Friedrich dort anlangte. Derselbe beschloß, den Oesterreichern sofort eine Schlacht zu liefern, um nicht ganz von Niederschlesien abgeschnitten zu werden. Bei dem Dorfe **Mollwitz**, nahe bei Ohlau, traf er am **10. April 1741** auf den Feind. Die Nacht vor der Schlacht, wo sich zum ersten Male seine Armee mit den kriegsgeübten Oesterreichern messen sollte, brachte er in fieberhafter Aufregung zu. Er hatte 16,000 Mann Fußvolkes und 60 Geschütze, die Feinde nur 11,000 Mann Fußvolk und 18 Kanonen, wogegen sie 8000 Mann trefflicher Reiterei gegen seine 3200 Mann ins Feld führten. Um 10 Uhr Morgens versammelte der König sein Heer und brach gegen Mollwitz auf; die Oesterreicher waren überrascht, als die Preußen Mittags gegen 1 Uhr in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele anrückten. Sofort brachen die österreichischen Reiter mit Ungestüm gegen den rechten Flügel der Preußen los; dieser wurde über den Haufen gerannt und sah sich, bald mit den Feinden vermischt, zur Flucht gedrängt. Friedrich mitten unter den Weichenden und Verfolgenden, selbst in sichtlicher Lebensgefahr, suchte seine Leute zum Stehen zu bringen. „Brüder, Kinder," rief er, „es gilt das Leben Eueres Königs!" es gelang ihm, sie noch einmal gegen den Feind zu

führen, aber sie wurden nochmals auseinander geschlagen. Die Generale des Königs, als sie ihn so in dem dichtesten Getümmel sahen, drangen in ihn, die Schlacht zu verlassen und seine Person, an deren Rettung Alles gelegen sei, zu sichern; um ihn dazu zu bringen, stellten sie es ihm als nöthig vor, daß er eine Heeresabtheilung, die noch bei Löwen stand, eilig herbeihole. Kaum hatten sie ihn entfernt, so versuchten sie mit unbesorgtem Muthe von Neuem das Glück der Schlacht; noch stand das ganze Fußvolk unerschüttert, wie eine lebendige Festung, auf dem Schlachtfelde. Das Gewehrfeuer desselben wurde dem Feinde furchtbar; hier bewährten sich zum ersten Male die trefflichen Einrichtungen, welche Leopold von Dessau mit jahrelangen Anstrengungen durchgeführt hatte. Die beiden ersten Reihen lagen auf den Knieen, um zu laden und zu schießen, während die beiden hinteren Glieder über sie hinwegschossen. Die österreichischen Regimenter hatten ein solches beständiges Feuern noch nie erlebt und waren bald nicht mehr heranzubringen. Da nahm der General von Schwerin zuletzt die gesammte Armee noch einmal zu einem Hauptangriffe zusammen, noch einmal erhob sich das Rollen des Gewehrfeuers wie ein stetiges Donnerwetter, furchtbar funkelten bei den raschen, gleichförmigen Bewegungen die blanken Bajonette in den Strahlen der untergehenden Sonne, — die Oesterreicher geriethen ins Weichen, und um die Armee nicht einer völligen Niederlage auszusetzen, entschloß sich der Feldmarschall Neipperg zum Rückzuge. Schwerin verfolgte ihn nicht, er begnügte sich mit dem erfochtenen Siege, an dem es für dies Mal in der That genug war: die Nacht wurde von der hochbeglückten Armee auf dem Wahlplatze beim Wachtfeuer zugebracht.

Unterdeß war Friedrich fast größerer Gefahr entgegengegangen, als die, aus welcher ihn seine Generale entfernt hatten. Mit kleinem Gefolge war er erst nach Löwen, dann nach Oppeln geritten, wo er vor Mitternacht anlangte und wo er Preußen zu finden glaubte. Aber die Stadt war inzwischen von österreichischen Husaren besetzt worden; als nun der König mit seinen Begleitern erschien und Einlaß verlangte, brachen die österreichischen Husaren heraus und begrüßten sie mit einigen Schüssen. Friedrich jedoch verlor die Geistesgegenwart nicht; im Nu warf er sein Pferd herum, und mit den Worten: „Adieu, meine Freunde, ich bin besser zu Pferde, als ihr alle,“ sprengte er fort, nach Löwen zurück. Dort erhielt er die Nachricht von dem erfochtenen Siege; in die Freude über denselben mischte sich die Betrübniß, im entscheidenden Augenblicke nicht dabei gewesen zu sein, aber dieses schmerzliche Gefühl mußte bald dem Bewußtsein weichen, wie Großes durch diese glückliche Schlacht erreicht war.

Unterhandlungen; weiterer Krieg; Schlacht bei Czaslau. Der Mollwitzer Sieg änderte Friedrich's Lage in jeder Beziehung. Wichtiger als die nächsten Vortheile, welche daraus für seine militärische Stellung in Schlesien entstanden, war der Eindruck, welchen die Kunde von der gewonnenen Schlacht in ganz Europa hervorbrachte. Man hatte den brandenburgischen Fürsten, welcher es blos mit seinen eigenen Kräften unternahm, dem mächtigen österreichischen Hause entgegenzutreten, für einen verwegenen Abenteurer gehalten, und es war fast unmöglich erschienen, daß seine Truppen, welche sich bis dahin nur auf dem Exercirplatze und bei Paraden versucht hatten,

den Kampf gegen die in der Schule des Prinzen Eugen ausgebildeten, viel erprobten österreichischen Heere bestehen sollten. Jetzt ging ein Ruf der Bewunderung durch ganz Europa, besonders staunte man das treffliche Fußvolk an, welches sich durch eine bisher beispiellos feste Haltung ausgezeichnet hatte. Die Oesterreicher und ihre Verbündeten begannen, den so gering angesehenen „Markgrafen von Brandenburg" ganz anders zu schätzen; alle Feinde Oesterreichs schöpften überdies aus Friedrich's Sieg zuversichtlichen Muth, um auch ihrerseits zu entschiedenerem Handeln überzugehen. Vor Allem aber stieg das Selbstvertrauen Friedrich's und seines trefflichen Heeres, das sich durch den ersten wichtigen Kriegserfolg mächtig gehoben fühlte.

Die französische Regierung trat jetzt mit dringenderen Anerbietungen zu einem Bündnisse mit Friedrich hervor; sie hatte bereits mit dem Kurfürsten Karl Albert von Baiern und mit Spanien einen Vertrag zu Nymphenburg zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Oesterreichs abgeschlossen, jetzt wurde der kriegslustige französische Marschall Belle-Isle in Friedrich's Lager zu Mollwitz geschickt, um ihn zum Beitritte aufzufordern. Der König von Preußen fühlte, daß er jetzt eine wichtige Entscheidung in Händen habe; sein Lager war bald mit den Gesandten aller europäischen Mächte gefüllt. Er hatte jedoch auch jetzt noch wenig Lust, sich auf das französische Bündniß einzulassen, weil er nicht Oesterreich blos zu Gunsten Frankreichs schwächen wollte; er zog es vor, Maria Theresia nochmals Friedensvorschläge zu machen, und wollte sich mit einem Theile des schon besetzten Landes, mit Niederschlesien begnügen. So viel Mühe sich die Engländer gaben, die Königin zur Einwilligung in diesen Vorschlag zu bewegen, so blieb sie doch unbeugsam und verletzte durch ihr stolzes Benehmen Friedrich's Ehrgefühl auf das Empfindlichste. Er entschied sich nunmehr für Frankreich und trat am 5. Juni **(1741)** dem Vertrage zu Nymphenburg bei, in welchem ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum Berg der Besitz von ganz Schlesien zugesichert wurde. Erst jetzt ließ sich die Königin Maria Theresia zu einigen Anerbietungen an Friedrich bereit finden, dieselben waren jedoch so geringfügig, daß er sie verächtlich zurückwies. „Ich werde noch eine Schlacht gewinnen," sagte er, „und die Oesterreicher ganz aus Schlesien vertreiben; dann werden mir andere Anerbietungen gemacht werden." — „Meine Ahnen würden aus ihren Gräbern erstehen und mir Vorwürfe machen, wenn ich meine ererbten Rechte aufgäbe. Ich werde nicht leichtfertig das erste mit reifer Ueberlegung begonnene und fest verfolgte Unternehmen meines Lebens aufgeben. Lieber will ich mich und mein Heer unter den Trümmern Schlesiens begraben, als meine Ehre beflecken."

Friedrich hatte die Zwischenzeit seit der Mollwitzer Schlacht benutzt, um seine Reiterei besser auszubilden; so vortrefflich sich das Fußvolk bewährt hatte, so sehr war die österreichische Reiterei der seinigen überlegen gewesen. So wie Friedrich den Mangel erkannt hatte, suchte er demselben abzuhelfen, in Zeit von zwei Monaten hatte er zwölf Schwadronen neu gebildet und vortrefflich einexercirt, und konnte dem neuen Feldzuge um so zuversichtlicher entgegengehen. Vorher aber wollte er sich den Rücken ganz decken: er hatte Verdacht gegen die Zuverlässigkeit der Stadt Breslau, wo unter den Katholiken und unter dem Adel, welcher zum Theile in österreichischem Kriegs-

dienste stand, noch viel Freunde Oesterreichs waren. Es kam darauf an, sich der Stadt zu versichern. Friedrich ließ unter Schwerin und dem Prinzen von Dessau 8000 Mann in die Nähe von Breslau rücken, verlangte dann für eine Heeresabtheilung den Durchzug durch die Stadt, kaum aber waren die Truppen darin, so verbreiteten sie sich durch alle Straßen, besetzten alle Wachen und hatten in einer Stunde die ganze Stadt inne. Der Feldmarschall Schwerin ließ sofort den Magistrat und die Miliz huldigen und das Volk rief nach seinem Beispiele: „Es lebe Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien." In den folgenden Tagen huldigte die ganze Bürgerschaft und die Geistlichkeit, am 13. August wurde in allen Kirchen ein Huldigungs- und Dankfest gehalten, und seitdem das Kirchengebet nicht mehr für Maria Theresia, sondern für den König von Preußen gehalten.

Die Lage der Königin hatte sich inzwischen sehr verschlimmert: der Kurfürst von Baiern hatte mit den Franzosen Oberösterreich eingenommen, die Stände hatten ihm gehuldigt und der ganze Wiener Hof sah sich genöthigt, nach Preßburg zu fliehen; da entschloß sich Maria Theresia endlich, mit Friedrich in ernste Verhandlungen zu treten, und zu Klein-Schnellendorf in Schlesien wurde zwischen dem Könige, dem Feldmarschalle Neipperg und dem englischen Gesandten Lord Lyndhurst eine Verabredung getroffen, nach welcher durch einen vor Ablauf des Jahres abzuschließenden Vertrag Niederschlesien mit Neiße an den König von Preußen abgetreten werden sollte (October 1741). Die preußischen Truppen bezogen hierauf ihre Winterquartiere.

Friedrich ließ sich (am 7. November) von sämmtlichen Ständen der eroberten Lande feierlich huldigen, im Fürstensaale des Rathhauses zu Breslau saß er auf einem aus der Zeit des Kaisers Matthias noch vorhandenen Throne, sein Degen diente als Scepter; er verlangte die Huldigung ausdrücklich nicht als Ueberwinder, sondern als milder Landesvater; denn er wolle eher geliebt, als gefürchtet sein, und halte den Tag verloren, wo er nicht Jemand Gutes gethan. Das übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern lehnte er ab, weil er seinen Unterthanen nicht unnütze Kosten verursachen, vielmehr Alles thun wolle, das Land in eine blühende Lage zu bringen.

Maria Theresia aber hatte inzwischen in Ungarn Hülfe zur Vertheidigung ihres Thrones gefunden. In kräftigen und zugleich rührenden Worten hatte die junge, schöne Fürstin den ungarischen Ständen ihr Unglück geschildert; verlassen von ihren Bundesgenossen, setzte sie ihr ganzes Vertrauen auf die altbewährte Treue und Tapferkeit der Ungarn. Gerührt durch das harte Geschick und den festen Muth der hohen Frau, erhoben sich die Ungarn mit Begeisterung, riefen einmüthig: „Leben und Blut, Leben und Blut für unsern König, Maria Theresia!" und rüsteten in Eile 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Mann Rekruten. Neu ermuthigt, bereitete die Königin Alles zu kräftigem Widerstande vor, ihr Vertrauen wurde noch erhöht durch die Uneinigkeit unter ihren Feinden und durch die Unfähigkeit des Kurfürsten Karl Albert, welcher sich im gefahrvollsten Augenblicke nach Frankfurt begab, sich zum Kaiser wählen zu lassen, und darüber die Vertheidigung seiner Sache vergaß. In kürzester Zeit war Oberösterreich wieder von den Feinden befreit, dann drang das ungarische Heer in Baiern ein. Am 12.

Februar wurde zwar Karl Albert als Karl VII. in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt, aber an demselben Tage fiel seine Hauptstadt München in die Hände der Oesterreicher.

Friedrich mußte besorgen, daß Maria Theresia in Folge dieses siegreichen Vordringens die Verabredung von Klein-Schnellendorf wieder aufgeben und nach Besiegung der übrigen Feinde sich mit ganzer Macht gegen ihn wenden würde, wenn er ihr nicht zuvorkäme. Der Prinz Karl von Lothringen rückte von Wien durch Böhmen vor: dorthin ging der König mit einem Theile des bis auf 100,000 Mann vermehrten Heeres ihm entgegen. Bei **Czaslau** und **Chotusitz** kam es zur Schlacht (18. Mai 1742). Friedrich's Mannschaften bestanden aus 28,000 Mann mit 88 Geschützen; seine Gegner zählten 30,000 Mamm mit 40 Geschützen. Hier bewährte sich die neue Reiterei in kräftigen Angriffen, wie das Fußvolk durch bewunderungswürdige Ordnung und Sicherheit, aber lange schwankte das Glück hin und her, bis der König nach vierstündigem heißem Kampfe den rechten Augenblick ersah, eine günstig gelegene Höhe zu besetzen, von welcher er die Feinde mit dem größten Nachdrucke mit seinem Geschütze angreifen konnte. Der Erzherzog Karl, um einer gänzlichen Niederlage zu entgehen, entschloß sich zum Rückzuge, die Preußen verfolgten ihn nicht, sondern begnügten sich, wie bei Mollwitz, das Schlachtfeld zu behaupten. Friedrich sagte, er wolle die Königin nicht noch weiter erniedrigen, sie habe den Kampf gewollt und ihr Wille sei geschehen, man habe geschlagen und sie besiegt; ihm sei es genug, ihren Stolz gebeugt zu haben, und er kehre aufs Neue zu den früheren Friedensvorschlägen zurück.

Friede zu Breslau. Der rühmlich erfochtene Sieg, welcher das Lob der preußischen Armee von Neuem in ganz Europa erschallen ließ und zugleich Friedrich's Feldherrntalent über allen Zweifel erhob, wurde von ihm in der That nur zur Anknüpfung neuer Friedensunterhandlungen benutzt. Man müsse wissen, zur rechten Zeit inne zu halten, sagte Friedrich zu denen, welche ihm vorwarfen, seine Siegesbahn nicht weiter verfolgt zu haben: das Glück erzwingen wollen, heiße es verlieren. Diesmal führten die Verhandlungen rasch zum Ziele. Nachdem schon am **11. Juni 1742** ein vorläufiger (Präliminar-) **Vertrag zu Breslau** zu Stande gekommen war, wurde am **28. Juli 1742 der Friede** unter großbritannischer Vermittelung zu Berlin abgeschlossen. Folgendes waren die Bedingungen: die Königin Maria Theresia tritt an den König von Preußen Ober- und Niederschlesien, ausgenommen das Fürstenthum Teschen mit der Herrschaft Oderberg und der Stadt Troppau, ab, — ferner erhält Friedrich die Grafschaft Glatz und den mährischen District Katscher und zwar Alles ohne jede Lehensabhängigkeit von Böhmen. Auch verzichtet die Königin auf alles Lehensrecht über die einstmals böhmischen, schon längere Zeit zu Brandenburg gehörigen Besitzungen Krossen, Züllichau, Sommerfeld, Cottbus, Peitz, Storkow, Beeskow, Teupitz, Zossen u. s. w., welche fortan freies Eigenthum des preußischen Hauses sein sollen. Der König von Preußen entsagt dagegen für sich und seine Nachkommen allen weiteren Ansprüchen auf die Besitzungen der Königin, verspricht, sich der landesherrlichen Rechte nicht zum Nachtheil der katholischen Religion in Schlesien zu bedienen, ohne jedoch

der Gewissensfreiheit der Protestanten Eintrag zu thun, und übernimmt endlich die auf Schlesien eingetragenen englischen und holländischen Schuldforderungen im Betrage von 4,700,000 Thalern.

Die an Preußen abgetretenen schlesischen Landestheile waren im Einzelnen folgende:

das nunmehrige preußische Oberschlesien umfaßte die alten Fürstenthümer Ratibor und Oppeln, die nördliche Hälfte von Troppau und Jägerndorf (ohne deren Hauptstädte), die Standesherrschaften Pleß und Beuthen und den District von Katscher;

Niederschlesien bestand (damals) aus den Fürstenthümern Münsterberg, Brieg (nebst Kreutzburg), Breslau (mit Namslau), Oels, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau (mit dem Schwiebuser Kreise), Sagan, der nördlichen Hälfte des Fürstenthums Neiße oder Grottkau, den Standesherrschaften Carolath, Trachenberg, Militsch, Wartenberg, Goschütz — wozu die Grafschaft Glatz hinzukam. (Bei Oesterreich verblieb nur etwa der neunte Theil von Schlesien, nämlich das Fürstenthum Teschen, der größte Theil der Herrschaft Oderberg und der südliche Theil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf mit den Hauptstädten dieses Namens.)

Von den genannten, fortan zu Preußen gehörigen Fürstenthümern waren die bedeutendsten, wie erwähnt, schon früher in den unmittelbaren und vollen Besitz der böhmischen Krone übergegangen und wurden jetzt ebenso Immediateigenthum der preußischen Landesherren, nämlich die alten Fürstenthümer Ratibor, Oppeln, Glogau, Breslau, Jauer, Schweidnitz, Liegnitz, Brieg, Wohlau und die Grafschaft Glatz. Dagegen waren die übrigen Theile Schlesiens noch im Besitze besonderer Fürsten und Standesherren; so gehörte das Fürstenthum Pleß dem Fürsten von Anhalt-Köthen, Beuthen den Grafen von Henckel, Oels dem Hause Würtemberg (später diesem und dem Hause Braunschweig), Neiße war ein geistliches Mediatfürstenthum, Carolath gehörte dem Grafen von Schönaich, Trachenberg dem Grafen von Hatzfeld (welcher, wie der vorige, die Fürstenwürde von Friedrich dem Großen erhielt), Militsch den freien Standesherren (später Grafen) von Maltzan, Goschütz den Grafen von Reichenbach u. s. w.

Das ganze Gebiet, welches die Krone Preußen durch den Frieden zu Berlin gewann, das nunmehrige preußische Herzogthum Schlesien, betrug 700 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern; ein Drittheil des ganzen bisherigen Besitzes. Das war ein reicher Lohn für den zweijährigen Feldzug. Doppelt lieb mochte es dem deutschen Fürsten sein, daß er diese Vortheile errungen, ohne den Franzosen gleichzeitig zu Eroberungen in Deutschland zu verhelfen. Froh seines Werkes kehrte er nach Schlesien zurück, wohnte dort den zahlreichen Friedensfesten bei und ging dann nach Berlin, wo er am 12. Juli unter dem Jubel des siegesfreudigen Volkes einzog.

34. Der zweite schlesische Krieg (1744—1745).

Ursachen des neuen Krieges. Friedrich traf in dem neu erworbenen Lande sofort alle Einrichtungen, um die Regierung desselben zu ordnen. Im Allgemeinen regelte er die Verwaltung nach dem Muster der übrigen Provinzen, errichtete für die Rechtspflege drei Oberämter in Glogau, Breslau und Oppeln, für die Domainen, die Steuern und die Polizei zwei Kriegs- und Domainenkammern in Glogau und Breslau, setzte in den 48 Kreisen der Provinz adelige Rittergutsbesitzer zu Landräthen ein, ordnete aber diese Behörden alle nicht dem Generaldirectorium, sondern einem besonderen Minister für Schlesien unter. Die Evangelischen erhielten in der ganzen Provinz freie Religionsübung, ohne daß jedoch die Katholiken in ihren Rechten gekränkt wurden.. Die strenge Unparteilichkeit des Königs, sein wohlwollendes Benehmen gegen Leute aller Stände, sowie die ächt landesväterliche Fürsorge, welche aus seinen Verfügungen hervorleuchtete, gewannen ihm die Herzen der Schlesier. Er bereiste öfter die ganze Provinz, erkundigte sich überall nach dem Stande von Handel und Gewerbe und that, so viel in seinen Kräften stand, zur Förderung derselben.

Während der König sich so eine sichere Stütze in der Dankbarkeit und Anhänglichkeit des schlesischen Volkes zu verschaffen suchte, wurde er immer mehr mit der Besorgniß erfüllt, daß es Maria Theresia mit der Abtretung des Landes nicht Ernst gewesen sei, und daß sie die erste Gelegenheit benutzen werde, ihm dasselbe wieder zu entreißen. In der That hatte es die Königin nur mit Mühe über sich gewinnen können, in den Berliner Frieden zu willigen, und den schweren Verlust keineswegs verschmerzt. „Alle Uebel scheinen ihr gering," schrieb der englische Gesandte an seinen Hof, „gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht." Sie betrachtete es als eine schwere Demüthigung, daß sie von einem Fürsten, welchen sie tief unter sich stehend meinte, zu einer Gebietsabtretung genöthigt worden war, und sie hielt die Nachbarschaft des so bedeutend vergrößerten Preußens für sehr gefährlich. Friedrich konnte daher erwarten, daß sie die erste Verwickelung benutzen würde, um ihn wo möglich wieder zu demüthigen. Sein Argwohn erhielt neue Nahrung, als er erfuhr, daß England die Königin in ihrer feindseligen Stimmung bestärkte. Georg II. soll ihr in Bezug auf Schlesien tröstend geschrieben haben: „Was leicht genommen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden." Auch Sachsen verbündete sich mit Oesterreich zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction, ohne daß Schlesien von dem so gewährleisteten Länderbesitze ausgenommen wurde. Es konnte dabei fast nur auf Preußen abgesehen sein.

Unterdeß machte Oesterreich in dem fortdauernden Kampfe gegen Baiern und Frankreich die glücklichsten Fortschritte und drängte die Feinde bis an den Rhein zurück. Auch England hatte gerüstet und war mit bedeutender Heeresmacht den Franzosen in Deutschland entgegengetreten. Dieselben wurden am Main geschlagen. Vergeblich machten sie jetzt Friedensvorschläge; Maria Theresia verwarf diese und schloß mit England, Holland und Sardinien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, so-

wie derer, welche sie besitzen sollten. Friedrich mußte auch diesen Zusatz mit auf Schlesien deuten und sah ein, daß die Reihe an ihn kommen würde, wenn erst Karl Albert und die Franzosen ganz besiegt wären.

In dem also drohenden Kampfe war er, außer der Hoffnung auf Frankreich, vor Allem auf seine eigene Kraft hingewiesen, und er verlor keine Zeit, sich in tüchtigen Kriegszustand zu setzen. Er hatte die beiden Friedensjahre benutzt, um die Reiterei noch weiter auszubilden. Das ganze Heer wurde unaufhörlich in Uebung erhalten, der König selbst reiste in alle Theile seines Landes: in einem Monat musterte er von Küstrin bis Ratibor 88 Bataillone und 153 Reiterschwadronen.

Der Ausbruch des Krieges; Feldzug in Böhmen. Unterdeß wurde die Sprache zwischen den Höfen von Berlin und Wien immer gereizter: Friedrich schickte sich an, den Kaiser Karl VII. zu unterstützen, um nicht nach dessen Sturz den Angriffen der ganzen österreichischen Heeresmacht ausgesetzt zu sein. Er schloß mit Frankreich, dem Kaiser, Kurpfalz und Hessen-Kassel den Unionsvertrag zu Frankfurt a. M. (Mai 1744) zur Erhaltung der Reichsverfassung, Herstellung des Kaisers und Beilegung des österreichischen Erbfolgestreites. Die Franzosen rückten sogleich mit großer Truppenmacht ins Feld; bald darauf (im August 1744) erklärte Friedrich durch seinen Gesandten in Wien, er könne es als Kurfürst nicht ruhig mit ansehen, daß der Wiener Hof die Würde des Kaisers unterdrücke, und habe deshalb dem Kaiser eine Anzahl seiner Truppen überlassen. Für sich verlange er Nichts, sondern ergreife die Waffen nur für die Freiheit des deutschen Reiches, für die Würde des Kaisers und die Ruhe Europa's.

Gleichzeitig rückten 80,000 Preußen als „kaiserliche Hülfsvölker" in Böhmen ein, eine Abtheilung unter dem Feldmarschall Schwerin durch Schlesien, eine andere unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau durch die Lausitz, eine dritte unter dem Könige selbst durch Sachsen, wo man seinem Durchzuge selbst kein Hinderniß in den Weg zu legen wagte. Die drei Heeresabtheilungen vereinigten sich (im September 1744) vor Prag. Maria Theresia war auf diesen plötzlichen Angriff nicht vorbereitet: schleunigst rief sie den Herzog Karl von Lothringen vom Rheine zurück und zugleich forderte sie wiederum persönlich die Ungarn zu ihrer Vertheidigung auf. Unter dem Rufe: Es lebe die Königin, zu den Waffen! beschlossen die ungarischen Stände, sofort 60,000 Mann zu rüsten und gegen den „tyrannischen Bedrücker Schlesiens," als welchen sie Friedrich schilderten, ins Feld zu führen.

Maria Theresia konnte es freilich nicht verhindern, daß Prag, von allen Seiten eingeschlossen, im Sturm genommen wurde und daß die Preußen immer weiter in Böhmen vordrangen, ehe Karl von Lothringen mit seiner Armee heranrückte (September **1744**). Doch bald sah sich Friedrich in dem fremden Lande von der inzwischen gesammelten Armee hart bedrängt. Seine Truppen wurden von den zahlreichen Haufen feindlicher Reiterei fortwährend umschwärmt, ohne daß er dieselben zu einer Schlacht bringen konnte. Dazu kam, daß die Verpflegung seiner Armee unter der feindlichen Bevölkerung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Die Bauern wurden von der österreichischen Regierung und von der katholischen Geistlichkeit aufgefordert,

überall, wo die Preußen heranrückten, mit ihren Habseligkeiten und mit den Viehheerden in die Wälder zu fliehen, die Getreidevorräthe aber zu verbrennen oder zu vergraben. Zugleich wurde alle Zufuhr von Lebensmitteln durch die herumschwärmenden ungarischen Husaren verhindert. Schon war ein großer Theil des nach Böhmen geführten Heeres auf den Märschen durch die schlechte Verpflegung und die hierdurch veranlaßte Desertion verloren gegangen. Gleichzeitig kamen ungünstige Nachrichten aus Schlesien.

Dort hatten die Oesterreicher in kurzer Zeit die Grafschaft Glatz und einen großen Theil von Oberschlesien wieder eingenommen. Maria Theresia erließ (im December 1744) ein Patent an die Schlesier, in welchem sie erklärte, das Land wäre ihr vom Könige von Preußen unrechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen aber von demselben nicht gehalten worden. Sie sehe deshalb den Breslauer Vertrag für aufgehoben an, wolle Schlesien von dem feindlichen Joche befreien, erkläre die dem Könige geleisteten Gelübde der Unterthanen für nichtig und sehe sich als rechtmäßige Landesfürstin an. Friedrich erließ ein Gegenpatent, worin er das Verfahren der Königin für gottlos erklärte und drohte, die, welche sich würden verführen lassen, als Verräther zu bestrafen. Er übergab den Oberbefehl über das schlesische Heer dem alten Fürst Leopold von Dessau, welcher die ersten Angriffe der Oesterreicher überall zurückwies und dieselben ganz aus Schlesien herausdrängte. Friedrich's Lage verschlimmerte sich jedoch, als Oesterreich mit England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz gegen ihn schloß. Da der Kaiser Karl VII. damals starb, erbot sich Friedrich zum Abschluß eines Friedens, indem er versprach, Maria Theresien's Gemahl als Kaiser anzuerkennen; die Königin wollte aber durchaus Schlesien wieder haben und ging auf keine anderen Friedensvorschläge ein. Ihre Zuversicht war sogar so weit gestiegen, daß sie mit Sachsen noch einen besonderen Bund schloß, worin es darauf abgesehen war, Preußen auch einen Theil seiner alten Besitzungen zu entreißen.

Friedrich sah die Größe der Gefahr vollständig ein, aber er setzte ihr seine ganze Seelenstärke entgegen; er ließ den Muth nicht einen Augenblick sinken und war entschlossen, lieber ehrenvoll, mit dem Schwerte in der Hand zu Grunde zu gehen, als seine Pläne für Preußens Größe und Ansehen aufzugeben. „Entweder will ich Alles behaupten oder Alles verlieren," schrieb er. „Wenn alle meine Hülfsquellen und Unterhandlungen versagen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Unternimmt der Feind Etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch auch übermüthig! Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand."

Im Frühjahre 1745 begab sich der König selbst zur schlesischen Armee und nahm sein Hauptquartier im Kloster Kamenz. Kurz vorher, als er das Kloster und die Umgebung mit geringer Begleitung vorläufig in Augenschein

nahm, wurde er auf merkwürdige Weise vor Gefangenschaft bewahrt. Die in der Gegend umherstreifenden Kroaten hatten von seinem Besuche in Kamenz Kunde erhalten und kamen heimlich herbei, ihn gefangen zu nehmen. Zur rechten Zeit merkte jedoch der Abt des Klosters die Gefahr, überredete den König, sich als Mönch zu verkleiden, und so wie dies geschehen war, rief er durch die Abendglocke die Mönche zum Gebete zusammen; mit ihnen begab sich der König ungekannt in die Kirche. Die Kroaten durchsuchten vergeblich das ganze Kloster, kamen dann auch in die Kirche, scheuten sich aber, die Mönche im Gottesdienste zu stören, und zogen unverrichteter Sache wieder ab.

Ganz Oberschlesien wurde unterdeß von österreichischen Schaaren überschwemmt, nur der Markgraf Karl stand noch mit einer preußischen Heeresabtheilung dort. Friedrich wollte ihn an sich heranziehen und beauftragte den Oberst Zieten, der sich durch kühne Thaten schnell von niederer Stelle zum Befehlshaber eines Husarenregimentes aufgeschwungen hatte, zum Markgrafen zu eilen und ihm den Befehl zum eiligen Aufbruch zu überbringen. Dazu mußte Zieten durch die feindlichen Schaaren hindurchkommen; seiner List und Kühnheit gelang das gewagte Unternehmen. Die neuen Pelze, welche seine Husaren eben erhalten hatten, glichen denen der Oesterreicher; er schloß sich unerkannt einem Trupp feindlicher Reiter an und zog mit ihnen mitten durch die Feinde. Erst ganz spät wurde er erkannt, nun aber schlug er sich tapfer durch und brachte sogar Gefangene mit in des Markgrafen Lager. Dieser bewerkstelligte mit gleicher Kühnheit seine Verbindung mit Friedrich.

Schlacht bei Hohenfriedberg. Die Oesterreicher und Sachsen hatten sich unterdeß an der böhmischen Grenze vereinigt und bedroheten Niederschlesien. Friedrich zog ihnen entgegen und traf bei Striegau auf die feindliche Armee. Er hatte sich mit seinen Truppen hinter sanften Anhöhen gelagert und unbemerkt von den Feinden konnte er ihren Anmarsch genau beobachten. Sie erwarteten keinen Angriff, waren vielmehr überzeugt, daß Friedrich sich vor ihnen nach Breslau zurückziehen würde. Da wurden am **4. Juni (1745)** gleich nach der ersten Morgendämmerung die Sachsen in ihrem Lager bei Hohenfriedberg angegriffen und durch den heftigen Stoß der preußischen Reiterei bald in völlige Flucht gejagt. Früh um 7 Uhr waren die Sachsen bereits geschlagen, während die österreichische Reiterei, erst durch den Kanonendonner aus der Ruhe geweckt, noch sattelte. Herzog Karl von Lothringen aber gab die Hoffnung auf den Sieg nicht verloren; in der That kam es zum heftigsten Kampfe, in welchem jedoch das gewaltige Gewehr- und Kanonenfeuer der Preußen wieder den Sieg errang. Gegen 8 Uhr Morgens war die Schlacht zu Gunsten der Preußen entschieden; Herzog Karl ließ seine Truppen den Rückzug antreten, er hatte 9000 Mann Todte und 7000 Gefangene, während die Preußen an 5000 Todte und Verwundete zählten. Der König meldete den Sieg mit folgenden Worten an seinen Minister Podewils: „Unsere Cavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten."

Das ganze Land empfand es, wie wichtig diese Schlacht war. So weit man den Kanonendonner hörte, fielen die Evangelischen in allen Ortschaften auf die Kniee, um den Sieg der protestantischen Sache von Gott zu erflehen.

In Breslau war unendlicher Jubel, als am späten Abend sechszehn blasende Postillone mit der Siegeskunde eintrafen, und als man drei Tage darauf die eroberten Fahnen hinbrachte.

Die Schlacht bei Kesselsdorf und der Friede zu Dresden. Friedrich durfte hoffen, daß er jetzt den Frieden leicht würde erlangen können, besonders da auch England denselben dringend wünschte; aber Maria Theresien's Muth war noch nicht gebeugt, sie sammelte ein neues stärkeres Heer und beauftragte den Herzog Karl von Lothringen, den Krieg kräftiger fortzuführen. Friedrich sah nun ein, daß es ihn noch eine Schlacht kosten würde und er bereitete sich vor, die letzte blutige Entscheidung herbeizuführen. Zunächst wollte er dem Könige von Sachsen, der sich aus Neid und Eifersucht gegen das aufstrebende Preußen mit Oesterreich verbunden hatte, um Preußen einige Provinzen zu entreißen, nachdrücklich den Krieg machen und ließ Sachsen durch den Fürsten Leopold von Dessau, welcher mit seinen Truppen bei Halle stand, bedrohen. Er selbst war mit dem Hauptheere von Striegau wieder über die böhmische Grenze gegangen und wurde bei Sorr vom Herzoge Karl mit überlegener Truppenmacht angegriffen; aber nach dem heftigsten Kampfe, in welchem die Preußen mit wahrem Heldenmuthe stritten, zogen sich die Oesterreicher mit großen Verlusten zurück (30. September **1745**). So sehr England auch jetzt wieder zum Frieden rieth, so war doch Maria Theresia noch immer nicht zu Unterhandlungen zu bringen: sie schrieb die Unfälle ihrer Armee nur zufälligen Fehlern der Anführer zu und hoffte noch auf eine baldige Ueberwindung des „übermüthigen" brandenburgischen Fürsten. Leopold von Dessau ging unterdeß in Sachsen bedächtiger vor, als es dem feurigen Friedrich recht war; dieser schrieb ihm darüber höchst ungehalten: „Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meiner Avantage zu setzen, und weil die Sachen ernsthaft sind, so rathe ich Ihnen als guter Freund, solche mit mehr Vigueur zu tractiren." Der alte Dessauer wurde durch solche Vorwürfe natürlich sehr schmerzlich betroffen. Er war daher ungeduldig, seinen alten Kriegsruhm zu bewähren und griff nach wenigen Tagen die Sachsen bei Kesselsdorf an. Seine Grenadiere rückten mit entblößter Brust, mit geschultertem Gewehre unter dem Spielen des Dessauer Marsches dem mörderischen Feuer der Kanonen und Haubitzen entgegen: mitten in dem Feuer und Getümmel erblickte man immer unter den Ersten den alten Fürsten; es schien, als suchte er den Tod. Schon war ein Viertheil seiner Tapfern niedergestreckt, aber immer wieder führte er sie stürmend gegen den Feind vor. Unaufhaltsam drangen zuletzt die Preußen trotz Eises und Schnees und trotz des verheerenden feindlichen Kanonenfeuers mit lautem Siegesgeschrei auf die Sachsen ein und schlugen dieselben endlich in die Flucht **(15. December 1745).** Friedrich, der inzwischen in der Lausitz die Oesterreicher gleichfalls geschlagen hatte, kam am 17. December zu seinem siegreichen Heere nach Sachsen. Der Fürst von Dessau ritt ihm auf dem Kesselsdorfer Schlachtfelde mit seinem Generalstabe entgegen: der König stieg vom Pferde, ging auf den alten Helden mit entblößtem Haupte zu, umarmte ihn, sagte ihm das Schmeichelhafteste, was er zu finden wußte, und ließ sich von ihm auf dem Schauplatze seiner Thaten herumführen. Leopold war darüber ungemein glücklich: die Schlacht bei Kesselsdorf war die letzte glorreiche Handlung seines schönen Soldaten-

lebens und hat seinen alten Ruf für immer bestätigt. Vierzig Jahre hatte der treffliche Kriegsmann an der Spitze preußischer Truppen gestanden, und keinem Feldherrn verdanken dieselben mehr, als ihm, in Bezug auf kriegerische Ausbildung und Uebung.

Friedrich zog schon am folgenden Tage (18. December) in Dresden ein, wo er von einem Theile der Einwohner freudig aufgenommen wurde. „Ich sitze oft," schreibt von Dresden einer seiner Begleiter, „und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen; morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den Tag darauf Leipzig occupirt und die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Capitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinanderjagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten. Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein." Jetzt folgte dem Siege der Frieden auf dem Fuße: denn die Sachsen waren völlig überwunden, und die Engländer erklärten Maria Theresia, von dem Bündniß zurückzutreten, wenn sie nicht Frieden schließe. Freilich konnte es zweifelhaft sein, ob Friedrich jetzt den Frieden unter den früheren Bedingungen annehmen würde; aber er war trotz der Abmahnungen Frankreichs sofort dazu entschlossen. Sein Land bedurfte des Friedens, und er wollte sich nicht ohne Noth nochmals den Launen des Glückes aussetzen. Er hatte Ruhm genug gewonnen, ein einziger Unfall aber konnte ihn an den Rand des Verderbens bringen. „Ich habe nur noch ein Dutzend Jahre zu leben," sagte er, „und will diese ruhig hinbringen und an dem Glücke meiner Unterthanen arbeiten. Das ist wahre Größe; ich werde nie wieder zu den Waffen greifen, als zu meiner Vertheidigung." So verlangte er denn nur, daß ihm der Besitz von Schlesien nochmals versichert wurde, und schon am **25. December 1745** erfolgte der Abschluß des Friedens zu Dresden, in welchem Maria Theresia die Abtretung Schlesiens bestätigte, Friedrich dagegen ihren Gemahl, den Erzherzog Franz, als Kaiser anerkannte. Beide Theile verzichteten gegenseitig auf alle Ansprüche und ertheilten Vergessen und Vergebung allen Theilnehmern des Krieges. Sachsen zahlte an Preußen eine Million Thaler Kriegskosten.

Mit unerhörtem Jubel wurde Friedrich in Berlin empfangen, als er mit seinen Brüdern August und Heinrich unter Vorreitung von hundert blasenden Postillonen einzog. Bald darauf wurde der Friede durch einen mit dem preußischen und schlesischen Adler kostbar geschmückten Herold unter großer Feierlichkeit bekannt gemacht.

Maupertuis schrieb an Friedrich: er habe in wenigen Wochen so viel gethan, als der glücklichste Feldherr nur immer vermöge; größer als er sei, könne er nur werden im Frieden. In der That richtete der König, sowie er den Frieden erstritten hatte, seine Fürsorge vorzüglich auf die Pflege der inneren Wohlfahrt seiner Staaten. Wir werden bald genauer berichten, wie er als Regent nicht minder groß war, als in der Kriegführung; aber noch

einmal wurden seine friedlichen Bemühungen unterbrochen, noch einmal mußte er zur Vertheidigung des eroberten Schlesiens das Schwert ziehen. Wir wollen daher zuerst den weiteren Verlauf seiner Kriegsthätigkeit schildern, um ihn sodann als Regenten näher kennen zu lernen.

35. Der siebenjährige Krieg (1756—1763).

Ursachen des Krieges. Maria Theresia hatte nach Beendigung der schlesischen Kriege noch einige Jahre den Kampf gegen Frankreich fortzusetzen: erst im Jahre 1748 wurde zu Aachen ein Frieden geschlossen, durch welchen die Fürstin im fast ungeschmälerten Besitze des ererbten Reiches und ihr Gemahl in der Kaiserwürde bestätigt wurde. Kaum war die stolze Kaiserin auf ihrem Throne befestigt, so trat mit neuer Gewalt die quälende Erinnerung vor ihre Seele, daß eines der schönsten Juwele ihrer Krone, die Provinz Schlesien, aus derselben gerissen worden: sie konnte es nimmer und nimmer verschmerzen, daß ein geringerer Fürst dem mächtigen österreichischen Hause ein so schönes Land mit Gewalt abgetrotzt hatte, — ihr katholisch-frommer Sinn wurde zugleich durch den Gedanken betrübt, daß jene Provinz unter die Gewalt eines „ketzerischen" Fürsten gekommen, — endlich mußte sie auch sehen, wie unter Friedrich's trefflicher Regierung das ihr entrissene Land sich schnell zu unerwarteter Blüthe entfaltete und die Einkünfte desselben sich vervielfältigten. Maria Theresia war selbst eine weise, fürsorgliche und glückliche Regentin, welche ihr Land in großen Flor brachte; desto mehr wußte sie den Werth der verlorenen Provinz zu schätzen und desto eifersüchtiger blickte sie unabläßig nach derselben hin. Sie konnte den Gedanken nicht aufgeben, sich des schönen Landes bei der ersten Gelegenheit wieder zu bemächtigen.

Um dieses Ziel sicherer zu erreichen, war sie darauf bedacht, sich mit Friedrich's sonstigen Feinden und Nebenbuhlern in Verbindung zu setzen. Es war kein Wunder, daß der junge Fürst, welcher die Welt durch seine glücklichen Feldzüge in Staunen gesetzt hatte, viel Neid und Eifersucht erweckte: große und kleine Fürsten waren ärgerlich darüber, daß der ehemalige Markgraf von Brandenburg sich auf einmal eine hervorragende Rolle unter den großen Staaten Europa's anzumaßen schien. Seine Nachbarn fürchteten, daß er bei dem glücklichen Anfange seiner kriegerischen Laufbahn nicht stehen bleiben, sondern auf eine weitere Vergrößerung seines Reiches sinnen würde. Ueberdies machte sich Friedrich manche Fürsten dadurch zu persönlichen Feinden, daß er sich über ihre Schwächen und Verirrungen oft mit beißendem Witze aussprach. Das war besonders mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland der Fall, welche sich von ihren Günstlingen fast ganz beherrschen ließ, worüber Friedrich bei mehreren Gelegenheiten unumwunden gespottet hatte. Die Sachsen und Oesterreicher machten sich natürlich ein Vergnügen daraus, seine scharfen Bemerkungen der Kaiserin Elisabeth und deren Günstlingen zu hinterbringen, um dieselben für die Pläne gegen Preußen leichter zu gewinnen. In der That wurde schon im Jahre 1746 ein Tractat zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen, worin ein geheimer Artikel geradezu gegen Friedrich und gegen sein Recht auf Schlesien gerichtet war.

Sachsen, dessen König August ganz den sinnlichen Genüssen ergeben war und seinen Minister, den Grafen Brühl, nach Willkür schalten und walten ließ, war von Anfang an mit Oesterreich und Rußland im Einverständniß. Graf Brühl, ein eingebildeter, eitler Mensch, haßte den großen König, weil er dessen geistige Ueberlegenheit fühlte und zugleich wohl wußte, wie gering Friedrich ihn achtete. Doch hatte der sächsische Fürst, wie sein Minister, nicht Muth genug, dem Bündnisse von Oesterreich und Rußland geradezu beizutreten, weil sie sich als Friedrich's nächste Nachbarn zu sehr vor ihm fürchteten. Nur insgeheim nahmen sie an allen Verhandlungen seiner Feinde Theil und waren bereit, sowie der Krieg ausbräche, sich mit denselben zu vereinigen. Friedrich aber erhielt von allen diesen Umtrieben genaue Kunde; ein sächsischer Beamter ließ ihm sogar Abschriften von der ganzen geheimen Correspondenz des Dresdener Hofes mit Rußland und Oesterreich zukommen. So wußte er denn, weß er sich zu versehen habe, und unterließ Nichts, um der drohenden Gefahr wohl vorbereitet und gerüstet entgegenzutreten. Da sich mehrere mächtige Gegner zu seinem Sturze vereinigt hatten, sah er sich gleichfalls nach einem Bundesgenossen um. Frankreich hatte ihm bis dahin zu lässig beigestanden, und der Hof von Versailles versank immer tiefer in Erschlaffung. Der König Ludwig XV. wurde von unwürdigen Buhlerinnen beherrscht, unter welchen sich damals die Marquise von Pompadour, eine Frau von gemeiner Herkunft und Denkungsart, zu allmächtiger Geltung aufgeschwungen hatte. Friedrich hatte kein Hehl daraus gemacht, wie sehr er diese Frau und das ganze Treiben des französischen Hofes verachte; während die meisten Fürsten und alle Gesandten sich um die Gunst der hohen Buhlerin bewarben, hatte er seinem Gesandten verboten, ihr die Aufwartung zu machen, und als Voltaire ihm einst Grüße von der Marquise brachte, antwortete er kurz abbrechend: „Ich kenne sie nicht." So durfte er denn auch keine große Zuneigung von Seiten des französischen Hofes erwarten. Gerade damals drohte aber ein Krieg zwischen Frankreich und England auszubrechen, und Friedrich konnte hoffen, daß England, welches ihm bis dahin feindlich gegenübergestanden, sich gern mit ihm verbinden würde, damit er Hannover gegen französische Angriffe schütze. Nach kurzen Verhandlungen wurde wirklich ein Schutzbündniß zwischen England und Preußen abgeschlossen (16. Januar 1756). Natürlich wandte nun der österreichische Hof Alles an, um ein Bündniß mit Frankreich zu Stande zu bringen. Die stolze Maria Theresia gewann es über sich, an die Marquise von Pompadour im ehrerbietigsten und herzlichsten Tone, wie an eine Fürstin als an ihre „Cousine" und „theuerste Schwester" zu schreiben, und auf einem Lustschlosse der königlichen Buhlerin fanden die Berathungen statt, welche ein Schutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich zur Folge hatten (9. Mai 1756). Seit drei Jahrhunderten hatten sich die Bourbonen und das österreichisch-habsburgische Haus immer bekämpft: es mußte dem letzteren ein Gegner, wie Friedrich der Große, erstehen, um zum Staunen der Welt jene beiden alten Gegner zu vereinigen.

Mit Frankreich war damals Schweden eng verbunden, und Friedrich mußte daher erwarten, auch dieses Volk in den großen Bund gegen sich eintreten zu sehen. Er sah ein, daß er einen großen, gefährlichen Kampf zu bestehen haben würde, und traf alle Anstalten, um ihn mit Ehren aufnehmen

zu können. Am meisten vertraute er auf seine eigene Kraft und auf die seines tapferen Volkes: er hatte das Heer in den Friedensjahren unablässig vermehrt, jetzt stand ihm eine bewaffnete Macht von 150,000 Mann zu Gebote, welche er durch fortgesetzte Uebung und treffliche Zucht zu dem neuen Feldzuge gestählt hatte. Zuversichtlich blickte Friedrich auf dieses sein Heer hin, welches den Kampf gegen die vereinigten Kräfte Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens unternehmen sollte; aber außer seinem braven Heere durfte er auf seinen überlegenen Geist vertrauen, welcher durch Scharfblick, kühnen und raschen Entschluß die Uebermacht der Feinde aufwog.

Geheime Weisungen an den Grafen Finkenstein. Aus jener Zeit haben wir ein denkwürdiges Actenstück, welches die ganze Größe des in Friedrich wohnenden Heldengeistes bekundet: es ist dies eine geheime Instruction, welche derselbe beim Beginne des gefährlichen Feldzuges für seinen Minister Grafen Finkenstein zurückließ, und welche folgendermaßen lautet:

„In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die Königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem Generaldirectorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist K ü s t r i n der geeignetste Ort, um die Königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Falle muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Falle gehen. Die Garnison, die Königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß. I m F a l l, d a ß i c h g e t ö d t e t w e r d e, s o l l e n d i e A n g e l e g e n h e i t e n g a n z o h n e d i e g e r i n g s t e A e n d e r u n g i h r e n L a u f b e h a l t e n, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. W e n n i c h d a s U n g l ü c k h ä t t e, v o m F e i n d e g e f a n g e n z u w e r d e n, v e r b i e t e i c h, d a ß m a n a u f m e i n e P e r s o n d i e g e r i n g s t e R ü c k s i c h t n e h m e, o d e r d a ß m a n i m A l l e r g e r i n g s t e n a u f d a s a c h t e, w a s i c h e t w a a u s d e r G e f a n g e n s c h a f t s c h r e i b e. W e n n m i r e i n s o l c h e s U n g l ü c k b e g e g n e t, s o w i l l i c h m i c h f ü r d e n S t a a t o p f e r n, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale ich m i t i h r e m K o p f d a f ü r v e r a n t w o r t l i c h m a c h e, d a ß m a n f ü r m e i n e B e f r e i u n g w e d e r e i n e P r o v i n z n o c h L ö s e g e l d a n b i e t e, d a ß m a n v i e l m e h r d e n K r i e g f o r t s e t z e u n d a l l e V o r t h e i l e b e n u t z e, g a n z s o, a l s h ä t t e i c h n i e m a l s i n d e r W e l t e x i s t i r t. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies

nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf.

Friedrich."

Gewiß ein herrliches Denkmal ächt königlicher und heldenmüthiger Gesinnung!

Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz (1. October 1756). Sowie Friedrich die drohende neue Gefahr erkannt hatte, beschloß er, seinen Feinden zuvorzukommen, um sie womöglich unvorbereitet zu treffen. Zuvor ließ er die Kaiserin Maria Theresia um eine offene Erklärung bitten, was die seit langer Zeit in ihrem Reiche, besonders in Böhmen betriebenen Rüstungen zu bedeuten hätten; da er eine ausweichende unbefriedigende Antwort erhielt, so verlangte er eine ausdrückliche Zusicherung, daß man ihn in dem ersten und dem folgenden Jahre nicht angreifen wolle. Auch hierauf konnte er eine bestimmte Erwiderung nicht erlangen, auf eine nochmalige Anfrage aber wurde ihm auf unziemlich stolze und schnöde Art jede weitere Erklärung verweigert. Nun war es dem Könige klar, was er zu gewärtigen habe; eben deshalb aber wollte er nicht erst abwarten, bis seine Feinde ihre Rüstungen beendigt hätten. Nachdem er in der Stille Alles zu einem Feldzuge vorbereitet, brach er plötzlich am 29. August 1756 nach Sachsen auf. Dieses Land wollte er besetzen, um hierdurch die Mark Brandenburg zu decken und den Krieg von den Grenzen seines Reiches hinweg nach Böhmen zu verlegen. Mit 60,000 Mann rückte er unvorhergesehen in Sachsen ein und verlangte, daß der König August sich für ihn erklärte. Dieser wollte auf den Rath des Grafen Brühl sich nur dazu verstehen, zwischen den beiden kriegführenden Mächten neutral zu bleiben, darauf konnte sich jedoch Friedrich nicht einlassen und besetzte daher das ganze Land. Das sächsische Heer, 17,000 Mann stark, bezog in größter Eile ein Lager bei Pirna, welches durch die steilen Abhänge nach allen Seiten geschützt war; dort hoffte man sich so lange halten zu können, bis die Oesterreicher aus Böhmen zu Hülfe kämen.

Friedrich's Einfall in Sachsen hatte natürlich überall, besonders aber am kaiserlichen Hofe, die größte Aufregung hervorgebracht. Der Kaiser stellte diesen Schritt als einen Bruch des deutschen Landfriedens dar und erließ ein Mahnungsschreiben an den König, worin er ihn aufforderte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König August alle seine Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen." Zugleich befahl er allen Generalen und Kriegsobersten in des Königs Heer, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen." Friedrich antwortete hierauf, indem er aus dem sächsischen Staatsarchive die ganze Correspondenz des Königs von Sachsen mit den Höfen von Wien und Petersburg nach Berlin bringen und in einer umständlichen Schrift den gegen ihn gesponnenen Verrath darlegen ließ, welchem er durch seinen Einfall in Sachsen nur habe zuvorkommen wollen.

Während nun König Friedrich durch die Einschließung und Bewachung des sächsischen Heeres in dem unangreifbaren Lager bei Pirna aufgehalten wurde, hatte der österreichische Feldmarschall Brown ein Heer von 70,000 Mann in Böhmen gesammelt und zog nach Sachsen heran. Friedrich konnte es nicht geschehen lassen, daß seine Armee von den Oesterreichern und Sachsen

in die Mitte genommen wurde; er rückte daher mit einer Heeresabtheilung von 24,000 Mann entschlossen dem überlegenen Feinde entgegen. Es war ein kühnes Wagestück; denn Brown galt als ein tüchtiger, erprobter Feldherr und seine Soldaten waren trefflich geübt. Bei dem Flecken Lowositz an der Elbe trafen die beiden Armeen am **1. October (1756)** aufeinander. Dichter Nebel bedeckte zuerst das Schlachtfeld und ließ Friedrich nicht erkennen, daß er die ganze feindliche Macht vor sich habe. Seine Truppen drangen unerschrocken vor und trieben die Feinde theils in die Elbe, theils nach Lowositz zurück; aber immer neue Haufen des zahlreichen österreichischen Heeres wurden ihm entgegengestellt. Nach sechsstündigem Feuern hatten die Preußen kein Pulver und Blei mehr. Schon wollten sie muthlos werden, da rief der Herzog von Bevern ihnen zu: „Bursche, seid guten Muths! Wozu hat man euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehre anzugreifen?" Diese Worte wirkten: die Preußen schlossen fest ihre Reihen und rückten mit gefälltem Bajonette unaufhaltsam gegen den Feind vor. Um 2 Uhr Nachmittags war ein vollständiger Sieg erfochten; freilich war derselbe durch große Verluste erkauft, Friedrich selbst bekannte, daß er nicht mehr die alten Oesterreicher vorgefunden habe; von seinen Soldaten aber rühmte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren, sowohl Reiterei als Fußvolk. Aus diesem Gewaltstreiche sehe ich, was meine Truppen können."

Uebergabe bei Pirna (16. October 1756). Die sächsischen Truppen in ihrem Lager zu Pirna hörten statt der gehofften Kunde von ihrer Befreiung bald die Freudenschüsse, welche die Preußen ringsum wegen des Sieges bei Lowositz erschallen ließen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hatten sie bis dahin alle Entbehrungen erduldet: schon lange fehlte ihnen der nothdürftigste Unterhalt. König August und sein Minister Brühl freilich lebten auf dem Schlosse Königstein in gewohnter Ueppigkeit, während das Heer der Verzweiflung nahe gebracht war. Auf die traurige Botschaft von Brown's Niederlage wollten die Sachsen einen letzten Versuch machen, sich nach Böhmen durchzuschlagen, aber durch schrecklichen Wind und Regen, sowie durch die Wachsamkeit der Preußen wurde das Unternehmen vereitelt; noch drei Tage und drei Nächte hielt sich das erschöpfte Heer fast ohne alle Nahrung bei Sturm und Wetter unter freiem Himmel, erst dann, als jede Hoffnung auf Rettung verschwunden war, ergaben sich die noch übrigen 14,000 Mann als Kriegsgefangene der Gnade des Königs von Preußen, 16. October **(1756)**. Friedrich ehrte auch an den Feinden die bewiesene heldenmüthige Treue: er ritt an der Front der sächsischen Regimenter hinab, begrüßte achtungsvoll die Generale und lud sie zur Tafel. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen Preußen kämpfen wollten, entlassen, die Soldaten größtentheils in die preußische Armee aufgenommen; doch haben sie dem Könige geringe Treue bewiesen, gingen vielmehr bei der ersten Gelegenheit wieder zum Feinde über.

Der König August, dessen Land nun ganz in Friedrich's Händen war, begab sich nach Polen. Friedrich verkündigte, daß er Sachsen nur als Unterpfand während des Krieges behalten wolle; er ließ sich in Dresden den Eid der Treue schwören und brachte den Winter, während dessen die Waffen

ruheten, dort zu. Durch die strenge Zucht seiner Truppen, wie durch seine persönliche Milde und Leutseligkeit erwarb er sich die Zuneigung eines großen Theiles der Bevölkerung.

Prag und Collin (6. Mai und 18. Juni 1757). Friedrich's Angriff auf Sachsen hatte alle seine Gegner auf einmal zur Thätigkeit gerufen, und er durfte sich nicht darüber täuschen, daß ihm für das nächste Jahr (1757) ein weit schwererer Feldzug gegen die feindliche Uebermacht bevorstand. Frankreich rüstete schleunig ein dreifaches Heer, um es über den Rhein gegen Hannover und Brandenburg zu führen; Schweden beschloß, den zuletzt abgetretenen Theil von Vorpommern mit Waffengewalt von Preußen zurückzufordern, und Rußland erneuerte den Bund mit Oesterreich. Auf England konnte Friedrich nicht große Hoffnungen bauen, weil die dortige Regierung durch den Kampf der Parteien geschwächt war und nur auf den Schutz Hannovers dachte. So mußte er denn mit höchstens 200,000 Mann, bis wohin er seine Armee durch die größten Anstrengungen zu bringen hoffte, den ungleichen Kampf gegen eine Vereinigung von Feinden aufnehmen, welche ihm zusammen leicht 500,000 Mann entgegenzustellen vermochten; seine Rettung konnte wiederum nur darin bestehen, daß er sich eilig nach der einen Seite hin warf, um einen Feind wo möglich zu besiegen oder zu schwächen, ehe die anderen herbeikämen, und dann mit demselben Heere diesen entgegenzurücken. Er sammelte daher erst alle Kräfte gegen Oesterreich. Maria Theresia hatte statt des erfahrenen Feldmarschalls Brown wieder den Herzog **Karl von Lothringen** zum Befehlshaber in Böhmen berufen; das war für Friedrich ein großer Gewinn; denn Karl zögerte mit dem Angriffe, um erst noch mehr Truppen an sich zu ziehen. Friedrich wußte ihm den Glauben beizubringen, daß er selbst nur auf Vertheidigung denke; plötzlich aber brach er in vier Zügen unaufhaltsam über die Gebirge nach Böhmen hinein, und vereinigte am 6. Mai (1757) zur festgesetzten Stunde seine ganze Macht vor **Prag**. Der Herzog Karl hatte eilig seine Haufen zusammengerafft und feste Stellungen auf den Bergen bei Prag eingenommen. Friedrich wollte ihn sogleich angreifen und wurde darin durch seinen Liebling, den kühnen General von Winterfeldt, bestärkt. Der Feldmarschall Schwerin stellte dem Könige vor, daß die Truppen nach dem nächtlichen Marsche ermüdet seien; da aber Friedrich auf seinem Vorsatze bestand, drückte der 73jährige Feldmarschall nach seiner Gewohnheit den Hut mit entschlossener Geberde in die Augen und rief: „Soll und muß denn gerade heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe.“ Sofort ging es zum Angriffe; obgleich man sich über den Boden getäuscht und für Saatfelder angesehen hatte, was sich als grünbewachsener Sumpf erwies, so rückten doch die preußischen Bataillone unter Winterfeldt muthig vor. Ein mörderisches Kartätschenfeuer aber streckte sie reihenweis nieder: alle Angriffe mißlangen und die preußische Schlachtordnung fing zu wanken an. Da entriß der greise Feldmarschall **Schwerin** einem Hauptmanne die Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen und führte sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt und starb den Heldentod. Sein Fall ließ die Seinigen von zorniger Begeisterung entbrennen, aber lange schwankte der Kampf, bis Friedrich selbst die Entscheidung herbeiführte. Er

bemerkte eine Lücke im Mittelpunkte des feindlichen Heeres; da stürzte er sich mit drei Bataillonen hinein, obwohl von beiden Seiten das heftigste Feuer gegen ihn und seine Truppen erfolgte und Viele davon niedergeschmettert wurden. Es gelang ihm die feindliche Schlachtordnung zu sprengen; die Oesterreicher wichen bald von allen Seiten nach Prag zurück.

Der Sieg war errungen, aber er war theuer erkauft; denn Friedrich hatte 18,000 Mann verloren und dazu den Feldmarschall Schwerin, der, wie der König sagte, mehr als 10,000 Mann werth war. Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges verwelken. Der König setzte ihm ein Ehrendenkmal. Selbst der Kaiser Joseph weihete ihm später eine große militärische Gedächtnißfeier auf der Stätte seines Ruhmes. Die Fahne, die des Helden Leiche bedeckte, wird in St. Petersburg als Heiligthum aufbewahrt.

Der größte Theil der geschlagenen österreichischen Armee hatte sich hinter die Mauern Prags begeben; Friedrich faßte den kühnen Plan, die gewaltige Stadt durch Belagerung zur Uebergabe zu zwingen, aber die eingeschlossene Armee hielt mit standhafter Ergebung trotz aller ihr auferlegten Entbehrungen die Belagerung aus, und hoffte durch den Feldmarschall Daun, welcher noch mit einer schlagfertigen Armee in der Nähe stand, befreit zu werden. So verging Woche über Woche, und während Daun seine Truppen immer vermehrte, mußte Friedrich fürchten, daß die Franzosen, welche mit einer mächtigen Armee über den Rhein gekommen waren, gleichfalls gegen ihn herbeirücken möchten. Er beschloß deshalb ohne Weiteres auf Daun loszugehen: gelang es ihm, auch diesen zu besiegen, so stand ihm ganz Oesterreich offen und er konnte in Wien den Frieden vorschreiben. Doch sollte er sein Ziel sobald nicht erreichen, es standen ihm erst noch schwere Prüfungen bevor.

Bei Collin griff er am **18. Juni (1757)** Daun an. Aber es war an diesem Tage etwas verhängnißvoll Düsteres in seinem Wesen. Er hatte eine treffliche Schlachtordnung vorgeschrieben und Zieten, der den Kampf eröffnete, führte des Königs Befehle mit großem Glücke aus: da auf einmal mitten in der Schlacht ändert Friedrich seine Pläne. Er hört auf keinen Rath, mit harten Worten weist er den Widerspruch seiner Getreuesten zurück. Vergeblich stellt ihm Fürst Moritz von Dessau das Gefahrvolle seiner Anordnungen vor; da derselbe dringender zum Könige redet, eilt dieser mit gezogenem Degen auf ihn los und fragt ihn, ob er gehorchen wolle oder nicht. Das Glück wandte sich von dem Augenblicke an: schon hatte der Feldmarschall Daun an den Rückzug gedacht, als ihn plötzlich die veränderte Stellung der Feinde mit neuer Siegeshoffnung erfüllte. Mit erneuertem Muthe dringen die Oesterreicher gegen die ermatteten Preußen vor: vergeblich giebt der König selbst das Beispiel des kühnsten Heldenmuthes. Mit 40 Mann blos geht er gegen eine feindliche Batterie vor; bald ist er nur noch mit seinem Adjutanten allein. „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?“ fragte dieser. Da endlich bleibt der König stehen, betrachtet unerschrocken noch einmal die feindliche Schlachtordnung, geht dann ruhig zurück und giebt den Befehl zum Rückzuge. Feldmarschall Daun, froh des ersten Sieges über die Preußen, begnügt sich mit dem errungenen Vortheile und verfolgt den Feind nicht. Von 32,000 Preußen, welche gegen 66,000 Oesterreicher bei Collin gefochten, hatten 14,000 den Tod gefunden.

Die Betrübniß und Betäubung des preußischen Heeres über diese Niederlage war unbeschreiblich; als den Offizieren der bei Prag zurückgebliebenen Armee die traurige Kunde zukam, herrschte unter ihnen lange eine lautlose Stille. Friedrich selbst war tief bewegt. Als man in einem Dorfe Rast machte, um die erschöpften Pferde zu tränken, trat ein alter verwundeter Cavallerist an den König heran und reichte ihm in der Höhlung seines Hutes einen kühlen Trunk mit den Worten: „Trink Ew. Majestät doch und laßt Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herr Gott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben." — Bald darauf fanden die Offiziere den König auf einer Brunnenröhre in trüben Gedanken sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet und mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnend. Niemand wagte ihn anzureden. Plötzlich sprang er auf und gab mit ruhiger Fassung die nöthigen Befehle. Als er den Rest seiner geliebten Garde erblickte, traten ihm die Thränen in die Augen: „Kinder," sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; — aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen."

Er wußte bald die düsteren Bilder aus der Seele zu verdrängen, seine geistige Kraft gewann die Herrschaft wieder, nach der Schlacht bei Collin trat das wahrhaft Heldenmüthige in ihm erst in ganzer Kraft hervor. Zu der Trauer über das schlimme Kriegsgeschick trat noch der Schmerz über den Tod eines Bruders und der geliebten Mutter hinzu, welche Friedrich stets innig verehrt hatte. Sein tiefer Gram ist in den Briefen aus jener Zeit unverkennbar, aber zugleich auch die Seelenkraft, mit welcher er sich über seine traurige Lage erhob. So endigt eines seiner damals verfaßten Gedichte mit den Zeilen:

„Ich aber, vom Orkan bedroht,
Muß trotz dem nahenden Verderben
Als König denken, leben, sterben."

Die Feinde Friedrich's jauchzten natürlich in kühner Hoffnung auf, als sich die Nachricht von seiner Niederlage verbreitete: von allen Seiten rückten sie jetzt um so muthiger vor, um an der, wie sie wähnten, sicheren Beute Theil zu nehmen. Die Russen drangen in Preußen ein, die Schweden schickten sich an, in Pommern zu landen und die Franzosen marschirten mit zwei Armeen unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Etrées über Thüringen und Hannover auf das Herz der brandenburgischen Monarchie los. Der Herzog von Cumberland, welcher die englisch-deutschen Hülfstruppen Friedrich's befehligte, wurde bei Hastenbeck an der Weser (am 26. Juli 1757) geschlagen und schloß eine schimpfliche Convention, nach welcher er Hannover, Hessen und das ganze Land zwischen der Weser und dem Rheine den Franzosen einräumte, welche dort mit der fürchterlichsten Gewaltthätigkeit und mit unerhörten Erpressungen hausten. Je schrecklicher ihre Herrschaft auf den unglücklichen Provinzen lastete, desto mehr verbreitete sich fast in ganz Deutschland die Theilnahme für Friedrich, in welchem man nicht mehr blos den Feind Oesterreichs, sondern zugleich den Vorkämpfer gegen fremde Gewalt erblickte. Auch Preußen wurde von den Russen schwer heimgesucht; eine Armee von 100,000 Mann unter Apraxin bedrückte jene Provinz und besiegte den preußischen General Lehwald bei Groß-Jägerndorf. Zu Friedrich's Glück traten

in Rußland Umstände ein, welche den siegreichen Apraxin hinderten, den Krieg weiter fortzusetzen: das Lehwald'sche Heer konnte sich nun gegen die Schweden wenden, welche schnell wieder aus Pommern zurückgedrängt wurden.

Roßbach und Leuthen (5. November und 5. December 1757). Friedrich selbst begab sich nach Thüringen, um zuerst die Gefahr abzuwenden, welche seinem Reiche durch das Vorrücken der Franzosen unter Soubise drohete. Nachdem schon vorher der kühne Reitergeneral Seydlitz den französischen Befehlshaber mit seinen Offizieren durch einen entschlossenen Ueberfall aus Gotha verjagt und nebst vielen Gefangenen das ganze Gepäck der Franzosen weggenommen hatte, kam es bei Roßbach zur entscheidenden Schlacht zwischen Friedrich und den Franzosen, mit welchen die deutschen Reichstruppen vereinigt waren. Des Königs Heer zählte nur 22,000 Mann, das der Feinde über 60,000; auch kannte der Uebermuth der Franzosen beim Anblicke des kleinen Häufleins der Preußen keine Grenze. Als am Tage vor der Schlacht Friedrich durch eine Bewegung des französischen Heeres sich veranlaßt sah, auch seine Stellung zu verändern, jubelte man im feindlichen Lager schon wie über einen Rückzug. Alles, was Soubise an Trommelschlägern und Spielleuten hatte, mußte Siegesmelodien, wie über eine gewonnene Schlacht, anstimmen. Die französischen Offiziere witzelten: es geschehe dem Herrn Marquis von Brandenburg viel Ehre, daß man sich mit ihm erst in einen Krieg einlasse. Schon meinte man, den Preußenkönig mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen und sandte im voraus Boten nach Paris, dies anzukündigen. Der Morgen des **5. November (1757)** brach an: Friedrich weilte ruhig in seinem Lager zu Roßbach und erhielt die Kunde, daß die Feinde sich anschickten, ihn von allen Seiten einzuschließen. Er blieb den ganzen Vormittag, als ahne er Nichts von der drohenden Gefahr, nur in der Stille ließ er Alles zum Aufbruch vorbereiten: es wurde noch die Mittagstafel angerichtet und der König setzte sich mit seinen Generalen ruhig zu Tische. Die Franzosen waren entzückt, daß er so in die Falle gehe. Plötzlich, erst gegen 3 Uhr, giebt er den Befehl zum Ausrücken, in kaum einer halben Stunde ist das ganze Lager abgebrochen. Die erstaunten Franzosen verglichen es selbst mit der Verwandelung einer Theaterdecoration. Friedrich versammelt eilig die Führer seiner kleinen Armee und spricht zu ihnen: „Die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer ist, von unsern Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott." — „Wir wollen mit Dir sterben!" war die Antwort der Krieger. Mit dem Rufe: „Vorwärts!" und indem er seine Tabakspfeife hoch in die Luft schleudert, giebt Seydlitz das Zeichen zum Angriffe und dringt an der Spitze seiner trefflichen Reiterschaaren unwiderstehlich in die Haufen der daherziehenden Feinde ein. Ehe dieselben sich irgendwo zu einer Schlachtlinie sammeln können, werden sie bald hier, bald dort von den stür-

menden Reitern über den Haufen geworfen. Alles wendet sich zur Flucht, in einem tiefen Hohlwege aber fällt eine große Zahl der Feinde den Preußen in die Hände. Friedrich hat unterdeß sein Fußvolk nebst dem Geschütz gegen die feindliche Infanterie vorrücken lassen und auch diese bald in gänzliche Verwirrung gebracht. Jetzt kommt Seydlitz derselben von der andern Seite in den Rücken: auch hier stäubt Alles in wilder Flucht auseinander und Schaaren von Gefangenen fallen den Preußen in die Hände. In kaum zwei Stunden ist der wichtige Kampf entschieden, bei einbrechender Dunkelheit die ganze feindliche Armee auf eiligem Rückzuge begriffen. Ein Schrecken ohne Beispiel war über die hochmüthigen Franzosen gekommen: so prahlerisch sie gewesen, ebenso feig und kleinmüthig zeigten sie sich jetzt. In Sturmeseile ging es zurück an den Rhein und an ein Stillstehen der muthlosen Schaaren war nicht mehr zu denken, bis sie sich jenseits des Rheinstromes vor Friedrich's Verfolgung sicher wußten. Der König aber dachte nicht daran, ihnen nachzueilen; denn er hatte bald wieder auf einer anderen Seite zu thun. Er ließ sich an dem schönen Siege genügen, der ihm 7000 Gefangene, 63 Kanonen und 22 Fahnen in die Hände geliefert. Dabei war bei Weitem nicht einmal seine ganze Armee zum Schlagen gekommen: nur sieben Bataillone der Infanterie hatten am Kampfe Theil genommen, zehn Bataillone hatten keinen Schuß gethan. Friedrich sagte seiner ganzen Armee am folgenden Tage feierlich Dank für ihre herrliche Kriegsthat; der ritterliche Seydlitz, dessen stürmischem Vordringen vor Allem der Sieg zu danken war, sah sich vom Könige durch die höchste Auszeichnung, den schwarzen Adlerorden, geehrt und wurde sofort zum Generallieutenant gemacht.

Jetzt war in der preußischen Armee die Erinnerung von Collin wieder verwischt: der Tag von Roßbach war der herrlichste Ehrentag, den das königliche Preußen noch gehabt, ja es war ein Ehrentag für ganz Deutschland, und so wurde es auch in allen deutschen Gauen mit Ausnahme Oesterreichs aufgefaßt. Es war noch nicht lange her, daß der Ruhm der französischen Heere ganz Europa in Staunen und in Furcht gesetzt hatte, und Deutschland besonders hatte unter dem Uebermuth der siegreichen Franzosen schwer geduldet. Jetzt hatte der Fürst eines verhältnißmäßig kleinen Staates, der geringschätzig sogenannte Marquis von Brandenburg, obwohl er von Oesterreich und dessen anderen Bundesgenossen ringsum hart bedrängt war, doch die alten Erbfeinde des deutschen Reiches ruhmvoll aufs Haupt und in die Flucht geschlagen. Alle ächt deutschen Herzen jubelten auf, das deutsche Nationalgefühl begann sich hoffnungsvoll zu regen, und immer lebhafter wurden die Sympathien für den großen deutschen Helden. Das Volk sang überall:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen;
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Selbst in Frankreich, wo das Volk gegen die damalige schlechte Regierung erbittert war, wurde Friedrich's Heldenruhm laut anerkannt: besonders aber herrschte in England wahre Begeisterung für den großen Preußenkönig, mit welchem sich die englische Regierung nun wieder um so fester verband. Sie erbat sich von Friedrich einen Anführer für die englisch-deutschen Hülfstrup-

pen; er empfahl den Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bald neue Vortheile über die Franzosen errang.

Sowie sich Friedrich von dem einen Feinde befreit sah, eilte er nach Schlesien, wo der Herzog Karl von Lothringen inzwischen mit seiner überlegenen Macht große Fortschritte gemacht hatte: die wichtige Festung Schweidnitz war in die Hände der Oesterreicher gefallen, der Herzog von Bevern geschlagen worden und selbst die Hauptstadt Breslau hatte sich dem Feinde ergeben. Schlesien schien verloren, wenn die Oesterreicher den Winter über dort bleiben konnten. Da eilte Friedrich mit 14,000 Mann aus Sachsen herbei, vereinigte diese mit den 16,000 Mann, welche von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bevern übrig waren, fest entschlossen, die Feinde anzugreifen, wo er sie nur fände, „und wäre es," wie er sagte, „hoch auf dem Zobtenberge". Bei Leuthen, zwischen Breslau und Neumarkt, stieß er auf den Feind. Der Herzog Karl, an der Spitze von 80 bis 90,000 Mann, sah mit Geringschätzung auf die kaum 30,000 Mann zählende preußische Armee, die er spöttisch „die Berliner Wachtparade" nannte. Friedrich aber berief seine Generale und Offiziere zusammen, schilderte in begeisterter Rede die Größe der Gefahr, in welcher das Vaterland schwebte und bei welcher er nur von ihrem Muthe, ihrer Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe die Rettung erwarten könne. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst," fügte er dann hinzu, „die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer Stellung: alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß in der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber der Eine oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden!" Aus Aller Augen leuchtete ihm auf diese Anrede nur tiefe Rührung und feuriger Kriegsmuth entgegen, und so fuhr er fort: „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde, — ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." Einen Augenblick hielt er inne, dann fügte er mit ernstem Ausdruck hinzu: „Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente! Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! Nun leben Sie wohl, meine Herren,

in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Die Begeisterung, welche Friedrich durch diese Rede den Offizieren eingeflößt, ging bald auf die gesammte Armee über: im ganzen Lager ertönte lauter Jubel. Die alten Krieger reichten sich wechselseitig die Hände und beschworen ihre jungen Kameraden, dem Feinde muthig unter die Augen zu treten. Frohe Siegesbegeisterung durchdrang alle Herzen.

Am Morgen des **5. December (1757)** zog Friedrich an der Spitze der „Berliner Wachtparade" dem übermüthigen Feinde entgegen. Ehe er die Schlacht begann, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich und sagte zu demselben: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen, wie sonst. Er mit Seinen 50 Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen."

Seine Colonnen rückten unter dem Gesange frommer Lieder mit Begleitung der Feldmusik dem Feinde entgegen. Ein Commandeur wollte ihnen Schweigen gebieten; Friedrich aber sagte: „Nein, laß Er das: mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Die feindliche Schlachtlinie war fast eine ganze Meile lang; Friedrich konnte nur siegen, wenn er es verstand, seine geringere Truppenzahl durch schnelle und kräftige Verwendung gleichsam zu verdoppeln. Er täuschte den Feind, indem er einen versteckten Angriff auf dessen rechten Flügel machen ließ, während er den Hauptangriff gleich darauf auf den linken Flügel richtete. Dieser wurde durch den heftigen Stoß der preußischen Infanterie über den Haufen geworfen, und bald gerieth darüber das ganze österreichische Heer in Unordnung. Nach drei Stunden war die verhängnißvolle Schlacht entschieden: in wilder Flucht eilte die feindliche Armee davon; ganze Haufen, zusammen wohl 20,000 an der Zahl, ergaben sich als Gefangene.

Es war einer der glorreichsten Siege, von welchem die Weltgeschichte erzählt: ein Sieg des überlegenen Scharfsinns und der begeisterten Hingebung über die scheinbar furchtbarste Uebermacht. Noch auf dem Schlachtfelde belohnte der König seinen thätigsten Helfer in der Schlacht, den Prinzen Moritz von Dessau, indem er ihn zum Feldmarschall erhob. „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall," sagte er zum Prinzen. Dieser, noch halb beschäftigt, achtete nicht auf den letzten Theil der Anrede. Friedrich aber wiederholte mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall?" Erst jetzt verstand der tapfere Prinz, daß ihm der König sein Avancement anzeigen wollte, und bedankte sich.

Ein alter General stattete dem Könige seine Glückwünsche über den errungenen Sieg ab. „Das," erwiderte der König, „hat ein Höherer gethan." — „Ja," sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." — „Ach, was will Er mit Seinen Dispositionen, — na — es kommt wohl Eins zum Andern."

Auch die brave Armee übertrug die Ehre und den Dank des Sieges auf den Höchsten; am Abend stimmte ein alter Grenadier inmitten des Schlacht-

feldes das Lied an: „Nun danket alle Gott," und sogleich fiel die ganze Armee mit Begleitung der ganzen Feldmusik in den schönen Lobgesang ein. Wie aus einem Munde erscholl es:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden."

Ein erhebender Augenblick, bei dunkeler Nacht, unter Tausenden von Leichen!

Das ganze preußische Volk nahm bald an der schönen Siegesfreude Theil und stimmte begeistert gleichen Lobgesang an. Zugleich sang man:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann."

Noch an dem Abend der Schlacht gerieth der König in große Gefahr, aus welcher ihn nur seine Geistesgegenwart rettete. Mit geringer Begleitung eilte er vom Schlachtfelde auf Lissa zu, um dort die Brücke über das Schweidnitzer Wasser, welche den Weg nach Breslau eröffnete, zu besetzen. In Lissa wird er durch feindliche Schüsse begrüßt, auf welche die Seinigen gleichfalls mit Schüssen antworteten. Friedrich sagt gelassen zu seiner Umgebung: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid," und reitet mit seinen Adjutanten über eine Zugbrücke in den Hof des herrschaftlichen Schlosses. Kaum ist er da angekommen, so tritt ihm eine Menge von höheren und niederen österreichischen Offizieren entgegen, die eben ihre Mahlzeit verzehrt hatten und in Folge des Schießens eilig mit Lichtern die Treppe herunterstürzen, um ihre Pferde zu suchen. Friedrich konnte von ihnen ohne Weiteres gefangen genommen werden, denn seine Begleitung war zu schwach, um ihn gegen die Ueberzahl zu schützen. Aber schnell gefaßt steigt er vom Pferde und ruft ihnen zuversichtlich lächelnd zu: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?" Die Offiziere, durch diesen sicheren Ton irre gemacht, glauben, er habe eine größere Truppenmasse mit sich, ergreifen dienstfertig und demüthig die Lichter und leuchten dem Könige hinauf in eines der Zimmer. Friedrich läßt sich dieselben einzeln vorstellen und unterhält sich mit ihnen so lange, bis sich immer mehr von seinen Leuten eingefunden haben, welche auf den Lärm der Schüsse eiligst nach Lissa nachgerückt waren. Nun wurde Alles, was sich von Feinden da fand, gefangen genommen.

Friedrich eilte sodann vor Breslau; nach kurzer Belagerung bemächtigte er sich der Stadt, und am Ende des Jahres war ganz Schlesien bis auf die Festung Schweidnitz wieder in seinen Händen. Die Oesterreicher hatten sich wieder nach Böhmen zurückgezogen.

Zorndorf (25. August 1758). Friedrich hatte gehofft, daß die Kaiserin Maria Theresia nach seinen letzten großen Erfolgen geneigt sein würde, dem langen Blutvergießen ein Ende zu machen. In der That schien man in Wien jetzt etwas freundlicher gestimmt, und der Minister Kaunitz hielt es für seine Pflicht, den König vor einer gegen sein Leben geschmiedeten Verschwörung zu warnen. Friedrich suchte diese günstige Stimmung so gut als

möglich zu benutzen, um seinen Staaten und ganz Deutschland die Segnungen des Friedens wieder zu verschaffen. In einem Schreiben an die Kaiserin setzte er die ganze damalige Lage und die von ihm errungenen Vortheile auseinander und fügte hinzu, er werde im Stande sein, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. „Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine," fuhr er fort; „lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen! Sie werden sehen, daß Sie Ihre Lande ins Verderben stürzen, daß Sie an der Vergießung so vieles Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, sowie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen die ganze Welt hätte zittern machen. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens, und ich wünsche, daß es den Eindruck machen möge, den ich verlange. Wollen Sie aber die Sache auf das Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir nur meine Kräfte verstatten." Diese dringenden Vorstellungen verfehlten aber dennoch den gewünschten Eindruck auf die Kaiserin, weil dieser von ihren Untergebenen die Wahrheit über die Leuthener Schlacht gar nicht gesagt worden war: sie wußte nicht, wie bedeutend Friedrich's Sieg gewesen, und da der französische Hof eben damals neue große Zurüstungen gegen Preußen getroffen hatte und zur Fortsetzung des Krieges dringend ermahnte, so wurden des Königs Friedensanträge wiederum übermüthig abgelehnt.

So wurde Friedrich wider Willen genöthigt, neue Lorbeeren zu sammeln: er wandte den Winter dazu an, die großen Lücken, die in seinem Heere entstanden waren, wieder auszufüllen. Zugleich schloß er mit England ein neues noch engeres Bündniß; dort war der berühmte William Pitt an die Spitze des Ministeriums getreten, derselbe war ebenso wie das ganze englische Volk von der größesten Verehrung für Friedrich, den man auch dort schon den Großen und den Unüberwindlichen nannte, erfüllt und sicherte dem Könige außer einer Verstärkung der hannöverschen Armee eine jährliche Geldunterstützung (Subsidien) von 670,000 Pfund Sterling (gegen 5 Millionen Thaler) zu.

Solcher Hülfe war aber der König auch dringend bedürftig; denn außer den Franzosen und Oesterreichern nebst der Reichsarmee rückten im Frühjahre (1758) die Russen mit bedeutender Heeresmacht wieder ins Feld. Unter dem Feldmarschall Fermor war das russische Heer bereits im Januar von Memel aufgebrochen und in Königsberg unter großen Feierlichkeiten eingezogen. Ganz Ostpreußen mußte der russischen Kaiserin huldigen und russische Verwaltungsbehörden traten an die Stelle der preußischen. Unter allen Schrecken eines Raubzuges rückte sodann das Heer nach der Neumark vor. Friedrich mußte wieder, ebenso wie im vorigen Jahre, versuchen, schnell und unerwartet den einen Feind zu besiegen, um sich dann mit ganzer Kraft zur Bekämpfung des andern wenden zu können. Er beschloß, zuerst auf die Oesterreicher loszugehen. In aller Eile rückte er in die österreichischen Staaten ein, aber nicht, wie der Feldmarschall Daun erwartet hatte, nach Böhmen, sondern zu dessen großer Ueberraschung nach Mähren. Er wollte die Festung Olmütz in gefährlicher Nähe von Wien erobern; aber dieselbe wurde auf das Tapferste vertheidigt. Die Einwohner des Landes in ihrer Treue gegen die Kaiserin erschwerten den preußischen Truppen überdies auf alle Weise den

Aufenthalt, und da es Daun gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen, die er aus Schlesien erwartete, abzuschneiden, so hielt es Friedrich für gerathen, die Belagerung aufzugeben. Daun aber hatte ihm unterdeß den Rückzug nach Schlesien durch Besetzung aller Pässe versperrt, und es schien, als wäre der König in die hoffnungsloseste Lage gekommen. Durch Kühnheit und List wußte er sich jedoch wieder zu retten. Er bestärkte Daun in dem Glauben, daß er es versuchen würde, sich nach Schlesien durchzuschlagen, ein Feldjäger wurde mit einer Depesche, die einen solchen Plan ankündigte, an den Commandanten von Neiße geschickt, mußte es aber so anstellen, daß er den Feinden in die Hände fiel. Diese glaubten nun ihrer Sache gewiß zu sein, und wendeten ihre ganze Thätigkeit darauf, den Preußen den Uebergang nach Schlesien unmöglich zu machen. Unterdeß aber war Friedrich unbemerkt und ohne einen Wagen zu verlieren, nach Böhmen hinübergegangen und bezog ein Lager zu Königingrätz (Juli 1758). Dort ereilte ihn die Kunde von den Fortschritten der Russen, welche Anfangs August die Grenzen der Neumark überschritten hatten und das Innere seiner Länder bedrohten. Auf ihrem Wege wütheten sie mit Brand, Raub, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art und machten die blühendsten Fluren zu Wüsten. Die Einwohner des Landes mußten ihnen alle Habseligkeiten preisgeben und flohen bei ihrem Herannahen in die Wälder. Die Festung Küstrin hatte ein fürchterliches Bombardement zu bestehen, der größte Theil der Stadt sank in Asche, die Besatzung aber hielt sich tapfer und war bereit, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Sowie Friedrich diese Nachrichten erhielt, beschloß er, den Russen entgegen zu eilen, um sie zu besiegen, ehe sie sich mit den Oesterreichern etwa verbinden könnten. Schleunigst marschirte er nach der Neumark. Der Anblick Küstrins und der ringsum verwüsteten Fluren erfüllte ihn mit tiefer Trauer, doch wußte er den unglücklichen Bewohnern durch freundliche Trostworte bald neuen Muth einzuflößen. „Kinder," sagte er zu ihnen, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt nur Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen." Er brannte vor Begier, den Russen die verübten Greuelthaten zu vergelten, und beschloß, ihnen gleich entgegen zu ziehen. Vor dem Aufbruche ritt er noch einmal die Reihen entlang, begrüßte freundlich seine braven Truppen und fragte: Wollt ihr mit, Kinder? Alles antwortete mit einem jubelnden Ja! und so ging es vorwärts mit 32,000 Mann, welche am **25. August (1758)** bei Zorndorf auf das 52,000 Mann zählende russische Heer trafen. Es war eine der fürchterlichsten, blutigsten Schlachten, welche die Kriegsgeschichte kennt. So tapfer die Preußen anrückten, so kühn und ungestüm besonders Seydlitz mit seinen Reiterschaaren auch hier wieder gegen die feindlichen Reihen anstürmte, so standen doch die Russen fest wie ein Wall: sowie die vorderen Reihen niedergeschmettert waren, traten immer neue an ihre Stelle, welche mit dem Muthe der Verzweiflung jeden Fußbreit des Schlachtfeldes vertheidigten. Erst nach langem Kampfe gelang es, Verwirrung in die bis dahin festgeschlossenen Reihen zu bringen, und nun fuhr Seydlitz mit furchtbarer Gewalt von allen Seiten auf die russische Reiterei los, drängte dieselbe auf das russische Fußvolk und brachte auch dieses

endlich zum Wanken. Aber bis zum späten Abende währte der verzweifelte Kampf, der in ein wahres Gemetzel ausartete. Zuletzt hatten die Preußen den Sieg errungen, doch mit dem Opfer von 11,000 Todten, während von den Russen 19,000 das Schlachtfeld bedeckten. „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Sieg gegeben!" so redete der englische Gesandte den König noch auf dem Schlachtfelde an; Friedrich aber zeigte auf Seydlitz hin und sagte: „Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen." Seydlitz lehnte das Lob von sich ab und meinte, die ganze Reiterei habe dasselbe verdient.

Die russische Armee zog sich erst bis nach Landsberg, dann über die Weichsel zurück.

Der Ueberfall bei Hochkirch (14. October 1758). Friedrich war nun von der drohendsten Gefahr befreit: die Verbindung der Russen mit Daun war nicht mehr zu fürchten. Des Königs Bruder Heinrich aber wurde unterdeß in Sachsen von den Oesterreichern hart bedrängt; ihm mußte er sofort zu Hülfe eilen. Als er in Sachsen eingerückt war, bezog Daun ein festes Lager in der Lausitz, um ihn von Schlesien abzuschneiden. Friedrich erkannte diese Absicht und eilte, die Straße nach Schlesien zu gewinnen. Er rückte dabei dicht an Daun's Heer heran und wollte bei Hochkirch in der Nähe von Bautzen ein offenes Lager beziehen. Die besten Generale riethen ihm davon ab, weil er sich so einem Ueberfalle der Feinde, die in einer sehr vortheilhaften Stellung waren, gar zu sehr aussetzte, der König hörte jedoch auf ihre Warnungen nicht, weil er dem gar zu bedächtigen Daun nicht zutraute, daß er zuerst angreifen würde. Der Feldmarschall Keith sagte geradezu: „Wenn uns die Oesterreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden." Friedrich aber in seinem übergroßen Vertrauen antwortete: „Wir müssen hoffen, daß sich die Oesterreicher mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Falsche Berichte eines Spions bestärkten ihn in seiner Zuversicht, aus welcher er nur allzu schrecklich erwachen sollte. Die österreichische Armee fühlte den Hohn, den ihr der König durch seine herausfordernde Stellung anthat: es wurde ein nächtlicher Ueberfall des preußischen Lagers beschlossen.

Am 14. October (1758) früh, ehe der Tag graute, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oesterreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch herangeschlichen, und sowie die Thurmuhr fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der Schanze und des Geschützes am Eingange des Dorfes und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in dem Dorfe zu sammeln suchten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptstraße des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Kroaten und andere österreichische Truppen waren in das Lager hineingeschlichen und feuerten nun auch im Rücken der Preußen. Die Dunkelheit verhinderte noch dazu alle Erkennung, und um Freund oder Feind herauszufinden, tappte man nach den Mützen umher: die Blechkappen der Preußen und die Bärenmützen der Oesterreicher gaben das Erkennungszeichen. Friedrich, der auf einem entfernten Flügel des Lagers ruhte, wurde durch den Kanonendonner geweckt, eilte sich anzukleiden

und rückte mit einigen Regimentern heran, um das Dorf zu retten. Der Feldmarschall Keith eroberte die preußische Batterie am Eingange des Dorfes wieder, bald aber sank er von einer feindlichen Kugel durchbohrt nieder. Ebenso erlag der Prinz Franz von Braunschweig. Nur auf dem Kirchhofe von Hochkirch hielt sich ein Bataillon Preußen mit unbezwinglicher Tapferkeit gegen die Angriffe von sieben österreichischen Regimentern, bis sie, von der Uebermacht überwältigt, fast alle sterbend oder verwundet den Boden bedeckten. Seydlitz und Zieten sammelten auf freiem Felde ihre Reiterschaaren, aber sie erreichten mit denselben nur kleine Vortheile. Erst als die dichten Nebel gefallen waren, die den König auch nach dem Anbruche des Tages verhindert hatten, die Stellung der Feinde und der Seinigen deutlich zu erkennen, sammelte er mit bewunderungswürdiger Ordnung seine Truppen und gab den Befehl zum Rückzuge, welchen Daun nicht störte. Friedrich hatte an dem Unglückstage viele seiner besten Feldherren und über 5000 Mann Truppen verloren; er hatte überdies das Lager eingebüßt, und es fehlte nun seinen Truppen jede Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit. Aber je größer das Unglück, desto bewunderungswürdiger zeigte sich Friedrich's gewaltiger Geist. Wie tief er im Innern bewegt war, erfahren wir aus den Erzählungen seiner nächsten Vertrauten: es war wohl das einzige Mal, daß er in geistlicher Beschäftigung Trost suchte, er las Predigten des berühmten französischen Kanzelredners Bourdaloue und machte selbst den Versuch, eine Predigt zu schreiben. Wie nach dem Unglückstage von Collin der schwere Verlust der geliebten Mutter hinzukam, um sein Herz mit Kummer zu erfüllen, so erhielt er jetzt die Nachricht, daß in derselben Stunde, wo er die Niederlage bei Hochkirch erlitten, seine treue Schwester, die Leidensgefährtin seiner Jugend, die Markgräfin von Baireuth gestorben war. Diese Kunde beugte ihn tief darnieder, aber im Hinblicke auf die Gefahren des Vaterlandes mußte er seinen Schmerz bezwingen: er durfte jetzt nicht Mensch, nur König sein, und in der That erfüllte er seine königlichen Pflichten mit der merkwürdigsten Geistesstärke. Während Daun die günstige Zeit zum Angriffe versäumte, sprach er mit Zuversicht die kühnen und für seine niedergeschlagene Armee ermuthigenden Worte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien." Wirklich gelang es ihm, den Gegner durch geschickte Märsche und Wendungen zu täuschen; plötzlich erschien er in Schlesien und zwang die Oesterreicher, die Belagerung von Neiße aufzugeben. Nachdem auch ein Versuch des Feldmarschalls Daun, sich Dresdens zu bemächtigen, mißlungen war, kehrte derselbe in die Winterquartiere nach Böhmen zurück, und so hatte Friedrich am Schlusse des Feldzuges von 1758 die Folgen des Ueberfalles von Hochkirch fast in die eines Sieges verwandelt. Unterdeß hatte der tapfere Prinz Ferdinand von Braunschweig auch die westphälischen Länder ruhmvoll gegen die Franzosen behauptet und dieselben genöthigt, ihre Winterquartiere jenseits des Rheines zu nehmen.

Kunersdorf (12. August 1759). Aber das schwerste Jahr stand Friedrich noch bevor: während des Feldzuges von 1759 sollten ihn die härtesten Schläge des Schicksals treffen. Wenn es von ihm abgehangen hätte,

so würde er die Waffen gern aus der Hand gelegt haben; er sehnte sich nach Frieden und klagte gegen seine Freunde über die traurige Nothwendigkeit, die ihm die Fortsetzung des Krieges auferlegte. Er schrieb über seine Stimmung an den Marquis d'Argens: „In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie näher, so würden Sie nichts als einen schweren undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald verlöschen, es sind Blitze, die aus dunkeln Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. Das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen." So gern er jedoch dem Kriege ein Ende gemacht hätte, so wenig waren seine Feinde dazu geneigt: sie hofften, ihn doch endlich durch ihre Uebermacht zu erdrücken und machten verdoppelte Anstrengungen, um ihre Heere durch neue Mannschaften zu vermehren. Friedrich hatte in seiner Armee, die bald gegen die Oesterreicher, bald gegen die Russen, Franzosen, Schweden gekämpft hatte, nur noch wenige von den alten Kerntruppen, die große Zahl der Gebliebenen mußte er durch neugeworbene junge Leute ersetzen, welche zwar mit Begeisterung unter die Fahnen des großen Königs traten, aber bei Weitem die gute Uebung der Soldaten nicht hatten, mit welchen er in die ersten Feldzüge gegangen war. Dies steigerte die Hoffnung seiner Feinde, und Maria Theresia wußte die russische Kaiserin zu bewegen, daß sie ein neues bedeutendes Heer unter dem tapfern General Soltikow nach Preußen schickte, während in Frankreich der neue Minister, Herzog von Choiseul, Alles aufbot, um einen, wie er hoffte, entscheidenden Schlag gegen Preußen zu führen. Zwei große Heere rückten unter den Marschällen von Broglio und von Contades von verschiedenen Seiten gegen Ferdinand von Braunschweig herbei: ein Angriff, welchen dieser bei Bergen auf Broglio wagte, mißlang, und die Franzosen hatten zuerst so große Erfolge, daß man in Paris schon frohlockend triumphirte. Aber es war zu früh, denn am **1. August (1759)** zwang Ferdinand die Gegner bei Minden zu einer Schlacht, in welcher es seiner trefflichen Führung und der ausgezeichneten Bravour seines Fußvolkes gelang, einen wichtigen Sieg zu erringen, so daß die Franzosen sich wieder über den Rhein zurückziehen mußten.

Nicht so glücklich aber war der König selbst, welcher im Osten den schweren Kampf gegen Oesterreicher und Russen zu bestehen hatte. Soltikow rückte mit 45,000 Mann gegen die Oder heran, der österreichische General Laudon wollte sich an der Spitze von 25,000 Mann mit ihm vereinigen. Dies zu verhindern, schickte Friedrich den General Wedell gegen die Russen, doch wurde derselbe von der Ueberzahl geschlagen, und die Vereinigung der Feinde erfolgte. Da zieht Friedrich gegen dieselben: er läßt den Prinzen Heinrich gegen das Daun'sche Heer zurück und macht sich auf den Weg nach Frankfurt an der Oder. Bei Kunersdorf, jenseits der Oder, trifft er am **12. August (1759)** auf den Feind: er hat den 70,000 Mann der Russen und Oester-

reicher nur 43,000 entgegenzustellen, dennoch will er versuchen, sie nicht nur aus dem Felde zu schlagen, sondern sie wo möglich zu vernichten, um dem Kampfe mit einem Schlage ein Ende zu machen. In sechsstündigem heißem Kampfe gelingt es seiner ausgezeichneten Führung und den unerhörten Anstrengungen seiner braven Truppen, die größten Vortheile zu erringen. Der ganze linke Flügel der feindlichen Armee ist bereits in die Flucht geschlagen, 70 Kanonen erbeutet, der Sieg so gut wie entschieden und schon eilen Couriere nach Berlin, denselben zu verkündigen. Der Tag neigte sich und die Feldherren riethen dem Könige, seiner ermatteten Krieger zu schonen und den Kampf abzubrechen, da die Feinde doch die Nacht benutzen würden, um sich zurückzuziehen. Aber Friedrich will das Werk nicht halb gethan haben: der Feind soll mit einem Male niedergeschmettert werden, und so greift er von Neuem den noch unerschütterten rechten Flügel der Gegner an. Seine ermüdeten Schaaren aber sind der gewaltigen Aufgabe nicht mehr gewachsen: sie vermögen nicht mehr die Höhen zu erstürmen, von denen zahlreiche Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleudern. Alle ihre Angriffe werden zurückgeschlagen und allmälig bringt die wachsende Erschlaffung Unordnung und Verwirrung, zuletzt allgemeine Flucht hervor. Friedrich, welcher sein Heer noch niemals in einem so traurigen Zustande gesehen, versinkt selbst in starre Verzweiflung: er weilt mitten unter Todten, Verwundeten, Fliehenden, zwei Pferde sind ihm unter dem Leibe erschossen, eine Kugel dringt in sein Kleid und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht ein goldenes Etui in der Westentasche sie aufgehalten hätte. Seine Generale bitten ihn flehentlich, den gefährlichen Ort zu verlassen, aber er antwortet: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut, wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." Doch war hier nichts mehr zu retten, rings umher flohen die Preußen in wilder Unordnung. Bei diesem Anblicke schien der König den Tod zu suchen: mitten in dem Getümmel hörte man ihn rufen: „Giebt es denn heut keine verwünschte Kugel für mich?" Ein Trupp preußischer Husaren war unter den Letzten auf dem Schlachtfelde; als sie eben vor einem Schwarme Kosacken sich zurückziehen wollen, ruft einer der Husaren dem Führer zu: „Herr Rittmeister, da steht der König." In der That erblickt der Offizier den König ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, der sein Pferd hält, auf einem Sandhügel stehend: er hat den Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickt in lautloser Verzweiflung dem hereinbrechenden Verderben entgegen. Nur mit Mühe ließ er sich überreden, das Pferd wieder zu besteigen und sich mit den Husaren zu retten.

Der König übernachtete in der fürchterlichsten Stimmung in einer verödeten Bauernhütte auf einem erbärmlichen Strohlager; den andern Tag bezog er das Schloß Reitwein bei Küstrin. Er war überzeugt, daß, wenn die Russen ihren Sieg verfolgen wollten, Alles für ihn vorüber sei; zugleich schien es bei ihm beschlossen, die Schmach und Erniedrigung seines Reiches nicht zu überleben. Er traf sofort alle Verfügungen für die Regierung. Prinz Heinrich sollte Generalissimus der Armee werden, und diese dem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem funfzehnjährigen Thronfolger, Treue schwören. Der Hof und die Archive sollten aus Berlin geflüchtet werden, wohin er die Feinde schon im Anmarsche glaubte. „Das ist ein grausames Unglück," schrieb er

an den Minister von Finkenstein, „ich werde es nicht überleben; die Folgen werden schlimmer, als die Bataille selber sein. Ich habe keine Hülfsquellen mehr und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben."

Wirklich stand den Siegern der Weg nach Berlin offen, obwohl auch sie bedeutende Verluste zu beklagen hatten. Es waren mehr als 16,000 Russen geblieben, und Soltikow schrieb an seine Kaiserin: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben." Von des Königs Heer waren aber zuerst noch 5000 Mann und nach einiger Zeit, als alle Flüchtlinge gesammelt waren, 18,000 Mann zusammen: damit konnten die Russen am Vordringen nicht gehindert werden. Dies Mal kamen dem Könige jedoch die Schwächen und Fehler der Feinde zu Hülfe, welche den gewonnenen Sieg nicht benutzten. Am Abende nach der Schlacht versammelten sich die russischen Generale in einem Bauernhause und ließen es sich bei erfrischenden Getränken so gut gefallen, daß sie die erste Verfolgung der geschlagenen Preußen versäumten. Bald kam Zwiespalt zwischen Soltikow und Daun hinzu, um ihre Thätigkeit zu lähmen. Die Russen beklagten sich, daß man sie allein wolle Alles thun lassen, und als Daun den russischen Feldherrn zum Vorrücken aufforderte, antwortete derselbe: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin Alles thue." Diese Eifersucht unter den Feinden und den dadurch gewonnenen Aufschub benutzte Friedrich, um sein Heer wieder in der Eile zu sammeln, zu vermehren und zu ordnen. Unterdeß hatte sein Bruder Heinrich, von dem der König selbst sagte, er sei der Einzige gewesen, der im ganzen Kriege keine Fehler gemacht, durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feldmarschall Daun gezwungen, sich in die böhmischen Berge zurückzuziehen. Aber in Folge eines gleich nach der Schlacht bei Kunersdorf ertheilten Befehles übergab der preußische General Schmettau Dresden an die Feinde, und nachdem der General Fink, den Friedrich in den Rücken der Daun'schen Armee geschickt hatte, sich mit 11,000 Mann den ihn umringenden Feinden hatte ergeben müssen, konnte Daun triumphirend in Dresden einziehen. Dennoch behauptete sich Friedrich in einem großen Theile Sachsens, wo er auch die Winterquartiere nahm.

Liegnitz und Torgau (15. August und 3. November 1760.) Mit jedem neuen Kriegsjahre wurde Friedrich's Lage immer schwieriger. Obwohl der Umfang seines Reiches nur im Osten bedeutend geschmälert war, so versiegten doch die Hülfsquellen seiner Macht immer mehr. Während die Heere der Feinde auch nach verlorenen Schlachten schnell wieder anwuchsen, schmolz seine Armee allmälig zusammen, und es war keine Aussicht auf eine leichte Vermehrung derselben vorhanden; dazu waren seine Länder durch die Lasten des langwierigen Krieges fast schon überbürdet, und es wurde immer schwerer, den nöthigen Bedarf für die Fortführung des Krieges herbeizuschaffen. Es schien, als sei die Stärke des kühnen Helden gebrochen, und als müsse er der Menge der ihn umringenden Feinde bald erliegen. An den

Angriffskrieg, den er zuerst mit so glücklichem Erfolge geführt, konnte er fürerst nicht mehr denken, nur die Vertheidigung war ihm vergönnt, und nur seinem an Hülfsmitteln unerschöpften Geiste und seinem unerschöpften Muthe konnte es gelingen, sich noch weiter mit Ehren zu behaupten, bis eine glückliche Wendung des Geschickes seine erbittertsten Gegner zum Frieden geneigt machte.

In dem Feldzuge des Jahres 1760 wollte Friedrich selbst Sachsen gegen Daun behaupten, Prinz Heinrich sollte die Mark Brandenburg gegen die Russen, der General Fouqué Schlesien gegen Laudon vertheidigen. Letzterer hatte jedoch eine drei Mal überlegene Macht, und als Fouqué nach des Königs Befehl seine Stellung in den schlesischen Bergen gegen die Uebermacht behaupten wollte, kam es bei Landshut (am 23. Juni 1760) zu einer heißen Schlacht, in welcher die Preußen ungeachtet der größten Tapferkeit geschlagen wurden. Fouqué vertheidigte mit seinen tapferen Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, jeden Fußbreit des Schlachtfeldes. Der Feldherr selbst stürzte endlich unter sein verwundetes Pferd und wäre von den feindlichen Reitern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet worden, hätte sich nicht sein Reitknecht über ihn geworfen und die Hiebe der feindlichen Dragoner mit seinem eigenen Leibe aufgefangen. „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?“ rief der brave Diener, bis ein österreichischer Oberst den Soldaten wehrte. Fast die ganze preußische Heeresabtheilung wurde aufgerieben, Fouqué selbst, einer der liebsten Generale Friedrich's, blieb bis zum Ende des Krieges in Gefangenschaft.

Die Niederlage bei Landshut reizte Friedrich zu neuen außergewöhnlichen Unternehmungen, welche dem Kriege eine entscheidende Wendung geben sollten; er beschloß einen Streich gegen Dresden.

Nachdem er durch einen scheinbaren Aufbruch nach Schlesien Daun nach sich gelockt hatte, kehrte er nach Dresden um und begann die Beschießung der schönen Königsstadt. Obwohl ein Theil derselben in Flammen aufging, wobei die alte Pracht der Residenz auf lange vernichtet wurde, so hielt doch die Besatzung tapfer Stand, in der Hoffnung, durch Daun entsetzt zu werden. Nach fruchtloser Anstrengung gab denn Friedrich die Belagerung auf und zog nach Schlesien. Dort vereinigte sich Daun mit Laudon, und in der Gegend von Liegnitz rückten ihre 95,000 Mann dem Heere des Königs, welches nur 30,000 Mann betrug, entgegen, um ihm den Weg nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren, zu verlegen. Der König sollte nun von allen Seiten angegriffen und vernichtet werden; der 15. August war zu dem entscheidenden Schlage bestimmt. Die Feinde standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, und er mußte wieder einen plötzlichen Ueberfall fürchten. Aber List und Kühnheit halfen ihm die Anschläge der Gegner zu Schanden machen. Er veränderte heimlich in der Nacht die Stellung seiner Armee, — in dem bisherigen Lager aber mußten Bauern zurückbleiben, um Wachtfeuer zu unterhalten und von Viertelstunde zu Viertelstunde den gewöhnlichen Wachtruf erschallen zu lassen, wodurch die Feinde in dem Glauben erhalten wurden, die Preußen seien noch auf der alten Stelle. Als nun am Morgen Laudon zum Ueberfall vorrückte, war er überrascht, das ganze preußische Heer zum Kampfe gerüstet früher und an einer ganz anderen Stelle, als er erwartet,

vor sich zu finden. Er verzagte nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe und hoffte, der Kanonendonner werde Daun veranlassen, ihm zu Hülfe zu eilen. Aber der entgegengesetzte Wind ließ den Schall nicht zu diesem gelangen, und nach dreistündigem Gefechte sah sich Laudon von den Preußen aufs Haupt geschlagen. Früh um fünf Uhr war das Glück des Tages bereits entschieden; Laudon zog sich über die Katzbach zurück; Daun, von Zieten nachdrücklich angegriffen, folgte ihm dahin.

Der Sieg bei Liegnitz gab Friedrich's Sache wieder eine günstigere Wendung, aber der Vortheil war wegen der großen Uebermacht der zahlreichen Feinde bei Weitem nicht entscheidend, und der König selbst schrieb darüber an den Marquis d'Argens: „Ehedem würde die Begebenheit vom 15. viel entschieden haben; jetzt ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen; dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vortheilhaft ist. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, wie in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. Es sind Herkulesarbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen." — — Dann fügte er hinzu: „Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, mir glückt, dann wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfernung von den Unruhen, im Schooße der Philosophie und der Freundschaft zuzubringen."

Der „Streich" aber, den der König nach der Liegnitzer Schlacht vorhatte, sollte ihm wieder gelingen. Schlesien war durch jenen Sieg größtentheils gerettet, aber die Russen waren unterdeß auf Berlin marschirt und die Hauptstadt des Landes hatte sich ihnen ergeben müssen. Acht Tage lang schalteten sie dort als Herren und ließen von der Bevölkerung bedeutende Geldsummen aufbringen; da scheuchte sie die Nachricht von Friedrich's Herannahen auf. Der König hatte Schlesien eilig verlassen, um Sachsen und die Mark Brandenburg von den Feinden zu befreien. Er rückte zunächst gegen Daun, der sich in Sachsen mit den Reichstruppen vereinigt hatte: bei Torgau kam es am **3. November 1760** zur Schlacht. Friedrich stand wieder gegen eine große Uebermacht, aber er hörte auf keine ähnliche Abmahnung, indem er das Wagniß für nothwendig hielt und überzeugt war, durch eine Niederlage Daun's dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen. Der Kampf war einer der schwersten, den er je zu bestehen gehabt, bereits schien die Schlacht verloren, und Daun hatte schon Siegesnachrichten an seine Kaiserin abgehen lassen, als der alte General Zieten durch sein kühnes Vorgehen die größten Vortheile für die Preußen errang, worauf Daun sich in der Nacht in großer Stille zurückzog. Friedrich war bei Torgau immer mitten im ärgsten Feuer gewesen. Zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe getödtet; eine Musketenkugel war durch Mantel, Rock und Weste gerade auf die Brust gedrungen, aber dort so

matt geworden, daß sie ihn nicht weiter beschädigte. Der König war mit den Worten: „Ich bin todt" umgesunken, schnell aber erholte er sich und ritt wieder ins heißeste Getümmel. Er selbst behauptete, niemals eine stärkere Kanonade als bei Torgau gehört zu haben. „Es war," sagte er, „wie ein Pelotonfeuer von Kanonen; sie schossen mir das Wort vom Munde weg."

Die letzten Kriegsjahre; Friede mit Rußland. Der Torgauer Sieg machte Friedrich wieder zum Herrn fast in ganz Sachsen; seine Lage war um Vieles besser geworden, aber dennoch würde der Ausgang des Krieges kaum ein glücklicher gewesen sein, wenn er denselben bis zum Ende gegen die ganze Ueberzahl seiner bisherigen Feinde zu bestehen gehabt hätte. Friedrich behauptete sich freilich auch im Jahre **1761**, in welchem es zu bedeutenderen Kriegsereignissen nicht kam, mit großer Ehre gegen die vereinigten russischen und österreichischen Heere. In einem festen Lager zu Bunzelwitz in Schlesien trotzte er mit der größten Anstrengung ihren Angriffen. In weitem Bogen umgaben die feindlichen Armeen das Lager, und zu jeder Stunde mußte man des Angriffs gewärtig sein. Besonders war fortwährend nächtlicher Ueberfall zu fürchten, weshalb die Soldaten des Nachts unter dem Gewehre stehen blieben und bei Tage abwechselnd ausruheten. Friedrich selbst theilte alle Anstrengungen mit seinen Leuten; meist brachte er die Nacht mitten unter den Soldaten am Wachtfeuer zu, auf bloßer Erde, oder höchstens auf einem Bunde Stroh. So vergingen mehrere Wochen; schon waren die Soldaten aufs Aeußerste erschöpft, und Friedrich begann das Schlimmste zu fürchten. Er theilte oft dem alten Zieten seine Besorgniß mit; dieser aber suchte ihm guten Trost zuzusprechen. Der König fragte ihn einst ironisch, ob er sich denn etwa einen neuen Alliirten verschafft habe. „Nein," antwortete Zieten, „nur den alten da oben, der verläßt uns nicht." — „Ach," seufzte der König, „der thut kein Wunder mehr." — „Deren braucht's auch nicht," erwiderte Zieten, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken."

Die tapfere Ausdauer der Preußen und Zwiespalt unter den feindlichen Führern bewirkte endlich, daß Friedrich aus seiner gefährlichen Lage befreit wurde, doch konnte er nicht verhindern, daß Schweidnitz wieder in die Hände des Feindes fiel und daß die Russen durch die Eroberung Kolbergs sich in Pommern festsetzten.

Der König bezog am Ende des Jahres 1761 ein Lager bei Strehlen; dort kam eine seltsame Gesandtschaft zu ihm. Ein Tartarenfürst ließ ihm seine Freundschaft und ein Bündniß anbieten; dieses kam wirklich zu Stande, und der Chan versprach, im nächsten Jahre 16,000 Mann nach Schlesien zu schicken und zugleich die Russen im Rücken anzugreifen. Ebenso wurde ein Bündniß mit dem türkischen Sultan abgeschlossen, welcher bei Belgrad ein drohendes Heer gegen Oesterreich zusammenzog.

Der Aufenthalt in Strehlen brachte dem Könige leider auch die trübe Erfahrung eines verrätherischen Versuches gegen sein Leben. Ein Gutsbesitzer von Warkotsch hatte im Einverständniß mit einem österreichischen Offizier und mit einem katholischen Pfarrer den Plan gefaßt, Friedrich lebend oder todt in die Hände der Feinde zu liefern. Ein Jäger Warkotsch's aber, Na-

mens Kappel, entdeckte den Verrath und gab dem Könige davon Kenntniß. Die Schuldigen wußten sich durch eilige Flucht ihrer Strafe zu entziehen.

Noch immer war Friedrich und sein Reich von allen Seiten zugleich den feindlichen Angriffen ausgesetzt, und seine Hauptstadt selbst konnte jeden Augenblick in die Hände der Feinde fallen. Dazu kam, daß in England nach dem Tode Georg's II. ein Wechsel der Politik zum Nachtheile Preußens eingetreten war: der berühmte Pitt hatte einem Günstlinge Georg's III., dem Lord Bute, Platz machen müssen, welcher beschloß, das Bündniß mit Friedrich aufzuheben und mit Frankreich Friede zu machen.

In seiner bedrängten Lage tröstete den König nur der Hinblick auf den ausdauernden Muth, womit sein ganzes Volk die Gefahren und die Opfer des Krieges ertrug. Das preußische Volk, stolz auf seinen König, bewährte sich als würdig eines solchen Fürsten, und die Zuversicht, welche überall unter Bürgern und Bauern in Bezug auf das endliche Gelingen seines großen Unternehmens herrschte, trug dazu bei, den Fürsten aufzurichten, wenn er mit trüben Blicken in die Zukunft schaute. Besonders aber war es die hingebende Liebe und Treue seines Heeres, die Friedrich's Hoffnung nie zu Schanden werden ließ.

Plötzlich drang in seine Lage auch von außen ein neuer leuchtender Strahl der Hoffnung. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, eine seiner erbittertsten Feindinnen, war am 5. Januar **1762** gestorben. Ihr Neffe und Nachfolger, Peter III., ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, beeilte sich, demselben sofort alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzuschicken und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 5. Mai wurde zu Petersburg ein Friede geschlossen, in welchem der Kaiser alle Eroberungen ohne Entschädigung herausgab; ja es kam sogar ein Bündniß zu Stande, nach welchem der russische General Tschernitscheff mit 20,000 Mann zu Friedrich's schlesischem Heere stoßen sollte. Schweden folgte dem Beispiele Rußlands und schloß gleichfalls Frieden mit Preußen.

Welch ein Wechsel in Friedrich's Lage: er konnte nun seine ganze Kraft gegen die Oesterreicher in Schlesien wenden und wollte so eben den Feldmarschall Daun bei Burkersdorf angreifen, als ganz plötzlich die überraschende Kunde eintraf, daß Peter III. ermordet und seine Gemahlin Katharina als Kaiserin ausgerufen sei. Diese war, wie es schien, gegen Friedrich gestimmt, und bereit, sich wieder mit seinen Feinden zu verbinden. Tschernitscheff wurde abberufen. So betäubend diese unerwartete Nachricht auch auf Friedrich wirkte, so faßte er sich doch schnell genug, um den russischen Feldherrn durch seine unwiderstehliche Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß er den Abberufungsbefehl noch drei Tage geheim hielt und mit seinem Heere nicht eher abzöge, bis die Schlacht gegen Daun geschlagen worden. Der russische General gab seiner Forderung nach. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire!“ rief er aus. „Das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe!“

Friedrich wußte die drei Tage, die ihm Tschernitscheff bewilligt, vortrefflich zu benutzen, besiegte Daun, welcher einen Theil seiner Armee gegen die mit den Preußen in Schlachtreihe aufmarschirten, wenn auch am Kampfe

nicht Theil nehmenden Russen verwenden mußte; und mit großem Danke konnte der König jetzt den russischen General entlassen.

Das Schlimmste, was Friedrich gefürchtet, ein neues Bündniß Rußlands mit seinen Feinden, trat nicht ein; denn Katharina fand in Peter's Papieren eine Reihe Briefe Friedrich's vor, welche ihr den Argwohn, als sei er ihr Feind gewesen, benahmen. Ihr Haß wurde dadurch ausgelöscht, und obwohl sie das Bündniß mit Friedrich nicht erneuerte, so hielt sie doch den von Peter geschlossenen Frieden aufrecht, so daß der König wenigstens jeder Gefahr von ihrer Seite überhoben war. Um so freier konnte er gegen die Oesterreicher auftreten und verdrängte dieselben noch im Jahre 1762 aus Schlesien.

Der Hubertsburger Frieden (15. Februar 1763). Maria Theresia, welche sich jetzt von ihrem besten Bundesgenossen verlassen sah, mußte endlich die Hoffnung aufgeben, den König, welcher den vielen gegen ihn vereinten Mächten widerstanden hatte, allein zu demüthigen. Dazu kam, daß auch ihr Schatz erschöpft war und daß sich ihr ganzes Land nach Frieden sehnte, endlich noch, daß sich an den Ufern der Donau 100,000 Türken zu einem Angriffe gegen ihre Staaten sammelten. Kein Wunder, daß sie sich jetzt zu aufrichtigen Friedensunterhandlungen bequemte. Sie bat den Kurprinzen von Sachsen, die Vermittelung des Friedens zu übernehmen, und dieser erhielt von Friedrich alsbald die Versicherung, daß er seinerseits gern Alles, was nur mit seiner Würde vereinbar sei, zur Wiederherstellung des Friedens beitragen werde. In der That schickte er alsbald den Geheimen Legationsrath von Hertzberg nach dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg, um mit einem österreichischen und sächsischen Gesandten über den Frieden zu unterhandeln. Da es dies Mal allen Theilen voller Ernst war, so wurde schon am 15. Februar **1763** der **Friede zu Hubertsburg** abgeschlossen. Beide Theile entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des anderen Theils, alle im siebenjährigen Kriege gemachten Eroberungen wurden zurückgegeben, Friedrich blieb im Besitze von ganz Schlesien und gab dem Kurfürsten von Sachsen sein Land zurück. In einem geheimen Artikel versprach Friedrich, dem Erzherzoge Joseph bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

So war der von Friedrich lang ersehnte Frieden endlich zu Stande gekommen; mit Freude über diesen glücklichen Ausgang, aber doch zugleich mit Wehmuth über die großen Opfer, welche der siebenjährige Kampf erfordert hatte, kehrte der König nach seiner Hauptstadt zurück. Am späten Abend des 30. März **1763** traf er in Berlin ein. Die Bürger hatten ihm einen feierlichen Empfang bereitet: Niemand blieb zu Hause, Alles wimmelte auf den Straßen, und von einer halben Meile außer dem Stadtthore bis zum Schloß hatten die Bürger, jeder in seinem besten Feierkleide, schon vom frühen Morgen an ein Spalier gebildet, durch welches Friedrich seinen Einzug halten sollte. Ein großer Theil der Bürgerschaft versah sich am Abende mit Fackeln, und als man endlich von Weitem den Wagen des Königs hörte, so erscholl ein allgemeines Freudengeschrei.

Wenige Tage darauf stattete der große Fürst auf einfach stille Weise

dem Höchsten den schuldigen Dank für den schwer errungenen Frieden ab. Er ließ die Spielleute und Sänger des Hofes in die Schloßkapelle zu Charlottenburg kommen, um das Graun'sche Te Deum aufzuführen. Man vermuthete, er würde den ganzen Hof dabei zu einer glänzenden Feier versammeln; als aber die Musiker beisammen waren, erschien der König ganz allein, setzte sich und gab das Zeichen zum Anfange. Als die Singstimmen mit dem Lobgesange einfielen, senkte er das Haupt in die Hand und bedeckte die Augen, um seinen Dankesthränen freien Lauf zu lassen.

Die Bedeutung des siebenjährigen Krieges für Preußen. So hatten denn drei der größten Staaten Europa's sieben Jahre hindurch vergebliche Anstrengungen gemacht, Preußens aufstrebende Macht niederzudrücken: alle Ströme Blutes, die geflossen, aller Kummer und alle Trübsal, womit die deutschen Länder heimgesucht worden, hätten erspart werden können, wenn man Friedrich in dem Besitze Schlesiens unangetastet gelassen hätte, welchen man ihm doch nicht rauben konnte und über welchen hinaus er selbst Nichts begehrte. Der thatenreiche Krieg änderte Nichts an dem äußeren Bestande der europäischen Staaten; der Hubertsburger Frieden bestätigte durchgängig nur, was schon nach den schlesischen Kriegen festgestellt worden war. Und dennoch ist der siebenjährige Krieg von den wichtigsten Folgen gewesen, nicht für Preußen allein, sondern für Deutschland und für ganz Europa. Erst in diesem Kriege, wo unser Vaterland sich glorreich gegen die Angriffe von halb Europa vertheidigte, ist die neue Machtstellung Preußens unter den europäischen Staaten erkämpft worden, welche seitdem immer mehr befestigt wurde.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, hatte den Grund gelegt zu Preußens europäischem Aufschwunge, indem er den Kampf gegen das damals so gefürchtete Schweden ruhmvoll hinausführte: seine Nachfolger hatten die Mittel sorglich gepflegt und ausgebildet, durch welche Preußen bei günstiger Gelegenheit auf der betretenen Bahn weiter fortschreiten sollte. Friedrich der Große führte diese Gelegenheit selbst herbei und erfüllte durch sein Genie die Aufgabe, welche dem preußischen Staate gestellt war: durch ihn trat Preußen im deutschen Staatenverbande nun vollends und mit weit höherem Berufe an die Stelle, welche einst Sachsen eingenommen hatte, im europäischen Systeme aber an die Stelle, welche Schweden allmälig verloren hatte.

Während seit alter Zeit das sächsische Fürstenhaus vorzugsweise den Beruf und die Macht gehabt hatte, den Uebergriffen der kaiserlichen Gewalt in Deutschland einen Damm entgegenzusetzen und während seit der religiösen Spaltung des deutschen Vaterlandes Sachsen zugleich als Vorhut für die evangelische Sache aufgetreten und anerkannt war, hatte nach und nach das frisch aufstrebende Brandenburg dem älteren Nachbarstaate diese doppelte Rolle streitig gemacht. Seitdem Sachsen im dreißigjährigen Kriege durch den Prager Frieden zuerst die protestantische Sache aufgeopfert hatte, war für Brandenburg immer klarer der Beruf hervorgetreten, jene bedeutsame Stellung für sich zu erwerben, und wir haben gesehen, wie in der That alle Fürsten seit dem großen Kurfürsten diese Aufgabe erkannten und in jeder Beziehung zu erfüllen suchten, wie alle protestantischen Gläubigen, ohne Unterschied ihres besonderen kirchlichen Bekenntnisses, in Brandenburg des Schutzes in Noth und Bedrängniß sicher waren, wie selbst die flüchtigen Protestanten aus dem

Westen und Süden herzliche und hülfreiche Aufnahme in Preußen fanden. In gleichem Maße mit dieser religiösen Bedeutung des preußischen Staates wuchs sein politisches Ansehen, nicht nur durch die Erweiterung des Länderbesitzes, sondern fast mehr noch durch die vortreffliche Pflege aller Keime wahrer Wohlfahrt und höheren geistigen Lebens. Zwar schien es, als sollte Sachsens Macht und Ansehen noch einmal einen höheren Aufschwung nehmen, als die sächsischen Fürsten zugleich den Thron des Königreichs Polen bestiegen, aber theils wurden sie hierdurch nur in die Wirren des tief zerrütteten polnischen Staates mit hineingezogen, theils gaben sie durch ihren Uebertritt zum katholischen Glauben jetzt vollends ihre frühere Stellung unter den protestantischen Fürsten auf, welche nun für immer den Hohenzollern unbestritten blieb. Diese hatten, um auch an äußerem Ansehen hinter den sächsischen Fürsten nicht zurückzustehen, auch ihrerseits die Königswürde angenommen. Erst der große Friedrich aber vernichtete durch den siebenjährigen Krieg alle Nebenbuhlerschaft des früher so einflußreichen Sachsens: denn während er selbst den Riesenkampf gegen eine unvergleichliche Uebermacht mit Ruhm und Ehre bestand, hatte er mit Sachsen leichtes Spiel gehabt, fast das ganze Kurfürstenthum war während des größten Theils des Krieges in seinen Händen gewesen und nur seiner großen Mäßigung war es anzurechnen, daß er beim Friedensschluß keinen Anspruch an das sächsische Haus erhob. Seitdem konnte weder Sachsen noch ein anderes deutsches Haus ferner Preußens Uebergewicht in Deutschland entgegentreten oder ihm die erste Stelle nächst dem Kaiserhause bestreiten, so schwer es den Meisten fiel, diese neue Machtstellung des ehemaligen „Markgrafen von Brandenburg" gelten zu lassen.

Aber nicht blos in Deutschland, sondern auch unter den großen europäischen Mächten errang Friedrich eine wichtige Stellung für sein Land: Preußen, welches durch den großen Kurfürsten zu einer europäischen Macht geworden war, ist durch den großen König zu einer europäischen Großmacht emporgehoben worden. Das Genie des großen Königs vor Allem war es, was ihm und seinem Staate allgemeine Achtung und gewichtigen Einfluß erwarb; denn ohne dieses Genie wäre Preußen aus dem schweren Kampfe nimmermehr mit Ruhm hervorgegangen. Mit Recht durfte Napoleon sagen: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die großen Mächte Europa's vertheidigt, sondern Friedrich der Große war es." Aber das Ansehen, welches Friedrich erwarb, ging auf seinen Staat bleibend über, sein Volk hatte überdies einen wesentlichen Antheil daran; denn mit dem größten Genie hätte er die herrlichen Erfolge nimmer errungen, wenn nicht die trefflichen Einrichtungen Preußens ihm bei seinem Beginnen die erforderlichen Hülfsmittel gewährt und wenn ihm nicht die standhafte Treue und begeisterte Hingebung des Volkes jeder Zeit zur Seite gestanden hätte. Er selbst hat es niemals verleugnet, wieviel er dem hochherzigen Sinne seines Volkes zu danken hatte, und ganz Europa erkannte, daß in diesem Volke eine Fülle der Kraft und eine lebendige Frische herrschte, welche dasselbe noch zu weiteren ruhmreichen Geschicken berief.

Eben dieser begeisterte Aufschwung des Volkes war es auch, was auf ganz Deutschland belebend wirkte. Während kurz vorher die deutsche Nation in innerer Ermattung und Erschlaffung zu verkommen drohte und die unsitt-

lichen Einflüsse des französischen Lebens und Treibens diese Gefahr nur erhöheten, ging jetzt auf ein Mal ein frischer, lebendiger Zug durch die deutschen Völker. Die Heldenerscheinung Friedrich's fesselte und entzückte alle Blicke, alle deutschen Herzen fühlten sich gehoben durch den Ruhm des deutschen Kriegers, durch die Bewunderung, die er und sein Volk überall in ganz Europa einflößten. Ein solches Beispiel wirkte läuternd und anregend für ein ganzes Volk, und wirklich fällt in die Zeit während und gleich nach dem siebenjährigen Kriege der neue kräftige Aufschwung deutschen Nationalbewußtseins und deutscher Geistesbildung, welcher seitdem so reiche und schöne Früchte gebracht hat.

36. Friedrich der Große als Regent.

Erste Sorgen nach dem Frieden. Preußen war als der jüngste und der kleinste in die Reihe der Hauptstaaten Europa's eingetreten; sollte es seine ruhmvolle Stellung unter denselben behaupten, so mußten die Kräfte des Landes immer mehr durch eine sorgfältige, weise Verwaltung gehoben und entwickelt werden, durch innere Tüchtigkeit mußte das preußische Volk ersetzen, was dem Staate an äußerem Umfange fehlt. Dies erkannte Friedrich sehr wohl, und fast zu größerem Ruhme als seine herrlichen Kriegsthaten gereicht ihm die landesväterliche Weisheit, womit er alle Keime der Größe und Wohlfahrt Preußens zu entwickeln bemüht war. Auch hierin brauchte er nur in den Wegen fortzuwandeln, welche die meisten seiner trefflichen Vorfahren betreten hatten: er that es aber mit der eigenthümlichen Kraft und Geistesgröße, welche ihn zu einem der ausgezeichnetsten Fürsten aller Zeiten machten.

Nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges fand er einen großen Theil seines Landes schrecklich verheert, Handel und Gewerbe darniedergedrückt, viele einst blühende Gegenden verarmt: um den Bedürfnissen des kostspieligen Krieges zu genügen, hatte er sich in den letzten Jahren genöthigt gesehen, schlechteres Geld prägen zu lassen, eine Maßregel, durch welche immer das Vertrauen und die Sicherheit des gewerblichen Verkehrs gestört wird. So galt es denn, fürerst die allgemeine Zuversicht wieder zu erwecken und auf allen Seiten des öffentlichen Lebens hülfreich einzugreifen. Friedrich war der Mann dazu, die Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte, schnell wieder zu heilen und sein Land zu neuer Blüthe zu erheben.

Vor Allem wollte er dem Landbau schleunig aufhelfen; es fehlte den Bauern in den verwüsteten Landestheilen an Korn zur Aussaat und an Zugvieh, das Feld zu bestellen. Friedrich schaffte Rath; er hatte in seinen Magazinen noch über 40,000 Scheffel Getreide, die er in der Aussicht auf weiteren Krieg hatte vorräthig halten lassen. Sofort nach dem Friedensschluß ließ er diese Vorräthe an die Landleute vertheilen, damit sie das Getreide zur Aussaat benutzen könnten; zu gleicher Zeit wurden 35,000 Pferde, die für die Armee nicht mehr nöthig schienen, den Bauern zur Bestellung des Ackers gegeben. Auch mit baarem Gelde leistete der fürsorgliche Fürst kräftige Hülfe; mehrere Millionen Thaler wurden auf die einzelnen Provinzen vertheilt, Schlesien allein, welches am meisten gelitten hatte, erhielt 3 Millionen. In vielen Gegenden wurden die Abgaben für einige Zeit erlassen, damit die

Bewohner schneller wieder zu Kräften kommen könnten. In der That war es fast wunderbar, wie bald die ärgsten Spuren der jahrelangen Zerrüttung wieder verschwanden und wie schnell sich die Leute in Stadt und Land in neuer lebendiger Thätigkeit erholten. Um dem eigenen Volke und den Fremden den Glauben zu benehmen, als sei Preußens Kraft erschöpft, ließ der König gleich nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens das prächtige „neue Palais" bei Sanssouci mit einem Aufwand von mehreren Millionen erbauen. Zugleich erreichte er dabei den Zweck, eine große Zahl von arbeitslosen Leuten zu beschäftigen und zu ernähren.

Die Steuern; die sogenannte Regie. Trotz seiner ächt landesväterlichen Gesinnung vermochte der König freilich nicht, dem Volke jede neue Last zu ersparen. Das Heer mußte, um den Feinden Preußens die Neigung zu neuen Angriffen zu benehmen, in der bedeutenden Truppenzahl von 150,000 erhalten werden, und verursachte daher fortwährend sehr bedeutende Ausgaben; auch die Verwaltung des weit ausgedehnten Landes wurde immer kostspieliger. Dazu kam in den ersten Friedensjahren mancherlei besonderes Unglück: Königsberg, Glogau und viele andere Städte wurden durch verheerenden Brand heimgesucht, und überall mußte aus der Staatskasse zum Wiederaufbau Hülfe geleistet werden. Der König sann auf Mittel, die Einnahmen des Staats zu vermehren: geradezu neue Steuern auferlegen wollte er nicht, aber er meinte, daß die Accise, welche schon unter der vorigen Regierung erhoben worden, mehr einbringen müßte, wenn es die Beamten dabei ordentlich und streng hielten. Er wußte, daß man besonders in Frankreich von der Accise eine sehr große Einnahme hatte, und meinte am Besten zu thun, wenn er einige geübte Beamte aus Frankreich kommen ließ, und denselben die Steuerverwaltung im ganzen Lande anvertraute. Man nannte die neue Einrichtung „Generaladministration der königlichen Gefälle", oder nach der französischen Bezeichnung „die Regie". An der Spitze standen fünf Franzosen, welche wieder eine Menge Unterbeamte aus Frankreich heranzogen. Allerdings gelang es den neuen Behörden, eine größere Ordnung in die Verwaltung der Steuern zu bringen und die Staatseinnahmen zu vermehren, aber die neue Einrichtung wurde dennoch dem Lande bald zu einer großen Plage; denn die Accise wurde auf alle Arten von Waaren ausgedehnt, und um sie mit aller Strenge zu erheben, wurden überall an den Thoren der Städte und selbst auf freiem Felde und in den Häusern der Bürger Nachsuchungen nach steuerpflichtigen Waaren gestattet. Außer diesen Plackereien empfanden es die Preußen sehr übel, daß der König, wie sie meinten, alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, das Finanzwesen zu besorgen und dafür einer Bande „fremder Spitzbuben" den Beutel seiner Unterthanen anvertrauete.

Auf Veranlassung der Regie ereignete sich übrigens auch ein vielerzählter Vorfall, welcher zeigte, wie Friedrich im Bewußtsein seines redlichen Willens und mit ächter Geistesgröße über die Verdächtigung und Verläumdung seiner Absichten sehr gering dachte. Als der König einst die Jägerstraße in Berlin herunterritt, fand er da einen großen Auflauf. Er schickte seinen Heiducken näher, um zu erfahren, was es gäbe. „Sie haben Etwas auf Ew. Majestät angeschlagen," war die Antwort des Boten. Gleich winkte der König mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß sich die Leute nicht den Hals ausrecken müssen." Bei diesen Worten brach das Volk in allgemeinen Jubel

aus, riß das Pasquill in tausend Stücke und begleitete mit Lebehochs den langsam fortreitenden König.

Eine ganz besondere Einrichtung traf der König noch für den Handel mit Tabak und Kaffee. Das Tabakrauchen war seit dem dreißigjährigen Kriege durch die Engländer, welche dem Könige Friedrich von der Pfalz zu Hülfe zogen, in der Mark bekannt geworden, den Schnupftabak hatten die eingewanderten französischen Protestanten zuerst mitgebracht. Bald wurde auch im Lande selbst Tabak gebaut, Friedrich nahm nun für die Regierung allein das Vorrecht (Monopol) der Tabaksfabrikation in Anspruch und setzte eine General-Tabaksadministration ein, welche dem Staate beträchtliche Einnahmen brachte. — Später als der Tabak, war der Kaffee üblich geworden. Anfangs verstanden es die Hausfrauen nicht, dieses Getränk zu kochen, deshalb entstanden einige Kaffeehäuser. König Friedrich Wilhelm hatte zur Gründung des ersten solchen Hauses freie Wohnung in einem königlichen Gebäude am Lustgarten gegeben. Zuerst wurde der Kaffee nur als großer Luxusgegenstand von den Wohlhabenden genossen, vom Mittelstande dagegen nur an hohen Festtagen; sehr schnell aber verbreitete sich die Vorliebe für das fremde Getränk, wie um dieselbe Zeit auch der Gebrauch des Thees, Cacao, Branntweins und die Gewöhnung an die Kartoffel um sich griff. König Friedrich wollte nun auch den Gewinn von dem Kaffeeverbrauche der Staatskasse zuwenden, errichtete eine besondere Kaffee-Administration, und führte eine hohe Kaffeesteuer ein; er hielt dies für sehr billig und angemessen, weil er den Kaffee blos als einen Luxusgenuß der Wohlhabenden ansah. Als sich nun die pommerschen Landstände einst über die hohe Kaffee- und Weinsteuer beschwerten, sagte der König in seinem Bescheide unter Anderem: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees gehet: das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee. — Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien. Das ist mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll. Uebrigens sind Seine Königliche Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden: mithin können die Leute ebenso gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee."

Wie man aus diesem Bescheide sieht, war des Königs Zweck nicht blos die Vermehrung der Staatseinnahmen, sondern er wollte auch den Aermeren zu Hülfe kommen, indem er sie von unnützen Ausgaben mehr abhielt und die Steuern vorzüglich auf die Luxusartikel legte. So wollte er im Gegentheil zur Erhöhung der Fleischsteuer seine Zustimmung nicht geben, weil sie für den gemeinen Mann drückend sei, auch das einheimische Bier sollte nicht zu hoch besteuert werden. Dagegen alle Spezereien, Weine u. s. w. ließ er mit starken Steuern belegen. „So was bezahlt der Arme nicht," sagte der König, der sich besonders als Sachwalter der Armen, der Soldaten, der Bauern und der Gewerbtreibenden ansah.

Unterstützung der Gewerbthätigkeit. Die von ihm erzielten reicheren Steuererträge wurden größtentheils zur Unterstützung des Gewerbstandes, sowie zur Linderung der Noth unter dem Volke angewandt. Als Greiffenberg in Schlesien abgebrannt war, gab der König zum Aufbau der gewerb-

fleißigen Stadt ansehnliche Baugelder. Die Greiffenberger schickten im folgenden Jahre, als er sich in Hirschberg aufhielt, eine Deputation dahin, um ihren Dank für die große Wohlthat auszudrücken. Friedrich aber sagte die denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken: es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen, dafür bin ich da!" Ein anderes Mal sagte er: „Ob ich eine oder anderthalb Millionen mehr im Schatze lasse oder nicht, das ist gleichviel; es ist besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte." Allen denen, die er als thätige, treue und würdige Bürger erkannt hatte, kam er, so weit es möglich war, mit Rath und That gern zu Hülfe.

Es gab keine Art der Gewerbthätigkeit, die er nicht zu befördern bemüht war: sein ganzes Bestreben ging dahin, zu verhindern, daß viel Geld aus dem Lande ginge; durch Hebung des Fabrikationswesens wollte er vielmehr den Verkauf ins Ausland vermehren. Die Leinwand fand unter ihm einen reichen Absatz nach Amerika, und durch Anlegung von Spinnschulen wirkte er auf die Verbesserung der Leinengarnspinnerei besonders in Schlesien hin. Um den Tuchmachern die Wolle wohlfeiler zu verschaffen, verbot er, daß rohe Wolle ins Ausland verkauft würde. Dadurch schadete er freilich den Schäfereien sehr; dagegen war er der erste deutsche Fürst, welcher zur Veredelung der Schafzucht spanische Böcke kommen ließ.

Ein Genfer Fabrikant legte auf des Königs Anlaß die erste Kattundruckerei in Berlin an, bald darauf wurde auch eine Baumwollenspinnerei und Weberei, und im Jahre 1774 die erste Spinnmaschine eingeführt. Auch eine Fabrik von baumwollenen Sammetwaaren oder sogenanntem Manchester ließ der König anlegen, wogegen ihm die Versuche mit dem Seidenbau und der Seidenfabrikation nur sehr langsam gelingen wollten. Die Klöppelei der brabanter Kanten wurde seit 1743 von den Mädchen in dem großen Potsdamer Militärwaisenhause mit so großem Erfolge betrieben, daß die Arbeit der Brüsseler fast gleich kam.

Friedrich ließ auch die erste Porzellanfabrik in Berlin anlegen, welche sich sehr bald durch ihre Waaren auszeichnete und der Staatskasse einen nicht unbedeutenden Ertrag brachte. Dem Bergbau und Hüttenwesen wandte der König große Aufmerksamkeit zu; er berief einen ausgezeichneten sächsischen Minister dazu nach Preußen, welcher vor Allem den ganzen Staat bereisen mußte, um unterirdische Schätze aufzusuchen. Die schon bekannten und die neu aufgefundenen Bergwerke wurden sorgsam benutzt, die Bergeleven besser, als bis dahin, ausgebildet und überhaupt dem ganzen Hüttenwesen ein großer Schwung gegeben. Namentlich erhielt der Steinkohlenbergbau und das Eisenhüttenwesen in Schlesien durch den Grafen von Reden eine Ausdehnung, welche sich seitdem immer vermehrt und den Wohlstand des schlesischen Volkes, wie die Einkünfte des Staates, sehr erhöht hat.

Auch die erste Zuckersiederei in Preußen verdankt Friedrich ihren Ursprung; mehrere andere entstanden bald darauf in den verschiedenen Provinzen.

Um dem Handel aufzuhelfen, war es nöthig, den Kaufleuten, die bis dahin nur für schwere Zinsen von den Wucherern Geld geliehen erhielten, die Möglichkeit zu geben, sich bei augenblicklichen Verlegenheiten leichter zu helfen. Es wurde deshalb eine Bank gegründet, welche den Kaufleuten zu billigen

Zinsen Geld vorschießt; sie dehnte ihre Thätigkeit durch Provinzialbanken bald auf alle Landestheile aus. Zur Förderung des preußischen Handels über See errichtete Friedrich die Seehandlungsgesellschaft, welche unter preußischer Flagge alle Häfen Spaniens und alle anderen Seeplätze, wo gute Aussichten für gewinnbringenden Handel waren, beschiffen lassen sollte. Die Seehandlung selbst erhielt zu ihrer festen Begründung das Monopol des Salzhandels: kein anderes, als die ihr gehörigen Schiffe durfte zum An- und Verkauf des Salzes in preußischen Häfen zugelassen werden. Den Gewinn aber mußte die Seehandlung zu Unternehmungen verwenden, welche dem preußischen Handel und Fabrikwesen überhaupt und der billigen Beschaffung der nothwendigsten Lebensmittel für das Volk förderlich sein könnten.

Um den Vertrieb aller Waaren zu erleichtern, wurden mancherlei Kanalbauten unternommen; insbesondere legte der König den Plauenschen, den Finow- und den Bromberger Kanal an, wodurch alle Flüsse zwischen der Elbe und der Weichsel in leichte Verbindung kamen. Der Handel von Stettin erhielt dadurch einen neuen Aufschwung, daß jenseits des Stettiner Haffs am Ausflusse des Oderarms Swine ein Seehafen, Swinemünde, angelegt wurde.

So wurde von dem einsichtigen und für das Wohl seiner Unterthanen unablässig besorgten Fürsten jede Art von Betriebsamkeit unterstützt, überall wurden neue Quellen für Gewerbthätigkeit und Handel eröffnet, und die Wohlfahrt des Landes nahm so zu, daß sich die Einkünfte des Staates in wenig Jahren um einige Millionen vermehrten und bis zum Ende von Friedrich's Regierung immer im Steigen blieben.

Sorge für den Ackerbau. Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohlstandes betrachtete der König, wie gesagt, den Landbau: er war daher auf Verbesserung der Landwirthschaft sein ganzes Leben hindurch bedacht. Er bekümmerte sich um alle besseren Methoden des Landbaues, ließ auf seine Kosten erfahrene Landwirthe nach England, Holland und in andere Gegenden reisen, rief auswärtige tüchtige Oekonomen auf die Domänengüter und ermunterte die Edelleute, diesem Beispiele zu folgen. Um die Stifter und Klöster in Schlesien, welche sehr große Ländereien besaßen, zur Verbesserung derselben zu nöthigen, gab er allen neu gewählten Aebten die Bestätigung nur gegen das Versprechen, daß sie auf den Stiftsgütern Weinstöcke, Maulbeerbäume und Kartoffeln pflanzen, Bienengärten anlegen, die Schafzucht veredeln, magdeburgische Verwalter und französische Seidenbauer kommen lassen wollten.

Merkwürdig bleibt es, wieviel Mühe die Verbreitung des Kartoffelbaues, welcher seitdem für den armen Mann ein so großer Segen geworden ist, damals den Behörden verursachte. Bekanntlich hatte Franz Drake, der zweite Weltumsegler, das wohlthätige Gewächs aus Virginien nach England mitgebracht, wo die Königin Elisabeth die neue Frucht am Weihnachtstage 1580 zuerst an ihrer Tafel sah. Berlin war der erste Ort in Deutschland, wo die Kartoffel gezogen wurde, aber das Volk wollte sich lange Zeit durchaus nicht daran gewöhnen. Friedrich Wilhelm I. ließ sie für die Nahrung der Kranken und Armen in dem Berliner Krankenhause, der Charité, anwenden und schenkte zu ihrem Anbau dem Hospital ein Stück Landes. Aber dieses

Beispiel und alle Vorschriften wollten nichts helfen. Im Jahre 1745 herrschte große Hungersnoth, Friedrich schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagen voll Kartoffeln und ließ alle Gartenbesitzer versammeln und über den Gebrauch der Frucht belehren, aber das Vertrauen derselben war so gering, daß sie den Anbau nur lässig und ungeschickt betrieben. Fast mit Zwang wurde der Gebrauch der Kartoffel zunächst in Pommern verbreitet, erst später in Schlesien und in der Kurmark, wo endlich eine Brottheuerung in den Jahren 1770 und 1771 den Ermahnungen der Behörden zu Hülfe kam.

Um den Ackerbau zu erwünschter Blüthe zu bringen, wandte auch Friedrich endlich noch das Mittel an, welches die tüchtigsten seiner Vorfahren von Albrecht dem Bären an öfter benutzt hatten: die Heranziehung fremder Colonisten. Man kann rechnen, daß unter seiner Regierung an 250,000 Anbauer aus allen Theilen Deutschlands und aus den blühendsten Nachbarstaaten nach Preußen zogen, wo ihnen besonders solche Striche Landes, welche bis dahin wüste und unfruchtbar gelegen hatten, unter großen Begünstigungen zur Urbarmachung angewiesen wurden. Der König hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm auf diese Weise gelang, morastige, öde Gegenden in blühende Felder oder Wiesen umzuwandeln, wie er dies besonders in den Oder-, Warthe- oder Netzebrüchen, in Pommern und Westpreußen mit großem Erfolge bewirkte. Als er einst die fruchtbaren Fluren überblickte, welche im Oderbruche gleichsam auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freude aus: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe." Um dem Ackerbau überhaupt einen neuen Schwung zu geben, wurde zur Verbesserung oder Gewinnung von Aeckern und Wiesen durch Kanäle, Deiche und jedes andere Mittel ein allgemeiner Meliorations- (Verbesserungs-) Plan für das ganze Land entworfen, zu dessen leichterer Ausführung den einzelnen Provinzen reiche Geldunterstützungen bewilligt wurden. So ist Friedrich's Regierung für die Hebung des Landbaues im ganzen Lande von unermeßlichem Nutzen gewesen: ganz besonders brachte er nach dem Schluß der schlesischen Kriege auch die neu gewonnene Provinz Schlesien in kurzer Zeit zu einer vorher nie gekannten Blüthe, wodurch der Werth seiner Eroberung um ein Bedeutendes gesteigert wurde.

Die adeligen Güter. Seiner Fürsorge für den Landbau entsprach es auch, daß er eine Einrichtung gründete, um den Gutsbesitzern bei etwaigen Geldverlegenheiten zu Hülfe zu kommen, wie dies für die Kaufleute durch Gründung der Bank geschehen war. Der Adel in Schlesien war durch den Krieg zum Theil sehr heruntergekommen, viele Güter mußten zum Verkaufe gestellt werden, worunter der Ackerbau und daher der ganze Staat litt. Daher errichtete der König auf den Rath des schlesischen Justizministers von Carmer die sogenannte Landschaft: sämmtliche Rittergutsbesitzer traten nämlich zu einer Gesellschaft unter diesem Namen zusammen, um sich gegenseitig in ihren Verlegenheiten zu helfen. Wer in Geldnoth war, konnte auf seine Güter bis zur Hälfte ihres Werthes Geld geliehen erhalten; für den ihm geliehenen Betrag aber wurden auf diese Güter sogenannte Pfandbriefe (in einzelnen Theilen von 100 bis 1000 Thaler) ausgestellt, welche auf Pergament gedruckt und von der Landschaft verkauft wie baares Geld in allem Verkehre angenommen und mit 5 Procent verzinset wurden. Diese

Einrichtung, zu deren erster Begründung der König ein beträchtliches Kapital hergab, hat einer Menge von Familien Rettung von drohendem Untergange gebracht und sich seitdem fortdauernd als sehr vorzüglich bewährt.

Friedrich hatte zu der Errichtung der Landschaft um so bereitwilliger seine Zustimmung gegeben, weil er auch sonst eifrig darauf bedacht war, die adeligen Familien im Besitze ihrer Güter zu erhalten. Er verbot nach dem siebenjährigen Kriege den Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche, und wirkte auf alle Weise dahin, daß die Adeligen Majorate errichteten, wodurch die Erbschaft der Güter immer nur dem ältesten Sohne zugesichert und daher die Zersplitterung derselben verhütet werden sollte. Um die Bürgerlichen von dem Ankaufe adeliger Güter sicherer abzuhalten, bestimmte Friedrich sogar, daß kein bürgerlicher Käufer eines Rittergutes die damit verbundenen Ehrenrechte, wie die Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule, die Theilnahme an den Kreisversammlungen und das Jagdrecht haben sollte. Auch sprach er offen aus: „Ich möchte gern, daß alle adeligen Güter, so bisher noch Bürger besitzen, nach und nach aus deren Händen gebracht würden; denn der Bürger soll sich mit Manufacturen, Commerz und dergleichen bürgerlichem Verkehr abgeben und sein Geld darin stecken, aber keine adeligen Güter besitzen."

Friedrich's Ansicht vom Adel und von den Ständen. Diese Fürsorge des Königs für die Erhaltung des adeligen Grundbesitzes beruhte auf seiner Ansicht von dem Unterschiede der Stände überhaupt. Während er als Philosoph, als Dichter und als Mensch keinen Vorzug des einen Standes vor dem andern gelten ließ, vielmehr jeden einzelnen so hoch oder so niedrig schätzte, wie er es durch seinen eigenen Werth verdiente, legte er dagegen als Staatsmann und Fürst ein sehr großes Gewicht auf die Scheidung der drei Stände, der Adeligen, der Bürger und der Bauern, und hielt es für ungemein wichtig, daß ein Jeder in seinem ihm durch die Geburt angewiesenen Kreise verbleibe. Der Adel vor Allem sollte nach wie vor seine Stellung im Besitze des Grund und Bodens, im Kriegsdienste und in den hohen Hof- und Staatsämtern behalten. Nach den allgemeinen Anschauungen jener Zeit war dies nichts Auffallendes, denn überall genossen die Adeligen bis dahin sehr große Ehrenrechte in jeder Beziehung. Schon in der äußeren Erscheinung trat dies hervor: die adeligen Männer allein trugen Degen und dreieckige Hüte mit Straußenfedern, so auch die jungen Adeligen auf Schulen und Universitäten. Vorzüglich aber waren denselben bis dahin alle Minister-, Präsidenten-, Landrathsstellen, sowie die vornehmen Hofämter, die Gesandtschaftsposten und der höhere Militärdienst fast ausschließlich vorbehalten. Das befolgte Friedrich nun mit noch größerer Strenge, weil, wie er vielfach sagte, ein Staatswesen am besten gedeihe, wenn Jeder in seinem besondern Stande den Beruf desselben treu zu erfüllen bemüht sei, wogegen das unzufriedene Herausdrängen aus einem Stande in den andern sehr bedenklich sei. Zwar hielt er jeden Stand in Ehren und suchte das Wohl aller seiner Unterthanen in gleicher Weise zu fördern, auch strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person zu üben, aber es erschien ihm unheilvoll für den Einzelnen und für das Gemeinwesen, wenn der Adel statt des Kriegsdienstes, des Grundbesitzes und der höheren Staatsverwaltung, worin derselbe von jeher seine Ehre ge-

sucht hatte, sich etwa zur Theilnahme an kaufmännischen Speculationen hinwendete, oder wenn der Bürgerssohn den Kreis des gewerblichen Lebens, auf den er zunächst hingewiesen war, oder der Bauer die ländliche Arbeit mißachten lernte. Deshalb vor Allem suchte er jeden der drei Stände bei seinem herkömmlichen Berufe zu erhalten, unterstützte den Adel so viel als möglich in der Behauptung des ererbten Grundbesitzes und wollte die Offizierstellen in der Armee besonders mit Adeligen besetzt wissen. Letzteres war eine einfache Folge der alten Stellung der ritterlichen Grundbesitzer, welche bei eintretenden Kriegszeiten dem Landesherrn ihre Fähnlein mit einer größeren oder geringeren Zahl von Kriegsknechten zugeführt hatten. Als nun die Fürsten selbst die Truppen warben, schien es natürlich, daß sie die Führerstellen jenem alten Herkommen gemäß den Besitzern der alten Rittergüter und deren Söhnen gaben, bis in den neueren Zeiten die veränderten Verhältnisse und Anschauungen auch darin allmälig Einiges änderten. Ueberdies waren die Offizierstellen so schlecht besoldet, daß sich die Bürgerlichen nicht eben dazu drängten, während die Adeligen den Kriegsdienst nach alter Sitte als eine Ehrensache ihres Standes betrachteten. Auch meinte der König, daß sich eben die militärische Ehre bei dem Adel vorzugsweise finde. „Im Allgemeinen," sagte er, „bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich im Kriege auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht weiter entehrt glaubt." Für gewöhnlich wurden demgemäß in den meisten Regimentern nur Adelige zu den Offizierstellen befördert, doch machte der König hiervon Ausnahmen, wenn ein nichtadeliger Unteroffizier, wie es in einem Reglement heißt, „große Meriten und einen offenen Kopf, auch dabei ein gut Exterieur und wenigstens 12 Jahre gedient hatte," dann durfte derselbe zum Seconde-Lieutenant vorgeschlagen werden. In die Cadettenhäuser dagegen, welche von Friedrich vermehrt und zweckmäßig eingerichtet wurden, sollten nur Junker von gutem Adel aufgenommen werden; auch wurden zur Ausbildung der jungen Adeligen für den Militär- und Civildienst noch sogenannte Ritterakademien gegründet.

Auch in Bezug auf die Aemter der höheren Staatsverwaltung berücksichtigte der König fast nur die Adeligen; er hielt es darin sogar noch strenger als seine Vorfahren und machte wenig Bürgerliche zu Ministern oder Präsidenten. Wenn es geschah, so erhob er sie meistens gleichzeitig in den Adelstand.

Freilich machte der König an seinen Adel, eben wegen der hohen Ansicht, die er von der Stellung desselben im Staate hatte, auch desto größere Anforderungen; denn der Adel galt ihm Nichts ohne rechte Ehre und ohne wirkliches Verdienst. „Der Adel ohne Kenntnisse," sagte er, „ist nur ein leerer Titel, welcher den Unwissenden an das helle Tageslicht stellt und ihn dem Gespött aussetzt," und als ein hannöverscher Graf, dessen Sohn als Junker bei den Gardes du Corps diente, bat, denselben mit Rücksicht auf seinen Grafenstand zum Offizier zu nehmen, schrieb ihm der König: „Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nicht avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Junge Grafen,

die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Falle aus einem Grafen etwas werden soll, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an." Wie er über die Pflichten des Adels überhaupt dachte, zeigt auch seine poetische Epistel an den Prinzen von Preußen, seinen Bruder, wo es heißt: „Alle Menschen sind die Kinder Eines Vaters und bilden Eine Familie; und trotz alles Hochmuthes, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleich geboren, sie sind von Eurem Blute. Oeffnet stets das Herz ihrer Klage und bedenkt ihr Elend mit Eurem Glücke; wollt Ihr wirklich über ihnen stehen, so zeigt Euch menschlicher, sanfter, tugendhafter."

So sehen wir denn auch den König, ungeachtet der großen Fürsorge für die Erhaltung und Unterstützung des Adels, gleichzeitig bemüht, den Zustand der Bauern sehr zu verbessern. Dieselben waren damals noch in einer traurigen, gedrückten Lage, zum Theil in Leibeigenschaft, zum Theil in Erbunterthänigkeit der Grundherren und mit den schwersten Pflichten gegen dieselben belastet. Friedrich hielt es zwar noch nicht an der Zeit, diese Einrichtung ganz abzuschaffen, weil dieselbe, wie er aussprach, auf alten Verträgen zwischen den Eigenthümern des Landes und den später herbeigekommenen Bewohnern desselben beruhte. Man müßte wenigstens, so meinte er, den Adel für den Verlust, den er durch die Abschaffung jenes Zustandes an seinen Einkünften erleiden würde, entschädigen. Wenn es aber unthunlich erschien, den Bauer damals schon ganz aus dem Verhältnisse der Erbunterthänigkeit zu erlösen, so erließ der König doch zahlreiche Verordnungen, um diesen Zustand zu erleichtern und besonders die mannigfachen Mißhandlungen und Ueberbürdungen, denen die Landleute bei den Frohndiensten und dem Vorspanne ausgesetzt waren, von ihnen abzuwenden.

Der Gerechtigkeitspflege widmete Friedrich der Große die gewissenhafteste Sorgfalt: er setzte darin eine der ersten Pflichten des Fürsten. „Allen Bürgern," so schrieb er, „ihr Eigenthum sichern und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet, diese Pflicht hat ein Jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie." Sein Wille war, in der Justiz alle Parteigunst zu entfernen, die Prozesse abzukürzen und die Härte vieler Strafen zu mildern; da es ihm aber durch einzelne Verordnungen nicht gelingen wollte, die „bisherigen, leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuche" von Grund aus zu vertilgen, so schritt er schon im Jahre 1746 zu einer gänzlichen Justizreform. Der Großkanzler von Cocceji, ein ausgezeichneter Mann, welcher schon unter Friedrich Wilhelm I. eine Aenderung der Justizverwaltung vorbereitete, diente dem Könige als Hauptwerkzeug bei der Ausführung seines wichtigsten Planes, und im Jahre 1748 konnte unter dem Namen eines **Codex Fridericianus** der Entwurf einer neuen Gerichtsordnung bekannt gemacht werden, deren trefflicher Geist durch folgende Stellen genügend bezeichnet wird: „Sie (die Richter) müssen allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unparteiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor

dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. — Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserem Cabinette herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte subrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert oder unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren." Ganz besonders wurde noch eingeschärft, daß die Richter bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und dem Staate lediglich das beschworene Recht und nicht etwa eine Rücksicht auf den König obwalten lassen sollten. Ja, Friedrich ging so weit, etwaige Machtsprüche, zu denen er sich selbst vielleicht gegen den gesetzlichen Gang der Rechtspflege verleiten lassen möchte, im Voraus ungültig zu erklären.

Es war früher in der That ein großer Uebelstand gewesen, daß die Fürsten öfter durch selbstständige Entscheidungen in den geordneten Lauf der Justiz eingegriffen hatten; nicht blos das Recht der Begnadigung, welches eines der schönsten und edelsten Privilegien der Krone ist, hatten sie ausgeübt, sondern auch willkürlich Strafen geschärft oder verändert. Davor wollte Friedrich seine Unterthanen und sich selbst künftighin bewahren, — und er hatte guten Grund, seiner eigenen Willensstärke nicht ganz und gar zu vertrauen; denn im Eifer für das, was er für Recht hielt, und im Aerger über vermeintliche Ungerechtigkeit seiner Richter gegen arme Leute zu Gunsten der Vornehmen ließ er sich dennoch auch später noch zu einzelnen willkürlichen Schritten hinreißen. Am berühmtesten ist die Müller Arnold'sche Sache geworden.

Der Müller Arnold besaß in der Neumark eine Mühle, für welche er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu bezahlen hatte. Er blieb mit dieser Zahlung im Rückstande unter dem Vorwande, daß durch die Anlage eines Teiches, den ein anderer Gutsbesitzer oberhalb der Mühle hatte graben lassen, ihm das Wasser und daher aller Betrieb entzogen sei. Graf Schmettau klagte, der Müller wurde zur Zahlung verurtheilt, und da er diese nicht leistete, seiner Mühle durch gerichtlichen Verkauf verlustig gemacht. Mit allen weiteren Beschwerden abgewiesen, wandte er sich zuletzt an den König, welcher sich die Sache durch einen seiner Offiziere, zu dem er großes Vertrauen hatte, vortragen ließ. Dieser, der rechtlichen Verhältnisse nicht ganz kundig, war der Ansicht, daß dem Müller Unrecht geschehen sei. Auf seinen Rath verwies der König die Sache nun an das Kammergericht in Berlin mit dem Befehle, den Proceß schleunig zu Ende zu führen. Aber auch das Kammergericht bestätigte alle früheren Entscheidungen. Nun meinte Friedrich, daß die Richter nur dem Adeligen zu Gunsten ihr Urtheil gesprochen hätten und überdies seinem auf Unparteilichkeit gerichteten Willen zu trotzen versuchten. Gegen solches parteiisches und trotziges Wesen wollte er ein für alle Mal ein warnendes Beispiel aufstellen. Er ließ den Großkanzler von Fürst mit den drei Räthen, welche die Sache entschieden hatten, vor sich kommen; sie fanden ihn in seinem Zimmer, durch starkes Podagra gerade in besonders gereizter Stimmung. Mit heftigen Worten hielt er ihnen ihr Benehmen vor, sowie es ihm erschienen war. „Sie müßten wissen," sagte er, „daß der geringste Bauer und Bettler ebensowohl ein Mensch sei, wie der

König. Ein Justizkollegium," fügte er hinzu, „das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung." Den Großkanzler von Fürst entließ er mit den Ausdrücken der größten Ungnade aus seinem Amte, die drei Räthe wurden ebenfalls abgesetzt und auf Festung gebracht. Dasselbe widerfuhr den Richtern, welche früher in der Sache zu entscheiden gehabt hatten. Der Vorfall erregte nicht in Preußen allein, sondern in ganz Europa das allgemeinste Aufsehen: überall wurde die strenge Gerechtigkeitsliebe des Königs gepriesen, welche auch dem Geringsten seiner Unterthanen sein Recht zu verschaffen bemüht sei. Auch ist nicht zu läugnen, daß das Beispiel, welches er hier aufgestellt, gewiß einen tiefen Eindruck auf die Richter machte. Um so mehr bleibt zu bedauern, daß gerade in diesem Falle, wo er sich gegen seine Gewohnheit einen Machtspruch erlaubte, sein Zorn auf unschuldige Häupter fiel; denn es darf als sicher angenommen werden, daß der als ein gerechter und redlicher Mann allgemein geachtete Großkanzler auch in dieser Sache streng nach seinem Gewissen gehandelt hatte. Auch wurden ihm, wie den entlassenen Räthen, viele Zeichen der öffentlichen Theilnahme in Berlin dargebracht. Dennoch hat die Arnold'sche Sache wegen der dabei kundgegebenen strengen Absichten des Königs viel dazu beigetragen, das Vertrauen des Volkes zu seiner Gerechtigkeitsliebe zu erhöhen. Solches Vertrauen verdiente er auch in vollstem Maße. Noch bei seiner letzten Reise nach Preußen im Jahre 1784 sagte er zu einem neuernannten Präsidenten: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht und ich muß Ihn also kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissar in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue, sondern auch von allem Guten, das ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er, Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sag' ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat Er Güter?" — „Nein, Ew. Majestät." — „Will Er welche kaufen?" — „Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majestät." „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen."

Wie sehr in Folge solcher Gesinnung des Königs das Vertrauen des Volkes zur Justizpflege stieg, beweist unter Anderem die weltberühmte Geschichte des **Müllers von Sanssouci**. Bei der Anlage des Schlosses Sanssouci war dem Könige eine Windmühle sehr im Wege; er ließ den Besitzer derselben zu sich kommen, bot ihm an, ihm die Mühle abzukaufen, und versprach ihm außer einer beträchtlichen Summe noch eine andere, bessere Mühle. Der Müller aber wollte sich von dem ererbten väterlichen Besitze nicht trennen und lehnte alle Anträge des Königs ab. Verdrießlich über solchen Widerstand drohete ihm Friedrich, er solle nur bedenken, daß ihm die Mühle allenfalls auch gegen seinen Willen genommen werden könne. Der schlichte Mann ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern erwiderte zuversicht-

sich: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre." Der König freute sich über diese für ihn selbst und seinen Gerichtshof so ehrenvolle Zuversicht des Müllers und ließ ihn seitdem im ungestörten Besitze seines väterlichen Erbes. In ganz Europa wurde der Fall rühmend erzählt, und als unter Friedrich Wilhelm III. die Mühle von Sanssouci dem Verfalle nahe war und von dem Besitzer dem Könige zum Kaufe angeboten wurde, hielt es der treffliche Nachkomme Friedrich's für seine Pflicht, in der berühmten Mühle das Andenken seines großen Vorgängers zu ehren. „Gute Nachbarn," sagte er, „ständen sich treulich bei; als Nachbar des Müllers schicke er ihm 2000 Thaler, damit er sich aus seiner Noth lösen könne, die Mühle aber zum ewigbleibenden Andenken an die Gerechtigkeitsliebe des großen Friedrich erhalten werde."

Carmer und das Allgemeine Landrecht. An die Stelle des wegen der Müller Arnold'schen Sache entlassenen Großkanzlers von Fürst berief der König den ausgezeichneten bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer, welchem sofort auch der Auftrag zu Theil wurde, nicht blos ein neues Gesetzbuch und zwar zum ersten Male in deutscher Sprache, sondern auch eine neue Proceßordnung auszuarbeiten. Carmer war so glücklich, bei dieser schwierigen Aufgabe ausgezeichnete Gehülfen besonders in der Person des Geheimenraths Suarez u. A. zu finden; er setzte überdies besondere Commissionen zur Berathung einzelner Theile der wichtigen Arbeit nieder, ließ von allen bedeutenden Rechtsgelehrten vielfache Gutachten ausarbeiten und konnte endlich nach jahrelanger gewissenhafter Mühe das „Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten" vorlegen, welches vor allen damaligen Gesetzbüchern der europäischen Staaten ausgezeichnet war und noch heute die Hauptgrundlage unseres öffentlichen Rechtes bildet. Friedrich selbst erlebte die Vollendung der Arbeit, welche erst am 5. Februar 1794 veröffentlicht werden konnte, nicht mehr, aber seiner Anregung gebührt der Dank auch für diese dem Vaterlande erwiesene Wohlthat.

Das Schulwesen. Man sollte erwarten, daß Friedrich bei seiner eigenen hohen Bildung und bei seiner Vorliebe für die Wissenschaft auch das Schulwesen bedeutend gefördert hätte, und doch ist dies nicht gerade eine der glänzendsten Seiten seiner Regierung gewesen. Zwar erkannte er, wie nothwendig und heilsam die Verbesserung der Schulen und die weitere Verbreitung des Volksunterrichtes war, aber er blieb in dieser Beziehung größtentheils bei guten Absichten stehen, wogegen größere Erfolge von ihm nicht erreicht wurden. Was ihm zur Ausführung seiner Absichten besonders fehlte, waren die erforderlichen reichlichen Geldmittel. Wir haben gesehen, wie viel Mühe es ihn kostete, die Staatseinnahmen ohne übermäßige Belastung der ärmeren Leute so weit zu erhöhen, daß er die Mittel zur Unterstützung des Ackerbaues, zur Heranziehung der fremden Colonisten, zur Belebung des Handels und aller Gewerbe, sowie für die nothwendige Heeresmacht gewann; da blieb denn für den Lehrstand nicht gar viel übrig, und der König mußte sich darauf beschränken, durch wohlgemeinte Verordnungen und Ermahnungen seine Unterthanen selbst zur Belebung des Schulwesens anzutreiben. In seiner Fürsorge für diesen Zweig der Regierungsthätigkeit stand ihm in den späteren Jahren besonders der Minister von Zedlitz tüchtig zur Seite.

Diesem gelang es, viele bedeutende Gelehrte auch ohne hohe Besoldung für die preußischen Universitäten Halle, Frankfurt und Königsberg zu gewinnen; der Ruhm des großen Königs trug viel dazu bei, manchen tüchtigen Geist nach Preußen zu ziehen. Einer derselben, ein viel gereis'ter Mann, sagte einst mit Thränen des Entzückens zum Könige: „Ich habe bereits sieben Könige gesehen, vier wilde und drei zahme, aber so einen, wie Ew. Majestät, habe ich in der Welt noch nicht gesehen." Auch die Verbesserung der Gymnasien und der Stadtschulen, in welchen damals noch ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung der Handwerker, Kaufleute und Gewerbtreibenden fast nur Latein getrieben wurde, lag dem einsichtigen Könige wohl am Herzen, auch scheute er hier und da nicht den Aufwand bedeutender Mittel, um eine verfallende Anstalt durch Berufung tüchtiger Schulmänner neu zu beleben, aber etwas Durchgreifendes geschah auch in dieser Beziehung nicht.

Für das eigentliche Volksschulwesen erließ Friedrich gleich nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens (12. August 1763) ein „General-Landschulreglement" mit sehr zweckmäßigen Bestimmungen. Am Anfange desselben sagte er: „Demnach wir zu Unserem höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der meisten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach hergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und anderen nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen und Alles ins künftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthume unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können." Leider kam jedoch die Verordnung wenig zur Ausführung, die meisten Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt, wozu später manche ausgediente Unteroffiziere hinzukamen. Für sehr viele Orte gab es gar keine Schule oder nur sogenannte Winterschulmeister, welche im Winter angenommen und von den Bauern nach der Reihe beherbergt und ernährt, im Sommer aber wieder entlassen wurden. Die meisten Verbesserungen des Landschulwesens, wo solche gemacht wurden, waren Privatleuten zu danken. Doch regte Friedrich, wie gesagt, deren Eifer gern an; so unterstützte er auch die Gründung der ersten Schullehrerseminarien, in welchen durch die Vorbildung besserer Lehrer ein guter Grund zur Hebung des Schulwesens gelegt wurde.

In ganz Deutschland erwachte damals ein großer Eifer für den Jugendunterricht: dieses Streben ging auch für Preußen nicht verloren, aber erst unter Friedrich Wilhelm III. sind auch in dieser Beziehung durchgreifende neue Einrichtungen ausgeführt worden.

Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen. Wir haben schon bei

der Erzählung von Friedrich's Jugendzeit gesehen, wie es mit seinem religiösen Glauben gestanden, wie in Folge der unvorsichtigen Leitung in der ersten Jugend die Keime eines freudigen Glaubens an die christlichen Heilswahrheiten in ihm nicht aufkommen konnten, und wie dann der Einfluß der französischen Freigeisterei ihn der kirchlichen Frömmigkeit noch mehr entfremdete. Freilich ließ er sich in seiner geistigen Selbstständigkeit nicht zur Leugnung der allgemeinsten religiösen Wahrheiten hinreißen, vielmehr sehen wir ihn besonders in späteren Jahren von einer aufrichtigen Ehrfurcht vor dem Höchsten erfüllt, und auch in seinem Volke will er ernste Gottesfurcht gepflegt wissen. „Mein System," schrieb er einst, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere, alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe." Von dieser Gesinnung gab der König auch in seiner Regierung öfter deutlich sprechende Zeugnisse. Die kirchliche Fürbitte, welche bis dahin lautete: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein *Ihro Majestät*, unsern theuersten König," ließ er dahin abändern: „Laß dir, o Gott, empfohlen sein *Deinen Knecht*, unsern König," weil es ihm unschicklich schien, der irdischen Majestät dem Höchsten gegenüber zu gedenken. In demselben Sinne verordnete er, daß arme Leute, wenn sie ihm Bittschriften abzugeben hätten, nicht mehr vor ihm niederfallen sollten; denn das könnten sie wohl vor Gott thun. In dem Codex Fridericianus beschwört der König die Richter, so zu leben, wie sie es „vor dem gerechten Richterstuhle Gottes verantworten könnten," endlich verordnete er auch, wie wir bereits gesehen haben, daß christliche Gottesfurcht als Grundlage des Volksunterrichtes betrachtet werden sollte. Ja, der König trat sogar hier und da in seinen Schriften als beredter Vertheidiger des Christenthumes gegen die Verächter desselben auf. Freilich aber waren es nur die *sittlichen* Vorschriften Christi und das erhabene Beispiel, welches derselbe in seinem irdischen Wandel gegeben, was Friedrich mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte, dagegen blieb der eigentliche christliche *Glaube*, der Glaube an die Erlösung und Rechtfertigung der Menschen durch Christi Verdienst, seinem Herzen verschlossen, und er betrachtete die Geistlichen, welche hierauf ein besonderes Gewicht legten, als abergläubisch oder gar als Heuchler und wollte mit ihnen nicht gern zu thun haben. Da er jedoch jenen Glauben an die geoffenbarten Heilswahrheiten als die eigentliche Lehre der christlichen Kirche und als Ueberzeugung des Volkes vorfand, so hütete er sich wohl, absichtlich daran zu rütteln; denn vor Allem hielt er es für die Aufgabe eines Fürsten, den religiösen Glauben des Volkes, welchen er als die Grundlage eines sittlichen Wandels erkannte, zu achten und überhaupt die Gewissen durch keinen Zwang zu belasten. Er sprach den Grundsatz aus: „Die weltliche Regierung mit Kraft emporzuhalten, Jedermann Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester machen." Er verfiel nicht in die große Verirrung, welche bald darauf in der französischen Revolution zu beklagen war, wo die ungläubigen Volksführer Jeden verfolgten, der als ein streng Gläubiger bekannt war. Wie er überhaupt wollte, daß in seinem

Staate „Jeder nach seiner Façon selig werden" sollte, so ließ er auch diejenigen frei gewähren, welche in einem tieferen christlichen Glauben ihre Seligkeit suchten, nur verlangte er, daß auch von ihnen keine Unduldsamkeit gegen die Andersdenkenden geübt würde.

So war Friedrich's Regierungsverhalten in religiöser Beziehung im Allgemeinen wohl vorsichtig und duldsam, doch ist nicht zu verkennen, daß der Einfluß seiner eigenen Gesinnung dem kirchlichen Glauben viel von der bisherigen Geltung entzog. Es blieb natürlich nicht verborgen, daß er selbst auf die geoffenbarten Lehren wenig Gewicht legte. Sein Mißfallen über die strenggläubigen Geistlichen drückte er überdies bei einzelnen Gelegenheiten in scharfer, beißender Weise aus.* Je mehr man den großen Fürsten allgemein bewunderte, desto mächtiger mußte sein Beispiel in Preußen und in ganz Deutschland wirken; daher konnte es nicht fehlen, daß der damals besonders von Frankreich aus durch alle Länder Europa's verbreitete Geist des Unglaubens gleichsam unter Friedrich's Schutz auch bei uns eine Stätte fand, zuerst in den sogenannten gebildeten Ständen, nach und nach auch mehr in den übrigen Kreisen des Volkes. Dieser Einfluß des königlichen Beispiels bleibt zu beklagen, wenn auch der Geist der religiösen Duldsamkeit, welchen er zu seinem Hauptgrundsatze machte, unserem Vaterlande zur besonderen Ehre gereicht. Die religiöse Duldsamkeit ist freilich um so höher zu achten, wo sie nicht ein Zeichen religiöser Gleichgültigkeit, sondern ein Ausfluß wahrer christlicher Liebe und Milde ist.

Auch gegen seine katholischen Unterthanen erwies sich Friedrich im Allgemeinen als ein liebevoller und gerechter Fürst, wiewohl er nach der Weise seiner Vorfahren und aus persönlicher Neigung den Schutz des Protestantismus als besondere Aufgabe des preußischen Fürsten erachtete und danach bei jeder sich darbietenden Gelegenheit handelte. Die Erwerbung Schlesiens, wo ein großer Theil der Bewohner dem katholischen Bekenntnisse angehörte, gab ihm jedoch reichlichen Anlaß, auch den Katholiken seine Fürsorge zu bezeigen; nur verlangte er von ihnen wiederum, daß sie sich nicht unduldsam gegen Andersgläubige erwiesen. Den Katholiken Berlins erbauete er zu großem Danke des Papstes eine Kirche. Die Mönchsorden, insoweit sie nützlichen Beschäftigungen, insbesondere der Krankenpflege oblagen, fanden bei ihm Anerkennung und Unterstützung; selbst die Jesuiten, welche wegen der ihnen zur Last gelegten Intriguen von dem Papste Clemens XIV. aufgehoben werden mußten, wurden überraschender Weise von Friedrich in seinen Ländern in Schutz genommen. Sei es, daß er ihre Dienste als Jugendlehrer wirklich hochschätzte, sei es, daß er sich den Befehlen des Papstes nicht fügen mochte, — er ließ die Auflösungsbulle in seinen Staaten nicht verkündigen, sondern schrieb an einen Vertrauten in Rom: „Sagen Sie, daß in Ansehung der Jesuiten Mein Entschluß gefaßt sei, sie in Meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis dahin befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe Ich in Ansehung der Religion den Status quo (bisherigen Zustand) für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich eben so wenig von der Obliegenheit, Mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines

Königs dispensiren könne." Später legten übrigens doch auch die preußischen Jesuiten ihren Namen und ihre Ordenstracht ab und wurden in sogenannte Priester des königlichen Schulinstitutes für Schlesien ausschließlich für die Erziehung der katholischen Jugend umgewandelt. Im Jahre 1787, nach Friedrich's Tode, wurde auch diese Einrichtung aufgelös't und die ehemaligen Jesuitengüter verkauft.

Friedrich's Einfluß auf Literatur und Kunst. Zum Schlusse unserer Uebersicht von Friedrich's reger Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens müssen wir noch seinen Einfluß auf die Literatur und Kunst erwähnen. Das Wichtigste ist in dieser Beziehung die große Anregung, welche durch ihn, wie bereits angedeutet, dem geistigen Leben in Preußen und Deutschland überhaupt gegeben werden: die deutsche Literatur nahm einen kräftigeren Aufschwung in Folge des belebenden und begeisternden Hauches, der von Preußens Thron über das deutsche Vaterland wehte. Das klingt wohl überraschend und seltsam, wenn man sich daran erinnert, daß Friedrich die deutsche Literatur selbst gering schätzte, seine eigenen literarischen Genüsse fast nur bei französischen Schriftstellern suchte, im Privatverkehre immer französisch sprach, seine meisten Werke in der französischen Sprache schrieb und die deutschen Gelehrten und Dichter über die welschen so auffallend vernachlässigte. Das Alles ist freilich nicht wegzuleugnen, und doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn der Gleichgültigkeit oder gar der Feindseligkeit gegen den Aufschwung der deutschen Literatur beschuldigte. Sein lebhafter und fein gebildeter Geist konnte allerdings an den deutschen Schriftstellern, wie sie besonders in seinen jüngeren Jahren noch beschaffen waren, kein rechtes Gefallen finden, weil in der That damals die schöne Literatur bei uns noch erst im Wiedererwachen war: das Beste, was Deutschland damals aufzuweisen hatte, war in der Form noch schwerfällig und unerquicklich im Vergleich mit den Erzeugnissen Frankreichs und Englands, wo schon ein Jahrhundert zuvor eine Zeit literarischer Blüthe gewesen war. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß Friedrich's für das Schöne empfänglicher Sinn sich dem geistigen und persönlichen Verkehre mit den feingebildeten eleganten Franzosen zuwandte, obwohl er deren große sittliche Schwächen wohl erkannte und gebührend verachtete. Bei aller persönlichen Vorliebe für die französische Literatur hat der große Fürst niemals vergessen, daß er eben ein deutscher Fürst war, und wenn er sich an der heimischen Literatur, wie sie damals war, noch nicht erfreuen konnte, so gab er sich doch gern der Hoffnung auf ein baldiges Aufblühen derselben hin. In einer Abhandlung, welche der König selbst verfaßte, hieß es von der deutschen Literatur: „Laßt uns aufrichtig gestehen, daß bisher die schöne Literatur auf unserem Boden nicht glücklich gewesen," — er zählt dann das wenige Gute, was ihm davon bekannt geworden, auf und fügt hinzu: „Leid thut es mir, daß ich kein weitläuftigeres Verzeichniß zu entwerfen im Stande bin; die Schuld schreibe ich nicht der Nation zu, ihr fehlt es weder an Geist, noch an Genie; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie hinderten, sich zu gleicher Zeit mit den Nachbarn in die Höhe zu schwingen. — Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. — Schon die Hoffnung macht mich

glücklich, daß die Kunst und Wissenschaft, wie einst in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden."

Diese Hoffnung des Königs sollte früher, als er es ahnte, in Erfüllung gehen: er selbst blieb nicht unthätig, um sie der Verwirklichung näher zu bringen. In Folge seiner Aufmunterung wurde in Königsberg eine deutsche Gesellschaft gestiftet, in deren Statuten es heißt, daß sie in den herausgegebenen Schriften die Ehre Gottes des Allerhöchsten, die Beförderung guter Wissenschaften und Künste und die Ausbildung der deutschen Sprache zum einzigen Augenmerk haben solle. Auch der Akademie der Wissenschaften, welcher Friedrich eine neue Einrichtung gab, wurde die Sorge für die Reinheit und Fortbildung der deutschen Sprache vornehmlich zur Pflicht gemacht. — In einer Unterredung mit Gottsched sagte der König einmal: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung, noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Mußestunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben."

Als Friedrich im Jahre 1750 nach Leipzig kam, ließ er den Fabeldichter Gellert zu sich holen und sprach mit ihm über die deutsche Literatur und deren große Mängel. Gellert selbst mußte ihm einige seiner Fabeln vortragen, über welche Friedrich sein großes Gefallen bezeigte. Garve in Breslau wurde durch den König zur Uebersetzung von Cicero's Büchern „über die Pflichten" aufgemuntert. Nach dem siebenjährigen Kriege richtete Friedrich sein Augenmerk darauf, daß in den Schulen die deutsche Sprache zweckmäßiger betrieben würde.

Immerhin bleibt es aber zu beklagen, daß Friedrich das frische Aufleben der deutschen Literatur, welches durch Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe u. A. schon vor seinem Lebensende zu einer schönen Entwickelung gelangte, nicht gehörig erkannte und würdigte. Nichtsdestoweniger hat er darauf, ohne es selbst zu ahnen, einen großen Einfluß geübt; denn sein großer Heldenruhm und Fürstenglanz hat den Deutschen zuerst wieder ein lebendiges nationales Bewußtsein gegeben, und aus diesem keimten die erhabenen Schöpfungen unserer Literatur hervor. Das frische, freudige Gefühl, welches durch seine glorreichen Thaten in Preußen und in ganz Deutschland erzeugt wurde, theilte sich allen Geistern mit, und Göthe selber sagt: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

In Preußen selbst blühete eben damals das regste literarische Treiben auf, wie es hier nie zuvor gekannt worden; Berlin zumal wurde bald vor allen anderen deutschen Städten der Mittelpunkt des geistigen Lebens und Schaffens, und gleichsam der höchste Gerichtshof der schönen deutschen Literatur.

Auch die schönen Künste erfuhren von Seiten Friedrich's vielfache Förderung. Bei seinen zahlreichen, großen Bauten, z. B. des jetzigen Domes in Berlin, der katholischen Kirche, des Schlosses von Sanssouci, des neuen Palais u. s. w., war er auf Schönheit in Geschmack jener Zeit in hohem Grade bedacht. In Rom ließ er antike Bildhauerwerke kaufen, ferner legte er in

Sanssouci eine Sammlung von Gemälden der berühmtesten Künstler an, welche noch jetzt den besten Theil des Museums zu Berlin ausmachen. Wie sehr er der Musik zugethan war, ist schon mehrfach erwähnt worden; er ermunterte auf jede Weise die besseren Componisten, ließ auch in Berlin italienische Opern aufführen. Nach der Sitte jener Zeit nahm auf der Schaubühne das Ballet die erste Stelle ein, jedoch trat allmälig auch das eigentliche Schauspiel selbstständiger hervor. Berlin erhielt damals die erste regelmäßige Schaubühne, welcher Friedrich vielfache Ermunterung zu Theil werden ließ.

37. Friedrich's des Großen Lebensweise.

Friedrich's Tagesordnung. Wir haben nun die bewunderungswürdige Thätigkeit kennen gelernt, welche der große König in allen Richtungen des öffentlichen Lebens entfaltete: es war dies nur möglich, weil er die Benutzung seiner Zeit durch die strengste Lebensordnung geregelt hatte und jeden Augenblick für die Welt und für sich auszubeuten suchte. „Du hast Recht," schrieb er an einen Freund, „wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben; denn Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang."

Der König stand im Sommer um drei Uhr auf, selten nach vier Uhr, im Winter eine Stunde später. Seine Diener mußten ihn um diese Zeit wecken und erforderlichen Falls zum Aufstehen nöthigen. Einst sagte er an einem kalten regnichten Morgen zu seinem Kammerhusar, er solle ihn noch etwas schlafen lassen; derselbe erklärte aber rundweg, es sei vier Uhr, er könne sich nicht abweisen lassen. „Das ist brav," rief der König aufstehend, „Du würdest auch übel angekommen sein, wenn Du mich hättest liegen lassen." Eine Viertelstunde vor dem Wecken wurde im Schlafzimmer, Sommer und Winter, Kaminfeuer gemacht. Gleich nach dem Aufstehen zog der König Strümpfe, Beinkleider und Stiefeln (die nie ganz neu, auch nie gewichst waren und daher oft sehr roth aussahen), auf dem Bett sitzend an, das Uebrige dann stehend vor dem Kamin. Gleich darauf trat auf seinen Ruf ein Kammerhusar mit den eingegangenen Depeschen und Briefschaften herein Diese begann der König zu lesen, während ihm der Haarzopf gemacht wurde. Das, was er nicht selbst beantworten wollte, ließ er mit kurzen Bemerkungen oder ohne Weiteres an seine Cabinetsräthe gehen. Dann wusch sich der König, setzte in späteren Jahren die Haartour und den Hut auf, den er, außer bei Tische, beständig trug, und der, auch wenn er neu war, erst so weich gerieben sein mußte, daß er wie ein alter im Kopfe saß; denn er wollte auf seinem Körper nichts Unbequemes haben. Die Uniform legte er nicht sogleich an, sondern blieb fürerst in einem Ueberwurfe von Sammet. Der Adjutant der Leibwache mußte nun den Bericht von allen in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden bringen, worauf wohl vermerkt sein mußte, ob einer etwa ein Anliegen an den König habe. Dann hörte Friedrich die Berichte seiner Generaladjutanten über die zu erledigenden Militärsachen, ging darauf in sein Schreibzimmer, trank einige Gläser Wasser und zwei oder drei Tassen Kaffee. Nach dem Kaffee pflegte er Uebungen auf der Flöte zu blasen, gewöhnlich phantasirte er im Zimmer auf- und abgehend, längere oder kürzere

Zeit, wobei er allerlei Sachen überlegte und selbst über die ernstesten Dinge oft die glücklichsten Gedanken faßte, ohne daran zu denken, was er blase. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge aus Bittschriften und die Berichte, die ihm die Cabinetsräthe eingesandt, ließ diese einzeln vor sich und ertheilte ihnen die Antworten auf die Vorstellungen, sie setzten den Bescheid wörtlich mit Bleistift auf die Eingaben. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sich immer mehr daran gewöhnt, die meisten Angelegenheiten nicht mit den einzelnen Ministern zu berathen, sondern sich darüber von seinen Cabinetsräthen, die eigentlich seine vertrauten Geheimschreiber waren, Bericht erstatten und auch die Entscheidung ohne Weiteres aus dem Cabinet, wie man es zu nennen pflegte, ergehen zu lassen. So umfaßte auch Friedrich alle Staatsgeschäfte allein und setzte, blos durch die Feder seiner Cabinetsräthe, alle Ministerien in Bewegung. Die Cabinetsräthe erlangten natürlich durch die nahe Stellung zum Könige eine große Wichtigkeit, fast alle Civilangelegenheiten gingen durch ihre Hände. Der Cabinetsrath Eichel besonders hat bis an seinen Tod das unbedingteste Vertrauen des Königs genossen, was er durch musterhafte Treue, Ehrlichkeit und Arbeitskraft auch verdiente. Er war für Friedrich dasselbe in allen größeren Angelegenheiten, was ihm der Geheime Kämmerer Fredersdorf, der alle kleinen Hausangelegenheiten als Secretär besorgte, im engeren Kreise war.

Die von dem Könige seinen Cabinetsräthen gegebenen Antworten sind größtentheils noch aufbewahrt und geben von seiner landesväterlichen Gesinnung und Thätigkeit eine erhabene Idee. Alle diese königlichen Befehle athmen den Geist rastloser Sorge und unablässigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen, alle sind in der Abfassung klar und bündig und meist überraschend treffend, alle des großen Geistes und Herzens des Königs würdig. Man hat sehr oft, um das Wesen dieser Antworten zu bezeichnen, nur einige launige und witzige Bescheide hervorgehoben, welche der König auf manche alberne Anträge ertheilte, aber deren Zahl ist nur sehr gering im Vergleiche mit den zahllosen ernsten Entscheidungen: im Allgemeinen ist überall das zugleich scharfe und dabei wohlwollende Eingehen des Königs auf die Sache selbst zu bewundern.

Während der Arbeit mit den Cabinetsräthen speiste der König von den Kirschen, Feigen, Weintrauben oder anderem Obste, welches auf den Spiegeltischen stand und welches er ungemein liebte. Sobald die Cabinetsräthe beurlaubt waren, legte er sein Nachtzeug ab, strich sich die Haare ziemlich nachlässig mit Pomade, ließ sich pudern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände und zog sich die Uniform an. Das Alles war in fünf Minuten gethan. Um 10 Uhr erschien der Commandant, um die Parole zu erhalten, dann beantwortete der König Privatbriefe, ertheilte Audienzen, las mit lauter Stimme und übte sich, wenn etwa Zeit übrig war, in Concertstücken; bisweilen besuchte er die Parade, ritt oder ging spazieren. In Sanssouci ritt er gewöhnlich eine Stunde vor Tische aus, immer im Trab oder Galop. Oft ritt er selbst von Potsdam nach Berlin, ohne sich des Wagens, der ihm folgte, zu bedienen. Auf Märschen ritt er beständig; war die Kälte groß, so ging er lieber zu Fuße. Beim Reiten und Gehen trug er einen Krückstock, ein spanisches Rohr mit einer blau emaillirten goldenen Krücke.

Schlag 12 Uhr wurde das Mittagessen aufgetragen; doch ließ der König wohl auch ein Viertelstündchen vor 12 Uhr anrichten, wenn er auf dem Küchenzettel eine Lieblingsspeise bemerkt hatte. Er trank dabei französischen Wein mit Wasser vermischt oder auch Moselwein, den Rheinwein konnte er nicht leiden und sagte einmal: „Wenn man einen Vorschmack vom Henken haben will, so darf man nur Rheinwein trinken." Er meinte, sein Vater habe sich das auf ihn vererbte Podagra durch den Genuß des Rheinweins zugezogen. Friedrich aß nicht gar viel, aber er liebte scharf gewürzte französische und italienische Speisen, besonders eine sogenannte Polenta (aus Käse und Mais mit vielen Gewürzen bereitet), welche ihm öfter Unwohlsein verursachte. Er saß gern bei Tische, war lebhaft in der Unterhaltung und sprach selbst viel über Politik, Religion, Geschichte, Kriegssachen oder was sonst anziehend schien. Auch durch Schwänke und Anekdoten wurde die Unterhaltung gewürzt. Er zeigte sich auch hier reich an Ideen und treffenden, witzigen Einfällen.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte, worauf die Cabinetsräthe die Briefe zur Unterschrift einsandten, — aber er sah die ertheilten Antworten erst noch alle genau an, ließ viele abändern, verbesserte hier und da Etwas eigenhändig oder hängte auch einige kräftige und nachdrückliche Worte an. Alle Eingaben und Berichte wurden denselben Tag beantwortet; nur Todesurtheile, an deren Vollziehung der König ungern ging, verschob er gewöhnlich. Seinen Namen schrieb er erst Frederic, dann Federic, deutsch zuerst Friderich, dann in immer größerer Abkürzung Fdch, Fch, Fh, auch blos F, zuletzt noch dazu sehr klein und undeutlich. Als er in seinem siebzigsten Lebensjahre die Gicht in der rechten Hand hatte, lernte er noch mit der linken leserlich schreiben.

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche er öfter mit ihren Arbeiten bestellt hatte, spazierte allein oder in Gesellschaft, sei es im Freien, um die Gartenanlagen zu mustern, sei es in den Sälen herum; gewöhnlich kam auch der sogenannte Lecteur. Derselbe mußte ihm Auskunft über neue Bücher geben; unter lehrreichen Gesprächen, welche hierdurch veranlaßt wurden, ging der König mit ihm auf und ab. Auch wurden aus den neu erschienenen Schriften wohl einzelne merkwürdige Stellen vorgelesen, aber Friedrich las meistens selbst. Außerdem las er noch sehr viel für sich allein, fast immer mit lauter Stimme, am liebsten poetische Sachen. Auch der Schriftstellerei war die Zeit zwischen 4 und 6 Uhr gewidmet. Am Abend war dann gewöhnlich Concert, welches etwa eine Stunde währte; er selbst blies einige Piecen, hörte zuweilen ein Concertstück von seinem berühmten Lehrer Quantz blasen, oder er ließ ein Solo auf dem Violoncell spielen, auch wohl eine Arie von einem Sänger vortragen. Der König trug das Adagio besonders schön vor. Außer Quantz nahm sich nicht leicht Einer die Freiheit, ihm Bravo zuzurufen. Friedrich aber sagte einst zu dem bekannten Musiker Fasch, dem Gründer der Berliner Singakademie, daß er es ihm wohl einmal äußern könne, wenn er es gut gemacht habe, was Fasch von da an auch that. Auch auf dem Klavier war Friedrich geübt.

Einen wichtigen und interessanten Abschnitt in des Königs Tagesordnung machte die Abendtafel aus, bei welcher sich derselbe in geistreicher Liebens-

würdigkeit ganz als Mensch dem Kreise von Freunden hingab, welchen er um sich versammelte; oft wurde das Gespräch sehr lebhaft, sehr witzig, oft im höchsten Grade schalkhaft, da sich Friedrich selbst ganz gehen ließ und rückhaltslos über alle Dinge sprach und sprechen ließ. Wenn die Gesellschaft entlassen war, oft erst um Mitternacht, stellte sich Friedrich vor das Kamin, zog sich selbst aus, entließ seine Kammerbedienten mit dem regelmäßigen Befehl, ihn am andern Morgen zu wecken, und schlief immer ohne Licht und meist bald ein. Zwei Hoflakaien hatten im Vorzimmer die Wache. Gustav Adolph's Bild war das einzige in dem Schlafgemache von Sanssouci.

Die Reisen. Die königliche Tagesordnung wurde jährlich im Monat Mai gestört, wo Friedrich regelmäßig seine Reisen in die Provinzen begann, zuerst nach Sachsen und Preußen, dann nach Schlesien. Diese Reisen waren ausschließlich dem Dienste des Landes gewidmet; außer den Truppenmusterungen, welche er überall abhielt, sah der große Monarch nach Allem auch in der bürgerlichen Verwaltung. Hohe und niedere Beamte, die Präsidenten und Directoren der Domänenkammern und der Regierungen, die Forstbedienten, kurz jeder an seiner Stelle mußte, bis ins Kleinste hinein, Bericht auf alle Fragen geben. In jedem Kreise mußte sich am ersten Vorspannorte der Landrath melden und die genaueste Auskunft über alle Verhältnisse des Kreises ertheilen, ebenso die Amtleute und Schulzen, welche neben dem Wagen noch eine Strecke herreiten mußten, um auf weitere Fragen zu antworten. Auch Kaufleute und Geschäftsmänner aller Art sah der König gern um sich. Was Friedrich mit diesen Landesreisen bezweckte, spricht er unter Anderem in einem Briefe an Voltaire aus, wo er sagt: „Ich suche in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Urtheile zu mildern, die mir zu strenge scheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise; Jedermann hat Zutritt zu mir, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder von Anderen und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Dasein ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet zu harte und zu strenge Proceduren."

Große Bequemlichkeit verlangte der König auf seinen Reisen eben so wenig, wie im Feldlager; das einfachste Nachtquartier war ihm das liebste, besonders gern kehrte er bei armen, würdigen Geistlichen ein, um ihnen die 100 Thaler zuzuwenden, welche immer als Entschädigung für ein Nachtquartier gezahlt wurden. Sehr ärgerlich war es ihm, wenn er etwa mit großen Lob- und Schmeichelreden empfangen wurde. Als ihn einst ein Bürgermeister, bei dem er eingekehrt, mit solchen Schmeicheleien begrüßte, äußerte er gegen seine Begleiter das größte Mißfallen über die getroffene Wahl des Quartiers und sagte: „Zehn Mal lieber wär' ich in der Hütte eines ehrlichen Bauers eingekehrt, als bei einem solchen kriechenden Floskeldreher."

Natürlich war auf den Reisen der Andrang des Volkes sehr groß: nicht blos diejenigen, welche ein Anliegen vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen hatten, eilten auf den Weg des Königs herbei, Alle, Groß und Klein, wollten den ruhmgekrönten Fürsten, den geliebten Landesvater gern einmal von Angesicht sehen. Friedrich entzog sich der Liebe seines Volkes nicht, sondern erfreute sich an der allgemeinen Theilnahme. Als einst die Pferde ge-

wechselt wurden, trat eine bejahrte Bauerfrau dicht an den Wagen. „Mütterchen! was wollt Ihr?“ fragte der König sehr leutselig. „Nur Sie sehen und weiter nichts,“ — versetzte sie treuherzig. Der König nahm einige Friedrichsd'or aus der Tasche und gab sie der Alten mit den Worten: „Liebe Mutter! seht, hier auf den Dingen steh' ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so lang' Ihr wollt und so lang' Ihr könnt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen.“

Viel andere schöne Züge von Friedrich's wohlwollender Freundlichkeit werden von seinen Reisen erzählt. Einst fuhr er an einem Dorfe vorbei, dessen Bauern an der Heerstraße standen, um ihn zu sehen. Ein Lakai des Königs, der auf dem Bocke saß, erhob ein Freudengeschrei und wollte von dem schnellfahrenden Wagen springen. — „Was giebt's da?“ fragte Friedrich. „Ew. Majestät, da stehen Vater und Mutter!“ — „Die möchtest Du wohl gern sprechen?“ — „Ach ja, Ew. Majestät, ich bin ja im vorigen Jahre nicht mit hier gewesen!“ — „Nun dann laß halten!“ Der Wagen hielt. „Geh' in Gottes Namen! Du kannst bis morgen bei Deinen Aeltern bleiben. Uebermorgen aber mußt Du in Köslin sein.“ Der König wandte sich jetzt an den neben dem Wagen reitenden Landrath. „Sorge Er dafür, daß der Mensch morgen Abend Vorspann bekommt; zu Fuß ist der Weg zu weit.“

Es war bekannt, daß der König Keinem das Gehör versagte; er wollte nicht, daß man die Leute streng zurückwiese. „Die armen Leute,“ sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin, und oft haben sie gewiß Ursache genug, sich zu beschweren.“ Es fehlte natürlich nicht an Personen jeden Standes und Geschlechts, die ihn mit Bittschriften behelligten. Auf einer Reise nach Pommern hielt er in einem kleinen Städtchen an. Die Offiziere der dortigen Dragonerschwadron hatten sich um ihn versammelt. Eine bejahrte Frau drängte sich so ungestüm durch, daß weder die Wache, noch die Offiziere sie zurückhalten konnten. „Der König kennt mich gewiß noch,“ rief sie fortwährend, gelangte so zu Friedrich und reichte eine Bittschrift in den Wagen. Er las dieselbe und lachte. Es war die Wittwe eines Schneiders, eine arme Frau, sie bat den König um eine Unterstützung und führte in ihrer Eingabe an: sie hoffe keine Fehlbitte zu thun, da sie in jüngeren Jahren auf dem Schlosse des Königs, seines Vaters, gedient und ihm einst, als kleinem Prinzen, ein Butterbrot gegeben habe. Damals habe er dies so hoch aufgenommen, daß er ihr versprochen, später für sie zu sorgen. Friedrich sah die Wittwe freundlich lächelnd an und sagte: „Na, da muß ich mich wohl revanchiren. Sie soll jährlich eine Pension bekommen.“ Diese wurde ihr wirklich angewiesen.

Auch außer den Reisen fehlte es nie an Personen, welche des Königs bekanntes Wohlwollen ansprachen und selbst aus den entferntesten Provinzen nach Potsdam reisten, um bei ihm unmittelbar Schutz und Hülfe zu suchen; obwohl er es wiederholt und ernstlich verboten hatte, daß man ihm z. B. bei der Parade Bittschriften überreichen sollte, so wurde er doch meistentheils vor selbst auf Leute aufmerksam, die sich ihm zu nahen wünschten, und schickte dann wohl seinen Adjutanten heran, um das Anliegen der Hülfeflehenden zu erfragen.

Sanssouci und seine Besucher. Friedrich brachte in Friedenszeiten den größten Theil des Jahres in Sanssouci bei Potsdam zu. Im Jahre

1744 ließ er den Bau dieses Schlosses beginnen. Das erste, was ausgeführt wurde, war sein Grab auf einem offenen Platze, den Fenstern seines späteren Studirzimmers gegenüber. „Quand je serai là, je serai sans souci“ (wenn ich erst da liege, werde ich ohne Sorge sein), sagte der König einst, auf die neu erbaute Gruft deutend, und dies wurde die Veranlassung zur Benennung des gleich darauf erbauten, berühmten Schlosses. Zu den sechs Terrassen, welche vor demselben angelegt wurden, sowie zu dem Gebäude selbst zeichnete Friedrich eigenhändig den Grundriß. Als es beendigt war, ließ er mit goldenen Buchstaben die Inschrift Sans-Souci darauf setzen und bezeichnete sich selbst auf dem Titel seines Werkes: „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte“ als Philosoph von Sans-Souci. Am 1. Mai 1747 wurde das schöne Schloß bezogen und mit einer Tafel von 200 Gedecken und mit großem Concert eingeweiht. Hier hat Friedrich seine schönste Zeit als Mensch, seine wichtigste als Regent verlebt: hier ist der heilige Boden, welchen Preußen und Nichtpreußen ewig gern betreten und ehrfurchtsvoll betrachten werden.

In Sanssouci vereinigte Friedrich den Kreis von Männern um sich, denen er sein besonderes freundschaftliches Vertrauen schenkte. Außer denjenigen, welche ihm aus der schönen Rheinsberger Zeit geblieben waren, zog er bald neue Freunde heran. Der liebste unter allen war ihm der Marquis d'Argens, aus der Provence gebürtig, welcher durch Verfolgungen, die ihn wegen seiner freien Gesinnung trafen, genöthigt gewesen war, sein Vaterland zu verlassen. Die Leichtigkeit und Anmuth seines Benehmens, sowie die feine Bildung seines Geistes, besonders aber die große Hingebung an den König machten ihn in kurzer Zeit zu dem intimsten Vertrauten desselben. In dem umfangreichen Briefwechsel, welchen Friedrich aus der Ferne mit ihm unterhielt, bespricht er mit der größten Offenheit und Unbefangenheit alle wichtigen öffentlichen und persönlichen Verhältnisse. Auch hatte er dem Marquis ein Begräbniß neben dem seinigen auf Sanssouci bestimmt; derselbe kehrte aber im Alter nach Frankreich zurück. Unter den Gesellschaftern aus früherer Zeit blieb dem Könige der Baron Pöllnitz wegen seiner unerschöpflichen Laune und geselligen Liebenswürdigkeit immerdar sehr angenehm, aber bei seinem leichtsinnigen Wesen vermochte er niemals das wirkliche Vertrauen Friedrich's zu gewinnen. Unter den militärischen Freunden desselben sind vorzüglich der General von Winterfeldt und die beiden Schotten Georg und Jacob Keith (der Feldmarschall) zu erwähnen, welche als Anhänger der verjagten Stuarts ihr Vaterland verlassen mußten, von Friedrich aber als tüchtige Krieger sehr freudig aufgenommen wurden. Besondere Ehre erwies der König dem alten Zieten: schon im Kriege hatte er überall die größte Rücksicht für ihn beobachtet. Als er einst mit den Grenadieren seiner Garde bis spät in die Nacht marschirt war, ließ er endlich Halt machen und Feuer anzünden. Er selbst wickelte sich in seinen blauen Feldmantel und setzte sich auf einige Kloben Holz zum Feuer, um ihn und neben ihm seine Grenadiere. Nachher kam auch Zieten und setzte sich zum Könige ebenfalls auf einen Kloben Holz. Beide sehr müde, entschlummerten bald; der König schlug jedoch öfter die Augen auf, und bemerkend, daß Zieten von seinem Sitze heruntergesunken war und ihm ein Grenadier ein anderes Holzscheit

unter den Kopf legte, sagte er leise: „Bravo Grenadier, der alte Zieten ist müde!" Als bald darauf ein anderer Grenadier, halb im Schlafe, aufsprang, um sich beim Feuer seine Tabakspfeife anzuzünden, und dabei aus Unvorsichtigkeit an Zieten's Fuß stieß, richtete sich Friedrich plötzlich empor und sprach: „St, Grenadier, weckt mir den alten Zieten nicht auf, er ist sehr müde." Später sah der König den alten Reitergeneral sehr gern bei Hofe und behandelte ihn mit der rührendsten Schonung und Rücksichtnahme. Als Zieten einst an der königlichen Tafel einnickte, war der König besorgt, daß ihn keiner störe: „Laßt ihn ruhig schlafen," sagte er, „er hat oft genug für uns gewacht." Auch ließ er dem greisen Krieger in wiederholten schmeichelnden Handschreiben bis zum letzten Augenblicke immer wieder Zeichen seiner großen Theilnahme zukommen. Als Zieten im Alter von 87 Jahren, kurz vor seinem König, starb, wurde dieser sehr trüb und ernst gestimmt.

Voltaire und d'Alembert. Derjenige, welcher unter allen Freunden des Königs am meisten Gunst von ihm erfahren, war der französische Dichter und Philosoph Voltaire; er war aber zugleich auch der, welcher ihm mit dem schwärzesten Undank lohnte. Friedrich hatte zwar von vorn herein keine wirkliche Achtung vor dem sittlichen Werthe des berühmten Franzosen gehabt, aber er wünschte durchaus seinen geistvollen Umgang zu genießen und setzte Alles daran, ihn an seinen Hof zu ziehen. Voltaire gab des Königs wiederholter Aufforderung nach und kam im Jahre 1750 nach Sanssouci: er genoß die höchste Aufmerksamkeit, bekam die Kammerherrnwürde und ein Jahrgehalt von 3500 Thalern, wohnte im Schlosse, hatte freie Tafel, Equipage und Dienerschaft. Das Alles und Friedrich's liebenswürdiger Umgang behagten ihm ungemein; seine Begeisterung für den König ging bis zur Leidenschaft, und er bekannte seinen Freunden, daß es nichts Süßeres gebe, als dieses Leben, und daß nichts der Philosophie und den schönen Künsten mehr Ehre mache.

Voltaire's Anwesenheit in Sanssouci trug in der That, wie der König gehofft hatte, viel zur Belebung alles geistigen Strebens an dem preußischen Hofe bei, nur ist zu bedauern, daß sein Einfluß zugleich den leichtfertigen, ungläubigen Sinn verbreiten half, dem er selbst durchaus verfallen war. Dem König war er ein werther Rathgeber bei seinen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, aber das genaue Verhältniß, welches zwischen beiden Männern entstand, sollte gar bald manche Trübung erfahren. Voltaire, durch den Glanz seiner Stellung geblendet, vergaß, was er seinem hohen Gönner und seiner eigenen Würde schuldig war. Voll ungemessener Selbstliebe, dabei habsüchtig bis zum schmutzigen Geiz, hämisch, neidisch, und eifersüchtig auf jeden anderen Freund des Königs, mißbrauchte er bald die königliche Milde, bis verschiedene ärgerliche Vorfälle seine Entfernung nöthig machten. Schon hatte ein gemeiner Proceß mit einem Juden, der Voltaire verklagte, ihn mit unächten Steinen übervortheilt zu haben, seine Redlichkeit in ein ungünstiges Licht gestellt, auch war durch andere ähnliche Vorfälle sein Ruf schwer beeinträchtigt worden, als endlich ein Schriftstreit mit dem Präsidenten der Berliner Akademie, dem berühmten Naturforscher Maupertuis, den er aus Eifersucht in gemeiner Weise angriff, den König so erzürnte, daß er eine von Voltaire's Schriften öffentlich vor dessen Fenster durch Henkershand verbrennen

ließ. In Folge weiterer hierdurch herbeigeführten Vorgänge sah sich der Franzose endlich genöthigt, unter dem Scheine eines Urlaubes Preußen für immer zu verlassen. Auf der Reise wurde er sogar in Frankfurt am Main noch durch den Residenten des Königs verhaftet und zur Herausgabe wichtiger Schriften Friedrich's und des Kammerherrnschlüssels genöthigt. So groß vorher seine Bewunderung für Friedrich gewesen war, so bitter wurde jetzt sein Haß; durch giftige Schmähschriften suchte er den früheren Gönner zu verunglimpfen, welcher ihm bei Gelegenheit die derbsten Antworten nicht schuldig blieb. Später wurde die literarische Correspondenz zwischen Beiden noch einmal angeknüpft, aber so oft dann Voltaire auch schmeichelnd und bittend die ihm abgenommenen Orden und den Kammerherrnschlüssel wieder begehrte, Friedrich war nicht mehr zu bewegen, seinen Wünschen zu willfahren.

Wie wenig Voltaire beliebt war, zeigt auch eine Anekdote über die Rache, die ein Page an ihm nahm. Er speiste einst an des Königs Tafel. Ein Page stieß ihn bei dem Auftragen einer Schüssel mit dem Ellenbogen in die Frisur, daß der Puder umherstäubte. Voltaire wurde darüber sehr aufgebracht. „Was giebts?" fragte der König. „Sire," versetzte Voltaire, „ich war unter den Klauen eines pommerschen dummen Thiers." Der König fand die Antwort sehr unpassend, noch mehr aber verdroß sie natürlich den Pagen, welcher auf Rache sann. Auf einer Reise des Königs, an welcher auch Voltaire, der ein sehr häßlicher Mann war, Theil nahm, erzählte der Page auf einer Station den Bauern: in dem einen Wagen (in dem eben Voltaire sich befand) säße der große Leibaffe des Königs, ein gewaltig böses Thier, das immer heraus in die Freiheit wolle; sie möchten es ums Himmels willen nicht heraus lassen. Als nun Voltaire unterwegs aussteigen wollte, widersetzten sich die Bauern und droheten ihm mit der Peitsche, wenn er nicht still säße. Beim neuen Vorspann erzählten es die Bauern nun schon weiter, und es wurde im ganzen Dorfe bekannt, des Königs Leibaffe sei in dem einen Wagen. Jeder Bauer wollte den Affen sehen, und sie fingen endlich an, ihn mit Knitteln zu necken, und schlugen ihn auf die Finger, wenn er darnach greifen wollte, — bis ein Lakai des Königs der Sache ein Ende machte.

Vorsichtiger als Voltaire war sein Landsmann, der gelehrte d'Alembert, welchen Friedrich auch gern an seinen Hof gezogen hätte, der aber allen Aufforderungen widerstand, obwohl er mit dem Könige fortwährend die innigste und geistreichste Correspondenz unterhielt und von demselben auch ein Jahrgehalt annahm.

Friedrich's Verhalten zu seinen Dienern. Friedrich legte auf die freundschaftlichen Verbindungen, welche er bis an sein Lebensende in reichem Maße unterhielt, einen um so größeren Werth, als er die weit höheren Freuden eines glücklichen Hauswesens in Folge des ihm bei seiner Verheirathung angethanen Zwanges nicht kennen lernte. Wohl wäre er würdig gewesen, ächtes Familienglück zu genießen; das zeigt seine Zärtlichkeit gegen seine Geschwister und Verwandte, wie auch das freundliche Verhältniß zu seiner ganzen Umgebung bis zum niedrigsten Lakaien herab. So sehen wir den großen Mann an jedem Weihnachtsfeste seine Dienerschaft auf die gemüthlichste Weise beschenken. Seine Gaben waren bei Verheiratheten auf deren Kinder berechnet. Einem Lakaien, der nur Töchter hatte, schenkte er Puppen, kleine Eimer

und Töpfe, einem anderen eine Klapperbüchse für sein kürzlich neugebornes Kind, ein in Nürnberg geborener Lakai erhielt Nürnberger Spielwaaren u. s. w.

Er sah es übrigens ungern, wenn einer von seiner Dienerschaft sich verheirathete oder auch nur eine Liebschaft hatte. Einer seiner Kammerhusaren liebte eine Potsdamer Bürgerstochter und benutzte jeden Moment, wo er los kommen konnte, um sich von Sanssouci nach der Stadt zu schleichen. Der König erfuhr dies und wurde ärgerlich. Er ließ den Diener kommen und sagte ihm: „Setz' Dich dort an den Schreibtisch, ich will Dir einen Brief dictiren." Der Husar gehorchte; Friedrich begann, indem er im Zimmer auf- und abging: „Mein Schatz!" Der Husar stutzte, er glaubte nicht recht gehört zu haben: der König aber sah ihn mit seinen durchdringenden Blicken an und wiederholte: „Mein Schatz! der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so angenehm zubringe. Damit meine Abwesenheit künftig von dem Murrkopfe weniger bemerkt werden kann, miethe Dir in der brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein treuer 2c." Als der Husar mit zitternder Hand und mit Angstschweiß auf dem Gesichte geschrieben, sagte der König: „Nun mach' ein Couvert darum und versiegele den Brief." Auch dies geschah. Nun dictirte ihm der König noch die Adresse: Vor- und Zunamen des Mädchens mit Straße und Hausnummer, Alles ganz genau. Ein Laufer wurde gerufen und diesem der Brief zur Bestellung gegeben.

Einer von des Königs Dienerschaft kam auf den unglücklichen Gedanken, ihm am Neujahrstage einen Glückwunsch in deutschen Versen zu überreichen, die er von einem Gelegenheitsdichter hatte anfertigen lassen. Als der König die Verse gelesen, ließ er den Lakaien rufen und fragte ihn, ob er die Verse selbst gemacht. „Nein, Ew. Majestät," war die verlegene Antwort des Gratulanten. „Das ist gut!" sagte der König. „Hier will ich Dir Etwas für Deinen guten Willen schenken." Er reichte ihm einige Goldstücke hin. „Es ist Dein Glück, daß Du die Verse nicht gemacht hast, denn sonst hätte ich Dich ins Tollhaus bringen lassen müssen. Incommodire Dich übers Jahr nicht wieder."

So wohlwollend und gemüthlich der König übrigens gegen seine Dienerschaft sein konnte, so war er doch im Allgemeinen sehr streng und forderte von ihnen besonders die größte Pünktlichkeit im Dienste. In Augenblicken der Heftigkeit ließ er sich, wie sein Vater, selbst zur Behandlung mit Faust- und Stockschlägen hinreißen.

Des Königs Hunde und Pferde. Auf seinen Spaziergängen waren drei oder vier Windspiele seine beständigen Begleiter; eines war der Liebling, dem die anderen nur zur Gesellschaft dienten. Einer der sogenannten kleinen Lakaien mußte die Windhunde bedienen und bei gutem Wetter in den Gärten, bei schlechtem in den Sälen spazieren führen. Die Lieblingshunde begleiteten ihren Herrn auch im Felde: mit Biche verbarg er sich einst vor herumstreifenden Panduren unter einer Brücke, wobei das kluge Thier sich so ruhig verhielt, als wisse es um die Gefahr. — Im Jahre 1760 im Winterquartiere zu Leipzig fand der Marquis d'Argens den König auf den Dielen sitzend, vor ihm eine Schüssel mit Fricassé, aus welcher seine Hunde ihr

Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt und dem Lieblingshunde Biche die fettesten Bissen zuschob. D'Argens trat einen Schritt zurück und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Mächte den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie mögen wohl glauben, daß er gefährliche Plane für den nächsten Feldzug schmiede oder Negociationen überlege, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von alledem, er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hunde!"

Als einst ein Artikel über die Thierseelen vorgelesen wurde, sagte der König zu seinem damaligen Lieblingshunde, den er eben auf dem Schooße hatte: „Hörst du, mein kleiner Liebling? es ist von dir die Rede; man sagt, du habest keinen Geist, du hast aber doch Geist, mein kleiner Liebling!"

Auch für seine Pferde hatte Friedrich eine große Zuneigung; sie mußten, wenn er sie reiten sollte, groß und stark sein. Nach dem ersten glücklichen Versuche gab er ihnen einen Namen; dann durfte sie kein Stallmeister mehr besteigen. Seit der Schlacht bei Kunersdorf war „der kleine Schimmel" in der Armee sehr bekannt. Bei Mollwitz ritt der König den Sternrappen, verließ aber die Schlacht auf dem sogenannten „langen Schimmel," seitdem auch „Schimmel von Mollwitz" genannt, welcher von da ab das Gnadenbrot erhielt. Das beliebteste Pferd war bei Friedrich jedoch der „Condé," ein Fliegenschimmel, welcher neben der größten Munterkeit die trefflichsten Eigenschaften, besonders aber großen Muth besaß und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb.

Friedrich's Aeußeres. Zum Schlusse noch ein Wort über Friedrich's Aeußeres: des Königs Körperstärke war seiner Mittelgröße angemessen, sein Wuchs ebenmäßig, die großen blauen Augen feurig, der Gang rasch und stolz, doch etwas nachlässig. Er sah in der Nähe recht gut, aber für entferntere Gegenstände mußte er sich schon im ersten schlesischen Kriege einer Lorgnette bedienen. Zum Lesen und Schreiben hat er weder Glas noch Brille jemals gebraucht. Beschwerliche Körperleiden, Gicht u. a. stellten sich früh ein, aber Geist und Thätigkeit herrschten über die Unbehaglichkeit des Leibes vor, die Bequemlichkeit liebte Friedrich, wenn die Zeit es gönnte; er opferte sie dagegen ganz, wenn der Dienst es heischte. Reinlichkeit war nicht gerade seine Tugend, im Alter versäumte er sie, wie die ganze Kleidung, immer mehr. Im gewöhnlichen Leben trug er die Uniform des Leibgardebataillons. Den preußischen Hausorden, den schwarzen Adlerorden trug er immerdar, außerdem bei russischen Festen den St. Andreasorden und den weißen Adlerorden.

38. Die Theilung Polens; der baiersche Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden sehen wir die Fürsten der mächtigsten Länder sich um Friedrich's Freundschaft und Bündniß bewerben, besonders war es Rußland, welches sich von Neuem mit Friedrich zu verbinden suchte; die Zustände Polens gaben dazu die nächste Veranlassung.

Die Zustände in Polen. Polen, welches unter den Fürsten aus dem piastischen Hause ein halbes Jahrhundert hindurch geblüht hatte, war immer

mehr geschwächt worden, seitdem Jagello von Litthauen bei der Erhebung auf den polnischen Thron mit den Großen des Landes einen Wahlvertrag gemacht hatte, welcher die Herrschaft zwischen dem Fürsten und dem Adel theilte. Jeder neue König mußte bei seiner Wahl immer ungünstigere Bedingungen eingehen, bald vermochten die Fürsten nichts mehr ohne den Reichstag, auf welchem ein einzelner adeliger Abgeordneter durch seinen Widerspruch jeden Beschluß verhindern konnte. Politische und religiöse Parteileidenschaft machte den Reichstag zu einem Bilde der größten Verwirrung, in hundert Jahren gingen 47 solche Versammlungen unverrichteter Sache auseinander; kein Wunder, daß Polen in allen seinen inneren Einrichtungen zurückkam, während ringsum alle Nachbarländer rasch vorwärtsschritten. Der alte polnische Heldenmuth reichte nicht aus, um Polen auf gleicher Stufe mit anderen Ländern zu erhalten, in welchen eine geordnete Heeresmacht ausgebildet und die Kriegführung besonders seit Gustav Adolph mehr und mehr als eine Kunst behandelt wurde. So kam es, daß Polen nach und nach an Schweden Livland und Esthland, an Brandenburg Ostpreußen, an Rußland Kiew und Smolensk abtreten mußte. Noch einmal erglänzte der alte polnische Heldenruhm, als Johann Sobieski im Jahre 1683 Deutschland von den Türken errettete, aber nach seinem Tode sank das durch innere Parteiungen zerrissene Land um so tiefer und wurde immer mehr der Spielball der fremden Mächte. Kurfürst August II. von Sachsen wurde zum Könige gewählt; aber er war zu schwach, dem Lande gegen die mächtigen Nachbarn eine Stütze zu gewähren. Nach seinem Tode wollte Frankreich den Stanislaus Lesczinski auf den Thron erheben; Rußland dagegen setzte durch, daß die Krone auf den schwachen August III. von Sachsen überging Seitdem leitete der Petersburger Hof alle Angelegenheiten Polens, während der polnische Adel sich immer mehr der Ueppigkeit und Genußsucht hingab. Sinnloser Luxus verderbte die Nation und lähmte in ihr alle ächte sittliche Kraft und Selbstständigkeit.

Als August III. (1763) starb, wünschten einige polnische Patrioten durch die Wahl des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des Königs, für die Wiedererhebung des unglücklichen Landes zu sorgen; Friedrich der Große aber lehnte ihren Antrag ab, weil er sich gleich nach dem siebenjährigen Kriege nicht in neue Kriegshändel einlassen wollte. Dagegen war ihm, wie Rußland, daran gelegen, daß Polen in der bisherigen Ohnmacht verbleibe, und er schloß mit der russischen Kaiserin Katharina im April **1764** ein Bündniß, worin sich die beiden Staaten gegenseitig ihre Länder verbürgten, im Falle irgend eines fremden Angriffes sich eine Unterstützung von 12,000 Mann Truppen oder 480,000 Thaler Geldhülfe zusagten, und zugleich durch einen geheimen Artikel festsetzten, die bisherige polnische Wahlverfassung, welche ihnen die Einmischung in die Verhältnisse Polens so leicht machte, nicht abändern zu lassen. Dann wurde nach Rußlands Willen der Graf Stanislaus Poniatowski zum Könige gewählt. Die innere Gährung und Spaltung in Polen stieg immer höher: besonders trat eine katholische Partei mit heftiger Verfolgungssucht gegen alle Nicht-Katholiken auf; die Kaiserin Katharina nahm sich der Letztern an und verlangte für sie gleiche Rechte mit den Katholiken. Da sie ihre Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen versuchte, entbrannte ein Aufstand; der katholische Adel hielt eine Zusammenkunft, die sogenannte

Conföderation zu Bar, und erklärte die Absetzung des unter russischem Schutze stehenden Stanislaus. Katharina aber ließ neue Truppen in Polen einrücken und die Aufständischen wurden auseinander gesprengt. Die Russen, in der Verfolgung ihrer Feinde zu eifrig, eilten ihnen im Süden bis auf türkisches Gebiet nach und legten unbedachtsamer Weise eine türkische Stadt in Asche. Da erklärten die Türken gleichfalls den Krieg an Rußland, wurden aber, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren, bald mehrfach geschlagen. Jetzt wurde jedoch Friedrich der Große wegen der unerwarteten Erfolge der russischen Macht besorgt; er fürchtete, daß die Gewalt dieses schon gefährlichen Nachbars sich noch mehr ausdehnen möchte, und suchte deshalb noch andere Bündnisse anzuknüpfen, um im Nothfalle gegen etwaigen Uebermuth Rußlands geschützt zu sein. Sein Blick mußte sich auf denjenigen Staat wenden, gegen den er bisher so lange Krieg geführt, auf Oesterreich, wo der junge Joseph II. (seit 1765 Kaiser und Mitregent seiner Mutter Maria Theresia) zu einem Freundschaftsbunde mit Friedrich sehr geneigt war.

Friedrich der Große und Kaiser Joseph. Joseph II. war von der größten Bewunderung für Friedrich erfüllt: dessen Kriegsruhm sowohl, wie seine Regentenweisheit begeisterten den jungen Kaiser zu lebendiger Nacheiferung, und längst war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, den großen Preußenkönig auch besonders kennen zu lernen. Jetzt führten die Fortschritte Rußlands in Polen und der Türkei die gewünschte Annäherung herbei; denn auch Oesterreich mußte mit Besorgniß auf das mächtige Vordringen der russischen Waffen hinblicken. Es wurde eine Zusammenkunft zwischen den beiden deutschen Fürsten verabredet, welche im August 1769 zu Neiße in Oberschlesien stattfand. Bei der ersten Begrüßung sagte Joseph: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen.“ Friedrich erwiderte, er sehe den Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Vereinigung zweier Häuser bewirken, die zu lange Feinde gewesen seien, da ihr beiderseitiges Interesse es erfordere, sich eher beizustehen, als aufzureiben. Später sagte der Kaiser: für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. Zu einer eigentlichen Uebereinkunft wegen der russischen Verhältnisse kam es in Neiße nicht, weil der König mit Rücksicht auf seine Verbindlichkeiten gegen Katharina nichts Feindseliges gegen dieselbe unternehmen wollte; nur die gemeinsame Vermittelung des Friedens wollten sich die beiden Fürsten angelegen sein lassen. Unter militärischen Uebungen und traulichen Gesprächen gingen die Tage des kaiserlichen Besuches hin, beim Ausgehen sah man die beiden Häupter des deutschen Reiches nur Arm in Arm, und ganz Deutschland erfreute sich an dieser herzlichen Einigkeit. Bald darauf machte Friedrich einen Gegenbesuch zu Neustadt in Mähren. Dort nahm er auch Gelegenheit, einem seiner früheren gefährlichsten Gegner, dem General Laudon, die größten Ehren zu erweisen. Als man sich eines Tages zur Tafel setzen wollte, bemerkte man, daß Laudon noch fehle. „Das ist gegen seine Gewohnheit,“ sagte Friedrich, „sonst pflegte er vor mir auf dem Platze zu sein.“ Er wollte, daß dem tapfern Kriegsmanne der Sitz neben ihm gegeben würde; denn er ziehe es vor, ihn zur Seite, als sich gegenüber zu sehen.

Auch in Neustadt kam es indeß zu keinen entscheidenden politischen

Beschlüssen; Friedrich mochte mit Rußland nicht brechen, nur versicherte er, Alles thun zu wollen, damit aus dem Türkenkriege nicht ein allgemeiner Brand entstehe, und sagte zu, womöglich einen Frieden zwischen Rußland und der Türkei herbeizuführen.

Die erste Theilung Polens (1772). Plötzlich nahm die Haltung Oesterreichs und Preußens eine andere Wendung: statt Rußlands Ausdehnung zu verhindern, wurden sie darauf bedacht, sich an dessen Machterweiterung zu betheiligen. Prinz Heinrich von Preußen war gerade in Petersburg zum Besuche, wo er sich bald das besondere Vertrauen der Kaiserin erworben hatte, als die Nachricht eintraf, Oesterreich habe unter dem Vorwande alter Ansprüche einen polnischen Grenzstrich, die Zipser Landschaft, besetzt. Da sagte Katharina zu dem preußischen Prinzen die berühmt gewordenen Worte: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um ein Stück Land zu nehmen; — wenn der Wiener Hof das Königreich Polen zerstückeln will, so werden die übrigen Nachbarn dasselbe Recht haben." Prinz Heinrich ging auf den Gedanken ein, in welchem er zugleich ein Mittel erblickte, Rußland durch die zu bewilligenden Vortheile zum Frieden mit der Türkei zu bewegen. Preußen und Rußland waren bald über eine Theilung polnischer Landesgebiete einig, und es hielt nicht schwer, auch Oesterreich zur Theilnahme zu bestimmen, wiewohl die Kaiserin Maria Theresia selbst zu der Sache ihre Billigung nur mit Widerstreben ertheilte. Die drei Mächte kamen in dem Theilungsvertrage vom 5. August 1772 überein, daß sie die ihren Grenzen zunächst gelegenen Landstriche Polens, die zur Abrundung eines jeden der drei Staaten bequem gelegen waren, in Besitz nehmen sollten. Rußland erhielt Polnisch-Livland und mehrere ausgedehnte Woywodschaften, im Ganzen 3500 Quadratmeilen, — Oesterreich die Zipser Gespannschaft und das spätere Königreich Galizien, zusammen 2500 Quadratmeilen, — Preußen **das ganze bis dahin polnische Preußen** mit Ermeland, Culmerland und Elbing, nur mit Ausnahme von Danzig und Thorn, die bei Polen blieben, — ferner noch den Netzdistrict, d. h. Großpolen bis zur Netze (Theile der Woywodschaften Posen, Gnesen und Inowraclaw), im Ganzen 600 Quadratmeilen. Friedrich's Erwerbung war die geringste an Flächeninhalt und Einwohnerzahl, aber sie war für den preußischen Staat von der größten Wichtigkeit, weil sie das bisher von den übrigen Landestheilen getrennte Ostpreußen mit denselben vereinigte. Das neu erworbene Land wurde **Westpreußen** genannt, und da Friedrich jetzt im Besitze des ganzen preußischen Landes war, so nannte er, wie seine Nachfolger, sich fortan nicht mehr König „in" Preußen, sondern König „von" Preußen. Die übrigen Großmächte Europa's ließen die Theilung Polens ungehindert geschehen, der polnische Reichstag aber sah sich durch die drohende Kriegsmacht der drei Staaten gezwungen, seine Zustimmung zu der geschehenen Beraubung zu geben. Friedrich ließ durch eine Druckschrift sein angebliches Recht auf Westpreußen auseinandersetzen, um den gethanen Schritt zu rechtfertigen. Doch bleibt die Theilung Polens ein Gewaltstreich, zu dessen Entschuldigung für Friedrich nur anzuführen ist, daß er einsehen mußte, wie das ohnmächtige Polen doch nicht zu erhalten war und bei der ersten Gelegenheit ganz und ungetheilt unter Rußlands Botmäßigkeit gefallen wäre. Polen

konnte seine Selbstständigkeit nicht behaupten, weil das Volk sittlich verfallen und hinter der allgemeinen Entwickelung der europäischen Staaten durch eigene Schuld zurückgeblieben war, und weil es sich durch inneren Zwiespalt, durch die Willkür des Adels und durch religiösen Hader selbst zerrüttet hatte. Friedrich aber mochte sich über seine Theilnahme an der unvermeidlich erscheinenden Zerstückelung des Landes um so mehr beruhigen, als er Westpreußen alle die Segnungen einer weisen Landesverwaltung zuzuwenden gedachte, durch welche er seine übrigen Unterthanen bereits beglückt hatte.

Am 14. September **1772** ließ der König Westpreußen besetzen und am **27.** September fand zu Marienburg die Huldigung statt. Unverzüglich widmete er der neuen Provinz dieselbe liebevolle Fürsorge, durch welche er Schlesien zu so ungeahnter Blüthe entwickelt hatte: an die Stelle der langjährigen Verwirrung und Rechtlosigkeit trat überall eine strenge Rechtspflege, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, die Leibeigenschaft mit ihren barbarischen Sitten wurde aufgehoben, zahlreiche Schulen zur Ausbildung des bis dahin in geistiger Stumpfheit versunkenen Volkes gegründet, Handel und Thätigkeit belebt und auf diese Weise das neuerworbene Land in Kurzem völlig umgewandelt.

Der baiersche Erbfolgekrieg. Friedrich hatte durch Westpreußen seinen Staat abgerundet, er sah seine Lande blühen, die Bevölkerung steigen, nahe an 200,000 Mann konnte er jeden Tag ins Feld führen, 16 Festungen sicherten seine Provinzen, die Kriegsvorräthe aller Art, die Kornspeicher und vor allem der Schatz waren immer gefüllt, Rußland wurde ein immer zuverlässigerer Bundesgenosse, keine europäische Macht war dem Berliner Hofe zuwider, selbst Oesterreich hatte unter dem für Friedrich begeisterten Joseph seinen alten Groll schwinden lassen. Und doch blieb der König von Preußen immer besorglich, und der Wiener Hof gerade war es, welcher seine Sorgen nicht ruhen ließ. Kaiser Joseph's Thatendurst schien dem vorsichtigen Könige bedenklich; als einst in Sanssouci seine Blicke auf Joseph's Büste fielen, sagte er: „Den stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten." Zwar fügte Friedrich treffend hinzu: „Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat;" aber ungeachtet der unleugbaren Unbesonnenheit des jungen Kaisers erschien sein hochstrebender Sinn gefährlich für die übrigen deutschen Fürsten. Von jeher hatte das Kaiserhaus darnach gestrebt, die österreichische Hausmacht in Deutschland immer mehr zu verstärken und in demselben Grade die Macht und Unabhängigkeit der übrigen deutschen Reichsfürsten herabzudrücken. Wie hätte ein Kaiser von Joseph's hohem Sinne dieses große Ziel aus den Augen lassen sollen! Friedrich hielt ihn solchen gewaltigen Strebens für durchaus fähig, und bald zeigte sich, daß er ihn richtig beurtheilt hatte.

Seit langer Zeit war es ein Lieblingsgedanke des österreichischen Hauses gewesen, Baiern zu erwerben. Nun traten Verhältnisse ein, wo es dem thatendürstigen Joseph leicht schien, solche Absichten zu verwirklichen.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, war am 30. December 1777 plötzlich gestorben. Mit ihm erlosch die pfalz-baiersche Linie des wittelsbachischen Hauses; die Nachfolge gebührte dem Kurfürsten Karl Theodor von

der Pfalz. Oesterreich aber machte einige scheinbare Ansprüche geltend, ließ ohne Weiteres Truppen in Baiern einrücken und wußte den schwachen Kurfürsten von der Pfalz zu einem Vergleiche zu bestimmen, durch welchen er die bessere Hälfte seiner Erbschaft an Oesterreich abtrat.

Friedrich erblickte in diesem eigenmächtigen Verfahren eine Verletzung der deutschen Reichsgesetze und ein gefährliches Beispiel für künftige Fälle; er war sofort entschlossen, als Beschützer des Rechts aufzutreten. Unverzüglich ließ er in Wien verkünden, daß Brandenburg-Preußen, als Glied des Reiches, bei der Zerstückelung eines Kurstaates, ohne Mitwirkung des Reiches, wesentlich betheiligt sei. Zwar wurden ihm Anerbietungen gemacht, mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen und an dem Gewinne Theil zu nehmen; ihm dünkte jedoch die Rolle eines Beschützers des deutschen Reiches erhabener, und so sehen wir ihn, wiewohl ohne Lust am Kriege, in hohem Alter und körperlich leidend noch einmal die Waffen ergreifen, um das bedrohte Baiern in seiner Selbstständigkeit zu schützen. Er sammelte im Frühjahre **1778** seine Armee, von der unter seiner eigenen und des Prinzen Heinrich Führung ein Corps durch Schlesien und Sachsen nach den österreichischen Staaten marschiren sollte. Die inzwischen angeknüpften Unterhandlungen blieben fruchtlos, und so rückte er im Juli in Böhmen ein. Man hatte sich in Wien geschmeichelt, Preußen rüste nur zum Schein; jetzt erregte die Kunde von Friedrich's Anmarsch den größten Schrecken. Maria Theresia hatte wenig Lust, den verderblichen siebenjährigen Krieg erneuert zu sehen; sie zitterte für ihren Sohn und ließ insgeheim neue Unterhandlungen anknüpfen, die jedoch wiederum zu keinem Ziele führten. Nichtsdestoweniger kam es auch zu keiner eigentlichen Kriegführung, weil die Oesterreicher hinter ihren Verschanzungen blieben und zur Schlacht im freien Felde nicht herauskamen. So waren denn bei diesem Kriege keine Lorbeeren zu pflücken, Friedrich beschränkte sich darauf, den ganzen Sommer tüchtig fouragirend im Lande umherzuziehen, weshalb er selbst den Feldzug spottweise den „Kartoffelkrieg" nannte. Bald brachen jedoch in seinem Heere die Ruhr und das Faulfieber aus und nöthigten ihn, sich aus Böhmen herauszuziehen: bei diesem Rückzuge bewährte er durch seine meisterhaften Anordnungen seinen alten Ruhm als trefflicher Kriegführer. Nicht minder zeichnete sich dabei der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. aus, welchem Friedrich darauf sagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen, — ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte."

Trotz Friedrich's Rückzug aus Böhmen fand sich doch der österreichische Hof zu Friedensunterhandlungen um so mehr geneigt, als Rußland Miene machte, sich mit Preußen zu verbünden. So wurde denn zuerst ein Waffenstillstand, am **13. Mai 1779** aber der Friede zu Teschen geschlossen, durch welchen die zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz getroffene Uebereinkunft aufgehoben und Baiern, mit Ausnahme eines kleinen, jedoch sehr fruchtbaren Districts (zwischen Niederösterreich und Tyrol) an die rechtmäßigen Erben zurückgegeben wurde.

Durch den baierschen Erbfolgekrieg, welcher Preußen 29 Millionen Thaler

und 20,000 Mann gekostet, hatte Friedrich für sich nichts gewinnen wollen, aber wichtiger als jeder Ländererwerb war das Ansehen, welches er in ganz Deutschland als Beschützer gegen willkürliche Ueberhebungen des Kaiserhauses gewonnen hatte.

Mit dem Ende des baierschen Erbfolgekrieges war jedoch nicht alle Gefahr für Deutschlands Fürsten beseitigt; bald trat Oesterreich mit neuen Plänen zur Ausdehnung seiner Macht hervor, und diesmal hatte sich Joseph der Zustimmung Frankreichs und Rußlands zu versichern gewußt. Dem Kurfürsten von Baiern wurde ein Länderaustausch angeboten: er sollte Baiern an Oesterreich abtreten und dafür die kleineren österreichischen Niederlande mit dem Titel eines „Königs von Burgund" erhalten. Den schwachen Fürsten blendete dieser stolzere Name, und er war zu dem unvortheilhaften Tausche bereit, bei welchem man seinen berechtigten Nachfolger, den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, gar nicht befragt hatte. Sowie aber Friedrich die Sache erfuhr, nahm er sich der Rechte des Herzogs an, und gestützt auf das alte Reichsgesetz, die goldene Bulle, erhob er Widerspruch dagegen, daß ein Kurfürstenthum ohne Zustimmung der Reichsfürsten vertauscht würde. In Folge seiner Vorstellungen ließen Rußland und Frankreich nun von dem Vorhaben ab, welches Oesterreich ohne ihre Unterstützung nicht durchzuführen wagte.

Der deutsche Fürstenbund. In dieser Sache hatte sich jedoch von Neuem gezeigt, wie Oesterreich unablässig darauf bedacht war, die übrigen deutschen Staaten unter seine Herrschaft zu bringen. Um so dringender erschien es Friedrich, zum Widerstande gegen solche Gelüste und zur Aufrechthaltung der Verfassung und der Rechte im deutschen Reiche einige feste Veranstaltungen zu treffen, und es reifte in ihm der Plan, die deutschen Fürsten zu solchem Zwecke in einen festen Bund zu vereinigen. Er berieth mit seinem Minister von Hertzberg den Entwurf eines Fürstenbundes und theilte denselben alsdann in folgenden Worten den deutschen Fürsten mit: „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reiches in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich die Fürsten, auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche Gewalt zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben und sich Alles, was einem Jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathen und beschlossen, auch die Erledigung der Klagen befördert werde. Wenn Jemand, wer es auch sei, die verbündeten Fürsten oder auch jedes andere Glied des Reiches in seinem Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen beunruhigen und

die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßigen Mittel und auch alle ihre Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reiches bei seinem Besitzstande und das gesammte Reich bei seiner Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besonderen Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das Schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten."

Diese Aufforderung fand im Reiche, außer bei Oesterreich, allgemeinen Anklang; vergeblich suchte Kaiser Joseph dem Plane Friedrich's entgegenzutreten und das Vertrauen der Höfe zu gewinnen, diese wandten sich voll Zuversicht nach Berlin. Kursachsen und Hannover waren die ersten, welche sich mit Preußen zu dem beabsichtigten Bunde vereinigten; 1785 am 23. Juli kam die Uebereinkunft zu Stande, welcher bald darauf auch der edle und freisinnige Kurfürst von Mainz, Karl Freiherr von Erthal, sowie der größte Theil der übrigen Fürsten beitrat.

Der deutsche Fürstenbund hat freilich keine weiteren wichtigen Folgen gehabt, weil mit der französischen Revolution bald Umstände eintraten, welche auch die Verhältnisse im deutschen Reiche erschütterten und umgestalteten. Friedrich aber gebührt der Ruhm, an seinem Theile die Aufgabe Preußens für Deutschlands Freiheit, Kraft und Selbstständigkeit klar erkannt und vorgezeichnet zu haben. Der weiteren Zukunft blieb es vorbehalten, die von ihm angebahnte Entwickelung wieder aufzunehmen und zu fördern.

39. Friedrich's Lebensende.

Friedrich's Alter. Während der König durch seine Theilnahme an den großen Welthändeln sein Ansehen unter den Fürsten immer zu erhöhen bedacht war, versäumte er keine der Sorgen, durch welche er von Anbeginn seiner Herrschaft die innere Wohlfahrt seiner Staaten gefördert hatte. Kein Augenblick entfloh ungenutzt: der hochbejahrte Greis schonte sich ebenso wenig, als er dies im Jünglings- und Mannesalter gethan.

Sein Alter war in mancher Beziehung freudenloser geworden, als die früheren Jahre. Der kinderlose, von seiner Gemahlin fern lebende Mann hatte seinen Hauptgenuß nach den Mühen des Tages im geistreichen Umgange mit Freunden oder im traulichen und belehrenden Briefwechsel gefunden; aber der Tod raubte ihm nach und nach manchen von seinen theuersten Genossen.

Schon im Jahre 1767 war er durch den Tod seines höchst liebenswürdigen Neffen, des Prinzen Heinrich, welcher an den Blattern starb, sehr betrübt worden. Er beweinte den Verlust des ihm sehr theuren Prinzen schmerzlich, wählte für die Gedächtnißpredigt selbst den Text: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken u. s. w." (Jes. 55, 8. 9) und schrieb eine herrliche Lobrede auf den früh Vollendeten. Friedrich's liebste Schwester, die Markgräfin von Baireuth, war ihm, wie erwähnt, gleichfalls lange vorausgegangen; ihrem Andenken widmete er in Sanssouci einen Tempel der

Freundschaft. Mit dem Thronfolger, Prinzen von Preußen, stand er nie in einem innigeren Verhältniß, wiewohl er in späteren Jahren sich mit dessen Leistungen in der Kriegskunst, wie in den Friedensarbeiten, zufrieden erklärte. Friedrich's Gemahlin lebte in ihrer stillen Zurückgezogenheit zu Schönhausen, ihre Tage nur durch Wohlthun, wissenschaftliche Beschäftigung und kindliche Frömmigkeit bezeichnend, ohne Sanssouci je gesehen zu haben. Zuweilen pflegte der König des Winters bei ihr im Schlosse zu Berlin zu speisen; aber auch dann sprach er nicht mit ihr. Doch sorgte er nach wie vor, sie in den gebührenden Ehren zu erhalten. Sie starb elf Jahre nach ihm.

Der heitere Kreis, welcher sich früher in Sanssouci bewegt und die Muße des großen Königs verschönert hatte, war allmälig dahin geschwunden, immer einsamer wurde es um ihn her; nur Eines hielt ihn für die Entbehrungen der früheren Freuden schadlos: seine unausgesetzte Thätigkeit für des Landes Bestes und die Verehrung, welche ihm das dankbare Volk dafür widmete.

Wenn Friedrich unter seinen Unterthanen erschien, war es, als ob ein Vater zu seinen Kindern komme. So oft er in die Stadt geritten kam, war es stets ein festliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig: er erwiderte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, um ihren alten König recht lange und deutlich zu sehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor und neben ihm her; sie riefen dem „alten Fritz", wie er gemüthlicher Weise schon lange genannt wurde, ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann ruhig weiter. Als es einst die Buben zu arg machten, erhob er seinen Krückstock und gebot ihnen drohend, in die Schule zu gehen; die Buben aber riefen ihm jubelnd nach: „Ach der will König sein, und weiß nicht einmal, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule ist."

Wie in der nächsten Umgebung, so zollte man dem großen Fürsten auch im Auslande die höchste Ehrfurcht und Bewunderung, wovon auch seine Unterthanen selbst in den entferntesten Ländern die überraschendsten Beweise erhielten.

Körperliche Leiden. Friedrich war mit einem schwächlichen Körper in die Welt gekommen, und man hatte in seiner früheren Jugend öfter für sein Leben gefürchtet; in den Anstrengungen des Krieges hatte er später seinen Körper abgehärtet, besonders aber war es sein starker Wille, der ihn so manche Krankheitsleiden überwinden ließ. Sein Körper war von den Mühen der Regierung früh gebeugt, sein Geist aber ließ die Leiden keine Gewalt über ihn gewinnen. Die wiederkehrenden Krankheitsanfälle wurden jedoch immer beschwerlicher und drohten die Kraft seines Körpers mehr und mehr zu untergraben. Schon im Jahre 1780 schrieb er einem Freunde: „Was meine Gesundheit betrifft, so werden Sie selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins,

und sie bereiten sich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen." Nichtsdestoweniger erfüllte er unausgesetzt alle Pflichten seines königlichen Amtes, selbst die Reisen in die Provinzen und die Abhaltung der Revüen. Noch im Jahre vor seinem Tode hielt er bei stürmischem Regenwetter sechs Stunden lang die Heerschau in Breslau ab, was wohl sein Ende beschleunigt haben mag. Mit dem Herbste desselben Jahres (1785) trat ein ernstlicher und anhaltender Krankheitszustand ein; bald äußerten sich die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht. Aber wie beängstigend und quälend nun auch die Leiden wurden, noch immer sollte die Regententhätigkeit des großen Mannes keine Unterbrechung erleiden.

Am 26. Januar 1786 war der alte Zieten gestorben. Friedrich sagte damals zu seinen Generalen: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich als General erwiesen. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen."

Friedrich's letzte Krankheit und Tod (17. August 1786). Der April brachte die ersten warmen Tage und Friedrich hoffte, obgleich die Krankheit immer mehr vorgeschritten war, von der Verjüngung der Natur auch eine neue Belebung seiner Kräfte. Die Strahlen der Sonne, die milde Frühlingsluft thaten ihm wohl, und gern genoß er diese Erquickung, indem er sich auf die sogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse einen Stuhl hinausbringen ließ und in der Sonne ruhete. Einst bemerkte er, daß die beiden Grenadiere, die an der Treppe unten Schildwache standen, das Gewehr fortwährend am Fuße behielten. Er winkte einen von ihnen zu sich heran und sagte mit gütigem Tone: „Geht nur immer auf und ab, Kinder, Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann."

Noch im April zog er auf sein geliebtes Sanssouci hinaus; dort versuchte er auf seinem letzten Lieblingspferde Condé öfter einen kurzen Spazierritt, aber die Kräfte wollten bald nicht mehr ausreichen. Die Aerzte wußten keine Hülfe mehr, im Anfange des Sommers hatte sich die Wassersucht vollständig ausgebildet, Friedrich litt unendlich, liegen konnte er nicht mehr, Tag und Nacht mußte er sitzend auf dem Stuhle zubringen; dennoch kam keine Klage über seine Lippen, fast immerfort zeigte er nur Heiterkeit und Ergebung. Wenn er bei Nacht zu heftige Beängstigungen hatte, so rief er, um die Leute im Nebenzimmer nicht zu wecken, ganz leise einen der beiden Lakaien, die bei ihm wachten, und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten. Dem Herzog von Curland, der ihn in dieser schweren Zeit besuchte, sagte er, mit Rücksicht auf seine Schlaflosigkeit, scherzend: „Wenn Sie einen guten Nachtwächter brauchen, so bitte ich mir dies Amt aus, ich kann des Nachts vortrefflich wachen." Bei alledem gingen auch jetzt noch die Regierungsgeschäfte unausgesetzt ihren Gang fort: die Cabinetsräthe, die sonst erst um 6 oder 7 Uhr erschienen, wurden jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr Morgens vor ihn gerufen. „Mein Zustand," sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

In warmen Nachmittagsstunden ließ er sich auch in seinen letzten Tagen gern an die Sonne hinaustragen. Einst hörte man ihn, den Blick auf die Sonne gewandt, ausrufen: „Bald werde ich dir näher kommen!"

Gegen die Mitte August schien eine schlimme Wendung der Krankheit die nahe Auflösung des Königs zu verkünden. Am 15. August schlummerte er wider seine Gewohnheit bis 11 Uhr, besorgte aber darauf die Cabinetsgeschäfte mit derselben Geistesgegenwart und Frische wie in seinen rüstigen Tagen. Am folgenden Morgen verschlimmerte sich der Zustand auf bedenkliche Weise, die Sprache stockte, das Bewußtsein schien aufzuhören. Die Cabinetsräthe wurden nicht mehr gerufen; wohl aber der Commandant von Potsdam, welchem der König noch seine militärischen Befehle für den Tag ertheilen wollte. Man bemerkte, wie er sich anstrengte, um sich zu sammeln, er wollte das Haupt aus dem Winkel des Lehnstuhls herausarbeiten, das matte Auge mehr öffnen, die Sprachorgane in Bewegung setzen; aber alle Anstrengung war vergebens, durch einen klagenden Blick gab er zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Auch dieser Tag verging jedoch, ohne daß der sieche Körper sich auflös'te. Die Nacht war gekommen, es schlug 11 Uhr. Vernehmlich fragte der König, was die Glocke sei. Als man es ihm gesagt, erwiderte er: „Um 4 Uhr will ich aufstehen." Ein trockener Husten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Der eine von den anwesenden Dienern, der Kammerlakai Strützki, faßte ihm niederknieend unter die Arme und hielt ihn aufrecht, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Allmälig veränderten sich jedoch des Königs Züge, das Auge wurde matter und gebrochener, dann wurde der Körper ruhig, nach und nach schwand der Odem. Einige Stunden nach Mitternacht starb Friedrich in des Lakaien Armen. Nur der Arzt und noch zwei Kammerdiener waren Zeugen seines Todes. Es war am **17. August 1786.**

Als seine Seele geschieden war, eilte der Minister von Hertzberg, dem Thronfolger die erschütternde Botschaft mitzutheilen. Friedrich Wilhelm II. erschien alsbald, um dem großen Verstorbenen das Opfer seines gerechten Schmerzes darzubringen. Nachdem das Gesicht des Dahingeschiedenen in Gyps abgeformt worden, legte man ihm die Uniform des ersten Bataillons Garde an. Um 11 Uhr erhielten die Offiziere der Potsdamer Garnison die Erlaubniß, in das Trauerzimmer zu treten. Sie vergossen tausend, tausend Thränen, als sie ihren Herrn und Vater so vor sich sahen; in gleicher Wehmuth standen unter ihnen des neuen Königs Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig. Abends 8 Uhr wurde der König von zwölf Unteroffizieren in einen eichenen Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen nach dem Schlosse in die Stadt gebracht. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschen überfüllt, aber die Stille der Mitternacht und des Todes lag auf dem Volke, welches sonst seinen König immer so jubelnd begrüßt hatte. Nur hier und da wurde ein schwer verhaltenes Schluchzen laut.

Am 18. August war die theure Leiche im Schlosse ausgestellt; ruhig sinnender Ernst sprach aus den erbleichten Zügen. Krückstock, Degen und Schärpe lagen übers Kreuz auf einem Taburett neben ihm. Tausende waren auf die Trauerkunde vom Lande, aus Berlin und aus den nächsten Städten herbeigeeilt; wahre Trauer erfüllte alle Herzen, wie am Sarge, so im ganzen Lande, wohin immer die schwere Kunde kam. Alle durchbebte der entsetzliche

Schlag des erlittenen Verlustes. „Ein König war gestorben, der, was er auch Menschliches an sich trug, weit, weit hervorragte über die gewöhnlichen gekrönten Häupter, der gerade so lange, wie sein großer Geistesverwandter, Karl der Große, 46 Jahre, am Ruder gesessen, mit einer Kraft, mit einem Blicke, mit einem Willen, wie, so lange die Geschichte denkt, wenigen Sterblichen eigen waren. Friedrich war nicht mehr, welcher die Zierde und der Stolz, der Vater und Erzieher, der wohlthätige Freund und Genius seines Volkes gewesen. In diesem Sinne hatte Preußen eine wahre Landestrauer, und mit Preußen wurde die ganze Welt, von den Thronen bis in die Hütten, von der großen Trauerkunde tief ergriffen."

Am Abend des 18. August wurde die Leiche feierlich nach der Garnisonkirche in Potsdam gebracht und am 9. September daselbst beigesetzt, indem Friedrich's Nachfolger den früher bestimmten Ort auf der Terrasse von Sanssouci nicht für würdig hielt. Die Gedächtnißrede wurde im ganzen Lande über die Stelle 1 Chron. 18, 8 gehalten: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben".

Das Testament. In seinem Testamente durfte sich der König das erhebende Zeugniß geben: „Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat." ...

Das Testament schließt mit heißen Segenswünschen für Friedrich's theures Vaterland.

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeiten fortdauern!"

Fünftes Buch.

Von dem Tode Friedrich's des Großen bis auf unsere Tage.

40. Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

Friedrich Wilhelm als Kronprinz. Es war keine geringe Rolle, der Nachfolger Friedrich's des Großen zu sein: selbst sehr begabte und tüchtige Fürsten würden Mühe gehabt haben, sich mit Ruhm auf dem Throne zu behaupten, welchen so eben ein König von so erhabenem Geiste und Willen verherrlicht hatte. Wenn es seinem Erben Friedrich Wilhelm nicht gegeben war, unter den Fürsten Preußens eine der glorreicheren Stellen einzunehmen, wenn in seinem Verhalten manche Schwäche und Verirrung zu beklagen ist, so darf wenigstens sein guter redlicher Wille in den wichtigsten Zweigen des Staatslebens nicht verkannt werden. Seine Regierung fiel aber in jene Zeit, wo der Sturm der Revolution die alte Ordnung der Dinge in Europa erschütterte, wo es daher für die Regenten und Staatsmänner doppelt schwierig war, die Wege einer weisen und umsichtigen Politik zu finden und zu wandeln.

Friedrich Wilhelm II. war am 25. September 1744 geboren, als ältester Sohn des Prinzen August Wilhelm, Bruders Friedrich's des Großen, welchen dieser, auf eigene Nachkommen nicht rechnend, schon am 30. Juni 1744 mit dem Titel „Prinz von Preußen" als Thronfolger bezeichnet hatte. Prinz August Wilhelm, welcher beim Rückzuge aus Böhmen nach der unglücklichen Schlacht bei Collin die bittersten Vorwürfe seines königlichen Bruders erfahren hatte, war seitdem (1757) aus dem Dienste geschieden und schon im folgenden Jahre (1758) zu Oranienburg gestorben. Sein Sohn Friedrich Wilhelm war hierauf zum Prinzen von Preußen ernannt worden. Derselbe hatte schon früher einen aus der französischen Schweiz gebürtigen Professor Beguelin zum Lehrer, den Oberstlieutenant von Bork zum Gouverneur erhalten; er erwarb sich mannichfache gute Kenntnisse, war von Charakter mild, wohlwollend und gutmüthig, aber dabei etwas weich und den Lebensgenüssen zu sehr zugeneigt. Er vermochte nicht, sich selbst zu beherrschen, und machte es dadurch Anderen leicht, eine oft bedenkliche Gewalt über ihn zu gewinnen. Sein Oheim Friedrich, der gegen sich selbst so streng war, verlangte dasselbe auch von Anderen und mochte deshalb seinen Thronfolger nicht recht leiden;

er mißbilligte das lockere Treiben desselben, und es entstand daher eine scheue, gegenseitige Zurückhaltung zwischen Beiden. Im Jahre 1765 wurde Friedrich Wilhelm mit Elisabeth Christine, der Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, verheirathet, aber ihre Ehe war unglücklich und wurde schon im Jahre 1769 wieder getrennt. Elisabeth lebte seitdem bis an ihren späten Tod in Stettin.

Friedrich Wilhelm verheirathete sich zum zweiten Male mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, mit welcher er sechs Kinder hatte. Doch auch diese Ehe war keine wahrhaft glückliche, weil Friedrich Wilhelm's Herz sich vielfach im unerlaubten Umgange mit anderen Frauen fesseln ließ, unter welchen die Tochter des Kammermusikus Enke, welche später zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde, eine besonders große Rolle bis zu des Königs Tode spielte.

Um mit der Verwaltung und Rechtspflege bekannt zu werden, wohnte Friedrich Wilhelm seit 1768 den Sitzungen des Kammergerichtes und des geheimen Ober-Tribunals bei und erhielt besonderen Unterricht von mehreren hohen Beamten; dagegen versäumte es Friedrich der Große, den Kronprinzen durch Betheiligung an den Regierungsgeschäften selbst in diese einzuweihen und durch anhaltende Beschäftigung seine Kraft zu stählen.

Die ersten Schritte des neuen Fürsten. Als Friedrich Wilhelm durch den Tod seines großen Vorgängers auf den Thron erhoben wurde, herrschte in Europa noch tiefer Friede, und der neue König konnte sich der inneren Regierung unbehindert widmen. Um den verstorbenen Fürsten in einem seiner treuesten Diener zu ehren, machte er noch am Sterbelager Friedrich's den Minister von Hertzberg, welcher bei den späteren politischen Verhandlungen dessen größtes Vertrauen genossen hatte, zum Ritter des schwarzen Adlerordens. Die wichtigste That aber, wodurch Friedrich Wilhelm seinen Regierungsantritt bezeichnete, war die Abschaffung der Regie und des Tabaks- und Kaffeemonopols. Zur großen Genugthuung des preußischen Volkes wurde die französische Finanzwirthschaft, deren Mängel und Uebelstände übrigens auch Friedrich der Große mehr und mehr eingesehen hatte, abgeschafft und die französischen Beamten entlassen. Dem Generaldirector der Regie ließ der neue König sogar den Proceß machen, doch konnte keine Veruntreuung der Staatseinkünfte gegen denselben erwiesen werden. Um den Ausfall, der in der Staatskasse durch die Aufhebung der Regie entstand, zu decken, wurden freilich manche neue Steuern auferlegt oder alte erhöht, so daß der Vortheil besonders für den armen Mann nicht eben bedeutend war. Um so größer war die Unzufriedenheit, als die Regierung später aus Geldverlegenheit doch das Tabaksmonopol wieder herstellte.

Friedrich Wilhelm's wohlwollender Sinn zeigte sich vorzüglich in der Milderung der großen Härte, mit welcher bis dahin die Soldaten behandelt wurden. Seit dem alten Dessauer war die Herrschaft des Stockes im preußischen Heere einheimisch gewesen; man hatte die größte Strenge für nöthig gehalten, um die aus allen Ländern geworbenen Leute im Zaume zu halten, und durch Furcht am Entlaufen zu hindern. Es war auf den Uebungsplätzen etwas ganz Gewöhnliches, daß höhere und niedere Offiziere schalten, stießen und schlugen, und auch auf den Wachtparaden kam es vor, daß gemeine

Soldaten für leichte Vergehen geohrfeigt oder mit dem Stocke geprügelt, Gefreite und Unteroffiziere mit der blanken Klinge gefuchtelt wurden. Eingefangene Deserteure mußten halbnackt zwischen den Spießruthen ihrer in zwei Reihen aufgestellten Kameraden hindurchgehen, oft mehrere Tage hintereinander; auch auf minder Schuldige wurde diese entehrende Bestrafung ausgedehnt. Der General von Möllendorf, welcher unter Friedrich dem Großen Gouverneur von Berlin geworden war, hatte als solcher noch bei Friedrich's Lebzeiten ein Rundschreiben an das Offiziercorps erlassen, um dasselbe zu größerer Menschlichkeit in der Behandlung der Soldaten anzuhalten. „Der König," sagte er, „hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen." Er verlangte, daß man die Soldaten mehr durch Erweckung des Ehrgeizes, als durch Tyrannei zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalte. Derselbe Möllendorf wurde nun durch Friedrich Wilhelm zum Chef des neu gegründeten Ober-Kriegs-Collegiums (des späteren Kriegsministeriums) gemacht, und es erschien bald eine geschärfte Verordnung, wonach in der ganzen Armee die harte Behandlung der Soldaten, sowie viele Mißbräuche und Uebervortheilungen bei der Anwerbung beseitigt werden sollten. Leider wurde jedoch den gerügten Uebelständen noch nicht entschieden abgeholfen; erst Friedrich Wilhelm III. war es vorbehalten, die Menschlichkeit in ihre Rechte wieder vollständig einzusetzen.

Fürsorge für die Volksbildung. Am wichtigsten ist Friedrich Wilhelm's Fürsorge für die öffentlichen Bildungs- und Unterrichts-Anstalten geworden. Vor allem wandte er der Akademie der Wissenschaften in Berlin seine Aufmerksamkeit zu, welche von Friedrich dem Großen zwar sorglich gepflegt und unterstützt, aber vorzüglich mit französischen Gelehrten besetzt worden war. Jetzt wurden auf Veranlassung des Ministers von Hertzberg, welchen der König zum Curator der Akademie ernannte, besonders deutsche Dichter und Schriftsteller berücksichtigt, wie auch in jeder anderen Beziehung das Verdienst deutscher Gelehrten mehr, als früher, Anerkennung und Belohnung fand.

Zur wirksamen Leitung und Beaufsichtigung aller Lehr- und Erziehungs-Anstalten des Landes errichtete Friedrich Wilhelm eine höchste Unterrichtsbehörde, das Ober-Schul-Collegium, zu dessen Haupt der schon unter Friedrich mit dem Schulwesen beauftragte Minister Zedlitz ernannt wurde. Das neue Collegium sollte über alle Schulanstalten die Aufsicht führen, dieselben an Ort und Stelle öfter revidiren, alle Schulplane sich vorlegen lassen, zweckmäßige Verbesserungen anordnen und vor Allem auf die Prüfung der Lehrer bedacht nehmen. „Es könne ja," so schrieb Zedlitz, „nirgends ein Pfarrer oder Arzt angenommen werden, wenn solcher nicht von der Behörde geprüft sei, solle man nur allein das Wohl der künftigen Geschlechter jedem Pfuscher preisgeben dürfen? Was die Einrichtung der Schulen anbetreffe, so habe der Schulunterricht den Zweck, die Menschen besser und für ihr bürgerliches Leben brauchbar zu machen. Demnach sei es Unrecht, den Bauer wie das Thier aufwachsen zu lassen; es sei Thorheit, den künftigen Schneider, Tischler,

Krämer wie einen künftigen Consistorialrath oder Schulrector zu erziehen, sie alle (wie das damals in den Stadtschulen noch immer geschah) lateinisch, griechisch, hebräisch zu lehren. Es müsse Bauer-, Bürger- und Gelehrtenschulen geben." Für jede dieser drei Arten von Anstalten wurde festgestellt, was darin zu lehren nothwendig sei. Auch stellte der König dem Minister Zedlitz die nöthigsten Geldsummen zur Verfügung, um die öffentlichen Lehranstalten nach den erwähnten Grundsätzen einzurichten und zu verbessern. In Breslau wurden hierauf Seminare zur Ausbildung von Land- und Stadtschullehrern errichtet. Auch die Universitäten erfreuten sich der Fürsorge der neuen Schulverwaltung, besonders die Universität Halle, wo der berühmte Sprachforscher Friedrich August Wolff größere Geldmittel für sein philologisches Seminar erhielt, in welchem die tüchtigsten Lehrer für die höheren Schulen gebildet wurden. Das Ober-Schul-Collegium ordnete endlich zuerst eine (Abiturienten-)Prüfung für die Schüler an, welche von den gelehrten Schulen zum Besuche der Universität übergehen wollten.

Friedrich Wilhelm's Verhalten in den religiösen Dingen; das Wöllner'sche Edict; Bischoffswerder. Während Friedrich Wilhelm's Fürsorge für das Schulwesen viel Anerkennung fand, hat ihm dagegen seine Theilnahme an den kirchlichen Dingen die größten Vorwürfe zugezogen; besonders wurden seine Rathgeber in diesen Angelegenheiten, der General von Bischoffswerder und der Minister von Wöllner, beschuldigt, den König zur Aufrichtung eines mit dem Geiste des Protestantismus und dem Geiste der preußischen Monarchie nicht verträglichen Glaubenszwanges verleitet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam zu einer Zeit auf den Thron, wo es auch in den kirchlichen Dingen für eine Regierung nicht leicht war, das richtige Verfahren einzuhalten. Immer weiter hatte sich unter den Theologen und Geistlichen eine Denkart verbreitet, welche theils die protestantische Kirchenlehre nicht in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift fand, theils auch nach dem Beispiele der englischen und französischen Freidenker alles Wunderbare und Geheimnißvolle der christlichen Lehre überhaupt verwarf und eine sogenannte vernunftgemäße Religion an die Stelle gesetzt wissen wollte. Gerade im preußischen Staate hatte, wie erwähnt, diese der kirchlichen Lehre feindliche Geistesrichtung vorzugsweise Verbreitung gewonnen, weil sie durch das Beispiel Friedrich's des Großen selbst und seiner freidenkenden Umgebung, besonders Voltaire's, sehr befördert worden war. Die höchsten Kirchen- und Schulämter waren unter Friedrich zum Theil mit Männern besetzt worden, welche der sogenannten „Aufklärung" mehr oder weniger huldigten, und unter deren Einfluß ein großer Theil der jüngeren Geistlichen und Lehrer sich immer mehr von der Kirchenlehre entfernte. Friedrich Wilhelm dagegen war dem kirchlichen Bekenntnisse, wie es seit Johann Sigismund in Brandenburg gegolten, mit Eifer zugethan, und hielt es für seine Regentenpflicht, dasselbe auch fernerhin gegen Neuerungen zu schützen. In diesen Ansichten von seiner Aufgabe wurde der König besonders durch den Geheimen Finanzrath von Wöllner bestärkt, welcher als ein früherer Lehrer in den Staatswissenschaften immer in hohem Ansehen bei ihm blieb und ihm einleuchtend machte, daß er als Oberhaupt der protestantischen Kirche alle Rechte der Kirchengewalt

anwenden müsse, um den Kirchenglauben nicht noch mehr gefährden zu lassen. Hiermit stimmte auch der General von Bischoffswerder überein, welcher bei dem Könige in höchster Gunst stand und besonders in geistlichen Dingen einen großen Einfluß auf ihn übte. Derselbe war Mitglied geheimnißvoller Gesellschaften, welche nach der Art der früheren sogenannten Rosenkreuzer angeblich durch Ueberlieferung tiefer Geheimnisse und durch besondere geistliche Uebungen in einen eigenthümlichen Verkehr mit der höheren Geisterwelt zu treten vermeinten. Sein ernstes, abgemessenes und zum Theil geheimnißvolles Wesen fesselte den König, welcher ihm bald sein ganzes Vertrauen schenkte. Es ist behauptet worden, daß Bischoffswerder durch angebliche Erscheinungen und Stimmen aus der Geisterwelt sein Ansehen beim Könige noch mehr zu befestigen gesucht habe, doch ist dieser von seinen zahlreichen Feinden verbreitete Vorwurf durch Nichts bestätigt worden.

Bischoffswerder's Einfluß trug dazu bei, daß der König den Minister Zedlitz, welcher bis dahin die geistlichen Angelegenheiten besorgt hatte, entließ und an seine Stelle Wöllner ernannte. Bald darauf (1788) erschien ein Religionsedict, welches den oben erwähnten Absichten des Königs in den kirchlichen Dingen Geltung verschaffen sollte. Es wurde darin zunächst den drei Hauptbekenntnissen der christlichen Religion nach ihrer bisherigen Verfassung Schutz zugesichert. Daneben sollte die dem preußischen Staate von jeher eigenthümlich gewesene Toleranz der übrigen Secten und Religionsansichten aufrecht erhalten und Niemandem der mindeste Gewissenszwang angethan werden, so lange ein Jeder ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle und sich hüte, Andere in ihrem Glauben irre oder wankend zu machen. Da jeder Mensch für seine eigene Seele allein zu sorgen habe, so müsse er hierin ganz frei handeln können. Ein christlicher Regent habe nur dahin zu sehen, das Volk im wahren Christenthume treu und unverfälscht durch Lehrer und Prediger unterrichten zu lassen und mithin einem Jeden die Gelegenheit zu verschaffen, selbiges zu erlernen und anzunehmen. Es sei hierbei sorgfältig dahin zu sehen, daß im Wesentlichen des alten Lehrbegriffes einer jeden Confession keine Aenderung geschehe. Dieser Befehl scheine um so nöthiger zu sein, weil der König bereits einige Jahre vor seiner Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt habe, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffes erlauben, verschiedene wesentliche Grundwahrheiten der christlichen Religion wegleugnen, in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthumes zuwider sei und die Grundsäulen des Christenglaubens am Ende wankend machen würde. Man entblöde sich nicht, elende, längst widerlegte Irrthümer wieder aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den gemißbrauchten Namen „Aufklärung" unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion den Leuten verdächtig oder doch überflüssig zu machen und auf diese Weise dem Christenthume auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu sprechen. Diesem Unwesen wolle nun der König in seinen Ländern gesteuert wissen, — damit nicht die arme Volksmenge den Vor-

spiegelungen der Modelehre Preis gegeben und dadurch Millionen guter Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette geraubt und sie also unglücklich gemacht werden. Es wurde deshalb verordnet, daß hinfort kein Geistlicher oder Schullehrer bei Strafe der Amtsentsetzung jene oder andere Irrthümer öffentlich oder heimlich verbreiten solle; es sei nicht zuzugeben, daß ein jeder Geistliche in Religionssachen nach seinem eigenen Kopfe handele und es ihm freistehen könne, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Christenthumes so oder anders zu lehren, und sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen. Ein jeder Lehrer des Christenthumes müsse und solle dasjenige lehren, was der einmal bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seines Bekenntnisses mit sich bringe, hierzu verbinde ihn sein Amt, seine Pflicht und die Bedingung, unter der er in seinen Posten berufen worden. Lehre er etwas Anderes, so könne er natürlich sein Amt nicht behalten. Dem geistlichen Ministerium wurde in dieser Beziehung die strengste Beaufsichtigung der Geistlichen und Lehrer zur Pflicht gemacht, und um dem Edicte mehr Nachdruck zu verschaffen, setzte der Minister Wöllner eine Prüfungscommission für die künftigen Geistlichen ein, welche nur aus Anhängern der streng kirchlichen Lehre bestand.

Natürlicherweise erregten diese Schritte das größte Aufsehen: je weiter die Lehren der sogenannten „Aufklärung" besonders unter den höheren Ständen bereits verbreitet waren, desto allgemeiner war die Aufregung über die entgegengesetzten Absichten der Regierung. Es erfolgten in Büchern und Zeitschriften die heftigsten Angriffe gegen das Edict, und als nun der Minister, um der Verbreitung der freisinnigen Denkart Schranken zu setzen, noch ein anderes Edict über die Büchercensur erließ, war die öffentliche Meinung über diesen Angriff auf die Freiheit der Gedanken vollends erbittert. Auch wurde es als ein Zeichen der Glaubenstyrannei beklagt, als zwei berühmte Theologen in Halle wegen ihrer von der Kirchenlehre abweichenden Vorträge von dem Minister Wöllner verwarnt wurden.

Aus dem obigen Inhalte des Religionsedictes geht nun zwar nicht gerade hervor, daß die Urheber desselben einen wirklichen Glaubenszwang zu üben beabsichtigten; Friedrich Wilhelm besonders mochte nur wie seine Vorfahren von dem ernsten Willen beseelt sein, das christliche Bekenntniß gegen ungebührliche, willkürliche Neuerungen zu schützen. Sicherlich aber hat er dazu nicht das geeignete Mittel gewählt: er täuschte sich, wie es den bestgesinnten Fürsten oft ergangen ist, darin, daß er meinte, den tief eingewurzelten Unglauben durch ein Staatsgesetz und durch äußeren Einfluß überwinden zu können, während dies nur von innen heraus durch die Macht eines lebendigen und in Liebe wirksamen Glaubens geschehen kann. Das Religionsedict hat die Gegner nur noch mehr gereizt und erbittert, dem wahrhaften Glauben aber keinen Boden geschaffen; dies geschah erst, als in Frankreich die Früchte des Unglaubens offenbar geworden und als über Preußen und Deutschland bittere Noth und Demüthigung gekommen war. Da erst erhob man von Neuem den Blick zu dem alten treuen Gotte, von dem auch die Rettung kam und dem die Herzen seitdem wieder mehr zugewandt blieben.

Auswärtige Politik unter Friedrich Wilhelm II. Das gewaltige Ansehen, welches der Name Preußens unter dem großen Friedrich gewonnen

hatte, mußte für seinen Nachfolger ein Sporn zu würdigem, kräftigem Auftreten in den europäischen Händeln sein: Friedrich Wilhelm schien in der That diese Verpflichtung wohl zu fühlen, und vom Anbeginn seiner Regierung sehen wir ihn bei allen Gelegenheiten ernstlich bedacht, die Ehre des preußischen Namens und seinen Einfluß geltend zu machen.

Den ersten Anlaß zu kriegerischem Auftreten gaben ihm die Verhältnisse in Holland, wo sich gegen den Erbstatthalter, Prinz von Oranien, eine Oppositionspartei, die sogenannten Patrioten, erhoben hatten. Des Prinzen Gemahlin, eine Schwester Friedrich Wilhelm's, wollte eine Versöhnung zu Stande bringen und zu diesem Zwecke von Nymwegen nach dem Haag reisen. Ein Freicorps von „Patrioten" aber hielt ihren Reisezug gewaltsam an und brachte die Prinzessin nach einem kleinen Orte, wo sie in dem Hause des Commandanten kurze Zeit gefangen gehalten wurde. Friedrich Wilhelm sah diese Behandlung seiner Schwester als einen ihm selbst angethanen Schimpf an, und da er die geforderte Genugthuung von den Holländern nicht erlangen konnte, ließ er unter dem Herzoge von Braunschweig ein Heer nach Holland rücken, welches dem Unwesen der „Patrioten" ein Ende machte und den Erbstatthalter in seine alten Rechte wieder einsetzte **(1787)**. Der König schloß bald darauf (1788) mit Holland und England eine Tripelallianz, durch welche sie sich gegenseitig alle ihre Besitzungen gegen jeden feindlichen Angriff gewährleisteten.

Nicht minder kräftig trat Friedrich Wilhelm in Bezug auf den Türkenkrieg auf, welchen Rußland und Oesterreich seit 1787 mit dem offenkundigen Zwecke führten, die Osmanen aus Europa zu vertreiben und ihr Reich zu theilen. Der König von Preußen hielt es für seinen Staat für gefährlich, wenn seine Nachbarn auf diese Weise ihre Macht weiter ausdehnten, und als diese in dem Kriege gegen die Pforte wirklich mit großem Glücke vorgingen, verständigte sich Friedrich Wilhelm mit England und Holland und trat mit der Pforte in ein Bündniß, in welchem ihr die bisherigen Besitzungen gesichert wurden **(1790)**. Fast wäre es darüber mit Oesterreich zum Kriege gekommen, schon war auf beiden Seiten gerüstet, da starb Kaiser Joseph II. und an seine Stelle trat der sehr friedlich gesinnte Leopold II. Derselbe war zu einer Verständigung mit Preußen um so mehr geneigt, als er in seinen eigenen Staaten, besonders in den österreichischen Niederlanden, Unzufriedenheit und offenen Aufstand zu überwinden hatte und gleichzeitig die französische Revolution bereits die volle Aufmerksamkeit der deutschen Fürsten in Anspruch nehmen mußte. So kam es denn zwischen Preußen und Oesterreich zum Vertrage von Reichenbach **(1790)**, nach welchem Oesterreich alsbald Frieden mit der Türkei schloß. Im nächsten Jahre geschah dies auch von Seiten der Kaiserin Katharina, jedoch mußte die Pforte mehrere Striche Landes an Rußland abtreten.

Krieg gegen Frankreich (1792). Seit dem Jahre 1789 waren in Frankreich die Wogen der Revolution entfesselt und immer drohender stürmten sie gegen den Thron des schwachen Ludwig XVI. heran, immer tiefer wurde in ihm das Ansehen des Königthums herabgewürdigt, immer weiter artete der Freiheitstaumel der rohen Menge aus und vernichtete alle Grundlagen eines geordneten und gesitteten Staatslebens. Es wäre hier nicht am Orte, den

Verlauf der großen französischen Katastrophe zu schildern, wir haben es nur mit dem Eindrucke zu thun, welchen die dortigen Begebenheiten auf Preußen machten, und mit den Verwickelungen, welche daraus für unsern Staat entstanden.

Die Aufregung der Gemüther bei der Kunde von den ersten großartigen Ereignissen in Frankreich war auch in ganz Deutschland und in Preußen sehr bedeutend: überall waren ja die französischen Schriftsteller gekannt und beliebt, deren Lehren die Revolution vorbereitet hatten, überall hatten die Ansichten von politischer Freiheit und religiöser Aufklärung, von welchen man bei der großen Bewegung zuerst ausging, mehr oder weniger Boden gewonnen, und besonders der Mittelstand in Deutschland begrüßte die französische Revolution als ein erfreuliches Ereigniß, weil er von derselben Abstellung der alten Vorrechte des Adels und eine größere Betheiligung am Staatsleben erwartete. Die Begeisterung für die französischen Neuerer erkaltete jedoch immer mehr, als dieselben den Strom der Leidenschaften nicht mehr zu zügeln vermochten und das so stolz begonnene Werk in ein gottloses Treiben der Zerstörung und in blutige Frevel ausartete.

Für die deutschen Fürsten waren die Begebenheiten jenseits des Rheins bereits ein Gegenstand ernster Bedenken und Sorgen geworden, besonders seitdem der unglückliche Fluchtversuch des Königs Ludwig XVI. (1791) seine Lage noch verschlimmert hatte. Sie sahen die Behandlung, welche demselben widerfuhr, als eine Herabwürdigung des Königthums überhaupt an, und mußten mit Recht besorgen, daß das Beispiel, welches die Franzosen gaben, in gefährlicher Weise auch auf andere Völker wirken würde. Dies veranlaßte den Kaiser Leopold und den König Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft in Pillnitz (August 1791). Dort verständigte man sich darüber, daß die Lage, in welcher sich der König von Frankreich befinde, als ein Gegenstand gemeinschaftlicher Theilnahme für alle Souveräne Europa's zu betrachten, und daß demselben nöthigen Falles durch Anwendung von Waffengewalt seine Freiheit wiederzugeben sei.

Als bald darauf die Lage des Königs immer schmachvoller und zugleich die Sprache der französischen Nationalversammlung immer drohender wurde, schlossen (im Februar 1792) Preußen und Oesterreich zu Berlin ein ausdrückliches Bündniß. Man kam überein, die Fortschritte der Revolution zu hemmen und die Unabhängigkeit des deutschen Reiches gemeinsam zu schützen. Die verbundenen Fürsten verpflichteten sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung im Falle eines Angriffes und zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt und der alten Verfassung in Frankreich. Kaiser Leopold starb zwar am 1. März, aber sein Nachfolger Franz II. blieb dem Bündniß treu. Die französische Regierung, um ihren Widersachern zuvorzukommen, erklärte nun selbst den Krieg an Oesterreich (20. April 1792); in Bezug auf Preußen dagegen sprach sie das Vertrauen aus, daß der König seine wahren Interessen erkennen, und deshalb am Kriege gegen Frankreich nicht ernstlich Antheil nehmen werde. Doch trat gerade Friedrich Wilhelm leidenschaftlicher, als Franz, in den Kampf für das gedemüthigte Königthum ein und erließ sofort seinerseits eine herausfordernde Kriegserklärung (Juni 1792).

Die Täuschungen der Deutschen; das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Den Oberbefehl über die preußischen Truppen, welche gegen Frankreich auszogen, erhielt der Feldmarschall Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, obwohl der König in eigener Person nebst seinen beiden Söhnen dem Feldzuge beizuwohnen beschloß.

Die Deutschen ahnten nicht, welche schwere Aufgabe sie sich gestellt hatten; sie wähnten nur einen „Parademarsch“ nach Paris machen zu dürfen, um ihre Zwecke zu erreichen, — von dem gewaltigen Widerstand, dem sie begegnen und unterliegen sollten, hatten sie keine Idee. Theils schwebte ihnen die Erinnerung an die schmähliche Niederlage der Franzosen bei Roßbach vor, theils hatten ihnen die französischen Emigranten ein falsches Bild von den französischen Zuständen gemacht. In der allgemeinen Verwirrung, so hieß es, welche in Frankreich herrsche, sei an Herstellung einer bedeutenden Armee gar nicht zu denken, und außerdem würden die Deutschen überall als Erretter von der revolutionären Schmach freudig aufgenommen werden und wie im Triumph nach Paris ziehen können. Eines hatte man dabei nicht in Anschlag gebracht, nämlich die Macht der revolutionären Leidenschaften, welche sich mit ganzer Gewalt gegen den äußeren Feind kehrten, als dieser die vermeintliche Freiheit bedrohte.

Zuerst zwar rückten die Preußen siegreich vor, Frankreich war auf den Angriff nicht vorbereitet, Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen und schon durfte man hoffen, bald in Paris einzurücken. Unterdeß aber war das französische Volk zu verzweifeltem Widerstande erweckt worden, nicht blos durch die Ermahnungen seiner Führer, sondern mehr noch durch das herausfordernde Manifest, welches der preußische Feldmarschall, Herzog von Braunschweig, an die Franzosen erlassen hatte. Dasselbe ging eben von jener Ueberzeugung aus, daß der bessere Theil der französischen Nation die Schritte der herrschenden Faction verabscheue und den Augenblick mit Ungeduld erwarte, sich offen gegen die verhaßten Unterdrücker erheben zu dürfen. Der Herzog forderte demgemäß alle Behörden, die Nationalgarden, wie die Offiziere und Soldaten auf, zur Treue gegen das Königshaus zurückzukehren; den Widerstrebenden aber wurden die ärgsten Strafen angedroht. Die Bezirksbehörden wurden mit ihrem Kopfe und ihrem Vermögen für jedes Verbrechen, welches sie nicht hindern würden, verantwortlich gemacht; die Einwohner der Ortschaften, welche den verbündeten Truppen irgend einen Widerstand entgegensetzen würden, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört oder verbrannt werden. Die Mitglieder der Nationalversammlung wurden mit Leib und Leben nach Kriegsrecht für jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die königliche Familie verantwortlich gemacht; wenn das Schloß der Tuilerien gestürmt oder dem Könige die mindeste Beleidigung zugefügt werde, so solle eine exemplarische, in ewigem Andenken bleibende Rache genommen, die Stadt Paris einer militärischen Execution und gänzlichen Zerstörung Preis gegeben und die Verbrecher der verdienten Todesstrafe überliefert werden.

Das war nicht der Ton, in welchem man zu einer in wildem Fanatismus verirrten Nation reden durfte, durch solche Drohungen konnte man nur Oel

ins Feuer gießen. Die Volksführer verbreiteten recht geflissentlich das harte Manifest, wohl einsehend, wie tief das Freiheitsgefühl und der Nationalstolz der Franzosen dadurch verletzt sein mußte. Auf ihren Ruf eilten die Männer in Massen herbei, um das bedrohte Vaterland zu vertheidigen. Dem König brachte das Manifest, welches zu seinen Gunsten erlassen war, nur herberes Elend, Absetzung und endlich den Tod auf der Guillotine, der Sache der Revolution aber einen neuen begeisterten Aufschwung, indem Angesichts der Gefahr, die dem Lande von außen drohte, sich Alles im Gefühle der verletzten Nationalehre vereinigte.

Die Kriegführung bis zum Baseler Frieden. Der General Dumouriez erhielt den Oberbefehl über das französische Heer; bald sah er sich im Stande, den vorrückenden Preußen den Weg zu versperren, und da in dem öden Lande der Unterhalt für die Truppen fehlte und Krankheiten im preußischen Lager ausbrachen, da endlich bei Valmy (20. Septbr. **1792**) der französische General Kellermann einen Angriff glücklich zurückschlug, so mußte der Herzog von Braunschweig an den Rückzug denken und führte seine Truppen über den Rhein zurück. Die Franzosen dagegen schlugen unter Dumouriez die Oesterreicher bei Jemappes (5. u. 6. November 1792), wodurch dem Kaiserhause der Besitz der Niederlande verloren ging; der französische General Custine rückte unterdeß an den Mittelrhein vor und brachte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände.

Als am Beginne des Jahres **1793** der König Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste gemordet worden war und die Schreckensherrschaft in Frankreich immer rückhaltsloser hervortrat, ja auch den fremden Völkern immer frecher der Aufruhr und Königsmord gepredigt wurde, vereinigten sich die bedeutendsten Staaten Europa's, England, Holland, Preußen, Oesterreich, das deutsche Reich, Neapel und Spanien zu einer ersten Coalition gegen das revolutionäre Frankreich. Die ersten Schritte der Verbündeten waren vom Siege begleitet: ein neues gemeinschaftliches Heer rückte unter dem Herzoge von Coburg in den Niederlanden vor und schlug Dumouriez bei Neerwinden, worauf derselbe von den Jakobinern in Paris in Anklagestand versetzt wurde und deshalb zu den Feinden überging. Sein Nachfolger Dampierre wurde gleichfalls geschlagen und eine Reihe von Festungen, Valenciennes, Condé u. a., fielen den Verbündeten in die Hände. Der Weg nach Paris schien denselben wiederum offen zu stehen, denn auch am Mittelrheine hatten die Preußen und Oesterreicher Mainz wieder erobert, und der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen belagerte Landau. Dazu kam, daß die republikanische Regierung in Frankreich mit inneren Aufständen zu kämpfen hatte, indem sich die Anhänger der alten Königsfamilie in der Vendée, in der Bretagne und in vielen Theilen des Südens erhoben hatten. Aber in dieser äußersten Bedrängniß griff die Republik auch zu den äußersten Mitteln: die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern wurden als ein sogenannter Wohlfahrtsausschuß mit unumschränkter Allgewalt bekleidet, um für das Wohl des Landes jedes ihnen gut dünkende Mittel zu ergreifen und dazu über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger frei zu gebieten. Durch die blutigste Schreckensgewalt wurde unter Robespierre's Leitung aller Widerstand im Innern unterdrückt, gegen die auswärtigen Feinde

der Republik aber nach Carnot's Plan die gesammte Volkskraft aufgeboten. „Ganz Frankreich," so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift Alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheirathete ziehen an die Grenzen, Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei, die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der wegziehenden Krieger." Und so geschah es auch, ganz Frankreich glich einer Kriegswerkstatt: viele Tausende füllten sogleich die Lager, und in Kurzem hatten die französischen Feldherren über eine größere Truppenzahl zu gebieten, als die Verbündeten. Fehlte es den neuen Soldaten auch an militärischer Uebung, so waren sie dagegen um so mehr von Kühnheit und Siegesmuth erfüllt, und wenn ihre ersten Reihen sanken, so rückten immer neue Schaaren unter begeisterten Schlachtgesängen über die Leichen vor, bis die Kraft der Gegner erschöpft war. Zugleich traten neue geschickte Feldherren, Pichegrü, Jourdan, Hoche, an die Spitze der gewaltigen Heere, und schon am Ende des Jahres 1793 neigte sich der Sieg auf ihre Seite, Landau und der ganze Oberrhein wurde befreit, so tapfer auch die Preußen den wiederholten Sturm der Franzosen bei Kaiserslautern (November 1793) zurückgeschlagen hatten. Im folgenden Jahre (1794) wandte sich das Waffenglück noch mehr zu Gunsten der Franzosen; zwar siegten die Verbündeten zuerst in den Niederlanden bei Chateau-Cambresis, bald aber machten die Feldherren Pichegrü und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf ihre Stellungen und schlugen sie in mehreren blutigen Schlachten, besonders bei Tournay (im Mai) und bei Fleurus (im Juni). In Holland und am Rheine drangen die Franzosen unaufhaltsam vor; schon im Juli nahmen sie Brüssel in Besitz; um Holland zu retten, wurden alle Schleusen geöffnet und das Land weithin überschwemmt, aber ein strenger Winter kam den Franzosen zu Hülfe, sie konnten über die gefrorenen Gewässer ungehindert vorrücken und standen schon im Januar 1795 in Amsterdam. Der Erbstatthalter mußte entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt. Ebenso hatte Jourdan die Oesterreicher aus Brabant zurückgedrängt, und Lüttich, Aachen, Köln, Bonn und Koblenz waren in die Hände der Franzosen gefallen. Unterdeß hatten sich die Preußen am Oberrhein lange ruhmvoll behauptet. Am 22. Mai 1794 war von ihnen in Gemeinschaft mit den Oesterreichern bei Kaiserslautern ein vollständiger Sieg über die Franzosen davon getragen worden, aber diese zogen hierauf neue gewaltige Verstärkungen an sich und wiederholten unaufhörlich ihre Angriffe gegen die Verbündeten; am 15. Juli kam es zu einer zweiten Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher die Franzosen acht Mal mit großem Verluste zurückgeschlagen, zum neunten Male den Sturm wagten und glücklich gewannen. Gegen das Ende des Jahres mußten sich die Verbündeten auch dort über den Rhein zurückziehen.

Der Friede zu Basel (1795). Die glänzenden Erfolge der Franzosen hätten für ganz Deutschland ein neuer Grund sein sollen, gemeinsam alle Kräfte anzustrengen, um die gefährlichen Reichsfeinde wieder zurückzudrängen; denn diese hatten es bereits offen ausgesprochen, daß sie alles Land bis zum Rheine für Frankreich zu gewinnen beabsichtigten, weil der Rhein-

strom, wie sie meinten, die natürliche Grenze ihres Landes bilde. Schon seit Ludwig's XIV. Zeiten war dies immerdar der Franzosen Anspruch und Lieblingshoffnung gewesen: jetzt waren sie der Erfüllung mit einem Male nahe gerückt. Unfehlbar hätte ihnen das eroberte Land noch entrissen werden können, wenn alle Verbündeten mit voller Kraft und Einigkeit gegen den gemeinsamen Feind aufgetreten wären; statt dessen aber trat unter denselben in Folge des ersten unglücklichen Feldzuges gerade der traurigste Zwiespalt hervor. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: Jeder gab dem Anderen Schuld am Mißlingen, Jeder forderte vom Anderen größere Anstrengungen, meinte dagegen selbst schon genug gethan zu haben, und was das Schlimmste war, Jeder dachte daran, sich an seinem Theile aus der Verlegenheit womöglich ohne größeren Verlust herauszuziehen. Leider war es dies Mal Preußen, welches sich zuerst von der gemeinsamen Sache lossagte. Schon vor Beginn des Feldzuges von 1794 hatte der König theils im Aerger über vermeintliche Fehler seiner Bundesgenossen, theils wegen der Erschöpfung seiner Geldmittel die Absicht zu erkennen gegeben, sich vom Kriege zurückzuziehen oder wenigstens nur einen kleinen Theil seiner Armee am Rheine zu lassen. Nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges von 1794 wurden die Bedenken des preußischen Cabinets gegen die weitere Theilnahme am Kriege immer größer: Friedrich Wilhelm war damals gegen den österreichischen Hof wegen dessen Verfahren in den polnischen Angelegenheiten verstimmt, dazu kamen erneuerte gegenseitige Vorwürfe über die Kriegführung am Rheine und, was das Wichtigste war, neue Geldverlegenheiten. Während so das preußische Cabinet nur noch wenig geneigt war, einen Krieg in großer Entfernung von dem Kern der preußischen Lande mit fast unerschwinglichen Kosten fortzuführen, verlautete, daß auch Oesterreich bereits sich anschicke, mit Frankreich wegen eines besonderen Friedensvertrages in Unterhandlung zu treten. Dies bestärkte Friedrich Wilhelm in seinem Vorhaben, sich mit der französischen Republik zu vertragen, wozu der Minister von Haugwitz, sowie der General von Bischoffswerder überaus dringend riethen. Die Friedensunterhandlungen wurden erst vom Grafen Goltz, nachher von dem später berühmten Herrn von Hardenberg mit französischen Bevollmächtigten in der Schweiz in großem Geheimniß geführt, und am **5. April 1795** kam zwischen Frankreich und Preußen der berühmte **Friede zu Basel** zu Stande, nach welchem Preußen sich vom Kriege gegen Frankreich zurückzog, seine jenseits des Rheins gelegenen Länder aber (halb Cleve, Geldern und Mörs) bis zum Reichsfrieden in französischen Händen ließ, wogegen Frankreich versprach, insofern es seine Grenzen bis zum Rhein ausdehnen sollte, Preußen anderweit zu entschädigen, ferner, bei Fortdauer des Krieges, seine Waffen nie über eine gewisse Demarcations- (Grenz-) Linie zu tragen, insofern die diesseits dieser Linie gelegenen Reichsstände binnen drei Monaten dem Frieden beitreten wollten. Preußen übernahm die Verwendung für diejenigen Fürsten, welche wegen des Friedens in Unterhandlung mit Frankreich treten wollten.

Die angeführten Gründe, weshalb Preußen von dem Bündniß gegen Frankreich zurücktrat, reichen nicht hin, diesen Schritt zu rechtfertigen. Der

Baseler Frieden erleichterte den Franzosen die weiteren Erfolge in dem bereits so glücklich begonnenen Kriege, und zu spät erst mußte Preußen einsehen, daß jener vorzeitige Friedensschluß seinem eigenen, wie dem allgemeinen Vortheile zuwider war; denn nachdem Frankreich seine übrigen Feinde besiegt hatte, kam doch auch für Preußen wieder der Augenblick, wo es zu neuem Kampfe gegen den übermüthigen Feind heraustreten mußte, da aber war die Stellung viel schwieriger geworden, weil inzwischen Frankreich gestärkt, die alten Bundesgenossen Preußens aber geschwächt waren.

Vor Allem verlor jedoch Preußen durch den Baseler Frieden sein Ansehen in Deutschland: das Cabinet hatte gerade darauf gerechnet, als Vermittler des Friedens für alle übrigen deutschen Staaten an deren Spitze zu treten und sie dem Einflusse Oesterreichs zu entziehen. Aber nur Hannover und Hessen-Kassel folgten dem preußischen Beispiele, alle übrigen Reichsstände blieben mit Oesterreich zum Kriege verbündet und erhoben auf dem Reichstage zu Regensburg die bittersten Vorwürfe gegen Preußen, weil es die gemeinsame deutsche Sache im Stiche gelassen. Oesterreich wußte dies vortrefflich zu benutzen und so ging durch den Baseler Frieden der größte Theil des Einflusses verloren, welchen Preußen seit Friedrich dem Großen in Deutschland gewonnen hatte. Erst später ist derselbe mühsam wieder erkämpft worden.

Die zweite und dritte Theilung Polens (1793 u. 1795). Während ganz Europa mit den französischen Angelegenheiten beschäftigt war, hatte das alte Polenreich durch seine eigenen inneren Verwirrungen und durch die Gewaltthat seiner Nachbarn unerwarteten Untergang gefunden. Einen Augenblick schien es, als sollte die wiederkehrende Besonnenheit der Polen selbst und Preußens Schutzbündniß einen neuen Aufschwung der polnischen Nation herbeiführen, aber es war nur ein kurzes Aufflackern besserer Hoffnung, nach welchem das Verderben um so fürchterlicher hereinbrach.

Zu der Zeit, wo Rußland und Oesterreich sich auf Kosten der Türkei zu vergrößern strebten, hatte Friedrich Wilhelm nicht blos diese zu schützen versucht, sondern auch mit Polen ein Bündniß geschlossen (1790), worin er dem Lande seinen Schutz zusicherte, besonders auch für den Fall, daß es seine Verfassung verbessern wollte. Dies wurde in der That vom polnischen Reichstage ins Werk gesetzt, und es kam ein Entwurf einer neuen Verfassung zu Stande, nach welchem Polen ein erbliches Königreich werden sollte, mithin der Einmischung fremder Mächte bei der Thronfolge kein Einfluß mehr gestattet gewesen wäre. Dieser Entwurf fand im preußischen Cabinet laute Billigung, wogegen Rußland Alles daran setzte, die neue Verfassung nicht ins Leben treten zu lassen, weil es eben seinen Zwecken nicht entsprach, wenn in Polen eine feste, kräftige Regierung hergestellt wurde. Zum Unglück für das zerrüttete Land fand sich in demselben eine Partei von Magnaten, welche sich theils wegen der beabsichtigten Beschränkung der Adelsvorrechte, theils auf russischen Antrieb gleichfalls der Neuerung widersetzte, und die Kaiserin Katharina säumte nicht, diesen Widerspruch offen zu unterstützen. Ein russisches Heer rückte in Polen ein (1792). Die Hoffnungen der polnischen „Patrioten" auf Preußens Schutz blieben unerfüllt, weil im preußischen Cabinet, wo der Minister von Haugwitz an die Stelle des Grafen Hertzberg getreten

war, sich die Ansichten geändert hatten. Nach der Beendigung des Türkenkriegs schien Rußlands Machterweiterung nicht mehr so drohend, mit Oesterreich war Preußen in ein enges Bündniß getreten, und die ganze Sorge der preußischen Regierung war auf die Bekämpfung des revolutionären Geistes gerichtet, welcher von Frankreich aus die Völker zu ergreifen drohte. Nun hatten aber auch in Polen die Vertheidiger der neuen Verfassung sich theilweise zu den revolutionären Ideen Frankreichs hingeneigt, und nach und nach traten in den Versammlungen und Clubs der sogenannten patriotischen Partei Anzeichen hervor, welche auf den Einfluß der französischen Jakobiner schließen lassen mußten. Friedrich Wilhelm sagte sich daher geradezu von ihrer Sache los. Die Patrioten verzweifelten jedoch nicht. Kosziusko, ein tapferer Edelmann, welcher in Amerika unter dem Freiheitshelden Washington gefochten, trat an die Spitze des auf allen Seiten begeistert aufstehenden Volkes und widerstand bei Dubienka ruhmvoll der russischen Uebermacht. Aber die inneren Parteiungen und der Wankelmuth des Königs Stanislaus lähmten Kosziusko's Kraft, welcher nach vergeblichen Anstrengungen mit seinen eifrigsten Anhängern das Vaterland verließ. Rußland hatte nun ganz Polen in seiner Gewalt und bot Preußen eine neue Theilung des ohnmächtigen Landes an. Preußen ging darauf ein und ließ seinerseits ein Heer in Polen einrücken. In einer öffentlichen Erklärung vom 6. Januar 1793 hob Friedrich Wilhelm besonders die Gefahr hervor, welche von der Verbreitung des französischen Demokratismus in Polen durch die Grundsätze der jakobinischen Clubs seinen eigenen Ländern gedroht habe. Im Begriff, einen neuen Krieg gegen die Revolution in Frankreich zu führen, dürfe er nicht den Revolutionärs in seinem Rücken freie Hand lassen, müsse vielmehr die Aufrührer unterdrücken helfen, Ordnung und Ruhe wiederherstellen und die Wohlgesinnten in seinen Schutz nehmen. Wohl hatte der König einiges Recht zu solcher Erklärung; denn so eben hatte eine polnische Deputation vor dem französischen Nationalconvent versichert, daß die ganze polnische Nation die jakobinischen Grundsätze theile, und die französischen Schreckensmänner hatten Kosziusko zum Ehrenbürger ernannt.

In der bald darauf erfolgten **zweiten Theilung Polens (16. April 1793)** erhielt Preußen die Städte und Gebiete von Danzig und Thorn (welche mit Westpreußen vereinigt wurden) und den größten Theil des früheren Großpolens, nämlich die vorher noch nicht in Besitz genommenen Theile der Woywodschaften Posen, Gnesen, Inowraclaw, ferner Kalisch, Plock u. s. w. (welche unter dem Namen Südpreußen vereinigt wurden), endlich den Bezirk Czenstochau (von der Woywodschaft Krakau), im Ganzen über 700 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Einwohner, wogegen es die litthauische Herrschaft Tauroggen an Rußland abtrat. Der polnische Reichstag mußte nothgedrungen seine Zustimmung zu der neuen Verkleinerung des Königreichs geben, aber das tief gekränkte Volk erhob sich noch einmal unter der Leitung des heimlich zurückgekehrten Kosziusko und seines Freundes Madalinski **(1793).**

Kosziusko, zum unumschränkten Befehlshaber ernannt, erließ von Krakau aus einen Aufruf ans Volk, zur Wiederherstellung der Freiheit und Wiedereroberung der entrissenen Landestheile. Ein erster Sieg der Patrioten trieb

auch die Hauptstadt Warschau zum Aufstande: die ganze russische Besatzung wurde niedergemacht, die bekanntesten Anhänger Rußlands an den Galgen gehängt, Kosziusko rückte glücklich vor, während Madalinski im Rücken der Preußen den Aufstand schürte und sie hierdurch zum Rückzuge zwang. Bald aber rückte unter Rußlands erstem Feldherrn Suwaroff ein gewaltiges Heer in Polen ein, während auch die Preußen von Neuem vorgingen und Kosziusko bei Scelze (1794) besiegten; kurz darauf (10. October) wurde der polnische Freiheitsheld von Suwaroff bei Madziewie geschlagen und gefangen genommen. Mit dem Rufe Finis Poloniae (Polens Ende) war er verwundet vom Pferde gesunken, und seine düstere Ueberzeugung sollte bald bestätigt werden, denn schon am 9. November hielt Suwaroff nach blutigen und grausamen Scenen in der mit Sturm genommenen Vorstadt Praga seinen siegreichen Einzug in Warschau und im März **1795** erfolgte durch Verträge zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich **die dritte und letzte Theilung Polens.** In dem (erst 1797 endgültig abgeschlossenen) Theilungstractate erhielt Preußen das Gebiet von Warschau und das Land links der Weichsel bis zum Palatinat Krakau an der schlesischen Grenze hin, sowie einige litthauische Woywodschaften links vom Niemen. Diese Erwerbungen, im Ganzen wieder etwa 1000 Quadratmeilen und eine Million Einwohner umfassend, erhielten den Namen Neu-Ostpreußen.

Polen war durch selbstverschuldete Schwäche und durch innere Unordnung ein Opfer fremder Gewaltthat geworden. Wenn Preußen sich bei der Vernichtung der polnischen Selbstständigkeit betheiligte, so wirkte außer den erwähnten Gründen sicherlich auch die Rücksicht mit, daß andernfalls Rußland allein oder Rußland mit Oesterreich die leichte Beute an sich gerissen hätten. Jedenfalls aber hat die preußische Regierung vom Augenblicke der Erwerbung der polnischen Lande an mit allem Eifer dahin gestrebt, ihre neuen Unterthanen den Verlust der nationalen Selbstständigkeit durch Erhöhung ihrer bürgerlichen Wohlfahrt vergessen zu machen. Große Summen sind seitdem immer von Neuem auf die Emporbringung der polnischen Provinzen verwandt worden. Der Landmann, seit Jahrhunderten von dem Edelmanne unterdrückt, fühlte zum ersten Male wieder den wohlthuenden Schutz der Gesetze und bürgerlichen Freiheit, die Bildung des armen, verwilderten Volkes wurde auf alle Weise verbessert, der Gewerbfleiß geweckt und unterstützt.

Friedrich Wilhelm II. hatte noch durch eine andere Ländererwerbung das Gebiet Preußens erweitert. Der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth war kinderlos und schloß im Jahre 1791 in Uebereinstimmung mit den alten Hausverträgen ein Abkommen mit dem Könige von Preußen, nach welchem er demselben bald darauf (**1792**) noch bei Lebzeiten die Regierung in jenen Fürstenthümern, den alten Erblanden des brandenburgischen Hauses, abtrat. Friedrich Wilhelm übertrug die Verwaltung der neu erworbenen Provinz, nachdem er dieselbe durch Patent vom 3. Januar 1792 in Besitz genommen, dem Freiherrn von Hardenberg, welcher dort seine hohe Begabung für die Regierungsgeschäfte glänzend bekundete. Der Uebergang der Fürstenthümer an Preußen wurde auch Veranlassung, daß der von den früheren Markgrafen gestiftete rothe Adlerorden erneuert und nächst dem schwarzen Adlerorden zum zweiten Ritterorden der Monarchie erklärt wurde.

Friedrich Wilhelm's Ende. Seit dem polnischen Feldzuge von 1794 war des Königs Gesundheit wankend, im August 1797 kehrte er von der Brunnenkur zu Pyrmont kränker als zuvor nach Potsdam zurück, seitdem bezog er das Marmorpalais am sogenannten heiligen See, wo er dem Tode mit starken Schritten entgegenging. Am 15. November hatte er mit seiner Gemahlin und dem Kronprinzen die letzte Unterredung, am **16. November 1797** in früher Morgenstunde verschied er, in einem Alter von 53 Jahren nach 11jähriger Regierung.

Der preußische Staat war während dieser Regierung in Bezug auf das Ländergebiet von 3393 bis auf 5307 Quadratmeilen, an Einwohnerzahl von 5,380,000 bis auf 8,687,000 angewachsen. Friedrich Wilhelm's Herrschaft wird jedoch nicht zu Preußens guten Zeiten gerechnet; das Vertrauen und Ansehen in Deutschland und in Europa, welches Friedrich der Große errungen hatte, war unter seinem Nachfolger zum Theil erschüttert, der Schatz verausgabt und eine bedeutende Schuldenlast auf die Monarchie gehäuft worden; was aber das Schlimmste war, auch das rechte Vertrauen des Volkes zur Regierung war gelähmt. Hierzu hatte vor Allem der Einfluß der Günstlinge des Königs und seiner langjährigen begünstigten Freundin, der Gräfin Lichtenau, viel beigetragen. Willig glaubte man in weiten Kreisen selbst viele böswillig erfundene Erzählungen über das angebliche Treiben der unbeliebten Günstlinge des Königs, welchen überdies ein großer Antheil an der Zersplitterung der Staatsgelder zur Last gelegt wurde. So erregte es denn ein gewisses freudiges Aufsehen, als sofort nach des Königs Tode die Gräfin Lichtenau verhaftet wurde, weil man sie in Besitz großer, zu Unrecht erworbener Schätze und bedenklicher Geheimnisse glaubte. Die Untersuchung ergab jedoch kein derartiges Resultat, und hatte ihre Freilassung mit einer Pension zur Folge. Den König und seinen Günstlingskreis aber trifft sicherlich der begründete Vorwurf, daß sie durch die bei Hofe eingeführte üppige Lebensweise ein verführerisches Beispiel für die Bewohner Berlins und für das ganze Land gaben.

Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).

41. Friedrich Wilhelm als Kronprinz; seine Thronbesteigung.

Friedrich Wilhelm's Jugendzeit. Friedrich Wilhelm III., der älteste Sohn des vorigen Königs, hatte am 3. August 1770 zu Potsdam das Licht der Welt erblickt, in einem schlichten Bürgerhause, wo sein Vater Friedrich Wilhelm als Kronprinz ein Absteigequartier hatte. Der große Friedrich saß damals noch auf dem Throne; er begrüßte den neugeborenen Prinzen als dereinstigen Thronerben mit herzlichen Freudenthränen und bewahrte demselben stets eine große Theilnahme, um so mehr, als Friedrich Wilhelm schon als Kind tüchtige Eigenschaften des Herzens und Willens erkennen ließ.

Sowie Friedrich Wilhelm das Knabenalter erreicht hatte, wurde ihm ein Erzieher in der Person des Geheimenrathes Behnisch gegeben. Die Wahl war nicht durchaus glücklich zu nennen; zwar diente des Lehrers strenger Ernst dazu, dem jungen Prinzen ein treues Pflichtgefühl, sowie Fleiß und Ordnungssinn mitzutheilen, aber andererseits war Behnisch's kränkliches und oft mürrisches Wesen nicht dazu geeignet, einen frischen, freien und zuversichtlichen Sinn bei dem Zöglinge aufkommen zu lassen, vielmehr wurde derselbe durch den Erzieher ängstlich, schüchtern und unsicher in seinem Benehmen gemacht. An und für sich hatte es Friedrich Wilhelm schon als Kind durchaus nicht an Festigkeit gefehlt: davon zeugt auch jene oft erzählte Scene mit Friedrich dem Großen. Der alte König hatte dem Großneffen, der in seiner Stube spielte, den Ball weggenommen, der kleine Prinz bestand aber mit solcher Festigkeit auf seinem Eigenthume und gutem Rechte, daß der König ihm den Ball lächelnd mit den Worten zurückgab: „Du wirst Dir Schlesien nicht wieder nehmen lassen." Nicht minder erfreute den alten Fürsten die Aufrichtigkeit des jungen Friedrich Wilhelm. Einst ließ er ihn eine Fabel von Lafontaine übersetzen und belobte ihn wegen der Geläufigkeit, mit welcher er dies ausführte. Der Knabe bemerkte jedoch, daß er die Fabel erst vor Kurzem bei seinem Lehrer übersetzt habe, worauf ihm Friedrich mit noch größerer Freude die Wangen streichelte und dabei sagte: „So ist's recht, lieber Fritz; immer ehrlich und aufrichtig. Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst." Friedrich Wilhelm hat selbst oft gesagt, wie diese Ermahnung einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und wie ihm Verstellung und Lüge jeder Zeit zuwider gewesen. In der letzten Unterredung, welche er mit dem großen Friedrich an der Pyramide bei Sanssouci hatte, schloß dieser seine Ermahnung mit den Worten: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Tage und

mein Tagewerk ist bald vollbracht. Ich fürchte, Du wirst 'mal einen schweren bösen Stand haben. Rüste Dich, sei firm! Denke an mich! Wache über unserer Ehre und unserem Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine. Halte es stets mit dem Volke, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein." Er maß mich, so erzählt Friedrich Wilhelm weiter, mit festem Blicke von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und sagte: „Vergiß diese Stunde nicht!"

Bald nach Friedrich's Tode erhielt der junge Thronfolger den Grafen Karl von Brühl zum Gouverneur; den Confirmationsunterricht ertheilte ihm der Hofprediger Sack, von welchem er am 4. Juli 1787 eingesegnet wurde. Das von dem Prinzen damals ausgearbeitete Glaubensbekenntniß zeigt, daß des Geistlichen Hauptaugenmerk bei dem Religionsunterrichte auf die praktische Seite des Christenthums gerichtet war und daß er dem königlichen Jünglinge die Pflichten seines künftigen Berufes ernst und eindringlich vorgehalten hatte.

Der Unterricht des jungen Prinzen in den Wissenschaften wurde nicht so sorgfältig behandelt, wie man es hätte erwarten sollen; ihm selbst fehlte es nicht an einer tüchtigen geistigen Befähigung, noch an redlichem Willen und anhaltendem Fleiße, doch scheint die ihm ertheilte Anleitung weder in den alten Sprachen, noch in der Geschichte eine recht gründliche gewesen zu sein. In der deutschen Sprache und Literatur unterwies ihn der bekannte Schriftsteller Engel. — Auch die Theilnahme an den Staatsgeschäften war selbst in den späteren Jahren für den Kronprinzen keine regelmäßige, und er verdankte es nur seinem eigenen ernsten Interesse für seinen künftigen Beruf, daß er denselben dennoch mit einer gewissen Sachkenntniß antreten konnte.

In den Jahren 1792 bis 1795 nahm der Kronprinz an den Feldzügen gegen Frankreich und gegen Polen Theil und zeichnete sich durch Tapferkeit und Unerschrockenheit aus, zugleich erwarb er sich durch seine herzliche Theilnahme und Menschenfreundlichkeit die Liebe und das Vertrauen des ganzen Heeres.

Luise, Friedrich Wilhelm's Gemahlin*). Zu jener Zeit, nach dem Feldzuge von 1792 war es, wo Friedrich Wilhelm das schönste Kleinod kennen lernte, welches ihm und mit ihm seinem Volke beschieden war, seine edle Gattin Luise. Dieselbe war am 10. März 1776 geboren, eine Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, welcher damals noch als Feldmarschall in hannöverschen Diensten stand, im Jahre 1794 aber seinem Bruder in der Regierung des Herzogthums Mecklenburg folgte. Ihre Mutter war eine darmstädtische Prinzessin: dieselbe starb schon im Jahre 1782, der Herzog verließ nach ihrem Verluste Hannover, um in der Stille des Schlosses Herrenhausen Beruhigung und Trost zu suchen. Luise wurde mit ihren drei Schwestern der Obhut eines durch Geistesgaben ausgezeichneten Fräulein von Wolzogen übergeben, bis der Vater sich mit der Schwester seiner verewigten Gemahlin wieder verehelichte. Als auch diese durch den Tod ihm wieder entrissen wurde, zog er nach Darmstadt, wohin zur Erziehung der

*) Nach: Luise, Königin von Preußen, von Adami, 1851, welcher Schrift das von der Frau von Berg gezeichnete „Lebensbild" zu Grunde liegt.

jungen Prinzessinnen eine Schweizerin, Fräulein Gelieux, berufen wurde, welcher Luise ihr ganzes Leben hindurch Dank wußte, und welche auch Friedrich Wilhelm nach dem Tode seiner Gemahlin noch durch das rührendste Andenken ehrte. Nur über Eines pflegte Luise sich zu beklagen, nämlich daß ihr Unterricht ein mehr französischer als ein deutscher gewesen, doch traf dieser Vorwurf weniger die Lehrerin, als den herrschenden Geist jener Zeit. Um die schmerzlich gefühlte Lücke auszufüllen, ließ es die Fürstin später, noch als Königin und Mutter, an Fleiß und Eifer nicht fehlen, und sie erkor dabei vorzugsweise die Geschichte zu ihrer Lehrmeisterin. Vor Allem aber hat es die Fürstin immer mit innigem Dankgefühle anerkannt, daß ihre Erziehung durchweg einen Zug nach dem Höheren hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntniß des Ewigen in dem Irdischen brachte. Im Einklange damit fühlte sie von Kindheit an den göttlichen Beruf in sich, wohlzuthun. An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte sie aus dem Palaste in die Hütten der Armuth und das holde Fürstenkind erschien den Dürftigen und Leidenden als ein Engel der Milde. Daher die Leutseligkeit, welche der Königin auf dem Throne alle Herzen gewann. Fern von allem Zwange unfreiwilliger Herablassung, schien ihr solche zur anderen Natur geworden, ohne die eingeborene Majestät ihres hohen Wesens irgend zu verdunkeln.

Als junges Mädchen machte Luise mit ihrer Großmutter und den Schwestern Ausflüge nach Straßburg, nach Thüringen, nach Frankfurt. Im Frühjahre 1793 fügte es sich, daß sie eben da zum ersten Male mit dem Kronprinzen von Preußen zusammen traf. In Folge einer Einladung des Landgrafen von Hessen kam die Großmutter mit den Prinzessinnen im März nach Frankfurt, stellte dort ihre Enkelinnen dem König Friedrich Wilhelm II. vor und wollte noch denselben Abend wieder abreisen; der König aber lud sie ein, nach dem Schauspiele bei ihm zu Abend zu speisen. So blieb Luise, und an diesem Abende war es, wo ihr erster Blick den Kronprinzen dauernd fesselte. Selbst lange nachdem der Tod schon das dort geschlossene Band gelöst, dachte Friedrich Wilhelm III. besonders gern des ersten merkwürdigen und ihm immer neu und frisch gebliebenen Eindruckes, welchen die Erkorene auf ihn gemacht, als er sie zum ersten Male in Frankfurt gesehen; der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei auch zugleich der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen.

Aber nicht blos die jugendliche Schönheit und der lebensfrische Zauber der Anmuth, welcher Luisen's Wesen umschwebte, nicht der erste Eindruck blos war für das innige Lebensband entscheidend, sondern die Macht dieses ersten Eindruckes steigerte sich noch, als Friedrich Wilhelm bei näherer Bekanntschaft inne wurde, daß ihr holdes Aeußere nur der Abglanz ihrer Seele war, deren angeborener Adel und Schwung sich in jedem Blicke, in jedem ihrer Worte aussprach.

Wie Friedrich Wilhelm zu Luise, so fühlte sich sein Bruder, Prinz Ludwig zu deren jüngerer Schwester hingezogen, und schon am 24. April 1793 feierten sie zu Darmstadt das Fest einer Doppel-Verlobung. Während des bald darauf folgenden Feldzuges besuchten die fürstlichen Bräute ihre Verlobten öfter im Feldlager und Göthe feiert in seinen Berichten aus jenen Tagen diese „himmlischen Erscheinungen.“

Bald nach Beendigung jenes Feldzuges, Anfangs December, kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück, und kurze Zeit darauf schied seine Braut aus ihrem Familienkreise, um sich nach der Hauptstadt des Reiches zu begeben, dessen hochgefeierte Königin sie werden sollte. Unter großen Festlichkeiten wurde sie von der erfreuten Bürgerschaft eingeholt. Bald wurde das ganze Land von dem Ruhme der Schönheit und der Herzensgüte Luisen's erfüllt.

Vor Allem wurde jene fürstliche Ehe das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, wie es in solch reiner Liebe sich an den Höfen immer seltener kund gegeben hatte, seitdem man sich statt in guter vaterländischer Sitte immer mehr in der französischen Galanterie gefiel. Die Neuvermählten lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher auf dem Throne als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, ebenso stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahle als eine wahrhaft deutsche Hausfrau zur Seite. Nicht bei Hofe, sondern nur zu Hause fühlten sich der Kronprinz und seine Gemahlin recht heimisch.

Die gemüthlichsten Tage verlebte das fürstliche Paar auf dem Gute Paretz, welches der Kronprinz eigens zu einem stillen Landaufenthalte ausersehen hatte. Dort wollte er selbst am liebsten nur als „Schulze von Paretz" angesehen sein, und seine Gemahlin gefiel sich gleichfalls ausnehmend als „gnädige Frau von Paretz." Friedrich Wilhelm's vertrauter Freund, der General von Köckeritz, schreibt: „Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz, zwei Meilen von Potsdam, frohe Tage verlebt. — Sie genossen mit einem heiteren Herzen so ganz das Einfache der Natur. Entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Sinne „Freiheit und Gleichheit."

Die schönen Tage, welche Friedrich Wilhelm an der Seite seiner Gemahlin in Paretz verlebte, blieben ihm unvergeßlich. Er bewahrte deshalb eine dauernde Vorliebe für diesen stillen Landsitz.

Der hohe Sinn der Fürstin konnte sich erst recht in vollem Maße bewähren, als sie mit ihrem Gemahle den Thron bestiegen hatte: von dem Anbeginn ihrer Regierung bis an ihr frühes Ende gab es keinen Tag, welcher nicht durch Wohlthun bezeichnet gewesen wäre. Auf den Reisen, welche sie mit Friedrich Wilhelm zur Huldigung der Provinzen unternahm, gewann sie durch ihr ungekünstelt herzliches und wohlwollendes Wesen Aller Herzen, und überall hörte man die begeistertsten Segenswünsche für das Königspaar.

Aber auch als Königin lebte sie, so oft es anging, am liebsten in stiller Häuslichkeit in Potsdam, Paretz oder Charlottenburg. Da führte sie ganz das Leben der Gattin und Mutter und erfüllte ihre Pflichten mit größter Treue und zugleich mit der ihr eigenen Anmuth. In der Muße, die ihr diese Zeiten gewährten, reifte auch ihr Geist immer mehr. Ein tiefer frommer Sinn, ein treffender Verstand, ein frisches, frommes und ernstes Streben nach Erkenntniß des Guten und Schönen hatte die Königin von Kindheit an ausgezeichnet. Früh schon hatte sie nicht nach Schein, sondern nach Wahrheit

getrachtet und alles Sichtbare, Irdische an etwas Unsichtbares, Höheres, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen sich gewöhnt. Schon um jene Zeit keimte in ihr auf tief religiösem Boden jene Gottergebenheit, in der sie nachmals unter allen Schlägen des Schicksals Ruhe fand für ihre Seele.

Die klaren Sonnentage stillen Glückes neigten sich leider frühzeitig zum Untergange. Des Eroberers eiserne Hand, die bald schwer auf Preußen lasten sollte, griff, wie wir sehen werden, auch der Königin ans Leben, brach ihr das Herz.

Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung und erste Schritte. Friedrich Wilhelm III. bestieg in seinem 28sten Jahre den Thron seiner Väter (am 16. November 1797) mit dem reinen festen Willen, das Wohl seines Volkes nach bestem Gewissen zu fördern. Der junge König, eine schlanke, hohe Gestalt, von fester militärischer Haltung, ernstem, mildem Ausdrucke, zeigte sich einfach in seinem Benehmen, in Bedürfnissen und Gewohnheiten, er war von ächter Frömmigkeit und von einer unbefangenen Liebe zum Guten beseelt, wohlwollend, gerecht, ordnungsliebend, sparsam, gewissenhaft, mit einem treuen Gedächtnisse, ruhigen scharfen Verstande, einem sicheren Blicke begabt, der ihn jedesmal das Richtige finden ließ, wo er sich nur selbst vertraute. Die öffentliche Meinung kam ihm mit verdienter Gunst entgegen, und seine ersten Schritte waren wohl dazu angethan, diese Gunst zu erhöhen. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritte erließ er eine eigenhändig niedergeschriebene Cabinetsordre an sämmtliche Landesbehörden zu dem Zwecke, dieselben von den Mitgliedern zu säubern, welche ihre Schuldigkeit gegen den Staat nicht erfüllten. Alle Präsidenten wurden verpflichtet, die untauglichen Beamten namhaft zu machen, sowie ihre sämmtlichen Untergebenen wegen der eingeschlichenen Mißbräuche mit Strenge zu überwachen. „Der Staat sei nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden, ein solches müsse ausgestoßen werden. Eine regelmäßige Regierung könne nirgends bestehen, als wo Thätigkeit und Ordnung herrsche, und wo über das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden werde. Daß dies geschehe, darüber müsse unermüdet gewacht werden. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt sei, so werde, wie der König hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können. Er selbst werde über dem Allen mit der größten Sorgfalt wachen, den redlichen, wackeren Mann hochachten und ihn auszuzeichnen bemüht sein, den Pflichtsäumigen aber mit gerechter Strenge zu treffen wissen."

Der Minister von Wöllner glaubte die Bekanntmachung der königlichen Ordre an seine Untergebenen zugleich benutzen zu dürfen, um das Religionsedict von Neuem einzuschärfen. Der König aber gab dem Minister auf herbe Weise zu verstehen, daß in der Cabinetsordre kein Wort vorhanden sei, welches zur Einschärfung des Religionsedictes hätte Anlaß geben können. „Ich selbst ehre die Religion," fügte er hinzu, „und folge gern ihren beglückenden Vorschriften, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühles und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll." Statt nach dieser

scharfen Zurechtweisung seinen Abschied zu nehmen, zeigte sich Wöllner jetzt willfährig, sein eigenes früheres Werk wieder umzustoßen; dies brachte ihn beim Könige vollends so um alles Ansehen, daß er in Ungnade entlassen wurde. Die von ihm eingesetzte Ober-Examinations-Commission wurde gleichfalls wieder aufgehoben.

Wie der Minister von Wöllner, so verlor auch zur großen Befriedigung des Landes der General von Bischoffswerder seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Die beiden Männer dagegen, welche den Gang der auswärtigen Angelegenheiten unter Friedrich Wilhelm II. vorzugsweise bestimmt hatten, der Minister **von Haugwitz** und der Cabinetsrath **Lombard**, blieben nach wie vor in ihren wichtigen Stellungen. Doch wurde ihr Einfluß zum Theil wenigstens durch das Vertrauen geschmälert, welches der König anderen Männern, dem Freiherrn **von Hardenberg** und Anderen, schenkte, die mit ihrem Rathe in allen wichtigen Angelegenheiten gern gehört wurden. Die obere Leitung der Finanzen erhielt der General Graf **Schulenburg-Kehnert**, die Angelegenheiten des Heeres wurden dem Konige durch den vortragenden Generaladjutanten, die inneren Angelegenheiten durch den Geheimen Cabinetsrath **Mencken** vorgelegt, einen freidenkenden, gebildeten, wohlwollenden Mann, von den edelsten Gesinnungen und Absichten, welcher jedoch wegen Kränklichkeit frühzeitig seinen Abschied nahm und durch den Cabinetsrath **Beyme** ersetzt wurde. Dieser hatte bei großer Gewandtheit im Einzelnen und einer gewissen Rechtlichkeit doch keine höhere Auffassung und war eines Aufschwunges zu großartigen Gedanken nicht fähig. Zu seinem Unglücke gerieth er bald in eine gefährliche Abhängigkeit von dem Cabinetsrathe Lombard.

Eine ganz eigenthümliche Stellung war dem General **von Köckeritz** angewiesen, in dessen Redlichkeit der König unbedingtes Vertrauen setzte. Derselbe war bei allen Berathungen gegenwärtig, ohne sich an denselben zu betheiligen; der König wollte nur Jemand haben, mit dem er zu gelegener Zeit über das Vorgekommene wieder sprechen könnte. Köckeritz sollte ferner Gesellschaften besuchen, beobachten, hören, dem Könige Mittheilungen über die öffentliche Stimmung machen, nicht etwa als Angeber, sondern zur Belehrung des Königs; er sollte ihn aufmerksam machen, wenn er in Gefahr käme, sein Zutrauen mißbrauchen zu lassen, er sollte ihn, den königlichen Gebieter selbst, an seine Pflichten erinnern, wenn er Augenblicke des Vergessens bemerkte, — mit einem Worte, er sollte der erste Vertreter des Volkes und das zweite Gewissen des Königs sein. Am Abende seiner Thronbesteigung hatte ihm Friedrich Wilhelm dieses Amt durch ein eigenhändiges Schreiben übertragen und dabei unter Anderem verlangt, der Freund solle recht streng gegen ihn sein und diese Strenge verdoppeln, wenn er bemerkte, daß seine Ermahnungen übel aufgenommen würden. — Gewiß, ein solches Vertrauen und eine solche Forderung ehren vor Allem den sittlichen Ernst des Fürsten, welcher seiner Unumschränktheit und willkürlichen Selbstbestimmung eine solche Schranke setzen wollte; nur wäre, um die Aufgabe mit Erfolg und Nutzen zu erfüllen, ein hohes Maß von Geist und Kraft erforderlich gewesen, Köckeritz aber besaß bei großer Gutherzigkeit und Ehrlichkeit nur eine gewöhnliche,

nicht hervorragende Einsicht und wußte daher seine Stellung nicht entsprechend auszufüllen.

Im Frühjahre 1798 reiste der König mit seiner Gemahlin in die einzelnen Provinzen, um die Huldigung der Stände nach alter Weise entgegenzunehmen; zuerst nach Königsberg, dann nach Warschau und Breslau, zuletzt fand in Berlin die Huldigung sämmtlicher Provinzen statt. Ueberall wurde das königliche Paar mit freudiger Begeisterung begrüßt, überall, selbst in dem neu eroberten Polen, durften sie sich mit vollem Vertrauen dieser Begeisterung hingeben. Bei der Ankunft und der Abreise fuhren sie durch die Reihen der bewaffneten Bürger; jede militärische Begleitung durch Polen hatte der König abgelehnt. „Ich bin gewohnt," sagte er, „mich in meinen alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen geleiten zu lassen, ich besorge nicht, hier andere Gesinnungen zu finden."

Die ersten Jahre der neuen Regierung wurden, soviel es die Staatseinkünfte gestatteten, in jeder Beziehung zu nützlichen Einrichtungen angewendet. Das in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's II. wieder eingeführte Tabaksmonopol wurde aufgehoben; wiewohl hierdurch die Landeseinnahmen geschmälert wurden, wußte die Regierung doch durch anderweitige Ersparnisse und durch strenge Ordnung in der Finanzverwaltung die Mittel zu beschaffen, um den gar zu niedrigen Sold der Truppen zu erhöhen, um den Waisenanstalten in Halle reichliche Unterstützung zu gewähren, Armen- und Arbeitshäuser zu gründen, Kanäle anzulegen, die Einrichtungen von Schulen und den Bau von Kirchen zu erleichtern, — und gleichzeitig von der bei Friedrich Wilhelm's II. Tode hinterlassenen Schuld von 40 Millionen bis zum Jahre 1806 fast die Hälfte zu tilgen und noch einen Schatz von 17 Millionen anzusammeln. Dies war nur möglich in Folge der heilsamen Strenge, welche in Bezug auf die Beaufsichtigung der gesammten Staatsausgaben eingeführt worden war. Zu diesem Zwecke hatte Friedrich Wilhelm III. gleich nach seinem Regierungsantritte die zuerst von Friedrich Wilhelm I. errichtete Ober-Rechnungs-Kammer wieder in alle ihre Rechte zur Ueberwachung der ganzen Verwaltung eingesetzt. Dieselbe erhielt die Aufgabe, die Rechnungen aller königlichen Kassen durchzusehen, und wurde ermächtigt, wo es nöthig schien, von allen Behörden genaue Rechenschaft über die Richtigkeit und den Grund aller einzelnen Ausgaben zu verlangen. Bald trat in allen Zweigen der Verwaltung die größte Ordnung und Sparsamkeit ein, wovon der König selbst das schönste Beispiel gab.

42. Die auswärtige Politik bis zum Tilsiter Frieden.

Preußens Neutralität; der Reichsdeputations-Hauptschluß (1803). Durch den Frieden von Basel war Preußen von der Theilnahme an den europäischen Kämpfen zurückgetreten: Friedrich Wilhelm III. war seinem ganzen Wesen nach dem Frieden zugeneigt, und richtete sein aufrichtiges Bestreben darauf, denselben zu erhalten. Er meinte seinem Volke keine größere Wohlthat erweisen zu können, als wenn er während der verheerenden und zerrüttenden europäischen Kämpfe seinem Lande die nöthige Ruhe sicherte, um sich von den geschlagenen Wunden zu erholen und durch die Künste des Friedens

immer mehr zu erblühen. Der Fürst ahnte dabei freilich nicht, und es waren damals Wenige, die es ahnten, daß die Gefahr, welche von dem entfesselten Frankreich her den übrigen Völkern drohete, mit jedem Jahre anwachsen und zuletzt auch ihn trotz aller Friedensliebe zum verzweifelten Kampfe für Preußens Unabhängigkeit drängen würde. Hätte er dies vorausgesehen, so würde er gewiß schon früher die preußischen Waffen mit denen der übrigen Mächte vereinigt haben, um den überfluthenden Strom französischer Anmaßung in seine Grenzen zurückzuweisen; so aber war ihm selbst und dem preußischen Vaterlande, wie ganz Deutschland, erst die herbste Erfahrung und die bitterste Demüthigung vorbehalten, ehe sie sich gegen den gemeinsamen Erbfeind mit voller Einheit und Kraft erhoben.

Der Kampf gegen Frankreich hatte von Seiten Oesterreichs und des übrigen Deutschlands im Bunde mit England fortgedauert. Durch das siegreiche Vordringen der Franzosen in Italien, wo der General Bonaparte seinen großen Feldherrnruhm begründete, sah sich aber Oesterreich im Jahre 1797 zum Abschlusse des Friedens zu Campo-Formio genöthigt, in welchem es die österreichischen Niederlande und seine alten lombardischen Besitzungen, welche unter französischer Vormundschaft in eine cisalpinische Republik verwandelt wurden, preisgeben mußte, und dagegen Venedig, Istrien und Dalmatien erhielt. Die deutschen Verhältnisse sollten auf dem Congreß zu Rastatt geordnet werden, wo die französischen Unterhändler mit dem unerhörtesten Hochmuthe über das Schicksal der deutschen Länder und Fürsten zu Gericht saßen. Aber ehe es noch zum Abschlusse der schmählichen Friedensbedingungen kam, brach in Folge der steigenden Willkür der französischen Regierung, welche auch den Kirchenstaat und die Schweiz in Republiken unter französischer Oberhoheit verwandelte, ein neuer allgemeiner Krieg gegen Frankreich aus, der Krieg der zweiten Coalition, an welcher Rußland (unter dem gegen die französische Republik erbitterten Kaiser Paul I.), Oesterreich, England und die Türkei Theil nahmen (1799). Auch Friedrich Wilhelm III. wurde schon damals von allen Seiten dringend aufgefordert, sich an dem neuen Kampfe zu betheiligen; aber so sehr auch seine vertrautesten Rathgeber ihn zu einer kriegerischen Entscheidung zu drängen suchten, so blieb er doch nach vielen Gewissenskämpfen dabei stehen, eine innere Stimme sagte ihm, daß er Unrecht thun würde, sein Wort und den Frieden zu brechen.

So konnte denn Frankreich, dessen Regierung jetzt der kühne, kluge und glückliche Bonaparte als erster Consul an sich gerissen hatte, seine ganze neugehobene Kraft nach dem Süden wenden. Der Sieg Bonaparte's bei Marengo und Moreau's glückliche Feldzüge in Süddeutschland entschieden den Ausgang dieses zweiten Coalitionskrieges. Als Moreau bereits nahe bei der Hauptstadt Oesterreichs stand, wurde zuerst ein Waffenstillstand, dann der Friede zu Lüneville geschlossen (9. Februar **1801**), durch welchen der Friede zu Campo-Formio bestätigt und zugleich die vorbehaltene Entscheidung über die Umwandlungen im deutschen Reiche herbeigeführt wurde. Deutschland trat an Frankreich das ganze linke Rheinufer, ein Gebiet von 1200 Quadratmeilen mit vier Millionen Menschen ab. Die Fürsten, welche hierbei Verluste an ihrem bisherigen Gebiete erlitten, sollten diesseits des Rheins durch die Umwandlung

der geistlichen Ländergebiete in weltlichen Besitz **(die Säcularisation)** und durch die Aufhebung der meisten freien Reichsstädte entschädigt werden. Um die Höhe dieser Entschädigung im Einzelnen zu bestimmen, wurde eine Reichsdeputation niedergesetzt, bei deren Verhandlungen die Franzosen in herrischer Weise über das Wohl und Wehe deutscher Landestheile verfügten. Es war ein schmachvolles, für alle Zeiten tief beschämendes Schauspiel, wie dort die einzelnen deutschen Fürsten um die Gunst der fremden Machthaber buhlten, um bei der Vertheilung der Länder ein möglichst günstiges Loos zu erhaschen. Noch niemals war Deutschland so tief gedemüthigt, so sehr aller Selbstständigkeit baar gewesen, wie in jenen traurigen Tagen, wo die Fürsten und ihre Bevollmächtigten es nicht unter ihrer Würde hielten, in Paris bei den Untergebenen, den Schreibern und sogar den Buhlerinnen des mächtigen Ministers Talleyrand zu schmeicheln und zu kriechen, um eine günstige Entscheidung für sich zu erbetteln.

Außer Frankreich war es besonders noch Rußland, welches auf jene Verhandlungen einen wesentlichen Einfluß übte. Der Kaiser Alexander I., welcher seinem Vater Paul I. (1801) auf dem Throne gefolgt war, und als Verwandter der Häuser von Würtemberg, Baden und Baiern an der Entschädigungsfrage großen Antheil nahm, wünschte sich mit Preußen über dieselbe zu einigen, zu welchem Zwecke er eine Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. in Memel vorschlug. Dieselbe fand am 9. Juni 1802 statt. Dort wurde der Grund zu der dauernden Freundschaft gelegt, welche seitdem die beiden Fürsten vereinigte. Besonders war es der Eindruck der trefflichen, eben so geistvollen, als anmuthigen Königin Luise auf den ritterlichen Herrscher Rußlands, wodurch das Band der Freundschaft zwischen beiden Häusern noch enger geknüpft wurde. Alexander I. erklärte sich den Forderungen Preußens in Betreff der Entschädigung für die am linken Rheinufer abgetretenen Landestheile durchaus günstig, und so geschah es, daß auch Frankreich, um den Einfluß Rußlands in Preußen nicht zu groß werden zu lassen, sich willfährig zeigte und einen besonderen Vertrag mit Preußen über dessen Entschädigung abschloß. Durch den sogenannten Reichs-deputations-Hauptschluß vom 25. Februar **1803** wurden alle Ländervertheilungen endgültig festgestellt. Preußen erhielt für die abgetretenen Länder am linken Rheinufer, nämlich Geldern, Mörs, einen Theil von Cleve und einige kleinere Gebiete, folgenden Ersatz: die Bisthümer **Hildesheim** und **Paderborn**, die Stadt und einen Theil des Bisthums **Münster**, das Gebiet von **Erfurt** und das **Eichsfeld**, die Abteien **Quedlinburg, Essen, Werden** und **Cappenberg**, die Reichsstädte **Mühlhausen, Nordhausen** und **Goslar.**

Für die 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, die jenseits des Rheins aufgegeben worden, erhielt Preußen somit eine Entschädigung von 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohnern, — aber dieses Gewinnes konnte es nicht froh werden; denn mit dem Lüneviller Frieden war die Selbstständigkeit des deutschen Reiches dahin, und bald sollte der Eroberer, welcher an Frankreichs Spitze stand, sich noch drohendere Eingriffe in die deutschen Verhältnisse gestatten.

Zeit des Schwankens im preußischen Cabinet; Haugwitz und

Lombard. Unmittelbar an Preußens Grenze selbst geschah einer der wichtigsten Schritte, durch welche Bonaparte zeigte, daß er in seinem Siegesübermuthe nicht gesonnen sei, sich an Verträge oder Völkerrecht zu binden, wo es die Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne galt. Nach kurzem Frieden war ein neuer Krieg mit England ausgebrochen (1803), und ohne Weiteres ließ Napoleon das dem Könige von England gehörige Kurfürstenthum Hannover besetzen. Es war dies eine doppelte Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland und Preußen; denn Hannover gehörte, obwohl es demselben Fürsten, wie England, unterthan war, nicht zu England, sondern zum deutschen Reiche, mit welchem Frankreich damals in Frieden stand, und überdies war das Kurfürstenthum unter den Ländern mitbegriffen, welche laut der ausdrücklichen Festsetzung des Baseler Friedens bei fortgesetztem Kriege nicht berührt werden durften.

Jetzt nach solcher Verletzung des Rechts und der Verträge wäre es an der Zeit gewesen, daß Preußen sich der immer kühner auftretenden Anmaßung Frankreichs mit bewaffneter Hand entgegengesetzt hätte; auch fehlte es nicht an Stimmen, welche den König hierzu zu drängen versuchten, oder ihm wenigstens riethen, seinerseits Hannover bis zur Beendigung des Krieges zu besetzen und gleichsam in Verwahrung zu nehmen. Aber Friedrich Wilhelm hoffte noch immer auf dem friedlichen Wege mehr für sein Land und für Europa's Beruhigung wirken zu können, als durch eine Theilnahme am Kriege. Ueberdies meinte er, daß Preußen die Mittel zu einem größeren Kriege nicht besitze. Dazu kam endlich, daß er auch kein rechtes Vertrauen zu den allmälig veralteten Einrichtungen seiner Armee hatte, besonders im Vergleiche mit den frischen, siegesmuthigen französischen Armeen. Aus allen diesen Gründen war er zum Kriege nicht zu bestimmen, ließ es vielmehr ruhig geschehen, daß Bonaparte Hannover besetzte, und sich zugleich zum Herrn der Elb- und Wesermündungen machte.

Der französische Herrscher fühlte wohl, daß ihm Preußen, wenn es sich mit seinen übrigen Feinden verbände, sehr gefährlich werden könnte; deshalb suchte er das preußische Cabinet durch Schmeicheleien und günstige Vorspiegelungen einzuschläfern. Bei jeder Gelegenheit heuchelte er ein großes Wohlwollen für Preußen und die Absicht, dasselbe, wie er sagte, zu einer wirklichen Großmacht zu erheben. „Preußen ist zu schwach," äußerte er einmal, „ich will es unterstützen, will es groß machen." Preußen sollte, im Bunde mit Frankreich, bessere Grenzen, ein abgeschlossenes Gebiet und eine größere Bevölkerung, ja vielleicht die Kaiserkrone und einen ersten Rang unter den Staaten erhalten. Für jeden Einsichtigen mußte es klar sein, daß dies nur Vorspiegelungen waren, um fürerst die Hülfe von Preußens 200,000 Mann gegen die übrigen Mächte zu erreichen, daß aber nach der Ueberwindung Oesterreichs dann auch die Stunde der Demüthigung für Preußen um so sicherer kommen mußte. Bonaparte war nicht der Mann, irgend eine starke Macht neben sich zu dulden, wieviel weniger selbst eine zu schaffen. Er wollte allein herrschen und alle übrigen Staaten nur seiner Willkür unterthänig machen.

Leider aber gab es am preußischen Hofe damals eine Partei, welche sich durch die gleißnerischen Versprechungen der Franzosen verblenden ließ und

wirklich die Ansicht aufstellte, daß Preußen durch den Anschluß an Frankreich nach Vergrößerung streben und im Gefolge des französischen Eroberers die Beute erhaschen müsse, welche er für seinen Bundesgenossen abfallen lasse. An der Spitze der so Gesinnten stand der Cabinetsrath Lombard. Er gehörte zur französischen Colonie in Berlin, welche lange Zeit für eine Pflanzschule der Diplomaten galt; er besaß Geist, lebhaften Verstand, gründliche Kenntniß der alten und der französischen Literatur, Dichtertalent und große Gewandtheit im Arbeiten, aber sein Leichtsinn, seine liederlichen Sitten beraubten ihn jeden inneren Haltes, er war weichlich, schlaff, genußsüchtig, ohne Unternehmungsgeist und ohne wahren Ehrgeiz. Ein festes politisches System ließ sich von einem solchen Manne nicht erwarten, und weil ihm von französischer Seite sehr geschmeichelt, vielleicht auch geradezu Geldmittel zur leichteren Durchführung seines ausschweifenden Lebens geboten wurden, ließ er sich ganz für das französische Interesse gewinnen. Er beherrschte seinerseits wieder den Minister Grafen von Haugwitz, einen Mann, der eben so wenig Festigkeit der Gesinnung und des Charakters besaß, und mit Lombard durch ein gleich genußsüchtiges Leben genau verbunden war.

Die Königin Luise und alle Prinzen des königlichen Hauses, besonders der ritterliche (leider dabei sehr leichtsinnige) Prinz Louis Ferdinand, waren gegen Lombard eingenommen, ebenso eine Anzahl von tüchtigen Staatsmännern und Militärs, vor Allem Stein und Hardenberg und die Generale Blücher und Rüchel; sie Alle aber vermochten fürerst mit ihren Rathschlägen beim Könige nicht durchzudringen, wiewohl derselbe sich eben so wenig von der anderen Seite zu einem entschiedenen Bündnisse mit Frankreich fortreißen ließ. Als Bonaparte ein Bündniß geradezu anbot, wurde zwar Lombard zu ihm nach Brüssel geschickt, von wo er höchst entzückt von den Gesinnungen des ersten Consuls und voll Bewunderung für seinen Geist zurückkam, — aber bald darauf erklärte der König, daß er ein eigentliches Bündniß nicht für nöthig halte, dagegen einen Neutralitätsvertrag abschließen wolle. Hierüber waren die Verhandlungen noch im Gange, als Bonaparte durch einen neuen Gewaltstreich das Rechtsgefühl Friedrich Wilhelm's verletzte. Unter dem Vorwande, daß der bourbonische Prinz Herzog von Enghien um ein in Frankreich entdecktes Complot gewußt habe, ließ Bonaparte denselben plötzlich auf deutschem Gebiete ergreifen, nach Vincennes bringen und kriegsrechtlich erschießen. Diese That erregte in Berlin, wie anderwärts, den größten Unwillen; besonders hielt die edle Königin den Ausdruck ihrer tiefen Entrüstung nicht zurück, der französische Gesandte sah sich bei den Hofzirkeln überall gemieden, und der König ließ die Verhandlungen mit Frankreich ins Stocken gerathen. Zwar wurden dieselben nachher wieder aufgenommen und Friedrich Wilhelm trug auch kein Bedenken, die von Napoleon Bonaparte am 4. Juni 1804 angenommene Kaiserwürde sofort anzuerkennen, aber sein Vertrauen zu dem französischen Gewalthaber war seit jener Zeit tief erschüttert und ist nie wieder zurückgekehrt. Dieser Sinnesänderung entsprach es auch, daß er den für Napoleon gestimmten Minister Haugwitz entließ und an dessen Stelle den Minister von Hardenberg, der mehr zu England sich hinneigte, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragte.

Verletzung der preußischen Neutralität; Kaiser Alexander in Berlin; der Potsdamer Vertrag (1805). England, Oesterreich und Rußland hatten inzwischen mit immer größerer Besorgniß Napoleon's willkürliches Verfahren in Italien beobachtet: er hatte dort die italienischen Republiken zu einem Königreiche Italien umgestaltet, sich selbst zum erblichen Könige von Italien ernennen lassen und in Mailand die alte eiserne Krone auf sein Haupt gesetzt. Sein Stiefsohn Eugen Beauharnais wurde zum Vicekönig von Italien ernannt, Parma, Piacenza und Guastalla, sowie Genua ganz mit Frankreich vereinigt. Um dem weiteren Vorschreiten der drohenden Weltherrschaft Halt zu gebieten, vereinigte der englische Minister Pitt von Neuem England, Oesterreich und Rußland zu einer **dritten Coalition** gegen Frankreich. Auch Schweden trat dem Bündnisse bei, Preußen dagegen wies die Theilnahme wiederum von sich.

Sowie Napoleon von dem großen, gegen ihn vorbereiteten Schlage Kunde erhielt, suchte er nach seiner Gewohnheit den Gegnern zuvorzukommen. Die in Boulogne versammelte und zum Theil schon gegen England eingeschiffte Armee wurde plötzlich unter dem Namen „die große Armee" gegen die deutschen Grenzen in Bewegung gesetzt und gleichzeitig marschirte Marschall Bernadotte aus Hannover nach dem Oberrhein. Noch einmal versuchte der Kaiser in diesem entscheidenden Augenblicke Preußen zu einem Bündnisse zu bestimmen; sein vertrauter Adjutant Duroc kam mit dem Auftrage nach Berlin, die förmliche Abtretung Hannovers als Preis des Bündnisses anzubieten, aber der König blieb auch diesmal der Neutralität getreu und behauptete dieselbe mit gleicher Festigkeit gegen Rußland, als der Kaiser Alexander eine Heeresabtheilung durch preußisches Gebiet ziehen lassen wollte.

Je ernster aber Friedrich Wilhelm seine Pflichten gleichmäßig nach allen Seiten erfüllte, desto tiefer war er verletzt, als bald darauf die Franzosen ungeachtet seiner ausgesprochenen Neutralität sich erlaubten, durch preußisches Gebiet zu marschiren. Um nämlich den Oesterreichern, welche unter General Mack in Baiern standen, unerwartet in den Rücken zu fallen, ging der Marschall Bernadotte (October 1805) wider alles Völkerrecht durch das neutrale Gebiet der preußisch-anspachischen Fürstenthümer hindurch. Er erreichte seinen Zweck; denn General Mack mußte mit seiner ganzen, auf diese Weise überraschten Heeresabtheilung bei Ulm das Gewehr strecken (17. October).

Friedrich Wilhelm, durch das rücksichtslose und gewaltthätige Verfahren der Franzosen tief beleidigt, ließ Napoleon eröffnen, daß er sich nun seinerseits aller Verpflichtungen in Betreff der Neutralität Norddeutschlands enthoben finde und seine Armee diejenige Stellung werde einnehmen lassen, die ihm für die Vertheidigung seines Staates nothwendig scheine. Hardenberg, Stein und die Männer, welche Preußens Theilnahme am Kriege für eine unvermeidliche Nothwendigkeit hielten, stellten dem Könige vor, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, das Schwert in die Waagschale zu werfen. Die Königin Luise theilte ihre patriotische Begeisterung, und als in jenen Tagen (October 1805) der Kronprinz zu seinem zehnten Geburtstage Hut und Degen erhielt, und zum ersten Male in Uniform vor der Mutter erschien, da äußerte sie ihre tiefe Bewegung in den Worten: „Ich hoffe, mein

Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine Brüder zu rächen."

In derselben Zeit war es auch, wo der Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin kam, um den König zu einem entscheidenden Schritte zu drängen (October 1805). Das Königspaar empfing ihn mit wehmüthiger Rührung: in die Freude des Wiedersehens und in die Erinnerung der glücklichen Tage von Memel mischte sich das Gefühl eines nahenden schweren Verhängnisses. In Potsdam fanden die vertraulichen Berathungen statt, in welchen Alexander vor der Gefahr einer weiteren Neutralität Preußens warnte. Preußen könne sich nicht mehr von der Sache Deutschlands, von der Sache Europa's trennen, es dürfe nicht durch seine Unthätigkeit dem gemeinsamen Feinde den Sieg erleichtern; noch werde es zwar von demselben geschont, aber seien erst Oesterreich und Rußland besiegt, so werde es allein der Uebermacht eines hochmüthigen Eroberers gegenüberstehen. In Luisen's hochherziger Brust fanden diese Vorstellungen den lebhaftesten Anklang, sie wurden noch unterstützt durch den Erzherzog Anton von Oesterreich, welcher im Auftrage des Kaisers Franz gleichfalls nach Potsdam gekommen war. Auch Friedrich Wilhelm ließ sich endlich zu einer Parteinahme bestimmen, aber der erneuerte Einfluß der Haugwitz'schen Partei brachte es dahin, daß in einem Vertrage (vom 3. November 1805) zunächst nur beschlossen wurde, daß Preußen eine bewaffnete Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten übernehme; habe dieselbe bis zum 15. December nicht zum Ziele geführt, so sollte dann auch Preußen den Krieg an Frankreich erklären.

Am Morgen nach Abschluß dieses Vertrages gedachte der Kaiser abzureisen. Bei der Abendtafel äußerte er sein Bedauern, Potsdam zu verlassen, ohne den Manen Friedrich's des Großen seine Ehrfurcht bezeigt zu haben. „Dazu ist noch Zeit," sagte der König, und ließ alle Anstalten treffen, um seinen hohen Gast noch in der Nacht an Friedrich's Grab zu begleiten. Nach elf Uhr erhoben sich Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise, um Mitternacht begaben sie sich in die von Wachskerzen erleuchtete Fürstengruft. Ueberwältigt von seinen Empfindungen, neigt Alexander seine Lippen auf Friedrich's Sarg, küßt ihn, reicht über dem Sarge Friedrich Wilhelm und der Königin die Hand, gelobt ihm und seinem königlichen Hause ewige Freundschaft und schwört zugleich mit ihm den Eid der Befreiung Deutschlands. Dieses Gelübde in so ernster Stunde, an so geweihter Stätte gethan, die beiden Fürsten haben es erfüllt, wenn auch später, als sie wähnten, wenn auch erst nach dem Tode der edlen Fürstin, welche den Bund mit ihren Thränen weihete, welche aber bald im Schmerze über die Demüthigung des Vaterlandes vorzeitig dahin welken sollte.

Austerlitz; neuer Vertrag mit Frankreich. Geringschätzige Behandlung Preußens. Die Friedensvermittelung, welche Preußen durch den Potsdamer Vertrag übernommen hatte, wurde leider vom Könige nicht den besten Händen anvertraut. Der seit einiger Zeit wieder thätige Graf von Haugwitz wurde damit beauftragt. Friedrich Wilhelm mochte ihn dazu ausersehen haben, weil er ihn theils durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, theils und besonders durch seine günstigen Beziehungen zum kaiserlichen Cabinet für vorzüglich geeignet hielt, aber nur allzubald sollte es sich zeigen, daß

in einem Augenblicke, wo Preußen endlich ein entscheidendes Wort in den Weltereignissen mitsprechen wollte, auch ein Mann von entschiedenerem, festerem Charakter als Haugwitz am Platze gewesen wäre. Derselbe nahm noch dazu bei seiner Sendung den französisch-gesinnten Lombard mit sich. Am 14. November (1805) machten sich die Beiden auf den Weg, um Napoleon in seinem Hauptquartiere aufzusuchen. Die Franzosen waren bereits in Sturmeseile bis Wien vorgedrungen, hatten die Hauptstadt ohne Schwertstreich besetzt, und waren von da ohne Aufenthalt den vereinigten Russen und Oesterreichern nach Mähren entgegengerückt. Haugwitz reiste dem Kaiser nach, ließ sich aber durch mancherlei Vorwände hinhalten, so daß er erst am 26. November zur Audienz zugelassen wurde. Napoleon lag daran, erst einen Hauptschlag gegen seine Feinde auszuführen, ehe er sich mit Preußen auf neue Verhandlungen einließ; dann hoffte er damit leichtes Spiel zu haben. So ging er denn in jener Audienz gar nicht auf die Sache ein, sondern hielt den preußischen Unterhändler, den er durch persönliche Schmeicheleien für sich einzunehmen wußte, durch allerlei Nebendinge hin, und verschob die Erklärung über Preußens Anträge bis auf eine weitere Zusammenkunft. Inzwischen aber fiel die wichtige Schlacht bei **Austerlitz** in Mähren (2. December **1805**) zum Verderben der Verbündeten aus, Kaiser Franz bat um Frieden, Alexander zog seine Truppen zurück, und nun stimmte Napoleon gegen den preußischen Minister einen ganz anderen Ton, als vorher, an. Ohne Schonung schalt er über das Einverständniß, in welches Friedrich Wilhelm wider ihn mit seinen Feinden getreten. Nach sehr demüthigen Erklärungen Haugwitz's erbot er sich stolz, das Geschehene zu vergessen, wenn sich Preußen mit Frankreich durch unauflösliche Bande vereinige. Haugwitz ließ sich durch die Erwägung der plötzlich veränderten Umstände dazu bestimmen, statt der Erfüllung des ihm gewordenen Auftrags, in **Schönbrunn** einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen sich Preußen zu einem **engen Bündniß mit Frankreich**, zugleich aber zur **Abtretung des Fürstenthums Anspach an Baiern, wie des Fürstenthums Neufchatel und der Festung Wesel an Frankreich verpflichtete, wofür ihm als Ersatz das Kurfürstenthum Hannover übergeben werden sollte**, welches Frankreich selbst noch gar nicht rechtmäßig besaß, und durch dessen Besetzung Preußen mit England in neuen Zwist gerathen mußte. Dieser Vertrag wurde am **15. December 1805** unterzeichnet, an demselben Tage, welcher zu Potsdam als letzte Frist für Preußens kriegerische Entscheidung bestimmt worden war. Als Haugwitz dem Könige das Schönbrunner Actenstück überbrachte, wurde derselbe äußerst schmerzlich überrascht, die Königin und die ihr Gleichgesinnten im höchsten Grade entrüstet. Nach langen Berathungen wurde jedoch beschlossen, den Vertrag nur mit einigen Veränderungen anzunehmen; ihn ganz zu verwerfen, schien um so weniger thunlich, als Oesterreich inzwischen (am 26. December 1805) den **Frieden zu Preßburg** unter den demüthigendsten Bedingungen geschlossen hatte und Napoleon mehr als je Herr der deutschen Geschicke geworden war. Wiederum war es Haugwitz, der nach Paris gesandt wurde, um einen günstigeren Bundesvertrag zu erwirken. Er wurde zuerst freundlich aufgenommen und rühmte

sich in seinen ersten Berichten nach Berlin, bald Alles abgemacht zu haben. Auf diese Kunde rieth man dem Könige, zum besseren Beweis seiner Friedensliebe auch die früheren Rüstungen wieder aufzugeben. Dies geschah, aber es war nicht zum Heile Preußens; denn Napoleon, der jetzt gegen den preußischen Hof, besonders gegen die begeistert-patriotische Königin, vom heftigsten Hasse erfüllt war, sah in der freiwilligen Entwaffnung nur ein Zeichen der Zaghaftigkeit und trat nun um so hochfahrender auf. Erst nach Vollendung der Entwaffnung ließ er Haugwitz vor sich kommen; er stellte sich über das Verhalten Preußens aufs Höchste erzürnt. „Sie, Graf Haugwitz," rief er aus, „achte ich und werde Sie immer achten, aber ich will nicht mit mir spielen lassen. Sie sind ein ehrlicher Mann, aber Sie haben kein Ansehen mehr in Berlin. Einige Unsinnige treiben Ihren König zum Kriege. Ich sage es Ihnen, Graf Haugwitz, es nimmt noch ein schlechtes Ende." Da Preußen, so erklärte Napoleon weiter, den Schönbrunner Vertrag nicht ohne Weiteres angenommen, so halte auch er sich nicht mehr dadurch gebunden und wolle einen anderen vorlegen lassen. Dies geschah, und der neue Vertrag war schlimmer, als der frühere, besonders mußte sich Preußen dadurch noch verpflichten, dem englischen Handel alle Küsten und Häfen zu verschließen. Dennoch hatte Friedrich Wilhelm jetzt fast keine Wahl mehr, und vollzog den gefährlichen Vertrag (15. Februar **1806**). Wie selbst französische Schriftsteller eingestehen, legte es Napoleon damals geradezu darauf an, Preußen seinen Unwillen und seine Geringschätzung empfinden zu lassen. Der neue Vertrag war überdies darauf berechnet, Friedrich Wilhelm in offene Feindschaft mit England zu verwickeln. Preußen nahm im Februar 1806 Hannover nebst Lauenburg in Besitz und sperrte die Nordseehäfen für englische, wie für schwedische Schiffe. König Georg III. von England antwortete darauf durch eine heftige „Declaration", durch Beschlagnahme aller preußischen Schiffe in englischen Häfen, durch Ausgabe von Kaperbriefen gegen Preußen, während die Flotte des mit England verbündeten Schwedens die preußischen Ostseehäfen blockirte. Im Juni 1806 erklärte England geradezu den Krieg an Preußen.

Jetzt, nachdem Preußen in so große Schwierigkeiten verwickelt war, ging Napoleon offen und rücksichtslos dem Ziele der gänzlichen Unterjochung entgegen. Der Minister von Hardenberg, den er als einen Widersacher der französischen Politik kannte, mußte auf seinen ausdrücklichen Willen entlassen werden; ein preußischer Bezirk am Rheine wurde ungeachtet aller Gegenvorstellungen von Napoleon's Schwager Murat besetzt. Es wurde immer klarer, daß trotz aller Willfährigkeit Preußens doch zuletzt Nichts übrig bleiben würde, als zum Schwerte zu greifen. Auch Napoleon schien dies zu erwarten und sich auf jedes Ereigniß zu rüsten: er wollte den letzten entscheidenden Schlag in Deutschland führen.

Um das deutsche Reich vollends zu zerrütten und zu vernichten, stiftete er am 12. Juli 1806 zu Paris den sogenannten Rheinbund, durch welchen sich Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt und andere Staaten vom deutschen Reiche trennten und unter Frankreichs Schutzherrschaft begaben. Zugleich erklärte Napoleon, daß er das deutsche Reich nicht mehr anerkenne. In Folge dieser Erklärung legte **Franz II.**, der schon zwei

Jahre früher den Titel als Kaiser von Oesterreich angenommen hatte, die römische Kaiserwürde nieder.

Napoleon hatte es nicht der Mühe werth gefunden, Preußen irgend welche Kenntniß von den Verhandlungen zu geben, welche der Auflösung des deutschen Reiches vorhergingen. Gleichzeitig erfuhr aber das preußische Cabinet, daß er mit England insgeheim wegen der Rückgabe Hannovers unterhandele und Rußland Preußisch-Polen angeboten habe. So sehr hierdurch Friedrich Wilhelm's Mißtrauen erhöht wurde, so wußte ihn doch der ränkevolle Korse noch einmal durch einen neuen Trug zu beschwichtigen: er forderte nämlich den König auf, nach Art des Rheinbundes einen norddeutschen Bund unter Preußens Schutz und Vorrang zu stiften. Natürlich ging das preußische Cabinet sehr gern auf diesen Plan ein; bald aber mußte dasselbe erfahren, daß Napoleon insgeheim dem Zustandekommen des Bundes auf jede Weise entgegenarbeite.

Kriegserklärung; Schlacht bei Jena (14. October 1806). Trotz aller solcher Vorgänge, welche den Bruch fast unvermeidlich machten, trotz aller dringenden Ermahnungen der königlichen Prinzen, Stein's und seiner Gesinnungsgenossen, hatte der König noch immer den Krieg zu vermeiden gewünscht. Unter seinen Gründen war einer der wichtigsten sein Mißtrauen in die Tüchtigkeit des Heeres, dessen veraltete Einrichtungen den Vergleich mit den feindlichen Heeren nicht aushielten, und dessen höhere Offiziere meist alt und gebrechlich, die Festungscommandanten zum Theil matte, hinfällige Greise waren. Es war nicht zu verwundern, daß unter diesen alten Befehlshabern selbst keine rechte Lust zum Kriege mehr vorhanden war; nur unter den jüngeren Offizieren herrschte eine lebhafte Begeisterung für den Kampf gegen die Franzosen. Im Ganzen enthielt die Armee gewiß so viele tapfere, muthvolle Kräfte, daß bei rascher, richtiger Leitung wenigstens ein erster großer Erfolg gegen die Franzosen möglich war, aber es fehlte eben die Einheit und der Nachdruck der obersten Leitung, und die Strenge der Kriegszucht hatte durch den langen Frieden gelitten. Ungeachtet dieser Ueberzeugung vermochte aber der König zuletzt der kriegerischen Stimmung, welche sich in Berlin und im Lande geltend machte, nicht mehr zu widerstehen. An der Spitze der Kriegspartei stand der Prinz Louis Ferdinand. Offiziere der Berliner Besatzung zogen des Abends vor die Wohnung des Ministers Haugwitz und des französischen Gesandten und wetzten an den steinernen Auffahrten der Hotels ihre Degenklingen. Ueberall hörte man, Preußen sei beschimpft und der König werde den seiner Krone angethanen Schimpf nicht einstecken; im Theater und an allen öffentlichen Orten machte sich die Volksmeinung laut, und es schien gefährlich, sich derselben zu widersetzen. Endlich konnte selbst Haugwitz dieser Stimmung nicht mehr widerstehen und rieth zum Kriege. Am **9. August 1806** erging der Befehl des Königs, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Friedrich Wilhelm forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland zurückziehen, der Bildung eines nordischen Bundes kein weiteres Hinderniß bereiten und die Festung Wesel herausgeben sollte; da diese Punkte verweigert wurden, **erklärte Friedrich Wilhelm den Krieg** (am 8. October 1806). Auch Rußland brach sofort alle Verhandlungen mit Frankreich ab; freilich aber konnten seine

Truppen nicht zeitig genug herbeikommen, um den Angriff gemeinschaftlich mit den Preußen zu eröffnen. Oesterreich aber lehnte die Theilnahme an dem neuen Kampfe ab, und so war Preußen in dem verhängnißvollen Augenblicke auf sich allein angewiesen. Nur der Antrieb der Ehre und die allgemeine patriotische Entrüstung konnten den König bestimmen, den gefährlichen Kampf dennoch zu unternehmen.

Napoleon zog seine Heere, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, eilig zusammen und ließ sofort die Pässe des Thüringer Waldes besetzen. Diesseits desselben stand das preußische Heer unter dem Herzog von Braunschweig, welcher zu alt und zu ängstlich geworden war, um mit derjenigen Entschiedenheit zu handeln, welche in jener schwierigen Lage nöthig war. Im October rückte Napoleon durch das Saalthal zum Angriffe vor. Prinz **Louis Ferdinand**, welcher die Avantgarde der Fürst Hohenlohe'schen Heeresabtheilung befehligte, wollte diesem Angriffe zuvorkommen und brach am **10. October 1806** vor Tagesanbruch mit 6000 Mann von Rudolstadt nach **Saalfeld** auf. Dort, in der Nähe der Stadt, stößt er auf die von den Höhen des Thüringer Waldes in großer Uebermacht herabkommenden Franzosen. Fünf Stunden lang führt er den Kampf gegen den fünffach stärkeren Feind. Noch zuletzt an der Spitze seiner Reiter wagt er einen kühnen Angriff auf die französische Cavallerie, aber eine rasche Wendung der Feinde bringt die Seinigen in verwirrte Flucht. Vergebens stemmt der Prinz sich dem Strome der Fliehenden entgegen, er wird unaufhaltsam mit fortgerissen, und seine in die Augen fallenden Ordenssterne bringen ihn in die dringendste Gefahr. Sein Pferd erhält einen Schuß und bricht zusammen. Der Prinz wirft sich aus dem Sattel und nimmt seine Pistolen aus den Halftern. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein; er schießt nach ihnen, der eine Schuß streift den Husaren, der andere fehlt den Wachtmeister. Dieser ruft ihm zu! „General, ergebt Euch!" Der Prinz antwortet durch einen Säbelhieb, kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter, empfängt mehrere leichte Wunden, bis ihn ein Hieb in den Hinterkopf zu Boden streckt. Der Husar wirft sich vom Pferde, durchbohrt die Brust des Gefallenen und wüthet noch gegen den todten Feind. Bauern brachten den Leichnam, mit dreizehn Wunden bedeckt, nach Saalfeld.

Das unglückliche Treffen bei Saalfeld eröffnete den Franzosen die Pässe der Saale und mit starken Massen durchbrechend, umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen, sowie von allen Vorräthen ab. Hierdurch entstand unter den Preußen der bitterste Mangel und in dessen Gefolge Unordnung und Entmuthigung.

Der Theil des Heeres, welchen der Herzog von Braunschweig selbst führte, stand bei **Auerstädt**, eine andere Abtheilung unter Fürst Hohenlohe bei **Jena**, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demselben Tage, am **14. October 1806**, angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt führte Marschall Davoust die Franzosen, bei Jena der Kaiser selbst. Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödlich getroffen, sein Fall brachte Verwirrung und Planlosigkeit in die weitere Führung des Kampfes. Die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens nicht ersetzen, von mehreren Seiten um-

gangen, wich das preußische Heer zurück. Dasselbe wollte sich nach Weimar zurückziehen, um an der Hohenlohe'schen Heeresabtheilung eine Stütze zu gewinnen, als es klar wurde, daß auch diese bereits von gleichem Unglücke betroffen war. Beide geschlagene Theile flohen gegen einander, es erfolgte eine allgemeine Auflösung, das Heer wurde in einzelne Haufen zersprengt, welche von den nachrückenden Feinden einer nach dem anderen vernichtet wurden.

Capitulationen der Festungen. Schmählicher aber als die Niederlage der preußischen Waffen war die unwürdige Verzweiflung, womit man sich fast überall beeilte, dem Feinde ohne Gegenwehr Alles dahinzugeben. Fast keine Behörde dachte an Widerstand, die meisten Festungen wurden dem Feinde ohne alle Vertheidigung überliefert. Die altersschwachen Befehlshaber, statt durch den äußersten Widerstand Zeit bis zur Herankunft der Russen zu gewinnen, zogen es vor und meinten, dem Könige am besten zu dienen, wenn sie den Feind durch schleunige Uebergabe zu versöhnen suchten.

Schon am ersten Tage nach der Schlacht bei Jena (15. October) wurde Erfurt übergeben, und nachdem der Herzog Eugen von Würtemberg (am 17. October) bei Halle besiegt, die Preußen unter Hohenlohe, Kalkreuth und Blücher über die Elbe gedrängt waren, konnte Napoleon am 23. October bereits von allen zwischen dem Rheine und der Elbe liegenden preußischen Ländern, sowie von Braunschweig, Fulda, Hessen-Kassel und den Hansestätten Besitz ergreifen. Am 27. October hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Minister hatten zuerst dort nochmals Gegenwehr versuchen wollen, doch mußten sie darauf verzichten, indem der Gouverneur, Fürst Hatzfeldt, sich sogar weigerte, die großen Kriegsvorräthe wegschaffen zu lassen, um nicht den Zorn des Siegers auf die Stadt zu ziehen. Alle Vorräthe fielen Napoleon in die Hände. In rascher Aufeinanderfolge capitulirten die Festungen Spandau (am 25. October), Stettin (29. October), Küstrin (1. November) und selbst Magdeburg, das Hauptbollwerk des Landes, wo sich die Generale von Kleist und von Wartensleben mit noch 19 anderen Generalen an der Spitze von 22,000 Mann am 8. November schmachvoll ergaben. Der Fürst von Hohenlohe hatte mit seiner Truppenabtheilung am 28. November bei Prenzlau capitulirt, nur der General von Blücher rettete die Ehre der preußischen Armee, indem er gegen drei französische Armeecorps in und bei Lübeck heldenmüthig focht, bis auch er bei Ratkau, jedoch mit allen militärischen Ehren, capitulirte (7. November).

Napoleon ließ nun durch seine Feldherren die Marken und Pommern besetzen, und während seine Verbündeten, die Baiern und Würtemberger, gegen Schlesien marschirten, zog er selbst nach dem polnischen Südpreußen, wo er unterdeß durch einen Aufruf von Berlin aus die Polen zum Aufstande gerufen hatte. Mit dem Kurfürsten von Sachsen, der bisher auf Preußens Seite gestanden, schloß er den Frieden zu Posen, durch welchen derselbe dem Rheinbunde beitrat, seine Truppen zum Kriege gegen Preußen hergab und um diesen Preis ebenso wie früher die Fürsten von Baiern und Würtemberg den Königstitel erhielt. Wiewohl durch ganz Polen der Aufruhr entzündet wurde, mußten die Franzosen doch jenseits der Weichsel ihr sieg-

reiches Vordringen unterbrechen, indem sie dort auf die inzwischen herbeigerückten Heere der Russen trafen.

Vergebens hatte Friedrich Wilhelm versucht, den verderblichen Krieg durch Anknüpfung neuer Unterhandlungen aufzuhalten: Napoleon hatte in seinem Siegesrausche jede Spur von Mäßigung verloren und wollte von ehrenhaften Friedensbedingungen Nichts mehr wissen. Von Berlin aus erließ er, um endlich, wie er hoffte, auch England zu demüthigen, ein Decret über die Continentalsperre, wodurch aller Handel und Verkehr mit England streng untersagt wurde. Freilich wurden hierdurch die Engländer weniger hart betroffen, als die Staaten des Festlandes; denn jene suchten für ihre Waaren andere Handelswege und nahmen unterdeß den Europäern alle überseeischen Colonien fort, während die Staaten des europäischen Continents durch das Stocken alles Handels sehr schwer zu leiden hatten.

Der Uebermuth des Siegers stieg noch, als auch die schlesischen Festungen eine nach der andern sich ergeben hatten, Glogau (am 2. December), Breslau (5. Januar 1807) Brieg (16. Januar), Schweidnitz (7. Februar), Neiße (16. Juni), Kosel (18. Juni), Glatz (25. Juni). Im ganzen Lande widerstanden nur noch Silberberg, Danzig, Kolberg, durch den Oberst Gneisenau im Verein mit den Freischaaren des Lieutenant Schill tapfer vertheidigt, und Graudenz, wo der greise Courbière befehligte und den Franzosen auf die Meldung, der König von Preußen habe sein Königreich verloren, mit Festigkeit erwiderte: „Nun, so werde ich König in Graudenz sein."

Eylau und Friedland. Die Russen hatten unterdeß den Kampf gegen die Franzosen zuerst in Polen eröffnet, bald verlegten sie denselben nach Ostpreußen, wo eine preußische Heeresabtheilung unter L'Estocq, später noch eine unter Kalkreuth zu ihnen stießen. Bei Eylau, nicht weit von Königsberg, trafen die beiden feindlichen Heere auf einander, dort wurde am 7. und 8. Februar (**1807**) in bitterer Kälte unter Schnee und Windessturm eine der blutigsten Schlachten geliefert, welche die Geschichte kennt. Zweimalhunderttausend Mann wütheten gegen einander. Der Kern der französischen Garden wurde aufgeopfert, der Sieg aber dennoch von den Franzosen nicht errungen. Die Russen unter Benningsen fochten mit unerschütterlicher Tapferkeit, und die Preußen, noch zur rechten Zeit eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere blieben auf dem Schlachtfelde, beide schrieben sich den Sieg zu. Vielleicht würde ein neuer Angriff am dritten Tage die Franzosen zum Rückzuge vermocht haben, Benningsen glaubte jedoch seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengungen nicht zumuthen zu dürfen, und führte dasselbe nach Königsberg, Napoleon das seinige nach der Passarge zurück. Vergebens bot jetzt der Kaiser dem König Friedrich Wilhelm einen besonderen Frieden an; dieser war zu ehrenhaft, um seinen Bundesgenossen im Stiche zu lassen; er wollte, wenn es sein sollte, lieber mit Ehren untergehen. In der Convention zu Bartenstein vereinigte er sich von Neuem mit Rußland zu gemeinschaftlichem Handeln. Die Franzosen hatten inzwischen die Eroberung der Festung Danzig zum nächsten Ziele ihrer Operationen gemacht: General Kalkreuth vertheidigte dieselbe drei Monate hindurch mit großem Heldenmuthe, dann übergab er sie unter ehrenvollen Bedingungen. Nach mehreren kleineren Gefechten

kam es am **14. Juni 1807** zu einer neuen und entscheidenden Schlacht bei Friedland. Von früh bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Sieg auf Seiten der Russen, da erschlaffte ihr Eifer, während auf Seiten der Franzosen neue Heereshaufen, besonders die Kaisergarden, anlangten. Endlich war der blutige Tag zu Gunsten Napoleon's entschieden. Die Russen wurden auf allen Seiten zurückgeworfen und wendeten sich nach dem Grenzflusse ihres Reiches, nach dem Niemen hin. Am 19. Juni zog Napoleon in die äußerste Grenzstadt Preußens, in Tilsit ein.

Der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807). Sogleich nach dem Rückzuge über den Niemen wurden zwischen Rußland und Frankreich Friedensunterhandlungen angeknüpft; bei denselben gelang es Napoleon, den Kaiser Alexander durch einschmeichelndes Verhalten und Eröffnung großer Aussichten für sich und für seine weiteren Zwecke zu gewinnen. Er wußte ihn anscheinend zu überzeugen, daß Frankreich und Rußland sich die Weltherrschaft, jenes im Westen, dieses im Osten theilen müßten, und zwar zu dem Zwecke, dem festen Lande endlich den Frieden wiederzugeben und zugleich durch Demüthigung der Engländer die Freiheit der Meere zu sichern. In allen seinen Worten nahm Napoleon den Schein an, als wünschte er Alexander's Freundschaft nur dazu, damit beide vereint, als Schiedsrichter in Europa, den Frieden und das Glück aller Völker fest begründen könnten. Alexander's wohlwollendes Herz war für solche Ideen immerdar begeistert gewesen und er ließ sich daher durch die gleißnerischen Vorstellungen Bonaparte's leicht bethören. So vereinigten sich die beiden Kaiser zu gemeinsamer Beherrschung Europa's; ein Bund aller Mächte des Festlandes gegen die englische Seeherrschaft sollte nöthigen Falls mit Gewalt erzwungen werden. Preußen sah sich zum Lohne für sein hingebendes Vertrauen nun auch von Rußland verlassen: ja bei der bald darauf vollzogenen Zerstückelung des preußischen Reiches ließ sich Rußland selbst noch einen Grenzbezirk (Bialystock) zutheilen.

Die Friedensunterhandlungen mit Preußen wurden gesondert geführt; Napoleon zeigte dabei von Neuem seine heftige Erbitterung gegen das Königshaus: er wurde um so mehr gereizt, als Friedrich Wilhelm sich auch im Unglücke nicht überwinden konnte, sich vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger zu schmiegen, vielmehr dessen höhnenden Uebermuth durchweg mit edlem Stolze und hoher Würde begegnete. Auch die Königin zeigte in jenen unseligen Tagen ihre ganze Hochherzigkeit. Als Napoleon geringschätzig seinen Unwillen äußerte, wie Preußen es habe wagen können, ihn anzugreifen, da sagte sie das schöne berühmte Wort: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Solcher ächt königliche Stolz verletzte den hochmüthigen Mann, welcher selbst zu niedrig dachte, um diese edle Gesinnung am Feinde zu ehren; der Friede, welchen er für Preußen dictirte, war ein neuer Beweis seiner großen Erbitterung.

Am 9. Juli 1807 wurde der **Friede zu Tilsit** abgeschlossen: Friedrich Wilhelm mußte die Hälfte seiner Staaten opfern, alle seine Häfen dem englischen Handel verschließen, und die Zahlung einer fast unerschwinglichen Kriegscontribution (von fast 140 Millionen Franken) übernehmen. Endlich mußte sich der König verpflichten,

fortan nur eine Armee von einer fest bestimmten Anzahl Soldaten (42,000) zu halten.

Die Länder, welche Preußen abtreten mußte, waren im Einzelnen folgende:

alle Besitzungen zwischen Elbe und Rhein, nämlich die Altmark, die westliche Hälfte des Herzogthums Magdeburg mit der Stadt Magdeburg und dem Saalkreise, das Fürstenthum Halberstadt mit den zugehörigen Herrschaften, der preußische Antheil an der Grafschaft Mansfeld, das Fürstenthum Erfurt, das Eichsfeld und alle übrigen vormals kurmainzischen Besitzungen in Thüringen, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Minden, Münster, Ostfriesland, Baireuth, die Grafschaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg, die Abteien Quedlinburg, Essen, Werden, und die vormals freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. — Zu diesen Abtretungen ist ferner das Kurfürstenthum Hannover zu rechnen, für dessen nunmehr vereitelte Erwerbung Preußen kurz vorher Anspach, einen Theil von Cleve und Neufchatel hingegeben hatte;

ferner die Herrschaften **Cottbus** und Peiz (der Cottbuser Kreis in der Lausitz);

sodann **fast alle vormals polnischen Landestheile**, nämlich: Südpreußen (mit Thorn), Neuostpreußen, der südliche Theil des Netzdistrictes, der westpreußische Kreis Culm, sowie Stadt und Gebiet Danzig, endlich auch Neuschlesien.

Auch mußte sich Preußen verpflichten, den Franzosen und ihren Bundesgenossen die Schifffahrt auf der Weichsel, der Netze und dem Bromberger Kanal frei zu lassen; später wurde noch die Einräumung der drei nach Warschau, Posen und Kalisch führenden großen Handelsstraßen erzwungen.

Preußen verlor durch den Tilsiter Frieden von 6224 Quadratmeilen, die es mit Einschluß Hannovers zuletzt besessen, 3357, — von etwa 10 Millionen Einwohnern beinahe 5 Millionen.

Friedrich Wilhelm entließ seine ehemaligen Unterthanen, mit Ausnahme der Polen, die sich selbst von der Treue gegen ihn losgesagt hatten, durch ein von Memel datirtes Patent vom 24. Juli 1807. „Ihr kennt," sagt er darin, „geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten der letzten Jahre. Meine Waffen erlagen dem Unglücke, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt in die äußerste Grenze meines Reiches, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts mehr übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte, so wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande schmerzliche Opfer auf. Was Jahrhunderte, biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen

mein Haus. Unsere heißen Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Euerm neuen Landesherrn; seid Ihm, was Ihr mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen."

Von vielen Seiten gingen die rührendsten Antworten auf diesen edlen, einfachen Abschied ein; besonders ist die treuherzige Erwiderung der Bauern der Grafschaft Mark u. s. w. bekannt geworden. Sie schrieben dem Könige: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, wenn Deine Feldherren und Räthe zu betäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns herzuführen, und sie mit unseren Landknechten vereint zu einem neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt wissen, daß in unseren Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig rollt, und wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittekind unsere Landsleute zu nennen. Auf unserem Grunde und Boden liegt das Siegesfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, welche das Deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland errettet, denn unsere Landknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat seine Pestluft noch nicht über uns ausgegossen. Indessen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Feldherren und klügere Räthe finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist ja nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksales? Wir müssen alle mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unserem Vermögen ist zu ändern. Gott stehe uns bei. Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein, und unsere Sprache, unseren Glauben und unseren Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, wie Du, guter, lieber König, es immer gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude."

Von den Landestheilen, welche Preußen im Tilsiter Frieden abtreten mußte, wurden Südpreußen, fast ganz Neuostpreußen, der südliche Netzdistrict und Culm zu dem neugebildeten Großherzogthume Warschau gewiesen, welches dem Könige von Sachsen zum Lohne seiner Dienste gegen Napoleon übergeben wurde. — Einen Theil von Neuostpreußen, nämlich den District Bialystock, erhielt Rußland, welches es ungeachtet des früheren Bündnisses mit Preußen nicht verschmähete, sich an der Beute aus Preußens Fall zu betheiligen. Die Stadt Danzig sollte unter Preußens und Polens Schutz eine freie Stadt werden, aber da ein französischer Befehlshaber dort blieb, konnte die Unabhängigkeit nur eine scheinbare sein. Cottbus kam an Sachsen, welches dagegen andere Bezirke (seinen Antheil an Mansfeld u. a.) Frankreich zur Verfügung überließ. Das Fürstenthum Baireuth gab Napoleon (jedoch erst 1810) an Baiern. Erfurt, welches der Kaiser als einen trefflichen Stützpunkt in der Mitte Deutschlands für die Entfaltung seines

Einflusses betrachtete, ließ er zunächst für sich selbst verwalten. Ostfriesland wurde dem Könige von Holland überwiesen, später (1810) mit dem französischen Kaiserreiche selbst als besonderes Departement vereinigt. Alle übrigen Besitzungen zwischen Elbe und Rhein wurden theils dem von Napoleon für seinen Bruder Hieronymus (Jerome) gegründeten Königreich Westphalen, theils dem Großherzogthume Berg, welches (1806) für des Kaisers Schwager Murat gebildet war, zugetheilt. Das Königreich Westphalen erhielt von ehemals preußischen Landestheilen: die Altmark, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Mansfeld, Hildesheim, das Eichsfeld, Paderborn, Ravensberg, Minden, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar. (Außerdem umfaßte dasselbe schließlich Hessenkassel, die braunschweigischen Länder, fast ganz Hannover und einige andere Gebiete, wovon jedoch Napoleon 1810 mehrere Departements für das Kaiserreich wegnahm.) Zum Großherzogthume Berg wurden von vorher preußischen Gebieten die Grafschaft Mark, das Fürstenthum Münster und Tecklenburg gewiesen. (Außerdem gehörten dazu Berg, die früher von Preußen abgetretenen Landestheile Cleve, Essen, Werden u. s. w., ferner Deutz und eine große Anzahl vormals reichsunmittelbarer Herrschaften am rechten Rheinufer. Als Murat König von Neapel geworden war, ernannte Napoleon (1809) seinen unmündigen Neffen Louis Napoleon, Sohn des Königs von Holland, zum Großherzog von Berg, bis zur Mündigkeit unter unmittelbarer französischer Verwaltung.)

43. Preußens Wiedergeburt*).

Der Tilsiter Frieden bezeichnet den Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung Preußens, und doch mischt sich in die Gefühle der Trauer und Beschämung, mit welchen das preußische Volk auf denselben zurückblickt, jetzt nach dem Verlaufe der Zeiten zugleich der lebendigste Dank gegen den Lenker der Staaten; denn von jenem tiefen Falle ging Preußens herrliche Wiedererhebung aus, welche nimmer so innerlich bedeutsam und gewaltig geworden wäre, wenn nicht des Staates unsägliches Unglück eine tiefe Einkehr des Volkes in sich selbst bewirkt hätte. Das Unglück von Jena und die Schmach der darauf folgenden Tage mußte als eine gemeinsame Schuld empfunden werden und den Blick der Regierenden, wie des Volkes in Preußen auf die großen Gebrechen der inneren Einrichtungen, auf die Mängel der Gesinnung, auf die Verirrungen der öffentlichen Geistesrichtung lenken, bevor der neue kräftige Aufschwung eintreten konnte, durch welchen Preußen bald den Völkern voranging. Die gottvergessene, leichtfertige Denkungsweise, welche in den vorigen Jahrzehnten in allen Ständen um sich gegriffen, Eigensucht und Genußsucht genährt, ächte Gediegenheit des Denkens und Trachtens aber untergraben hatte, — sie verschwand in jenen Tagen der herben Prüfung und Züchtigung, um einer würdigeren Gesinnung, ächter Frömmigkeit und wahrer Mannesstärke wieder Raum zu geben. Im innigsten Anschlusse an das erhabene Königspaar, welches als schönstes Muster würdiger Ergebung, geistiger und sittlicher Kraft voranleuchtete, strebte das ganze Volk, sich eines besseren

*) Größtentheils nach Pertz, Leben des Freiherrn von Stein.

Geschickes für die Zukunft durch eine innere Erhebung wieder würdig zu machen, — und so ist das Unglück von Jena und Tilsit, als der Quell der preußischen Wiedergeburt, unter Gottes Beistand ein Segen für Preußen geworden.

Die Lage des Staates nach dem Tilsiter Frieden. Zunächst freilich stand es sehr schlimm um das Vaterland nach jenen unheilvollen Tagen: nicht nur war dasselbe um die Hälfte verkleinert, und ein Theil gerade seiner treuesten und ergebensten Söhne losgerissen und fremdem Joche unterworfen, — auch diejenigen, welche unter dem Scepter der Hohenzollern zurückgeblieben waren, sahen die Lebenskraft gelähmt und fast keine Möglichkeit, auch nur ein kümmerliches Dasein zu fristen: so schwer lasteten auf dem Lande die harten Bedingungen, welche zur Befriedigung des herzlosen Ueberwinders noch zu erfüllen waren. Napoleon's Haß gegen Preußen war mit dem Tilsiter Frieden nicht erloschen: er betrachtete diesen nur als eine Art Waffenstillstand, welcher die preußische Monarchie seiner ferneren Willkür überlasse, sobald erst der geeignete Augenblick zu ihrer völligen Vernichtung gekommen sei. Durch einen besonderen Vertrag über die Ausführung der einzelnen Friedensbedingungen hatte er sich die Mittel geschaffen, um unter dem Scheine und Schutze des Friedens den Krieg gegen das wehrlose Land fortzusetzen. In diesem Vertrage hatte er zwar zugesagt, daß die Länder im Osten der Weichsel und Oder bis zum 5. September, die Marken und Schlesien bis zum 1. October, das übrige Land bis zur Elbe am 1. November von den französischen Heeren geräumt werden sollten, aber nur unter Bedingungen, deren Erfüllung für das erschöpfte Preußen an die Unmöglichkeit grenzte. Es sollte nämlich vorher die ganze ungeheuere Summe von 140 Millionen Kriegskosten gezahlt, inzwischen aber die französischen Truppen bis zur Räumung des Landes aus preußischen Magazinen ernährt werden. Vergeblich suchte der König durch die Sendung seines Bruders, des Prinzen Wilhelm, nach Paris eine Erleichterung in der Abzahlung zu erlangen, derselbe vermochte Nichts durchzusetzen, vielmehr kamen immer neue Forderungen zum Vorscheine, während drei französische Armeecorps von 150,000 Mann unter drei Marschällen auf dem unglücklichen Lande lasteten. Kaiser Alexander erlangte von Napoleon endlich bei einer Zusammenkunft in Erfurt die Ermäßigung der Forderungen um 20 Millionen, doch sollten bis zur völligen Bezahlung dieser Summe die drei Festungen Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen des Feindes bleiben und die Besatzung von 10,000 Mann von der preußischen Regierung ernährt werden. Die französischen Behörden zeigten in allen Verhandlungen über die Vollziehung des Friedens den höchsten Grad von Härte, kaltem Uebermuthe, Rücksichtslosigkeit und Willkür; jede Provinz wurde durch den darin befehligenden Marschall, jede Stadt durch die Anmaßung und Geldgier eines französischen Commandanten gepeinigt. Dabei waren die furchtbaren Folgen des verheerenden Krieges noch überall sichtbar, alle Kräfte des Landes, besonders in Preußen, erschöpft, der Viehstand zerstört, viele Dörfer und Städte abgebrannt, viele tausend Familien ins Elend getrieben, so daß in einem einzigen Orte fünfhundert Kinder armer verschollener Aeltern auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Es war keine leichte Aufgabe, unter so traurigen Verhältnissen und bei so drückenden Verpflichtungen den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen. Friedrich Wilhelm aber ließ den Muth nicht sinken: im festen Vertrauen auf Gott unternahm er es gerade in jener Zeit tiefster Noth, die Keime einer schöneren Wiedergeburt zu pflegen und zu beleben. In solcher Absicht richtete er seinen Blick auf einen Mann, dessen Einsicht, Thatkraft und Vaterlandsliebe schon längst sein Vertrauen erweckt hatten, auf den berühmten Freiherrn von Stein.

Heinrich Friedrich Karl von Stein, aus einem alt-adeligen Hause, in Nassau geboren, war in ernst-christlicher Weise erzogen, in den alten und neuen Sprachen, in den Staatswissenschaften und besonders in der Bergkunde durch Hauslehrer und auf der Universität Göttingen wohl unterrichtet worden; dann hatte er nach Sitte des reicheren Adels Dienste am Kaiserhofe, später aber in Preußen genommen, wo er schnell emporstieg. Im Jahre 1804 war er Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe geworden; aber mit dem damaligen Gange der preußischen Politik nicht einverstanden, machte er dem Könige darüber freimüthige Vorstellungen, und da dieselben unwillig aufgenommen wurden, nahm er seinen Abschied (Anfang 1807). Kaum aber war der Tilsiter Frieden geschlossen, so berief ihn der König von Neuem, schenkte ihm sein Vertrauen, entfernte aus seinem Cabinet die Personen, welche dem neuen Minister nicht geeignet schienen, und übergab ihm die Leitung der ganzen inneren Verwaltung, welche der hochsinnige, für das Vaterland begeisterte und von Haß gegen die Fremdherrschaft entglühte Mann trotz der verzweifelten Lage Preußens im Vertrauen auf die Vorsehung und auf die Hülfe gleichgesinnter und würdiger Männer muthig ergriff. Bald schloß sich ihm ein Kreis hochstrebender patriotischer Staatsmänner an, unter welchen wir die Minister von Hardenberg und von Schrödter, die Geheimeräthe Stägemann, Niebuhr, von Altenstein, von Schön, die Obersten Scharnhorst, von Gneisenau nennen.

Als seine nächste Aufgabe betrachtete Stein die Ueberwindung der augenblicklichen Schwierigkeiten, die Befreiung Preußens von dem fremden Heere und von der drückenden Schuldenlast, als weitere Aufgabe aber Weckung eines sittlichen, religiösen, vaterländischen Geistes in der Nation. Es sollte ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit und Nationalehre eingeflößt werden, um dann die erste günstige Gelegenheit zum Kampfe für diese Güter zu ergreifen.

Das erste Ziel, für welches kein Opfer gescheut werden durfte, war, wie gesagt, die Räumung des Landes, daher als Vorbedingung die Zahlung der Contribution. Erst mußte man im eigenen Hause wieder Herr zu werden suchen. Um die Mittel zur Contributionszahlung aufzubringen, und um die Finanzen des Staates überhaupt besser zu ordnen, richtete Stein sein Augenmerk theils auf die Beschränkung der Ausgaben, theils auf die Vermehrung der gewöhnlichen Einnahmen.

Die Ersparungen mußten die erste Hülfe sein. Gleich nach dem Frieden waren manche Einschränkungen eingeführt worden: dieselben wurden jetzt weiter ausgedehnt. Der König ging mit dem Beispiele persönlicher

Opfer voran: er schränkte die Hofhaltung sehr ein, behielt nur die unentbehrlichsten Personen bei und entsagte den ihm zukommenden Schatullgeldern. An der königlichen Tafel ging es damals einfacher zu, als in vielen bürgerlichen Familien. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm verzichteten auf ein Drittheil ihrer Apanagen. Das große goldene Tafelservice, ein Nachlaß Friedrich's des Großen, ward in die Münze geschickt und in Friedrichsd'ors ausgeprägt. Umfassende Pläne zu zweckmäßigen Ersparungen, besonders im Heere, wurden vorbereitet. — Die Ersparnisse, sowie die vorhandenen Kassenbestände reichten jedoch zur Contributionszahlung bei Weitem nicht hin; es mußte nach weiteren Mitteln gesucht werden. Es gelang, ein Anlehen von 20 Millionen Gulden bei den Holländern zu machen, — von Rußland erlangte man gegen 20 Millionen Thaler für Vorschüsse und Lieferungen in den letzten Feldzügen. Doch blieb noch immer ein bedeutender Betrag der Contribution übrig, zu dessen Deckung man, so ungern es geschah, doch eine Erhöhung der Steuern, eine sogenannte Contributionssteuer, einführen mußte, deren Aufbringung in jeder Provinz mit den Landständen besonders berathen wurde. Den rastlosen Bemühungen der neuen Verwaltung gelang es endlich, bis zum Schlusse des Jahres 1808 die übernommenen Verpflichtungen an den Unterdrücker abzutragen und das Land von der feindlichen Occupation zu befreien. Am **10. December 1808** konnten unter unendlichem Jubel der Bevölkerung wieder preußische Truppen in die Hauptstadt des Landes einziehen.

Neugestaltung der Staatseinrichtungen. Aber mehr noch, als der Gegenwart, war die Fürsorge der neuen Regierung der Zukunft zugewandt. Von dem kleinen Gebiete aus, auf welches der preußische Staat nun beschränkt war, sollte allmälig wieder eine neue beachtenswerthe Macht erschaffen werden: dies konnte nur geschehen, indem alle inneren Kräfte der Nation angeregt und gleichsam verdoppelt wurden. Vor Allem mußte dazu eine kräftige Gesinnung, eine lebendige Thätigkeit und eine rege Theilnahme am öffentlichen Wohle in allen Schichten der Bevölkerung erweckt werden. Der Fluch und das Unglück der jüngst vorhergegangenen Zeiten war es eben gewesen, daß der Sinn für das Gemeinwohl erstorben und persönliche Eigensucht an dessen Stelle getreten war: man hatte nur darnach gestrebt, daß im Staate äußerlich Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werde, um sich dem Genusse des Lebens so frei als möglich hingeben zu können, für alle höheren geistigen und sittlichen Bestrebungen dagegen waren die Meisten gleichgültig gewesen, man hatte kein Herz gehabt für die Nation, für nationale Freiheit und Würde. Aus dieser Gleichgültigkeit war man jetzt durch die harten Schläge von Jena und Tilsit endlich wieder erweckt worden. Die Männer, welche damals die Leitung des Staates in die Hand nahmen, Stein vor Allen, fühlten, daß, wenn es mit Preußen einst wieder besser werden sollte, die Belebung des öffentlichen Geistes selbst die Grundlage alles weiteren Strebens sein müßte. Um in den Einzelnen Theilnahme am Gemeinwohle wiederzuerwecken, hielt er es für nöthig, die Nation wieder mehr als bisher zur Betheiligung an den öffentlichen Geschäften heranzuziehen. Statt daß besoldete Beamte Alles bis zum Kleinsten auch in Gemeinde- und Privatangelegenheiten gethan, sollte der Bürger zu

einer eigenen lebendigen Thätigkeit angeregt werden. Alle in der Nation vorhandenen Kräfte sollten für ihre eigenen höheren Interessen, für ihre National- und Communalangelegenheiten in Anspruch genommen und hierdurch am sichersten Vaterlandsliebe und Gemeingeist erzielt werden. Als leitender Grundsatz der Regierung wurde deshalb ausgesprochen, einem Jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwickelung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte zu gestatten, und alle hiergegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf gesetzmäßige Weise hinwegzuräumen. Zugleich sollte besonders auf die Belebung der einzelnen Stände gewirkt, in jedem Stande Thätigkeit, Einsicht, Selbstgefühl und Hingabe für das Vaterland erzeugt werden.

Zunächst richtete die Regierung ihr Augenmerk auf den Bauernstand. Man hatte ein durch den Krieg verödetes, ausgesogenes Land zurückbekommen, vor allen Dingen galt es daher, dem Lande seinen Ackerbau wieder zu verschaffen, den Stand der Landbauer zu heben. Mit einzelnen Unterstützungen war bei der großen Noth wenig gethan, der allgemeinen Bedrängniß mußte durch allgemeine Mittel begegnet, die Selbstthätigkeit der Bauern durch eine günstige Aenderung ihrer ganzen Lage angespornt werden. Der Bauernstand war großentheils noch persönlich unfrei, wenn auch nicht leibeigen, doch dem Gutsherrn erbunterthänig: der Bauer war mit seiner Person an das Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden, seine Kinder durften nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn in fremde Dienste gehen, seine Töchter nicht ohne des Gutsherrn Wissen und Willen sich verheirathen, — der Acker, den er bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch, der eigentliche Besitzer war der Gutsherr, dem er für die Benutzung vielfache schwere Frohndienste, Natural-Lieferungen und Geldabgaben leisten mußte. Bei einem so gedrückten Verhältnisse konnte eine Hebung des Bauernstandes zu lebendiger, freudiger Thätigkeit nicht erwartet werden; denn es fehlte dem Bauer, der nicht selbst Besitzer war, der kräftigste Anreiz, den Grund und Boden zu verbessern. Deshalb beschloß der König, einen freien Bauernstand in Preußen zu schaffen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war seit seinem Regierungsantritte sein Ziel gewesen, jetzt wurde er durch die unglückliche Lage des Landes zur Beschleunigung dieses Schrittes genöthigt. Schon im October 1807 erschien eine Cabinetsordre, betreffend die **Aufhebung der Erbunterthänigkeit** auf sämmtlichen preußischen Domänen. Unter Berufung auf ein Edict Friedrich Wilhelm's I. bestimmte der König, daß auf sämmtlichen Domänen vom 1. Juni 1808 schlechterdings keine Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflicht mehr stattfinden sollte. Er erklärte vielmehr alle Domänen-Einsassen für freie, von allen Folgen der Erbunterthänigkeit unabhängige Menschen und auch entbunden von dem Gesindezwange und Loskaufsgelde beim Verziehen. — Gleichfalls im October 1807 erschien ein Edict, betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, durch welches den Bürgerlichen der Erwerb adeliger Güter und umgekehrt gestattet, sowie überhaupt die freie Verfügung über das Grundeigenthum behufs Verbesserung der Cultur erleichtert und zugleich be-

stimmt wurde, daß fortan kein Unterthänigkeits-Verhältniß mehr entstehen und die vorhandenen aufhören sollten.

Die Städte bedurften gleichfalls einer gründlichen Aenderung ihrer Verhältnisse. In Preußen, wie in ganz Deutschland war seit dem dreißigjährigen Kriege die Selbstständigkeit der städtischen Behörden immer mehr gesunken, und gleichzeitig hatte sich der bessere städtische Gemeingeist fast gänzlich verloren. Die im achtzehnten Jahrhunderte eingesetzten Kriegs- und Domänenkammern, sowie die Steuerbehörden hatten in die Selbstständigkeit der städtischen Verwaltung noch tiefer eingegriffen, und am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts war gar noch die Vorschrift hinzugekommen, daß die obrigkeitlichen Stellen in den Städten mit ausgedienten Militärs besetzt werden sollten. Diese Leute, ohne Anspruch auf das Vertrauen der Bürgerschaft, den Geschäften und Bedürfnissen der Stadt völlig fremd, suchten in ihren Stellen meistens nur Ruheplätze und setzten den willkürlichen Uebergriffen der königlichen Behörden und der commandirenden Offiziere keinen Widerstand entgegen. Die Kriegs- und Domänenkammern gewöhnten sich immer mehr, alle städtischen Angelegenheiten an sich zu ziehen und zu entscheiden, die Bürgerschaft und der Magistrat dagegen wurden jeder selbstständigen Entscheidung über das Gemeinwesen beraubt, und so konnte sich unter den Bürgern Einsicht, Geschäftsthätigkeit und Liebe zur Sache nicht bilden. Ohne Achtung und Vertrauen zu ihrer Obrigkeit, ohne Mitwirkung und Vereinigungspunkt, verloren dieselben allen Eifer und alle Aufopferungsfähigkeit für die Gemeinde. Daher war es gekommen, daß die Städte auch im letzten Kriege sich so ohne alle Kraft und Widerstandsfähigkeit gezeigt hatten. Die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung war einleuchtend. Stein beschloß, die Verfassung der Städte auf dem Grunde einer freien und geordneten Theilnahme der Bürger an der Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten herzustellen.

Am 19. November 1808 bestätigte der König die nach diesem Grundsatze ausgearbeitete Städteordnung. Dieselbe überließ den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und die Theilnahme der letzteren an der Verwaltung durch gewählte Vertreter (Stadtverordnete). Durch dieses Gesetz wurde in der That bald wieder Liebe zur Gemeinde, Theilnahme an ihren Angelegenheiten und ein erhöhtes Gefühl von Selbstständigkeit und Ehre erweckt. Stein selbst sah seine Schöpfung nicht als vollendet an, erkannte vielmehr später mehrere wesentliche Mängel derselben, aber trotz aller seitdem nothwendig gewordenen Aenderungen wird ihm noch heute die Anerkennung zu Theil, daß die Städteordnung damals ein überaus dankenswerther Fortschritt war und vielen reichen Segen für das Gemeinwesen gestiftet hat.

Die gründliche Verbesserung der Einrichtungen aller einzelnen Stände sollte nach Stein's Absicht auch zur Herstellung zweckmäßiger Provinzialstände und als letztes Ziel zur Errichtung von Reichsständen führen, doch sind diese Pläne damals noch nicht zur Reife gelangt.

Dagegen ist die höchste Verwaltung des Staates selbst auf Stein's Rath und Anlaß durchaus neu geordnet worden. Die vorhandenen,

größtentheils von Friedrich Wilhelm I. eingerichteten Behörden standen damals neben einander ohne eigentlichen inneren Zusammenhang; der Vereinigungspunkt sollte der Staatsrath sein; er war jedoch ohne jede erhebliche Wirksamkeit. Der größte Einfluß beruhete nicht bei den Ministern in ihren einzelnen Departements, sondern im königlichen Cabinet, wo die Cabinetsräthe allein den Vortrag hatten. Unter Friedrich dem Großen, welcher selbstständig regierte und mit den Ministern mündlich oder schriftlich verhandelte, hatten die Cabinetsräthe nur des Königs Willen als bloße Secretäre ausgefertigt, unter Friedrich Wilhelm II. dagegen hatten sie einen überwiegenden Einfluß gewonnen und sich zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber, die Minister, gedrängt. Diese hatten die ganze Verantwortlichkeit für die Maßregeln in ihren Departements, und doch hatten sie für gewöhnlich keinen Vortrag beim Könige, dieser entschied vielmehr auf den Vortrag der Cabinetsräthe, und oft sahen sich die Minister genöthigt, Befehle des Cabinets auszuführen, bei deren Entstehung ihnen keine Mitwirkung gestattet gewesen war. Da nun die Cabinetsräthe nach und nach allen Einfluß an sich rissen, so wurde dadurch auch das persönliche Ansehen der Minister bei ihren Untergebenen untergraben. Das Verhältniß war um so peinlicher geworden, als ein Mann von dem geringen sittlichen Werthe und von dem Intriguengeist Lombard's die einflußreiche Stellung eines Cabinetsrathes bekleidete. Stein hatte schon im Jahre 1806 dem Könige dringende Vorstellungen über dieses Mißverhältniß gemacht, damals aber ohne Erfolg. Als er nun nach dem Tilsiter Frieden an die Spitze der Verwaltung berufen wurde, war die erste Bedingung, die er stellte und die ihm bewilligt wurde, daß der Freund des unterdeß gestürzten Lombard, der Cabinetsrath Beyme, entlassen und überhaupt das rechte Verhältniß der höchsten Verwaltungsbehörden wiederhergestellt würde. Er verlangte sofort die Abschaffung aller überflüssigen Behörden, die Vereinigung sämmtlicher Verwaltungszweige im Ministerium unter Vorsitz des Königs, — die obere Leitung aller Staatsangelegenheiten durch die Minister und tüchtige Berathung aller Dinge derselben in den gemeinschaftlichen Conferenzen. Die Cabinetsräthe sollten dem Könige fortan nur die minder wichtigen Angelegenheiten nach den Anträgen der Minister vorlegen und seine Befehle darüber ausfertigen.

Am 24. November 1808 erhielt die von ihm entworfene Verordnung, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden, die königliche Genehmigung. Sie stellte musterhafte Rechtlichkeit als Charakter der neuen Verwaltung, Einheit, Kraft und geistige Regsamkeit als ihr Ziel hin. Diese Verordnung bildet den Kern, aus welchem sich fast Alles entwickelt hat, was seit jener Zeit die Verwaltung in Preußen auszeichnet und was dieselbe in vieler Hinsicht über die Regierung fremder Staaten erhoben hat.

Fast gleichzeitig erschien die Organisation der Provinzialbehörden. In den einzelnen Provinzen wurden nach denselben leitenden Grundsätzen Regierungen eingerichtet mit mehreren Abtheilungen für die innere (Polizei-) Verwaltung, die Domänen und Finanzen. Für die Verwaltung der Kreise wurden die Landräthe beibehalten. Als ein wesentliches Mittelglied aber zwischen den Provinzen und der oberen Staatsverwaltung wurden die

Oberpräsidenten hingestellt, welche als nächste Vorgesetzte der Regierungen an Ort und Stelle eine genaue, lebendige Aufsicht über die öffentliche Verwaltung und die Treue und Tüchtigkeit der Beamten führen sollten. Ihnen wurde zugleich die Aufsicht über die ständische Verfassung der Provinzen übertragen, deren allgemeine Interessen überhaupt ihrer Fürsorge anheimgegeben wurden. Sie sollten sich alle Jahre zu einer bestimmten Zeit in Berlin versammeln, im Staatsrathe über ihre ganze Verwaltung Bericht erstatten und durch gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen die Staatsverwaltung möglichst vervollkommnen.

Die neue Wehrverfassung. Während der Minister von Stein so nach allen Seiten hin bemüht war, neue Grundlagen für ein gedeihliches Staatsleben zu schaffen, verlor man auf der anderen Seite die Erneuerung der Wehrkraft des Landes nicht aus den Augen.

Gerhard David Scharnhorst war es, der das preußische Heerwesen auf neuen Grundlagen umgestaltete. Scharnhorst war im Hannöverschen aus freibäuerlichem Stande geboren, hatte eine Jugend unter angestrengter Arbeit verlebt, dann aber, da die Verhältnisse des Vaters sich verbesserten, auf der Kriegsschule zu Bückeburg eine gute militärische Erziehung erhalten. Im Jahre 1777 trat er in hannöversche, 1801 in preußische Dienste, 1804 wurde er Oberst, 1807 während des Krieges Generalmajor. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften: ruhige Beharrlichkeit und eine fast prophetische Zuversicht lagen in seinem milden und doch durchaus entschlossenen Wesen; sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit hatte er aus der Hütte seines Vaters bis an die Stufen des Thrones gebracht; sorgfältige Beobachtung und angestrengte Forschung hatten seinem Geiste einen großen Reichthum an Hülfsmitteln, sowie die Vorsicht und Entschlossenheit gegeben, welche für das Gelingen seiner schweren Aufgabe nöthig waren. Ein schlichtes, anspruchloses, selbst vernachlässigtes Aeußere verhüllte die großen Pläne, die tiefen glühenden Gefühle seiner Brust. Wer ihn einmal erkannt hatte, der mußte ihm seine Achtung auf immer gewähren, und er stieg bald in dem Vertrauen des Königs, mit dessen eigenem Wesen sein sanfter, ruhiger, beharrlicher Charakter, sein richtiger, klarer Verstand, seine Besonnenheit im vollkommensten Einklange waren. Er war von Selbstsucht völlig frei, all sein Streben gehörte dem Vaterlande, für das er gelebt hat und gestorben ist.

Ihm zur Seite standen der Oberst von Gneisenau, nach einem Feldzuge in Amerika seit 1785 im preußischen Heere, wo er zuletzt durch die einsichtsvolle, tapfere Vertheidigung Kolbergs seinen Ruhm begründet hatte, ferner die ausgezeichneten Militärs von Grolmann und von Boyen.

Das Heer war durch die Unfälle des Krieges auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen, es mußte neu geschaffen werden, zugleich in einem neuen Geiste und mit neuen Mitteln. Der König selbst hatte wenige Tage nach dem Tilsiter Frieden den Anstoß und die kräftige Anregung dazu gegeben, und die Hauptpunkte, auf die es ankomme, aufgesetzt. An seinem Geburtstage, am **3. August 1808**, erschienen die Verordnungen, welche die Grundlage der neuen Kriegseinrichtungen enthielten, in denen Preußen die Rettung aus französischer Knechtschaft, die Herstellung des alten Ruhmes und

seine Erhebung zu einer der ersten Kriegsmächte Europa's gefunden hat. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes war der oberste Grundsatz der neuen Wehrverfassung; statt des früheren Werbe- und Söldnerwesens sollten fortan alle dienstfähigen Söhne Preußens zwischen 18 und 25 Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sein. Indem so der Kriegsdienst den Charakter einer allgemeinen patriotischen Pflicht erhielt, wurde derselbe von innen heraus veredelt. Rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst (in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit), Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen, — Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger, charakterfester Befehlshaber, — das sind einige der Grundgedanken dieser neuen Heereseinrichtung, welcher die Lorbeeren von Lützen, an der Katzbach, Großbeeren, Leipzig, Ligny und Waterloo entblühen sollten.

Nicht mit einem Male durfte man ein großes Heer wieder erschaffen; denn Napoleon hatte in einer Convention vom 8. September 1808 die Zahl der Truppen, welche Preußen halten durfte, auf 42,000 beschränkt. Dadurch war die offene militärische Thätigkeit beengt; um dennoch eine größere Heeresmasse für die Zukunft auszubilden, ohne den Argwohn des fremden Gewalthabers zu erwecken, mußte man heimlich und mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Von dieser geheimen Thätigkeit war der stille, bedächtige Scharnhorst so recht die Seele. Man führte einen raschen Wechsel in der Mannschaft der Armee ein: ließ die Rekruten eintreten, schnell einexerciren, um sie dann sogleich wieder zu entlassen und andere an ihrer Stelle auszuheben, welche ebenso schnell einexercirt wieder anderen Platz machten. So wurde in wenigen Jahren ein großer Theil des Volkes waffentüchtig gemacht, und, ohne daß man die Zahl der 42,000 jemals überschritt, hatte man doch in kaum drei Jahren schon 150,000 Mann einexercirte Leute im Volke, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten. In aller Stille ward durch Einkäufe von Gewehren dafür gesorgt, auch die nöthige Waffenrüstung für eine so große Masse zu besitzen. Die Festungen wurden gleichfalls neu armirt, die Artillerie angemessen wiederhergestellt, Alles, ohne daß die Franzosen die furchtbare Macht ahnten, die sich hier wie unterirdisch bildete.

Parteibestrebungen gegen Stein; der Tugendbund. Während die patriotischen Männer, welche an der Spitze des preußischen Staates standen, auf diese Weise die Stunde der künftigen Befreiung vorbereiteten, gab es freilich auch Manche im Volke, welche theils durch ihr früheres Leben und durch ihre Gesinnung, theils aus eigensüchtigen Interessen der französischen Sache anhingen und im Anschlusse an Frankreich größeren Vortheil für Preußen erblickten. In Königsberg bildete sich während des dortigen Aufenthalts des Königs eine Partei, an deren Spitze der alte Feldmarschall von Kalkreuth stand, und welche durch ihre Verbindungen bei Hofe die neue Verwaltung zu untergraben und besonders das Gemüth des Königs gegen Stein

einzunehmen bemüht war. Doch waren alle ihre Versuche vergeblich und die neuen Räthe erwarben sich von Tage zu Tage in höherem Grade das Vertrauen ihres königlichen Herrn, wie die dankbare Verehrung des preußischen Volkes. In allen Klassen nahm der Unwillen über Napoleon's Gewaltherrschaft täglich überhand, derselbe wurde durch einzelne begeisterte Männer, wie durch Fichte in seinen „Reden an die Deutschen", durch Dichter, wie E. M. Arndt, Körner, Schenkendorf u. A., noch lebhafter angefacht. Derselbe Geist führte unter Anderem auch zur Stiftung des sogenannten Tugendbundes. Ein ehemaliger Assessor, Heinrich Bardeleben, verband sich im Sommer 1808 mit einigen Offizieren und Gelehrten zu einem „wissenschaftlich-sittlichen Vereine" mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Selbstsucht in sich und in den öffentlichen Verhältnissen zu bekämpfen, die edleren sittlichen Gefühle zu beleben, und die auf denselben Zweck gerichteten Bemühungen der Regierung zu unterstützen. Zu den ersten Mitgliedern gehörten auch Gneisenau und Grolmann; Stein dagegen (welchen man irrthümlich sogar für einen der Mitbegründer gehalten hat), lehnte die Theilnahme ab, weil er meinte, es bedürfe keiner anderen Anstalt, als nur der Belebung des christlichen vaterländischen Geistes, wozu der Keim in den bestehenden Einrichtungen des Staates und der Kirche schon liege. Auch Schleiermacher, Niebuhr, Eichhorn u. A. erklärten, daß es für sie keines äußeren Bandes und Erkennungszeichens bedürfe. Der Verein erhielt jedoch die Bestätigung seiner Statuten Seitens des Königs, die Zahl der Mitglieder wuchs überall sehr schleunig, sie ordneten sich unter einem obersten Rathe in Königsberg und unter Provinzialräthen, und suchten in jeder Weise auf eine männliche Stimmung in den Gemüthern und auf Sittenreinheit zu wirken. Die heimliche Kunde von ihrem Wirken drang nach und nach bis über die Elbe zu den Völkern, die sich unter französischer Herrschaft befanden. Der Argwohn der Franzosen glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben, und auf Napoleon's Befehl sah sich der König im Jahre 1810 genöthigt, den Tugendbund aufzulösen. Der Geist aber, in dem derselbe wirken sollte, bestand unabhängig von ihm fort, vorzüglich gestützt auf den Kreis vaterlandsliebender Männer, die sich von Anfang an um Stein und Scharnhorst geschaart hatten.

Stein's Vertreibung. Stein selbst wurde leider seinem tief eingreifenden Wirken nur zu bald entrissen. Ein Brief von ihm, in welchem er unvorsichtiger Weise geäußert, man müsse den Geist der Unzufriedenheit auch in Westphalen unterhalten und Preußen zu einer neuen Erhebung im Bunde mit Oesterreich bewegen, wurde von den französischen Behörden aufgefangen und zu seinem Sturze benutzt. Er selbst hielt es dem Interesse der preußischen Regierung für angemessen, wenn er seinen Abschied nähme, aber er ahnte nicht, wie weit Napoleon's Rache gehen würde. Kaum war er aus dem Dienste seines Königs geschieden, der ihm beim Abschiede noch die ehrendsten Beweise seiner Anerkennung zu Theil werden ließ (Januar 1809), als im französischen Regierungsblatte ein Decret erschien, welches einen „gewissen Stein" (wie es lächerlicherweise hieß) wegen Verraths gegen die französische Nation für vogelfrei erklärte und alle seine außer Preußen gelegenen Güter confiscirte. Es blieb ihm nichts übrig als die Flucht, welche von den preußischen

Behörden begünstigt wurde; er ging zunächst nach Oesterreich, später nach Rußland, und hörte nicht auf, so weit es ihm vergönnt war, auch aus der Ferne an dem begonnenen Werke der Wiedererhebung Preußens mitzuwirken, bis die Stunde der Befreiung ihn wieder unter den Vorkämpfern zurückführte.

Hardenberg. Nachdem nun ein Jahr hindurch Männer von geringerer Energie die Geschäfte geleitet hatten, wurde der Freiherr von Hardenberg Stein's Nachfolger. Einem alten hannöverschen Hause entsprossen und durch Studium und Reisen gebildet, hatte er zuerst im hannöverschen Dienste für die innere Landesregierung gewirkt, dann im preußischen durch die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer das Lob eines unterrichteten, klar sehenden, wohlwollenden und gewandten Geschäftsmannes erworben. Als Cabinetsminister in den Jahren 1805 bis 1807 endlich hatte er sich Haugwitz und Lombard gegenüber als ein Staatsmann von edlem, festem Charakter bewährt. Durch angenehme, gewinnende Formen des Umganges schien er jetzt besonders geeignet, das schwierige Verhältniß zu den Franzosen günstiger zu gestalten, und der König übertrug ihm daher am 7. Juni 1810 die Leitung der Geschäfte als erster Minister mit dem Titel eines Staatskanzlers; als solcher hatte er in allen Dingen, wo er es für nöthig hielt, selbst den Vortrag im Cabinete des Königs, die Oberaufsicht über jede Verwaltung ohne Ausnahme und den Vorsitz im Staatsrathe, außerdem das Ministerium des Inneren und der Finanzen. Die Hardenberg'sche Verwaltung beruhete zuerst auf denselben Grundlagen, wie die seines ausgezeichneten Vorgängers, mit welchem er sich in einer geheimen Zusammenkunft an der böhmischen Grenze über mehrere wichtige Punkte noch besonders verständigte. Um die Verbesserung der Lage des Bauernstandes weiter fortzuführen, wurde am 14. September 1811 ein Edict über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse erlassen, welches die Verwandelung der bäuerlichen Besitzungen in freies Eigenthum, wo solche noch nicht stattgefunden, und die Ablösung vieler von den Bauern zu leistenden Naturaldienste und Pflichten gegen eine billige Entschädigung zum Zwecke hatte. Die Verordnung fand freilich bei dem Adel der verschiedenen Provinzen den lebhaftesten Widerstand, worüber die Ausführung vielseitig ins Stocken gerieth und erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb.

Der Ordnung und Verbesserung der Finanzen des Staates mußte auch Hardenberg seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden; durch eine Reihe von Edicten aus den Jahren 1810 und 1811 wurden sehr wesentliche neue Einrichtungen in der Besteuerung eingeführt, besonders die Verbrauchs- und Luxussteuern erhöht und viele alt hergebrachte Befreiungen von den allgemeinen Steuern aufgehoben. Auch diese Verordnungen veranlaßten heftige Angriffe gegen den Staatskanzler Seitens derer, welche sich durch die Heranziehung zu den Steuern ungerecht belastet wähnten, doch wurden die Finanzmaßregeln, als durch die Nothwendigkeit geboten, kräftig durchgeführt. — Der Betrieb aller Gewerbe, welcher bis dahin durch die in den einzelnen Zünften gültigen Regeln und Privilegien mannichfach beschränkt war, wurde gegen Einführung einer niedrigen Gewerbesteuer Allen freigegeben (2. November 1810). Hierdurch wurde zunächst der Wetteifer und die Vervoll-

kommnung der Gewerbe erhöht, nach und nach aber stellte sich eine ganz schrankenlose Ueberfüllung der Gewerbe und dadurch eine bedauerliche Verarmung und Zuchtlosigkeit im Handwerksstande ein, welcher die Gesetzgebung erst neuerdings abzuhelfen versucht hat.

Durch ein Edict vom 30. October 1810 wurden sämmtliche geistliche Güter in der Monarchie, alle Klöster, Dom- und anderen Stifte der katholischen und protestantischen Kirche für Staatsgüter erklärt (säcularisirt). Sie sollten nach und nach eingezogen, die Nutznießer derselben versorgt, den obersten geistlichen Behörden reichliche Entschädigung, den Pfarreien, Schulen und milden Stiftungen hinreichende Dotationen ausgemittelt werden. Die katholische Kirche aber hat seitdem nicht aufgehört, den Staat, welcher ihre Güter eingezogen, als ihren Schuldner für große Summen in Anspruch zu nehmen.

Zu den in Folge obigen Edictes eingezogenen geistlichen Gütern gehörte auch die brandenburgische Ballei des Johanniterordens, das Herrenmeisterthum zu Sonnenburg mit seinen Komthureien in der Mittel- und Neumark (Liezen, Schievelbein u. a.). Dasselbe war schon seit Einführung der Reformation in protestantischem Sinne umgewandelt und der Verbindung mit den sonstigen Johanniterstiftungen entfremdet worden: gewöhnlich war ein brandenburgischer Prinz Herrenmeister, zuletzt Prinz August Ferdinand, der jüngste Bruder Friedrich des Großen. Zum Andenken an das alte Herrenmeisterthum wurde 1812 der Johanniterorden in die Zahl der preußischen Ehrenauszeichnungen aufgenommen. (Später, 1853, hat Friedrich Wilhelm IV. die Ballei des Ordens in ihrer früheren Verfassung und mit ihren Aufgaben christlicher Mildthätigkeit wieder hergestellt und wiederum einen Prinzen des königlichen Hauses (Prinz Karl) zum Herrenmeister ernannt. Doch sind die früheren Güter der Ballei nicht zurückgegeben worden.)

Die Verhältnisse der Juden wurden durch ein Edict vom 11. März 1812 verbessert. Bis dahin waren sie nicht als Staatsbürger betrachtet, sondern nur als Fremde geduldet gewesen. Jetzt wurden sie für preußische Staatsbürger erklärt und erhielten, mit einigen Einschränkungen, gleiche Rechte und Pflichten mit den Christen. Erst von jener Zeit an durften sie sich in den Städten oder auf dem Lande frei niederlassen, Grundstücke kaufen und alle Gewerbe treiben.

Für die Bildung der Jugend wurde von der damaligen Verwaltung, so weit es die öffentlichen Mittel erlaubten, große Vorsorge getragen; denn nur so konnte man hoffen, einst ein sittlich kräftiges Geschlecht heranzuziehen. Das Verbot, auswärtige Universitäten zu besuchen, wurde aufgehoben, zugleich aber in der Zeit der schwersten Sorgen eine neue Universität zu Berlin mit königlicher Freigebigkeit begründet (**1810**) und bald darauf auch die Hochschule zu Frankfurt durch ihre Verlegung nach Breslau und durch die Verbindung mit der dortigen katholischen Facultät zu einem neuen Dasein geführt (1811).

So fuhr die Regierung in jeder Beziehung fort, die Kräfte des Volkes zu sammeln, zu heben und zu stärken, damit dasselbe an dem Tage, den die

Vorsehung bestimmen würde, der Freiheit würdig in die Reihe der selbstständigen Völker wieder eintreten könnte.

44. Königin Luisen's Schmerz und Tod*).

Während Alles in Preußen der glorreichen Wiedererhebung entgegenharrte, wurde ein Herz schon vorher gebrochen, welches wohl am würdigsten gewesen wäre, den Tag der Erlösung zu schauen; doch zu tief war es durch des Landes Kummer berührt worden und schied vorzeitig im frommen Märtyrerthum dahin.

Wir haben die glücklichen Tage, die gemüthlichen Freuden der Königin Luise oben geschildert, jetzt müssen wir ihr in den Tagen der patriotischen Sorgen und Thränen folgen.

Schon als die Wolken des drohenden Ungewitters sich von Frankreich her immer mehr um Preußen zusammenzogen, hatte die Königin nach und nach immer lebhafteren Antheil an den sich vorbereitenden Ereignissen genommen. Es war sonst nicht ihre Art und Neigung, sich um Staatsgeschäfte zu kümmern, aber was ihren Gemahl tief bewegte und was des Volkes Wohl und Wehe betraf, das konnte ihrem liebenden Herzen nicht fern bleiben. Sie war eben aus dem Bade zu Pyrmont zurückgekommen, wohin sie im Frühjahre 1806 wegen andauernder Leiden gegangen war, als ihr die schwere Kunde mitgetheilt wurde, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sei. Napoleon hat unter anderen Schmähungen, mit denen er sie zu beflecken suchte, der Welt einzureden gesucht, Luise habe mit unweiblicher Leidenschaftlichkeit den Krieg verlangt und herbeigeführt, — aber sie erfuhr den bevorstehenden Krieg erst, als er schon beschlossen war. Freilich, als der Beschluß vom Könige einmal gefaßt war, erfüllte er auch ihr ganzes Gemüth, und sie sprach sich offenherzig, wie es ihre Art war, dafür aus. Sie konnte den Krieg an und für sich nicht wollen, denn ihr liebreiches Herz schätzte alle Segnungen des Friedens und wünschte sie dem Königreiche zu erhalten. Thränen des Mitleides hatte sie oft geweint, wenn sie von den Verheerungen des Krieges in fremden Ländern gehört hatte. Aber sie wußte auch, daß es höhere Güter giebt, als das Leben und seinen Wohlstand, und daß an solche Güter das Leben gesetzt werden muß.

Der Haß, von welchem Napoleon gegen die edle Königin erfüllt war, wirkte im preußischen Volke mächtig zur Verstärkung der Erbitterung gegen die Franzosen. Schon vor dem Ausbruche des Krieges hatten die von der französischen Regierung abhängigen Zeitungen wiederholt rohe, verläumderische Ausfälle gegen die Ehre der edlen Königin enthalten, und alle preußischen Gemüther waren dadurch aufs Tiefste erbittert worden.

Die Königin blieb nach ihrer Rückkehr aus Pyrmont einige Zeit in Charlottenburg, dann begleitete sie den König nach Naumburg an der Saale, wo die letzten Zurüstungen zum Kriege getroffen werden sollten. Während des ganzen Feldzuges blieb sie, soweit es irgend anging, in der nächsten Nähe ihres Gemahles. Erst unter dem beginnenden fernen Donner der Jenaer

*) Nach Adami's erwähnter Schrift.

Schlacht verließ die Königin das Hauptquartier. Voll trüber Ahnungen ließ sie den König, nach seinem Befehle, allein in den Gefahren zurück, welche sie so gern mit ihm getheilt hätte. Die Unglückskunde von der verlorenen Schlacht ereilte die Königin noch vor dem Thore Berlins. Sie hatte kaum Zeit, die nöthigsten Sachen zusammenzuraffen; am folgenden Tage (17. October) sandte sie die königlichen Kinder nach Stettin voraus, am 18. folgte sie mit den Prinzessinnen. In jenen Tagen der Schmach und des Verrathes, wo eine Schreckensnachricht die andere jagte, sprach Luise ihren Schmerz gegen die ältesten Prinzen in den Worten aus: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; handelt, — entwickelt Eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder: befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!"

Das ganze Leben der Königin von dem Jenaer Tage bis zum Tilsiter Frieden und nach demselben ist eine Reihe von Schicksalsschlägen, Demüthigungen und Kränkungen. Eine Schreckensnachricht folgte der anderen. Was Luise bei dem Einbruche des unermeßlichen Unglückes ihres Vaterlandes fühlte, — sie hat es selbst mit innigen, seelenvollen Worten in einer Reihe von Briefen an ihren Vater niedergelegt, von denen gesagt worden ist, „sie seien wie mit einer Feder aus dem Fittiche des guten Engels Preußens geschrieben."

Je tiefer ihr Herz unter der Wucht des eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, desto erhabener richtete sich ihr Geist auf, und während rings um sie Alles den Kopf zu verlieren schien und selbst in der nächsten Umgebung des Königs schon dringende Stimmen laut wurden, sich dem zügellosen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da war es das ursprünglich so weich geschaffene Gemüth Luisen's, welches fast allein noch festen Muth offenbarte, noch sicheren Glauben hielt.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Königin auch bei den Friedens-

verhandlungen in Memel anwesend war. Napoleon selbst hatte gewünscht, sie kennen zu lernen; sie kam mit der Ergebung eines frommen Gemüthes und in der Hoffnung, etwas Gutes für ihr Vaterland zu erwirken. In ihrem Tagebuche sagte sie: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert: Opfer zu bringen bin ich gewohnt." Mit Würde trat sie dem Gewalthaber, von dem sie sich gehaßt wußte, entgegen; sie sprach es offen aus, sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen.

Luisen's Vorstellungen blieben fruchtlos. Wie schmerzhaft der Frieden von Tilsit der Königin war, verbarg sie nicht: nur Eines tröstete sie, daß ihr Gemahl sich in jeder Beziehung würdig gezeigt, und größer, als sein Widersacher.

Schon vorher, bald nach der Schlacht bei Eylau, hatte sie an ihren Vater geschrieben: „Es ist wieder aufs Neue Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalles, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will, Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — — Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück begabt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben."

Nach der Schlacht bei Friedland, kurze Zeit vor dem Tilsiter Friedensschlusse schrieb sie: „Bester Vater! Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben, oder wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen; doch da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch."

Und im Frühjahre 1808 schrieb sie folgenden herrlichen Brief: „Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für

mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns — das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. — — Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, daß heißt klug, er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen: er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glücke geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht, deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will, Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

„Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglücke eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist."

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns betroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist,

als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglücke noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus der Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Anderen ist, wird es mir leicht, dieses glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind .... Unsere Kinder sind unsere Schätze und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz*) ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. — Unser Sohn Wilhelm**) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft***). Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig, er wird, ohne die Theilnahme am Wohle und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen." ... Nachdem die Königin ihre „ganze Gallerie" vorgeführt, fährt sie fort: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, das sehen sie an dem ernsten Angesichte des Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott

*) Der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV.
**) Der jetzige König Wilhelm.
***) Es ist die verstorbene Kaiserin-Mutter von Rußland.

täglich, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die mir Niemand entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein."

An Allem, was zur Vorbereitung von Preußens Wiedererhebung, zur Pflanzung eines besseren Geistes im Volke geschah, nahm die Königin den lebhaftesten Antheil. Sie war es besonders gewesen, die den Wiedereintritt Stein's in den Staatsdienst befördert hatte, auch trat sie versöhnend und vermittelnd ein, wenn hier und da empfindliche Gereiztheit das gute Einvernehmen zu stören drohte.

Damals regten sich auch bereits die ersten Zeichen des religiösen Aufschwunges, der in dem Befreiungskriege den Fürsten und Völkern zum Siege verhalf. Die Königin war eine der ersten, die erkannten, daß des Vaterlandes Erhebung durch die sittliche Wiederbelebung vorbereitet werden müsse, und mit Freuden begrüßte sie die Vorboten des Glaubens, dessen Wahrheit das geschwächte Vaterland wieder kräftiger und frei machen sollte. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken," das wurde ihr immer klarer, und in ihrem lebendigen Glauben wurde sie die still waltende Gärtnerin jedes edlen Keimes wiedererwachenden christlichen Lebens.

Am Ende des Jahres 1808 war dem Königspaare eine Zeit hohen Genusses zugedacht durch einen Besuch, den dasselbe auf Alexander's Einladung in Petersburg machte. Auf dem ganzen Wege wurde von russischer Seite Alles aufgeboten, um ihnen den festlichsten Empfang zu bereiten. Je tiefer Napoleon sie zu beugen gesucht hatte, desto höher wollte Alexander sie in seinen Landen geehrt wissen. In Petersburg selbst wurden sie mit rührendster Herzlichkeit und zugleich mit beispiellosem Glanze aufgenommen: Festlichkeiten reiheten sich an Festlichkeiten, und Alles war bemüht, den edlen Gästen den Zoll wahrer tiefer Verehrung darzubringen. Aller Glanz und alle Huldigungen vermochten jedoch der Königin keine unbefangene Freude mehr zu bereiten. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen," schrieb sie nach ihrer Rückkehr nach Preußen, „Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: „„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.""

Am meisten hatten sie auch in Petersburg die Anstalten für Erziehung und für Wohlthätigkeit interessirt. Als die Kaiserin-Mutter ihr das adelige Fräuleinstift für 360 junge Mädchen zeigte und Luise sich in der Unterhaltung mit ihnen von der guten Erziehung überzeugte, die ihnen durch die landesmütterliche Fürsorge da zu Theil wurde, wünschte sie, bald so vermögend zu sein, um es diesem Beispiele in Preußen nachzuthun. Sie erlebte die Verwirklichung dieses Wunsches nicht; erst ihrem Andenken wurde später am ersten Jahrestage ihres Todes die Luisenstiftung geweiht, eine weibliche Bildungsanstalt, welcher Friedrich Wilhelm die edle Bestimmung gab, die Tugenden der Königin, ihren frommen Sinn, ihr reines Herz, ihre schöne Seele, ihre Treue als Gattin und Mutter in der Frauenwelt fortzupflanzen.

Schon in Petersburg war Luise leider von Unwohlsein ergriffen worden, welches man einer Erkältung zuschrieb; es ging damals vorüber, kehrte aber bald nach der Rückkehr nach Preußen in bedenklicherer Weise wieder. Den ganzen Sommer 1809 hindurch fühlte sie sich sehr leidend, ein kaltes Fieber

zehrte an ihren Kräften. Das erneuerte Waffenglück Napoleon's, welches jetzt auch das österreichische Haus zu vernichten drohte, bereitete der Königin schwere, dunkle Stunden, in denen sie ganz an der Gegenwart verzweifelte. „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen," schrieb sie in einer dieser Stunden. „Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade Germania!"

Am Ende des Jahres 1809 wurde endlich der Königin Sehnsucht erfüllt, wieder nach Berlin zurückkehren zu können, das sie seit dem Jenaer Unglückstage nicht mehr gesehen hatte. Die ganze Reise von Königsberg nach der Residenz sah einem Triumphzuge ähnlich, aller Orten war dem geliebten Königspaare der rührendste Empfang bereitet, ergreifend war das Wiedersehen in Berlin. Aber nicht lange sollte die Freude der Heimkehr ungetrübt bleiben. Napoleon drohte wegen der rückständigen Kriegszahlungen mit einer neuen Besetzung des Landes; das nächste Frühjahr besonders war ein sehr sorgenvolles, und der Königin Seele wurde mehr und mehr mit trüben Ahnungen erfüllt, sie fürchtete, daß der König selbst ihr und seinem Volke entrissen werden könnte. Im Jahre 1810 konnte ihr noch einer ihrer langjährigen Wünsche erfüllt werden: sie durfte im Sommer einen Besuch am väterlichen Hofe in Strelitz machen und dort auch ihre geliebte Großmutter, die Führerin ihrer Jugend, wiedersehen. Sie hatte den Tag ihrer Abreise nicht erwarten können; endlich erschien er, der 25. Juni. Aber sobald sie sich der mecklenburgischen Grenze näherte, wich ihre Heiterkeit und bald wurde sie von einer sichtbaren Wehmuth ergriffen, als ob ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens ihre Seele erfasse. Diese Wehmuth verließ sie nicht mehr, selbst mitten unter den gemüthlichen Freuden, die ihr am Hofe des zärtlichen Vaters bereitet waren. Bei der Cour, die ihr zu Ehren gehalten wurde, machte ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck: ihre schönen, edlen Züge, schreibt ein Augenzeuge, trugen das Gepräge des tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimath aus. Als einige Damen, die ihr von früher vertraut waren, mit Wohlgefallen auf die Perlen, ihren einzigen Schmuck, wiesen, da sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen."

Der König kam ihr am 28. Juni nach Strelitz nach; um die Zeit seines Besuches in ländlicher Stille zuzubringen, fuhren Alle nach dem Lustschlosse Hohen-Zieritz. Dort kam die Königin leidend an: ein heftiger Katarrh hatte sie befallen. Bald stellte sich Husten und Fieber ein; doch besserte sich der Zustand wieder, so daß sich der König entschloß, am 3. Juli wegen dringender Staatsgeschäfte nach Berlin zu reisen. Er ahnte nicht, daß er die ihm so theure Gemahlin erst in der Todesstunde wiedersehen sollte. Die Krankheit schien fürerst abzunehmen, doch war die Königin ungewöhnlich matt: in ihrem Gemüthe blieb sie sehr ruhig und ertrug ihre schlaflosen Nächte mit einer himmlischen Geduld. Am 16. früh wurde sie, Allen unerwartet, von dem heftigsten Brustkrampfe befallen und schwebte fünf Stunden lang in der

äußersten Lebensgefahr. Am folgenden Tage traf der berühmte Arzt Heim aus Berlin ein und erklärte, daß diese krampfhafte Steigerung der Krankheit nur einen Ausgang haben könne — den Tod. In der Nacht vom 18. zum 19. traten die Brustbeklemmungen wieder ein. In dieser schweren Nachtstunde sagte sie zu Heim: „Ach, bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern stürbe." Früh gegen 4 Uhr traf der König mit seinen beiden ältesten Söhnen ein. Welche Freude — es war die letzte für die Sterbende! Der König schien wie zermalmt von Schmerz. Alles, was er bis dahin vom Schicksal hatte erdulden müssen, stand in keinem Vergleiche zu dem Leide der Gegenwart. Nicht Herr seiner Gefühle, eilte er auf Augenblicke hinaus, um Fassung zu sammeln. Da sagte die Königin: „Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich." Man wollte den König trösten, es sei ja noch Hoffnung da. „Ach," sagte er, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

So nahete die neunte Stunde — die Todesstunde. Es trat wieder ein heftiger Anfall ein. „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod," rief die Leidende.

Der König saß an ihrem Bette, er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Gegenüber kniete ihre Schwester, die Prinzessin Solms, und die Freundin der Königin, Frau von Berg, an deren treuer Brust das Haupt der Sterbenden ruhte. Die Aerzte standen um das Bett, die ganze Familie war in dem Zimmer versammelt.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief: „Herr Jesus, mach' es kurz." Noch einmal athmete sie auf; mit diesem stillen Seufzer endete ihr Leben. Der König war zurückgesunken: er raffte sich bald wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken, — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet."

Preußen und ganz Deutschland trauerte mit dem Könige, mit dem Königshause um Luise. Der tiefste Schmerz eines ganzen Volkes begleitete ihren Leichenzug nach Berlin und Charlottenburg, wo ihr der edle Gemahl eine Ruhestätte bereitet hat, wie sie ihrer und seiner würdig ist, ein Heiligthum ächter Fürsten- und Menschengröße.

„Und so ruhe denn, erhabener Geist," ruft ihr die Freundin in ihren Gedenkblättern nach, — „ruhe von Deinen Mühen und Sorgen hier auf Erden! Deine eigentliche Heimath war ja der Himmel, und der Erde warst Du nur geliehen, daß Du sie auf kurze Zeit verherrlichen solltest und ihr offenbaren die ewige Kraft des Heiligen und seine Bedeutung und sein Fortwirken auch nach seinem irdischen Vergehen; und daß Du solltest verkündigen auf Erden die Liebe, welche vom Himmel kommt und zu dem Himmel führt und die Zeiten trägt und hält. Nun sei und bleibe Deinem Volk ein leuchtender und leitender Stern durch die ferne Nacht der Zeiten, welche unserm Auge noch verhüllt sind."

Im Hinblicke auf das herrliche, unvergleichliche Marmorbild der schlafenden Königin, welches der Bildhauer Rauch für das Mausoleum in Charlottenburg geschaffen hat, sang Theodor Körner:

„Du schläfst so sanft! die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns zum Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache."

45. Preußens Erhebung (1813).

Napoleon's Macht und Uebermuth. Seit dem Tage von Tilsit war Napoleon unablässig und mit gewaltigen Schritten auf sein Ziel, die Begründung einer allgemeinen Weltherrschaft, losgegangen. Vergeblich suchte Oesterreich ihm noch einmal entgegenzutreten. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges vom Jahre 1809 führte in dem Wiener Frieden zu einer neuen Länderabtretung, sodann zu einer engeren Verbindung des Kaisers Franz mit Napoleon, welcher zur Besiegelung des Bundes, nach der Verstoßung seiner achtungswerthen Frau Josephine, eine Erzherzogin, Marie Luise, heirathete. Jetzt konnte er um so freier an die Verwirklichung seiner hochfahrenden Entwürfe gehen. Durch die fortwährenden Erweiterungen des französischen Gebietes zeigte er, daß es für seine Launen kein Gesetz, keinen Vertrag und keine Rücksicht auf Ehre und Treue mehr gebe. Die weltliche Herrschaft des Papstes hob er auf und erklärte den Kirchenstaat für einen Theil des französischen Reiches, indem er sich als Nachfolger Karl's des Großen das Recht beilegte, dessen Schenkung an die katholische Kirche zurückzunehmen, — sein Bruder Louis, dem er das Königreich Holland gegeben, mußte mehrere wichtige Bezirke desselben an Frankreich abtreten, — das südliche Tyrol, welches er zuerst an Baiern bewilligt, wurde wieder losgerissen und mit dem Königreiche Italien vereinigt, — endlich erklärte er, es sei nothwendig, zur sicherern Beschränkung des englischen Handels, das französische Reich bis zur Ostsee auszudehnen, und vereinigte mit demselben die Länder der ganzen deutschen Nordseeküste, deren Verwaltung dem Marschall Davoust übergeben wurde. Während das sogenannte „große Reich" nunmehr von den Pyrenäen bis zur Ostsee reichte, in Italien aber, in Spanien, der Schweiz, dem Rheinbunde und Dänemark seine Vasallen oder Verbündeten herrschten, Preußen erschöpft, Oesterreich durch Familienbande gefesselt schien, standen nur England und Rußland noch unbezwungen dem Eroberer gegenüber. England unterhielt den Freiheitskampf der Spanier und Portugiesen, sein Feldherr Wellington bereitete die Befreiung der pyrenäischen Halbinsel vor, während die englischen Flotten alle französischen Colonien eroberten.

Da verfiel der maßlose Ehrgeiz des verwegenen Kriegsmannes, der in seinem gottvergessenen Uebermuthe alle Besonnenheit verloren zu haben schien, auf den abenteuerlichen Gedanken, die britische Macht, welcher er zur See nicht beikommen konnte, in Asien, in den ostindischen Besitzungen zu vernichten. Das Ungeheure eines Feldzuges zu Lande nach Ostindien schien dem Verblendeten kein Wagniß mehr; aber Eines mußte er vorher noch vollbringen, wenn er ohne Besorgniß nach Asien ziehen wollte, — Rußland mußte erst noch gedemüthigt sein. Dem Kaiser Alexander war die Gefahr, welche ihm drohte, nicht entgangen, und schon seit Jahren hatte er nur noch aus List eine gewisse Freundschaft und Verehrung für den gefährlichen Bundesgenossen zur Schau getragen, im Stillen aber Alles für den drohenden Bruch vorbereitet. Die Vergrößerung des ihm feindlichen polnischen Reiches an seiner Grenze, sowie die Wegnahme des mit Rußland durch Verwandtschaft eng verbündeten Herzogthums Oldenburg zeigten ihm vollends, was er von Napoleon zu erwarten habe, und schon seit dem Jahre 1811 wurden die Beziehungen zwischen beiden Höfen so gespannt, daß der Krieg unvermeidlich schien. Von beiden Seiten wurde gerüstet: Napoleon schob seine Heere gegen Osten vor, in kurzer Zeit waren zwischen dem Rheine und der Weichsel Truppenmassen bis zu einer halben Million versammelt: das größte Heer, welches die neuere Geschichte kennt, des ersten Winkes gewärtig, um in das russische Reich einzufallen, und Rußland strengte gleichfalls seine ungeheuren, aber zerstreuten Hülfsmittel an, um ähnliche Truppenmassen zu sammeln. Die gewaltigen Ströme, welche sich von Osten und Westen heranwälzten, mußten die dazwischen liegenden Länder mit fortreißen oder erdrücken. Preußen besonders konnte nicht unbetheiligt bleiben, durch sein Gebiet hindurch mußten sich die beiden Gegner suchen, und es war für die preußische Regierung unumgänglich, sich einem derselben anzuschließen.

Vorboten von Preußens Erhebung; gezwungenes Bündniß mit Frankreich. Die Begeistertsten und Kühnsten unter den preußischen Patrioten drängten damals zu einem entscheidenden Entschlusse gegen Frankreich. Jetzt oder nie, meinten sie, sei die Stunde gekommen, die Sklavenketten wieder abzuschütteln. Schon mehrere Jahre früher hatten einzelne Verwegene den Kampf zu entzünden versucht, waren aber als Opfer ihrer eigenen vorzeitigen patriotischen Zuversicht gefallen.

Der Major von Schill, welcher schon zur Zeit der Vertheidigung Kolbergs tapfere Männer zu Freischaaren versammelt hatte und der Schrecken der Feinde in jener Gegend gewesen war, begann zur Zeit des letzten österreichischen Krieges an der Spitze einer unternehmenden Husarenschaar und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, auf eigene Hand den Kampf in Norddeutschland. Als die Niederlage der Oesterreicher und die Furcht der Völker vor dem französischen Tyrannen den Erfolg seines Unternehmens vereitelte und er sich überall in seinen Hoffnungen und Erhebungen der Massen getäuscht sah, warf er sich mit seinen Freischaaren in das feste Stralsund, um sich dort gegen die Feinde zu vertheidigen, bis es ihm gelänge, nach England zu entkommen. Aber bei einem Sturme fand er mit den meisten seiner Waffenbrüder unter den Säbeln feindlicher Reiter den Heldentod. Seine Gefährten,

soweit sie nicht gefallen waren, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, die Offiziere erschossen, die Gemeinen auf französische Galeeren gebracht (1809). Doch ist das Andenken dieser ersten unglücklichen Vorboten der Wiedererhebung Preußens in den deutschen Herzen treu bewahrt worden; ebenso wie die Erinnerung an den glücklicheren Herzog Wilhelm von Braunschweig, den heldenmüthigen Sohn des bei Auerstädt verwundeten preußischen Feldmarschalls. Mit einer tapferen Schaar schwarzer Husaren, der sogenannten „schwarzen Schaar", war er den Oesterreichern zur Hülfe gezogen und schlug sich nach deren Niederlage mit unglaublicher Kühnheit durch feindliche Länder und Heere bis an die Nordsee durch, wo er sich mit seinen Gefährten nach England einschiffte, um dort günstigere Zeiten für Deutschlands Befreiung abzuwarten.

Solche Zeiten glaubten nun Viele gekommen, als der Zug Napoleon's gegen Rußland vorbereitet wurde; aber noch hielt es Friedrich Wilhelm nicht an der Zeit, mit dem gewaltigen Bedrücker des Landes offen zu brechen, weil die französischen Heereshaufen schon dicht an den Grenzen Preußens standen, die Russen dagegen noch nicht gesammelt und nicht nahe genug waren, um den ersten Angriff des erbitterten Feindes von Preußen abzuwehren. Die Rüstungen, welche der König vornehmen ließ, um bei dem Herannahen des großen Kampfes nicht wehrlos mitten inne zu stehen, erweckten bereits den Argwohn des französischen Herrschers, welcher in gebieterischer Weise deren Einstellung forderte. Schon setzten sich die von allen Seiten angesammelten ungeheueren Truppenmassen, welche Preußen wie in einem Netze umsponnen hielten, in Bewegung, und Friedrich Wilhelm, das Aergste für sein Land besorgend, konnte der schweren Nothwendigkeit nicht ausweichen, er mußte ein ihm von Napoleon angetragenes Bündniß annehmen. Seinem Gesandten in Paris war im Namen des Kaisers eröffnet worden, der Augenblick sei gekommen, wo das Loos Preußens entschieden werden solle, es sei eine Frage auf Leben und Tod; schon zu Tilsit habe der Kaiser strenge Absichten gegen Preußen gehabt, diese würden jetzt zur Ausführung kommen, wenn nicht Preußen Frankreichs treuer Verbündeter würde. Der König unterzeichnete denn einen Vertrag zu Paris, nach welchem das französische Heer durch ganz Preußen mit Ausnahme eines Theils von Schlesien marschiren, die preußische Armee nach wie vor nur 42,000 Mann betragen, von diesen aber 20,000 Mann mit den Franzosen gegen Rußland ziehen sollten (5. März 1812). Nach kurzer Zeit erfüllten nun die französischen Heere das Königreich und lebten darin nach Feindesart, indem Napoleon alle Mittel, welche das Land darbot, für seine Truppen zu verwenden befahl, und die Einwohner oft dem Hunger und der Verzweiflung überließ; Berlin erhielt eine französische Besatzung und einen französischen Gouverneur. Kaum hätte der Krieg selbst eine schlimmere Behandlung bringen können.

Gottes Strafgericht in Rußland (1812). Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiser Napoleon mit viermalhunderttausend auserlesenen Kriegern zu Fuß und sechzigtausend zu Roß, nebst 1200 Stück Geschützen in das große russische Reich ein. Er hatte die besten Schaaren aus allen Ländern Europa's gesammelt, sie waren in allen Künsten der Waffen wohl geübt und mit allem Kriegszeuge aufs Beste versehen, so daß seit des stolzen Xerxes

Zeiten ein solches Heer nicht wär gesehen worden. Aber in jenem Jahre und in diesem Kriegszuge setzte Gott dem stolzen Eroberer ein Ziel. Nachdem die Russen an zwei blutigen Tagen bei Smolensk und Borodino sich zwar ruhmvoll geschlagen, aber doch das Schlachtfeld geräumt und sich tief in das Land hinein nach Moskau gezogen hatten, und der verwegene französische Feldherr gegen den Rath seiner einsichtigsten Generale ihnen dahin gefolgt war, da ereilte ihn in der alten russischen Czaarenstadt der Strahl der rächenden göttlichen Gerechtigkeit. Am 14. September war er siegestrunken in das ehrwürdige Schloß, den Kreml, eingezogen, aber schon in der folgenden Nacht brachen dort über seinem Haupte die Flammen aus, welche nach des russischen Statthalters Rostopschin verderblichem Plane in viertägigem Brande die ganze von den Russen verlassene Stadt in Asche legten und unsäglichen Schrecken in dem französischen Heere verbreiteten. Als nun Kaiser Alexander, vertrauend auf Gott und auf den Muth seines Volkes, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte gegen Ende October das aller Vorräthe beraubte Heer den Rückzug durch das feindliche Land antreten. Hierauf hatten die Russen gewartet: mit den Schwärmen ihrer Kosacken verfolgten sie die fliehenden Feinde, ließen ihnen keine Ruhe, weder bei Tage, noch bei Nacht, und wer sich nur etwas von dem Hauptheere entfernte, wurde niedergemacht. Plötzlich brach durch des Höchsten Hand Tod und Verderben noch unwiderstehlicher über das gewaltige Heer herein. Früher als in dem gewöhnlichen Laufe des Jahres trat in den öden Steppen Rußlands ein grauser Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinen Schutz gegen seine Strenge; ihre Kleider waren zerrissen, die Füße zitterten halb entblößt auf den unabsehbaren Schneeflächen, die Dörfer und Städte waren schon auf dem Hinwege von ihnen selbst verwüstet, nirgends ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind, kein Bissen Brotes, den nagenden Hunger zu stillen. Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrorenen um die ausgebrannten Wachtfeuer, und wen die Kälte verschonte, den verdarb der Hunger. Wir haben hier nicht den weiteren grausigen Verlauf des Rückzuges, nicht den Jammer an der Beresina und die übrigen schrecklichen Tage zu erzählen, welche für alle Zeiten ein warnendes Gedenkzeichen gegen frevelnden Uebermuth sein werden. Als das Heer die Grenze wieder erreichte, waren fast 200,000 Gefangene, worunter 48 Generale und 4000 Offiziere, sowie über 1000 Kanonen in Rußland zurückgeblieben; im Innern Rußlands wurden gegen 200,000 Leichname verbrannt und verscharrt.

Die York'sche Convention; Preußens Rüstungen. So lange als möglich hatte Napoleon die Welt über das furchtbare Schicksal der großen Armee zu täuschen gesucht. Um so erschütternder wirkte jetzt die Kunde von ihrem völligen Untergange, der grausenhafte Anblick der jammervollen Reste, welche über die preußische Grenze zurückkehrten. Preußen war Zeuge des Stolzes gewesen, mit welchem die beispiellos schöne, glänzende Armee zum Kriege ausgezogen war; jetzt sollte es auch zuerst Zeuge sein der tiefen Demüthigung, welche den Uebermüthigen widerfahren war.

Da erkannte das preußische Volk die Zeichen des göttlichen Gerichts, und durch alle Herzen ging zugleich die freudige Ueberzeugung, daß jetzt die Stunde der Befreiung auch für das theure Vater-

land gekommen sei. Alle Gefühle der Entrüstung und des bitteren Hasses, welche Jahre lang durch den schweren Druck der fremden Tyrannei erzeugt waren, schlugen mit einem Male in lodernden Flammen patriotischer Begeisterung hervor, und überall war man zugleich von der Gewißheit erfüllt, daß nun die Regierung nicht mehr säumen werde, mit dem Beispiele kräftiger Erhebung voranzugehen.

Diese Zuversicht war es, die den General von York, den Anführer des mit den Franzosen verbündeten preußischen Armeecorps, bewog, auf eigene schwere Verantwortung einen ersten wichtigen Schritt auf der Bahn der Befreiung zu thun. Ohne noch zu wissen, was seine Regierung beschlossen, gab er die Sache der Franzosen auf und unterzeichnete in der Poscherunger Mühle bei Tauroggen eine **Convention** mit dem russischen General Diebitsch, nach welcher er die Feindseligkeiten gegen die Russen einstellte **(30. Decbr. 1812).** Diesen wurde es hierdurch möglich gemacht, den französischen Marschall Macdonald, der allein noch ein beträchtliches französisches Heer befehligte, mit Nachdruck über die Grenze nach Preußen zu verfolgen. Die preußischen Truppen nahmen die Convention mit Begeisterung auf, York aber schrieb an den König: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Unterthan und wahrer Preuße das Beste meines Vaterlandes gewollt zu haben." An den General Bülow schrieb York: „Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weisen. — Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen, ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf, — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten oder verurtheilen. Ich handele kühn, aber ich handele als treuer Diener und wahrer Preuße."

Zwar wurde York's kühner Schritt von der Regierung fürerst öffentlich gemißbilligt, weil man mit Frankreich noch nicht gebrochen hatte, und weil der König in Berlin noch von einer französischen Besatzung argwöhnisch umgeben war. York wurde sogar wegen seines selbstständigen Handelns vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn jedoch freisprach. Bald wurde dann des Königs Abreise nach Breslau ein erstes Anzeichen, daß die Stunde freien Handelns gekommen war.

Schon war die Provinz Preußen in patriotischer Hingebung dem Rufe des Königs zuvorgekommen. Dort hatte York's Beispiel und die befreiende Erscheinung der russischen Heere die begeisterte Erhebung beschleunigt. Man wußte, daß der Kaiser Alexander, der sich selbst an die Spitze seiner Armee gestellt, beschlossen hatte, Europa endlich die Freiheit und den Frieden wiederzugeben. Der russische Feldmarschall Kutusoff verkündigte bereits am 21. December, daß sein Kaiser den Völkern, welche bis jetzt gezwungen gegen ihn gekämpft, die Unabhängigkeit anbiete, wenn sie Napoleon's Sache verlassen

wollten, — und zugleich, daß Alexander die Absicht habe, dem Könige von Preußen Beweise seiner Freundschaft und der Monarchie Friedrich's ihren früheren Glanz und ihre alte Ausdehnung zu geben. Diese Verkündigungen erweckten bereits überall die freudigsten Hoffnungen; da erschien als Abgesandter des Kaisers von Rußland in Königsberg der Freiherr v. Stein, um das Feuer der neuerweckten Freiheitsgefühle zu schüren. Er vorzüglich hatte Alexander zu dem hohen Berufe aufgemuntert, die erhabene Rolle des Wohlthäters und Herstellers der Welt zu spielen, jetzt kam er, seine preußischen Genossen zur Theilnahme an dem großen Werke aufzurufen. Er setzte sich mit dem Generale York und anderen patriotischen Männern in Verbindung, auf deren Ruf sofort Abgeordnete der preußischen Stände zusammentraten. In einer Adresse an den König betheuerten dieselben, daß ihnen kein Opfer zu groß dünken solle, um die Unabhängigkeit Preußens wieder gewinnen zu helfen. Zum Beweise solcher Opferfähigkeit beschlossen sie die Ausrüstung von 13,000 Mann Reserve für das York'sche Corps, die Errichtung einer Landwehr von 20,000 Mann Landsturm, sobald der Feind über die Weichsel dringen sollte, und die Bildung einer Schaar von 700 Freiwilligen zu Pferde, die sich selbst auszurüsten hätten.

Bald sollte das ganze Land durch des Königs eigenen Entschluß Gelegenheit erhalten, gleiche Opferfreudigkeit zu beweisen. Am 25. Januar war Friedrich Wilhelm in Breslau angekommen, wo er durch keine französische Besatzung in seinen Handlungen mehr beengt war; um ihn sammelten sich die edelsten Männer des Landes, Scharnhorst übernahm wieder das Kriegsministerium, und der siebzigjährige **Blücher** wollte nicht fehlen, wo es galt, des Vaterlandes und des Kriegsheeres Ruhm und Ehre wiederherzustellen.

Am 3. Februar 1813 erließ der König einen **„Aufruf an das Volk,"** sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu bewaffnen. Noch war nicht ausgesprochen, gegen wen die Vertheidigung gerichtet sei, aber das allgemeine Bewußtsein kam dem Rufe des Fürsten entgegen: man wußte, daß es der Befreiung von dem verhaßten französischen Joche gelte. Der König hatte nach den vielen bitteren Erfahrungen seines Lebens kaum zu hoffen gewagt, daß der Aufruf eine tiefe Wirkung hervorbringen würde, nur auf wiederholtes Andringen Scharnhorst's hatte er nachgegeben. Wie sollten aber die kühnsten Hoffnungen weit übertroffen werden! Die Begeisterung ergriff alle Stände: Jünglinge und Männer entzogen sich ihren Beschäftigungen und den Kreisen ihrer Lieben, um der Befreiung des Vaterlandes ihre Kräfte zu widmen. Studirende und Lehrer verließen die Hörsäle, Beamte ihre Stellen, die Edelleute ihre Güter und stellten sich mit Flinte und Tornister in die Reihen der Freiwilligen neben den Handwerker, der aus der Werkstätte, den Bauer, der vom Pfluge herbeikam. In Berlin allein ließen sich neuntausend junge Leute in die Listen eintragen. Als der König von solcher Begeisterung hörte, entrollten Thränen freudigen Dankes seinen Augen; er erkannte sein Volk und führte nun festen Willens und nimmer wankenden Muthes mit seinen Helden den Kampf bis zum Ziele.

Unterdeß waren mit dem russischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft, um das Werk der Befreiung gemeinsam auszuführen: wiederum war es Stein, den der Kaiser Alexander mit der Aufforderung zum Bündniß nach

Breslau sandte, wo er bei Hardenberg und Scharnhorst die eifrigste Unterstützung fand. Kaiser Alexander war selbst nach **Kalisch** geeilt, wo am 28. Februar ein **Bündniß zwischen Preußen und Rußland** zu Stande kam, welches die Befreiung Europa's und zunächst Deutschlands von der Fremdherrschaft zum Zwecke hatte. Der Kaiser verpflichtete sich auf das Feierlichste, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen in dem Umfange und mit der Kraft, die es vor 1806 besessen, wieder hergestellt sei. Zu dem Kriege, den man zunächst in Norddeutschland führen wollte, sollten alle Kräfte aufgeboten, von Seiten Rußlands zunächst 150,000 Mann, von Preußen wenigstens 80,000 Mann Linientruppen ins Feld gestellt werden. England sollte zum Beitritte aufgefordert werden, — nicht lange, da brachte Gneisenau, aus England herbeieilend, schon die Verheißung englischer Hülfe an Waffen, Kriegsvorräthen und Kleidung für ein Heer von 20,000 Mann und die Aussicht auf Landung englisch-schwedischer Hülfstruppen.

So war denn der Krieg beschlossen, in allen Thaten Preußens war dies bereits zu erkennen, am 16. März erfolgte die ausdrückliche **Kriegserklärung an Frankreich.**

Des Königs Ruf und des Volkes Begeisterung. Am 17. März aber erließ der König den denkwürdigen **„Aufruf an mein Volk."**

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche," so sprach der edle Fürst, „bedarf es eine Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs, der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, sowie der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleon's Verträge mehr noch, wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den Kampf nicht ehrenvoll endigen! Große Opfer werden von Allen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

Zugleich wurde eine Verordnung wegen Errichtung der Landwehr im ganzen Umfange des Reiches erlassen. **„Mit Gott, für König und Vaterland"** sollte ihr schöner Wahlspruch sein. Mit demselben Wahlspruche hatte der König wenige Tage zuvor, am Geburtstage der Königin Luise (10.

März), den Orden des **eisernen Kreuzes** als Auszeichnung für die Helden des Befreiungskrieges gestiftet, um der patriotischen Begeisterung durch das Andenken der theueren Verklärten eine höhere Weihe zu ertheilen.

Des Königs Aufruf entflammte diese Begeisterung zu dem herrlichsten Feuer. „**Der König rief, und Alle, Alle kamen**“ ist das erhebende Gedenkwort jener herrlichen Zeit geblieben. Das gesammte Volk wollte lieber den Gedanken der höchsten Noth und Entbehrung als einer neuen Knechtschaft fassen. Ganz Preußen war wie eine große Waffenstätte, alle Kräfte regten sich in neuer Lust und Frische, Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, — Alles eilte herbei zu dem harten Dienste des Krieges. Aber nicht die Männer allein, es waren auch Greise und Kinder, und vor Allem die Frauen, welche von einem schönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab sein Gut oder die Arbeit seiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das sie mit Zinn oder Eisen ersetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienstmagd die Ringe aus ihren Ohren, — und edle Jungfrauen gab es, die, weil sie nichts Anderes zu bringen hatten, ihr langes, schönes Haar abschnitten und den Erlös dem Vaterlande darbrachten.

Unvergeßlich wird in der Geschichte des Vaterlandes das Frühjahr und der Sommer 1813 sein! Wäre auch nichts errungen worden, so würde doch der Geist, welcher damals durch das Volk wehete, demselben fort und fort zum Stolze gereichen, der hehre Geist, welcher alles irdische Gut, Ruhe und Frieden, und selbst das Leben gern zum Opfer darbringen will für unsichtbare Güter, für die Liebe der Freiheit und des Vaterlandes. Und das war das ewig Denkwürdige und Einzige in jener Zeit, daß sie selbst den gemeinen Sinn mit sich fort riß: sie erhob die Herzen mit solcher Allgewalt, daß sie nur ihrer großen, gemeinsamen Pflicht gedachten, daß alle Leidenschaften, Sinnlichkeit und Eigennutz zurücktraten. Der große Zweck weihete die Einzelnen, ein Jeder fühlte, daß der schwere Sieg nur im Glauben und in der Zucht gewonnen werden könnte. So ist die Zeit der Freiheitskämpfe zugleich die Zeit der Befreiung von den Banden des Unglaubens und der Zweifelsucht geworden; ein lebendiger Aufschwung zu Gott dem Herrn begleitete den Aufschwung zu bürgerlicher Freiheit und weihete das großartige Beginnen des deutschen Volkes, welchem der Segen des lebendigen Gottes nicht fehlen sollte.

46. Die Freiheitskriege bis zu Napoleon's Rückzug aus Deutschland.

Napoleon's Rüstungen. Napoleon war, als in Rußland Alles verloren war, nach Paris geeilt und dort in der Stille der Nacht am 18. December eingetroffen. Er machte den Franzosen bekannt, daß in Rußland viel Geschütz und Gepäck, auch 30,000 Pferde verloren gegangen seien, die Größe des Verlustes an Menschen verschwieg er. Das Heer sei noch stark genug, die barbarischen Russen hinter ihren Grenzen im Zaume zu halten, aber zur Fortsetzung und schnellen Beendigung des Krieges seien 350,000 Mann frischer

Truppen erforderlich, deren schleunige Aushebung angeordnet wurde. Als Preußens Kriegserklärung bekannt wurde, befahl er, noch andere 180,000 Mann auszuheben. Noch war der Zauber seines großen Kriegsruhmes und die Allgewalt, mit der er in Frankreich herrschte, mächtig genug, um in kürzester Zeit diese neuen ungeheuren Truppenmassen wirklich ins Feld zu rufen. Nach wenigen Monaten schon rückte zum Staunen Europa's die junge Mannschaft wohl gerüstet über den Rhein, unter ihnen eine berittene Ehrengarde aus allen Städten des Landes, Söhne wohlhabender Aeltern, die ihm als Geißeln der Treue seiner Städte dienen sollten. Aus Italien zog er 50,000 Mann bewährter Truppen herbei, und die Rheinbundsfürsten mußten von Neuem ihre vertragsmäßigen Hülfstruppen zum Kampfe gegen die deutschen Brüder stellen. So konnte er schon im April mit mehreren Hunderttausenden nach Sachsen ins Feld ziehen, während eben so große Heereshaufen, bis zur Gesammtstärke einer halben Million, ihm folgten. Vom Frieden, den Oesterreich zu vermitteln bestrebt war, wollte er nicht reden hören; denn er hatte keine Ahnung von der unerhörten Begeisterung, welche dies Mal die gegen ihn zu Felde ziehenden Preußen beseelte; er wähnte, daß die deutsche Erhebung vor seinen sieggewohnten Armeen wie Spreu im Winde verwehen würde. Durch Hochmuth verstockt, wußte er die Zeichen der Zeit nicht mehr zu fassen. „Und wenn die Feinde auf dem Montmartre vor Paris ständen, so würde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben," so ließ er am 31. März verkünden, „der preußische Name solle aber gänzlich ausgelöscht werden aus der Reihe der Völker." Am 31. März des folgenden Jahres aber rückten die Preußen vom Montmartre her siegreich in Paris ein, und wenige Tage darauf wurde Napoleon des Thrones verlustig erklärt. So hat es der Herr gewollt!

Groß-Görschen und Bautzen (2. u. 22. Mai). Noch ehe der Kaiser selbst in Deutschland erschienen war, suchte sein Stiefsohn, der Vicekönig Eugen, mit 30,000 Mann, mit welchen er bei Magdeburg stand, Berlin zu überfallen, um diese Hauptstadt des Landes in seine Gewalt zu bekommen. Aber der russische Heerführer Wittgenstein und die preußischen Generale York und v. Bülow sammelten schleunigst die nächsten zerstreuten Schaaren und drangen am 5. April bei **Möckern** so ungestüm auf die Franzosen ein, daß diese, obwohl stärker an Zahl, zurückweichen mußten. Besonders hieb das preußische Fußvolk hier zum ersten Male statt vielen Schießens wacker mit dem Kolben drein, was seitdem mit gleichem Erfolge öfter wiederholt wurde. Eugen hielt es nun für gerathener, sich wieder hinter die Wälle von Magdeburg zurückzuziehen, bis gegen Ende April Napoleon mit seinen neuen Heerhaufen eintraf.

Dem Gewaltigen rückte das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehle des russischen Feldherrn Wittgenstein entgegen; die Preußen unter dem Generale York (dessen Verfahren inzwischen vom Könige öffentlich gerechtfertigt und belobt worden war), unter Blücher, der von Schlesien die preußische Hauptmacht herbeigeführt, und unter Kleist.

Napoleon setzte über die Saale und rückte nach den Ebenen von Leipzig vor, wo er seinen Gegnern eine Schlacht zu liefern gedachte. Am 1. Mai übernachtete er in Lützen, wo zweihundert Jahre zuvor Gustav Adolph gefallen war. Kaum war er am anderen Morgen aufgebrochen, da erscholl Kanonen-

donner in seinem Rücken. Die Preußen und Russen wollten ihm dies Mal zuvorkommen, ehe er sich selbst das Schlachtfeld gewählt, und drangen plötzlich gegen die Dörfer Groß- und Klein-Görschen u. a., die der Marschall Ney noch besetzt hielt, mit aller Kraft vor. Zuerst erstürmte Blücher mit Ungestüm Groß-Görschen; um die anderen Dörfer entspann sich ein mörderischer Kampf. Obwohl die Stellung der Franzosen günstiger war, siegte doch überall der Preußen und Russen unwiderstehliche Tapferkeit, und schon waren die meisten Dörfer im Sturme genommen, als Napoleon selbst, der auf den Schall des Kanonendonners mit seinen Garden umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde ankam. Mit feurigen Worten begeisterte er seine Schaaren, um den Verbündeten die errungenen Vortheile zu entreißen. Von Neuem entbrannte der erbittertste, blutigste Kampf; schon hatten die preußischen Garden die Hauptstellung des Feindes gestürmt und mehrere Bataillone des Feindes in die Flucht geschlagen. Da ließ Napoleon achtzig Stück Geschütz auf einen Punkt versammeln, um durch ein unwiderstehliches Feuer die Gegner niederzuschmettern. Ganze Reihen der unerschrockenen Kämpfer wurden mit einem Male zu Boden gestreckt, die Dörfer geriethen in Brand und mußten verlassen werden. Zugleich führte der Vicekönig Eugen neue Schaaren herbei und drängte die russische Schlachtordnung. Dennoch wichen die Verbündeten nur Schritt vor Schritt dem mörderischen Feuer und hielten standhaft den größten Theil des Schlachtfeldes bis zum Einbruche der Nacht. Ja noch in tiefer Dunkelheit wagte der nie rastende Blücher einen plötzlichen Reiterausfall auf die überraschten Feinde, welche die ganze Nacht über, in Vierecken zusammengedrängt, unter den Waffen stehen blieben. Die Verbündeten hatten mit nur 70,000 Mann gegen 120,000 Feinde gekämpft, aber kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren. Blücher selbst, immer mitten im heftigsten Kampfe, war verwundet worden; schwerer als er der General Scharnhorst, welcher leider nach kurzer Zeit starb und so die Früchte seines hingebenden Sorgens und Mühens für das Vaterland nicht mehr reifen sah.

War auch der Sieg von den Verbündeten nicht errungen, so gab doch die Schlacht bei Groß-Görschen **(2. Mai 1813)** rühmliches Zeugniß von dem Geiste unerschrockenen Heldenmuthes, welcher die Freiheitskämpfer beseelte. Durch ganz Deutschland ging die erhebende Kunde von der Kühnheit und Todesverachtung der jungen preußischen Krieger.

Die verbündeten Herrscher, welche selbst der Schlacht beigewohnt hatten, wollten ihre ermüdeten Heere nicht sofort noch einmal gegen den zahlreicheren Feind führen und beschlossen deshalb den Rückzug an die Elbe, der in der größten Ruhe und Ordnung bewerkstelligt wurde.

Napoleon rückte nun in Dresden ein (8. Mai). Der König von Sachsen hatte zwar dem Rufe der Verbündeten zum Anschlusse an ihre Sache nicht Folge geleistet, doch strebte er darnach, sich von den Fesseln der französischen Abhängigkeit los zu machen und unterhandelte in Prag mit dem Kaiser von Oesterreich, um sich eine neutrale Stellung zu sichern. Napoleon aber ließ ihm sofort entbieten, sich nach seiner Hauptstadt zurückzubegeben und seine Truppen zur Verfügung der Franzosen zu stellen, widrigenfalls Sachsen als erobertes Land behandelt werden solle. Der König kehrte darauf

am 12. Mai nach Dresden zurück, wo ihn Bonaparte als treuen **Bundes**genossen festlich begrüßen ließ. Bald eilte der gewaltige Krieger nun weiter, den Verbündeten nach, die bei **Bautzen** in der Lausitz ein festes Lager bezogen hatten. Sie standen dort 100,000 Mann stark, aber der Feind zählte nahe an 150,000. Am **22. Mai** kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Verbündeten, wie bei Groß-Görschen, die größte Tapferkeit bewiesen, aber zuletzt doch der Uebermacht weichen mußten. Alexander und Friedrich Wilhelm wollten es auch hier noch nicht zum Aeußersten kommen lassen; denn sie hatten noch viel neugerüstetes Volk aus Rußland und Preußen zu erwarten und überdies hofften sie jetzt gerade auf den baldigen Zutritt von Oesterreich. Darum wollten sie nicht durch vorzeitige Wagnisse ihre Truppen aufreiben lassen, sondern dieselben schonen, bis sie vereint mit dem gehofften Zuwachse dem Feinde die Spitze bieten könnten. Sie befahlen denn nach dreistündigem Kampfe ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen, und bei hellem Tage um drei Uhr Nachmittags geschah der Rückzug vom Schlachtfelde mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an kein Verfolgen, an kein Beutemachen denken konnten. Vergeblich trieb Napoleon, auf einer Trommel seiner Garde sitzend, mit hastiger Eile seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen, die leichten preußischen Reiter und die Kosacken wiesen alle Angriffe der Verfolgenden zurück, und er mußte froh sein, das Schlachtfeld behauptet zu haben, auf welchem 12,000 von den verbündeten Truppen, aber 20,000 Franzosen das Leben eingebüßt hatten.

Waffenstillstand; Oesterreichs Kriegserklärung. Die Verbündeten zogen sich nach Schlesien zurück; Napoleon folgte ihnen auf dem Fuße, aber er vermochte ihnen keinen Schaden beizubringen, vielmehr hatten seine eigenen Truppen durch plötzliche Angriffe der unverhofft umkehrenden Feinde manchen schweren Verlust zu erleiden. Am schmerzlichsten war dem Kaiser der Tod seines einzigen persönlichen Freundes, des Marschalls Duroc, welchen bei einem solchen Ausfalle eine Kugel vom Pferde riß.

Napoleon mußte einsehen, daß er den Sieg dies Mal nicht so leichten Kaufes erlangen würde, und er nahm einen ihm angebotenen Waffenstillstand auf 6 Wochen gern an. Am **4. Juni** wurde derselbe zu **Breslau** abgeschlossen. Zuerst nahm das Volk in Preußen diese Waffenruhe unwillig auf: in ungeduldiger Begeisterung murrte man über den Verzug, der dem kampfentbrannten und durch die Tage von Groß-Görschen und Bautzen keineswegs entmuthigten Heere auferlegt wurde. Der König aber beruhigte sein Volk; der Waffenstillstand solle der Nationalkraft, die sich schon so ruhmvoll gezeigt, nur Zeit geben, sich völlig zu entwickeln. „Bis dahin," sagte der König, „war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen: wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen."

So wurde denn rastlos fortgewirkt, gewaffnet, geübt und alle Kräfte der Nation von Neuem angespannt.

Während des Waffenstillstandes zog das Schicksal einer muthigen Kriegerschaar die Theilnahme von ganz Deutschland auf sich. Der Major von Lützow hatte sich mit einem Haufen kühner Reiter, aus Jünglingen aller Stände bestehend, in des Feindes Rücken bis an die Grenze Frankens gewagt

und überall durch seine verwegenen Angriffe Schrecken unter den Franzosen verbreitet. Er erhielt zu spät die Kunde von dem Waffenstillstande und konnte nicht mehr zu dem festgesetzten Zeitpunkte über die Elbe zurück. Da befahl Napoleon, „die Räuber zu vernichten, wo sie gefunden würden," und so wurden sie am 17. Juni, als sie ohnweit Leipzig ruhig und sorglos daherzogen, von feindlichen Reitern in Ueberzahl überfallen und größtentheils niedergehauen. Nur eine geringe Anzahl schlugen sich mit Lützow selbst durch den Feind durch.

Unterdeß versuchte Oesterreich, die augenblickliche Waffenruhe in einen bleibenden Frieden zu verwandeln, zu welchem Zwecke Kaiser Franz einen Friedenscongreß nach Prag berufen hatte. Auch Napoleon schickte seine Gesandten hin, aber bald zeigte sich, daß er nur Zeit gewinnen wollte, um unterdeß noch weitere Verstärkungen an sich zu ziehen, welche von Mainz und Straßburg in großen Massen herbeikamen. Als nun der letzte Tag des Waffenstillstandes abgelaufen war, erklärte endlich der Kaiser von Oesterreich, daß auch ihn Ehre und Pflicht zum erneuerten Kampfe gegen Frankreich rufen. In Bezug auf Preußen äußerte damals der Kaiser von Oesterreich: „Preußens Schicksal liege ihm vor Allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das preußische Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oesterreich die schönste der preußischen Provinzen, Schlesien, angeboten. Er, der Kaiser, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken!"

Groß-Beeren (23. August). Durch den Beitritt Oesterreichs waren die Heere der Verbündeten den französischen nunmehr an Stärke gleich, fast überlegen. Als erwünschter Bundesgenosse erschien überdies der Kronprinz von Schweden (der frühere französische Marschall Bernadotte) mit 24,000 seiner Krieger in Norddeutschland. England hatte sich in einem zu Dresden abgeschlossenen Vertrage zur Zahlung bedeutender Hülfsgelder verpflichtet. Das Heer der Verbündeten zerfiel in drei große Abtheilungen: 1) **Der Kronprinz von Schweden** befehligte 150,000 Mann in Norddeutschland, unter ihm die Preußen Bülow und Tauentzien und der russische General Winzingerode; 2) **General von Blücher** führte den Oberbefehl über die 95,000 Mann der schlesischen Armee, unter ihm York und die Russen Sacken und Langeron; sein oberster Generalstabsoffizier war Gneisenau; 3) **Fürst Schwarzenberg** führte die Hauptarmee in Böhmen, bei welcher Preußen unter Kleist, Russen unter Wittgenstein und die russischen Garden unter dem Großfürst Constantin fochten, im Ganzen etwa 230,000 Mann. Fürst Schwarzenberg sollte zugleich den Oberbefehl über das gesammte verbündete Heer führen.

Napoleon, welcher mit seiner Hauptmacht an der Elbe stand, beschloß, während Marschall Oudinot mit 60,000 Mann auf Berlin marschirte, sich selbst ohne Zeitverlust auf die schwächste der drei Armeen, auf die schlesische, zu werfen und dieselbe womöglich zu erdrücken, um dann gegen die beiden anderen freie Hand zu haben. Blücher aber wußte ihm auszuweichen, und unterdeß rückte das Schwarzenberg'sche Heer von Böhmen nach Sachsen vor und

nöthigte den Kaiser, in Eilmärschen zur Rettung von Dresden zurückzugehen (23. August).

Auch Oudinot's Unternehmen gegen Berlin sollte vereitelt werden. Schon war er bis 2 Meilen vor die Hauptstadt gekommen, hatte das Dorf Groß-Beeren besetzen lassen und gedachte am andern Morgen triumphirend in Berlin einzuziehen; da dringt spät am Abend des 23. unter dichten Regengüssen General Bülow mit seinen Preußen plötzlich auf **Groß-Beeren** ein. Mit lautem Kriegsgeschrei schrecken sie den überraschten Feind auf; die Gewehre wollen im Regen nicht Feuer geben, aber die braven Landwehrmänner kehren die Waffen um und schlagen, wie bei Möckern, mit den Kolben drein. Die ersten Haufen der Franzosen fliehen vor solchem Ungestüme, bringen Verwirrung auch unter die übrigen und bald zerstreut sich das ganze Heer in Busch und Sumpf, wo die Nacht sie vor weiterer Verfolgung schützt **(23. August 1813)**. Mehrere Tausend Gefangene und 26 erbeutete Kanonen bezeugten den Triumph des Bülow'schen Corps, — noch deutlicher Oudinot's Zurückweichen bis zur Elbe. In Berlin aber, wo man mit banger Angst dem Einrücken des Feindes entgegengesehen, erscholl jetzt unbeschreiblicher Jubel, Tausende strömten hinaus auf das nahe Schlachtfeld, um den braven Kriegern Dank und Erquickung zu bringen.

Die Schlacht an der Katzbach. Bald wurde die Freude der Patrioten durch eine Siegeskunde erhöht, welche fast gleichzeitig aus Schlesien von Blücher's Armee gebracht wurde. Blücher ist recht eigentlich der große Held der deutschen Freiheitskriege geworden, darum ziemt es, daß wir vor der Erzählung seiner ersten großen Waffenthat im Freiheitskriege einen Blick auf seine frühere Laufbahn werfen.

Gebhardt Lebrecht von Blücher*) war zu Rostock den 16. December 1742 geboren; sein Vater, früher in hessischen Diensten, lebte damals als Landedelmann in Mecklenburg. Im Alter von 14 Jahren wurde Lebrecht mit einem etwas älteren Bruder zu einem Onkel nach Rügen gegeben. Von Unterricht und Erziehung scheint dort, wie im älterlichen Hause, nicht viel die Rede gewesen zu sein, Sinn und Gemüth der Jünglinge entwickelten sich frei unter den Lebenseindrücken, — stete Uebungen zu Roß und kühne Wagnisse am Felsenufer weckten in ihnen Geschick und Muth und eine gewisse Verwegenheit. Bald zeigte sich bei ihnen eine unwiderstehliche Neigung zum Kriegsleben und beide Brüder traten als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen 1760 öftere Streifzüge in die Mark Brandenburg; Blücher ritt bei jeder Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einmal aber rief ihm ein Husar drohend zu: „Wart nur, Bübel, werd di schon schlachte," sprengte auf ihn ein, und da Blücher's Pferd stürzte, nahm er ihn gefangen. Der preußische Husarenoberst fand Gefallen an der kecken Weise des Jünglings, behielt ihn bei sich und gewann ihn für den preußischen Dienst. Schon im nächsten Jahre wurde er Seconde- und bald Premierlieutenant; er nahm an den Feldzügen des siebenjährigen

*) Nach Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt.

Krieges Antheil und focht besonders bei Kunersdorf tapfer mit. Der bald eintretende Friede aber war seinem jugendlichen Thatendrange zu einförmig: alle Nachrichten stimmen überein, daß der jetzt erst zwanzigjährige Blücher ein äußerst wilder Offizier gewesen und sorglos in das Leben hineingestürmt habe. Jagd, Spiel und lustige Streiche theilten seine Zeit, doch verleugnete sich auch auf diesen Abwegen niemals sein kühnes Kriegerherz, sein ehrenhafter, tüchtiger Sinn und sein theilnehmendes Gemüth. Als Rittmeister wegen willkürlicher Schritte im Avancement übergangen, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große mit gewohnter Kürze antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren" (1773). Blücher begab sich nach Polen, wo er ein Fräulein von Mehling heirathete und Landwirthschaft trieb; bald darauf übernahm er ein Gut in Pommern. Als 1778 der baiersche Erbfolgekrieg ausbrach, mochte es der eifrige Kriegsmann nicht mehr auf dem Lande aushalten, er bat in wiederholt dringenden Gesuchen um Wiederanstellung, wurde jedoch immer zurückgewiesen, bis nach Friedrich's Tode ihm die Verwendung des Generals von Bischoffswerder den Wiedereintritt als Major in demselben Husarenregimente, wie früher, verschaffte (1786). Blücher lebte nun ganz wieder im Kriegswesen und ganz in der alten ungebundenen Weise. Er machte den Zug nach Holland (1787) mit, zeigte überall Gewandtheit und Entschlossenheit und avancirte schon 1790 zum Oberst. Vom Jahre 1793 an nahm er am Feldzuge gegen Frankreich Theil und zeichnete sich überall durch Kühnheit, kluge Anschläge und rasche Ausführung vortheilhaft aus; selbst bei dem Feinde gewann sein Name schon einige Berühmtheit. In der Armee wurde er ehrenvoll der „neue Zieten" genannt. Sein Regiment hatte während der beiden Feldzüge 1793 und 1794 den Franzosen gegen 4000 Gefangene genommen, wogegen von seinen Leuten nur ein einziges Mal 6 Mann in Gefangenschaft gerathen waren. Sein Verdienst wurde allgemein anerkannt, vom Könige, im Heere, im gesammten Volke. Friedrich Wilhelm III. hatte als Kronprinz am Rheine persönlich Gelegenheit gehabt, Blücher's Wirken kennen zu lernen, und ließ ihm von vorn herein die größte Anerkennung zu Theil werden. Im Jahre 1801 wurde er zum Generallieutenant, bald darauf zum Gouverneur von Münster ernannt. An der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Blücher Theil, jedoch nicht in der Ausdehnung, wie er gewünscht hatte; der größte Theil der Reiterei stand noch schlagfertig, als die Schlacht aufgegeben wurde. Blücher, auf die Ehre des Tages noch nicht verzichtend, suchte im Gewühle den König auf und erbot sich, mit seinen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Doch wurde der Befehl hierzu, kaum ertheilt, wieder zurückgenommen und der Rückzug angeordnet. Wenn es dem braven Generale nicht vergönnt war, das Geschick jenes unglücklichen Tages zu wenden, so hat er wenigstens auf dem Rückzuge die alte preußische Waffenehre glänzend bewährt. Mit einer von allen Seiten zusammengerafften Reiterschaar wollte er versuchen, durch Mecklenburg hindurch sich dem Feinde in den Rücken zu werfen und wo möglich Magdeburg zu entsetzen. Von allen Seiten durch die Uebermacht gedrängt, schlug er sich bis Lübeck tapfer durch und wehrte sich in und bei dieser Stadt gegen den fünf Mal überlegenen Feind mit solchem Heldenmuthe, daß ihm der feindliche

Feldherr, Marschall Bernadotte, endlich vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug gethan, nun solle er, da ihm nichts Anderes übrig bliebe, sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Er betheuerte, daß er sich auch der Uebermacht nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht, zu fechten, auch habe er kein Pulver, kein Brot, noch Futter mehr, darum wolle er sich ergeben, doch vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren ausrücken. Das wurde bewilligt. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort fürerst nach Hamburg. Dort lebte er, zwar gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark und voll muthigen Vertrauens. Im März 1807 wurde er gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt und nahm an dem unglücklichen Feldzuge in Preußen bis zum Tilsiter Frieden rührigen Antheil. Seitdem hatte er den Befehl über die pommerschen Truppen.

Als in den folgenden Jahren (1808 und 1809) sich in Preußen Stimmen erhoben, welche einen allgemeinen Aufstand zur Abschüttelung des französischen Joches herbeiwünschten, war auch Blücher dieser Richtung ganz hingegeben und persönlich zu jedem Wagniß bereit. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne und eilte, seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten; mit Unmuth empfing er den Befehl, die ungefragt begonnene Rüstung sogleich wieder einzustellen. Auch er wurde durch den Tod der Königin Luise sehr ergriffen, und schrieb darüber in seiner Weise an einen Freund: „Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Ufmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel auf einander folgendes Unglück treffen kann, wie den unsrigen…"

Mit welcher Freude begrüßte nun Blücher die Tage, wo aus dem Norden neue Hoffnungsstrahlen für Preußens Wiedererhebung durch das Dunkel der bisherigen Unglücksnacht hereinleuchteten; mit welcher Begeisterung eilte er nach Breslau, um des Königs patriotische Entschlüsse beschleunigen zu helfen; welche Glückseligkeit für ihn, als er nun an der Spitze der schlesischen Truppen gegen den übermüthigen Feind einherziehen konnte!

Bei Groß-Görschen schon wurde ihm Gelegenheit gegeben, seinen alten Heldenmuth neu zu bewähren, und der Kaiser von Rußland schrieb ihm bei Uebersendung des St. Georgenordens: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt." — Auch an der Schlacht bei Bautzen hatte Blücher glänzenden Antheil, noch strahlender aber sollte sein eigenthümliches Feldherrntalent erst nach dem Waffenstillstand im schlesischen Feldzuge glänzen.

Der Tag an der Katzbach **(26. August 1813).** Es ist bereits erwähnt, daß Napoleon wegen des Anrückens des Schwarzenberg'schen Corps gegen Sachsen sich mit der Hauptarmee aus Schlesien wieder dorthin gezogen hatte. Der Marschall Macdonald aber war mit seinem Heere gegen

Blücher zurückgeblieben. Dieser stand bei Jauer am rechten Ufer der Katzbach. Als Napoleon abgezogen war, beschloß er, über die Katzbach zu gehen und die zurückgebliebenen Franzosen anzugreifen. Macdonald hatte dieselbe Absicht, und so rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wissend, unter strömendem Regen am 26. August gegen einander vor. In drei Truppenzügen näherte sich Nachmittags um 2 Uhr das schlesische Heer der Katzbach; doch ehe diese Züge den Fluß erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in den Ebenen von Wahlstatt in vollem Anzuge. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer umändern, und schnell waren seine Maßregeln ergriffen. Er redet zu den Soldaten, als komme Alles, wie er es gewollt und erwartet: er reitet umher, den schlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie Alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" Anderen ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackere Preußen." Unter dem stürmischen Rufe: „Es lebe der König!" setzt sich sogleich Alles in Bewegung. Das französische Fußvolk kommt ungestüm entgegen, aber der Regen hindert das Gewehrfeuer; es entsteht ein Handgemenge und die Preußen haben mit Bajonett und Kolben schnell die Oberhand. Blücher zeigt sich überall voran; die Truppen, Anfangs in finsterem Schweigen, jauchzen ihm bald freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" Sie rücken unaufhaltsam vor und ihr Geschütz begleitet wirksam ihre Bahn. Inzwischen kommen böse Nachrichten vom linken Flügel unter Langeron, dort sei die feindliche Reiterei durchgebrochen. Blücher setzt sich an die Spitze seiner Reiter, schreit „Vorwärts" und stürmt mit Ulanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld; in den Engwegen des Neißethals aber geräth Alles in Verwirrung. Der Regen strömt noch immer herab, die Gebirgsflüsse wachsen mit jedem Augenblicke und ihre tobenden Fluthen reißen Brücken und Stege fort. Vergebens suchen die Flüchtigen Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit läßt Tausende in der wüthenden Neiße, in der Katzbach, den Tod finden. **(26. August 1813).**

Blücher's Eifer war sofort auf die Verfolgung des Feindes gerichtet. York erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit seinem Heerestheile dem Feinde nachzudringen. Indeß stiegen die Gewässer jeden Augenblick, das Fußvolk durchwatete bis an den halben Leib im Wasser die wüthende Neiße. Blücher selbst feuerte unaufhörlich die Verfolgung an. Den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder, um eine neue Schlacht zu sparen!" Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeschrei und „Vater Blücher lebe!" ging es weiter bis an den Bober und Queiß. Dort ließ Blücher am 1. September Victoria schießen und ein Tedeum halten. Wohl hatte er Grund zum Danke gegen Gott; denn große Ergebnisse waren mit geringem Verluste erkauft. Das Heer vernahm staunend die Größe des vollbrachten Werkes, ein allgemeiner Jubel durchlief seine Reihen, als Blücher in einem Tagesbefehle so zu ihnen sprach: „Soldaten des schlesischen Heeres,

Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld und Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben.... Mit Kälte, Nässe, Entbehrung habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswerthes Betragen. Ueber 100 Kanonen, 250 Munitionswagen, 1 Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obriste und andere Offiziere, 18,000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch gegenüberstanden, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. — Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weiht. Dann sucht euren Feind aufs Neue auf." Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30,000 Mann, der der Verbündeten höchstens 1000 Mann.

Größer noch, als dieser augenblickliche Erfolg, war die Nachwirkung der herrlichen Waffenthat. Das ganze Heer war zu begeisterter Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck für ihre Freude zu finden. Dieselbe Stimmung theilte sich bald den übrigen Heeren mit, und ganz Preußen, ganz Deutschland jauchzte in freudiger Hoffnung auf.

Blücher aber war nun für seine Soldaten, oder seine Kinder, wie er sie nannte, „General Vorwärts" oder, wie es bald heißen konnte, „der Marschall Vorwärts", denn er wurde zum Lohne für seine ausgezeichneten Thaten zum Feldmarschall ernannt und später zum Fürsten von Wahlstatt.

Die Schlachten bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Wartenburg; der Vertrag zu Töplitz. Die Kunde von dem Siege an der Katzbach wurde überall um so freudiger aufgenommen, weil zu derselben Zeit, wo Blücher gegen Macdonald kämpfte, die Schwarzenberg'sche Armee durch Napoleon in einer zweitägigen Schlacht bei Dresden (26. und 27. August) eine entschiedene Niederlage erlitten hatte, durch welche Fürst Schwarzenberg zum Rückzuge nach Böhmen gezwungen wurde. Dorthin rückte ihm von einer andern Seite der Marschall Vandamme mit einem trefflichen Heere entgegen und die böhmische Armee wäre zwischen Vandamme und Napoleon in eine verzweifelte Lage gerathen, wenn nicht die russischen Garden unter General Ostermann, nur 8000 Mann an der Zahl, aber angefeuert durch den persönlichen Muth des Königs Friedrich Wilhelm III., den 30,000 Franzosen Vandamme's den heldenmüthigsten Widerstand geleistet hätten, bis in der Schlacht bei Kulm, wo zur glücklichen Stunde der preußische General von Kleist über die Nollendorfer Höhen dem Feinde in den Rücken herbeikam, der französische Marschall umzingelt, besiegt und mit 12,000 Mann gefangen genommen wurde (30. August). Als die in der Schlacht Verwundeten in Prag, wohin man sie brachte, vom Volke theilnehmend umgeben wurden, rief ein Unteroffizier: „Der König von Preußen ist es, dem ihr

eure Rettung verdankt, ich habe ihn gesehen, wie er Alles wiederherstellte, ich vergaß meine Wunde vor Freude, ihn so als König handeln zu sehen." Friedrich Wilhelm aber erkannte die Ehre des Tages dem General Kleist zu, dem er den Namen „Kleist von Nollendorf" verlieh.

Fast gleichzeitig mit dem Siege bei Kulm erfuhren die verbündeten Herrscher die frohen Nachrichten von Groß-Beeren und an der Katzbach. Sie kamen damals in Töplitz zusammen, um neuen Rath zu pflegen, vorher aber gaben sie Gott die Ehre und den Dank für den bisherigen gnädigen Beistand, ohne den auch das thatkräftigste Wollen der Völker vergeblich gewesen wäre. Am 3. September feierten sie ein großes Dankfest für die errungenen Siege.

In Töplitz wurden (am 9. September) neue Verträge zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich abgeschlossen, indem erst hier auch Kaiser Franz dem großen Bunde in seiner ganzen Ausdehnung beitrat. Die Herrscher erklärten in dem Töplitzer Vertrage, daß sie von gleichem Wunsche beseelt, den Leiden Europa's ein Ziel zu setzen und dessen künftige Ruhe durch die Wiederherstellung eines billigen Gleichgewichts der Mächte zu sichern, sich entschlossen haben, den Krieg mit ihren gesammten Streitkräften fortzusetzen. Um aber das wohlthätige Einverständniß auch für die Zukunft segensreich zu machen, haben sie sich über folgende Punkte geeinigt: Erhaltung von Freundschaft und aufrichtiger, beständiger Eintracht zwischen den Herrschern, so wie auch ihren Erben und Nachfolgern, gegenseitige Gewährleistung für alle ihre Besitzungen, gemeinsames Wirken und gegenseitige Hülfe für diesen Zweck. Es war dies die Grundlage des später (1815) geschlossenen sogenannten heiligen Bundes. Jede der drei Mächte verpflichtete sich ferner, für die Dauer des Krieges wenigstens 150,000 Mann zu unterhalten.

Inzwischen hatte Napoleon einen neuen Versuch machen wollen, die Hauptstadt Preußens in seine Gewalt zu bekommen, und zu diesem Zwecke den Marschall Ney mit 80,000 Mann ausgesandt. Bei **Dennewitz** traf derselbe jedoch (am 6. September) auf den General von Bülow, welcher ihm mit nur 40,000 Preußen den verzweifeltsten, aber glücklichsten Widerstand leistete, wobei besonders die schlesische Landwehr sich auszeichnete. Als am Abend schlesische und russische Truppen zu Bülow's Unterstützung herbeikamen, stürzten die Franzosen in die wildeste Flucht. Ganze Haufen warfen die Waffen weg und suchten auf verschiedenen Wegen in die Heimath zu entfliehen. Ney selbst berichtete an seinen Kaiser: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich völlig aufgelöst." — Der tapfere Bülow aber erhielt von seinem Könige den Namen Bülow von Dennewitz.

Napoleon machte vergebliche Versuche, bald durch einen Einfall nach Schlesien, bald nach Böhmen hin wieder eine günstigere Stellung zu erzwingen: dort wurde er von Blücher, hier von den österreichischen und russischen Generalen gebührend zurückgewiesen und mußte sich bequemen, in seine vorige Stellung nach Sachsen zurückzukehren. Seine Lage wurde aber immer mehr bedroht, als nun Blücher sich der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden näherte, und General Bertrand, der dies verhindern sollte, von

dem General York in dem glänzenden Treffen bei **Wartenburg** (am 3. October) geschlagen wurde (daher der Ehrenname Graf York von Wartenburg). Die Vereinigung Blücher's mit der Nordarmee wurde jetzt wirklich ausgeführt, und für Napoleon entstand die Besorgniß, durch dieses vereinigte Heer von Frankreich abgeschnitten zu werden. Dazu kam, daß einzelne der Rheinbundfürsten bereits von ihm abfielen, besonders Baiern, welches durch den Vertrag von Ried (8. October) zu den Verbündeten übertrat. Es kam die Zeit heran, wo ein entscheidender Schlag geführt werden mußte.

Die Völkerschlacht bei Leipzig (16.—18. October 1813). Das Nordheer zog sich nach der Saale hin, weil die Schwarzenberg'schen Schaaren sich bei Leipzig sammeln sollten. Da beschloß auch Napoleon, sich nach Leipzig zu begeben, wo sich in den Tagen nach dem 12. October die gewaltigen Heere zur großen Entscheidung zusammenzogen: die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Barclay de Tolly und Wittgenstein, die Schweden unter ihrem Kronprinzen (Bernadotte), zusammen an 300,000 Mann. Die französische Armee, über 200,000 stark, hatte den Vortheil, unter einem einzigen, ruhmreichen und bewunderten Befehlshaber zu stehen. Napoleon ahnte, daß sich hier sein Geschick entscheiden müßte, und versäumte kein Mittel, den Eifer seiner Soldaten bis aufs Höchste anzuspornen und zur Begeisterung zu erheben. Aber auch unter den Verbündeten war das Bewußtsein lebendig, um welche herrlichen Güter gekämpft werden sollte. Fürst Schwarzenberg rief es noch mit begeisterten Worten seinem Heere ins Gedächtniß: „Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Russen, Preußen, Oesterreicher, ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen! — Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist euer!"

Am 16. October begann die ungeheure Schlacht, in welcher die Völker von den fernen Grenzen Asiens, vom mittelländischen und vom atlantischen Ocean zusammentrafen, um über das Schicksal Europa's die blutigen Würfel zu werfen, — die große **Völkerschlacht bei Leipzig.** Es war ein düsterer, neblichter Tagesanbruch; aber als nach 9 Uhr auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen der Donner des Geschützes sich erhob, da theilten sich die Wolken und die Sonne beschien das weite Schlachtfeld. So schrecklich aber war das Geschützesfeuer, daß die Erde davon im weiten Umkreise erbebte, und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Donnern der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Wohl 600 Kanonen von Seiten der Franzosen, 800 bis 1000 der Verbündeten waren in ihrer grausigen Arbeit. Auf drei Seiten zugleich entbraunte der fürchterliche Kampf: das große Heer der Verbündeten kämpfte im Südosten der Stadt bei Wachau, ein anderer Theil gegen General Bertrand im Westen von Leipzig bei Lindenau, Blücher aber schlug im Norden eine besondere Schlacht bei Möckern. Mit unerhörter Anstrengung und rühmlichem Heldenmuthe wurde von beiden Seiten der Kampf geführt. Am Nachmittage des 16. schien es, als sei die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entschieden, und schon hatte Napoleon eine Sieges-

botschaft an den König von Sachsen geschickt; aber er hatte zu zeitig triumphirt, denn als sich die Sonne zum Untergange neigte, stand es bei Wachau für beide Seiten fast wie beim Beginne des furchtbaren Kampfes, während bei Möckern Blücher die größten und unzweifelhaftesten Vortheile errungen hatte. Dort hatten die Preußen, besonders das ausgezeichnete York'sche Corps, den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen: drei Mal mußten sie das Dorf im Sturme nehmen und drei Mal wurde es ihnen wieder entrissen, aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg, welcher freilich durch den Heldentod einer ungemein großen Anzahl muthiger Jünglinge und Männer erkauft war.

Napoleon mochte schon nach diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe: sein Vertrauen zum Siege wankte, darum versuchte er am folgenden Tage, die Oesterreicher durch große Versprechungen zum Verrath und Abfall von ihren Waffenbrüdern zu verführen. Seine Anerbietungen aber wurden zurückgewiesen, und er mußte sich zum erneuten entscheidenden Kampfe vorbereiten. Am 17. October geschah nichts von Bedeutung; desto heftiger wurde die Schlacht am 18. wieder begonnen. Napoleon hatte seine Stellung an diesem Tage in **Probstheida** genommen; sein Standort war auf einem Hügel bei einer halb zerstörten Windmühle. Um dieses Dorf entbrannte der schrecklichste Kampf, welcher zahllose Opfer hinraffte, so daß die Kämpfenden zuletzt kaum noch über die Haufen der Leichen hinwegsteigen konnten. Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um halb 5 Uhr beschlossen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen, denn schon war an mehreren Punkten der Sieg errungen. Besonders hatten der Kronprinz von Schweden und Blücher dem Marschall Ney auf dem andern Flügel eine gänzliche Niederlage beigebracht, und um die Hoffnungen Napoleon's vollends zu vernichten, waren während der Schlacht die sächsischen Truppen, welche schon längst nur gezwungen unter den Franzosen gekämpft, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen zu ihren deutschen Brüdern übergegangen. Napoleon konnte nur noch daran denken, seinen Rückzug zu sichern. Auf dem Hügel neben der zerfallenen Mühle saß er auf einem hölzernen Schemel und dictirte mit zerstörtem, bleichem Angesicht die Befehle zum Rückzuge; dann sank er, von Erschlaffung übermannt, bei einbrechender Nacht in einen leichten Schlummer. Schon nach einer Viertelstunde aber sprang er auf und eilte nach Leipzig dort sein letztes, flüchtiges Nachtlager zu halten.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der unermeßlichen Schaaren, welche der französische Gewalthaber zur Befestigung seiner Weltherrschaft herbeigeführt hatte, und welche jetzt, tief gedemüthigt, froh waren, wenn sie den sichern Rückweg in die Heimath gewinnen konnten. So ängstlich und hastig war ihr Drängen nach dem einen Stadtthore, durch welches sie ziehen mußten, daß Napoleon selbst, als er am Morgen hinausfahren wollte, keinen Durchgang durch das wirre Treiben zu finden vermochte und auf einem andern Wege heimlich davonziehen mußte. Während die Franzosen so ihre Flucht beeilten, wurde plötzlich die Brücke über den Elsterfluß, welche sie

passiren mußten, in die Luft gesprengt und ein großer Theil der Fliehenden abgeschnitten. Viele versuchten hinüberzuschwimmen, wobei der polnische Fürst Poniatowsky nebst vielen Anderen seinen Tod in den Fluthen fand. Ueber 15,000 Mann mit den Generalen Bertrand, Lauriston u. A. wurden gefangen genommen, dazu 25,000 Verwundete und Kranke. Im Ganzen zählten die Franzosen in jenen Tagen 38,000 Todte und Verwundete und 30,000 Gefangene; auch fielen den Verbündeten 370 Geschütze und viel Beute in die Hände, doch bezahlten sie den schweren Sieg ihrerseits mit 42,000 Todten und Verwundeten. Tief beweinenswerth war das Loos der vielen Tausende, die noch lebensfähig, aber aus schweren Wunden blutend, auf der meilenweiten Wahlstatt umherlagen, mit Todten und Sterbenden, Freunden und Feinden vermischt, nach Hülfe und Rettung jammernd, ohne daß sie Hülfe fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Octobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und weit entfernt, gerettet zu sein, waren sie hier für neue, unglaubliche, namenlose Leiden aufgespart. 34,000 Kranke und Verwundete von allen Nationen waren in den Lazarethen aufgehäuft und litten solchen Mangel, daß sie an Entbehrungen aller Art starben. „Es frommt, daß die deutsche Jugend erfahre, mit welchen bittern Opfern und Leiden ihre Freiheit erkauft ist, damit sie das köstliche Kleinod zu würdigen und zu wahren wisse."

Am 19. October nach ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm, bald darauf auch Kaiser Franz mit dem Gefolge ihrer Feldherren, unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapferen Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner in Leipzig ein. Es war ein großer Augenblick, als sich die drei Fürsten nun die Hände reichten, um sich zur Errettung Deutschlands und zur Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück zu wünschen. Sie erkannten aber vor Allem, daß der endliche Sieg nicht die That der Menschen, sondern Gottes That war. Schon als des Tages zuvor der Fürst Schwarzenberg ihnen die Sicherheit des errungenen Sieges brachte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten in stillem, brünstigem Gebete dem gewaltigen Herrn der Schlachten und der Völker.

Die Folgen des Sieges bei Leipzig. Napoleon konnte nach der gänzlichen Niederlage, die sein großes Heer betroffen, nicht mehr daran denken, sich in Deutschland zu behaupten, sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, die ihm gebliebenen Truppen über den Rhein zurückzuführen und unterdeß durch Friedensunterhandlungen möglichst gute Bedingungen für seine weitere Herrschaft zu erlangen. Die Verbündeten dagegen waren nicht gewillt, ihn in Ruhe den Rückzug vollenden zu lassen, vielmehr wollten sie ihren Sieg zunächst bis zum Rheine, und wie die Entschiedeneren gleich damals verlangten, über den Rhein hinweg bis zur Vernichtung der Napoleonischen Herrschaft verfolgen. In Eilmärschen flohen die Franzosen dem Rheine zu, verfolgt von dem York'schen Corps, welches ihnen gleich am Tage nach der Leipziger Schlacht nachgesandt wurde. Auch die Baiern entsandten ihren Feldherrn Wrede, um ihren früheren Bundesgenossen den Rückweg nach Frankreich zu versperren, doch gab dies Napoleon nur Gelegenheit, mit einem letzten Siege aus Deutschland zu scheiden, indem er in der Schlacht bei Hanau

(30. und 31. October) das baiersche Heer durchbrach und schon am 2. November über den Rhein ging.

Inzwischen war der König von Westphalen, Jerome, durch den russischen General Czernitscheff verjagt und das Königreich Westphalen aufgelöst worden. Ein Gleiches erfolgte mit dem Großherzogthum Berg.

47. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden.

Deutschland war nun befreit: die erste Sorge der Verbündeten war die, eine Regierung für die neu eroberten Länder einzurichten. Zu diesem Zwecke setzte man eine Verwaltungs-Commission in Dresden nieder, deren Leitung von den verbündeten Herrschern dem Freiherrn von Stein übertragen wurde. Das Königreich Sachsen wurde zuerst unter diese Verwaltung gestellt, da der König zunächst als Kriegsgefangener nach Berlin gehen mußte. Bald trennten sich die gesammten Fürsten Deutschlands wieder vom Rheinbunde und schlossen sich mit bedeutenden Heeresmassen dem Bunde gegen Frankreich an. In Folge der gänzlichen Befreiung Deutschlands traten wichtige Veränderungen in den Besitzverhältnissen ein: die zwischen der Elbe, der Weser und dem Rheine gelegenen ehemaligen preußischen Besitzungen kehrten natürlich ohne Weiteres unter das preußische Scepter zurück, ebenso die Länder von Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig und Oldenburg unter ihre vorigen Dynastien.

Bald wurde durch Bülow's erfolgreiches Vordringen auch Holland wieder den Franzosen entrissen und dem aus England zurückgekehrten Fürsten von Oranien zurückgegeben, welcher alsbald dem Bunde gegen Frankreich beitrat.

Napoleon war jetzt zwar bereit, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, aber noch stellte er die hochmüthigsten Bedingungen; denn er wollte sich noch keineswegs für überwunden erkennen. Das französische Volk hatte freilich keinen Glauben mehr an seine Siegeskraft, und besonnene Männer riethen zur Nachgiebigkeit, aber der Kaiser wies in seiner Vermessenheit solchen Rath zurück. Trotzig sprach er: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, ich bin der Stellvertreter des Volkes. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. Ihr wollt den Frieden: in drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein." So blieb er denn bei den ungemessensten Forderungen. Die Verbündeten dagegen, welche zu Frankfurt am Main im December 1813 nochmals gemeinsamen Rath pflogen, vereinigten sich endlich in der besonders von Stein und Blücher lebhaft unterstützten Ansicht, daß die Ruhe Europa's erst dann gesichert sein werde, wenn man den unermüdlichen Friedensstörer Napoleon gänzlich besiegt und von seinem Throne gestoßen habe. Die kräftige Fortsetzung des Krieges wurde daher beschlossen.

Der Krieg in Frankreich (1814). Während Bülow in Holland weiter vordrang, setzte Blücher über den Mittelrhein, Schwarzenberg aber zog durch die Schweiz nach Südfrankreich, und gleichzeitig gingen von Spanien

her die Engländer über die Pyrenäen. In Italien sagte sich Napoleon's eigener Schwager Murat von ihm los.

Es war gerade in der Neujahrsnacht von 1813 zu 1814 mit dem Schlage zwölf, als das preußische Hauptheer unter Blücher bei Mannheim, Kaub und Koblenz über den Rhein ging. Der alte Feldmarschall hatte schon vorher an seine Truppen folgende Ermahnung gerichtet: „Soldaten! den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab' euch neue Pflichten aufzuerlegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthumes versprochen, ich that's in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde."

In der Champagne traf Blücher mit Schwarzenberg, der von Süden her vorrückte, zusammen (1. Februar); da aber die beiden verbündeten Armeen sich wegen der Schwierigkeit der Verpflegung wieder trennen mußten, so gelang es Napoleon's auch hier glänzend bewährtem Feldherrntalent, nachdem Blücher zuerst bei Brienne und bei La Rothière einige Vortheile über die Franzosen davongetragen hatte, dem Blücher'schen, wie dem Schwarzenberg'schen Heere nach einander bei Montmirail, Chateau-Thierry und Montereau wieder Niederlagen beizubringen. Da wurden in Chatillon nochmals Friedensunterhandlungen eröffnet, und es wäre dem Kaiser nicht schwer geworden, den Thron von Frankreich zu behalten, wenn er auf die übrigen bezwungenen Länder hätte verzichten wollen; aber auch hier trat er wieder mit großem Uebermuthe auf und sprach die vermessenen Worte: „Was denken meine Feinde von mir? Ich bin jetzt näher zu Wien, als sie zu Paris." Solchem Hochmuthe gegenüber vereinigten sich Rußland, Preußen, Oesterreich und England zu einem noch engeren Bündnisse zu Chaumont (1. März), in welchem sie die Ruhe und Unabhängigkeit und die Erhaltung des Gleichgewichtes Europa's verbürgten, und brachen darauf die Verhandlungen mit Napoleon ab.

Unterdeß war es dem unermüdlichen Blücher gelungen, bei Craonne und bei Laon (9. März) neue Siege zu erkämpfen, und in Folge derselben wurde der Marsch auf Paris kräftig fortgesetzt und Napoleon's Entthronung beschlossen. Bei Arcis an der Aube von Neuem geschlagen, verfiel der Kaiser in eine ungewohnte Unentschlossenheit. Er versäumte es vor Allem, die bedrohte Hauptstadt zu schützen, und zog in nutzlosen Märschen hin und her, vermuthlich in der Hoffnung, noch die Gelegenheit zu einem unerwarteten Schlage gegen die Feinde zu ersehen. Es wurde ihm gerathen, in seiner äußersten Noth einen Volksaufstand im Rücken der Feinde zu erregen, aber mit dem Vertrauen zu sich selbst war auch das Vertrauen zum Volke dahin, und er wies diesen kühnen Versuch zurück. Er zog es vor, selbst in den Rücken der feindlichen Armee zu ziehen, um sie wo möglich von Paris wieder abzulenken, aber die Verbündeten hatten gute Zuversicht und gingen geradezu auf Paris los, indem sie gegen den Kaiser nur eine Heeresabtheilung von 10,000 Mann zurückließen. Ihr Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache wurde noch erhöht, als die Kunde eintraf, daß die

Oesterreicher in Lyon und Wellington mit seinen Engländern in Bordeaux siegreich eingerückt seien. Das vereinigte Schwarzenberg'sche und Blücher'sche Heer besiegte bald darauf bei La-Fère in der Champagne noch die Marschälle Marmont und Mortier, trieb dieselben vor sich her und traf am 29. März vor Paris ein. Die Marschälle zogen in der Eile alle Truppen zusammen, die in der Nähe waren, und standen mit 25,000 Mann auf den Höhen des Montmartre, sehnsüchtig ihres Herrn und Meisters harrend. Dieser hatte zu spät die große Gefahr seiner Hauptstadt erkannt und eilte nun zwar den Verbündeten nach, war aber zu weit entfernt, um Paris zu retten. Am **30. März** wurde auf den Höhen des Montmartre die letzte Schlacht dieses Feldzuges geschlagen. Wiewohl die französische Artillerie auch hier die alte Kraft und Tapferkeit bewährte, so vermochte sie doch den muthigen Angriffen der feindlichen Uebermacht nicht zu widerstehen, und am Abende des 30. März lag die große Welthauptstadt wehrlos zu den Füßen der verbündeten Heere. Joseph Bonaparte, des Kaisers Bruder, floh mit den eifrigsten Anhängern des kaiserlichen Hauses zur entgegengesetzten Seite der Stadt hinaus; die ganze Bevölkerung aber schwebte in banger Erwartung des Schicksales, welches ihr vorbehalten war. Sie fühlte wohl daß sie auf den Edelmuth der Sieger kein Anrecht hatte; denn zu groß war das Maß des Uebermuthes und des Frevels, den ihr Herrscher im Namen des französischen Volkes an allen Nationen Europa's, besonders aber an Preußen geübt hatte.

Der Einzug in Paris; der Pariser Frieden. Am folgenden Tage **(31. März 1814)**, um Mittag, hielten Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm (Kaiser Franz war noch in Lyon), umgeben von den Prinzen ihres Hauses und einem glänzenden Gefolge, unter dem Zulaufe einer ungeheueren Menschenmenge ihren Einzug in die gedemüthigte Stadt; hinter ihnen ein großer Theil ihrer Armeen, Reiterei und Fußvolk nebeneinander, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, in schönster kriegerischer Haltung. Das gesinnungslose Volk aber, welches kurz vorher noch Napoleon auf Händen getragen, jauchzte jetzt den Verbündeten als Errettern von der langen Tyrannei entgegen und empfing sie mit freudigem Wehen der Tücher, mit Blumenschmucke und allen demüthigen Schmeicheleien. Dieselbe Erbärmlichkeit des tief gesunkenen Volkes zeigte sich bald ebenso in den Beschlüssen der höchsten Staatskörper, welche von Napoleon geschaffen, und bis dahin aller seiner Winke in kriechender Unterthänigkeit gewärtig, jetzt nach seiner Ueberwindung sich beeilten, ihn im Namen der Nation aller Macht und aller Ehren zu entkleiden.

Napoleon selbst weilte in Fontainebleau, seine Gemahlin, der er die Regentschaft übertragen, in Blois. Die verbündeten Fürsten aber nahmen die Regierung in die Hände, und zur Ausführung ihrer Pläne war sofort Napoleon's bisheriger Minister, der weltkluge Herzog von Talleyrand bereit, welcher mit seiner kalten, glatten, wohlberechneten, aber gewissenlosen Schlauheit sich seit 20 Jahren schon immer zuerst in jede neue Wendung der Dinge zu finden gewußt hatte. Er ging ohne Weiteres auf Kaiser Alexander's Plan ein, die Bourbonen auf dem französischen Throne wiederherzustellen. Schon am 1. April sprachen auf seine Anregung die Senatoren

die Absetzung ihres Kaisers aus. Napoleon, jetzt endlich seine ohnmächtige Lage erkennend und nothgedrungen demüthig, machte einen Versuch, die Krone wenigstens seinem (vierjährigen) Sohne zu retten, und entsagte am 4. April zu dessen Gunsten dem Throne: doch wurde diese Entsagung von den Verbündeten nicht angenommen. Da unterzeichnete der einst so stolze, unbeugsame Mann, den aber in jenen Tagen des Unglückes fast alle männliche Würde verlassen hatte, mit Thränen seine unbedingte Entsagung (7. April 1814). Die Verbündeten dachten edelmüthig genug, ihm eine gewisse fürstliche Würde und fürstlichen Glanz zu lassen, sie wiesen ihm die Insel Elba und ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Thalern an, nebst der Vergünstigung, 4000 Mann seiner treuen Garde um sich zu behalten. Am 20. April verließ er Frankreich unter den Schmähungen desselben Volkes, das ihn kurz vorher vergöttert hatte, und das ihn bald darauf von Neuem mit Jubel aufnahm, um ihn dann noch einmal gleichgültig fallen zu lassen.

Die verbündeten Fürsten, großmüthig gegen das französische Volk, wie gegen den gefallenen Beherrscher desselben, überließen es Frankreich selbst, die Bestimmung über die neue Regierung zu treffen. Die öffentliche Meinung wandte sich der Wiederherstellung (Restauration) des alten bourbonischen Königshauses zu. Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwig XVI., bestieg den Thron, und mit ihm schlossen die Mächte am 30. **Mai** den (ersten) **Pariser Frieden**. Frankreich wurde bei diesem Friedensschlusse noch günstig genug behandelt: es wurde als Königreich innerhalb der Grenzen vom 1. Januar 1792 hergestellt unter Belassung von Landau, Mümpelgard, Theilen von Savoyen, Belgien und der vormals päpstlichen Grafschaft Avignon; von Kriegscontributionen sollte Frankreich ganz frei bleiben. Was Deutschland betrifft, so wurde bestimmt, dasselbe sollte fortan einen Bund souveräner Staaten bilden. Für Preußen wurden in einem besonderen Friedenstractate der Friede zu Basel (von 1795) und der Friede zu Tilsit (von 1807) als aufgehoben erklärt und das Fürstenthum Neufchatel der Krone Preußen zurückgegeben. Die gesammten neuen Verhältnisse in Europa sollten auf einem Congresse zu Wien unter Theilnahme aller am Kriege und Frieden betheiligten Mächte geordnet werden. Nach dem Abschlusse des Pariser Friedens verließen die verbündeten Heere bald das französische Land.

Friedrich Wilhelm kündigte seinem Volke das Ende jenes ersten Freiheitskrieges mit folgenden Worten an: „Beendigt ist der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff; glücklich geendet durch die Hülfe Gottes, durch unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch den Muth, den jeder Preuße in diesem Kampfe bewiesen hat. Nehmt meinen Dank dafür! Groß sind eure Anstrengungen und Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie, und auch Gott, der über uns waltet, hat sie erkannt! — Mit Ruhm gekrönt steht Preußen da, bewährt im Glücke und Unglücke. Ihr eiltet Alle zu den Waffen, im ganzen Volke nur Ein Gefühl, und so war auch der Kampf! — Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnt Gott! Er hat ihn gelohnt und wird ihn jetzt noch lohnen durch den Frieden, den er uns gab! Nicht für Fremde wird der Landmann säen, er wird säen für sich und die Seinigen!

Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft werden wieder aufleben und die Wunden heilen, die langes Leiden schlug."

Dem Heere dankte der König für seine Treue und Tapferkeit, den Feldherren lohnte er auf würdige Weise. Wie Blücher zum Fürsten Wahlstatt, so wurden York, Bülow, Gneisenau und Tauentzien zu Grafen ernannt (York mit dem ehrenden Beinamen von Wartenburg, Bülow mit dem Beinamen von Dennewitz). Zugleich befahl der König, daß alle Theilnehmer am Befreiungskampfe eine Kriegsdenkmünze aus dem Metalle eroberter Kanonen erhalten, die Namen aller im Kriege für König und Vaterland Gefallenen aber in den Kirchen ihres Kirchspieles auf einer Ehrentafel eingeschrieben werden sollten.

Besuch in England; die Rückkehr. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm folgten, ehe sie in ihre Länder zurückkehrten, erst noch einer Einladung des Prinz-Regenten von England zu einem Besuche in London. Mit großer Herzlichkeit und unbeschreiblichem Jubel wurden die edlen Fürsten von dem ganzen englischen Volke aufgenommen; vorzüglich aber war der alte Blücher, welcher gleichfalls eine Einladung erhalten hatte, der begünstigte Volksheld in jenen festlichen Tagen. Wo immer sich der greise Feldmarschall blicken ließ, konnte er sich der lauten, stürmischen Huldigungen des begeisterten Volkes nicht erwehren. Die Universität Oxford machte ihn zum Ehrendoctor; der alte Haudegen aber, der kaum richtig schreiben konnte, fand die Sache sehr spaßhaft und sagte: „Nu, wenn ich Doctor werden soll, so müssen Sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!" — Auch die Rückkehr des tapferen Heerführers nach Preußen war ein fortwährender Triumphzug.

Am 7. August 1814 hielt der König, umgeben von den Prinzen seines Hauses und den Feldherren seines Heeres, an der Spitze der Garden seinen feierlichen Einzug in Berlin unter tausendfach bewillkommendem Hurrah der begeisterten Bevölkerung Bei des Königs Ankunft wurde die „Victoria" auf dem Brandenburger Thore, welche von den Franzosen im Jahre 1806 weggeschleppt, jetzt aber wieder herausgegeben und nach Berlin geschafft worden war, wieder enthüllt. Auf dem im Lustgarten errichteten Altare wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienst gehalten und unter Kanonendonner und Glockengeläute dem Herrn der Heerschaaren ein Lobgesang gesungen.

48. Der Wiener Congreß.

Die glänzende Congreß-Versammlung. Die Fürsten Europa's waren, wie erwähnt, übereingekommen, daß auf einem zu Wien abzuhaltenden allgemeinen Congresse die neue Gestaltung Europa's festgesetzt werden sollte. Die Eröffnung dieser Versammlung war auf den 1. August bestimmt worden, doch fand sie erst am 1. November statt. Die ausgezeichnetsten Personen aller Länder strömten dort zusammen: Europa sah den Glanz seiner Throne und Höfe, seine größten Staatsmänner und Feldherren, die höchsten Blüthen der Bildung, der Schönheit, der Kunst und des Geschmackes auf einem Punkte versammelt, und abgesehen von der Wichtigkeit der Dinge, welche in Wien

verhandelt werden sollten, bot die Kaiserstadt ein seltenes Schauspiel glänzenden geistigen und geselligen Verkehres.

Außer den Kaisern, Königen und Fürsten, welche in Person bei dem mächtigen Congresse erschienen, waren die bedeutendsten der Gesandten und Minister: der Cardinal Consalvi (für den Papst), Fürst Metternich (für Oesterreich), Graf Nesselrode (für Rußland), Lord Castlereagh und Wellington (für England), Talleyrand (für Frankreich); von Seiten Preußens waren der zum Fürsten erhobene Staatskanzler Hardenberg und der ausgezeichnet begabte, geistreiche Minister Wilhelm von Humboldt (Bruder des berühmten Gelehrten Alexander von Humboldt) erschienen; einen gewichtigen Einfluß übte außerdem durch sein vertrautes Verhältniß zum Kaiser Alexander der Freiherr von Stein.

Man einigte sich ohne große Schwierigkeiten über den Grundsatz, daß die legitimen Fürstenhäuser auf ihre in Folge der Revolution oder französischer Gewaltthat verlorenen Throne wieder eingesetzt, die republikanischen Staatsformen aber, wo irgend möglich, abgeschafft werden sollten. Dagegen machte die Vertheilung der wieder eroberten Länder in Deutschland und Italien, sowie die Feststellung einer neuen Verfassung für Deutschland sehr große Schwierigkeiten.

Preußens Anspruch auf Sachsen war es, der die längsten und heftigsten Unterhandlungen veranlaßte. Nach den Verträgen von Kalisch und Teplitz sollte die preußische Monarchie in ihrem Bestande vor 1806 hergestellt werden, zugleich mit möglichst günstigen Grenzen für die Vertheidigung des Landes. Preußens bedeutendste Staatsmänner hielten nun im Einverständnisse mit Herrn von Stein dafür, daß die Vereinigung des ganzen königlich sächsischen Gebietes mit Preußen zur Abrundung des Staates unbedingt wünschenswerth sei, und es wurde diese Forderung beim Wiener Congresse um so entschiedener geltend gemacht, als Rußland seinerseits ganz Polen, mithin auch die ehemaligen preußisch-polnischen Besitzungen in Anspruch nahm. Preußen stieß jedoch auf den heftigsten Widerspruch nicht blos beim Könige von Sachsen, sondern auch von Seiten Baierns und anderer deutschen Staaten, welche das mächtige Aufblühen der preußischen Monarchie von jeher mit besonderer Eifersucht betrachtet hatten. Dieselben fanden bereitwillige Unterstützung bei den französischen Staatsmännern, welche diese Mißhelligkeiten geschickt benutzten, um durch geheime Intriguen und Verbindungen den Einfluß ihres soeben gedemüthigten Landes wieder zu erheben. Rußland war geneigt, Preußens Ansprüche auf Sachsen zu unterstützen, um den Preis, daß Friedrich Wilhelm den Plänen Alexander's in Bezug auf Polen nicht entgegenträte, aber Oesterreich und England verbanden sich mit den Gegnern beider Mächte, und die gegenseitige Gereiztheit war schon so weit gediehen, daß England, Frankreich und Oesterreich ein geheimes Bündniß gegen Rußland und Preußen schlossen, als plötzlich die Kunde der neuen Gefahren, welche noch einmal von Napoleon drohten, eine Einigung der Mächte herbeiführte. Rußland sah sich genöthigt, auf den alleinigen Besitz des gesammten Polens, Preußen auf die ungetheilte Erwerbung des Königreiches Sachsen zu verzichten; der König von Sachsen aber mußte in die Abtretung des Großherzogthums Warschau an Rußland

und in eine Theilung Sachsens zu Gunsten Preußens willigen. Preußen, welches nach allseitigen Zusagen den Werth seiner Besitzungen vor 1806 zurückerhalten sollte, trat aufs Neue **die Herrschaft über fast alle seine ehemaligen Gebiete links der Elbe an**, es verzichtete dagegen auf einen Theil seiner früheren polnischen Erwerbungen in Südpreußen und Neu-Ostpreußen, auf Anspach und Baireuth, sowie auf Ostfriesland, erhielt aber zum Ersatze für diese Abtretungen **die Hälfte des Königreiches Sachsen, das Großherzogthum Berg am Rheine und eine Reihe blühender Gebiete an beiden Ufern des Rheinstromes**, besonders die ehemaligen Trierschen und Kölnischen Besitzungen.

Die **Wiener Schlußacte**, durch welche die Einigung über die wesentlichsten Punkte der neuen Länderverteilung erfolgte, wurde am 9. Juni 1815 unterzeichnet, nachdem die einzelnen Staaten besondere Tractate über die gegenseitigen Abtretungen unter einander geschlossen hatten.

Die Ländergebiete, welche Preußen auf Grund der Wiener Congreßacte theils wiedergegeben wurden, theils neu zufielen, waren im Einzelnen folgende:

Zwischen Elbe und Rhein erhielt Preußen **fast alle im Tilsiter Frieden abgetretenen Länder** wieder, mit Ausnahme von Ostfriesland, Hildesheim und Goslar, eines kleinen Streifens vom Münsterland und von der Grafschaft Lingen. Diese Gebiete wurden mit dem gleichfalls wiederhergestellten Königreiche Hannover vereinigt.

Dagegen erhielt Preußen als **neuen Besitz** in jenen Gegenden **die westliche Hälfte des früheren Bisthums Münster** (mit der Oberhoheit über die Grafschaften Steinfurt und Recklingshausen und über die Herrschaften Anholt, Gehmen, Rheda u. a.), sodann das vormals zu Köln gehörige eigentliche **Herzogthum Westphalen** mit der alten **Grafschaft Arnsberg** (und der Oberhoheit über die Grafschaft Wittgenstein), ferner mehrere ehemalige Besitzungen des Hauses Oranien, nämlich die Grafschaft und freie Reichsstadt **Dortmund**, das Fürstenthum und frühere Bisthum **Corvey**, das Fürstenthum **Siegen u. a.**

Die **rheinischen Lande**, welche ehemals zu Preußen gehört hatten (Geldern, Mörs und ein Theil von Cleve), wurden an dasselbe zurückgegeben; außerdem an neuen Besitzungen: die Herzogthümer **Jülich** und **Berg** (vornehmlich als Ersatz für Anspach und Baireuth), sodann die Lande der vormaligen geistlichen **Kurfürstenthümer Köln** und **Trier**, sowie der freien Reichsstädte **Köln** und **Aachen**, Theile von **Luxemburg** und **Limburg**, das Fürstenthum **Aremberg** und viele ehemals pfälzische, mainzische und rheingräfliche Besitzungen. (Diese neuen rheinischen Besitzungen wurden mit den älteren zunächst in der Provinz Jülich-Cleve-Berg und dem Großherzogthume Niederrhein zusammengefaßt, später in der einen Rheinprovinz.)

Der an Preußen abgetretene **Theil des Königreiches Sachsen**, die größere Hälfte des sächsischen Staatsgebietes (373 Quadratmeilen) mit der kleineren Hälfte der Einwohner (845,000) umfaßte außer dem bereits 1813 durch Blücher wieder in Besitz genommenen Cottbuser Kreise die ganze **Niederlausitz** und fast die Hälfte der **Oberlausitz**, ferner den **Wittenberger** oder Kur-Kreis (auf welchem die alte sächsische Kur haftete), den **Thüringer**

und **Neustädter Kreis**, die ehemaligen Hochstifter **Merseburg und Naumburg-Zeitz**, vom Meißener Kreise Torgau, Finsterwalde u. a., vom Leipziger Kreise Delitzsch, Eilenburg, Düben, Zörbig u. a., das Fürstenthum **Querfurt mit Jüterbogk**, den sächsischen Antheil von **Mansfeld**, die Grafschaften Henneberg und Barby und die Landeshoheit über die Herrschaft Solms-Baruth, über die Grafschaft Stolberg u. s. w. (Der größere Theil dieser sächsischen Erwerbungen wurde zu einem preußischen Herzogthume Sachsen zusammengefaßt und mit den älteren preußischen Besitzungen vom Saalkreise bis zum Herzogthume Magdeburg und der Altmark hin als Provinz Sachsen vereinigt, während die Lausitzen theils mit Brandenburg, theils mit Schlesien verbunden wurden.)

Von ehemals **polnischen Gebieten** erhielt Preußen Danzig und Thorn und deren Gebiete, sowie die westpreußischen Kreise Kulm und Michelau zurück, ferner den größten Theil des Netzdistrictes und den westlichen Theil von Südpreußen, aus welchem nebst dem Netzgebiete das **Großherzogthum Posen** gebildet wurde.

Endlich erhielt Preußen noch **Vorpommern** mit der **Insel Rügen**. Dieser vormals noch bei Schweden verbliebene Theil von Pommern war 1814 für Norwegen an Dänemark abgetreten worden. Preußen tauschte denselben gegen das ihm auf dem Wiener Congresse bestimmte Herzogthum Lauenburg von Dänemark ein und gelangte somit endlich nach Jahrhunderten **in den vollen Besitz von ganz Pommern.**

Nach dem Abschlusse aller Tauschverträge, die in Folge der Wiener Verhandlungen noch abgeschlossen wurden, betrug das preußische Staatsgebiet (welches durch den Tilsiter Frieden auf 2867 Quadratmeilen mit etwa 5 Millionen Einwohnern beschränkt worden war) wiederum 5086 Quadratmeilen mit etwa 10,400,000 Einwohnern. Im Jahre 1806 freilich hatte Preußen (mit Einschluß von Hannover) eine kurze Zeit 6224 Quadratmeilen und nahe an 11 Millionen Einwohner gezählt und zu Anfang des Jahres 1807 nach der Rückgabe Hannovers an England noch 5655 Quadratmeilen mit noch 9,700,000 Einwohnern. Wenn jedoch das wieder vergrößerte Staatsgebiet auch diese letzte Ausdehnung an Quadratmeilen nicht erreichte, so waren die neugewonnenen Besitzungen in Sachsen, Pommern und am Rheine doch an Zahl der Einwohner und an Werth des Bodens, wie an Entwickelung aller Culturverhältnisse den aufgegebenen Länderstrecken in Polen weit überlegen.

Der Ertrag und Gewinn für Preußen entsprach freilich nicht den Hoffnungen und den gerechten Erwartungen, welche man nach den heldenmüthigen Leistungen des Volkes für Europa's Befreiung hegen durfte. Es war namentlich zu beklagen, daß unser Vaterland bei dieser günstigen Gelegenheit nicht ein zusammenhängendes und abgerundetes Gebiet erhielt: Neid und Eifersucht der kleinen und der großen Nebenbuhler Preußens haben dies verhindert. Indem sie jedoch dahin wirkten, daß die preußische Monarchie lang hingestreckt die Gebiete des ganzen Nordens von Deutschland durchzieht, haben sie Preußen zugleich in die Nothwendigkeit gebracht, seinen Einfluß auf ganz Norddeutschland und auf Deutschland überhaupt zu richten. So haben sie vielleicht gerade für Preußens künftige Machtentwickelung und

Größe in Deutschland mehr gethan, als sie augenblicklich zu verhindern gedachten.

Die Verfassung des deutschen Bundes konnte gleichfalls nur mit den größten Schwierigkeiten auf dem Congresse neu festgestellt werden. An die Wiederherstellung des alten deutschen Reiches mit Kaiser und Reichsfürsten war nicht mehr zu denken: Preußen so wenig wie die übrigen souverän gewordenen Staaten hätten dazu ihre Zustimmung gegeben. Nach langwierigen Verhandlungen einigten sich zuletzt die deutschen Staaten zur Gründung eines unauflöslichen **deutschen Bundes**, dessen Gesetze in der sogenannten **deutschen Bundesacte** (vom 8. Juni 1815) niedergelegt wurden. Die Hauptbestimmungen derselben waren folgende:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten. — Alle Bundesglieder haben als solche gleiche Rechte. — Die gemeinsamen Bundesangelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, welche ihren Sitz in Frankfurt am Main hat, und bei welcher Oesterreich den Vorsitz führt. — Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. — Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln, oder richten und die streitenden Theile ihrem Ausspruche gehorchen u. s. w.

Der deutsche Bund umfaßt die souveränen Fürsten und freien Städte des ehemaligen deutschen Reiches: der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen traten demselben in Bezug auf diejenigen ihrer Besitzungen bei, welche vormals zum Reiche gehörten, ebenso der König von Dänemark wegen Holstein und Lauenburg, der König der Niederlande wegen Luxemburg. Preußen ließ später auf dem am 5. November 1816 eröffneten Bundestage erklären, daß folgende preußische Provinzen zum deutschen Bunde gehören sollten: Brandenburg, Schlesien, Pommern, Sachsen, Westphalen, Jülich-Cleve-Berg und Niederrhein, — während Ost- und Westpreußen und Posen außerhalb des Bundes verblieben.

Die zum Congresse in Wien versammelten Mächte würden sich, wie gesagt, über alle dort verhandelten Streitfragen schwerlich so bald geeinigt haben, wenn nicht eben plötzlich die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen und in Frankreich wieder erschienen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel Alles mit Schrecken erfüllt und die Gemüther zur friedlichen Einigung gestimmt hätte.

49. Napoleon's Rückkehr von Elba; seine endliche Ueberwindung.

Napoleon's Rückkehr (1815). Napoleon in seiner Verbannung von dem Gange der europäischen Ereignisse fortwährend unterrichtet, vernahm mit Freude und mit neu erwachender Hoffnung die Kunde von der Uneinigkeit der Mächte, und gleichzeitig von der Unzufriedenheit, welche das und sonnene

Auftreten der Bourbonen in Frankreich schon vielfach hervorgerufen hatte; der Augenblick schien ihm günstig, durch einen kühnen Streich noch einmal die verlorene Herrschaft an sich zu reißen. Mit 1100 seiner alten Soldaten verließ er am 26. Februar 1815 die Insel Elba, entging glücklich den im Mittelmeere kreuzenden Schiffen der Engländer und stieg am 1. März zu Cannes in der Provence ans Land. Er hatte sich in Bezug auf das französische Volk nicht getäuscht; in Südfrankreich mit Begeisterung aufgenommen, sah er von Schritt zu Schritt die Zahl seiner Anhänger wachsen. Mit seiner alten stolzen Zuversicht rief er aus: „Mein Adler wird von Kirchthurm zu Kirchthurm vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurme von Notre-Dame in Paris niederlassen wird." Ueberall gingen die Truppen zu dem einst sieggewohnten und noch verehrten Feldherrn über, und auch die Feldherren, welche Ludwig XVIII. zu seiner Bekämpfung aussandte, standen ihm kaum gegenüber, als sie den König verriethen und sich der Sache des gefallenen Kaisers anschlossen. Ludwig XVIII., von Allen verlassen, floh nach Gent in Belgien; Napoleon aber zog am 20. März in Paris ein und wußte durch gleißnerische Proclamationen, in denen, wie früher, von Freiheit und Ruhm viel die Rede war, die Massen schnell für sich zu begeistern.

Sowie aber die überraschende Kunde zu den in Wien versammelten Fürsten gelangte, da vergaßen sie allen Streit und Hader, um nur des Einen gedenk zu sein, des Uebermuthes und der Tyrannei, welche der korsische Emporkömmling so lange über ganz Europa geübt hatte: einmüthig erhoben sie sich zu einem großen Entschlusse, — sie erklärten Napoleon, als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen, feierlich in die Acht aller europäischen Völker. Unverzüglich wurde von Neuem zum allgemeinen Kampfe gerüstet.

Der neue Kampf. Preußen that es an Eifer und Anstalten zum Kriege wiederum allen Mächten zuvor: die Waffenregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen setzten in Erstaunen. Die jungen Freiwilligen, kaum an den Heerd der Ihrigen zurückgekehrt, legten mit derselben Freudigkeit, wie vor zwei Jahren, den Waffenschmuck wieder an. Blücher wurde zum Oberbefehlshaber der am Rheine zu versammelnden Heeresmacht ernannt. Gleich als die erste Nachricht von Napoleon's Flucht gekommen war, rief Blücher aus: „Wir müssen wieder von vorn anfangen," und sofort legte er seinen schlichten Bürgerrock wieder ab und zeigte sich unter den Linden in Berlin in der Feldmarschallsuniform. Das Volk freute sich des Kriegszeichens und jauchzte dem 73jährigen Helden Beifall zu. Am 19. April kam er in Lüttich an, wo er sein Hauptquartier nahm; Wellington mit Engländern, Hannoveranern u. s. w. stand weiter hin in Holland, Fürst Schwarzenberg mit Oesterreichern, Baiern u. s. w. nahm seine Stellung von der Schweiz bis zum Mittelrheine. Napoleon war rasch entschlossen: er wandte sich zuerst gegen Blücher, hoffte diesen leicht zu vernichten und dann mit Schwarzenberg fertig zu werden. Am 11. Juni rückte er von Paris aus. „Soldaten," sprach er zu seinem Heere, „heut' ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schicksal Europa's entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf

ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sind wir und sie nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!" Sein Heer war so glänzend, so zahlreich und so kampfeslustig als je. Mit 130,000 Mann griff er die 80,000 Mann, die ihm Blücher entgegenzustellen hatte, bei Ligny an **(16. Juni 1815)**. So tapfer und heldenmüthig die Preußen kämpften, so mußten sie doch das Feld räumen. Wenig fehlte, so wäre Blücher selbst gefangen oder getödtet worden. Sein Pferd wurde durch einen Schuß in den Leib, das seines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Nostitz in den Hals verwundet. „Nostitz, nun bin ich verloren!" rief der greise Feldherr, und in dem Augenblicke stürzte das Pferd zusammen und mit ihm Blücher. Halb unter dem Pferde lag er betäubt am Wege; sogleich sprang Nostitz vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel erst der Preußen, dann der verfolgenden Franzosen vorüberjagen, und hielt sich ruhig und unbeweglich. Doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen. Noch mehrmals sprengten feindliche Reiter vorüber; Preußen kamen hinterher. Schnell hielt nunmehr Nostitz die vordersten an, sie halfen Blücher unter dem Pferde hervorziehen, und auf ein Ulanenpferd gesetzt, konnte er nur eben noch den in verstärktem Anlaufe zurückkehrenden Franzosen entfliehen.

An demselben Tage (16. Juni) hatte der Marschall Ney bei Quatrebras einem Angriffe Wellington's tapfern Widerstand geleistet.

Die Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815). Am 17. Juni führten Wellington und Blücher ihre Heere jeder etwas rückwärts, um sich enger vereinigen zu können. Napoleon aber wähnte, daß die Preußen sich zum Rückzuge nach dem Rheine anschickten, und sandte ihnen den Marschall Grouchy mit dem übermüthigen Befehle nach, „sie in den Rhein zu stürzen." In gleicher Verblendung urtheilte er auch von den Engländern, daß sie wohl nur noch darauf dächten, ihm zu entrinnen. Wie bald sollte er aus solchen Träumen des Hochmuths erweckt werden!

Wellington hatte sich eine treffliche Stellung auf den Hügeln von Mont-St.-Jean (vier Stunden von Brüssel) ausersehen, im Rücken gedeckt durch den Soigner Wald. Wenn Blücher ihm nur zwei Heereshaufen schicken könnte, ließ er ihm sagen, so wolle er getrost mit 80,000 Mann gegen Napoleon's 120,000 den Kampf wagen. Es war Nacht, als man Blücher die Meldung brachte; man weckte den greisen Feldherrn. „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere," sagte er, „will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, wollen wir sie angreifen." Dann legte er sich wieder hin und schlief weiter. Als er am andern Morgen gleich vom Lager aufs Pferd wollte, hielt ihn der Wundarzt zurück, um ihn noch einzureiben. „Ach was," rief er, „noch erst schmieren! Laß nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wohl auf Eins herauskommen." Wie er aber dichte Regengüsse vom Himmel fallen sah, da sprach er in zuversichtlicher Ahnung: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver." Das Heer war noch niedergeschlagen wegen Ligny und wegen des gefürchteten Rückzugs; als

nun aber der greise Feldherr sein: „Vorwärts, Kinder!“ hören ließ, da ging es im Jubel von einem Haufen zum andern: „Es geht wieder vorwärts“ und am frühen Morgen war das ganze Heer in Bewegung.

An jenem Morgen des **18. Juni 1815** war Napoleon freudig überrascht, als er das englische Heer auf den Höhen von St. Jean vor sich sah. „Ha, nun hab' ich sie, diese Engländer!“ rief er aus, ordnete Alles zur lang ersehnten Entscheidungsschlacht und führte seine ganze Heeresmacht mit unbeschreiblichem Ungestüme gegen die englische Schlachtreihe heran. Von beiden Seiten wurde mit der fürchterlichsten Erbitterung und mit dem ausgezeichnetsten Heldenmuthe gekämpft, und es möchte schwer zu entscheiden sein, welchem Heere der Preis der Tapferkeit gebührte. Napoleon war der Zuversicht, daß zuletzt doch die Uebermacht siegen müsse: drei, vier Mal zurückgeschlagen, trieb er immer neue Heeresmassen die Höhen hinan gegen den unerschütterlichen Feind. Schon war dieser bis aufs Aeußerste erschöpft, 10,000 Engländer lagen auf dem Schlachtfelde hingestreckt, mit schwerer Besorgniß sagte der englische Feldherr: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!“ Da auf einmal erschallt Kanonendonner von der andern Seite im Rücken der Franzosen. „Gott sei Dank, da ist der alte Blücher!“ ruft mit inniger Rührung der neu ermuthigte englische Feldherr und belebt seine Truppen mit frischer Zuversicht. Blücher hatte Alles gethan, um den Zug zu beschleunigen, doch war er von vorn herein durch eine Feuersbrunst zu einem Umwege genöthigt worden. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede Tiefe zu einer Pfütze gemacht. Das Fußvolk und die Reiterei konnten nur mit Mühe vorwärts, das Geschütz vollends machte unsägliche Beschwerde. Blücher, in lebhafter Sorge, sein Wort nicht lösen zu können, rief anfeuernd sein „Vorwärts, Kinder“ in die Reihen der Krieger hinein. Sie erlagen fast den Mühseligkeiten; in Schlamm und Pfützen fortarbeitend, murmelten sie: „es gehe nicht mehr, es sei schier unmöglich.“ Da redet Blücher sie mit tiefster Bewegung und Kraft an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn wiederum weiter, und er konnte, wenn auch nicht um 2 Uhr, doch um 4 auf dem Schlachtfelde eintreffen. Sowie auch nur die ersten Haufen angelangt waren, gab er durch sein Geschütz dem englischen Waffenbruder das Freudensignal und rückte in geschlossenen Reihen die Höhen im Rücken des Feindes hinab, erst im Schritt, dann in schnellem Laufe und mit schmetternder Schlachtmusik. Napoleon ließ einen Theil seines Heeres gegen die Preußen umwenden, zugleich aber wollte er den letzten Augenblick benutzen, um die ermatteten Engländer durch einen nochmaligen stürmischen Angriff niederzuwerfen. Mit fürchterlicher Gewalt rückte seine berühmte Garde gegen die englischen Reihen heran: aber auch Wellington nimmt seine letzten Kräfte zusammen, bricht mit der Reiterei zum Angriffe heraus und es entspinnt sich ein wahrhaft furchtbarer mörderischer Kampf. Die Garde wird hart bedrängt und weicht in Vierecken geschlossen endlich zurück: da kommt sie in Bülow's Geschützfeuer und zugleich von der Reiterei umzingelt, ruft man ihr zu, sich

zu ergeben. „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" schallt es aus ihrer Mitte; die Meisten fallen, Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Unterdeß rückten die Preußen von der andern Seite im Sturmschritt immer zahlreicher heran, und ihrem Andringen, vereint mit der Engländer heftiger Gegenwehr, vermochten die Franzosen nicht mehr zu widerstehen. Plötzlich erscholl unter diesen das unheilvolle: „Sauve qui peut!" (Rette sich, wer kann!), und sofort trat eine gänzliche Auflösung der ganzen Schlachtordnung und die wildeste Flucht ein. Alles Geschütz fiel den Verbündeten in die Hände und nur der vierte Theil der französischen Armee wurde gerettet.

Das war die große Entscheidungsschlacht von **Waterloo oder La Belle-Alliance**, von den Preußen so genannt, weil an einem Meierhofe dieses Namens, von wo aus Napoleon seine Befehle ertheilt hatte, Blücher und Wellington sich nach der Schlacht trafen und freudig umarmten. Blücher erließ einen herrlichen Tagesbefehl zum Danke an seine Truppen. Derselbe schloß mit den Worten: „Empfangt meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, ihr habt euch einen großen Ruhm gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen."

Die Verfolgung des flüchtigen Feindes übernahm an der Spitze der Jäger und der leichten Reiterei der General Gneisenau. Fast wäre Napoleon selbst noch in die Hände der Preußen gefallen: bei Jemappes mußte er in solcher Eile seinen Wagen verlassen, daß sein Hut, Degen und der schwarze Adlerorden zurückblieben, mit dem Friedrich Wilhelm nun Gneisenau's Brust zierte.

Napoleon's Geschick war erfüllt: auf St. Helena's einsamem Felsen hat der Gewaltige geendigt, der einst die Welt unter seinem Machtgebote hielt. Dort hat er nachdenken können über die große Bestimmung, die ihm der Höchste in dem Laufe jenes denkwürdigen Zeitalters gegeben, und über die sittliche Willkür, durch die er seinen tiefen Fall verschuldet. Die fromme Königin Luise hatte es richtig erkannt, als sie schrieb: „Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand," ein Werkzeug, um die Völker Europa's durch den Raub ihrer Freiheit, ihrer Ehre und aller sittlichen Güter aus dem tiefen Sündentaumel zu erwecken und sittlich zu verjüngen. „Er ist von seinem Glücke geblendet," sagte weiter die große Dulderin auf Preußens Throne, „und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung." In der That: welch' ein überwältigenderes Zeugniß für eine sittliche Weltordnung und für das Walten göttlicher Gerechtigkeit, als die Erinnerung an — St. Helena!

Der zweite Pariser Frieden (20. November 1815). Die Verbündeten marschirten nach dem Siege bei Waterloo eilig auf Paris; der ohnmächtige Widerstand Davoust's und Grouchy's vermochte sie nicht aufzuhalten, am 7. Juli rückten sie in Paris ein. Die leichtsinnige Hauptstadt wurde jetzt strenger behandelt, als bei der ersten Besetzung. Besonders war

es Blücher, der auf eine fühlbare Züchtigung drang. Als man ihn bat, die Pariser Bürger, wie im Jahre 1814, von Einquartierung befreit zu lassen, sagte er: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben." Er drang darauf, der Stadt Paris eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken aufzuerlegen. Ohne Weiteres ließ er anfangen, aus dem Museum im Louvre Alles auszuräumen, was sich an Kunstschätzen, die aus Deutschland geraubt waren, da vorfand; zugleich traf er Anstalten, die Brücke von Jena, die zur Erinnerung an Preußens Schmach so benannt war, in die Luft zu sprengen, und als man ihn im Namen des Fürsten von Talleyrand um die Erhaltung derselben bat, antwortete er: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher draufsetzte, welches ich bitte, ihn wissen zu lassen." Die Ankunft des Königs Friedrich Wilhelm hinderte jedoch zu Blücher's großem Verdruß die Ausführung seines Vorhabens.

Ueber eine halbe Million der verbündeten Truppen zogen in die verschiedenen Provinzen Frankreichs ein; die Monarchen schlugen wiederum ihren Sitz in Paris auf und richteten ihr Bestreben darauf, die Herrschaft der Bourbonen dies Mal auf die Dauer begründen zu helfen. Bei den Friedensverhandlungen drangen preußische und andere deutsche Staatsmänner darauf, daß die ehemals Deutschland entrissenen Provinzen Elsaß und Lothringen jetzt von Frankreich wieder eingelöst würden, doch fanden sie lebhaften Widerstand bei den andern Mächten, besonders bei England. Blücher brachte damals auf einem Gastmahle bei Wellington einen berühmten Toast aus. Zum englischen Gesandten gewandt, sagte er: „Na, Castlereagh, nu will ich euch auch mal was ausbringen. Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden." Die deutschnationale Forderung konnte jedoch nicht zur Geltung kommen, und im **zweiten Pariser Frieden**, welcher am **20. November 1815** abgeschlossen wurde, beschränkte man sich darauf, Frankreich (unter einigen Abtretungen an die Niederlande, Sardinien und an der deutschen Grenze) auf sein Gebiet von 1790 einzuschränken, alle geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft zurückzunehmen und 700 Millionen Franken Kriegsentschädigung zu fordern. Ferner sollte auf fünf Jahre ein Bundesheer von 150,000 Mann in den Grenzfestungen des besiegten Landes bleiben. Preußen erhielt bei jenen Länderabtretungen die Gebiete **Saarlouis** und **Saarbrücken**, durch welche seine rheinischen Besitzungen vervollständigt wurden. In Folge einiger Ländertauschungen mit Hannover, Kurhessen und Sachsen-Weimar u. a. wurde der Bestand der preußischen Monarchie endlich so festgestellt, wie er im Wesentlichen bis zum Jahre 1866 geblieben ist.

50. Regierung Friedrich Wilhelm's III. seit den Befreiungskriegen.

Die heilige Allianz. Die ganze Geschichte Europa's seit dem Beginne der französischen Revolution hatte an den Tag gebracht, daß die tiefe Zer-

rüttung der Staaten nicht durch einzelne Fehltritte und Vergehen der Fürsten, nicht durch zufällige Auflehnungen der Völker herbeigeführt wurde, sondern daß das Uebel tiefer lag, daß es der Geist des Abfalls von Gott und von einer sittlichen Ordnung gewesen, welcher die Throne und die Völker in den Strudel des Verderbens und an den Rand des Abgrundes geführt hatte. Die Staatskunst der vorigen Jahrhunderte, wie sie sich besonders in Frankreich ausgebildet, war eine unsittliche, blos auf kluger Berechnung des äußern Vortheils begründete gewesen, und das Beispiel einer frivolen Lebensanschauung war von oben herab immer mehr durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet worden. Die schlimmen Früchte solchen sittlichen Verfalls waren nun in dem äußeren Verderben der Throne und in der Züchtigung der Völker durch die Greuel der Revolution und den Druck der Tyrannei warnend für alle Zeiten hervorgetreten.

Die edeln Fürsten, welche durch ihren innigen Bund dem über Europa verhängten Verderben endlich Einhalt gethan, besonders Preußens König und sein Freund Kaiser Alexander, hatten von Anfang an jenen tieferen Grund der allgemeinen Zerrüttung ins Auge gefaßt, und schon als sie sich zum ersten Male die Hand zum brüderlichen Bunde reichten, geschah es nicht blos für die Wiederherstellung eines leidlichen äußeren Zustandes der Staaten, sondern in dem lebendigen Bewußtsein, daß sie höhere, ernstere Pflichten gegen Gott und gegen ihre Völker zu erfüllen hätten. Seitdem war durch alle ihre gemeinschaftlichen Handlungen, durch alle ihre Pläne und Verträge, in Potsdam, Kalisch und in Töplitz, der feste Vorsatz und Grundgedanke hindurchgegangen, daß sie eine neue, bessere, sittlichere Ordnung der Dinge in Europa wieder herstellen wollten. Der ächt ritterliche, hochherzige Alexander, der einer fast schwärmerischen Begeisterung für hohe Ideen fähig war, wurde durch den Freiherrn von Stein, der seit der gegen ihn erlassenen Achterklärung bis zum Wiener Congreß unaufhörlich den größten und wohlthätigsten Einfluß auf denselben ausübte, in jener erhabenen Anschauung von seinen Herrscherpflichten ungemein bestärkt, und als er nach Napoleon's Unglück in Rußland sich an die Spitze seiner Armee stellte, um zu dem großen Vernichtungskampfe auszuziehen, geschah es in der festen Absicht, Europa's Zustände auf christlichen Grundlagen neu und dauernd zu befestigen. Der frommen Denkungsart und dem sittlichen Ernste Friedrich Wilhelm's entsprachen solche Pläne vollkommen, und Kaiser Franz ließ sich unschwer zur Beistimmung gewinnen. So schlossen denn die drei Fürsten noch in Paris am **26. September 1815** den sogenannten **heiligen Bund.** Derselbe sollte an die Stelle der bisherigen, nur auf Weltklugheit und Eigensucht begründeten Politik eine christliche Staatsweisheit treten lassen, — die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens sollten fortan sowohl bei der inneren Verwaltung der Staaten, wie auch bei ihren Beziehungen unter einander zu Grunde liegen. Die Fürsten verpflichteten sich, die höchsten und heiligsten Zwecke der Völker und Regierungen immer zur Richtschnur ihrer Handlungen zu machen. Sie gelobten, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Liebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu be-

herrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren." — Alle anderen Fürsten, welche diesen Grundsätzen beizutreten geneigt wären, sollten in den Bund aufgenommen werden. In kurzer Zeit traten außer dem Könige von England und dem Papste alle Fürsten Europa's demselben bei.

Wenn auch der heilige Bund die schönen Früchte christlicher Staatenregierung und herzlicher Eintracht nicht in dem Umfange gebracht hat, wie es die Stifter wünschten, wenn auch später mancher fremdartige, trübende Einfluß sich im Namen jener christlichen Grundsätze geltend machte und Viele mit Mißtrauen erfüllte, so haben doch die Begründer des Bundes sicherlich das wahre Wohl und Heil ihrer Völker nach bestem Wissen zu fördern beabsichtigt, und es war ein erhebender, für alle Zeiten denkwürdiger Vorgang, die Beherrscher Europa's in solcher Demuth ein christliches Bekenntniß ihrer Regentenpflichten ablegen zu sehen.

Die Verwaltungseinrichtungen unter Friedrich Wilhelm III. Für den trefflichen Fürsten, welcher auf Preußens Throne saß, war freilich kein Sporn von außen, kein Gelöbniß gegen andere Fürsten nöthig, um ihn das Beste seiner Unterthanen treu fördern zu lassen; er trug die Liebe zu denselben und die pflichttreue Sorge für ihr Heil im edeln, landesväterlichen Herzen. Was er in den Tagen der Noth und der Bedrückung begonnen, das setzte er nach Preußens glorreicher Wiederherstellung mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit fort. Ihm war es ein tiefer, heiliger Ernst, durch weise Ordnung aller öffentlichen Einrichtungen das Wohl seines Landes fest und dauernd zu begründen, und hierauf blieb in jeder Beziehung seine fürsorgliche Thätigkeit unablässig gerichtet. Der Staatskanzler Fürst von Hardenberg blieb sein vorzüglichster Rathgeber und Minister und setzte, wenigstens in den ersten Zeiten nach Beendigung des Krieges, die Bestrebungen seines Vorgängers, des Ministers von Stein, für die Verbesserung der Staatseinrichtungen fort.

Die preußische Monarchie, wie sie aus den letzten Friedensschlüssen neu hervorgegangen war, wurde (durch eine Verordnung vom 30. April 1815 wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden) in zehn, später acht Provinzen eingetheilt, jede Provinz wieder in zwei oder mehrere Regierungsbezirke (im Ganzen 25). Die acht Provinzen, wie sie bis zu den neuesten Eroberungen Preußens bestanden, waren:

1. Preußen mit den Regierungen für Ostpreußen zu Königsberg, für Litthauen zu Gumbinnen, für Westpreußen zu Danzig und Marienwerder.
2. Pommern mit den Regierungen zu Stettin, Stralsund und Cöslin.
3. Brandenburg mit den Regierungen zu Potsdam und Frankfurt.
4. Schlesien mit den Regierungen zu Breslau, Oppeln und Liegnitz.
5. Posen mit den Regierungen zu Posen und Bromberg.

6. Sachsen mit den Regierungen zu Magdeburg, Merseburg und Erfurt.
7. Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Arnsberg.
8. Rheinprovinz mit den Regierungen zu Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen und Trier.

In jeder Provinz leitet ein Ober-Präsident die allgemeinen Angelegenheiten der ganzen Provinz und überwacht die Thätigkeit der einzelnen Regierungen. In jedem der genannten Regierungsbezirke besteht eine Regierung, an der Spitze derselben befindet sich ein Regierungs-Chef-Präsident; wo jedoch der Ober-Präsident seinen Sitz hat, ist derselbe zugleich Chef-Präsident der Bezirksregierung, neben ihm steht zur besonderen Leitung der Bezirksangelegenheiten ein Vice-Präsident. Jede Regierung hat zwei oder drei Abtheilungen, eine für die inneren (Landes-Polizei-, Gemeinde- u. a.) Angelegenheiten, eine für die Kirchen- und Schul-Angelegenheiten und eine für die Finanz- oder Domänen-, Forst- und Steuer-Angelegenheiten. Jede Abtheilung steht unter einem Ober-Regierungsrath, unter welchem die Regierungsräthe, Assessoren und Referendarien die einzelnen Zweige der Geschäfte bearbeiten. Wichtigere Sachen müssen im Collegium, d. h. in einer Sitzung aller Mitglieder der Abtheilung, die wichtigsten im Plenum, d. h. in gemeinschaftlicher Sitzung aller Abtheilungen, berathen werden. Jeder Regierungsbezirk ist in eine Anzahl Kreise getheilt, deren Verwaltung unter Aufsicht und Leitung der Regierung je einem Landrathe obliegt. Nach altem Herkommen wird der Landrath, welcher die wichtigsten Kreisangelegenheiten im Einverständniß mit den Kreisständen behandeln soll, aus den Rittergutsbesitzern des Kreises selbst gewählt. Die Kreisstände schlagen drei Candidaten vor, unter welchen der König wählt. Die besonderen Angelegenheiten der Städte werden unter Aufsicht des Landrathes oder der Regierung von den Magistraten (Bürgermeister und Stadträthe oder Rathmänner) unter Mitwirkung der Stadtverordneten, diejenigen der Dörfer von dem Ortsgerichte, welches aus dem Schulzen und Ortsvorstehern zusammengesetzt ist, besorgt.

In jeder Provinz steht unter der Leitung des Oberpräsidenten ein Medicinal-Collegium, welches Gutachten und Rathschläge in Betreff der öffentlichen Gesundheitspflege abzugeben hat, außerdem befindet sich bei jeder einzelnen Regierung ein Regierungs-Medicinalrath, welcher die ärztlichen Einrichtungen des Bezirkes zu überwachen hat.

Während die Regierungs-Abtheilungen für Kirchen- und Schulangelegenheiten nur die Aufsicht und Leitung der Elementar- und Bürgerschulen ihres Bezirkes haben, stehen die höheren Lehranstalten der ganzen Provinz, insbesondere die Gymnasien und Schullehrer-Seminarien, unter einem Provinzial-Schulcollegium, dessen Chef wiederum der Oberpräsident ist.

Die inneren evangelischen Kirchenangelegenheiten werden in jeder Provinz von einem Consistorium geleitet, während die Regierungen nur die äußeren Kirchensachen (Kirchenkassen, Bauangelegenheiten) und die Rechte und Pflichten des königlichen Patronats über einzelne Kirchen wahrzunehmen haben. Neben dem Consistorium wird die Aufsicht über die Kirchenangelegen-

heiten der Provinz durch einen Generalsuperintendenten, in kleineren geistlichen Bezirken durch Superintendenten geführt. Die katholischen Kirchenangelegenheiten leiten die Bischöfe und nach deren Anweisung in den einzelnen Bezirken die Erzpriester, Pröpste u. s. w.

Zur sorgfältigen Ausarbeitung der Gesetze und zur höchsten Berathung der Grundsätze, nach denen die Verwaltung stattfinden sollte, war schon früher der Staatsrath eingesetzt; durch eine Verordnung vom Jahre 1817 wurde derselbe neu und fest organisirt. Der Staatsrath sollte unter dem Vorsitze des Staatskanzlers (später eines vom Könige besonders ernannten Präsidenten) bestehen: aus den Prinzen des königlichen Hauses, welche das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben, aus einer Anzahl von Staatsdienern, welche durch ihr Amt selbst Mitglieder desselben sind (nämlich den Feldmarschällen, den Ministern, dem Generalpostmeister, den Chefs des Obertribunals und der Oberrechnungskammer, den Geheimen Cabinetsräthen, Oberpräsidenten und commandirenden Generalen) und außerdem aus Staatsdienern, welche das besondere Vertrauen des Königs dazu beruft. Zum Geschäftskreise des Staatsrathes sollten gehören: alle Vorschläge zu neuen, oder zur Abänderung und Erklärung bestehender Gesetze, alle Pläne und leitende Grundsätze zu Verwaltungsmaßregeln, — ferner alle Streitigkeiten über den Geschäftskreis der Ministerien, — sowie alle Sachen, welche der König in einzelnen Fällen an den Staatsrath verweisen will (z. B. Beschwerden der Unterthanen über die Minister u. s. w.).

Was die Militärverfassung des Landes betrifft, so hatte der König dieselbe schon am 3. September 1814 im Wesentlichen für die Dauer so festgestellt, wie sie von Scharnhorst ausgearbeitet und im Drange der Zeiten vorläufig eingeführt worden war. Das Landwehrreglement vom 21. November 1815 vervollständigte die Vorschriften über unsere Heereseinrichtung. Die Grundlage derselben ist die allgemeine Dienstpflicht, der zufolge jeder Preuße, sobald er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, zum Dienste für die Landesvertheidigung verpflichtet ist. Die bewaffnete Macht zerfällt aber in das stehende Heer, die Landwehr (ersten und zweiten Aufgebots) und den Landsturm; jeder Dienstpflichtige wird auf drei Jahre zum Dienste im stehenden Heere herangezogen, gebildete junge Leute, wenn sie sich selbst bewaffnen und kleiden, nur auf ein Jahr (die einjährigen Freiwilligen). Jeder tritt, nachdem er die bestimmte Zeit im stehenden Heere gedient hat, zunächst auf zwei Jahre (neuerdings auf 4 Jahre) zur Kriegsreserve, dann zur Landwehr über, welche im ersten und zweiten Aufgebote die Männer bis zum 39. Lebensjahre umfaßt (in Zukunft nur bis zum 32. Jahre). Das stehende Heer ist zugleich die Bildungsschule für die Landwehr; jenes allein steht immer gerüstet und schlagfertig da, auch die Landwehr aber ist mit den Waffenübungen so vertraut und ihre Einberufung so geordnet, daß Preußen schon auf Grund der damaligen Einrichtungen zum Angriffe oder zur Vertheidigung in kurzer Zeit eine Armee von mehr als 400,000 Mann wohlgerüsteter Truppen aufstellen konnte (nach der neuerdings eingetretenen Reorganisation und der jüngsten Erweiterung des preußischen Gebietes 6—800,000). Alles, was zur Ausrüstung dieser Truppen an Kleidungsstücken, an Waffen und Kriegsgeräth nothwendig ist, muß jederzeit vorräthig

gehalten werden. Nur im Falle der äußersten Noth soll zur Vertheidigung im Innern des Landes der Landsturm aufgerufen werden, welcher alle dienstfähigen Männer bis zum 60. Lebensjahre umfaßt, aber nicht regelmäßig bewaffnet ist.

Was die preußische Armee aber vor anderen auszeichnet, ist der Geist der Ehre und wirklicher geistiger und sittlicher Zucht, welcher in derselben gepflegt wird. Offiziere sollen, ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, nur diejenigen werden, welche neben praktischer Dienstkenntniß auch eine gewisse geistige und wissenschaftliche Bildung nachgewiesen haben und gegen deren sittliche Führung kein Bedenken vorliegt; auch für die gewöhnlichen Soldaten aber ist das Heer eine Pflanzstätte guter Gewöhnung und Ausbildung. Ueberall ist dafür gesorgt, daß die mangelhaften Kenntnisse derselben ergänzt werden, und für Viele, die in der Kindheit vernachlässigt worden sind, werden erst die Dienstjahre eine Zeit rechter geistiger Erweckung und wenigstens nothdürftiger Bildung. Mit Recht steht daher das preußische Heer nicht nur wegen seiner Schlagfertigkeit und trefflichen Waffenübung, sondern auch wegen seines würdigen Geistes allgemein geachtet da und hat neuerdings in schweren Zeiten diese hohe Achtung gerechtfertigt.

Die Provinzialstände. Während nun der Ausbau der preußischen Staatseinrichtungen nach allen Seiten hin eifrig betrieben wurde, sollte auch dem lebhaften Wunsche derjenigen Genüge geschehen, welche mit Stein die Betheiligung des Volkes selbst an den öffentlichen Angelegenheiten erstrebt hatten. Schon von Wien aus erließ Friedrich Wilhelm (am 22. Mai 1815), wahrscheinlich auf den Rath Stein's, eine Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes. Der König sagte darin: „Die Geschichte des preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch fester begründet, die preußische Nation ein Pfand Unsers Vertrauens und die Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unsers Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer Urkunde, als Verfassung des preußischen Reiches dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.
2. Zu diesem Zwecke sind a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten; b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden sind, solche anzuordnen.
3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.
4. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen."

Es sollte sofort eine Commission niedergesetzt werden, um die Ausführung dieser Maßregel vorzubereiten.

Diese Verordnung ist ein Beweis des ehrenden Vertrauens, welches der König in seine Unterthanen setzte, und des aufrichtigen Willens, dieselben bei der Berathung ihrer wichtigen Interessen selbst zu betheiligen. Es geht aus dem mitgetheilten Texte hervor, daß der König zuerst die Provinzialstände neu befestigen und dann aus ihnen heraus allgemeine Reichsstände bilden wollte. Nicht mit einem Male sollte das schwere Werk ausgeführt, sondern mit reiflicher Ueberlegung wollte man erst die Erfahrungen, die man mit den Provinzialständen machen würde, für die höhere Stufe der Landesverfassung benutzen. Der damalige Kronprinz, der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV., war es besonders, der sich mit der Ausbildung der ständischen Verfassung in Preußen lebhaft beschäftigte und sich darüber in Briefwechsel mit Stein setzte. Er erbat sich von demselben unter Anderem auch Rath darüber, ob es angemessen sei, die Reichsstände zugleich mit den Provinzialständen oder erst später ins Leben treten zu lassen, worauf der berühmte Staatsmann in einem ausführlichen, trefflichen Schreiben sich schließlich dahin entschied: „Er halte die Provinzialstände für eine Vorübung zu dem schwierigen Berufe der allgemeinen Stände, und in diesen werde man theils den Geist erkennen, der sich ausspricht, theils manche Erfahrungen sammeln, die man bei der Bildung der Reichsstände benutzen könne."

In der That wurde auch fürerst die Errichtung von Provinzialständen allein ins Auge gefaßt. Am 3. August 1823 (am Geburtstage des Königs) erschien das Gesetz wegen allgemeiner Anordnung von Provinzialständen. Die Stände jeder Provinz, sowohl die Kreis- wie die Provinzialstände, werden nach diesem Gesetze lediglich aus den Grundbesitzern in Stadt und Land gewählt: die Besitzer der ehemaligen Standesherrschaften und die Rittergutsbesitzer bilden den ersten Stand, welcher die Hälfte aller Mitglieder des Provinziallandtages wählt, die andere Hälfte wird von dem Stande der Städte und dem der Bauern bestellt. Die Provinzialstände, welche gewöhnlich alle drei Jahre zusammentreten, haben über die Gesetzentwürfe, welche ihre Provinz angehen, zu berathen und ihr Gutachten darüber abzugeben, — ferner sollten sie, so lange keine allgemeine Ständeversammlung Statt fände, auch die allgemeinen Gesetze über Personen, Eigenthum und Steuerveränderungen u. s. w. berathen.

Die weitere Ausbildung der ständischen Gesetzgebung wurde der Zukunft vorbehalten.

51. Friedrich Wilhelm's spätere Regierungsjahre.

Nach und nach sanken die bedeutendsten der Männer, welche des Königs Sorgen in den Jahren des Druckes und der darauf folgenden Erhebung getheilt hatten, ins Grab. Der Feldmarschall Blücher, vom Könige wie vom Volke bis in seine letzten Tage durch die mannichfachsten Zeichen vaterländischer Dankbarkeit geehrt, war am 12. September 1819 auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien gestorben; ihm folgte am 27. November 1822 der Fürst Hardenberg.

Die Finanzverwaltung und der Zollverein. Friedrich Wilhelm selbst fuhr unablässig fort, nach bestem Wissen und Gewissen das leibliche und geistige Gedeihen des Volkes zu fördern. Der Staatshaushalt war schon in den Jahren 1820 und 1821 fest geregelt worden, und einer sparsamen und strengen Verwaltung gelang es, die Finanzen des Staates bald in eine musterhafte, bei anderen Völkern bewunderte Ordnung zu bringen. Die Ausgaben waren verhältnißmäßig nicht drückend, und doch wurde es ermöglicht, außer den großen Kosten, welche der Unterhalt des für Preußens Machtstellung nöthigen Kriegsheeres und die Landesverwaltung verursachten, jährlich noch bedeutende Summen auf die Verbesserung des Landbaues, auf die allseitige Anlegung von vortrefflichen Chausseen und anderen Straßen zur Belebung des Verkehres, auf die Hebung des Gewerbfleißes, sowie auf die Unterstützung von Kunst und Wissenschaft zu verwenden.

Die wohlthätige Fürsorge des Königs für Handel und Gewerbe bekundete sich in dem letzten Jahrzehnte seiner Regierung besonders durch eine wichtige Schöpfung, welche zugleich dem Streben des deutschen Volkes nach einer engeren Einigung in hohem Grade entsprach: es war dies der **Zollverein**, welchen Preußen mit dem größten Theile der deutschen Staaten (außer Oesterreich, Hannover, Braunschweig und den Hansestädten) abschloß (1833) und wodurch die ärgerlichen Schranken, welche bis dahin den Handel und Verkehr der einzelnen Staaten trennten, aufgehoben worden sind. Während hierdurch einerseits die Industrie in dem Zollvereinsgebiete einen immer lebhafteren Aufschwung gewann, gelang es Preußen ferner, einen Theil der kleineren Staaten durch die gemeinschaftlichen Interessen immer fester an sich zu ketten.

Sorge für die Volksbildung. Aber nicht nur die äußeren Bedürfnisse, sondern vor Allem auch die geistige Hebung seines Volkes wollte Friedrich Wilhelm als ein wahrhaft christlicher Regent gefördert wissen: deshalb wurde die Sorge für das Schulwesen eine der glänzendsten Seiten seiner landesväterlichen Thätigkeit. Durch reichliche Unterstützung der bestehenden Hochschulen, durch die Verbindung der Universitäten Halle und Wittenberg zu einer der bedeutendsten Hochschulen unter dem Namen der vereinigten Universität Halle-Wittenberg (1817), durch die Stiftung eines Seminars für Candidaten des Predigtamtes in Wittenberg (1817), sowie durch die Gründung einer neuen Universität zu Bonn für die Rheinprovinzen (1818) bewährte der König von Neuem den Eifer für die höhere Wissenschaft, welchen schon in früheren Jahren die Gründung der Universitäten Berlin und Breslau bekundet hatte. Nicht minderes Verdienst erwarb sich seine Regierung um die Leitung, Ausstattung und allseitige Ausbildung der Gymnasien und der eigentlichen Volksschulen. Seit 1817 ist die höhere Schulverwaltung, welche damals von dem Ministerium des Inneren getrennt und einem besonderen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten übertragen wurde, rastlos thätig gewesen, um durch angemessene Bestimmungen und Reglements, durch strenge Prüfungsvorschriften, wie durch geistige Anregung die preußischen Lehranstalten nach und nach zu Musteranstalten zu machen. Dem Bedürfnisse der neueren Zeit kam die Regierung durch die Gründung und Förderung der sogenannten Realschulen ent-

gegen, welche sich, wie die Gymnasien, zu rascher Blüthe entwickelten. Zur besseren Ausbildung der Lehrer für das höhere Schulamt wurden bei den Universitäten philologische Seminarien errichtet. Mit gleicher Liebe und Sorgfalt wurde endlich der Unterricht der großen Masse des Volkes in Elementar- und Bürgerschulen behandelt: die vielfachen Bestrebungen berühmter deutscher Pädagogen für Verbesserung und Vereinfachung der Unterrichtsmethoden fanden bei der preußischen Schulverwaltung die einsichtigste Beachtung, und durch die in allen Provinzen vermehrten Schullehrer-Seminarien, in welchen sich das regste Leben entfaltete, wurde die Methode des Unterrichtes in den Elementargegenständen mit überraschend glänzenden Erfolgen ausgebildet. Um den Unterricht in der Volksschule allen Kindern und gerade auch den ärmsten wirklich angedeihen zu lassen, wurde der heilsame Grundsatz der allgemeinen Schulpflichtigkeit neu eingeschärft; jedes Kind auf dem Lande, wie in der Stadt muß vom sechsten Jahre an bis zur Confirmation von seinen Aeltern oder Pflegern in die Schule geschickt werden und keines darf confirmirt werden, wenn es nicht die nothdürftigsten Schulkenntnisse erworben hat. Der Ortsgeistliche führt überall als Revisor in Gemeinschaft mit einem von der Gemeinde gewählten Schulvorstande die Aufsicht über die Schule; die Superintendenten und die katholischen Erzpriester oder Schulinspectoren haben in ihren Sprengeln alle Schulen sorgfältig zu überwachen.

Durch die fortgesetzte einsichtige Pflege ist es dahin gekommen, daß schon unter Friedrich Wilhelm III. die Einrichtungen unseres Schulwesens einen solchen Ruf in Europa erlangten, daß fast alle fremden Regierungen hohe Beamte nach Preußen schickten, um diese Einrichtungen genauer kennen zu lernen. Doch hat sich die preußische Regierung durch die erlangten Erfolge nicht etwa blenden lassen, sondern ist fortdauernd bemüht gewesen, die selbst erkannten Mängel und etwa eingeschlichene falsche Richtungen zu beseitigen, vor Allem aber die Pflege ächter Gottesfurcht mehr und mehr zur Grundlage der gesammten Volksbildung zu machen.

Kirchliche Verhältnisse; die Union. So sehr Friedrich Wilhelm's wahrhaft frommer und milder Sinn sich auch in der Behandlung kirchlicher Dinge bewährte, so wurden doch seine späteren Regierungsjahre gerade durch manche ärgerliche Streitigkeiten mit den kirchlichen Behörden, besonders mit der katholischen Geistlichkeit getrübt. Wiewohl der König, ganz im Sinne und Geiste seiner Vorfahren, den Katholiken eine Rücksichtnahme zu Theil werden ließ, wie dieselben sie in keinem anderen Staate genießen, so wurde doch der Frieden unter den beiden christlichen Bekenntnissen zur tiefen Betrübniß des edeln Regenten durch einen Streit über die sogenannten gemischten Ehen zwischen Protestanten und Katholiken getrübt. Es kam so weit, daß sich die Regierung gegen einige hohe katholische Geistliche zu ernsten Maßregeln veranlaßt sah.

In der protestantischen Kirche erregten die eigenen, sehr wohlgemeinten Absichten Friedrich Wilhelm's eine Zeit lang eine gewisse Bewegung. Dem von ächt christlicher Liebe erfüllten Herzen des Königs war es von jeher ein Aergerniß gewesen, daß die Lutheraner und die Reformirten trotz ihrer Einigkeit in den wichtigsten Glaubenslehren wegen einiger dogma-

tischer Unterschiede kirchlich getrennt blieben. Schon bei der Confirmation des Kronprinzen (20. Januar 1813) sagte der König zu den anwesenden Geistlichen: „Da stehen Sie nun als Brüder zusammen, verkündigen ein Evangelium des Friedens und sind doch von einander getrennt durch die Confession; die Einen nennen sich lutherisch, die Anderen reformirt. Bilden zwei verschiedene Kirchen, sind von einander getrennt. Sollten mit einander verbunden sein." Diesen Gedanken trug er fortan mit sich herum, und allmälig reifte derselbe in ihm zu einem Lieblingsplane. Als im Jahre 1817 die dritte Jubelfeier der Reformation begangen wurde, glaubte der König das Andenken des großen Ereignisses nicht besser begehen zu können, als durch eine Vereinigung oder Union der beiden protestantischen Kirchen, jedoch mit rücksichtsvoller Wahrung des Eigenthümlichen im beiderseitigen Lehrbegriffe. Am 27. September 1817 erließ der fromme Fürst eine Cabinetsordre des Inhaltes:

„Schon meine in Gott ruhenden erleuchteten Vorfahren, der Kurfürst Johann Sigismund, der Kurfürst Georg Wilhelm, der große Kurfürst, König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I., haben mit frommem Ernste sich angelegen sein lassen, die beiden protestantischen Kirchen zu einer evangelisch-christlichen in ihrem Lande zu vereinigen. Ihr Andenken und ihre heilsame Absicht ehrend, schließe Ich Mich gern an sie an und wünsche ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen unglücklichen Sectengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christenthume, worin beide Confessionen Eins sind, festhält, zur Ehre Gottes und zum Heile der christlichen Kirche in meinem Staate zu Stande gebracht und bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation damit den Anfang gemacht zu sehen. — Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden, nur durch äußere Unterschiede getrennten Kirchen ist den großen Zwecken des Christenthumes gemäß, sie entspricht den ersten Absichten der Reformation, sie liegt im Geiste des Protestantismus, sie befördert den kirchlichen Sinn .... Dieser heilsamen Vereinigung, in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neue, belebte, evangelische, christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr entgegen, sobald beide Theile nur ernstlich und redlich in wahrhaft christlichem Sinne sie wollen, und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, den wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren. — Aber so sehr ich wünschen muß, daß die reformirte und evangelische Kirche in Meinem Staate diese Meine wohlgeprüfte Ueberzeugung mit Mir theilen möge, so weit bin Ich, ihre Rechte und Freiheiten achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit Etwas verfügen zu wollen. Auch hat diese Union nur dann einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung, noch Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgeht und nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat. Sowie Ich Selbst in diesem Geiste

das bevorstehende Säcularfest der Reformation in der Vereinigung der bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam zu Einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiere und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe Ich, daß dies Mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden in Meinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden möge. Der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synoden überlasse Ich die äußere Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in ächt christlichem Sinne dem gern folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlauteren Nebenansichten, auf das Wesentliche und die große heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden, und so das Aeußere aus dem Inneren einfach, würdevoll und wahr von selbst hervorgehen wird. Möchte der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo unter einem gemeinschaftlichen Hirten Alles in Einem Glauben, in Einer Liebe und in Einer Hoffnung sich zu Einer Heerde bilden wird."

Die königliche Absicht fand in einem großen Theile der protestantischen Kirche sehr freudige Aufnahme, obwohl sich von vorn herein auch viele Stimmen gegen die Ausführbarkeit des edel gedachten Planes vernehmen ließen. Als jedoch später auf Befehl des Königs eine gemeinsame Agende (Formulare für die gottesdienstliche Ordnung) im Sinne und Geiste der Union zur Einführung in allen protestantischen Kirchen, auch wo die Union von den Gemeinden nicht angenommen war, ausgearbeitet worden, widersetzte sich eine Anzahl lutherischer Gemeinden (besonders in Schlesien) diesem Vorhaben, indem sie das Wesentliche des lutherischen Bekenntnisses in der unirten Agende vernachlässigt fanden und deshalb ihre alte lutherische Liturgie beibehalten wollten. Vergeblich erklärte der König durch eine Cabinetsordre vom Jahre 1834, daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bedeute und die Autorität der besonderen lutherischen oder reformirten Bekenntnißschriften dadurch nicht aufgehoben werden solle; vielmehr werde durch den Beitritt zur Union nur der Geist der Milde ausgedrückt, welcher ungeachtet der Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte doch die äußerliche kirchliche Gemeinschaft mit der anderen Confession annehmen wolle; mit der Einführung der gemeinsamen Agende solle endlich kein Zwang zur Union stattfinden. Die vorhandene Aufregung in jenen Gemeinden wurde durch die unvorsichtige Anwendung einzelner Gewaltmaßregeln nur erhöht, und es bildeten sich neben der unirten Landeskirche eine nicht unerhebliche Anzahl von sogenannten alt-lutherischen Gemeinden, welche durch die Verfolgung gerade zu einem um so regeren inneren Leben angereizt wurden und später (1845) die Anerkennung des Staates als eine erlaubte Religionsgesellschaft mit einem besonderen Kirchenregimente erlangten.

Wie Friedrich Wilhelm in seinen Bestrebungen für eine Union dem Beispiele seiner Ahnen folgte, so auch darin, daß er sich als der Schirm- und Schutzherr der evangelischen Kirche, selbst in fremden Ländern, erwies. Als die evangelischen Christen im Zillerthale in Tyrol Bedrückungen in der Ausübung ihres Glaubens erfuhren, bot ihnen der König von Preußen ein neues Vaterland in Schlesiens lieblichen Fluren an. Gegen 500 an der Zahl,

durften sie sich in einer Colonie nahe bei dem königlichen Gute und Lustschlosse Erdmannsdorf niederlassen, der König baute ihnen eine Kirche und Schule und gewährte ihnen reichliche Unterstützung zu der neuen Niederlassung, welche nach dem heimathlichen Namen gleichfalls Zillerthal genannt wurde.

Die Segnungen, welche Friedrich Wilhelm's weise, landesväterliche Regierung über Preußen verbreitete, wurden durch den langen Frieden, dessen sich Europa seit 1815 erfreute, befördert und erhöht. Auch an der Erhaltung des Friedens hatte aber des Königs persönlicher Einfluß einen wesentlichen Antheil. Seinen festen Willen und seinem hohen Ansehen unter den Fürsten Europa's war es großentheils zu danken, daß nach der französischen Julirevolution, welche die Ruhe von ganz Europa zu erschüttern drohete, dennoch der Friede aufrecht erhalten wurde.

Friedrich Wilhelm's Charakter und häusliches Leben*). Friedrich Wilhelm war schon durch die Zeit des Leidens und des Kampfes, die er in inniger Gemeinschaft mit seinem Volke durchlebt hatte, ein populärer Fürst im besten Sinne des Wortes geworden; sein ferneres öffentliches und häusliches Leben hatte sodann die Zuneigung, Achtung und Liebe des Volkes für ihn noch erhöht.

Friedrich Wilhelm III. war in seinem Aeußeren von der Natur königlich bedacht: er hatte eine hohe, wohlgebildete Gestalt, sein edles Antlitz trug den Ausdruck des Ernstes und der Milde, sein Blick war fest, klar, ruhig, offen und wahr, immerdar der reine Spiegel seines Inneren. Seit den Tagen des öffentlichen Unglückes und besonders seit dem Tode seiner Gattin Luise war jedoch in den Ausdruck der Klarheit, Frische und inneren Heiterkeit ein gewisser Zug der Wehmuth gemischt. In der Bewegung seines Körpers lag hohe Würde; sein Gang war fest, ruhig und sicher, bis in sein Alter rüstig und kräftig. In seiner Kleidung, wie in seinem ganzen Wesen, liebte er die Einfachheit: gewöhnlich trug er einen schlichten blauen Oberrock bis oben zugeknöpft und eine einfache Landwehrmütze. Aber in jedem, auch in dem einfachsten Kleide, sah man in ihm den König. Auch in seiner Wohnung war die Einfachheit seiner Neigungen sichtbar: er wählte nicht das prächtige Schloß seiner Vorfahren, sondern blieb in dem kleinen, behaglichen Palais, das er schon als Kronprinz bewohnt hatte, und das zwar heiter und geschmackvoll, aber ohne allen Glanz und Prunk war.

Der König erhielt sich seine kräftige Gesundheit bis ins Alter durch eine festgeregelte, einfache Lebensweise. In allen Dingen war er mäßig, vorzüglich im Genusse der Speisen und Getränke: im Kreise seiner Familie war seine Tafel nur die eines wohlhabenden Privatmannes, und für sich selbst wählte er vollends nur die einfachsten und gesundesten Speisen aus. Als der Hofmarschall den König bei dessen Rückkehr nach Berlin im Jahre 1809 fragte, ob er nun wieder Champagner kommen lassen dürfe, ward ihm die Antwort: „Noch nicht und nicht eher, bis alle meine Unterthanen, auch die Aermsten, wieder Bier trinken können."

Friedrich Wilhelm III. gehörte nicht zu den genialen Herrschern, welche, wie Friedrich der Große, durch das Uebergewicht ihres Geistes einen bestim-

*) Vorzüglich nach Eylert.

menden Einfluß auf den Geist ihrer Zeit ausüben und gewaltige Geistesschöpfungen aus sich selbst erzeugen, aber es war ein Fürst voll edler Gaben, welche vermöge des trefflichen Willens und des tiefen sittlichen Ernstes, der ihn beseelte, einen der ehrwürdigsten Fürsten aller Zeiten aus ihm machten. Er besaß zunächst in einem seltenen Grade die für einen Fürsten unschätzbare Gabe eines klaren, gesunden Blickes, vermöge dessen er in den schwierigsten und verwickeltsten Dingen nach gewissenhafter Prüfung das Richtige und praktisch Wichtige herauserkannte. Selbst Männern wie Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt gegenüber, deren geistige Ueberlegenheit er selbst am meisten anerkannte, machte sich dieses einfache, gerade Urtheil oft geltend, indem der König nach den lebhaftesten Widersprüchen seiner Minister mit sicherem Takte das Richtige erfaßte und aussprach. Der König hatte ferner ein vortreffliches Gedächtniß für Personen und Sachen, was ihm bei der Behandlung der Staatsgeschäfte sehr zu Hülfe kam. Der Werth seiner geistigen Begabung wurde ungemein erhöht durch die Vorzüglichkeit seines Charakters. Der Grundzug desselben war die innere Wahrhaftigkeit. Alles Unwahre, alle Lüge, aller Schein war ihm innerlich zuwider. Anders meinen und scheinen, anders reden und sein war ihm unmöglich, immer wußte man, wie man mit ihm daran war; sein Ja war ein Ja, sein Nein war Nein, darum war er auch kurz und bestimmt in allem Reden und Befehlen. Auch an Anderen wollte er vor Allem Wahrhaftigkeit finden, und Schmeichler waren ihm in den Tod verhaßt. Wo er von der Aufrichtigkeit überzeugt war, war er jedoch für Anerkennung empfänglich und dankbar. Als die Herzöge von Orleans und von Nemours, die Söhne König Ludwig Philipp's, im Jahre 1836 am Berliner Hofe zum Besuche waren, versuchte beim Abschiede der Herzog von Orleans wiederholt, die Hand des Königs zu küssen, der sie immer zurückzog und auf den Rücken legte. Aber der liebenswürdige und ritterliche Prinz ergriff sie noch einmal mit den Worten: „Mein Vater hat mir befohlen, nicht zurückzukehren, ohne die wohlthätige Hand geküßt zu haben, die zwanzig Jahre lang der Welt den Frieden bewahrt hat." Nun reichte ihm der König die Hand, aber umarmte ihn auch zugleich. — Mit der Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens hing die Sicherheit, Festigkeit und Ruhe desselben zusammen, — es beruhete eben auf einem sicheren Grunde und blieb sich deshalb in allen Lagen gleich. Mit jenen Eigenschaften war bei ihm eine ächte Milde, das aufrichtigste Wohlwollen und selbst ein tiefer Zartsinn vereint. Auch dem heiteren Scherze war sein klares, liebevolles Gemüth, besonders im trauten Familienkreise sehr zugänglich.

Sein ganzes Wesen aber wurzelte vor Allem in ächter Gottesfurcht und wahrer Herzensdemuth: er war von einer einfachen, kindlichen Frömmigkeit, erfüllt von tiefer Ehrfurcht vor Gott und dessen heiligem Willen, und hatte sich gewöhnt, in allen Dingen mit seinem Gewissen ernst zu Rathe zu gehen. Die Gottesfurcht wollte er auch als Grundlage bei aller Erziehung und Bildung beachtet wissen, und als ihm einst ein Lehrplan vorgelegt wurde, wo der Religion nach vielem Anderen nur nebenbei Erwähnung geschah, rief er unwillig: „Ei, ei, doch der Religion auch noch so beiläufig ein Compliment gemacht; damit läßt sie sich aber nicht abfinden. Muß die belebende Seele des Ganzen sein, wenn was Tüchtiges daraus werden soll." Seine eigene Gottes-

furcht äußerte sich auch in dem lebendigen, festen Vertrauen auf Gott, welches er in den Tagen der Prüfung und sein ganzes Leben hindurch in der tiefsten christlichen Ergebung bewährt hat, und das ihn zu seinem letzten Willen die Gedenkschrift wählen ließ: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Wie aus diesen Worten bei aller Freudigkeit doch der Ton der Wehmuth hervorklingt, so war, wie erwähnt, auch das Leben Friedrich Wilhelm's überhaupt von einem Hauche der Wehmuth durchzogen, seitdem seines Herzens höchstes Gut, seine theure Luise, von ihm genommen war. Nichts vermochte ihm dieses köstliche Kleinod mehr zu ersetzen, und die Erinnerung an ihr liebliches Walten ging durch sein ganzes Leben und Sein dahin. So gern er in den schönen Gärten um Sanssouci und um das neue Palais bei Potsdam, auf der Pfaueninsel oder in Erdmannsdorf im herrlichen schlesischen Gebirge weilte, am liebsten war er doch in dem stillen, einsamen Paretz, wo er einst die frohen Tage mit seiner Luise verlebt. Er hatte dort auf einem Punkte, den die Verewigte liebte, ein Belvedere bauen lassen, dort ging er oft hin, immer allein und ohne Begleitung. Auch Charlottenburg wurde ihm nach dem Tode der Unvergeßlichen noch lieber. Dort hatte er neben dem großen Schlosse, das ihm zu prächtig war, eine kleine Wohnung mit freundlicher, heiterer Ausstattung bauen lassen. Glänzende Hoffeste wurden fortan nur selten in Charlottenburg gegeben; eine heilige Stille umschwebte den Ort, wo die unvergeßliche Königin ihr frühes Grab gefunden. Einsam und in ernster Wehmuth wandelte der König oft durch die düsteren Baumgänge, die zu ihrem Mausoleum führen, er allein hatte den Schlüssel zu dem unteren Grabgewölbe.

Als theueres Andenken an die treffliche Königin war ihm der Kreis der Nachkommen geblieben, welche sie ihm gegeben und in welchem er mit herzlicher Freude weilte. Das Beispiel eines wahrhaft glücklichen, häuslichen Lebens wirkte weithin im Lande segenbringend. Vier Söhne hatte der König und drei Töchter. Sämmtliche Söhne waren verheirathet, der Kronprinz seit 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern, der Prinz Wilhelm (der jetzige König) mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, der Prinz Karl mit deren Schwester Marie von Sachsen-Weimar, der Prinz Albrecht mit der Prinzessin Marianne der Niederlande; auch die drei Töchter waren vermählt, die älteste, Charlotte, mit dem Kaiser Nicolaus von Rußland, die zweite, Alexandrine, mit dem Erbherzog von Mecklenburg-Schwerin, die dritte, Luise, mit dem Prinz Friedrich der Niederlande. Schon umgab den guten Hausvater ein zahlreicher Enkelkreis.

Die Fürstin von Liegnitz. Als auch die letzte Tochter, Luise, die mit kindlicher Seele an ihm hing, ihm alle seine häuslichen Geschäfte besorgt und seine einsamen Stunden versüßt hatte, als auch sie durch ihre Verheirathung ihm entrissen worden, da fühlte der König, daß ihm ein anderer verständiger und gemüthlicher Umgang mit einem weiblichen Wesen nöthig sei. Derselbe war ihm durch seine Frau und Töchter zum Bedürfnisse geworden. Eine zweite Königin wollte er nicht: „Eine Luise bekomme ich nicht wieder," sagte er, „die Zeiten sind hin, für immer hin." So wollte er denn nach wahrer Neigung eine Frau aus nicht fürstlichem Stande heirathen, in rechtmäßiger,

christlicher Ehe, aber zur linken Hand, d. h. ohne Uebertragung fürstlicher Rechte auf sie und ihre Kinder. Der König hatte in Teplitz, wohin er jährlich ins Bad ging, die Gräfin Auguste von Harrach kennen gelernt und mehrere Jahre beobachtet: sie hatte die Eigenschaften der Weiblichkeit, des gesunden Verstandes, der Anspruchslosigkeit und Unbefangenheit, wodurch er beglückt zu werden hoffte, und so hatte er sie denn zu seiner zweiten Frau erkoren. Am 9. November 1824 ließ er sich in Gegenwart des Kronprinzen, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und mehrerer hoher Hofbeamten in der Hofkapelle zu Charlottenburg mit ihr trauen, und verkündete bald darauf das Ereigniß seinem Volke. Die Gemahlin des Königs wurde zugleich zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhoben. Dieselbe ist dem königlichen Gatten gewesen, was er erwartete: eine zärtliche Freundin und Pflegerin und theure Gefährtin bis an sein Lebensziel. Sie steht noch heute in hohen Ehren beim Volke, wie in der ganzen königlichen Familie.

Friedrich Wilhelm's Ende und letzter Wille. Bis in sein siebenzigstes Jahr lebte Friedrich Wilhelm in gewohnter Thätigkeit und Fürsorge für des Landes Heil, und ganz Preußen blickte mit Stolz und Freude auf den greisen Fürsten. Im Frühjahre 1840 aber begann derselbe zu kränkeln und im Monat Mai wurde er bedenklich krank; nach wenigen Wochen vermehrte sich das Fieber und die Ermattung, — Brustkrampf und ein bedenklicher Husten stellten sich ein. Der wichtigen Feier der Grundsteinlegung für das Denkmal, welches Friedrich dem Großen beim hundertjährigen Gedächtnisse seiner Thronbesteigung auf dem Opernplatze in Berlin errichtet werden sollte, konnte er nur noch hinter dem Fenster seines Palais zusehen (am 1. Juni 1840). Als die Nachrichten über seinen Zustand sich verschlimmerten, sammelte sich täglich das Volk von Berlin in dichten Schaaren um die königliche Wohnung, theilnehmend weiterer Kunde harrend. Die Kinder des Königs waren alle versammelt, auch die Kaiserin von Rußland war herbeigeeilt, den letzten Segen des theuern Vaters zu empfangen. Am ersten Tage des heiligen Pfingstfestes, **am 7. Juni 1840** (Nachmittags 3½ Uhr), hauchte Friedrich Wilhelm, die Hand dem Kronprinzen reichend, seinen Geist aus, so ruhig und sanft, daß der Leibarzt erst der Familie ein Zeichen geben mußte, daß ihr königlicher Vater bereits dahingegangen sei. Der Kronprinz drückte dem Vater die Augen zu: alle Anwesende, deren Anzahl noch durch den herbeigeeilten Kaiser von Rußland vermehrt worden war, sanken auf die Kniee und beteten am Sterbelager des trefflichen Vaters, des erhabenen Fürsten. Mit ihnen trauerte bald ein ganzes Volk in Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Selten ist ein Fürst von der Gesammtheit seiner Unterthanen so aufrichtig betrauert worden, weil selten eine so wahrhaft väterliche Liebe zum Volke, ein so ernster Gerechtigkeitssinn und so viel weise, einsichtsvolle Mäßigung bei einem Fürsten vereint waren. An ächtem Seelenadel und an hehrer Fürstenwürde hat ihn kein gekröntes Haupt übertroffen. In Zeiten schwerer Prüfung und großen Kampfes hatte er seinem Volke als ein Muster christlichen Ernstes und ächter Vaterlandsliebe vorangeleuchtet; seitdem war das Volk an ihn mit unzerreißbaren Banden der Verehrung, der Dankbarkeit und der Liebe gekettet.

Am 10. Juni war die hohe Leiche im königlichen Schlosse ausgestellt: in einen schlichten Mantel gehüllt, die Feldmütze auf dem Haupte, lag der Entschlafene da. Am 11. Juni war das feierliche Leichenbegängniß; in der Domkirche wurde der Sarg geweiht, in der folgenden Nacht brachte man die theure Leiche nach Charlottenburg, wo Friedrich Wilhelm nun wieder mit seiner Gattin Luise vereint ist. Am Gedächtnißtage ihres Todes aber wurde nach des Königs Bestimmung im ganzen Lande die Trauerpredigt über die Worte Jacobi 1, 12 gehalten:

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfahen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben."

Wenige Tage nach der Beisetzung Friedrich Wilhelm's III. machte sein Nachfolger zwei Schriftstücke bekannt, welche der König schon am 1. December 1827 vollzogen hatte, das eine: „Mein letzter Wille" bezeichnet, mit dem Gedenkspruche: „Meine Zeit in Unruhe, Meine Hoffnung in Gott," — das andere für den Kronprinzen bestimmt, um ihm seine schweren Herrscherpflichten ans Herz zu legen. Beide werden als das „Testament des Königs Friedrich Wilhelm III." verehrt.

Indem Friedrich Wilhelm IV. diese Documente der Oeffentlichkeit übergab, fügte er die Worte hinzu:

„Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe, an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen, eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volkes, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, übergehen lasse, der Ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des theuern Kleinods, das Er uns im Schweiße Seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat. — Das weiß Ich — sollte dies Kleinod je gefährdet werden — was Gott verhüte — so erhebt sich Mein Volk wie Ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.

Solch ein Volk ist werth und fähig, königliche Worte zu vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regiments durch keinen schönern Act, als die Veröffentlichung derselben bezeichnen kann."

Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861).

52. Friedrich Wilhelm als Kronprinz.

Friedrich Wilhelm IV., des vorigen Königs ältester Sohn, war am 15. October 1795 geboren. Unter der treuen mütterlichen Pflege der trefflichen Königin Luise entwickelten sich in ihm frühzeitig die reichen Anlagen einer bevorzugten Natur; besonders war es der frommen Fürstin eine rechte Herzenssache, die Keime ächter Gottesfurcht in ihren Kindern zu beleben und zu kräftigen.

Die Ausbildung Friedrich Wilhelm's fällt großentheils in die Zeit vaterländischer Trübsal und Noth, durch welche das Herz der edlen Königin so tief bekümmert und zuletzt gebrochen wurde: in jener schweren Prüfungszeit hat der junge Kronprinz eine geistige Weihe für seinen künftigen Beruf erhalten, wie sie selten einem Fürsten zu Theil geworden ist. Wie Friedrich Wilhelm III. selbst und seine fromme Gemahlin in Folge der harten Schläge des Schicksals nur noch mehr veredelt und in wahrer Gottergebenheit und Glaubenszuversicht gehoben wurden, so ist gewiß auch für die königlichen Kinder die Trübsal jener Tage eine Quelle reichen geistlichen Segens geworden. Die erhabene Seelengröße, welche das treffliche Königspaar in der schweren Prüfung bekundete, mußte auch auf die jungen Herzen der Ihrigen einen läuternden und kräftigenden Einfluß üben und den Grund zu einer sittlich ernsten und tief religiösen Richtung legen, welche sich in der That in dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm jeder Zeit bewährt hat. Ueberdies wurde durch die bittere Noth jener Zeiten die ernste Fürsorge der Königin Luise, welche vorzüglich die Zukunft des Vaterlandes tief im hingebenden Herzen trug, gerade auch dahin geleitet, der Erziehung und Ausbildung des Kronprinzen für seine dereinstige hohe Bestimmung die gewissenhafteste Aufmerksamkeit zu widmen. Ihm wollte sie die feurige Vaterlandsliebe einpflanzen, von der sie selbst beseelt war, in ihm alle die Eigenschaften und Tugenden entwickeln, durch die er einst sein Volk beglücken könnte.

Die ersten Mittheilungen, welche wir aus der Jugendzeit Friedrich Wilhelm's IV. haben, sind sämmtlich mit der Erinnerung an die Königin Luise innig verwebt: fürwahr die herrlichste Aegide, unter welcher je ein Fürst in die Geschichte eingeführt worden.

Frühzeitig, schon vor der Niederlage der preußischen Waffen, versäumte die Königin keine Gelegenheit, das deutsche Gefühl des königlichen Knaben gegen die Fremdherrschaft zu entzünden. Es war kurz nach der Verletzung des preußisch-anspachischen Gebietes, welche die Niederlage der Oesterreicher bei Ulm herbeiführte, als die königliche Familie in Paretz den zehnten Ge-

burtstag des Kronprinzen feierte. Derselbe erhielt damals als Festgeschenk Hut und Degen und erschien zum ersten Male in Uniform vor der Königin. Tief bewegt richtete sie an ihn jene bereits erwähnten Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Wie ergreifend die edle Fürstin nach dem Unglücke von Jena zu ihren Söhnen gesprochen, wie sie dieselben angefeuert, ihre Kräfte zu entwickeln, um dereinst das Vaterland von der Schande und Erniedrigung zu befreien, wie sie dieselben vor der Entartung jenes Zeitalters gewarnt, und sie aufgefordert, sich des Namens als Enkel des großen Friedrich würdig zu zeigen, — das ist bereits bei der Darstellung von Luisens Leidenszeit näher mitgetheilt. Dort ist auch erwähnt, wie sie nach dem Tilsiter Frieden ihren liebsten Trost im trauten Familienkreise, in der Liebe ihres Gemahls und in der Sorge für ihre Kinder fand. Das Bild, welches sie damals ihrem Vater von dem Wesen des Kronprinzen entwarf, müssen wir hier als die erste Nachricht über Friedrich Wilhelm wiederholen:

„Der Kronprinz ist voller Leben und Geist," schreibt die Königin im Jahre 1808. „Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist."

Je mehr der Kronprinz sich von den Grenzen der Kindheit entfernte, in desto höherem Grade erregte seine Erziehung die mütterliche Theilnahme und Versorge. Sein erster männlicher Erzieher war der Geheimerath Delbrück, welcher mit strenger Gewissenhaftigkeit die Entwickelung des reich begabten Prinzen leitete und besonders in Uebereinstimmung mit dem Streben der königlichen Aeltern den Grund eines innigen christlichen Glaubens zu befestigen bemüht war. Als jedoch Friedrich Wilhelm das dreizehnte Jahr erreicht hatte, schien es der Königin, als bedürfe der Prinz, der mit großer Lernbegierde, mit lebhafter und fruchtbarer Einbildungskraft rasch vorgeschritten war, und dessen geistiger Lebendigkeit die etwas trockene Art des bisherigen Lehrers nicht mehr entsprach, einer anderen Leitung. Sie wurde hierin durch den Rath des Freiherrn von Stein bestärkt. Derselbe schrieb damals: „Soll der Kronprinz zu seinem zukünftigen Berufe gebildet werden, so ist es mit der allgemeinen Erziehung zu einem sittlichen und unterrichteten Manne nicht hinreichend, sondern es muß frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf die Kenntniß der Geschichte der Nationen und ihrer Beherrscher, auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalles geleitet werden, durch einen Mann, der mit diesen Ideen vertraut ist und damit Welt- und Menschenkenntniß verbindet, der einen Reichthum von Ideen besitzt, die er mittheilt und dadurch den Geist des Zöglings belebt und auf ihn wirkt." Die Wahl fiel auf den Prediger der französischen Gemeinde zu Berlin, Ancillon. Derselbe war

ein Mann von kräftigem, sehr gebildetem Geiste und von Adel und Würde in seiner ganzen Haltung; sein Ausdruck war beredt und glänzend, seine Unterhaltung anregend und geistreich. Stein hoffte, daß er durch die Stärke seines Charakters Einfluß auf den Prinzen gewinnen und ihn durch den Reichthum seines Geistes anziehen würde. Seine Erwartungen sind reichlich in Erfüllung gegangen und der Kronprinz ist seinem Lehrer für die lebendige, geistige Anregung, die er von ihm erhalten und unter deren Einfluß sich seine schönen Gaben hoffnungsvoll entfalteten, in dankbarer Liebe ergeben geblieben.

In einer bedeutungsschweren Zeit, am 20. Januar 1813, zwei Tage vor der Abreise des Hofes nach Breslau, fand zu Potsdam die Confirmation des Kronprinzen statt. Der würdige Bischof Sack, welcher bereits Friedrich Wilhelm III. getauft, unterrichtet, eingesegnet und getraut hatte, war auch der Lehrer des Kronprinzen im Christenthume und baute auf dem in früher Jugend gelegten ernsten Grunde fort. Bei der Prüfung seines königlichen Zöglings richtete er an denselben auch die Frage: „Was soll der Glaube an Gottes allweise und allgütige Weltregierung in einer dunkeln Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?“ und nach kurzer Sammlung antwortete der siebzehnjährige Prinz aus der Fülle seines fromm bewegten Herzens: „Dieser Glaube soll und wird mich erheben, stärken und kräftigen. Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuthe spricht: „„Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.““ Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht lässet aufgehen in der Finsterniß und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenroth eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, seinem Hause und treuen Volke sein. Amen!“

Der Kronprinz folgte dem Könige nach Breslau; mit Begeisterung nahm er an den Vorbereitungen zu Preußens ruhmvoller Erhebung Theil und mit freudigem Muthe begleitete er dann den hochherzigen Vater in den Krieg. Zuerst lernte er den Ernst der Schlachten in den Tagen von Groß-Görschen kennen. Während des böhmischen Feldzuges, wo des Königs lebendiges Eingreifen den Verbündeten den Sieg gegen Vandamme verschaffte, schrieb Wilhelm von Humboldt aus dem Hauptquartiere: „Der Kronprinz ist beständig beim Könige, er entwickelt sich aufs allerbeste und behält stets seine naive Fröhlichkeit inmitten seiner sehr ernsten Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen.“ — Auch an dem Feldzuge in Frankreich nahm der Prinz mit seinem königlichen Vater Theil.

Nach der Wiederherstellung des Friedens war des Königs Sorgfalt in hohem Grade darauf gerichtet, seinen Thronerben immer tiefer in den Gang der Verwaltung einzuweihen. Schon damals war der Geist und Charakter des jungen Fürsten so weit gereift, daß ihm der König während seiner Abwesenheit zum Wiener Congreß mit vollem Vertrauen die Regierung übertragen konnte. Gleichzeitig aber erhielt er durch einen der ausgezeichnetsten damaligen Gelehrten und Staatsmänner, den berühmten Niebuhr, noch eine überaus segensreiche weitere Belehrung und Anregung für seinen hohen Beruf. Niebuhr, ein Mann von der seltensten Vielseitigkeit und Gründlich

keit des Wissens, der merkwürdigsten Klarheit des Denkens, der überraschendsten Lebendigkeit des Geistes, der großartigsten Tiefe der Auffassung und der edelsten und gediegensten ernst-religiösen Gesinnung, — war einer der bedeutendsten Geister jenes einflußreichen Kreises gewesen, der in Gemeinschaft mit dem Freiherrn von Stein die Wiedergeburt des Vaterlandes vorbereitet hatte. Ihn berief der König im Jahre 1814, um den Kronprinzen in der Finanz- und Verwaltungskunde zu unterrichten. Bei Friedrich Wilhelm's geistiger Frische und Lebendigkeit und bei einem Lehrer von Niebuhr's hohem, umfassendem Standpunkte blieb der Unterricht natürlich nicht streng auf den nächsten Gegenstand beschränkt, sondern Niebuhr übte in freiester Weise den größten, befruchtendsten Einfluß auf die treffliche Geistesentwickelung seines königlichen Zöglings aus. Niebuhr's Lebensgeschichte sagt uns: er lernte den Prinzen in diesen Stunden näher kennen und innig lieben. Geist, Gesinnung und Charakter machten ihm denselben theuer. Niebuhr's Herz hing bis an sein Lebensende mit wahrhaft zärtlicher Liebe an ihm: und vielfältige Andeutungen zeugen davon, daß auch der Prinz ein Herz für ihn hatte. In einem seiner Briefe schreibt Niebuhr über den Kronprinzen: „Ich freue mich, wenn der Tag kommt, zu ihm zu gehen. Er ist aufmerksam, nachfragend, voll Interesse — und alle die herrlichen Gaben, womit die Natur ihn so reich ausgestattet hat, entfalten sich in diesen Stunden vor mir. — Sein fröhlicher Sinn thut tieferem Ernst keinen Eintrag, und sein Herz ist so tief bewegt, wie seine Phantasie leicht beflügelt. Er sucht Urtheil und Belehrung, ohne sich irgend einer Autorität hinzugeben. Ich habe nie eine schönere Jünglingsnatur gesehen."

Friedrich Wilhelm III. ließ den Kronprinzen auch durch die einzelnen Minister in die Geschäfte näher einführen; derselbe nahm ferner an den Arbeiten des Staatsrathes den thätigsten Antheil, ebenso an den Sitzungen des Staatsministeriums, in welchem er später den Vorsitz und hierdurch an der Verwaltung der wichtigsten Landesangelegenheiten den größten Theil erhielt.

Am 29. November 1823 vermählte sich Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Elisabeth Luise von Baiern. Der ihr vorangehende Ruf hoher weiblicher Würde, großer Bildung, Einsicht, Besonnenheit und edeln, herzlichen Wohlwollens wurde nach ihrem freudig begrüßten Erscheinen in Preußen aufs schönste bestätigt, und bald verbreitete sich besonders die Kunde von ihrem stillen christlichen Wohlthun, wie sie den Nothleidenden durch wohlüberlegte, zweckmäßige Unterstützung zu Hülfe kam, und wie ihr frommer Sinn sich vorzüglich auch der Pflege und Förderung der weiblichen Erziehungsanstalten zuwendete.

In der Theilnahme an den Regierungsgeschäften, im lebendigen Verkehre mit den bedeutendsten Männern der Wissenschaft, in der einsichtigsten, durch eine Reise nach Italien noch geförderten Beschäftigung mit der Kunst, in der Anregung und Beförderung alles geistigen und christlich-sittlichen Lebens, sowie in dem herzlichsten, rührendsten Familienleben kam die Zeit heran, welche Friedrich Wilhelm IV. nach dem seligen Heimgange seines allverehrten Vaters auf den Thron berief.

53. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. bis zum März-aufstande 1848.

Die Huldigung. Friedrich Wilhelm IV. bezeichnete seinen Regierungsantritt durch mehrere Beweise königlicher Milde, welche zugleich als Andeutungen einer heranbrechenden freieren Entwickelung des öffentlichen Lebens aufgefaßt wurden.

Die Hoffnungen, welche schon hierdurch erweckt wurden, steigerten sich zur lebhaftesten Begeisterung, als Friedrich Wilhelm IV. bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin (am 10. September und am 15. October 1840) mit erhabenen, wahrhaft königlichen Worten das Bewußtsein von seinen hohen Regentenpflichten und den ernsten Willen aussprach, dieselben mit Gottes Hülfe zu erfüllen; als er gelobte, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König zu sein," wie sein unvergeßlicher Vater; als er in Königsberg die schönen Worte sprach: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre!" — und in Berlin: „Ich weiß zwar, und Ich bekenne es, daß Ich Meine Krone allein von Gott habe, und daß es Mir wohl ansteht, zu sagen: „„Wehe dem, der sie anrührt!"" — Aber ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen Allen, daß Ich Meine Krone zu Lehen trage von dem Allerhöchsten Herrn, und daß Ich Ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und jeder Stunde Meiner Regierung." — „Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. — Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Versehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird."

Des Königs Absichten für die Landesverfassung. Der vereinigte Landtag (1847). Wie aus des Königs Worten ein erhabener Geist und eine wahrhaft edle Denkungsweise hervorleuchteten, so bekunden auch seine Handlungen die trefflichsten Absichten für Preußens und Deutschlands heilsame Entwickelung. Hohe königliche Gedanken erfüllten des Fürsten Sinn, in mehr als einer Beziehung brachte er schöpferische Pläne mit auf den Thron.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm der Ausbildung einer reichsständischen Verfassung für Preußen eine vorzügliche Beachtung gewidmet; dasselbe Streben hielt er auch als König fest Dabei war es freilich sein Grundsatz, nicht etwas ganz Neues zu schaffen, sondern die in Preußen seit alter Zeit vorhandenen Elemente einer allgemeinen Landesverfassung zu benutzen, zu entwickeln und zu vervollkommnen: er wollte aus den Provinzialständen allmälig die allgemeinen Reichsstände herausbilden.

Am 3. Februar 1847, am Jahrestage des berühmten Aufrufes, durch welchen Friedrich Wilhelm III. das Volk zum Freiheitskampfe begeistert hatte, erschien eine königliche Bekanntmachung, durch welche aus sämmtlichen Provinzialständen der Monarchie ein vereinigter Landtag gebildet wurde. Der König gewährte dieser allgemeinen Landesvertretung das wichtige Recht, bei der Einführung neuer Steuern die Zustimmung zu geben oder zu verweigern und zugleich das Recht des Beirathes bei der Gesetzgebung.

Am 11. April eröffnete der König die erste Versammlung des vereinigten Landtages mit einer feierlichen Anrede. Nachdem er die Vertreter der Stände „am Tage der Vollendung eines großen Werkes des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm's III." herzlich willkommen geheißen, fuhr er fort: „Der edle Bau ständischer Freiheiten, dessen acht mächtige Pfeiler*) der hochselige König tief und unerschütterlich in die Eigenthümlichkeiten seiner Länder gegründet hat, ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. — — — Segnen wir noch heute das Gewissen des treuen lieben Herrn, der eigene, frühe Triumphe verschmähete, um sein Volk vor späterem Verderben zu bewahren, und ehren wir sein Andenken auch in dem Stücke, daß wir sein eben vollendetes Werk nicht gleich durch ungenügsame Neuerungssucht in Frage stellen. — Lassen wir die Zeit und vor Allem die Erfahrung walten, und vertrauen wir dies Werk, das, wenn es gut, auch bildsam ist, wie sich's gebührt, glaubensvoll den bildenden, fördernden Händen der göttlichen Vorsehung. — — Mein und Meines Vaters freies und treues Volk hat alle die Gesetze, die Wir Beide ihm zum Schutze seiner höchsten Interessen gegeben haben, mit warmer Dankbarkeit empfangen, und wehe dem, der ihm seinen Dank verkümmern oder ihn gar in Undank verkehren wollte. Jeder Preuße weiß seit 24 Jahren, daß alle Gesetze, die seine Freiheit und sein Eigenthum betreffen, zuvor mit den Ständen berathen werden. Von dieser Zeit an aber weiß Jedermann im Lande, daß Ich keine Staatsanleihe abschließen, keine Steuer erhöhen, keine neue Steuer auflegen werde ohne die freie Zustimmung aller Stände. — Ich weiß, daß Ich mit diesen Rechten ein kostbares Kleinod der Freiheit Ihren Händen anvertraue, und Sie werden es treu verwalten. — — — Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwert groß zu machen, durch das Schwert des Krieges nach außen, durch das Schwert des Geistes nach innen; aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Ordnung und der Zucht. Wie im Feldlager nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe herabfallen, nur von Einem Willen geleitet werden, und beginge der König von Preußen einen Frevel, wenn er von seinen Unterthanen die Folgsamkeit des Knechtes forderte, so würde er wahrscheinlich einen noch viel größeren Frevel begehen, wenn er nicht das von ihnen fordern wollte, was die Krone des freien Mannes ist, den Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. — — — Zwischen uns sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. (Und wer könnte das, der sich durch die Geschichte belehren läßt?) Ich strebe allein darnach, Meine Pflicht

*) Die acht Provinzialverfassungen.

nach bestem Wissen und nach Meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank Meines Volkes zu verdienen, sollte er Mir auch nimmer zu Theil werden.“ — Mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse sagte dann der König: „Ein Bekenntniß vermag Ich heute unmöglich zu unterdrücken, eingedenk des entsetzlichen Beginnens, Mein Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen, um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König. Dies Bekenntniß aber lautet: „„Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen.““ „Wohlan denn,“ so schloß der Fürst, „gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich (deß bin ich in Hoffnung gewiß), während ganz Europa die Augen auf Sie gerichtet hat, als ächte Preußen zeigen. Dann bleibt auch, glauben Sie mir, das Eine, was Noth thut, nicht aus, nämlich Gottes Segen, an dem allein Alles gelegen. — — Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens willkommen.“

Des Königs Vertrauen sollte jedoch nicht ganz erfüllt werden, denn kaum war der Landtag eröffnet, als sich im Schooße desselben viele Stimmen erhoben, welche für die Stände ganz andere als die ihnen zugewiesenen Befugnisse in Anspruch nahmen. Dieselben vereinigten sich sogar zu einem förmlichen Proteste gegen die Bestimmungen des königlichen Patentes und verweigerten ihre Mitwirkung bei der Berathung wichtiger, von der Regierung vorgelegter Gesetzentwürfe.

Nach mehr als zweimonatlicher Versammlung trennte sich der vereinigte Landtag (am 26. Juni) wieder; der königliche Landtagsmarschall beklagte in seiner Schlußrede, daß die Ergebnisse weniger fruchtbringend für das Land gewesen seien, als der König erwartet habe. Er fügte den Ausdruck des leider nur allzubald vereitelten Vertrauens hinzu, daß die allwaltende göttliche Vorsehung, welche Preußen immer schützend zur Seite gestanden, den Samen des Guten und Edlen, welches dort ausgestreut, auf einen fruchtbaren Boden fallen gelassen habe.

Streben des Königs für die deutsche Einheit. Noch in einer anderen wichtigen Beziehung war der König von Beginn seiner Regierung an ernstlich bemüht, die Wünsche der deutschen und preußischen Patrioten zu erfüllen. Die festere Begründung der Einigkeit und Einheit des deutschen Vaterlandes hatte von jeher in des Königs eigenem ächt deutschen Streben eine wichtige Stelle eingenommen. Bei der Grundsteinlegung zum Wiederbeginn des seit drei Jahrhunderten unterbrochenen Dombaues in Köln (1842) ergriff er die Gelegenheit, seiner hohen Begeisterung für jene Idee in beredten Worten Ausdruck zu geben, und weithin in ganz Deutschland fanden diese Worte lebendigen und lauten Widerhall. In Uebereinstimmung mit solcher Bekundung ächt deutschen Sinnes versuchte er es auch, beim deutschen Bundestage gewisse bessere Einrichtungen zur Kräftigung des Einheitsbandes herbeizuführen, doch scheiterten seine Bemühungen an dem Widerstande der österreichischen Regierung. Dieses Mißlingen trug viel dazu bei, die unheilvolle Stimmung zu nähren, welche seit längerer Zeit schon in einem Theile der Bevölkerung um sich griff, und durch welche den traurigen revolutionären Ereignissen der späteren Jahre die Bahn geöffnet wurde.

Kirchliche und politische Aufregung. Auch religiöse Streitigkeiten kamen hinzu, um den öffentlichen Geist in Preußen und in ganz Deutschland

zu verwirren und zu trüben. Friedrich Wilhelm's ernstes Bestreben, die christliche Religion als wesentlichste Grundlage der allgemeinen Volksbildung neu zu befestigen, sowie seine Absicht, in der evangelischen Kirche selbst auf dem Grunde eines tieferen, lebendigen Glaubens eine kräftige Entwickelung anzubahnen, gaben zu falschen Deutungen und unbegründeten Befürchtungen Anlaß, als sei es dabei auf eine Beschränkung der Glaubensfreiheit abgesehen. Im Widerspruche gegen die strenggläubige Richtung des Kirchenregimentes traten in mehreren Provinzen sogenannte „Lichtfreunde" auf, welche vorgaben, das Christenthum nach den Forderungen des Zeitgeistes zu vereinfachen, und zu diesem Zwecke „freie Gemeinden" gründeten.

Gleichzeitig gingen auf dem Gebiete der katholischen Kirche ähnliche Bewegungen vor. Ein entlassener katholischer Kaplan, Johannes Ronge in Schlesien, machte den Versuch, eine sogenannte deutsch-katholische oder christ-katholische Nationalkirche zu gründen, welche freilich von den eigentlichen christlichen Glaubenslehren wenig beibehielt. Obwohl sich der neue „Reformator" sehr bald als ein unbedeutender hohler Mensch erwies, so fand seine Sache doch eine Zeit lang vielfachen Anklang. Die sich bildenden christkatholischen Gemeinden aber wurden ebenso wie die erwähnten „freien Gemeinden" der Lichtfreunde vorzüglich als Mittelpunkte einer gefährlichen Aufregung in den unteren Volksklassen benutzt und halfen die herannahenden Stürme in Deutschland vorbereiten.

So wurde von mehreren Seiten zugleich der Same der Unzufriedenheit und öffentlichen Zwiespaltes ausgesäet. Die meisten Führer der sogenannten liberalen Partei waren weit davon entfernt, eine wirkliche Revolution in Preußen herbeizuwünschen, aber sie beachteten nicht, wie die von ihnen beförderte Erregung des Volkes es verwegenen Geistern möglich machte, im Stillen schlimmere revolutionäre Zwecke zu verfolgen.

54. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. seit dem Märzaufstande 1848.

Preußen und die Revolution. Als im Februar 1848 die überraschende Kunde aus Frankreich erscholl, daß Ludwig Philipp vom Throne gestoßen und durch einen kühnen Handstreich die Republik eingeführt sei, als hierauf in Italien, in der Schweiz und in einem Theile von Deutschland die revolutionäre Partei sich mächtig erhob, da begannen auch in Preußen alle Hoffnungen und Bestrebungen der liberalen Partei sich neu zu beleben und im ganzen Lande entstand ein mächtig erregtes politisches Treiben. Niemand aber wollte glauben, daß es auch bei uns zu einem wirklichen Aufstande kommen könne, weil Alles, was andere Völker durch die blutigen Waffen der Revolutionen zu erkämpfen suchten, in Preußen auf dem segensreicheren Wege friedlicher Reform theils schon erreicht, theils hoffnungsvoll angebahnt war. Seit Jahrhunderten durfte Preußen stolz sein auf eine fast ununterbrochene Reihe von Fürsten, welche des Landes Ehre, Größe und Wohlstand als den höchsten Leitstern ihres Strebens angesehen, seit Jahrhunderten war kein Staat in so unaufhörlicher Entwickelung vorgeschritten, nicht nur durch die Erweiterung seiner Grenzen, sondern vor Allem durch das Wachsthum der

inneren Kraft und des politischen Ansehens: — in allen Zweigen des äußeren, wie des geistigen Lebens waren die Keime eines heilbringenden Fortschrittes sorgsam gepflegt und die glücklichsten Erfolge erzielt worden. Seit den Jahren vorübergehender nationaler Prüfung zumal war ein frisches, fruchtbringendes Leben in alle Theile der Verwaltung gekommen, — alle Verbesserungen für die Gesammtheit oder für die Lage einzelner Stände, welche in anderen Ländern nur im Gefolge gewaltsamer Umwälzungen eingetreten waren, hatten bei uns durch die allmäligen folgerichtigen Schritte einer gewissenhaften Staatsweisheit festen Boden gewonnen, — in vieler Beziehung wurden unsere Staatseinrichtungen in fremden Ländern als Muster betrachtet. Wenn endlich bis vor Kurzem in einer wichtigen Beziehung, nämlich in Betreff der eigenen Betheiligung des Landes an den öffentlichen Angelegenheiten, die Wünsche Vieler noch nicht erfüllt gewesen waren, so hatte doch die Einrichtung des vereinigten Landtages auch hierin die allmälige Befriedigung bereits angebahnt. Wie konnte man glauben, daß bei solchen Zuständen ein gewaltsamer Umschwung der Dinge versucht werden könnte! Es schien, als müßte das preußische Volk aus Achtung vor sich selbst und im Bewußtsein seiner ruhmvollen Vergangenheit, sowie aus dankbarer Ergebenheit gegen sein Königshaus fest stehen, wenn Alles rings umher wankte, sich stolz um den Thron schaaren, wenn ringsum die Throne erschüttert wurden.

Manche von denjenigen, welche in jenen Tagen die Bewegung schüren halfen, mögen in der That dieselbe Zuversicht gehegt haben, daß in Preußen hierdurch eine größere Umwälzung nicht herbeigeführt werden könne. Diese übertriebene Zuversicht auf die Festigkeit der öffentlichen Zustände täuschte auch die Regierung: sie ließ es geschehen, daß leidenschaftliche Volksredner, welche nach den französischen Ereignissen in großer Anzahl und mit unerhörter Kühnheit auftraten, überall die leichtgläubige Volksmasse verführten.

In ganz Deutschland war die revolutionäre Partei bereits am Werke, in den meisten Staaten hatte sie die Herrschaft schon an sich gerissen, aber sie fühlte sehr wohl, daß sie einen bleibenden Sieg nicht erringen könnte, so lange sie nicht auch in Preußen herrschte, weil Preußen in politischer und in geistiger Beziehung im größten Theile von Deutschland einen maßgebenden Einfluß ausübt. So war denn ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Gewalt der preußischen Regierung zu brechen, um dann ungehindert in ganz Deutschland ihr zerstörendes Treiben fortsetzen zu können. Berlin wurde zu einem Hauptschauplatze ihrer aufregenden Thätigkeit gemacht. Tag für Tag wurden dort von geschickten Demagogen feurige Reden an Tausende von Zuhörern aus den unteren Volksklassen gehalten. Um die Mitte des Monates März war die Aufregung bereits so weit gediehen, daß es in den Straßen der Hauptstadt zu einzelnen blutigen Conflicten kam. Gleichzeitig entsandten die großen Provinzialstädte Deputationen nach Berlin, welche dem Könige die sogenannten „Forderungen des Volkes" vortrugen.

Friedrich Wilhelm IV. war zwar von vorn herein nicht abgeneigt, in Verfolg seiner früheren Pläne gewisse Erweiterungen der von ihm bereits gewährten Freiheiten zu bewilligen, aber er mochte sich diese Zugeständnisse nicht gleichsam abtrotzen lassen; deshalb zögerte er mit deren Bewilligung, bis er am 18. März ein Patent erließ, in welchem den wesentlichsten

Wünschen Befriedigung verheißen und zugleich eine gründliche Umgestaltung der deutschen Bundeseinrichtungen in Aussicht gestellt war.

Als diese wichtige königliche Verheißung bekannt wurde, überließ sich der größte Theil des Volkes aufrichtiger Freude und der tröstlichen Hoffnung, daß nun die Wogen der öffentlichen Aufregung beruhigt werden würden. Solch' friedlicher Ausgang aber entsprach den Wünschen der Führer der revolutionären Partei nicht, und sie hatten bereits ihren Plan gemacht, um neue Erbitterung zu erzeugen.

Der März-Aufstand. Die Bevölkerung Berlins war auf die Nachricht von des Königs neuen Bewilligungen zahlreich auf den Platz vor dem königlichen Schlosse geeilt, um sich der Wahrheit der erfreulichen Kunde zu versichern. Der König verkündete von dem Balcone des Schlosses herab noch einmal seinen wichtigen Entschluß: freudiger Jubel der befriedigten Bevölkerung begleitete ihn, als er sich wieder zurückzog. Während dessen hatte sich aber an dem einen Portale des Schlosses viel verdächtiges Volk versammelt, welches einen Conflict mit dem dort aufgestellten Militäre herbeizuführen suchte. Zwei Schüsse, von denen niemals ermittelt worden, von wo sie ausgingen, gaben das Signal zu blutigen Scenen der Empörung, durch welche die Hauptstadt befleckt wurde. Durch die Vorspiegelung angeblichen Verrathes und eines vergeblich von den Soldaten unter den friedlichen Bürgern angerichteten Blutbades wurde die Bevölkerung Berlins getäuscht und theilweise zu einer gewaltsamen Erhebung verführt. Vergeblich wurden vom Schlosse aus Botschaften in die einzelnen Stadttheile gesandt, um die traurige Wendung der Dinge aus einem Mißverständnisse zu erklären: die revolutionären Führer des Volkes ließen dasselbe nicht mehr zur Besinnung kommen, sondern trieben es durch glühende Reden in immer größere Erbitterung hinein. Es entbrannte ein fürchterlicher Straßenkampf, dessen Heftigkeit von Stunde zu Stunde stieg. Als jedoch nach der blutigen Nacht der Morgen des 19. März hereinbrach, waren die Truppen des Königs überall Sieger.

Weitere Bewilligungen. Der König, inmitten seiner Familie im Schlosse verweilend, hatte mit dem größten Widerstreben den Befehl zur blutigen Unterdrückung des Aufstandes gegeben und mit tiefem Schmerze die Fortdauer des traurigen Kampfes empfunden: seinem landesväterlichen Herzen war es unerträglich, die Gewalt der Waffen gegen die eigenen Unterthanen anwenden zu müssen. Am frühen Morgen erließ er eine herzliche Aufforderung an die Berliner, die Waffen niederzulegen und seinen väterlichen Gesinnungen zu vertrauen, doch wurde diese Ansprache von den Volksführern nur mit frevelndem Hohne aufgenommen. Inzwischen erschienen zahlreiche Bürger auf dem Schlosse, um in den König zu dringen, daß er das Militär zurückziehe; sie glaubten sich alsdann mit ihrem Einflusse für die Wiederherstellung der Ruhe verbürgen zu können. Friedrich Wilhelm, dessen Vertrauen zu seinem Volke noch nicht verschwunden war, gab diesen Vorstellungen Gehör, ertheilte den Befehl zur Zurückziehung der Truppen und genehmigte zur Sicherung der Personen und des Eigenthumes die Bildung einer Bürgerwehr. Zugleich wurde die Entlassung der früheren Minister und die Bildung eines neuen liberalen Ministeriums verkündigt.

In der wachsenden Verwirrung aber geschah es, daß die Truppen, statt

blos in die Kasernen zurückzugehen, in Folge irrthümlicher Anordnungen, über deren Urheber man nicht ins Klare gekommen ist, ganz aus der Stadt entfernt wurden. So konnte denn in Berlin sehr bald eine zügellose Volksherrschaft die Oberhand gewinnen, unter deren Einfluß alle wohlmeinenden Absichten der Regierung und alle Bestrebungen der gemäßigten Bürger vereitelt wurden. Durch das Drängen zahlreicher Deputationen sah sich der König bewogen, am 22. März die Berufung einer constituirenden Nationalversammlung zu verheißen, welche eine neue Verfassung für den preußischen Staat berathen sollte; eine nochmalige Sitzung des vereinigten Landtages im April 1848 diente nur dazu, der Nationalversammlung die Wege zu bahnen. Es wurde der Beschluß gefaßt, dieselbe durch unbeschränkte Urwahlen zu bilden, an welchen alle Preußen ohne Unterschied des Standes, der Einsicht und der Bildung gleichen Antheil haben sollten.

Aufstand in Posen. Ehe jedoch die Nationalversammlung zusammentrat, wurde die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung noch nach anderen Seiten in Anspruch genommen. In Posen war in Folge der allgemeinen politischen Aufregung eine Empörung der polnischen Bevölkerung ausgebrochen. Schon im Jahre 1846 war dort eine Verschwörung entdeckt worden, welche zugleich auch in Krakau und Galizien zum Ausbruche kommen sollte; man hatte dieselbe damals im Keime unterdrückt, jetzt aber hoffte die polnische Bevölkerung des Großherzogthums bei der eingetretenen Erschütterung der Regierung leicht erreichen zu können, was zuvor mißlungen war. Die Fahne der Empörung wurde überall aufgepflanzt, die preußischen Wappen abgerissen, die Behörden verjagt und blutige Excesse gegen die deutsche Bevölkerung begangen. Nachdem von Seiten der preußischen Regierung die Mittel friedlicher, versöhnlicher Einwirkung vergeblich angewandt waren, erhielten bedeutende Truppenmassen den Befehl, in Posen einzurücken, und nach einigen mörderischen Gefechten wurde der Aufstand von den braven Truppen unterdrückt. Der Hauptanführer Mieroslawski entfloh, um sich anderweitig an den europäischen Revolutionskämpfen zu betheiligen.

Das deutsche Parlament. Inzwischen hatte der König vergeblich den Versuch gemacht, die Entwickelung der deutschen Verhältnisse in seine Hand zu nehmen. Wie er von jeher eine persönliche warme Begeisterung für die Sache der deutschen Einigung gehabt, so wollte er jetzt zur Rettung Deutschlands sich an die Spitze des Gesammtvaterlandes stellen; aber die revolutionären Volksführer in Süddeutschland wollten von einem Deutschland mit einem kräftigen preußischen Könige an der Spitze Nichts wissen, schon waren ihre Hoffnungen viel weiter vorgeschritten und auf die Gründung einer deutschen Republik gerichtet. Die Häupter der sogenannten Volkspartei aus allen Gegenden waren in Frankfurt am Main zusammengekommen, hatten dort ein sogenanntes Vorparlament gehalten und beschlossen, daß eine allgemeine Nationalversammlung berufen werden sollte, um eine neue Reichsverfassung nach demokratischen Grundsätzen einzuführen. Diese deutsche Nationalversammlung kam in der That am 18. Mai 1848 in Frankfurt zusammen: sie zählte unter ihren Mitgliedern zwar viele der bedeutendsten Männer Deutschlands, aber zugleich eine große Anzahl der wildesten Demagogen. Anfangs gelang es der gemäßigten Partei, unter dem angesehenen und kräftigen

Heinrich von Gagern manche wichtige Beschlüsse zur Förderung der äußeren Ordnung in den deutschen Ländern durchzusetzen und einen fürstlichen Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich zu ernennen. Bei den Berathungen der Versammlung trat aber immer mehr ein tiefer Zwiespalt der Ansichten und eine gänzliche Zersplitterung der Parteien hervor, und die Zeit wurde mit endlosen Meinungskämpfen fruchtlos hingebracht. Immer leidenschaftlicher und gewaltsamer wurden die Auftritte, bis am 18. September die demokratische Volksmasse in Frankfurt sich geradezu in Aufruhr gegen die Gemäßigteren in der Versammlung erhob, wobei die beiden preußischen Volksvertreter, Fürst Lichnowsky und General von Auerswald, durch schnöden Meuchelmord einen gräßlichen Tod fanden. Diese scheußlichen Vorgänge wurden jedoch für viele Besserdenkende in ganz Deutschland ein warnendes Denkzeichen zu endlicher Ermannung und kräftiger Gegenwehr: von dem Tode Auerswald's und Lichnowsky's begann fast überall eine entschiedenere Gegenwirkung gegen das demokratische Treiben, welches dort in seiner nackten Gemeinheit schreckend hervorgetreten war. Bald ermannte sich vorzüglich auch Preußen wieder, wo inzwischen die heimische Nationalversammlung gleichfalls einen traurigen Verlauf genommen hatte.

Die preußische Nationalversammlung. Bei den Urwahlen, durch welche die preußische Nationalversammlung gebildet wurde, hatten die demokratischen Wühler kein Mittel unversucht gelassen, keine blendende Vorspiegelung und Verheißung gespart, um die unerfahrenen Volksmassen für sich zu gewinnen; den Arbeitern und Handwerkern hatten sie allerlei Hirngespinnste von besseren „socialen" Zuständen, den Bauern die Befreiung von mancherlei Abgaben an die Gutsherren zugesagt, wenn nur erst die demokratischen Ansichten zur Herrschaft gelangten. So war es ihnen gelungen, in großer Zahl als Volksvertreter gewählt zu werden. Der revolutionäre Sinn der auf solche Weise entstandenen Versammlung bekundete sich von vorn herein in der ausdrücklichen „Anerkennung der Revolution," sowie in der Verwerfung aller von der Regierung zur Wiederherstellung der Ordnung beabsichtigten Maßregeln. Unter den Augen der Versammlung durfte die Pöbelherrschaft in Berlin ungehindert überhand nehmen; am 14. Juni fand sogar ein frevelhafter Einbruch der Volkshaufen in das Zeughaus statt, wobei Verbrecherhände sich nicht nur an den Waffen, sondern auch an den vaterländischen Siegeserinnerungen vergriffen. Die Abgeordneten der Nationalversammlung selbst, insoweit sie nicht ganz den Neigungen des Pöbels willfahrten, sahen sich öffentlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Die demokratische Mehrheit der Vertreter aber ging in ihren Berathungen immer entschiedener darauf aus, alle Grundpfeiler der Ordnung und des monarchischen Regimentes in Preußen zu erschüttern.

Die Wiederaufrichtung der Königlichen Macht (November 1848). Der König, mehr und mehr überzeugt, daß die weiteren Berathungen der Versammlung unter solchen Umständen nur zum Verderben des Landes gereichen könnten, beschloß endlich, dem unseligen Treiben durch kräftiges Einschreiten ein Ziel zu setzen, und sah sich nach Männern um, welche Muth und Thatkraft besäßen, diese Absicht durchzuführen. Seine Wahl fiel auf den dem

königlichen Hause nahe stehenden General Grafen von Brandenburg, im Kriege schon als wackerer Offizier, seitdem immerdar als tüchtiger, ehrenfester Mann bewährt, zuletzt commandirender General in Schlesien, und auf den Freiherrn Otto von Manteuffel bis dahin Director im Ministerium des Inneren. Jener trat als Ministerpräsident an die Spitze der neuen Verwaltung, während neben ihm Freiherr von Manteuffel als Minister des Inneren sich die Befestigung der öffentlichen Zustände durch energischen Widerstand gegen die demokratische Unterwühlung des Staates zur besonderen Aufgabe stellte. Gleich entschlossene Collegen fanden sie an dem Cultusminister von Ladenberg, sowie an dem Kriegsminister von Strotha, zu denen bald der Handelsminister von der Heydt hinzutrat.

„Das Ministerium der rettenden That," wie es später benannt wurde, trat am 9. November ins Amt und begann sofort damit, daß es die Sitzungen der Nationalversammlung, um die Berathungen derselben dem Einflusse des Berliner Straßenpöbels zu entziehen, von Berlin nach Brandenburg verlegte. Die Versammlung bestritt der Regierung das Recht zu diesem Schritte und verlangte vom Könige die Entlassung des Ministeriums. Die Minister, wie der König selbst, blieben jedoch bei dem einmal gefaßten Beschlusse. Als nun die demokratischen Mitglieder der Versammlung den Versuch machten, der Regierung zum Trotze ihre Sitzungen in Berlin zu halten, und die Berliner Bevölkerung zum Theil für sie Partei ergriff, erhielt der General von Wrangel den Befehl, mit der um Berlin versammelten Truppenmacht einzurücken, um die bedrohte Ruhe zu sichern. Die unbefugten Sitzungen der Abgeordneten wurden mit Waffengewalt aufgehoben; zuletzt faßten dieselben jedoch noch den hochverrätherischen Beschluß der Steuerverweigerung. Schon war aber im besseren Theile des Volkes ein Bewußtsein darüber erwacht, wohin das gesetz- und zuchtlose Treiben dieser Nationalversammlung führen müßte; in der Steuerverweigerung erkannte man vollends den Versuch zu einer Auflösung der ganzen staatlichen Ordnung. Als nun das Volk sich zugleich überzeugte, daß es dies Mal der Regierung selbst mit dem Widerstande Ernst sei, da fand sich überall die Kraft und Entschlossenheit wieder, dem schmachvollen Zustande endlich ein Ziel zu setzen: mit Freuden schaarten sich alle Wohldenkenden von Neuem um die Regierung und erklärten sich öffentlich zur Unterstützung der Krone und des muthvollen Ministeriums bereit. Dieses konnte aus dem Verhalten des Volkes klar erkennen, daß die Zeit zu kräftigem Handeln gegen die Umsturzpartei gekommen sei.

Da sich die Abgeordneten zur Zeit der Wiedereröffnung der Sitzungen in Brandenburg nicht zahlreich genug einfanden, so schritt der König zur **Auflösung der Nationalversammlung**, zugleich aber machte er eine aus eigener Machtvollkommenheit gegebene **(octroyirte) Verfassung** (vom 5. December 1848) bekannt. Dieselbe war nach den freisinnigsten Grundsätzen verfaßt, doch sprach der König zugleich das Vertrauen und die Zuversicht aus, daß die neu zu berufenden Kammern Alles in der Verfassung mildern würden, was dem Ansehen und der Kraft des Königthums ungebührliche Schranken auferlege. Die weise Mäßigung dieses Verfahrens der Regierung

machte im Lande den günstigsten Eindruck, und überall fingen die Hoffnungen der redlichen Bürger sich neu zu beleben an.

Ablehnung der deutschen Kaiserwürde (1849). Die angebahnte bessere Zeit sollte jedoch erst noch durch manche neue Anstrengung erkämpft werden. Die Volksvertretung, welche auf Grund der octroyirten Verfassung in zwei Kammern gebildet wurde, bestand zum Theil wiederum aus revolutionär gesinnten Mitgliedern, welche nicht geneigt waren, die vom Könige gehegte Hoffnung auf eine heilsame Revision der Verfassung zu erfüllen. Der weitere Verlauf der deutschen Angelegenheiten aber führte vollends einen Bruch der Regierung mit der Versammlung herbei.

Die Kämpfe über die deutsche Verfassung waren im Frankfurter Parlamente immer heftiger und verwirrter geworden: endlich nach langwierigen Verhandlungen hatte man eine Reichsverfassung festgestellt, welche einen so demokratischen Charakter an sich trug, daß damit eine kräftige, geordnete Regierung allen Besonnenen unmöglich erschien. Zuletzt wurde jedoch (mit einer Mehrheit von nur vier Stimmen) die Einsetzung eines erblichen Reichsoberhauptes mit dem Titel Kaiser der Deutschen und die Uebertragung der Kaiserwürde auf den König von Preußen beschlossen. Bei der Annahme dieser Würde aber sollte sich der König auch zur unveränderten Annahme und Beobachtung jener demokratischen Verfassung verpflichten. Viele auch der getreuesten Diener des Fürsten waren der Ansicht, daß er vor Allem den ihm angetragenen bedeutsamen Beruf zum Heile Preußens und Deutschlands ergreifen müsse und daß sich dann wohl Mittel und Wege finden lassen würden, die demokratischen Fesseln der Verfassung abzustreifen. Der König aber erblickte in dem Antrage der Frankfurter Versammlung eine Frucht der revolutionären Entwickelung der deutschen Verhältnisse, er hielt es überdies seiner königlichen Ehre und Würde zuwider, eine Verfassung anzunehmen und zu beschwören mit dem heimlichen Entschlusse, dieselbe dann wieder umzustürzen, endlich erkannte er es auch als Pflicht gegen die übrigen deutschen Fürsten, nicht ohne gemeinsame Verständigung mit denselben zu handeln. Aus diesen Gründen beschloß er die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde (April 1849).

Dieser Schritt, welcher das ganze bisherige Wirken der Frankfurter Versammlung vereitelte, wurde von der revolutionären Partei benutzt, um in ganz Deutschland von Neuem eine heftige Aufregung zu erzeugen. Auch die preußische Zweite Kammer hielt sich für berufen, ihrer Mißbilligung über des Königs Entschluß Ausdruck zu geben; ihre Verhandlungen arteten darüber zu einer solchen Gereiztheit und Bitterkeit aus, daß sich die Regierung wiederum zu einem entscheidenden Schritte, zur Auflösung der Zweiten Kammer (27. April 1849) genöthigt sah. Um die Wiederkehr einer so revolutionär gesinnten Versammlung zu verhüten, wurde nunmehr auch die Aenderung des Wahlgesetzes beschlossen.

Aufstände in Sachsen, in der Pfalz und in Baden (1849). Der Verlauf der deutschen Nationalversammlung war inzwischen nach der preußischen Ablehnung der Kaiserkrone immer gewaltsamer und verhängnißvoller geworden. Die revolutionäre Partei beschloß, die Reichsverfassung jedenfalls zur Geltung zu bringen, wäre es auch durch offene Auflehnung gegen die

widerstrebenden Fürsten. Noch einmal wurden die Volksmassen in ganz Deutschland durch alle Mittel verführerischer Aufreizung bearbeitet, und in mehreren Staaten kam es zum offenen Aufstande, am gefährlichsten in Sachsen und Baden.

Friedrich Wilhelm aber hatte bald nach der Ablehnung der Kaiserwürde erklärt, daß er denjenigen Fürsten, welche in Folge dieses Schrittes von Empörung bedrängt würden, zur Unterdrückung derselben gern beistehen wolle. Als nun zuerst in Dresden wilder Aufruhr entbrannte, ließ der König von Preußen auf den Hülferuf der sächsischen Regierung sofort zwei Bataillone preußischer Garden in Sachsen einrücken. Dieselben hatten in Dresden drei heiße Tage durchzumachen, da sich die Rebellen in den Straßen und Häusern fest verbarrikadirt hatten und aus solch' sicherem Hinterhalte den erbittertsten, mörderischen Kampf gegen die Truppen führten. Nur mit der größten Mühseligkeit konnten die Preußen von Haus zu Haus mittelst Durchbruches der Mauern vordringen; als endlich am 9. Mai die Hauptbarrikaden durch die Truppen erstürmt waren, ergriffen die Insurgenten auf ein von den Führern gegebenes Zeichen sämmtlich die Flucht. So wie mit Hülfe der Preußen die Ruhe gänzlich wiederhergestellt war, verließen dieselben sofort das gerettete Nachbarland, welches den Dank für die erwiesene Wohlthat leider sehr bald vergaß.

Auch in Preußen selbst war es der Demokratie hier und da gelungen, das Volk zum Aufruhr zu verleiten: in mehreren Städten am Rheine, in Westphalen und in Schlesien, vorzüglich in Elberfeld und in Breslau, kam es zu blutigem Barrikadenkampfe. Doch überall gelang es den Truppen bald, die Empörung zu unterdrücken.

Am heftigsten aber entbrannte der Aufruhr in Baden und in der baierschen Rheinpfalz. Republikanische Sendlinge errichteten in Kaiserslautern in der Pfalz eine provisorische Regierung, in Kurzem sammelten sich dort eine große Anzahl geübter Barrikadenkämpfer, polnische und französische Flüchtlinge und raubsüchtiger Pöbel aus allen Gegenden, und rissen die ganze Pfalz mit sich fort. Selbst zwei baiersche Regimenter in Landau ließen sich zum schmachvollen Abfalle von der Fahne ihres Fürsten verführen. In Baden gelang es den Demokraten vollends, alle Gewalt an sich zu reißen. Vorzüglich hatte sich ihr Streben auf die Verführung des Militärs gerichtet. In der That gelang es ihnen, in Rastadt (am 11. Mai 1849) eine Soldatenempörung herbeizuführen, welche ihnen diese wichtige Bundesfestung in die Hände spielte. Bald wurde die Hauptstadt Karlsruhe gleichfalls vom Aufstande ergriffen, der Großherzog und sein Ministerium mußten fliehen, die radicalen Sieger aber richteten unter Struve und Brentano eine provisorische Regierung ein. Das Militär machte durchweg mit den Aufständischen gemeinsame Sache, die Offiziere wurden zum Theil ermordet, zum Theil entflohen sie. Aus allen Theilen Deutschlands, aus der Schweiz und aus Frankreich strömten die wildesten Demokraten, politische Flüchtlinge, Abenteurer und Freibeuter herbei, um an den weiteren Fortschritten und Erfolgen der badischen Revolution Theil zu nehmen, und von da aus, wie sie hofften, Deutschland weiter zu revolutioniren; an die Spitze der Aufständischen wurde

der Pole Mieroslawski berufen, der schon in Posen, sowie bei mehreren anderen Revolutionen die militärische Leitung übernommen hatte.

Die deutschen Regierungen fühlten, daß es dort gelte, kräftig einzuschreiten, wenn nicht der gefährliche Schaden schnell weiter fressen sollte. Der Großherzog von Baden hatte sich nach Frankfurt begeben, die Hülfe der Reichsgewalt zu erbitten; da er aber hier kräftige Unterstützung nicht finden konnte, so wandte er sich gleich darauf an den König von Preußen, den soeben auch Baiern um Hülfe für die Pfalz gebeten hatte. Unverweilt ließ Friedrich Wilhelm Truppen nach dem Süden marschiren, an deren Spitze der ritterliche Prinz von Preußen trat, begleitet von seinem jungen, muthigen Neffen Prinz Friedrich Karl. Die Preußen rückten zuerst in die Pfalz ein; schnell gelang es ihnen, dort den Aufruhr zu dämpfen. Die Aufständischen ergriffen überall die Flucht und eilten vor ihnen her nach Baden, um sich da mit der Hauptmasse der Demokraten zu verbinden.

Sowie in der Pfalz die Ruhe wiederhergestellt war, führte der Prinz von Preußen seine Truppen über den Rhein zur Unterdrückung des badenschen Aufstandes. Bei Waghäusel kam es zu einem entscheidenden Gefechte mit den Insurgenten, welche jedoch dem kräftigen Vorgehen der braven Preußen keinen erheblichen Widerstand zu leisten vermochten. Nachdem ihre Hauptmasse hier besiegt war, liefen die zuchtlosen Haufen bei dem Erscheinen der Preußen überall in wilder Flucht auseinander, die Bauern gingen nach Hause, die fremden Freischärler flüchteten nach der Schweiz. Bald war das ganze Land bis zum Bodensee in den Händen der Preußen. Die großherzogliche Regierung wurde wieder hergestellt; da jedoch die badensche Armee völlig aufgelöst war, so blieb fürerst eine bedeutende preußische Truppenmacht in dem Lande zurück. Die Anstifter des blutigen Aufstandes, durch welchen unzählige Familien in Thränen gestürzt waren, hatten sich größtentheils durch Flucht nach der Schweiz, nach England oder Amerika gerettet.

Erwerbung der Hohenzollernschen Lande (1850). Eine Folge der revolutionären Bewegungen in Süddeutschland war die Vereinigung der alten hohenzollernschen Erblande in Schwaben mit dem preußischen Staatsgebiete. Die schwäbischen Grafen von Zollern waren seit der Trennung von der Burggräflich-Nürnbergischen Linie nicht so rasch wie diese zu höherer Ehre und Macht aufgestiegen; aber auch unter ihnen zeichneten sich einige tüchtige Männer im Dienste des deutschen Reiches vortheilhaft aus, was die Kaiser durch mannichfache Gnadenbezeigungen anerkannten. Kaiser Maximilian I. verlieh dem Grafen Eitel Friedrich IV. (1488—1512) die Reichserzkämmererwürde; dessen Enkel Graf Karl I. stand bei Kaiser Karl V. in noch größerem Ansehen und erhielt von demselben einen beträchtlichen Zuwachs an Land und Leuten durch die Grafschaft Sigmaringen. Karl's Söhne Eitel Friedrich VI. und Karl II. theilten die Güter des Hauses und wurden die Gründer der beiden Linien Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. Die Grafen beider Linien wurden im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in den Reichsfürstenstand erhoben; nach manchen Besitzveränderungen traten dieselben 1815 dem deutschen Bunde bei. In Hechingen regierte seit 1838 Fürst Friedrich Wilhelm Hermann, in Sigmaringen seit 1848 Fürst Karl Anton. Bereits unter dem großen

Kurfürsten hatte, wie oben erwähnt worden, das brandenburgisch-hohenzollernsche Fürstenhaus seine alte Stammverbindung mit den schwäbischen Hohenzollern wieder aufgefrischt: Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte zu dem Zwecke mit Genehmigung des Kaisers den Titel als Reichsgraf von Hohenzollern wieder angenommen. Bald darauf wurde von seinem Nachfolger ein förmlicher Erbvertrag zwischen den fränkisch-brandenburgischen und den schwäbischen Zollern geschlossen, welcher den brandenburgischen Fürsten für den Fall des Erlöschens des schwäbischen Hauses die Erbfolge in Hechingen und Sigmaringen, im umgekehrten Falle dagegen den schwäbischen Grafen das Erbanrecht auf die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth sicherte (1695). Der Kurfürst von Brandenburg wurde seitdem stets als das Haupt der gesammten hohenzollernschen Familie anerkannt. Jener Vertrag ist seitdem öfter erneuert worden. Als nun der Sturm der revolutionären Ereignisse von 1848 und 1849 auch die Fürstenthümer Hohenzollern berührte, faßten die beiden Fürsten den Entschluß, ihre Länder alsbald dem Könige von Preußen abzutreten. Sie kamen hierin dem lebhaften Wunsche König Friedrich Wilhelm's IV. entgegen, dem daran lag, die Länder, in welchen gleichsam die Wiege seines Geschlechts gestanden hatte, mit Preußen zu vereinigen und dadurch zugleich in Süddeutschland Fuß zu fassen. Durch einen Staatsvertrag vom 7. December 1849 erfolgte die Abtretung der hohenzollernschen Lande an Preußen: den Fürsten von Hohenzollern wurde dagegen der volle Betrag ihrer bisherigen Einkünfte, so wie die Rechte und Würden nachgeborener Prinzen des königlichen Hauses von Preußen eingeräumt. Durch Patent vom 12. März 1850 nahm Preußen Besitz von seinen neuen Landen, am 5. und 8. April 1850 erfolgte die feierliche Uebergabe derselben: sie wurden als „Hohenzollernsche Lande" dem Staatsgebiete einverleibt. Der König nahm später selbst die Huldigung seiner neuen Unterthanen entgegen und legte den Grundstein zur Zollernburg, deren Wiederaufbau er befohlen hatte. Auf Anlaß der Erwerbung der alten hohenzollernschen Stammlande wurde der königliche Hausorden von Hohenzollern zur Belohnung besonderer Treue gegen das Königshaus und ausgezeichneter Dienste für Belebung patriotischer Gesinnung gestiftet und das Recht zu dessen Verleihung (in etwas veränderter Gestalt) auch den Fürsten von Hohenzollern eingeräumt. Das preußische Staatsgebiet erfuhr durch die neu erworbenen Lande einen Zuwachs von 21 Quadratmeilen.

Die preußische Union. Als der König Friedrich Wilhelm die ihm angetragene Kaiserwürde ablehnte, äußerte er: „daß er ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne; an diesen sei es, zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten." So hatte sich der König zugleich verbindlich gemacht, das Werk der Einigung Deutschlands seinerseits wieder aufzunehmen; von jeher war ja die Idee eines deutschen Bundesstaates einer seiner theuersten Pläne gewesen, und während noch der Aufruhr wegen der vereitelten Frankfurter Verfassung tobte, wurde in Berlin bereits ein neuer Entwurf vorbereitet, durch den der König seine gegen Deutschland übernommene Verpflichtung zu erfüllen beabsichtigte.

Am 26. Mai (1849) wurde zwischen **Preußen, Hannover** und **Sachsen** ein Bund (Drei-Königs-Bund) geschlossen, in Folge dessen an sämmtliche deutsche Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, die Aufforderung erging, sich einer **Bundesverfassung unter Preußens erblicher Oberhoheit** anzuschließen. Mit großer Freude begrüßte ein Theil Deutschlands diesen bedeutsamen Schritt; die Mehrzahl der kleineren Staaten schloß sich dem Bündnisse an. Die Regierungen von Baiern und Würtemberg dagegen lehnten nicht nur den Beitritt ab, sondern setzten sofort in Gemeinschaft mit Oesterreich alle Mittel in Bewegung, um auch Hannover und Sachsen wieder wankend zu machen. In der That gelang es, die Höfe von Dresden und Hannover trotz der eingegangenen Verpflichtungen von dem Drei-Königs-Bund wieder abzuziehen.

Die preußische Regierung hielt nichtsdestoweniger an ihrem Unternehmen fest: sie war entschlossen, dasselbe fürerst selbst mit wenigen Staaten durchzuführen, in der Zuversicht, daß die Macht des Einheitsstrebens und vielleicht der Drang neuer unerwarteter Umstände allmälig auch die übrigen wieder heranziehen würde. Man legte dem Bündnisse vorläufig den Namen „**deutsche Union**" bei und hielt im März 1850 **das erste Parlament** dieser Union in **Erfurt**, wo die ursprünglich entworfene Verfassung angenommen, sodann aber mit Rücksicht auf den Abfall Sachsens und Hannovers in mehreren Punkten verändert wurde. Nach dem Schlusse des Parlaments traten die Fürsten der Union in Berlin zu einem **Fürstencongresse** (9. Mai) zusammen, und es wurde hierauf zur einstweiligen Regierung ein provisorisches **Fürstencollegium** eingesetzt. Aber schon bei jenem Congresse waren von Seiten mehrerer Staaten die größten Bedenklichkeiten gegen die wirkliche Ausführbarkeit der Unionsverfassung an den Tag getreten: das rechte Vertrauen zu der Lebensfähigkeit des Werkes war erschüttert und eben hierdurch vollends der Keim des Todes in dasselbe gebracht.

Die österreichische Regierung, welche inzwischen seit der völligen Ueberwindung des Aufstandes der Ungarn bald wieder ihre ganze Kraft gesammelt hatte, wandte dieselbe nun mit allem Eifer den deutschen Angelegenheiten zu. Ihr Streben ging zunächst auf Wiederherstellung des alten Bundestages unter österreichischem Vorsitze: sie erließ eine Aufforderung an alle deutschen Staaten zur „**Wiedereröffnung der Frankfurter Bundesversammlung**," als einzigem Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland. Ein Theil der Fürsten, die Könige von Baiern, Würtemberg, Sachsen und Hannover, der Kurfürst von Hessen u. A. schickten sofort ihre Gesandten wieder nach Frankfurt; die meisten übrigen blieben mit Preußen geeinigt und verweigerten die Theilnahme an dem nach ihrer Ansicht nicht mehr zu Recht bestehenden Bundestage, — bald aber wurden einzelne derselben schwankend, selbst Baden, Darmstadt und andere drohten, von der Union abzufallen. Unterdeß wurde die Spannung zwischen dem Süden und dem Norden immer größer, bis in Folge neuer Streitfragen über Hessen und Holstein der innere Widerspruch beinahe zur offenen Feindseligkeit ausbrach.

Die kurhessische und die holstein'sche Angelegenheit. Der Minister **Hassenpflug** in Kurhessen war durch eine eigenmächtige Abänderung der

Verfassung in Streit mit dem hessischen Landtage gerathen, und wandte sich an den Bundestag, um dort Hülfe gegen die Auflehnung des Landes zu finden. Sofort rückten auf Befehl des Bundestages baierische Truppen in Hessen zur Vollstreckung der Regierungsvorschriften ein. Preußen dagegen, welches das Recht des wiederhergestellten Bundestages nicht anerkannte, bestritt demselben auch die Befugniß zu solchem Einschreiten, und ließ auch seinerseits Truppen nach Hessen marschiren. So standen sich denn im Herbste 1850 die beiden deutschen Staatengruppen bereits in Waffen gegenüber, doch wurde von beiden Seiten ein Zusammenstoß fürerst noch sorgfältig vermieden.

Nicht minder gefahrdrohend wurde indeß die Stellung beider Theile in Holstein. Gleich nach den Märzereignissen des Jahres 1848 war Preußen in den Kampf verwickelt worden, welchen die Herzogthümer Holstein und Schleswig, die sich durch die dänische Regierung in ihren altbegründeten Rechten beeinträchtigt fanden, gegen dieselbe begonnen hatten. Da sich in ganz Deutschland eine große Theilnahme für das deutsche Bundesland Holstein geltend machte, so hatte Friedrich Wilhelm zum Schutze der Herzogthümer eine Armee unter dem braven General von Wrangel hingesandt, welcher die Dänen bei Schleswig aufs Haupt schlug und die ganze dänische Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Jütland besetzte. Leider konnten jedoch diese Siege nicht weiter verfolgt werden, weil Preußen keine Kriegsflotte zu Gebote stand, um Dänemark im Mittelpunkte seiner Inselmacht anzugreifen. Im September 1848 war deshalb ein Waffenstillstand zu Malmöe abgeschlossen worden. Nach dessen Ablauf im März 1849 aber begann der Kampf von Neuem und zwar mit den erfreulichsten Erfolgen für die deutschen Waffen. Sogar zur See wurden dies Mal einige Vortheile errungen, indem das große dänische Linienschiff „Christian VIII." bei Eckernförde durch Strandbatterien in den Grund geschossen und bald darauf die schöne Fregatte „Gefion" zur Uebergabe genöthigt wurde. Der preußische General von Bonin führte seinerseits die holsteinsche Armee bei Kolding zum Siege. Inzwischen aber war bei der preußischen Regierung der Eifer für die Fortsetzung des Krieges erkaltet, theils weil England und Rußland sich Dänemarks annehmen zu wollen schienen, theils wegen der Beeinträchtigung des preußischen Ostseehandels durch die dänische Seemacht, theils endlich, weil sich in Preußen selbst Stimmen vernehmen ließen, welche die fortdauernde Unterstützung der Herzogthümer gegen die dänische Regierung als eine Begünstigung der Revolution ansahen. Aus diesen Gründen wurde der Weg der Unterhandlungen von Neuem betreten und zunächst ein neuer Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark geschlossen, welchem im Juli 1850 ein wirklicher Friede folgte. Die Herzogthümer dagegen setzten den Krieg auf eigene Hand, wiewohl ohne Glück fort. Unterdeß hatten aber die übrigen Großmächte England, Frankreich, Rußland und Oesterreich, in einer Conferenz zu London den Beschluß gefaßt, die Holsteiner zur Unterwerfung unter die dänische Landesregierung aufzuforderm und nöthigen Falls dazu zu zwingen. Oesterreich hielt es für eine Sache des wiederhergestellten deutschen Bundestages, die Vermittelung zu übernehmen, Preußen dagegen wollte auch hier die Berechtigung des Bundestages nicht anerkennen. Die Entscheidung aber konnte nicht aufgeschoben werden, wenn man nicht eine Einmischung der fremden Mächte in

dem deutschen Holstein zulassen wollte. So rückte also auch auf dieser Seite der thatsächliche Zusammenstoß immer näher.

Die Gefahr eines deutschen Krieges; Convention von Olmütz. In Preußen, in Oesterreich, wie in ganz Deutschland war die Stimmung aufs Höchste gereizt. Der Minister Fürst Schwarzenberg in Oesterreich schien entschlossen, die Sache bis aufs Aeußerste zu treiben, um so mehr, als er sich der Zustimmung der Großmächte versichert hielt. Schon ließ man in Böhmen bedeutende Truppenmassen zusammenziehen. Auch in Preußen drängte die öffentliche Meinung zu kriegerischen Rüstungen, überall gab sich eine feurige Begeisterung kund, und der Krieg schien fast unvermeidlich. Der Ministerpräsident Graf von Brandenburg begab sich jedoch zum Zweck einer etwa noch möglichen Verständigung nach Warschau, wo sich der Kaiser von Rußland befand und wo der Fürst Schwarzenberg gleichfalls eintraf. Es wurden noch einmal Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich eingeleitet; inzwischen sollte den Rüstungen auch in Oesterreich Einhalt gethan werden. Hierauf gestützt und um die neuen Verhandlungen nicht zu stören, widersetzte sich der Graf von Brandenburg nach seiner Rückkehr nach Berlin in Gemeinschaft mit dem Minister von Manteuffel der vom Minister von Radowitz beantragten sofortigen Mobilmachung der preußischen Armee, worauf Radowitz zurücktrat (3. November). An seiner Stelle übernahm der Minister von Manteuffel nunmehr die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Graf von Brandenburg aber, der schon von der sorgenvollen Reise nach Warschau tief ergriffen und leidend zurückgekommen war, und den die schweren und bedeutsamen Entscheidungen im Rathe des Königs vollends erschüttert hatten, wurde am folgenden Tage von einer ernsten Krankheit befallen. Schon am 6. November wurde er seinem Könige und dem Vaterlande entrissen, die er in schweren Tagen durch seine opferfreudige Hingebung vom Rande des Verderbens gerettet hatte und in deren Dienst er nun seinen tief betrauerten Tod fand. Der Dank Preußens folgte ihm ins Grab.

Wiewohl das preußische Cabinet nochmals den Weg der Unterhandlungen betreten hatte, so sah es sich doch schon in wenigen Tagen zu einer ernsten kriegerischen Maßregel veranlaßt. Aus Böhmen ging die Nachricht ein, daß ungeachtet der in Warschau getroffenen Verabredung die österreichischen Kriegsrüstungen fortdauerten; da beschloß auch Preußens Regierung die Mobilmachung der Armee. Des Königs Ruf fand auch dies Mal in allen preußischen Herzen begeisterten Widerhall, von allen Seiten eilten die Reserven und die Landwehr zu den Fahnen, und durch das ganze Vaterland ging wiederum die erhebende Opferfreudigkeit, die sich einst so erfolgreich bewährt hatte. Und doch mischte sich in die patriotische Begeisterung ein düsteres Gefühl; denn nicht gegen den fremden Feind wurde gewaffnet, sondern gegen deutsche Stammgenossen. Als erste bittere Frucht der deutschen Einheitsbestrebungen sollte deutscher Bürger- und Bruderkrieg entbrennen.

Die preußische Regierung befand sich in der peinlichsten Lage. Zwar machte sich in einem großen Theile Deutschlands die Volksstimmung mit Kraft und Entschiedenheit für Preußens Sache geltend, aber es war nicht zu

verkennen, daß in der allgemeinen Gährung auch die demokratische Partei sich wieder zu kühnen Hoffnungen erhob, und daß in Süddeutschland zumal die Revolution gegen die mit Oesterreich verbündeten Fürsten eifrig vorbereitet wurde. Während Preußen von allen Großmächten verlassen war, hätte es sich in Deutschland bei dem Ausbruche des Kampfes nothgedrungen mit der Demokratie in einen Bund einlassen müssen, und schon hoffte die demokratische Partei, daß der in Deutschland entstehende Brand den revolutionären Stoff, der ringsum in Ungarn, in Italien, in der Schweiz, in Frankreich aufgehäuft war, neu entzünden würde. Solche Betrachtungen waren es, die den König Friedrich Wilhelm und seinen Minister von Manteuffel immer wieder bedenklich machten, die Verantwortung für den verhängnißvollen Krieg zu übernehmen, und noch einmal wollte daher der Minister einen Versuch zur friedlichen Beilegung des Streites machen. Er begab sich am Ende November nach Olmütz zu einer Conferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg; dort kam in der That eine Convention zu Stande, nach welcher zur Regelung der deutschen Verhältnisse gemeinschaftliche Conferenzen in Dresden gehalten werden, zur Herstellung der Ordnung in Hessen und des Friedenszustandes in Holstein aber Oesterreich und Preußen zusammenwirken sollten.

Die Dresdener Conferenzen freilich, welche schon am 23. December 1850 eröffnet wurden, führten zu keiner ersprießlichen Einigung, weshalb Preußen sich entschloß, auch seinerseits den Bundestag wieder zu beschicken, und die Erfüllung besserer Hoffnungen für Deutschlands einheitliche Wiedergeburt künftigen günstigeren Tagen vorzubehalten (April 1851).

Die Verfassung vom 31. Januar 1850. Die inneren Angelegenheiten nahmen vom Jahre 1849 ab zunächst einen friedlichen Verlauf. In Folge der Auflösung der zweiten Kammer im April 1849 hatte die Regierung ein verändertes Wahlgesetz (vom 30. Mai 1849) erlassen. In demselben war zwar das im vorhergehenden Jahre bewilligte allgemeine Stimmrecht aufrecht erhalten; um jedoch den gebildeteren und wohlhabenderen Klassen, welche an der geordneten Entwickelung des Staatswesens ein größeres Interesse haben, wieder einen höheren Einfluß bei den Wahlen zu sichern, waren die Wähler je nach den Steuern, die sie zu zahlen haben, in drei Klassen getheilt, während bis dahin alle Wähler gemeinschaftlich wählten, wobei natürlich die große Masse den Ausschlag gegeben hatte. Aus den neuen Wahlen ging, wie man gehofft hatte, eine Kammer hervor, in welcher wieder ein Geist größerer Besonnenheit und das Bestreben vorwaltete, die neuen Staatseinrichtungen wieder mehr mit den alten Grundlagen des preußischen Staatswesens in Einklang zu bringen. Im August 1849 traten beide Kammern wieder in Berathung und ließen sich alsbald die Revision der Verfassung (vom 5. December 1848) angelegen sein: das gemeinschaftliche Bestreben der Regierung und der Landesvertretung war besonders darauf gerichtet, neben der festen Begründung der öffentlichen Freiheiten und der Mitwirkung der Volksvertretung bei der Gesetzgebung und den wichtigsten Landesangelegenheiten, andererseits dem Landesherrn die gebührende Macht und das volle Gewicht zu sichern, welches den Fürsten in Preußen nach der ganzen Entwickelung unserer Geschichte und nach den eigenthümlichen Verhält-

nissen des Staates ohne Gefährdung des öffentlichen Wohles nicht geschmälert werden darf.

So kam denn in Folge jener Revisionsarbeiten die **Verfassungs-Urkunde** vom **31. Januar 1850** zu Stande.

Die Verfassung handelt im Titel I vom Staatsgebiete, — II von den Rechten der Preußen, — III vom Könige, — IV von den Ministern, — V von den Kammern, — VI von der richterlichen Gewalt, — VII von den nicht zum Richterstande gehörigen Beamten, — VIII von den Finanzen, — IX von den Gemeinden, Kreis-, Bezirks- und Provinzial-Verbänden, — dann folgen noch allgemeine und Uebergangsbestimmungen.

Wir stellen die wesentlichsten Bestimmungen der Verfassung kurz zusammen:

In dem Abschnitte „von den Rechten der Preußen" wird zunächst die Gleichheit vor dem bürgerlichen Gesetze verbürgt. Artikel 4: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich."

„Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung ist gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen." (Art. 12.)

Der christliche Charakter des preußischen Staates. Artikel 14: „Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Artikel 12 gewährleisteten Religionsfreiheit zum Grunde gelegt."

Die Selbstständigkeit der Kirche. Art. 15: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds."

Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Fürsorge des Staates für die allgemeine Volksbildung. Artikel 20: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei." — Art. 21: „Für die Bildung der Jugend soll durch öffentliche Schulen genügend gesorgt werden. Aeltern und deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder und Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentliche Volksschule vorgeschrieben ist." Art. 24: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften."

Die Preßfreiheit. Art. 27: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Censur darf nicht eingeführt werden, jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung."

Das Vereinsrecht. Art. 29: „Alle Preußen sind berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln.“ Art. 30: „Alle Preußen haben das Recht, sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen.“

Das Petitionsrecht steht allen Preußen zu. (Art. 32.)

Vom Könige. Die Person des Königs wird (Art. 43) für unverletzlich erklärt, die Verantwortlichkeit für alle Regierungshandlungen dem Lande gegenüber den Ministern zugewiesen. Art. 44: „Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsacte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.“

Die vollziehende (Executiv-) Gewalt steht allein dem Könige zu. Die einzelnen Theile derselben sind in Art. 45—52 aufgeführt: Ernennung und Berufung der Minister, Verkündigung der Gesetze und der Verordnungen zu deren Ausführung, — der Oberbefehl über das Heer, — die Besetzung der Stellen im Heere und in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, — das Recht, Krieg zu erklären, Frieden und andere Verträge mit fremden Regierungen zu schließen, — das Recht der Begnadigung und Strafmilderung, — die Verleihung von Orden und Auszeichnungen, — das Münzrecht, — die Berufung und Schließung der Landesvertretung.

„Der König wird nach Vollendung des achtzehnten Lebensjahres volljährig. Er leistet in Gegenwart der vereinigten Kammern das eidliche Gelöbniß, die Verfassung des Königreiches treu und unverbrüchlich zu halten, und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren.“ (Art. 54.)

Von der Landesvertretung (den Kammern).

„Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und zwei Kammern ausgeübt. Die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Finanzgesetz-Entwürfe und Staatshaushalts-Etats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im Ganzen angenommen oder verworfen.“ (Art. 62.) „Nur in dem Falle, wenn die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staats-Ministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen (octroyirt) werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritte zur Genehmigung sofort vorzulegen.“ (Art. 63.) „Dem Könige, sowie jeder Kammer steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen.“ (Art. 64.)

Die erste Kammer, deren Zusammensetzung in Art. 65—68 bestimmt war, hat später, wie noch zu erwähnen sein wird, als Herrenhaus eine veränderte Einrichtung erhalten.

Die zweite Kammer, jetzt Haus der Abgeordneten genannt, besteht aus (350, seit der Erwerbung der Hohenzollernschen Lande) 352 Mitgliedern.

Wahl der Abgeordneten und Wahlrecht. Art. 69—75: „Jeder

Preuße, welcher das 25. Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler. — Auf jede Vollzahl von 250 Seelen der Bevölkerung ist ein Wahlmann zu wählen. — Die Urwähler werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden directen Staatssteuern in drei Abtheilungen getheilt. Jede Abtheilung wählt besonders und zwar ein Drittheil der zu wählenden Wahlmänner. — Die Abgeordneten werden durch die Wahlmänner gewählt. Zum Abgeordneten ist jeder Preuße wählbar, der das 30. Lebensjahr vollendet, den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte nicht verloren und bereits drei Jahre dem preußischen Staatsverbande angehört hat."

Berufung und Befugnisse der Landesvertretung. Artikel 76: „Die Kammern werden durch den König regelmäßig in jedem Jahre in dem Zeitraume von Anfang November bis zum nächsten 15. Januar und, außerdem, so oft es die Umstände erheischen, berufen." In Betreff der Befugnisse der Kammern außer ihrer erwähnten Mitwirkung bei der Gesetzgebung bestimmen Art. 81 und 82: „Jede Kammer hat für sich das Recht, Adressen an den König zu richten. Jede Kammer kann die an sie gerichteten Schriften an die Minister überweisen und von denselben Auskunft über eingehende Beschwerden verlangen. — Eine jede Kammer hat die Befugniß, behufs ihrer Information Commissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen."

Von der richterlichen Gewalt. Art. 86. Dieselbe „wird im Namen des Königs durch unabhängige, keiner anderen Autorität als der des Gesetzes unterworfene Gerichte ausgeübt. — Die Richter werden vom Könige oder in dessen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt. Sie können nur durch Richterspruch aus Gründen, welche die Gesetze vorgesehen haben, ihres Amtes entsetzt oder zeitweise enthoben werden."

Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Art. 93: „Die Verhandlungen vor dem erkennenden Gerichte in Civil- und Strafsachen sollen öffentlich sein."

Schwurgerichte. Art. 94: „Bei den mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen erfolgt die Entscheidung über die Schuld des Angeklagten durch Geschworene."

Die Finanzverwaltung. Art. 99: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalts-Etat (das Budget) gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt. Zu Etatsüberschreitungen ist die nachträgliche Genehmigung der Kammern erforderlich. Die Aufnahme von Anleihen für die Staatskasse findet nur auf Grund eines Gesetzes statt."

Verfassungsänderungen. Art. 107: „Die Verfassung kann auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden, wobei in jeder Kammer die gewöhnliche absolute Stimmenmehrheit bei zwei Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens 21 Tagen liegen muß, genügt."

Der Eid auf die Verfassung. Art. 108: „Die Mitglieder der beiden Kammern und alle Staatsbeamten leisten dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsams und beschwören die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung. Eine Vereidigung des Heeres auf die Verfassung findet nicht statt."

Die Beschwörung der revidirten Verfassung seitens des Königs und der damaligen Kammern fand am 6. Februar 1850 in feierlicher Sitzung im königlichen Schlosse statt. Der König hielt dabei eine denkwürdige Anrede an die Landesvertretung.

„Das Werk," sagte er, „dem Ich heute Meine Bestätigung aufdrücken will, ist entstanden in einem Jahre, welches die Treue werdender Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergebens wünschen wird, aus unserer Geschichte hinauszuringen. — Es war das Werk des Augenblickes und es trug den breiten Stempel seines Ursprunges. Sie haben die bessernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenkliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen und Mir durch Ihre treffliche Arbeit ein Pfand gegeben, daß Sie die begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, und daß es unserem vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen wird, es den Lebensbedingungen Preußens immer entsprechender zu machen. Ich darf dies Werk bestätigen, weil Ich es in Hoffnung kann. — Und so erklär' Ich, Gott ist deß Zeuge, daß Mein Gelöbniß auf die Verfassung treu, wahrhaftig und ohne Rückhalt ist. Allein Leben und Segen der Verfassung, das fühlen Ihre und alle edlen Herzen im Lande, hängen von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab. Alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Unterthanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königthum und diesen Thron, der auf den Siegen unserer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhafter Erfüllung des Huldigungseides. — Seine Lebensbedingung ist die, daß Mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde; denn in Preußen muß der König regieren, und ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will Ich auch regieren. — Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war Meine Losung seit zehn Jahren, das ist sie heute und soll es bleiben, so lange ich athme."

Der König wiederholte hierauf die Gelöbnisse der ersten Huldigung, sodann das Gelöbniß „mit seinem Hause dem Herrn zu dienen" und nach dem feierlichen Eide, die Verfassung des Landes fest und unverbrüchlich zu halten, schloß er: „Und nun befehle ich das bestätigte Gesetz in die Hände des Allmächtigen Gottes, dessen Walten in der Geschichte Preußens handgreiflich zu erkennen ist, auf daß er aus diesem Menschenwerke ein Werkzeug des Heiles machen wolle für unser theueres Vaterland, nämlich der Geltendmachung Seiner heiligen Rechte und Ordnungen! Also sei es!"

Wiederherstellung der Stände und Gründung des Herrenhauses. Die Erwartung des Königs, daß die Landesvertretung auch weiterhin die Hand dazu bieten würde, die neue Verfassung mehr und mehr den Lebensbedingungen Preußens entsprechend zu machen, wurde bald in mehrfacher Beziehung erfüllt. Es ist früher erwähnt, welchen Werth Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz, sodann als König auf die Belebung und Ausbildung der alten ständischen Einrichtungen gelegt hatte; jetzt richtete sich sein Streben darauf, diese älteren preußischen Institutionen soviel als möglich auch in die neue Staatsverfassung als Glieder einzufügen. In dieser Richtung war besonders der Minister von Westphalen, welcher seit December 1850 das Ministerium des Inneren leitete, sehr thätig. Als es sich heraus-

stellte, daß die in Aussicht genommene neue Organisation der Kreis- und Provinzialvertretung auf große Schwierigkeiten stieß, wurden von der Regierung zunächst die alten Kreis- und Provinzialstände, wie sie seit 1823 bis ins Jahr 1848 bestanden hatten, aufs Neue berufen, um die Angelegenheiten der Kreise und Provinzen zu berathen. Die rechtliche Gültigkeit dieser Wiederherstellung der Stände wurde zuerst vielfach bestritten, die beiden Kammern aber erkannten nachträglich die Kreis- und Provinzialstände, vorbehaltlich einer anderweitigen gesetzlichen Einrichtung derselben, als rechtsbeständig an.

Dieser Wiederherstellung der alten ständischen Versammlungen, in denen vornehmlich der Grundbesitz vertreten ist, entsprach es dann weiter, daß auch die allgemeine Landesvertretung durch die Neubildung der ersten Kammer eine wichtige Veränderung erfuhr. Die beiden Kammern überließen es im Jahre 1853 dem Könige, eine Verordnung über die Zusammensetzung der ersten Kammer theils aus erblichen, theils auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern zu erlassen.

Demgemäß erfolgte durch königliche Verordnung vom 12. October 1854 die Gründung des Herrenhauses. Dasselbe besteht I. aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses (insoweit sie vom Landesherrn dazu berufen werden), II. aus Mitgliedern mit erblicher Berechtigung, III. aus Mitgliedern, welche auf Lebenszeit berufen sind. — Zu den erblichen Mitgliedern gehören 1) die Häupter der fürstlichen Familien von Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen; 2) die vormals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen (Herzog von Arenberg, Fürst zu Salm-Salm, Fürst zu Solms-Braunfels, Herzog von Croy, Fürst zu Solms-Hohen-Solms-Lich, Fürst zu Salm-Horstmar, Fürst zu Thurn und Taxis, Fürst von Bentheim-Tecklenburg, Fürst zu Bentheim-Steinfurth, die Grafen zu Stolberg-Roßla, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Wenigerode, Fürst zu Fürstenberg, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Fürst zu Wied); 3) die übrigen nach dem Patent vom 3. Februar 1847 zur Herren-Kurie des Vereinigten Landtages berufen gewesenen Fürsten, Grafen und Herren, — sowie Personen, welchen das erbliche Recht vom Könige neu verliehen ist. — Die auf Lebenszeit berufenen Mitglieder gehören folgenden Kategorien an: 1) Personen, welche dem Könige zur Berufung präsentirt werden, nämlich a) von den zur vormaligen Herren-Kurie berechtigten Stiftern (den Domkapiteln zu Brandenburg, Merseburg und Naumburg), — b) von den für jede Provinz zu bildenden Grafenverbänden (aller mit Rittergütern angesessenen Grafen), — c) von den Familienverbänden der durch großen Grundbesitz ausgezeichneten Geschlechter (Königsmarck, Gröben, Alvensleben, Schwerin, Schulenburg, von der Osten, Wedell, Brocke, Bredow, Arnim, Kleist u. a.), — d) von Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes in den verschiedenen Landestheilen, — e) von jeder der Landes-Universitäten, — f) von großen Städten; — 2) ferner werden auf Lebenszeit berufen die Inhaber der vier großen preußischen Landesämter (der Landhofmeister, der Oberburggraf, der Obermarschall und der Kanzler des Königreiches Preußen), — 3) einzelne Personen aus besonderem Ver-

trauen des Königs, unter diesen die sogenannten **Kron-Syndici**, eine Anzahl ausgezeichneter Rechtsgelehrter, welchen der König fortan wichtige Rechtsfragen zur Begutachtung vorlegen wollte.

Das Herrenhaus trat in dieser neuen Gestalt im November 1854 zum ersten Male zusammen. Dadurch, daß in dasselbe die vornehmsten Glieder des Landesadels aufgenommen sind, haben seitdem auch die höheren Schichten der Gesellschaft ein lebhafteres Interesse an der Entwickelung und Fortbildung des Verfassungslebens gewonnen, während andererseits im Herrenhause eine neue Gewähr zu finden ist, daß bei dieser Fortentwickelung die besonnene Rücksichtnahme auf die altbewährten Grundlagen preußischen Wesens nicht fehlen wird.

In Folge der Errichtung des Herrenhauses an Stelle der vormaligen ersten Kammer wurde sodann für die zweite Kammer die Benennung als Haus der Abgeordneten gesetzlich festgestellt, — beide Häuser zusammen heißen seitdem der Landtag der Monarchie.

Verzichtleistung auf Neuenburg. Die Könige von Preußen waren, wie früher erwähnt, seit 1707 Herren des Fürstenthumes Neuenburg (Neufchatel und Valengin). Das kleine Ländchen war niemals ein Theil des preußischen Staates geworden, sondern nur durch den gemeinsamen Landesherrn mit Preußen verbunden. Seit 1815 war es mit Zustimmung Friedrich Wilhelm's III. als Canton dem Schweizerbunde beigetreten, jedoch mit Beibehaltung seines besonderen fürstlichen Landesregimentes. Als aber im Jahre 1848 die allgemeine revolutionäre Bewegung auch die Verhältnisse in der Schweiz bedeutend umgestaltete und alle Cantone mehr als bis dahin dem einheitlichen Regimente der Bundesgewalt unterworfen wurden, wußte die revolutionäre Partei auch in Neuenburg die Herrschaft der preußischen Fürsten zu beseitigen und die republikanischen Einrichtungen der übrigen Schweiz auch dort einzuführen. Die rechtmäßigen Landesfürsten konnten unter den damaligen schwierigen Verhältnissen und bei der großen Entfernung des Ländchens von Preußens Grenzen nichts dazu thun, um ihre vielen treuen Anhänger in Neuenburg in dem Widerstande gegen die Schweizer Republikaner zu schützen; sie ließen das Unvermeidliche damals geschehen und beschränkten sich darauf, vor den europäischen Mächten Verwahrung gegen das Geschehene einzulegen und die Geltendmachung ihres Rechtes, welches die Großmächte ausdrücklich anerkannten, für die Zukunft vorzubehalten. Noch hatte es der preußischen Krone nicht an der Zeit geschienen, diesem Vorbehalte Folge zu geben, als unerwarteter Weise ihre Anhänger in Neuenburg selbst die Sache zur Entscheidung trieben. Eine Anzahl treu ergebener Royalisten, den alten Grafen von Pourtalès an der Spitze, machten plötzlich (im September 1856) den Versuch, das fürstliche Regiment in Neuenburg wieder herzustellen. Sie bemächtigten sich durch Ueberrumpelung der Stadt und des Schlosses Neuenburg und pflanzten das hohenzollernsche Banner daselbst auf. Aber ihre Zahl war zu gering, um dem unverzüglich erfolgenden Andringen der republikanischen Schaaren aus den Nachbarcantonen zu widerstehen, Stadt und Schloß wurden ihnen wieder entrissen, sie selbst großentheils zu Gefangenen gemacht. Die Schweizer Behörden ließen sich an, sie als Hochverräther zu verurtheilen. Die preußische Regierung aber durfte und wollte es nicht dulden, daß die

Königlichgesinnten, welche sich, wenn auch mit Uebereilung, doch mit edler, ehrenhafter Treue, für die bis dahin niemals aufgegebenen Rechte ihrer Fürsten erhoben hatten, als Empörer behandelt würden. Indem sie beschloß, zu ihrem Schutze einzutreten, sah sie zugleich den Zeitpunkt gekommen, wo die Neuenburger Angelegenheit überhaupt zum Austrage gebracht werden mußte. Während die europäischen Mächte, um einen Conflict zu vermeiden, hierzu ihre Vermittelung anboten, erklärte Preußen, daß es sich auf Verhandlungen irgend einer Art nicht einlassen könne, bevor nicht die gefangenen Neuenburger Royalisten auf freien Fuß gesetzt und auf diese Weise das gute Recht der fürstlichen Sache, für welche sie sich erhoben, gewissermaßen anerkannt sei. Zugleich drohte die preußische Regierung mit kriegerischen Maßregeln, wenn dieser Forderung bis zu einem bestimmten Zeitpunkte (15. Januar 1857) nicht genügt sei, und ließ Alles vorbereiten, um nöthigenfalls einen Theil der Armee in Bewegung zu setzen. Obwohl die demokratische Partei in der Schweiz eifrig bemüht war, die dortige Regierung an jeder Nachgiebigkeit zu hindern, so trug bei dieser doch die ruhige Ueberlegung und namentlich die dringende Friedensmahnung von Seiten des Kaisers Napoleon von Frankreich den Sieg davon, — und als der Krieg fast schon unvermeidlich schien, gab die Schweiz schließlich die Gefangenen frei. Nunmehr glaubte König Friedrich Wilhelm sich auf Unterhandlungen über die künftige Regelung der dortigen Verhältnisse einlassen zu können, zu welchem Zwecke, unter Betheiligung der Großmächte, Conferenzen in Paris eröffnet wurden. Dieselben führten zu dem Resultate, daß Friedrich Wilhelm, unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse der Schweiz, bei welchen nur noch ein gänzliches Ausscheiden Neuenburgs aus dem Verbande der Schweizer Cantone oder ein Aufgeben der fürstlichen Herrschaft möglich war, auf seine ererbten Rechte verzichtete. Dabei trug er jedoch Sorge, daß die vielfachen kirchlichen milden Stiftungen in dem bisherigen Fürstenthume ihrem Zwecke erhalten, wie auch, daß für Alle, welche bei den Septemberereignissen betheiligt waren, eine vollständige Amnestie bewilligt wurde. Eine in Antrag gebrachte Geldentschädigung wies der König zurück. Der Vertrag, durch welchen das preußische Fürstenhaus auf die Herrschaft in Neuenburg verzichtete, wurde am 26. Mai 1857 zu Paris geschlossen. Durch eine Proclamation vom 19. Juni entließ Friedrich Wilhelm die Neuenburger ihrer Unterthanenpflichten, indem er aussprach, daß der abnorme Zustand, in welchem das Land sich seit neun Jahren befunden, mit dem Wohle desselben nicht verträglich sei, und daß er aus Rücksicht auf dieses Wohl und zugleich um des europäischen Friedens willen seine persönlichen Neigungen zurückgedrängt habe.

Die Wohlthaten des Friedens, welche König Friedrich Wilhelm IV. seinem Volke mit ernstem, gewissenhaftem Streben zu erhalten suchte, wurden im Allgemeinen um so freudiger erkannt, als während seiner Regierungszeit, ungeachtet der vielfachen politischen Wirren, ein sehr erfreulicher Aufschwung der Gewerbthätigkeit stattgefunden hatte. Alle die raschen Fortschritte, welche die Industrie in fremden Ländern gemacht hat, sind in Preußen sehr bald benutzt und gleichzeitig auch selbstständige Verbesserungen in den verschiedensten Zweigen gewerblicher Thätigkeit erzielt worden. Die Regierung war unablässig bemüht, durch Aufmunterung, Antrieb und Unterstützung

diesen Aufschwung zu fördern. An der Spitze des deutschen Zollvereins hatte Preußen schon in der großen Industrie-Ausstellung in Berlin (im Jahre 1845) eine rühmliche Probe der allseitigen Entwickelung nationaler Kräfte abgelegt; nicht minder erfreulich waren die Erfolge der preußischen Industrie auf den Weltausstellungen in London und Paris (1852 und 1857). Der Zutritt Hannovers zum deutschen Zollverein eröffnete dem preußischen und zollvereinsländischen Handel neue Wege und erhöhte die Hoffnung auf eine spätere vollständige Einigung der deutschen Staaten für ihre Handelsangelegenheiten. Auch kam ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch zu Stande.

Errichtung einer preußischen Marine. Mit dem Aufschwunge des preußischen Handels, sowie mit den Anforderungen der allgemeinen Stellung Preußens in den Welthändeln hängt es zusammen, daß Friedrich Wilhelm IV. der Gründung einer preußischen Kriegsflotte besondere Fürsorge widmete. Während des Krieges mit Dänemark hatten Preußen und ganz Deutschland erfahren müssen, wie selbst einem so kleinen Seestaate gegenüber die rühmlichsten Erfolge deutscher Landtruppen ohne die Unterstützung einer Seemacht zu keinem dauernden Siege führen konnten: während die preußischen Truppen siegreich bis an das Ende des dänischen Festlandes vorgedrungen waren, hatten die Dänen den preußischen Handel auf die schwerste und empfindlichste Weise bedrängt. Ein kurzer Aufschwung deutscher Begeisterung hatte damals die Gründung einer deutschen Flotte unternommen, aber dieser Versuch war unter den daauf folgenden deutschen Parteiwirren gescheitert. Dagegen ließ es der König Friedrich Wilhelm fortan sein Bestreben sein, die Wehrkraft Preußens auch in dieser Richtung zu entwickeln. Die Errichtung der preußischen Marine wurde im Kriegsministerium seit 1848 lebhaft in Angriff genommen und war bis 1853 so weit vorgeschritten, daß die Oberleitung auf eine besondere Centralbehörde, die Admiralität übertragen wurde. Prinz Adalbert von Preußen wurde als Admiral zum Oberbefehlshaber ernannt. Es wurden größere Marine-Etablissements in Danzig, Stettin und Stralsund, eine Schiffswerfte in Danzig errichtet und die preußische Seeflotte in Kurzem auf eine Anzahl von 6 Dampfschiffen und eben so viel größeren Segelschiffen mit etwa 50 Kanonenschaluppen gebracht. Ein Seecadetten-Corps zur Heranbildung der Marineoffiziere wurde in Berlin errichtet.

Um der neugegründeten preußischen Marine auch einen festen Stützpunkt in der Nordsee zu sichern, erwarb die Regierung durch einen Staatsvertrag mit Oldenburg (vom 20. Juli 1853) das Hafengebiet am Jadebusen. Oldenburg trat dieses an der westlichen Seite des Jadeflusses bei Heppens gelegene Gebiet ($\frac{1}{14}$ Quadratmeile) an Preußen zur Unterhaltung einer Kriegsflotte und zur Herstellung eines Kriegshafens ab, wogegen Preußen neben einer Zahlung von 500,000 Thalern den Schutz der Küsten und der Schiffe Oldenburgs übernahm. Die Arbeiten zur Errichtung eines Kriegshafens im Jadebusen wurden alsbald begonnen.

Volksbildung; Wissenschaft und Kunst. Ebenso wie Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. sich in Bezug auf äußeren Wohlstand glücklich entwickelte, behauptete es auch in geistiger Beziehung seine alte rühm-

liche Stellung unter den Völkern. Der König, selbst ein Fürst von der umfassendsten geistigen Bildung und von dem lebhaftesten Interesse für Wissenschaft und Kunst, wußte Preußens hohen Beruf zur allseitigen Förderung des deutschen Geisteslebens in vollem Maße zu würdigen und zu erfüllen. Ein Beschützer und geistiger Theilnehmer aller größeren wissenschaftlichen Unternehmungen, ein Freund selbstständiger und freier Entfaltung der Wissenschaft, — hat Friedrich Wilhelm für den weiteren Aufschwung der Hochschulen und aller gelehrten Forschung in Preußen Wichtiges gethan.

Die Kunst, seinem Sinne und Streben in hohem Grade werth, verdankt seiner Anregung und Unterstützung die lebendigste Entwickelung. Mit allen Zweigen der bildenden Künste als Kenner innig vertraut, hat der König in dem Verlaufe seiner Regierung Kunstschöpfungen zur Ausführung bringen lassen, welche seiner Residenz und anderen Orten des Vaterlandes zur dauernden Zierde und ihm zum ehrenden Gedächtnisse gereichen. Besonders ist das herrliche Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin hervorzuheben. Vorzüglich aber war des Königs künstlerischer Sinn überall auf Erhaltung oder Wiederherstellung ehrwürdiger historischer Monumente gerichtet; beredte Zeugen solchen Strebens sind die alte preußische Herrenburg zu Marienburg und der Kölner Dom.

Die Entwickelung des Schulwesens, von jeher Preußens Ehre und Stolz, ist nach den Erschütterungen des Revolutionsjahres auf der alten gut-preußischen Grundlage ernster Gottesfurcht neu befestigt worden.

Das kirchliche Leben. Auf dem Gebiete der Kirche war ein kräftiges Leben erwacht.

Die evangelische Kirche, welche gemäß der jetzigen Landesverfassung „ihre inneren Angelegenheiten selbstständig verwalten" soll, wurde demzufolge von der früheren Verbindung mit den eigentlichen Staatsbehörden gelöst, und wird unter der Autorität des Königs als höchsten Schirmherrn der evangelischen Landeskirche nicht mehr von dem geistlichen Ministerium, sondern von einem seit 1850 gegründeten „Evangelischen Ober-Kirchen-Rath" geleitet. Durch die Einführung einer neuen kirchlichen Gemeindeordnung wurden die Gläubigen zu einer ernsteren Betheiligung an den kirchlichen Angelegenheiten berufen. Neben der Thätigkeit der kirchlichen Behörden aber entwickelte sich innerhalb der evangelischen Kirche ein reges Leben durch die sogenannte innere Mission, welche die Erweckung, Belebung und Kräftigung der christlichen Elemente im Volksleben zur Hauptaufgabe hat und in der Armen- und Krankenpflege, durch Gründung von Rettungshäusern und christlichen Erziehungsanstalten aller Art, sowie durch unmittelbare Einwirkung auf die unteren Stände eine heilsame Thätigkeit ausübt.

Dieses neu erwachte kirchliche Leben, wie alle auf die sittliche Wiedergeburt des Volkes gerichtete Thätigkeit fand die wirksamste Unterstützung bei dem König Friedrich Wilhelm IV., welcher aus eigener frommer Ueberzeugung die Führung eines christlichen Regiments als seine wesentlichste Aufgabe betrachtete. Ihm zur Seite war die Königin Elisabeth als erhabene Beschützerin und rege Theilnehmerin aller Werke frommer Mildthätigkeit im Lande verehrt. Es ist von jeher der beste Ruhm hohenzollernscher Fürstinnen gewesen, durch frommen Wandel und durch thätige Erweise christlicher

Liebe ein weithin leuchtendes Beispiel zu geben: die Königin Elisabeth blieb hierin hinter keiner ihrer Vorgängerinnen zurück. Die Muster-Kranken-Anstalt Bethanien in Berlin, sowie zahlreiche mildthätige Anstalten, die auf ihre Anregung errichtet worden, zeugen von dem reichen Segen frommer Gesinnung auf Preußens Thron.

Erkrankung des Königs; Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen (1857). Friedrich Wilhelm IV. hatte im Laufe des heißen Sommers und Herbstes 1857 noch eine vielseitige und anstrengende Thätigkeit entwickelt, hatte bei großen Truppenübungen in der Provinz Sachsen eine Anzahl deutscher Souveräne um sich versammelt, dann nach einem Badeaufenthalt in Böhmen noch einen Besuch in Wien beim Kaiser von Oesterreich gemacht, als sich auf der Rückkehr von dort zuerst in Dresden bedenkliche Anzeichen einer drohenden Erkrankung zeigten. Nach der Heimkehr zu seinem Lieblingsaufenthalte Sanssouci verfiel er im Anfange Octobers einem schweren Leiden, welches durch mehrfache Gehirnschläge seinem Leben ein rasches Ende bringen zu sollen schien: nach einigen Wochen gewann er zwar einige Lebenskraft wieder und das Leiden nahm einen milderen Charakter und regelmäßigen Verlauf an, aber zugleich stellte sich heraus, daß eine völlige Genesung in näherer Zeit nicht zu erwarten war.

Da es nach der Vorschrift der Aerzte erforderlich war, daß der König sich fürerst auf drei Monate von den Regierungsgeschäften zurückzöge, so forderte derselbe am 23. October 1857 durch einen vom gesammten Staatsministerium mitunterzeichneten Erlaß seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, auf, seine **Stellvertretung** in der oberen Leitung der Staatsgeschäfte zunächst für diesen Zeitraum zu übernehmen. Indem der Prinz von Preußen dies am 24. October bekannt machte, fügte er hinzu: „In Beziehung auf die von des Königs Majestät Mir aufgetragene und von Mir übernommene Stellvertretung erkläre Ich hiermit, daß es Mein fester Wille ist, unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landesgesetze, nach den Mir bekannten Intentionen Seiner Majestät Meines Königlichen Bruders und Herrn so lange die Regierungsgeschäfte zu führen, als Se. Majestät dies für erforderlich erachten.... Ich bitte Gott, daß Er Mir die Kraft und den Segen verleihen möge, diese Stellvertretung zur Zufriedenheit Sr. Majestät des Königs und zum Heile des Landes zu führen."

Der Auftrag zur Stellvertretung wurde von drei zu drei Monaten erneuert. Im Frühjahre begab sich der König auf Anrathen der Aerzte mit seiner Gemahlin zu einem längeren Aufenthalte nach Tegernsee in Südbaiern.

Einsetzung der Regentschaft (1858). Da auch nach der Rückkehr von Tegernsee im Herbste 1858 die Gesundheit des Königs die Uebernahme der Regierungsgeschäfte nicht zuließ, die Aerzte vielmehr erklärten, daß sich der Zeitpunkt einer vollständigen Genesung auch nur annäherungsweise nicht bestimmen lasse, so hielt man den Fall für eingetreten, in welchem nach der Verfassung vom 31. Januar 1850 eine Regentschaft eingesetzt werden muß. Der bezügliche Artikel 56 der Verfassung bestimmt:

„Wenn der König minderjährig oder andauernd verhindert ist, selbst zu regieren, so übernimmt derjenige voll-

jährige Agnat, welcher der Krone am nächsten steht, die Regentschaft. Er hat sofort die Kammern zu berufen, die in vereinigter Sitzung über die Nothwendigkeit der Regentschaft beschließen." — —

Der König selbst erließ am 7. October 1858 die Aufforderung an den Prinzen von Preußen zur Uebernahme der Regentschaft:

„Ew. Königliche Hoheit und Liebden haben Mir in dem seit Meiner Erkrankung verflossenen Jahre durch Meine Stellvertretung in den Regierungsgeschäften eine große Beruhigung gewährt, wofür Ich Ihnen auf das Innigste danke. Da Ich aber nach Gottes Rathschluß durch den Zustand Meiner Gesundheit jetzt noch verhindert bin, Mich den Regierungsgeschäften zu widmen, die Aerzte auch für den Winter Mir eine Reise nach südlicheren Gegenden verordnet haben, so ersuche Ich bei dieser Meiner immer noch fortdauernden Verhinderung, die Regierungsgeschäfte Selbst zu führen, Ew. Königliche Hoheit und Liebden, so lange bis Ich die Pflichten Meines Königlichen Amtes wiederum Selbst werde erfüllen können, die Königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen in Meinem Namen als Regent ausüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen treffen zu wollen. Von den Angelegenheiten Meines Königlichen Hauses behalte Ich diejenigen, welche Meine Person betreffen, Meiner eigenen Verfügung vor."

In Folge dieser Aufforderung seines königlichen Bruders und unter Berufung auf die erwähnte Bestimmung der Verfassung übernahm der Prinz von Preußen durch einen Erlaß des Staatsministeriums vom 9. October 1858 die Regentschaft und berief sogleich den Landtag der Monarchie zu einer außerordentlichen Session. Der Prinz führte seitdem den Titel: Prinz von Preußen, Regent.

Am 20. October traten die beiden Häuser des Landtages im weißen Saale des königlichen Schlosses zur Eröffnung der außerordentlichen Session zusammen.

Eine allerhöchste Botschaft von demselben Tage legte den beiden Häusern des Landtages die Gründe und die Documente in Betreff der Nothwendigkeit der Regentschaft vor und forderte sie auf, diese Nothwendigkeit auch ihrerseits der Verfassung gemäß anzuerkennen. Der Landtag sprach in vereinigter Sitzung beider Häuser am 25. October mit Einstimmigkeit die Nothwendigkeit der Regentschaft aus. Darauf fand am 26. October die feierliche Eidesleistung des Regenten auf die Verfassung im weißen Saale des Schlosses statt. Der Regent dankte den Häusern für die patriotische Einmüthigkeit ihres Beschlusses, durch welche sie einen erhebenden Beweis gegeben, was preußische Vaterlandsliebe in verhängnißvollen Augenblicken vermöge. „Sie haben," fuhr er fort, „durch die Einstimmigkeit Ihres Beschlusses — davon bin Ich überzeugt — das Herz unsers theuern Königs und Herrn in der Ferne erquickt. In Mir aber haben Sie die schmerzlichen Gefühle, mit welchen Ich die Regentschaft übernahm, wesentlich gemildert und die Zuversicht gestärkt, daß es Mir gelingen werde, während der Dauer Meiner Regentschaft die Ehre und das Wohl des theuern Vaterlandes zu dessen Heil und Segen zu

fördern. Das walte Gott." Hierauf leistete der Regent den Eid auf die Verfassung.

Somit war die Regentschaft des Prinzen von Preußen auf Grund der Aufforderung des Königs und in allen von der Verfassung vorgeschriebenen Formen eingesetzt.

55. Friedrich Wilhelm's IV. Lebensende.

Des Königs letzte Leidensjahre. König Friedrich Wilhelm IV. sollte von den schweren Leiden, mit welchen Gott ihn heimsuchte, nicht wieder genesen: über drei Jahre währte die Prüfung des frommen Königspaares.

Bald nach der Einsetzung der Regentschaft hatte der König wieder eine Reise nach südlicheren Gegenden angetreten. Das Ziel derselben war Rom. Er brachte den Winter von 1858 auf 1859 unter dem milden italienischen Himmel zu, bis die Vorboten des dort im Frühjahre 1859 ausbrechenden Krieges ihn nöthigten, über Triest und Wien der Heimath wieder zuzueilen.

Seitdem sollte der König seinen alten Lieblingssitz Sanssouci nicht mehr verlassen: unter der hingebenden Pflege und in der steten innigen Gemeinschaft der Königin Elisabeth weilte er dort, bis ihn Gott nach zwei schweren Jahren abrief.

Der Seelsorger, welcher dem Königspaare während jener letzten Prüfungsjahre besonders nahe stand, hat von dem Seelenzustande des Königs in seiner Krankheit denkwürdige Mittheilungen gemacht, aus welchen klar hervorleuchtet, wie in jenen Tagen des Dunkels dennoch des Königs verborgenes Leben in Gott sich vor Allem deutlich und gewiß bezeugte.

Als der König nach dem ersten schweren Anfalle seiner Krankheit, so berichtet jener Zeuge, aus langem bewußtlosen Zustande erwachte, wurde sein wiederkehrendes Bewußtsein an dem Ausrufe bemerkbar: „Gott, erbarme dich meiner!" An dieses Gebet knüpfte sich die erste Hoffnung seines weiteren Erwachens. Zunächst lag er jedoch meistens in tiefem Schlummer und nur in einzelnen Momenten trat ein Erwachen ein.

In einem dieser Momente hatte die Königin, die unausgesetzt an seinem Lager weilte, den Muth, ihm den Anfang des 116. Psalms laut vorzulesen in den Worten: „Das ist mir lieb, daß der Herr meine Stimme und mein Flehen höret. Stricke des Todes hatten mich umfangen und Angst der Hölle hatte mich betroffen, ich kam in Jammer und Noth; aber ich rief an den Namen des Herrn: o Herr, errette meine Seele!" Der König richtete sich auf und hörte aufmerksam zu. Als sie dann fortfuhr: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes; denn du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, meinen Fuß vom Gleiten, mein Auge von den Thränen!" — da sagte er: „Es ist genug, ich habe verstanden, ich danke dir." Von nun an las ihm die Königin täglich kurze Gebete aus den Psalmen vor, solche, die, wie sie wußte, der König auch früher vorzugsweise geliebt hatte.

Seine körperlichen Kräfte nahmen täglich zu: nach seiner äußeren Erscheinung war er wieder gesund; was ihm fehlte, das war der richtige Ausdruck seiner Gedanken. Er freute sich, seine alten Diener und Freunde wieder

zu sehen, und beklagte, daß er ihnen nicht ganz ausdrücken könne, was seine Seele bewege. Die Königin verstand ihn am besten und wenn er sie als Dolmetscherin seiner Gedanken zur Seite hatte, war er beruhigt und zufrieden.

Anfangs war der Glaube, die Hoffnung, das Gebet des Königs auf Genesung, auf völlige Genesung gerichtet. Sein von Gott ihm anvertrautes Amt, seine Regierung, sein Haus, sein Volk, die Ausführung so vieler großartiger Gedanken für Staat und Kirche, die seine Seele bewegt hatten, und die ihm bei fortschreitender Besserung wieder zum Bewußtsein kamen, ließen ihn voll unruhiger Sehnsucht auf Genesung hoffen. Er hielt sich daran, daß Gott Gebete erhört, daß wir einen Gott haben, der hilft und der vom Tode errettet.

Auch in der letzten, dunkelsten Zeit des schweren Leidens des Königs, wo ein Theil seiner Glieder gelähmt wurde und die Sprache mehr und mehr zu versagen schien, war sein geistiges Leben in Glauben, Hoffnung und Liebe noch unverkennbar. Wer den stillen sonntäglichen Gottesdiensten in Sanssouci beiwohnte, der wurde ergriffen von der regen Theilnahme des Königs, wie er, so lange das Wort und die freie Bewegung der Glieder ihm noch einigermaßen zu Gebote stand, jeden Theil des Gottesdienstes mit Zeichen seines Verständnisses begleitete. Bei dem Sündenbekenntnisse legte er mit tiefer Bewegung die Hand auf seine Brust, bei der Absolution sprach er sein: Amen, — bei den Perikopen und bei der kurzen Verkündigung des göttlichen Wortes unterbrach er sehr häufig den Vortrag mit den Worten: Herrlich! herrlich!

Als der Geistliche im letzten Leidensjahre einst mit dem Könige ausdrücklich darüber redete, daß die Hoffnung seiner Genesung doch wohl in einem anderen und höheren Sinne erfüllt werden möchte, da war es deutlich, daß er selbst auf irdische Genesung nicht mehr hoffte und daß der Gedanke an den Tod schon längst seine Seele bewegt hatte. Er ließ sich besonders gern zur Friedenskirche fahren und an dem Punkte der Kirche halten, wo er, wie sich später ergab, sein und der Königin Begräbniß bestimmt hatte, und wenn er auf seinem Rollstuhle die Terrasse in Sanssouci auf- und abfuhr, verweilte er am liebsten an einer verborgenen Stelle derselben, wo nur die Friedenskirche sich dem Blicke darbietet. Hier war er still, ruhig, in sich versunken, kümmerte sich um seine Begleitung nicht, während er sonst beim Umherfahren es gern hatte, wenn man mit ihm sprach und ihm erzählte.

Was von seinem inneren Leben bis zur Todesstunde am hellsten hervortrat auf dem dunkeln Grunde seines Leidens, das war seine Liebe. Wenn schon in gesunden Tagen von Feindschaft, Bitterkeit und Kälte selbst bei den größten Kränkungen nichts zu erkennen war, so konnte davon auf seinem Krankenlager nicht die Rede sein. Vor Allem gedachte er in Liebe seines Volkes. Mein Volk, ach mein Volk, rief er oft mit Inbrunst aus. Es war ihm eine Erquickung, wenn er hörte, daß sein Volk für ihn bete.

Er bewies seine Liebe oft auf die rührendste Weise gegen den engeren Kreis seiner Angehörigen. Gegen die jüngeren Glieder seines Hauses war er besonders zärtlich und herzlich. Auch seiner Dienerschaft, die ihm in wahr-

haftiger Treue ergeben war, machte seine unverkennbare Liebe den oft schweren Dienst leichter.

Das Verhältniß des Königs zur Königin, welches von jeher die allgemeinste Verehrung eingeflößt hatte, zeigte sich während der Leidenszeit vollends in seiner tiefen Innigkeit. Wenn der König traurig war in seiner Krankheit, die Königin wußte ihn am gewissesten aufzuheitern. Wenn die Königin noch ferne war und Niemand ihre Nähe erkannte, hatte das Ohr des Königs sie schon erkannt und vernahm schon im dritten Zimmer das Rauschen ihres Kleides und horchte, bis sie kam. Wenn Einer ein Wort aus seinem Munde hervorlocken konnte, so war sie es. In der letzten Zeit, als die Zunge des Königs schon wie gebunden war, vor einer seiner letzten Ausfahrten hatte er mehrere Stunden theilnahmlos dagesessen, und die Königin war im Begriff, vorauszufahren. Noch einmal ging sie zum Könige, um von ihm Abschied zu nehmen. „Hast Du denn kein Wort, kein Zeichen für mich?" fragte sie ihn bewegt. Er antwortete nicht, wiewohl er eben so bewegt schien. Auf wiederholte Fragen keine Antwort. Schon will die Königin betrübt sich wegwenden. Da war es, als ob er alle seine Kräfte noch einmal zusammennähme, die Muskeln seines Gesichtes bewegten sich, er erhob sich vom Stuhle und laut und voll und deutlich rief er: „Meine theure, heißgeliebte Frau!" Es war fast sein letztes deutlich und voll ausgesprochenes Wort.

Des Königs Tod (2. Januar 1861). Drei Jahre hatte der König den Eindrücken des mit wiederholten kleinen Schlaganfällen verbundenen Gehirnleidens widerstanden: in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen waren Gehirnreizungen eingetreten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten der zerstörenden Krankheit anzeigten und jedesmal eine neue bleibende Störung der Empfindung, Bewegung und des Gedächtnisses zurückließen.

Im Dezember 1860 trat eine noch größere Abspannung und Schwäche hervor und der König nahm auffallend weniger Antheil an der Umgebung. Am heiligen Abende des Weihnachtsfestes stellte sich Erbrechen ein, das sich in der Nacht und am folgenden Tage wiederholte; dann folgte ein schlummersüchtiger Zustand, aus welchem der König nicht wieder erwachen sollte. Am Sylvesterabende gesellten sich die Zeichen beginnender Lungenlähmung hinzu.

Am 2. Januar 1861 früh um 12 Uhr 40 Minuten entschlief Friedrich Wilhelm IV. sanft und still in völliger Bewußtlosigkeit und ohne Todeskampf, umgeben von der Königin, die seit drei Tagen von seinem Sterbebette nicht gewichen war und unter heißen Thränen den Schweiß von seinem Angesichte wischte, von den Gliedern der Königlichen Familie, die den Sterbenden in Schmerz und Liebe umstanden, und von seinen weinenden Dienern. Als der Augenblick des Todes herannahte, fielen Alle auf die Kniee und beteten das Sterbelied: „Wenn ich denn nun soll scheiden rc." Als der König den letzten Athemzug that, war es, als wenn sein Angesicht sich verklärte.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte schon mehrere Jahre zuvor folgende Anordnungen im Hinblicke auf seinen Tod eigenhändig niedergeschrieben:

„Wie ich bestattet sein will."

† † †

„Wenn Gott der Herr es gibt, daß ich meine irdische Laufbahn ruhig in der Heimath endige und wenn, um was ich Ihn auf Knieen und mit Inbrunst

anflehe, die Königin meine heiß und ewig geliebte Elise mich überlebt, so soll ihr dies Blatt gleich nach meinem Ableben übergeben werden. Was sie irgend daran ändert, soll befolgt werden, als stände es hier geschrieben. Ihr Befehl soll mein Befehl sein. Doch will ich einst an ihrer Seite ruhen im selben Grabe so nahe als möglich. — Sobald mein Tod durch die Aerzte bescheinigt ist, will ich, daß man meinen Leib wasche und öffne. Mein Herz soll in ein verhältnißmäßig großes Herz aus märkischem Granite gelegt und im Eingange der Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg (folglich zu den Füßen meiner königlichen Eltern) in den Fußboden eingemauert und von ihm bedeckt werden. Meine Ruhestätte soll die Friedenskirche sein und zwar vor den Stufen, die zum heiligen Tische führen, zwischen dem Marmorpulte und dem Anfange der Sitzplätze, zur Linken (vom Altare zur Rechten) der Mittellinie des Kirchschiffes, so daß einst die Königin zu meiner Rechten ruht. Der bezeichnete Raum in ganzer Breite von unserem Kirchstuhle bis zum gegenüber gelegenen, so wie der Streifen von da an, zwischen den Sitzplätzen der Gemeine bis an die Säulen des Orgelchors, soll (aus meinen hinterlassenen Mitteln) einfach aber harmonirend mit dem Boden um den heiligen Tisch — in Marmor — neu gepflastert werden. Grade über meiner Ruhestätte, flach ohne Erhöhung über das Pflaster der Kirche, soll ein Oblongum in weißem Marmor (ähnlich den beiden Platten im Mausoleum zu Charlottenburg) angebracht werden, auf welchem in Metall oben das Monogramm Christi *A* ☧ *Ω* — dann die Inschrift stehen soll:

Hier ruhet in Gott seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichtes, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi unseres Allerheiligsten Erlösers und Einigen Lebens: weiland — — —

Bei meiner Bestattung soll es gerade gehalten werden wie bei der des hochseligen Königs, meines unvergeßlichen Vaters; und zwar im Dome zu Berlin, wenn ich in der Berliner Gegend sterbe, aber wenn ich in der Potsdamer Gegend sterbe: in der Friedenskirche unter Sanssouci. — Sobald mein Lebensende ärztlich constatirt sein wird, sollen 150 Thlr. Gold an die Armen des Domes gesendet werden, wie ich solches nach meiner jedesmaligen Theilnahme am hochheiligen Sacramente des Nachtmahles pflege. Eine gleiche Summe wird sodann an die anderen Kirchen (für ihre Armen) übermacht, wo ich communicirt habe, nämlich an die Friedenskirche, an die Erdmannsdorfer Kirche, an die Stadtkirche zu Spandau, an die ev. Dorfkirche zu Fischbach und an die Armen der Kirche de l'oration zu Paris."

Die feierliche Ausstellung der sterblichen Hülle des Königs fand am 5. Januar im Schlosse Sanssouci, die Beisetzung am 7. Januar statt. Der Trauerzug bewegte sich von Sanssouci nach Potsdam. Hinter dem Reichspanier, das dem Königlichen Leichenwagen folgte, schritt tief bewegt der Bruder und Nachfolger des Königs, nach ihm die übrigen Mitglieder der Königlichen Familie.

In der Friedenskirche wurde der Sarg nach der Bestimmung des Königs beigesetzt.

Der Trauergottesdienst für den hochseligen Fürsten fand im ganzen Lande am 17. Februar statt; die Gedächtnißrede wurde über den Text

Matth. 10, 32 gehalten: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater."

Friedrich Wilhelm IV. hatte, wie eine treffliche Charakteristik desselben sagt, von seinem Vater den Ernst, die hohenzollernsche Pflichtstrenge und das königliche Bewußtsein, von seiner Mutter den erhabenen begeisterten Aufschwung der Seele. Reinheit, Hoheit und ein Zug nach dem Idealen, das war der Stempel seiner Natur. Ein selten ausgedehntes Wissen, eine Bildung in Politik, Geschichte, Philosophie, Theologie und Kunst, mit der er auf der Höhe der Zeit stand, waren bei ihm getragen von dem Borne der Ursprünglichkeit und Genialität. Dabei hatte er ein Herz voll Wohlwollen und Milde gegen die Menschen, einen tiefen Sinn für Gerechtigkeit, eine Duldung und Werthschätzung für abweichende Ansicht, selbst für Widersetzung gegen seine Lieblingspläne, wenn sie nur aus sittlichem Grunde kam. Dazu ein fürstlicher Anstand verbunden mit Leutseligkeit und einer beschämenden Bescheidenheit, ein treffender Humor, ein reges Allem offenes Interesse, eine tiefe Freudigkeit an dem sittlich geistigen Genusse des Lebens. Das Innerste seiner Seele aber war sein Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes und Heiland der Welt, und das war in ihm, bei aller Fülle des Geistes und der Bildung, ein einfacher, kindlicher, demüthiger Glaube. Diesen Glauben hat er bewahrt und bekannt in dem Kämmerlein und auf dem Throne, in guten und in den schlimmsten Tagen, auch durch seine letzte schwere Trübsal. Dieser Glaube erhöhete und verklärte seine natürliche Innigkeit und Treue in dem Bande zur königlichen Gemahlin und zum königlichen Hause, in dem Bande zu Volk und Vaterland, — von diesem Glauben empfing er auch Ziel und Aufgabe für seinen königlichen Beruf.

Von der Höhe seines Thrones herab hat er vor seinem Volke und vor allen Völkern der Erde bezeugt: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Er hat eine Kaiserkrone ausgeschlagen, weil Recht und Gerechtigkeit ihm höher stand als Glanz und Hoheit. Er hat das Recht seiner deutschen Mitfürsten geschützt und der Undank und die Verkennung, die er darüber erfuhr, hat ihm wohl wehe gethan, aber ihn nicht erbittert. Nicht leicht ist ein Fürst durch so viel herzzerreißende Erfahrungen, durch so viel niederbeugende Schickungen gegangen; aber unter allen persönlichen Schmerzen, unter allen bitteren Erfahrungen, die gerade seinem Herzen voll Liebe am wehesten thun mußten, ließ er keinen Haß, keinen Argwohn, kein Mißtrauen in sich aufkommen, keine Entfremdung, in der er sich von seinem Volke zurückgezogen hätte. Sein Volk, das von Gott ihm anvertraute Volk blieb seine Sorge, der Gegenstand seiner Gedanken und Gebete. Die Wunden, die seinem Herzen geschlagen, er hatte sie bald vergeben, und wenn er ihrer gedachte, geschah es ohne Bitterkeit. Er hatte das Leid im Glauben siegreich überwunden: gedemüthigt unter Gottes Hand, aber nicht entmuthigt, widmete er sich unausgesetzt mit ernster und freudiger Hingebung den Arbeiten seines hohen Berufs, und nach und nach wurden seine hohen Gedanken, seine edeln Absichten und Gesinnungen immer allgemeiner anerkannt, sein Glaube, seine Treue, seine Liebe in immer weiteren Kreisen verstanden und geehrt.

Sein Nachfolger König Wilhelm sagte von ihm in einem bei seiner Thronbesteigung veröffentlichten Erlaß:

„Niemals hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Der Geist, in welchem Unseres Hochseligen Vaters Majestät nach den Jahren des Unheils sein Volk wieder aufrichtete und zu den Kämpfen stählte, an welchen Mein verklärter Bruder hochherzig Theil nahm, war König Friedrich Wilhelm dem Vierten ein heiliges Erbtheil, welches Er treu zu pflegen wußte. Ueberall gewährte Er edeln Kräften Anregung und förderte deren Entfaltung. Mit freier Königlicher Hand gab er dem Lande Institutionen, in deren Ausbau sich die Hoffnungen desselben erfüllen sollten. Mit treuem Eifer war Er bemüht, dem gesammten deutschen Vaterlande höhere Ehre und festere Einigung zu gewinnen. Als eine unheilvolle Bewegung der Geister alle Grundlagen des Rechts erschüttert hatte, wußte Meines in Gott ruhenden Bruders Majestät die Verwirrung zu enden, durch eine neue politische Schöpfung die unterbrochene Entwickelung herzustellen und ihrem Fortgange feste Bahnen anzuweisen."

„Dem Könige, der so Großes zu begründen wußte, dessen unvergeßliches Wort: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" auch Meine Seele erfüllt, gebührt ein hervorragender Platz in der Reihe der Monarchen, welchen Preußen seine Größe verdankt, welche es zum Träger des deutschen Geistes machten."

Wilhelm I.

Regent 1858—1861, König seit 1861.

56. Bis zur Uebernahme der Regentschaft.

Die Jugendzeit. Wilhelm, der Nachfolger seines kinderlosen Bruders Friedrich Wilhelm IV., ist am 22. März 1797 im damaligen kronprinzlichen Palais zu Berlin (im jetzigen Palais seines Sohnes, des Kronprinzen) geboren, der zweite Sohn Friedrich Wilhelm's III., welcher wenige Monate darauf den Thron bestieg. In der Taufe (am 3. April) erhielt er die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig, nach dem zweiten dieser Namen wurde er bis zum Jahre 1840 stets Prinz Wilhelm genannt („der junge Prinz Wilhelm" zum Unterschied vom „alten Prinz Wilhelm," dem Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.). In Gemeinschaft mit dem nur anderthalb Jahre älteren Kronprinzen verlebte er seine Jugendzeit unter der liebevollen Pflege und Obhut der Königin Luise: seine schwächliche Körperbeschaffenheit flößte derselben manche schwere Besorgniß ein, erst im Jünglingsalter entwickelte er sich zu größerer Kraft, die dann zu überraschender Rüstigkeit fortschritt. Wie der Kronprinz, so wuchs auch Prinz Wilhelm unter dem segensreichen Einfluß jener edelsten Fürstin auf, welche auch in ihm die Keime schlichter Frömmigkeit, sittlicher Tüchtigkeit, ächten Wohlwollens und herzlicher Menschenliebe zu wecken und zu pflegen suchte. Mit richtigem klaren Blick erkannte die Fürstin schon früh das Wesen des Prinzen, von dem sie in jenem mehrfach erwähnten herrlichen Briefe an ihren Vater schrieb: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig." Selten hat sich eine Charakteristik aus erster Jugendzeit so bewährt, wie diese.

Der Erzieher des Kronprinzen, Delbrück, leitete zuerst auch die Ausbildung des Prinzen Wilhelm, nach demselben seit 1809 ein Professor Reimann. Während des Aufenthalts in Königsberg wurde der Major von Pirch zum militärischen Gouverneur der beiden ältesten Prinzen ernannt, seit 1810 aber erhielt Prinz Wilhelm den Unterricht des damaligen Cadettenlehrers (späteren Generals) von Reiche, welcher ihm schnelles Auffassen und einen praktischen Verstand, große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter nachrühmte. „Es lag in ihm," schrieb Reiche später, „der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch im vollen Maße geworden ist." Es wird ferner berichtet, daß der Prinz sich vielfach mit den Schriften Friedrich's des Großen,

namentlich der „Geschichte meiner Zeit" und der „Geschichte des siebenjährigen Krieges" beschäftigt habe.

Die Eindrücke der schweren, trüben Zeit, deren Bedeutung für des Kronprinzen geistige Entwickelung oben angedeutet worden ist, wirkten unzweifelhaft nicht minder ernst und tief auf Prinz Wilhelm. Als die große Wendung der vaterländischen Geschicke nach der russischen Katastrophe von 1812 eintrat, soll der Prinz zuerst in sehr gedrückter Stimmung gewesen sein, der Major von Pirch aber belebte seine Hoffnungen, und bald theilte er die Begeisterung, von welcher das ganze preußische Volk ergriffen war. Im Januar 1813 folgte er dem Könige nach Breslau, wo die kräftigsten und thätigsten Beförderer der nationalen Wiederbelebung vereinigt waren.

Als dann gegen Ende März 1813 die kriegerische Bewegung begann, wäre Prinz Wilhelm gern mit dem Kronprinzen zur Armee abgegangen. Seine militärische Laufbahn hatte hergebrachter Maßen früh begonnen: schon am Neujahrstage 1807 hatte ihn der König zum Offizier ernannt und ihm eine Uniform gegeben, den ersten Dienst hatte er am 3. October 1807 zugleich mit dem Kronprinzen in Memel bei der neu formirten Garde zu Fuß gethan, bei deren Leibcompagnie er am 24. December 1807 Secondelieutenant wurde. Nach der Rückkehr des Hofes nach Berlin stand er bei dem in dieser Hauptstadt verbleibenden Bataillon seines Regiments. Als nun dasselbe ins Feld zog, wünschte der Prinz lebhaft, sofort an der Campagne Theil zu nehmen, sein königlicher Vater aber versagte es ihm, weil sein Körperzustand nach der Meinung aller Nahestehenden den Anstrengungen eines Feldzugs noch nicht gewachsen war. Erst nach der Schlacht bei Leipzig erfreute ihn der König bei einem Besuche in Breslau mit der Nachricht, daß er ihn mit in's Feld nehmen wolle, indem er ihm zugleich das Patent als Capitän überbrachte.

Im November 1813 ging denn der Prinz mit dem Könige zur Armee; bald darauf finden wir ihn im York'schen Corps vor Mainz, am 1. Januar 1814 ging er mit dem Könige bei Mannheim über den Rhein, und begleitete denselben ununterbrochen bis zum Einzug in Paris und bis zur Rückkehr nach Berlin. Der damalige Oberst, spätere General von Natzmer gab ihm über alle Operationen näheren Aufschluß. Der Prinz wohnte mit dem Könige der siegreichen Schlacht bei La Rothière bei. Die ersten rühmlichen Erinnerungen für seine Person knüpfen sich an die Schlacht bei Bar sur Aube (27. Febr.), während welcher er mitten in heftigem Gewehrfeuer die Aufträge seines Vaters mit großer Unerschrockenheit ausführte, wofür ihm das eiserne Kreuz und der russische St. Georgenorden verliehen wurden. Auch der Schlacht vor Paris wohnte der Prinz bei, und am 31. März 1814 war er beim Einzug in Paris an des Königs Seite. Nachdem er diesen sodann auch bei dem Besuch in London und auf einer Reise nach Neufchatel begleitet hatte, kehrte er nach Berlin zurück. Hier nahm er unter der Leitung des Oberst von Brause die unterbrochenen Studien wieder auf und bereitete sich bei dem Oberhofprediger Ehrenberg zu der wegen des Feldzugs aufgeschobenen Confirmation vor.

Am 8. Juni 1815 fand die Einsegnung in der Kapelle in Charlottenburg in feierlicher Weise statt; das von dem jungen Prinzen damals abgelegte „Glaubensbekenntniß" athmet den Geist ernster, demüthiger Gottes-

furcht, sowie eines klaren und tiefen Bewußtseins der fürstlichen Stellung und ihrer Pflichten. „Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat," heißt es darin, „daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demuth, und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor Andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höheren Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern. — Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist, und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für Andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die Andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden. Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten, und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen. — Bei allem Guten, welches mir zu Theil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige. Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm Alles anheim stellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag." — —

Inzwischen war in Folge der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba der Krieg von Neuem ausgebrochen, und Prinz Wilhelm ging bald nach seiner Einsegnung wieder zur Armee. Schon unterwegs erhielt er die Nachricht von dem Siege bei Belle-Alliance; er begleitete dann die Armee auf dem weiteren Zuge nach Paris, wo er am 13. Juli 1815 eintraf. Nach dreimonatlichem Aufenthalte daselbst kehrte er im October nach Potsdam und Berlin zurück.

Prinz Wilhelm in der Friedenszeit bis 1840. Während des letzten Aufenthaltes in Paris war Prinz Wilhelm von einer Brustfellentzündung heimgesucht worden, die jedoch einen raschen und glücklichen Verlauf hatte: es war dies der letzte Anfall seiner vormaligen Kränklichkeit, seitdem erfreute er sich der kräftigsten Rüstigkeit und konnte sich allen Anstrengungen des militärischen Lebens hingeben. In der Pflege der militärischen Traditionen des preußischen Staats und in deren Fortentwickelung fand er seitdem vorzugsweise seinen prinzlichen Beruf, sein ganzes Sein wurzelte in der lebendigen Theilnahme an Allem, was die Kriegstüchtigkeit Preußens und dadurch seine Stellung unter den Großmächten fördern konnte; sowohl unter der Regierung

seines Vaters, wie nachher unter der seines Bruders galt er mit Recht als die Seele des preußischen Militärwesens. Unter fortwährender thätiger Betheiligung an allen Zweigen des Dienstes stieg er rasch zu den höchsten Commandos auf. Ueberall griff er selbstthätig ein, und die Armee blickte mit freudigem Stolz auf ihn als ein Muster militärischer Tüchtigkeit. Auch König Friedrich Wilhelm III. erkannte die Leistungen des Prinzen gern an: als er selbst mit dem Kronprinzen im Jahre 1818 eine Reise nach Rußland machte, übertrug er vertrauensvoll dem Prinzen Wilhelm die obere Leitung aller militärischen Angelegenheiten des Staats. Im folgenden Jahre gab er ihm Sitz und Stimme im Kriegsministerium und hierdurch Gelegenheit, sich auch in den militärischen Verwaltungs- und Organisations-Angelegenheiten eben so gründliche Erfahrungen zu sammeln, wie er sie im praktischen Dienst bereits erworben hatte. Seitdem fanden alle wichtigeren militärischen Berathungen unter seiner Betheiligung und bald auch unter seiner Leitung statt. Außerdem erhielt er durch besondere Commandos und Inspectionsaufträge neue Gelegenheit, die gesammten Armeeverhältnisse nach allen Seiten aus persönlicher Anschauung genau kennen zu lernen.

Durch die enge Familienverbindung, welche die Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Sohne Kaiser Alexanders von Rußland, mit dem Großfürsten, späteren Kaiser Nicolaus, zwischen dem preußischen und dem russischen Hofe herbeigeführt hatte, wurde namentlich Prinz Wilhelm in den regsten Verkehr mit Petersburg und mit den russischen Militärverhältnissen gezogen. Ihm war schon bei der Vermählung der Auftrag geworden, die erlauchte Schwester nach Petersburg zu geleiten und das preußische Königshaus bei den dortigen Feierlichkeiten zu vertreten: mit großen Ehren dort aufgenommen, benutzte er die Gelegenheit, in Petersburg, wie in Moskau, wo eine große Truppenzusammenziehung stattfand, das russische Militärwesen näher kennen zu lernen. Seine persönlichen Beziehungen zum russischen Hofe wurden seitdem sehr rege und innig und veranlaßten in den nächsten Jahren öfter erneuerte Besuche in Rußland; wiederholt nahm er auch an größeren russischen Truppenübungen Theil.

Außer den mehrfachen Besuchen des Prinzen in Rußland ist die Reise zu erwähnen, welche er in Begleitung des Königs und seines Bruders Karl im Jahre 1822 in Italien machte und welche ihn über Rom bis Neapel, Pompeji u. s. w. führte.

Des Prinzen Gemahlin und Kinder. Die Vermählung des Prinzen Karl von Preußen mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar führte auch den älteren Bruder Prinz Wilhelm im Jahre 1827 an den weimarischen Hof, wo alsbald die Schwester der Braut, die Prinzessin Augusta, seine Blicke fesselte. Ein bekannter Staatsmann schrieb damals an den Freiherrn von Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen; dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Auguste schien ihn sehr anzuziehen und die Berliner träumen schon von einer zweiten Verbindung." Von dieser Fürstin sagt Wilhelm von Humboldt in einem gleichzeitigen Brief, nachdem er die Vorzüge der Prinzessin Marie geschildert: „Die Schwester, die Prinzessin Auguste, soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit ent-

gangenen Jugend noch einen festeren und selbstständigeren Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre ganze Gestalt wird sich gewiß in einigen Jahren noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln."

Die „Träume" der Berliner „von einer zweiten Verbindung" sollten in Erfüllung gehen. Nachdem im Mai 1827 die Vermählung der Prinzessin Marie mit Prinz Karl von Preußen stattgefunden hatte, wurde im October 1828 die Verlobung der damals siebzehnjährigen Prinzessin Marie Luise Augusta Katharina von Sachsen-Weimar mit dem Prinzen Wilhelm gefeiert. Im Juni 1829 holte derselbe seine Braut von Weimar ein; am 10. Juni hielt sie von Charlottenburg aus ihren feierlichen Einzug in Berlin, am 11. Juni fand in Gegenwart des russischen Kaiserpaares die Vermählung statt, welcher eine Reihe großer Festlichkeiten folgte.

Am 18. October 1831 wurde dem Prinzen Wilhelm ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl erhielt; am 3. December 1838 eine Tochter, Luise.

Der Prinz von Preußen bis 1848. Als Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 den Thron bestiegen hatte, erließ er, da er selbst keine Kinder hatte, die Bestimmung, daß sein Bruder Prinz Wilhelm, als muthmaßlicher Thronerbe, den Titel Prinz von Preußen führen solle. Ferner übertrug er demselben die bisher von ihm selbst, als Kronprinzen, innegehabte Statthalterschaft von Pommern.

Der Prinz von Preußen widmete sich auch unter der Regierung seines Bruders mit unermüdlichem Eifer allen Zweigen des militärischen Lebens: Friedrich Wilhelm IV. räumte ihm willig einen großen Einfluß auf alle Berathungen und Entscheidungen über Armeeangelegenheiten ein und fast noch allseitiger, als vorher, sehen wir ihn fortwährend in allen Landestheilen bei Truppenübungen, militärischen Versuchen und dergleichen thätig.

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 zur Taufe des Prinzen von Wales nach England reiste, übertrug er dem Prinzen von Preußen die Leitung aller Regierungsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit. Im Jahre 1844 begab sich auch der Prinz zu einem Besuche an den Hof der Königin Victoria, mit welchem er später in enge verwandtschaftliche Beziehungen treten sollte. Auch mit dem russischen Hofe blieb er in der früheren nahen Verbindung.

Als Friedrich Wilhelm IV. im Frühjahr 1847 den „Vereinigten Landtag" um seinen Thron versammelte, trat der Prinz von Preußen als erster Prinz des königlichen Hauses in die „Herren-Kurie" ein und wohnte den Sitzungen derselben eifrig bei. Hier und da nahm er auch persönlich an den Verhandlungen Theil: seine Aeußerungen zeigten durchweg von einem schlichten, graden Sinn, von ernster, edler Denkungsart, von Festigkeit und Offenheit. Er trat in den Kämpfen, welche in Bezug auf die Verfassungsentwickelung damals entbrannten, mit Entschiedenheit für das königliche Patent in die Schranken. Es war dem Werke des Königs der Vorwurf gemacht worden, daß dasselbe auf Mißtrauen gegen das Volk beruhe. Dagegen erhob sich der Prinz in einer Sitzung der vereinigten Kurie: „Vermöge meiner Geburt," sagte er, „bin ich der erste Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens

des Königs sein erster Rathgeber. Als solcher gebe ich die heilige Versicherung in meinem und der übrigen Rathgeber Namen, daß kein Mißtrauen einen von uns beschlichen hat, als diese Verordnungen berathen worden sind. Aber eine Voraussicht haben wir gehabt, daß die Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten. Das ist der Grundsatz, nach welchem ich an diesem Werke Theil genommen habe." —

Als im Frühjahr 1848 die europäischen Verhältnisse durch die Revolution in Frankreich erschüttert wurden, glaubte König Friedrich Wilhelm IV. seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, die wichtige Stellung als Wächter des Rheins übertragen zu müssen und ernannte ihn am 10. März zum General-Gouverneur der Rheinprovinz und Westphalens. Bevor er jedoch nach dem Rhein abgehen konnte, traten die Scenen des Aufruhrs und des Kampfes vom 18. zum 19. März ein. Während derselben befand sich der Prinz, wie seine Stellung es mit sich brachte, in der unmittelbaren Nähe des Königs und nahm als erstes Mitglied des Staatsministeriums an allen Berathungen Theil, wogegen er ein militärisches Commando nicht führte.

Die Märzereignisse und des Prinzen von Preußen Aufenthalt in England. Als am 19. März durch die Entfernung der Truppen die Volksherrschaft für eine Zeit lang freien Spielraum gewann und die demokratischen Führer den Unwillen des bethörten großen Haufens namentlich gegen die Armee, die feste und treue Stütze des Thrones, zu richten suchten, gelang es ihnen auch, den Prinzen von Preußen, der mit Recht als eifriger Freund und Beförderer militärischen Wesens allgemein bekannt war, bei den aufgeregten Massen zu verdächtigen. Die freventlichen Absichten Einzelner verirrten sich so weit, daß des Prinzen Palais in Brand gesteckt werden sollte; doch wußten patriotische Männer die verführten Volkshaufen im entscheidenden Augenblick noch zu beschwichtigen.

Der Prinz hatte am 19. März Berlin verlassen. Da in den folgenden Tagen die Hauptstadt durch Gerüchte über die Rückkehr desselben an der Spitze einer großen Heeresabtheilung aufs Neue erregt wurde, beschloß der König, auf den Antrag seiner Minister, zur Beseitigung solcher Vorspiegelungen, seinen Bruder auf kurze Zeit eine Reise ins Ausland antreten zu lassen und sandte ihn mit Aufträgen an die Königin von England. Am 27. März traf derselbe in London ein und wurde am englischen Hofe mit hoher Auszeichnung empfangen: die berühmtesten Männer des Landes, der Herzog von Wellington u. A., brachten ihm ihre Huldigungen dar. Zwei Monate lebte er in England und suchte sich in dieser Zeit mit den dortigen Einrichtungen, unter Anderem auch mit den Verhältnissen der Marine genau bekannt zu machen.

Bald nach der Entfernung des Prinzen aus dem preußischen Vaterlande war inzwischen manche Stimme treuer Patrioten laut geworden, welche den Wunsch nach seiner Rückkehr aussprach.

Als sodann die preußische Nationalversammlung zusammentreten sollte, um eine Verfassung mit dem Könige zu vereinbaren, hielt auch die Regierung es für unerläßlich, daß der Nächste zum Throne, der Prinz von Preußen, im Vaterlande anwesend sei, und der König berief deshalb im Mai 1848 seinen

Bruder von England zurück. Der Prinz reiste Ende Mai von London ab. In Wesel betrat er zuerst wieder den preußischen Boden und wurde daselbst festlich empfangen. In der Ansprache an die Behörden sagte er: „Es hat sich Vieles in unserm Vaterlande geändert. Der König hat es gewollt, des Königs Wille ist mir heilig; ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf."

Am Todestage des hochseligen Königs, seines Vaters, am 7. Juni traf der Prinz von Preußen wieder in Potsdam ein und begab sich alsbald mit der königlichen Familie zur Trauerfeier im Mausoleum zu Charlottenburg.

Der Prinz war im Wirsitzer Wahlkreise als Abgeordneter zur Nationalversammlung erwählt worden; er begab sich am 8. Juni in die Sitzung derselben, um auch da seine Uebereinstimmung mit dem vom Könige betretenen Wege auszusprechen. Er mahnte die Versammlung an ihren hohen Beruf und fügte hinzu: „Je heiliger dieser Beruf ist, desto heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Berathungen leiten. Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen liegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor Allem also die meinige, als des ersten Unterthanen des Königs." — —

Nur dieses eine Mal erschien der Prinz in der Volksvertretung, gleich darauf legte er sein Mandat nieder.

Der Feldzug in Baden (1849). Die ersten Zeiten nach seiner Rückkehr brachte der Prinz von Preußen auf seinem Schlosse Babelsberg ohne hervortretende Betheiligung an den öffentlichen Vorgängen zu; doch folgte er mit ernster, lebendiger Aufmerksamkeit der Entwickelung der vaterländischen Verhältnisse.

Durch die Ereignisse des Jahres 1849 wurde der Prinz von Neuem in volle, thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hineingezogen. Gegenüber den revolutionären Bewegungen, welche das Scheitern der Bestrebungen für eine deutsche Reichsverfassung in Süddeutschland hervorrief, sollte der Prinz sich zum ersten Male als Feldherr bewähren, indem der König ihm den Oberbefehl über sämmtliche zur Dämpfung des Aufruhrs entsandten preußischen Truppen übertrug. Im Juni begab er sich zunächst nach Mainz und von da zu den nach der baierschen Pfalz marschirenden Truppen, die ihn mit Jubel empfingen. Begleitet von seinem Neffen, dem kühnen Prinzen Friedrich Karl, leitete er mit raschem Erfolg alle Operationen zur Befreiung der Pfalz und rückte sodann bei Germersheim über den Rhein, um auch das Großherzogthum Baden der Gewalt des Aufruhrs zu entreißen. In einer Reihe von Gefechten bei Ubstadt, Durlach u. s. w. gab der prinzliche Oberfeldherr im heftigen Feuer durch freudigen Muth ein anfeuerndes Beispiel für seine ihm begeistert folgenden Truppen. Am 25. Juni zog der Prinz bereits in die badensche Hauptstadt Karlsruhe ein und wurde von den Bewohnern freudig aufgenommen, während die Führer der Aufständischen

sich in die Festung Rastadt begaben, wohin nach weiteren für sie unglücklichen Gefechten sich auch ein großer Theil des Insurgentenheeres zurückzog. Die nunmehr erfolgende Belagerung von Rastadt wurde theilweise vom Prinzen selbst geleitet: am 23. Juli ergab sich die Festung auf Gnade und Ungnade, und noch an demselben Tage rückten die Preußen in dieselbe ein.

Am 18. August kehrte der Großherzog von Baden in seine Hauptstadt zurück, geleitet von dem Prinzen von Preußen, dem er als dem Wiederhersteller und Begründer der Ordnung und des Gesetzes in Baden öffentlich Dank sagte.

Der Prinz behielt den Oberbefehl über die preußische Occupationsarmee in Baden; außerdem wurde ihm jetzt aufs Neue die Stellung eines Militärgouverneurs von Rheinland und Westphalen übertragen. Zunächst aber kehrte er nach Berlin und Potsdam zurück, wo er von seinem königlichen Bruder, wie von der Bevölkerung und namentlich von der Armee begeistert empfangen wurde.

Der König ehrte auf mannichfache Weise die kriegerischen Verdienste des Prinzen von Preußen; zur steten Erinnerung an den Feldzug in Pfalz und Baden ließ er im Park des Prinzen zu Babelsberg ein Monument aufstellen.

Des Prinzen von Preußen Thätigkeit bis zur stellvertretenden Regierung. In den Jahren seit 1850 hatte der Prinz von Preußen als Gouverneur von Westphalen und Rheinlanden seinen dauernden Aufenthalt größtentheils in Coblenz. Auch die Prinzessin, seine Gemahlin, folgte ihm dahin, und Coblenz wurde der Mittelpunkt eines lebendigen geistigen Verkehrs, durch welchen der prinzliche Hof daselbst wesentlich dazu beitrug, das patriotische Bewußtsein der verhältnißmäßig erst kurze Zeit zu Preußen gehörigen Rheinlande und deren Anhänglichkeit an das hohenzollernsche Fürstenhaus zu stärken und zu beleben.

Der Prinz selbst wurde freilich durch die Pflichten seiner Stellung und durch besondere Aufträge, die ihm zu Theil wurden, öfter von Coblenz abberufen. Namentlich waren es auch in dieser späteren Lebenszeit die militärischen Angelegenheiten, die seine Theilnahme in Berlin und anderwärts in Anspruch nahmen: im Auftrage des Königs hatte er wiederholt großen russischen Truppenübungen in Warschau beizuwohnen, im Jahre 1853 rief ihn die Inspection der österreichischen Bundestruppen nach Wien, außerdem wurde ihm der Vorsitz in mehrfachen Commissionen zur Berathung von Heeresreformen übertragen. Im Jahre 1854 ernannte ihn der König in Anerkennung seiner militärischen Verdienste zum General-Obrist der gesammten Infanterie. Das am Neujahrstage 1857 gefeierte funfzigjährige militärische Dienstjubiläum des Prinzen wurde die Veranlassung zu den ehrendsten Huldigungen, die ihm von der gesammten Armee und nicht minder aus allen sonstigen Schichten des Volkes dargebracht wurden.

Die letzten Jahre vor der Uebernahme der Regentschaft seitens des Prinzen von Preußen waren durch mehrere freudige Ereignisse für sein Haus bezeichnet, die zugleich allseitige Genugthuung im preußischen Volk erregten, vornehmlich die Vermählung seiner Kinder, der Prinzessin Luise und des Prinzen Friedrich Wilhelm. Von jeher war es bekannt, welche Sorgfalt

namentlich die hochbegabte Prinzessin von Preußen auf die Erziehung und Heranbildung ihrer Kinder verwandt hatte und wie diese Bemühungen durch treffliches Gedeihen derselben an edler Sinnes- und Gemüthsart, an ächter fürstlicher Würde und wahrhafter Liebenswürdigkeit belohnt worden waren. Desto herzlicher war die Theilnahme der ganzen Bevölkerung an den hoffnungsreichen Geschicken derselben. Die Prinzessin Luise vermählte sich in ihrem achtzehnten Lebensjahre (am 20. September 1856) mit dem Großherzog Friedrich von Baden.

Prinz Friedrich Wilhelm verlobte sich im Sommer 1857 mit der ältesten Tochter der Königin von England, mit Victoria, Prinzeß royal von England (geboren am 21. November 1840). Im Sommer 1856 hatte ein wiederholter Besuch des Prinzen und der Prinzessin von Preußen und ihrer beiden Kinder in London stattgefunden, und schon damals verlautete das Gerücht über die bevorstehende Verbindung des jungen prinzlichen Paares. Allgemeine freudige Zustimmung begrüßte die im nächsten Jahre stattfindende Verlobung, welcher am 25. Januar 1858 die Vermählung in London folgte. In England, wie in Preußen erregte das Ereigniß die herzlichste Theilnahme und Freude der Bevölkerung sowohl wegen der persönlichen Eigenschaften des jungen fürstlichen Paares, wie auch als ein Unterpfand inniger Beziehungen zwischen den beiden größten protestantischen Staaten. (Am 27. Januar 1859 ist dem jungen fürstlichen Paare, auf welchem Preußens Hoffnungen ruhen, ein Prinz geboren worden, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Victor Albert erhielt; sodann am 24. Juli 1860 eine Prinzessin Victoria Elisabeth Auguste Charlotte, am 14. August 1862 wieder ein Prinz Albert Wilhelm Heinrich, am 12. April 1866 eine Prinzessin Friederike Wilhelmine Amalie Victoria.)

57. Die Regentschaft 1858—1861*).

Die ersten Schritte des Regenten. Durch die Einsetzung der Regentschaft (im October 1858) war der Prinz von Preußen zum selbstständigen Leiter der Landesregierung berufen worden. Während er die vorhergehende „Stellvertretung" ausdrücklich nur nach den ihm bekannten Intentionen des Königs geführt hatte, war ihm jetzt nach dessen eigenen Worten und nach dem Sinne der Verfassung die königliche Gewalt „in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott nach bestem Wissen und Gewissen" übertragen. Der Prinz war mit dem Gange der Regierung in den letzten Jahren nicht in allen Beziehungen einverstanden gewesen: namentlich hatte er die Bestrebungen auf Wiederherstellung der alten ständischen Einrichtungen, sowie andererseits die strenge Handhabung der Regierungsgewalt, wie sie zunächst nach den revolutionären Bewegungen von 1848 allerdings nothwendig gewesen war, in der Art ihrer Ausführung nicht durchweg gebilligt. Als er nun die selbstständige Führung der Regierung antrat, berief er alsbald ein neues Ministerium, von dessen Mitgliedern er eine volle Uebereinstimmung mit seinen eigenen An-

*) Die stellvertretende Regierung und die Einsetzung der Regentschaft s. oben S. 478—480.

sichten über die Bedürfnisse des Landes voraussetzte. Der frühere Minister des Innern von Westphalen war bereits wegen Meinungsverschiedenheit über die Einsetzung der Regentschaft aus dem Amte geschieden, der Minister-Präsident von Manteuffel und die meisten übrigen Minister wurden bald darauf in Gnaden entlassen. An die Spitze des neuen Ministeriums berief der Regent (5. Novbr. 1858) den Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, welcher seit seiner freiwilligen Abtretung der Sigmaringenschen Lande im preußischen Militärdienste, zuletzt als General in Düsseldorf gelebt und zum Prinzen von Preußen schon lange in engen freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte.

Als der Regent das neue Ministerium zum ersten Male um sich versammelte, bezeichnete er in einer bedeutsamen Ansprache die Gesammtrichtung seiner Regierungsabsichten. Die Entlassung des vorigen Ministeriums und die Berufung von Männern, welche theilweise zu den entschiedenen Gegnern desselben gehört hatten, war vielfach als ein Anzeichen einer völlig veränderten Richtung der Regierung aufgefaßt worden, und es knüpften sich daran hier und da übertriebene Erwartungen in Bezug auf eine bevorstehende Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Dem Regenten war daran gelegen, dem gegenüber seine wirklichen Absichten klar anzudeuten und jenen unberechtigten Auffassungen von vorn herein entgegenzutreten. Dies geschah namentlich durch jene Ansprache an das Staatsministerium. Er hob zuvörderst hervor, daß er die Schwere des Augenblickes, in welchem er die ersten Räthe der Krone zum ersten Male um sich versammele, um so tiefer empfinde, weil ein unglückliches Verhängniß ihn in seine Stellung berufen habe. Die Pietät gegen seinen schwer heimgesuchten König und Herrn habe ihn lange schwanken lassen, wie Manches, das er unter dessen Regierung wahrgenommen, in eine bessere Bahn wieder überzuleiten sei, ohne seinen brüderlichen Gefühlen und der Liebe, Sorgfalt und Treue, mit welcher sein allergnädigster Herr die Regierung geführt, zu nahe zu treten.

Wenn er sich jetzt habe entschließen können, einen Wechsel in den Räthen der Krone eintreten zu lassen, so sei es geschehen, weil er bei allen von ihm erwählten Ministern dieselbe Ansicht getroffen, welche die seinige sei: daß nämlich von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein solle. Es solle nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeige. Von allen Berufenen werde anerkannt, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich sei, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, conservativen Grundlagen beruhe. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das sei das Geheimniß der Staatsweisheit, wobei man sich von allen Extremen fern halten müsse. Die Aufgabe werde in dieser Beziehung keine leichte sein, denn im öffentlichen Leben zeige sich seit Kurzem eine Bewegung, die, wenn sie theilweise erklärlich sei, doch andererseits bereits Spuren von absichtlich überspannten Ideen kund gäbe, denen durch ein eben so besonnenes, als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegen getreten werden müsse. Versprochenes müsse man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht Versprochenes müsse man nöthigen Falls muthig verhindern. Vor Allem sei vor der stereotypen

Phrase zu warnen, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierin müsse sich die Staatsweisheit zeigen. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz ausspreche, so sei ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen habe, und mit diesem habe man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen.

An diese allgemeineren Grundsätze knüpfte der Regent kurze Andeutungen über die Richtung der Verwaltung im Einzelnen. In den inneren Verhältnissen sei man seit 1848 von einem Extreme zum anderen geworfen worden: von einer Gemeindeordnung, die ganz unvorbereitet Selbstverwaltung einführen sollte, sei man zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden. Daran müsse die bessernde Hand angelegt werden, aber vorerst müsse man bestehen lassen, was eben erst wieder hergestellt sei, um nicht neue Unsicherheit und Unruhe zu erzeugen. Als eine der schwierigsten und zugleich zartesten Aufgaben der Regierung bezeichnete der Regent die kirchliche Zunächst müsse zwischen beiden christlichen Confessionen eine vollständige Parität herrschen. In der evangelischen Kirche kündigte er die Aufrechthaltung und Weiterbeförderung der Union unter aller billigen Berücksichtigung des confessionellen Standpunktes als seinen festen Willen und Entschluß an. In der Beurtheilung alles Kirchenwesens sei ins Auge zu fassen, daß die wahre Religiosität sich im ganzen Verhalten des Menschen zeige; von den höheren Ständen sei das Beispiel kirchlichen Sinnes zu geben. Der katholischen Kirche seien ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt, Uebergriffe über diese hinaus seien nicht zu dulden. Die Armee habe Preußens Größe geschaffen und dessen Wachsthum erkämpft; ihre Vernachlässigung habe eine Katastrophe über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden sei durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Aber eine vierzigjährige Erfahrung habe auch jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß Manches, was sich nicht bewährt habe, geändert werden müsse. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es würde ein schwer sich bestrafender politischer Fehler sein, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können. Endlich in Bezug auf die Stellung nach außen müsse Preußen mit allen Großmächten im freundschaftlichen Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Tractate zu binden. In Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungs-Elementen, wie der Zollverein es sei, der jedoch einer Reform bedürfe. Die Welt müsse wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit sei. Ein festes consequentes und wenn es sein müsse, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, müsse Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein zu erreichen nicht im Stande sei.

Dies sind im Wesentlichen die Grundsätze, nach welchen der Prinz-

Regent die Regierung zu führen entschlossen war. Das Land kam ihm dabei vertrauensvoll entgegen. Die bald nach Einsetzung der Regentschaft eintretenden Neuwahlen zum Abgeordnetenhause waren als ein Ausdruck dieses Vertrauens anzusehen.

Als der Regent im Januar 1859 die beiden Häuser des Landtags zum ersten Male wieder um sich versammelte, begann er seine Thronrede mit folgenden Worten:

„Die Stunde, in welcher ich Sie um den Thron vereinigt sehe und mit herzlichem Gruß willkommen heiße, erfüllt mich mit tiefem Ernste. Die Ausübung dieses königlichen Rechtes ruft noch lebhafter als sonst die schmerzvolle Erinnerung in mir wach an das schwere Leiden, von welchem nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse unser allergnädigster König und Herr noch fortdauernd heimgesucht ist. Mit mir sendet sein treues Volk innige Gebete zu dem Allmächtigen, daß Er in Seiner Gnade unsern König unter einem milderen Himmel stärken und genesen lassen möge."

„Meine Herren! In voller Anerkennung der hohen Bedeutung Ihres Berufes fordere ich Sie auf, durch ihre Einsicht und Hingebung meine Regierung auf dem Wege zu unterstützen, welchen ich im Hinblick auf Preußens Aufgabe, seine glorreiche Geschichte und die vaterländischen Traditionen betreten habe, und den ich unter Gottes Beistand mit Festigkeit in den von mir unverrückbar gezogenen Grenzen zu verfolgen entschlossen bin. Hierbei dem Könige die Rechte seiner Krone ungeschwächt zu erhalten, ist eine der Hauptaufgaben meiner Regentschaft." ....

Am Schlusse seiner Rede sagte der Regent:

„Als ich vor wenigen Monaten von dieser Stelle zum ersten Male als Regent zu den Vertretern des Vaterlandes sprach, forderte ich dieselben auf, mit mir die Fahne Preußens hoch zu tragen. Auf dieser Fahne steht:

„Königthum von Gottes Gnaden, Festhaltung an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht."

Wohlan! Meine Herren! Helfen Sie mir diese Fahne hochtragen. Wer ihr folgt, der folgt mir. Dann werden wir auf Preußens Gegenwart mit demselben Stolz, wie auf seine glorreiche Vergangenheit blicken können, und auf spätere Geschlechter den altpreußischen Geist vererben, welcher in dem, wenn auch mit Wehmuth gemischten, dennoch begeisterten einmüthigen Rufe seinen Ausdruck findet: Seine Majestät der König lebe hoch!"

Der Krieg in Italien. Die erste Zeit der Regentschaft war durch wichtige europäische Ereignisse bewegt. In Italien entbrannte ein heftiger Kampf, indem der König von Sardinien Victor Emmanuel im heimlichen Einverständniß mit dem Kaiser der Franzosen Napoleon III. es unternahm, die Lombardei der österreichischen Herrschaft zu entreißen und zugleich die Bevölkerung der übrigen italienischen Staaten zum Aufstand gegen ihre Fürsten zu treiben, um ein einiges Italien unter seiner Herrschaft herzustellen. Der Prinz-Regent von Preußen war schon beim Beginn der Verwickelung bereit, Oesterreich seine Unterstützung zu gewähren, besonders um den dro-

henden Ausbruch des Krieges zu verhüten, aber seine Absichten wurden dadurch vereitelt, daß Oesterreich selbst unerwartet zum Angriff schritt. Als jedoch Frankreich mit großer Truppenmacht dem König von Sardinien zu Hülfe geeilt war und Oesterreich nach schweren Niederlagen bereits aus der Lombardei verdrängt und bedroht war, da traf der Prinz-Regent Anstalten, um dem weiteren Vorgehen Frankreichs Einhalt zu gebieten. Die preußische Armee wurde in kriegsbereiten Zustand gesetzt und ein größerer Theil derselben am Rhein zusammengezogen. Der Regent verkündigte, daß er entschlossen sei, die Grundlagen des europäischen Rechtszustandes, das Gleichgewicht Europa's zu wahren, und für die Sicherheit, den Schutz und das nationale Interesse Deutschlands im Verein mit den Truppen der übrigen deutschen Bundesgenossen einzustehen.

Diese drohende Stellung Deutschlands trug dazu bei, den Fortgang des italienischen Krieges zu hemmen; Napoleon III. schloß mit dem Kaiser von Oesterreich zu Villafranca Friedenspräliminarien, welchen bald darauf ein Friedensschluß zu Zürich folgte.

Das Auftreten des Prinz-Regenten während der italienischen Wirren gab seiner Stellung unter den Fürsten Deutschlands und Europa's ein erhöhetes Gewicht. Dies zeigte sich in seinen mehrfachen Zusammenkünften mit den Regenten der großen Staaten im Jahre 1860. Kaiser Napoleon III. kam im Juni nach Baden-Baden zu einer Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten, welcher ihn inmitten einer großen Zahl der deutschen Fürsten empfing. Bald darauf trat der Regent in Töplitz mit dem Kaiser von Oesterreich und (im October) in Warschau mit diesem und zugleich mit dem Kaiser von Rußland zu wichtigen Besprechungen zusammen.

58. König Wilhelm's Thronbesteigung und erste Regierungszeit.

Die Thronbesteigung (2. Januar 1861). Als König Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 gestorben war, verkündete der bisherige Prinz-Regent den Antritt seines eigenen Regimentes als König Wilhelm in der Proclamation „An Mein Volk." Seine Absichten in der Regierung des Landes bezeichnete er dabei mit folgenden Worten:

„Das hohe Vermächtniß meiner Ahnen, welches sie in unablässiger Sorge, mit ihrer besten Kraft, mit Einsetzung ihres Lebens gegründet und gemehrt haben, will Ich getreulich wahren. Mit Stolz sehe Ich Mich von einem so treuen und tapferen Volke, von einem so ruhmreichen Heere umgeben. Meine Hand soll das Wohl und das Recht Aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genusse der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernste und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europa's zu behaupten.

Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den

vaterländischen Geist meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreiches schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen!

Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeres-Organisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß.

Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener gottvertrauende Muth, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche Sein Rathschluß Mir übergeben hat!"

Das preußische Volk, welches König Wilhelm's ernsten, festen und gerechten Sinn schon während der drei Jahre der Regentschaft kennen und verehren gelernt hatte, sah seiner weiteren Regierung mit freudigem Vertrauen entgegen.

Die Theilnahme und Verehrung für den König zeigte sich auf das Lebhafteste, als im Juli 1861 die Nachricht von einem Mordversuche gegen denselben aus Baden-Baden eintraf. Ein Student aus Leipzig, Oskar Becker, Russe von Geburt, von dem revolutionären Geiste der Zeit ergriffen, sah in dem König von Preußen ein Hinderniß für die Pläne der deutschen Revolutionspartei und beschloß, ihm nach dem Leben zu trachten. Er wollte dazu einen kurzen Sommeraufenthalt des Königs in Baden-Baden benutzen. Bei einem Spaziergange desselben in der Lichtenthaler Allee schoß Becker mit einer Pistole von hinten auf den König, Gott aber schützte dessen Leben, indem die Kugel nur den Hals streifte, ohne eine größere Verwundung zu verursachen. Der Verbrecher wurde von dem Begleiter des Königs, dem Gesandten Graf Flemming, sofort festgenommen, dann verhaftet und dem Gerichte überliefert. Der König hatte nach dem Schusse mit gewohnter Festigkeit seinen Weg ruhig fortgesetzt, um seiner Gemahlin, welche vorausgegangen war, mit der ersten Nachricht über den Mordversuch, zugleich die Gewißheit von dem Mißlingen desselben zu geben. In Preußen nicht blos, sondern in ganz Deutschland rief der traurige Vorfall allgemeine Entrüstung und Zeichen der herzlichsten Verehrung für den König hervor. Für alle jene Kundgebungen der Liebe und des Vertrauens dankte der König, indem er sagte: Es sei ihm somit die Frevelthat, die sein Leben bedroht, zu reichem Gewinne geworden und er erkenne darin eine erneuerte Aufforderung zum Danke gegen den Herrn über Leben und Tod, dessen schirmende Hand die mörderische Kugel von ihrem Ziele abgelenkt hatte.

Die Krönungsfeier (18. October 1861). Die Vorfahren des Königs hatten bei ihrem Regierungsantritte die Erbhuldigung des Landes entgegengenommen. Wilhelm I. beschloß, statt dieser Erbhuldigung mit Rücksicht auf die Veränderungen, welche in der Staatsverfassung eingetreten waren, die feierliche Krönung zu erneuern, durch welche von König Friedrich I. die erbliche Königswürde begründet worden.

Bei Ankündigung dieses Beschlusses sagte der König über die Bedeutung der Krönung: „Indem Wir Uns im Angesichte Gottes in Demuth beugen und den Segen des Allmächtigen für Uns und Unser geliebtes Vaterland erflehen, wollen Wir durch die Feier der Krönung in Gegenwart der Mitglieder der beiden Häuser des Landtages und der sonst von Uns zu entbietenden Zeugen aus allen Provinzen Unseres Königreiches von dem geheiligten und in allen Zeiten unvergänglichen Rechte der Krone, zu der Wir durch Gottes Gnade berufen worden, Zeugniß ablegen und von Neuem das durch eine glorreiche Geschichte geknüpfte Band zwischen Unserem Hause und dem Volke Preußens befestigen."

Als der Tag der Feier, welche wie die erste Krönung in Königsberg stattfinden sollte, wurde der 18. October bestimmt, ein Tag von doppelt freudiger Bedeutung, als Gedenktag der Schlacht bei Leipzig und als Geburtstag des Kronprinzen.

Am 14. October hielt der König mit seiner Gemahlin, umgeben von allen Prinzen des Königlichen Hauses und anderen deutschen Fürsten, seinen feierlichen Einzug in Königsberg, wo der gesammte Hof, alle hohen Staatsbeamten, die Landtagsmitglieder, Deputationen des Heeres und der Stände aller Provinzen, wie auch die besonders entsandten Krönungsbotschafter aller deutschen und europäischen Fürsten schon vorher eingetroffen waren.

Nach mehrtägigen großartigen Festlichkeiten fand am 18. October die Krönung in feierlichster und erhebendster Weise in der Schloßkirche zu Königsberg statt.

Nach der Krönungspredigt trat der König im purpurfarbenen Königsmantel zum Altar hinauf. Nachdem er sein Angesicht zum Bilde des Gekreuzigten erhoben, neigte er sein Haupt auf den Altar und betete. Darauf ergriff er die goldene Krone auf dem Altare und setzte sie sich auf das Haupt. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken rief der celebrirende Geistliche mit erhobener Stimme:

> „Gott, der Allmächtige, der Herr des Himmels und der Erde, bestärke Euch in allen christlichen Tugenden, auf daß das Land durch Euer gutes und glückliches Regiment aufblühe und daß der Tag des ewigen Reiches wahrhaftig werde."

Indem der König dann das Scepter ergriff, rief der Geistliche:

> „Gott, der Allmächtige, welcher Euch zum Herrscher über Sein Volk gesetzt und befohlen hat, daß Ihr mit Gerechtigkeit das Volk regieren sollt, verleihe Euch Seine Gnade, daß Ihr alle Zeit ein Scepter führet in Gerechtigkeit und Liebe gegen Unsern Herrn Jesum Christum!"

Der König nahm dann den Reichsapfel, und der Geistliche sprach:

> „Gott, der Allmächtige, verleihe Euch Seine Gnade, daß Ihr das Reich in Macht und Wohlstand erhalten möget, Ihm zum Preise und zur

Ehre, Euch zum Ruhme und dem Lande zum Nutzen, zur Freude und Einigkeit."

Nachdem der König dann nochmals zum Crucifix emporgeblickt, wandte er sich zur Gemeinde, das Scepter in der ausgestreckten Rechten. Dann wandte er sich wieder zum Altare, legte den Apfel nieder und nahm das Schwert, der Geistliche aber rief:

„Gott, der Euch das Schwert anvertraut hat zum Schutze der Frommen und Rechtschaffenen, zur Strafe der Ungerechten und Derer, die das Land in Verderben bringen wollen, gebe Euch Seine heilige Gnade, daß Ihr alle Zeit getrost und männlich seid und Euren Auftrag zur Ehre Gottes, zum Frieden Eures Gewissens und zur Wohlfahrt Eurer Unterthanen ausrichten möget durch Jesum Christum!"

Hierauf bestieg der König den Thron, das Scepter in seiner Rechten.

Die Königin knieete indessen in stiller Andacht am Altare. Vom Throne wieder herabsteigend nahete ihr der König, nahm die Krone der Königin von dem Altare und setzte sie ihr auf ihr Haupt. Der Geistliche sprach dabei:

„Der allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erde, stärke Euch in allen Pflichten und königlichen Tugenden in Jesu Christo!"

Der König und die Königin knieeten darauf gemeinsam vor dem Altare nieder und der Geistliche sprach den Segen über sie und das ganze Volk.

Bald nach der Krönung empfing der König die beiden Häuser des Landtages und die Vertreter der Stände aller Provinzen. Nachdem er von ihnen die Versicherungen der Treue Namens des Landes entgegengenommen, redete er sie mit folgenden Worten an:

„Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem der Thron durch zeitgemäße Einrichtungen umgeben worden ist, besteige ich als erster König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß ich sie in Demuth aus seinen Händen empfangen habe. Die Gebete meines Volkes, ich weiß es, haben mich bei diesem feierlichen Akte umgeben, damit der Segen des Allmächtigen auf meiner Regierung ruhe. Gottes Vorsehung wolle die Segnungen des Friedens dem theueren Vaterlande lange erhalten. Vor äußeren Gefahren wird mein tapferes Heer dasselbe schützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen bewahrt bleiben, denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt. So werden wir auf dem Wege beschworenen Rechtes den Gefahren einer bewegten Zeit, allen drohenden Stürmen widerstehen können. Das walte Gott!"

Zum Andenken der feierlichen Krönung stiftete der König einen neuen Orden, den Kronenorden.

Am 22. October hielt der König seinen feierlichen Wiedereinzug in Berlin.

Heeresreform und Verfassungsstreit. Schon in seiner Ansprache an das Staats-Ministerium beim Beginn der Regentschaft hatte König Wilhelm das Bedürfniß einer Armee-Reform als einen der Hauptgegenstände seiner Fürsorge bezeichnet und auf die große Gefahr hingewiesen, mit einer wohl-

feilen Heeresverfassung zu prangen, die im Augenblicke der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwer wiegendes Gewicht in die Waagschale werfen zu können.

Im Vergleiche mit der Entwickelung, welche die Heere anderer Staaten, besonders Frankreichs in den letzten funfzig Jahren erhalten hatten, reichte das stehende Heer Preußens nicht hin, um in Augenblicken einer drohenden Gefahr sofort mit einer achtunggebietenden Macht auftreten zu können, und die Erfahrungen der letzten drei Jahre hatten mannichfach gezeigt, daß die Regierung in Zeiten der Krisis, um ihren Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten zu wahren, immer gleich dazu schreiten mußte, die Landwehr einzuberufen, welche nach der ursprünglichen Einrichtung nur im wirklichen Kriegsfalle zur Vertheidigung des Landes bestimmt war. Jede Mobilmachung, durch welche die Landwehrmänner zur Fahne einberufen wurden, hatte dadurch die größte Störung aller bürgerlichen Verhältnisse, vielfache Noth und Bedrängniß der Familien der Wehrleute, sowie eine große Belastung der Gemeinden und der Kreise zur Folge gehabt. Eben darum aber hatte die Regierung mit einer so tief eingreifenden Maßregel immer so lange als möglich gezögert, was wiederum zur Folge hatte, daß ihr rechtzeitiges Auftreten in entscheidenden Augenblicken gelähmt war.

Der Prinz-Regent hielt deshalb eine Vermehrung des stehenden Heeres und eine entsprechende Erleichterung der Landwehr für dringend nothwendig und benutzte die erwähnte Mobilmachung während des italienischen Krieges dazu, das Heer durch Bildung einer Anzahl neuer Regimenter alsbald so einzurichten, wie dasselbe nach seinem lang vorbereiteten Plane auch für die Zukunft bleiben sollte.

Der Prinz-Regent und sein Ministerium traten mit dieser Absicht schon beim Beginn der Landtags-Session von 1860 hervor.

In der Thronrede vom 12. Januar 1860 kündigte der Regent die Durchführung der Reorganisation des Heeres mit folgenden Worten an:

„Im Drange einer schweren Zeit wurde unsere Heeresverfassung geschaffen. Der damaligen Volkszahl und Finanzkraft des Staates entsprechend, ist sie im Gefühl ruhmreicher Erfolge festgehalten worden. Die Erfahrungen der letzten zehn Jahre, in denen die Wehrkraft des Volkes mehrfach aufgeboten werden mußte, haben jedoch verschiedenartige, tief empfundene Uebelstände immer klarer herausgestellt. Die Beseitigung derselben ist Meine Pflicht und Mein Recht, und Ich nehme Ihre verfassungsmäßige Mitwirkung für Maßregeln in Anspruch, welche die Wehrkraft steigern, der Zunahme der Bevölkerung entsprechen und der Entwickelung unserer industriellen und wirthschaftlichen Verhältnisse gerecht werden.

Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen. Die Preußische Armee wird auch in Zukunft das Preußische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung noch nicht vorgelegt worden."

Die Landesvertretung war sich der Größe der Aufgabe auch an ihrem

Theile bewußt. Der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses gab die Versicherung, daß das Haus „sich der unbedingten rückhaltlosen Hingebung unseres Volkes an seinen weltgeschichtlichen Beruf erinnern werde, vermöge deren unser Volk nie gescheut habe, selbst das Leben muthig einzusetzen, damit ihm das Leben gewonnen werde."

Die Vorschläge, welche die Regierung machte, um Preußens Wehrkraft zu erhöhen, fanden in der Hauptsache die Billigung des damaligen Abgeordnetenhauses. Da jedoch die Verhandlungen über einzelne Punkte der Heereseinrichtung, besonders über die Dauer der Dienstzeit und über die künftige Stellung der Landwehr nicht alsbald zum Ziele führten, so bewilligte die Landesvertretung in den Jahren 1860 und 1861 wenigstens vorläufig die Mittel zur Aufrechthaltung und Vervollständigung der neuen Einrichtungen.

Ehe jedoch eine weitere volle Verständigung erreicht war, wurde durch neue Wahlen die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses bedeutend verändert: während bis dahin die Mehrheit des Hauses mit dem Ministerium des Fürsten Hohenzollern Hand in Hand zu gehen bereit war, gewann bei jenen Wahlen die sogenannte Fortschrittspartei die Oberhand, welche sich an den freisinnigen Bestrebungen des Ministeriums nicht genügen ließ, sondern umfassendere und raschere Umgestaltungen der Staatseinrichtungen herbeiführen wollte. Darüber gerieth das Abgeordnetenhaus bald mit der Regierung in Streit. Das Ministerium lös'te im März 1862 das Abgeordnetenhaus auf. Gleich darauf aber trat ein Wechsel im Ministerium selbst ein, zu dessen Vorsitzenden der König den Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen berief.

Durch einen Erlaß an das Staats-Ministerium sprach sich der König (am 19. März 1862) über seine Absichten unter den damaligen Verhältnissen aus.

„Ich halte," sagte er, „unabänderlich fest an den Grundsätzen, welche Ich am 8. November 1858 dem Staats-Ministerium eröffnet und seitdem wiederholt vor dem Lande kund gegeben habe; sie werden, richtig aufgefaßt, auch ferner die Richtschnur Meiner Regierung bleiben. Aber die daran geknüpften irrthümlichen Auslegungen haben Verwickelungen erzeugt, deren glückliche Lösung die nächste Aufgabe Meiner gegenwärtigen Regierung ist. In weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung soll die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen. Es kann aber ein heilbringender Fortschritt nur gedacht werden, wenn man, nach besonnener und ruhiger Prüfung der Zeitlage, die wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen, und die lebensfähigen Elemente in den bestehenden Einrichtungen zu benutzen weiß.

Es ist Meine Pflicht und Mein ernster Wille, der von Mir beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern, in gleichem Maße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufes nothwendig ist und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde."

Des Königs Absichten wurden jedoch fürerst in weiten Kreisen verkannt. Die Fortschrittspartei gewann durch die neuen Wahlen im Mai 1862 ein

noch entschiedeneres Uebergewicht im Abgeordnetenhause und begegnete dem neuen Ministerium von vorn herein mit offen ausgesprochenem Mißtrauen.

Die Spannung zwischen der Regierung und der Landesvertretung wurde besonders unheilvoll für die weiteren Verhandlungen über die Reorganisation des Heeres. Das neue Abgeordnetenhaus trat in entschiedenen Gegensatz gegen die bisherige Durchführung der neuen Heereseinrichtungen überhaupt, und verweigerte (im September 1862) alle Ausgaben für dieselben. Das Herrenhaus aber versagte dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses und demgemäß dem ganzen Staatshaushaltsgesetze, wie das Abgeordnetenhaus dasselbe verändert hatte, seine Zustimmung, und es kam daher ein solches Gesetz für das Jahr 1862 gar nicht zu Stande.

Aus der Militärfrage entstand nunmehr ein Verfassungsstreit, indem der Forderung der Verfassung, daß der Staatshaushalt für jedes Jahr durch ein Gesetz (d. h. durch Uebereinstimmung des Königs und beider Häuser des Landtags) festgestellt werden solle, nicht genügt war und zunächst nicht genügt werden konnte.

Ministerium Bismarck. König Wilhelm hatte inzwischen, da der Prinz Hohenlohe sich wegen Krankheit zurückzuziehen wünschte, den bisherigen Gesandten in Paris v. Bismarck, einen Mann von seltener Geistes- und Thatkraft, an die Spitze seines Ministeriums berufen. Derselbe erklärte beim Schlusse der Landtags-Session, die Regierung könne den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses nicht beitreten. Sie würde sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie die auf Grund der früheren Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeres-Verfassung, mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens, rückgängig machen wollte. — Die Regierung befinde sich in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie sei sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerthen Zustande erwachse; sie sei aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und finde darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nothwendig seien, indem sie die Zuversicht hege, daß dieselben seiner Zeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden. Der Minister fügte den Ausdruck der Zuversicht hinzu, daß auf dem Grunde der gemeinsamen Hingebung für die Macht und Würde der Krone und für das Wohl des Vaterlandes auch die jetzt hervorgetretenen Gegensätze ihre Ausgleichung finden werden.

Die „budgetlose Regierung," zu welcher die Regierung sich genöthigt sah, wurde jedoch von dem Abgeordnetenhause als ein willkürliches Abgehen von der Verfassung und als eine Verletzung der Rechte der Landesvertretung aufgefaßt. Der Gegensatz gegen das Ministerium kam in der Landtags-Session von 1863 so weit, daß das Abgeordnetenhaus in einer Adresse an den König erklärte: das Haus lehne jede Mitwirkung zur Politik der Regierung nach innen und nach außen ab.

Die Verhandlungen über die endliche Regelung der Heeresreform blie-

ben auch damals fruchtlos. Bald aber sollten die neuen Einrichtungen der Armee sich in einer Kriegsprobe glänzend bewähren.

Die auswärtige Politik. Die Heeresreform war nach des Königs klar ausgesprochener Absicht dazu bestimmt, Preußen in den Stand zu setzen, wenn es gelte, ein schwer wiegendes Gewicht in die Waagschale der Entscheidungen zu werfen. Dieses Zweckes blieb sich die Regierung stets bewußt; namentlich war der Minister von Bismarck in voller Uebereinstimmung mit dem Könige mit dem festen Entschlusse ins Amt getreten, das Ansehen der preußischen Krone auch nach außen zu dem alten Glanze zu erheben. Vom ersten Augenblicke ließ er erkennen, daß es ihm Ernst damit war, den naturgemäßen Einfluß Preußens überall mit erhöhter Kraft zur Geltung zu bringen und in Deutschland wie in Europa das Bewußtsein zu erwecken, daß Preußen in den deutschen, wie in den europäischen Dingen die ihm gebührende Machtstellung im vollsten Maße wieder in Anspruch nehme.

Ein Vorspiel gewissermaßen zu der einflußreichen Wirksamkeit des Ministeriums Bismarck war die eben so rasche, wie wirksame Erledigung des alten Verfassungsstreites in Kurhessen. Preußens Rathschläge zur Beilegung der immer wiederkehrenden Wirren zwischen dem Kurfürsten von Hessen und seinem Volke waren von Ersterem bis dahin stets zurückgewiesen oder wenigstens nicht befolgt worden. Da schickte Herr von Bismarck bald nach seinem Eintritte ins Ministerium statt eines Gesandten einen einfachen Feldjäger nach Kassel, um in einer Depesche Preußens Forderungen zur Beilegung des Streites kurz und bündig kund zu thun. Gleichzeitig wurden die militärischen Anordnungen getroffen, um nöthigen Falls Kurhessen von preußischen Truppen besetzen zu lassen. Aber schon drei Tage nach Ankunft des Feldjägers in Kassel waren Preußens Forderungen erfüllt und damit dem langjährigen Streite in Kurhessen ein befriedigendes Ende gemacht.

Bald darauf gab ein Aufstand in Polen der preußischen Regierung Gelegenheit, ihre Selbstständigkeit und Entschlossenheit auch den größeren Mächten gegenüber zu bewähren. Als der Aufstand entbrannte (1863), schloß Preußen alsbald ein Abkommen mit Rußland, welches vorzugsweise darauf berechnet war, die preußisch-polnischen Grenzlande, Westpreußen, Posen und Oberschlesien vor jeder Hineinziehung in die Wirren der Revolution zu wahren. Die militärischen Anordnungen, welche dazu mit Rußland vereinbart wurden, fanden heftigen Widerspruch im preußischen Abgeordnetenhause; namentlich wurde die Besorgniß erregt, daß Preußen durch seine Haltung sich die Feindschaft aller übrigen Mächte zuziehen werde. England, Frankreich und Oesterreich hatten sich allerdings vereinigt, um gemeinschaftlich für die Sache Polens zu wirken. Die preußische Regierung aber behauptete ihre Stellung mit voller Festigkeit, — und der Verlauf der Dinge rechtfertigte ihr Vorhaben. Während es ihr gelang, den Aufstand von den preußischen Provinzen abzuhalten, blieben dagegen alle Bestrebungen der übrigen Mächte zu Gunsten der Polen erfolglos und dienten nur dazu, dieselben durch trügerische Hoffnungen immer tiefer ins Verderben zu stürzen.

In den deutschen Angelegenheiten erwies sich kurz darauf die Festigkeit und das Selbstbewußtsein der preußischen Politik mit ebenso gutem Erfolge. Der Kaiser von Oesterreich trat im Sommer 1863 völlig uner-

wartet und ohne vorherige Verständigung mit dem König Wilhelm, obwohl dieser gerade damals in den österreichischen Staaten verweilte, mit einem Plane zur Reform des deutschen Bundes hervor, zu dessen Berathung er die Fürsten Deutschlands zu einem Fürstentage nach Frankfurt (am Main) berief. König Wilhelm erklärte auf die auch an ihn ergangene Einladung, daß es ihm zur Genugthuung gereiche, den Kaiser von Oesterreich mit sich in Uebereinstimmung zu wissen in Betreff des Bedürfnisses einer zeitgemäßen Umgestaltung der Bundesverfassung, welche ihm selbst jeder Zeit am Herzen gelegen habe; aber er lehnte die Mitwirkung zu den Plänen des Kaisers ab, weil er in denselben den Weg zur Erfüllung jenes Bedürfnisses nicht finden konnte. Der Minister von Bismarck sprach sich dahin aus, es sei der Würde des Königs von Preußen nicht entsprechend, sich nach Frankfurt zur Entgegennahme von Vorschlägen in Bundesangelegenheiten zu begeben, über welche der Rath Preußens nicht vorher gehört sei. Ueber die Sache selbst aber erklärte der preußische Minister schon damals, daß Preußen die Bürgschaften für eine Befriedigung der wahren Interessen und Bedürfnisse der deutschen Nation nur in einer wahren, aus directer Betheiligung der ganzen Nation hervorgehenden National-Vertretung finden könne. An Preußens festem und ruhigem Widerstande scheiterte das übereilte Unternehmen Oesterreichs. Unter den in Frankfurt versammelten deutschen Fürsten wurde bald das Bewußtsein lebendig, daß all ihr Rathen und Thun vergeblich sein müsse, wenn sie nicht Preußens Regierung für ihren Plan gewinnen könnten; sie entsandten deshalb den König von Sachsen an König Wilhelm, um diesen wo möglich noch zur Theilnahme am Fürstentage zu bewegen. Die preußische Regierung blieb jedoch dabei stehen, daß die Pläne Oesterreichs unvereinbar seien mit der berechtigten Stellung Preußens, wie mit den wirklichen Interessen und Wünschen des deutschen Volkes, und verharrte bei ihrer Weigerung. Die Folge war, daß das mit blendendem Glanze und großen Hoffnungen unternommene Werk erfolglos in sich selbst zerfiel. Es trat für Jedermann klar hervor, daß ohne Preußen und vollends gegen Preußen Nichts für Deutschland durchgeführt werden könne.

Bald kam die Zeit, wo die preußische Politik sich auch in eigenen, folgenreichen Thaten bewähren sollte.

59. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg (1864).

Die Schleswig-Holsteinsche Frage. Durch den am 15. November 1863 erfolgten Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark kam die Angelegenheit der Herzogthümer Schleswig und Holstein, welcher Preußen und ganz Deutschland seit langer Zeit ein lebhaftes Interesse gewidmet hatten, in eine neue Lage. In Folge der früheren Verwickelungen in Bezug auf das Erbrecht in den Herzogthümern war im Jahre 1852 von den europäischen Mächten durch das „Londoner Protokoll" eine Vereinbarung dahin getroffen worden, daß für den Fall des kinderlosen Ablebens des Königs von Dänemark der damalige Prinz Christian von Glücksburg Thronfolger im ganzen dänischen Reiche (mit Einschluß von Schleswig-Holstein und Lauen-

burg) sein solle. Der Herzog von Augustenburg, welcher aus altem Erbrechte gleichfalls Ansprüche auf die Herzogthümer erhob, verzichtete gegen eine Geldsumme ausdrücklich auf seine vermeintlichen Rechte. Preußen und Oesterreich hatten das Londoner Uebereinkommen gleichfalls unterzeichnet; — wogegen Dänemark sich den deutschen Mächten gegenüber auf das Bestimmteste verpflichtet hatte, die politischen Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein zu achten, namentlich eine Verfassung einzuführen, durch welche die Selbstständigkeit und Gleichberechtigung der einzelnen Länder der dänischen Monarchie in der Art sicher gestellt wurde, daß kein Theil dem andern untergeordnet sei, daß keine Einverleibung Schleswigs in Dänemark eintrete, daß eine gleiche Berechtigung der deutschen und der dänischen Nationalität in Schleswig zur Geltung gelange, die Regierung Holsteins nach den rechtlich bestehenden, nur auf verfassungsmäßigem Wege abzuändernden Gesetze erfolge. Diese Zusagen wurden jedoch von der dänischen Regierung sehr bald verletzt; dieselbe erließ im Jahre 1855 eine Gesammtverfassung für die dänische Monarchie, welche mit den erwähnten Bedingungen in geradem Widerspruche stand. Der deutsche Bund erklärte deshalb, daß diese Verfassung für die zum Bunde gehörenden Herzogthümer Holstein und Lauenburg nicht zu Recht bestehe, und drohete, da die dänische Regierung sich diesem Ausspruche nicht fügen wollte, im Jahre 1858 mit Bundes-Execution (gewaltsamer Vollstreckung der Bundesbeschlüsse). Da bequemte sich Dänemark zur Erfüllung eines Theils der gestellten Forderungen; andere blieben noch unerfüllt, aber die Bundes-Execution wurde einstweilen gehemmt und gerieth in Folge des im Jahre 1859 ausbrechenden Krieges in Italien vollends ins Stocken.

Als jedoch die dänische Regierung im Jahre 1863 mit der Einführung der erwähnten Gesammtverfassung weiter vorzugehen versuchte, erließ die preußische Regierung alsbald eine bestimmte Erklärung, daß weder der deutsche Bund, noch Preußen als europäische Großmacht das einseitige Zurücktreten Dänemarks von den übernommenen Verpflichtungen dulden könnten. Der Bund beschloß das Executionsverfahren gegen Dänemark wieder aufzunehmen. Die österreichische, die preußische, die sächsische und die hannoversche Regierung wurden mit der Vollstreckung beauftragt.

Nachdem die Bundes-Execution bereits eingeleitet war, starb plötzlich der König Friedrich VII. von Dänemark, und Prinz Christian von Glücksburg folgte ihm als Christian IX. auf Grund des im Jahre 1853 zu Stande gekommenen dänischen Thronfolge-Gesetzes.

König Wilhelm und der Minister von Bismarck waren, als der Tod des vorigen Königs von Dänemark eintrat, von vorn herein entschlossen, die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit nunmehr zu Gunsten der Herzogthümer und Deutschlands zu einer dauernden Entscheidung zu bringen, und Alles daran zu setzen, um die Lösung der alten Streitfrage im Sinne deutscher Ehre und deutscher Macht herbeizuführen. Ueber den Weg aber, welcher hierzu einzuschlagen sei, traten die lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten zwischen der preußischen Regierung und einem Theile des deutschen Volkes, sowie des preußischen Abgeordnetenhauses hervor. In ganz Deutschland entstand nämlich eine lebhafte Parteibewegung, welche die Regierungen dazu zu drängen versuchte, daß sie sich von dem Londoner Protokolle und den damit

zusammenhängenden Vereinbarungen lossagen, den König Christian IX. gar nicht als Herrscher von Schleswig und Holstein anerkennten, vielmehr den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg mit Waffengewalt als Herzog von Schleswig-Holstein einsetzen möchten. Ein großer Theil der deutschen Regierungen ließ sich durch diese Bewegung hinreißen. Das preußische Abgeordnetenhaus unterlag gleichfalls jener augenblicklichen Strömung und erklärte: die Ehre Deutschlands erfordere es, daß sämmtliche Regierungen den Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennten und ihn in der Geltendmachung seiner Rechte unterstützten.

Die preußische Regierung aber war überzeugt, daß auf diesem Wege die Ehre und die Interessen Deutschlands gerade den größten Gefahren ausgesetzt würden, indem ein solches Vorgehen den Widerspruch aller Großmächte, selbst Oesterreichs, hervorrufen und dadurch die ganze Schleswig-Holsteinsche Sache in eine schlimme Lage bringen mußte. Das ganze Bestreben der preußischen Regierung war darauf gerichtet, zur Wahrung der deutschen Interessen einen Weg zu gehen, auf welchem Oesterreich seine Mitwirkung nicht versagen könnte, um vermittelst dieser Gemeinschaft der beiden deutschen Großmächte eine Einmischung der übrigen europäischen Staaten fern zu halten. Eines konnte und mußte von Dänemark unbedingt und sofort gefordert werden, nämlich die Wahrung der Rechte und der selbstständigen Verfassung der Herzogthümer, — der Geltendmachung dieser Forderung konnte sich auch Oesterreich nach Allem, was vorhergegangen war, nicht entziehen. Dagegen stand es mit der anderen Frage, wer der berechtigte Erbe in Schleswig-Holstein sei, keineswegs so einfach und klar, und Oesterreich wäre, selbst wenn Preußen sich vom Londoner Protokoll hätte lossagen wollen, gewiß nicht leicht zu bewegen gewesen, einen gleichen Schritt zu thun. Preußen drang daher, um zunächst die Rechte Holsteins zu wahren, beim deutschen Bundestage darauf, daß die schon früher verfügte Bundesexecution gegen die dänische Regierung nunmehr rasch und kräftig vor sich gehe. Oesterreich schloß sich dieser Forderung an, und dem Einfluß der beiden Mächte gelang es, beim deutschen Bunde durchzusetzen, daß zunächst auf dem Wege der Bundesexecution gegen Dänemark vorgegangen und dadurch den fremden Mächten jeder Grund zur Einmischung genommen würde. Hannover und Sachsen wurden beauftragt, ihre Truppen zuerst in Holstein einrücken zu lassen; als Reserve sollten 25,000 Preußen und 15,000 Oesterreicher an der Elbe nachrücken.

Indem die preußische Regierung das Vorgehen gegen Dänemark auf so vorsichtige Weise in die Wege leitete, gab sie doch auf jede Weise zu verstehen, daß Deutschland sich diesmal keinenfalls wieder durch bloße Versprechungen Dänemarks abfinden lassen dürfe, sondern die militärischen Zwangsmittel so weit ausdehnen und so lange fortsetzen müsse, bis alle Rechtsforderungen Deutschlands von Dänemark vollständig erfüllt und zugleich für den dauernden Bestand dieses Rechtes die nöthigen Bürgschaften gewonnen seien.

Zur Durchführung seiner Absichten und zunächst zur Ausführung der unmittelbar erforderlichen Rüstungen beantragte die Regierung eine Anleihe beim Landtage, das Abgeordnetenhaus aber ging darauf zunächst nicht ein, richtete vielmehr eine Adresse an den König, durch welche es seine Mitwirkung an die

Bedingung knüpfte, daß die Regierung sich bereit erkläre, den Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig und Holstein einzusetzen. Der König wies diese Forderung zurück. Der Ministerpräsident von Bismarck versicherte im Abgeordnetenhause: die Politik der Regierung beruhe auf dem Grundsatze, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren, und ebenso, daß kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden solle: vor Allem aber komme es darauf an, das Bundesrecht zu schützen und auf weiter mögliche Ereignisse sich in Zeiten zu rüsten. Das Abgeordnetenhaus verweigerte, obwohl inzwischen die militärischen Maßregeln gegen Dänemark bereits begonnen hatten, dennoch die zu denselben erbetenen Mittel. Die Regierung mußte daher selbstständig und auf eigene Verantwortung weiter vorgehen.

Die Bundesexecution durch sächsische und hannoversche Truppen fand in der Weihnachtswoche 1863 statt: die dänischen Truppen zogen sich ohne Widerstand zurück, und in wenigen Tagen befand sich das ganze Herzogthum Holstein in den Händen der deutschen Bundestruppen.

Nachdem dies erreicht war, ohne daß eine der fremden Mächte gegenüber dem klaren und unbestreitbaren Rechte des deutschen Bundes eine Einmischung versuchte, ging die preußische Regierung einen zweiten wichtigen Schritt weiter vor: sie beantragte beim deutschen Bunde in Gemeinschaft mit Oesterreich auch die Besetzung Schleswigs, Falls Dänemark nicht unverzüglich das verfassungsmäßige Recht dort anerkenne und die widerrechtliche völlige Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie wieder aufhebe. Die Mehrheit der kleineren Bundesregierungen aber wollte vor Allem den Prinzen von Augustenburg erst in Holstein eingesetzt wissen und bis dahin Schleswig unberücksichtigt lassen und lehnte den Antrag Preußens und Oesterreichs ab. Da beschlossen diese beiden Mächte, die Sache nicht mehr blos Namens des Bundes, sondern selbstständig als deutsche Großmächte in die Hand zu nehmen. Sie beauftragten ihre Gesandten in Kopenhagen am 14. Januar, den König von Dänemark aufzufordern, daß er binnen 48 Stunden die in Schleswig widerrechtlich eingeführte Verfassung zurücknehme.

Ausbruch des Krieges. Räumung des Danewerkes. Da Dänemark in der Zuversicht auf den Schutz der fremden Mächte, besonders Englands, dieser Aufforderung nicht nachkam, so erhielten die preußischen und österreichischen Truppen den Befehl, in Schleswig einzurücken. Der Oberbefehl war dem greisen Feldmarschall von Wrangel übertragen, der schon früher im Kampfe gegen Dänemark Lorbeeren errungen hatte: unter ihm befehligte der Neffe des Königs, Prinz Friedrich Karl die preußischen Truppen, der Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz die durch Schlesien und die Mark Brandenburg herbeigerückten Oesterreicher.

Am 1. Februar 1864 gab der alte Wrangel den Befehl, „in Gottes Namen drauf zu gehn,“ und alsbald überschritten die verbündeten deutschen Truppen die Eider, den Grenzfluß Schleswigs. Die Oesterreicher rückten auf einer westlichen Linie, die Preußen östlich, zunächst nach der Hafenstadt Eckernförde vor. Hier fand schon am 1. Februar das erste Gefecht zwischen Preußen und Dänen statt, ein Kampf preußischer Artillerie gegen zwei im Hafen liegende Kriegsschiffe, darunter ein Panzerschiff. Dieselben sollten vom Hafen aus durch ihre Batterien das Vorrücken der Preußen hindern.

Nachdem jedoch die Schiffe eine Anzahl Schüsse erhalten hatten, zogen sie sich eilig zurück. Die Preußen besetzten nach kurzem Kampfe die Stadt und die nahe liegenden Höhen.

Die erste Aufgabe der Verbündeten war die Eroberung des Danewerk, einer Reihe von festen Werken und Wällen, welche sich hinter der Schlei quer über einen großen Theil von Schleswig erstreckten, überall geschützt durch Sümpfe, Flüsse und Wasserflächen. Die östliche Ecke des gewaltigen Festungswerks war von der Schlei umflossen, die sich von der Stadt Schleswig bis zum Meere wie ein breiter See ausdehnt und durch ihre Wasserfläche eine natürliche Schutzwehr für das Danewerk bildete. Der schmale Punkt bei Missunde war, um den Uebergang zu verhindern, durch sieben Schanzen und durch einen starken Brückenkopf befestigt.

Am 2. Februar gingen die Preußen gegen Missunde vor. Da die Dänen bis dahin sich überall vor den anrückenden Feinden zurückgezogen hatten, so kam es darauf an, hier zu erproben, ob sie überhaupt zur Vertheidigung des Danewerks entschlossen seien. Prinz Friedrich Karl ließ deshalb am 2. Februar Nachmittags einen Theil seiner Truppen gegen den Brückenkopf vorrücken. Die Infanterie nahm die Verschanzungen bei der Ornumer Mühle mit Sturm und trieb die Dänen in den Brückenkopf zurück; die Artillerie eröffnete ein lebhaftes Feuer gegen die Schanzen, welches von den Dänen kräftig erwidert wurde. Ein dichter Nebel, welcher sich auf die Erde lagerte, erschwerte das Zielen. Es war ein ungleicher Kampf, da sich die Dänen in gedeckten Stellungen befanden und das Terrain genau kannten, die preußische Artillerie dagegen ungedeckt stand und ohne sicheres Anzeichen in den Nebel hineinfeuerte. Die Infanterie ging indessen todesmuthig vor, um durch einen raschen Stoß die Schanzen in ihre Gewalt zu bringen; aber überall gerieth sie unter das Kreuzfeuer der Schanzen. Der eigentliche Zweck des Vorgehens war jedoch erreicht, man hatte die Stärke der Stellung erprobt und wußte, daß der Feind sich zu vertheidigen entschlossen sei. Der Kampf konnte daher abgebrochen werden, aber der Tag von Missunde, an welchem die preußischen Truppen sich in heldenmüthiger Tapferkeit bewährt hatten, trug dazu bei, die Zuversicht auf das weitere Gelingen zu erhöhen. — Inzwischen waren die Oesterreicher von der westlichen Seite her gegen das Danewerk vorgerückt und hatten die Dänen durch ein glänzendes Gefecht bei Ober-Selk aus ihren Stellungen vertrieben und in das eigentliche Danewerk zurückgeworfen. Während jetzt der dänische General de Meza einen Angriff auf die festen Werke erwartete und sich bei Schleswig sowohl, wie bei Missunde zur kräftigen Gegenwehr rüstete, hatten die Preußen einen Plan ins Auge gefaßt, um das Danewerk ohne die schweren Opfer eines Sturms in die Gewalt zu bekommen: durch einen kühnen Uebergang über die untere Schlei sollte das Festungswerk umgangen und die dänische Armee im Rücken angegriffen werden.

Uebergang über die Schlei. Am 5. Februar in aller Frühe brach Prinz Friedrich Karl mit dem größten Theil seiner Truppen aus der Stellung bei Missunde auf, um drei Meilen weiter östlich über die Schlei zu gehen. Vor Missunde wurden nur soviel Truppen zurückgelassen, als nöthig waren, um durch fortwährendes Artilleriefeuer den Feind zu täuschen und zu beschäftigen. Nach einem beschwerlichen Marsch im heftigsten Schneegestöber trafen

die Truppen am Nachmittage gegenüber Arnis und Kappeln ein, wo der Uebergang unternommen werden sollte. Die Fähre bei Arnis war von den Dänen abgebrochen und das jenseitige Ufer durch zwei mit Kanonen stark besetzte Schanzen vertheidigt. Die Preußen schickten sich an, die Feinde aus Arnis und Kappeln zu vertreiben; die Schlei entlang wurden die preußischen Batterien aufgestellt. Die Dänen aber nahmen den Kampf nicht auf; sie räumten zuerst die Stellung bei Kappeln. Eine preußische Truppenabtheilung setzte bei Nacht auf Kähnen unbehelligt über den Fluß und stellte sich längs des jenseitigen Ufers auf, um den Hauptübergang der übrigen Armee bei Arnis zu decken. Mitten in der Nacht ging die Nachricht ein, daß die Dänen auch Arnis geräumt hatten. Alsbald setzte die Vorhut der Preußen auch dort über den Fluß, um die Verfolgung des Feindes zu beginnen. Die übrige Armee bivouakirte am Ufer bei heftigem Schneegestöber, aber froh und voll Begeisterung. Mit dem ersten Grauen des Morgens begann der Bau einer Brücke über die Schlei. Nach wenigen Stunden war das schwierige Werk fertig, und nun erfolgte der Uebergang. Am jenseitigen Ufer wurde der Feldherr von den Bewohnern mit Freude begrüßt. Gleichzeitig traf auch schon die Nachricht ein, daß die Dänen das ganze Danewerk aufgegeben hatten.

Sobald die Dänen in und vor der Stadt Schleswig während der Nacht durch die aufgestellten Feuerzeichen von dem Uebergange der ersten Preußen Kunde erhalten hatten, räumten sie in größter Hast die Stadt und das gesammte Danewerk, und flohen nach Flensburg zu, mit ihnen auch König Christian, welcher kurz vorher dort eingetroffen war, um Kriegsrath zu halten und seine Truppen anzufeuern. Die Dänen hatten zu dem eiligen Rückzuge allen Grund; denn während sie für den nächsten Morgen einen Hauptangriff von den Oesterreichern und der preußischen Garde zu erwarten hatten, droheten die Preußen unter Prinz Friedrich Karl ihnen nunmehr von Norden her in den Rücken zu fallen. Da war keine Zeit zu verlieren, und der Aufbruch erfolgte mitten in der Nacht.

Als der Feldmarschall von Wrangel am Morgen den Abzug der Dänen erfuhr, ordnete er sofort die schleunigste Verfolgung derselben in der Richtung auf Flensburg an. Am Morgen schon rückten Oesterreicher in die Stadt Schleswig ein und wurden dort mit Jubel empfangen. Sie setzten alsbald die Verfolgung fort; obgleich die Dänen einen Vorsprung von mehreren Stunden hatten und der Marsch auf der beeisten spiegelglatten Chaussee mit der größten Schwierigkeit verknüpft war, holten die Oesterreicher den Feind doch vor Abend bei Oeversee (2 Meilen diesseits Flensburg) ein. Ungestüm warfen sich die österreichischen Husaren und die sogenannte „eiserne Brigade" auf die Dänen; es entspann sich ein hartnäckiges, blutiges Gefecht, in welchem die Oesterreicher Sieger blieben. Doch waren sie zu erschöpft, um den weitern Rückzug der Dänen nach Flensburg zu hindern. — Während die Oesterreicher und die preußische Garde auf dem linken Flügel die Dänen vor sich her trieben, rückte Prinz Friedrich Karl auf dem rechten Flügel längs der Küste mit der größten Beschleunigung vor, um, wenn es möglich wäre, noch vor den Dänen Flensburg zu erreichen. Der Prinz hatte, sobald ihm die Räumung der Danewerke bekannt geworden war, seiner ganzen Cavallerie den Befehl ertheilt, den Feinden so rasch nachzueilen, als es die Kräfte von

Mann und Roß erlaubten. Die eingeschneiten Wege aber waren schwer zu passiren; als Nachmittags vollends Glatteis eintrat, wurde das Fortkommen immer beschwerlicher. Nach und nach wurde der Weg zu einer spiegelglatten Fläche: die Pferde glitten rechts und links in die Gräben und konnten kaum wieder herausgeschafft werden. Die Reiter mußten absteigen und ihre Pferde am Zügel führen. So konnte die Reiterei nicht viel rascher vorwärts kommen, als das Fußvolk. Nach kurzer Nachtruhe wurde die Verfolgung am frühen Morgen fortgesetzt, und früh vor 8 Uhr rückten die ersten preußischen Ulanen in Flensburg ein, bewunderungswürdig früh mit Rücksicht auf die überwundenen Schwierigkeiten, aber doch zu spät, um den Dänen den Rückzug abzuschneiden, da diese schon einige Stunden zuvor von Flensburg weiter geeilt waren. Noch an demselben Tage rückte die gesammte verbündete Armee von beiden Seiten nach.

Die erste Woche des Krieges vom 1 bis zum 7. Februar hatte die überraschendsten Ergebnisse gehabt: die Eider war überschritten, das Danewerk, die elf Meilen lange Vertheidigungslinie, welche für uneinnehmbar gegolten hatte, ohne ernstliche Vertheidigung aufgegeben: 119 schwere Festungsgeschütze, 20 Stück Feldgeschütze und große Vorräthe waren erbeutet. Aber wichtig vor Allem war das Bewußtsein des großen, rasch errungenen Erfolges.

Das flüchtige dänische Heer hatte sich von Flensburg aus theils nördlich nach Jütland, theils nordöstlich nach der festen Stellung von Düppel und der Insel Alsen zurückgezogen. Die verbündete Armee folgte nach beiden Seiten hin. Der linke Flügel der Oesterreicher und die preußische Garde unter Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz rückte nach der Grenze Jütlands, die preußische Hauptarmee unter Prinz Friedrich Karl nach der Stellung von Düppel. Schon am 18. Februar ging die Vorhut des verbündeten Heeres über die Grenze von Jütland, und die preußische Garde besetzte Kolding, die erste Stadt auf jütischem Boden.

Es war zuerst noch zweifelhaft, ob der Krieg auch auf Jütland ausgedehnt würde. Oesterreich widerstrebte einem solchen weiteren Vorgehen, weil es schien, als müsse durch einen Angriff auf diese durchaus dänische Provinz die Einmischung der fremden Mächte herbeigeführt werden. Bereits drang England auf Bewilligung eines Waffenstillstandes und auf Einleitung von Friedensverhandlungen und mahnte in Wien, wie in Berlin von weiterem Vorrücken ab. Preußen wußte jedoch die Bedenken der österreichischen Regierung zu beschwichtigen: die gemeinsame Fortführung des Kampfes auch in Jütland wurde beschlossen, den Mächten aber die Erklärung gegeben, die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes nach Jütland sei nothwendig, um die verbündete Armee in Schleswig vor Ueberfällen von Jütland her sicher zu stellen. Vom 7. März an rückte ein Theil der verbündeten Armee in Jütland weiter vor, die preußischen Garden unter dem Kronprinzen geradezu auf die Festung Fridericia, in welche sich ein Theil der dänischen Armee zurückgezogen hatte und zu deren Belagerung alle Vorbereitungen unverweilt getroffen wurden.

Die Eroberung der Düppeler Schanzen. Seegefecht bei Arcona. Die Preußen unter Prinz Friedrich Karl hatten die schwerste Aufgabe zu erfüllen, welche nach der Eroberung des Danewerkes überhaupt noch übrig

blieb. Außer dem Danewerke gab es in Schleswig noch ein zweites starkes Kriegsbollwerk: die Düppeler Stellung. Diese bestand aus den Düppeler Schanzen und der Insel Alsen. Zwischen zwei Meerbusen (dem von Apenrade nördlich und dem Flensburger südlich) liegt die Halbinsel Sundewitt, ihr gegenüber die Insel Alsen, beide getrennt durch den nur 700 bis 1200 Fuß breiten Alsensund. Eine fortlaufende Hügelkette säumt auf der Landseite die Halbinsel Sundewitt ein und bildet die eigentliche Düppelstellung. Sieben selbstständige starke Festungswerke auf der Krone des Höhenzuges, dahinter noch drei in zweiter Linie (denen später noch zwei andere hinzugefügt wurden), bildeten eine starke Wehr gegen Westen und lehnten sich zu beiden Seiten an das Meer, welches dort so tief ist, daß Kriegsschiffe dicht herankommen und zur Vertheidigung mitwirken können. Die Werke waren mit mehr als 100 Geschützen der schwersten Gattung bewehrt. Der Raum hinter diesen Schanzen bis zum Alsensunde hin war zu einem Waffenplatz für eine große Armee eingerichtet. Die Verbindung mit der gegenüber liegenden Insel Alsen war durch zwei Brücken mit stark befestigten Brückenköpfen gesichert. Auf der hohen Küste der Insel selbst waren gleichfalls starke Batterien angelegt. — Nach dieser Düppelstellung hatte sich der Haupttheil der dänischen Armee von den Danewerken aus zurückgezogen, und die dänische Regierung zeigte sich entschlossen, Düppel und Alsen auf das Aeußerste zu vertheidigen. Prinz Friedrich Karl erhielt die Aufgabe, diese feste Stellung zu erobern, um die Dänen ganz aus Schleswig zu vertreiben. Er nahm sein Hauptquartier unmittelbar am Flensburger Busen in Gravenstein. Von da aus führen zwei Wege auf die Halbinsel Sundewitt und nach Düppel, der eine nördlich über Nübel, der andere südlich über den schmalen Eckensund. Auf beiden Wegen gingen die Preußen entschlossen vor. Nach Besetzung des Fährhauses bei Eckensund wurde eine Pontonbrücke über den Sund geschlagen, auf welcher die Truppen (am 17. Februar) hinüberrückten und die kleine Halbinsel Broaker besetzten. Zwar erschien Tags darauf das große dänische Panzerschiff „Rolf-Krake“ am nahen Ufer, um mit starkem Geschützfeuer die Brücke zu zerstören, aber die Preußen erwiderten das Feuer aus zwei am Ufer eiligst angelegten Batterien mit so wohlgezielten und so wirksamen Schüssen, daß das gefürchtete Kriegsschiff nach anderthalbstündigem Geschützkampfe sich eiligst in die See zurückzog. Inzwischen waren die Preußen auch auf dem nördlichen Wege vorgedrungen und hatten Nübel besetzt. Zunächst kam es nun darauf an, sich von dem Zustande der Schanzen und der Vertheidigung derselben Kenntniß zu verschaffen: ob dieselben ohne Weiteres durch einen kräftigen Sturmanlauf oder erst nach einer regelrechten Belagerung würden erobert werden können. Um sich dessen zu vergewissern, waren vor Allem mannichfache umfassende Recognoscirungen erforderlich. Bei einem ersten solchen Vorrücken wurde die Büffelkoppel, eine bewaldete Anhöhe, mit Sturm genommen und die Dänen in die Schanzen zurückgeworfen, — aber Sturm und Schneegestöber hinderten zunächst die genaue Besichtigung der Festungswerke. Wiederholte Recognoscirungen ließen indeß immer klarer die bedeutende Stärke der Düppelstellung erkennen. Von den 10 Schanzen waren 6 geschlossene feste Werke. Links wurde jeder Angriff durch die im Wenningbund liegenden Kriegsschiffe, rechts durch die Kanonenboote und

Schiffe im Alsener Sunde, sowie durch die Küstenbatterien auf der Insel Alsen erschwert. Die gut angelegten Schanzen selbst beherrschten aber vollständig das Gebiet auf 3000 Schritt Entfernung. Das Terrain stieg von dieser Ausdehnung nach den Schanzen hinauf völlig festungsartig an, und die Dänen hatten nicht versäumt, alle Gehölze, unter deren Schutz der Feind sich etwa hätte nähern können, abzuhauen; auch alle Gehöfte wurden abgebrannt, damit das Geschützfeuer von den Schanzen nach allen Linien hin ungehindert gerichtet werden könnte. Zur Verstärkung der Schanzen war Alles aufgewendet, Pallisaden, Sturmpfähle, unterirdische Minen u. s. w. Die Angreifer überzeugten sich bald, daß sie es nicht mit einfachen Feldschanzen, sondern mit einem starken Festungswerke zu thun hatten, gegen welches eine förmliche Belagerung nöthig war

Während man sich vor Düppel noch zu dem entscheidenden Schlage rüstete, führten die Preußen an der Küste von Holstein einen kühnen und glücklichen Handstreich aus. Die zu Schleswig gehörende Insel Fehmarn an der Ostküste von Holstein befand sich noch in der Gewalt der Dänen, welche von da aus Holstein fortwährend mit feindlicher Landung bedroheten. Die in Holstein stehenden preußischen Truppen erhielten deshalb den Befehl, die Insel Fehmarn in ihre Gewalt zu bringen. Am 15. März Abends wurden alle irgend aufzutreibenden Boote heimlich nach einem der Insel gegenüberliegenden Fährhause gebracht und kurz nach Mitternacht schifften sich auf denselben 3 Compagnien vom (brandenburgischen) 48. Regiment ein, um über die eine Viertelmeile breite Meerenge überzusetzen. Schwarze Nacht lag auf dem Meere, der Sturm ras'te und wuchs mit jeder Minute. Die Boote waren zum Einsteigen nicht ans Ufer zu bringen; durch Wagen, die mit Brettern belegt wurden, machten sich die Soldaten eine Brücke zu den Booten. Mit großer Gefahr brachten holsteinsche Schiffer die Boote glücklich hinüber: dort mußten die Truppen, ehe sie den Strand erreichen konnten, bis an die Hüfte durchs Wasser gehen. Zwei dänische Kanonenboote, die im Fehmarnsunde lagen, suchten den Uebergang zu hindern, ihre Schüsse aber gingen fehl und vermochten die Preußen nicht aufzuhalten. Die ersten Truppen, die hinüberkamen, überfielen die dänische Uferwache und machten sie gefangen. Sobald die Uebrigen nachkommen konnten, rückten die Truppen eilig auf das Städtchen Burg, überraschten dort die Besatzung, die größtentheils noch in den Betten lag, und machten Alles zu Gefangenen. Die Bewohner der Insel empfingen die Preußen als Befreier von der dänischen Herrschaft mit großer Freude. Der kühne Handstreich, welcher die Dänen aus der bedrohlichen Stellung in der Flanke von Holstein vertrieb, erregte überall große Bewunderung. Es war ein Vorspiel des späteren wichtigen Uebergangs nach der Insel Alsen.

Seegefecht bei Rügen. Fast gleichzeitig mit diesem Erfolge hatte die junge preußische Kriegsflotte Gelegenheit, sich zum ersten Male mit dem Feinde zu messen. Nachdem die Dänen die Mündungen der Oder und die Häfen von Neuvorpommern in Blockadezustand erklärt hatten, war den preußischen, in Kriegsbereitschaft gesetzten See-Streitkräften der Ostsee der Befehl ertheilt worden, der Blockade mit Wahrnehmung jeder günstigen Gelegenheit entgegenzutreten. Demzufolge waren die beiden Schrauben-Korvetten Arcona und Nymphe unter dem Capitän zur See Jachmann von Swine-

münde und zwei Abtheilungen Dampfkanonenboote unter Capitän Kuhn aus Stralsund ausgelaufen, zu denen das Dampf-Aviso Loreley von Thiessow her stieß. Am 17. März bekam Capitän Jachmann bei dem Vorgebirge Arcona (auf Rügen) sieben dänische Kriegsschiffe in Sicht (1 Linienschiff, 2 Fregatten, 2 Korvetten, 1 Panzerschooner, sämmtlich Schraubenschiffe). Capitän Jachmann beschloß den Angriff trotz der ihm gegenüberstehenden großen Ueberlegenheit: er wollte den Dänen wenigstens zeigen, daß sie nicht mehr unbestritten Herren der Ostsee seien. Er ließ die Dampfkanonenboote, die nach den Umständen nicht unmittelbar mit zu verwenden waren, unter Land zurückziehen, „Arcona", „Nymphe" und „Loreley" aber in einer offenen Ordnung aufstellen. Die dänischen Schiffe hatten sich gleichfalls gesammelt und in zwei Reihen aufgestellt. Um 2 Uhr eröffneten die preußischen Schiffe das Feuer, welches von den Dänen alsbald erwidert wurde. Das Gefecht währte volle drei Stunden. Erfolge konnten die preußischen Schiffe bei der Ueberzahl der dänischen Fahrzeuge und Geschütze (179 dänische Kanonen gegen 56 preußische) nicht erwarten. Nach tapferem, ehrenvollem Gefecht zogen sich die preußischen Schiffe, von der Uebermacht lebhaft verfolgt, nach Swinemünde zurück und erreichten glücklich den Hafen. Der Kampf der jungen Marine, in welchem Offiziere und Mannschaften die größte Kaltblütigkeit, Ruhe und Sicherheit zeigten und die See-Artillerie eine große Tüchtigkeit bewährte, erregte überall eine freudige und lebhafte Theilnahme. Die Dänen gaben es in Folge dieses Gefechtes auf, die Blockade ernstlich zur Ausführung zu bringen.

Die Beschießung der Düppeler Schanzen. Trotz der Schwierigkeiten, die der Bau der Batterien vor Düppel in dem schweren Boden und bei abwechselndem Schnee- und Regenwetter darbot und trotz der noch größeren Mühen, die gewaltigen Belagerungsgeschütze in den grundlosen Wegen vorwärts zu bringen, war es dennoch bis Mitte März gelungen, die ersten Batterien zu beendigen und zu bewehren. Am 15. März begann (bei Gammelmark) die Beschießung. Trotz des sturmartigen Westwindes bewährte sich von vorn herein die Tüchtigkeit der preußischen Artillerie und ihrer Geschütze. In den Schanzen war die bedeutende Wirkung der Geschosse alsbald zu bemerken: selbst bis Sonderburg auf Alsen, auf eine Entfernung von mehr als einer halben deutschen Meile, trafen die Kugeln mit bewunderungswürdiger Sicherheit. — Um das Fortschreiten der Belagerungsarbeiten zu stören und die Preußen aus ihren Stellungen zu verdrängen, machten die Dänen vielfach Ausfälle aus den Schanzen mit erheblichen Truppenmassen, wobei es zu ernsten Gefechten kam. So am 17. März, wo die (westphälische) Brigade Göben im heftigsten Feuer den feindlichen Angriff auf Rackebüll siegreich zurückschlug, während die (brandenburgischen) Brigaden Röder und Canstein das Dorf Düppel in lebhaftem Gefechte nahmen und auch das vorliegende Gebiet behaupteten, so daß die preußischen Vorposten bis auf wenige hundert Schritte von den Schanzen vorrücken konnten. Vergeblich suchten die Dänen vom Alsenhunde her durch eine ganze Flotte von Kanonenbooten und Kriegsschiffen aus weiter Ferne die preußischen Batterien bei Gammelmark zu zerstören; sie mußten sich ohne Erfolg wieder entfernen. Von Seiten der Preußen wurde aber die Beschießung der Schanzen regelmäßig

fortgesetzt und durch dieses Bombardement ein Theil der Schanzen von Tage zu Tage unbrauchbarer und so für den endlichen Sturm zugänglicher gemacht.

Um sich aber den Schanzen unmittelbar nähern zu können, mußten zunächst gedeckte Stellungen durch Anlegung von Laufgräben gewonnen werden. Zu solchem Zwecke erhielt die (brandenburgische) Brigade Raven am Abend des ersten Osterfeiertages den Befehl, die feindlichen Vorposten noch weiter zurückzuwerfen, damit die Erdarbeiten vor Störung gesichert würden. Am andern Morgen (28. März) um 2 Uhr rückten die Truppen in der größten Stille aus. Um ¼4 Uhr trafen sie auf den Feind: ohne einen Schuß zu thun, stürzten sie sich auf denselben, warfen ihn und nahmen von der vorgeschriebenen Stellung Besitz. Kaum hatten sie die Arbeit des Eingrabens begonnen, so kehrte der Feind mit verstärkter Macht zurück. Die Preußen aber drängten ihn wiederum zurück und rückten nunmehr bis dicht an die Schanzen vor. Gegen diese Stellung eröffneten die Dänen aus den Schanzen ein mörderisches Feuer, und nachdem inzwischen der Tag angebrochen war, griff auch „Rolf Krake" vom Wenningbunde her die preußischen Truppen mit einem Hagel von Kartätschen und Granaten an. Diese gingen nunmehr bis zu der vorher eroberten Stellung, auf die es von vorn herein abgesehen war, zurück und behaupteten dieselbe. Der beabsichtigte Erfolg war vollständig erreicht und schon in der Nacht zum 30. März konnten die Preußen in aller Stille und ohne Störung Seitens des Feindes die erste Parallele zur gedeckten Annäherung an die Schanzen anlegen. In den folgenden Nächten wurde sie erweitert und mit Geschützen versehen, und am 2. April konnte das Bombardement auf die Schanzen aus den Batterien beginnen.

An demselben Tage aber sollte an anderer Stelle ein Unternehmen versucht werden, dessen Gelingen alle weiteren Belagerungsarbeiten und die Erstürmung der Schanzen überflüssig gemacht hätte. Alles war heimlich vorbereitet, um schon damals einen Uebergang nach Alsen zu unternehmen, so den Dänen in den Rücken zu kommen und ihr Heer zu vernichten. Von Ballegaard aus sollte die Hälfte des preußischen Heeres auf 140 Pontons und Kielbooten über die Alsen-Föhrde übergesetzt werden. Gleichzeitig sollte die preußische Flotte auslaufen, damit die dänischen Kriegsschiffe von Alsen abgezogen würden und den Uebergang nicht hindern könnten. Um aber die Aufmerksamkeit der Dänen von dem Unternehmen abzulenken, wurde gleichzeitig ein allgemeines Bombardement der Schanzen angeordnet. Der Plan war reiflich überlegt, alle Vorbereitungen glücklich und ungemerkt durchgeführt. In der Nacht zum 2. April wurden die Pontons auf Bauerwagen von allen Seiten heimlich herbeigeschafft. Um 1 Uhr Morgens war Alles zur Stelle. Inzwischen war das bisherige schöne Wetter starkem Wind und Regen gewichen. Um Mitternacht hatte sich Sturm erhoben, der die Wellen mit Macht an das Ufer peitschte. An der Küste entstand eine völlige Brandung. Die Sachverständigen erklärten es für ganz unmöglich, auch nur ein Ponton ins Wasser zu bringen, die Wellen mußten es sofort füllen und zum Sinken bringen. Vollends aber werde man das Landen an dem anderen Ufer gar nicht in der Gewalt haben. Der Macht der Elemente gegenüber mußte auf den Versuch verzichtet werden. Die Truppen, die zur Einschiffung bereit

standen, wurden zurückgezogen. Bevor der Tag anbrach, waren sämmtliche Fahrzeuge wieder vom Ufer entfernt. So war ein Unternehmen aufgegeben, welches, wenn es gelang, viele Opfer, besonders den Sturm auf Düppel erspart und Alsen schon damals in die Hand der Preußen gebracht hätte. Doch, das völlige Gelingen sollte eben nicht durch einen, sondern durch zwei Ruhmestage erreicht werden, durch den Sturm der Düppeler Schanzen und durch die spätere Eroberung von Alsen. Während das „Project von Ballegaard" scheiterte, war das zur Verdeckung desselben angeordnete Bombardement der Schanzen mit aller Macht ausgeführt worden, und die Dänen wurden dadurch in der That in die Täuschung versetzt, daß bereits der Sturm auf die Schanzen beabsichtigt sei. Das gewaltige Feuer der preußischen Batterien war nicht blos auf die Schanzen, sondern auch gegen die Stadt Sonderburg, den dänischen Hauptwaffenplatz auf der Insel Alsen gerichtet, und die Wirkung war eine so mächtige, daß ein großer Theil der Stadt bald in Flammen stand. Da jedoch der Plan von Ballegaard, den das Bombardement unterstützen sollte, aufgegeben war, so kam es nunmehr darauf an, vor dem eigentlichen Sturme erst noch die Annäherungsarbeiten fortzusetzen. Bis zum 14. April wurden noch zwei weitere Parallelen angelegt; König Wilhelm wollte, daß die Arbeiten so dicht wie möglich an die Schanzen hinan fortgeführt würden, damit die Truppen beim eigentlichen Sturme nur eine geringere Strecke zu durchlaufen hätten und daher die Zahl der Opfer geringer wäre.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen war auf den 18. April angesetzt. Schon mehrere Tage zuvor waren die sechs Sturmcolonnen, welche das Unternehmen ausführen sollten (je eine Compagnie von jedem Bataillon Infanterie) ausgeloos't worden. Die Mannschaften, die der gefahrvollen Ehre theilhaftig werden sollten, hatten sich dazu durch den gemeinsamen Genuß des heiligen Abendmahls in ernster Weise vorbereitet. Am frühen Morgen rückten sie in die dritte Parallele. Um 4 Uhr früh begann ein neues Bombardement aus allen preußischen Batterien; um 10 Uhr sollte der Sturm beginnen. Zehn Minuten vorher trat ein Feldgeistlicher an die Sturmcolonnen und hielt an dieselben eine einfache, aber ergreifende Ansprache, der alle mit entblößtem Haupte und Thränen in den Augen zuhörten. Darauf beteten die Truppen ein stilles Gebet und dann segnete sie der Prediger und rief: „Gehet mit Gott."

In demselben Augenblicke schwieg das Feuer der Geschütze. Es war 10 Uhr. Eine lautlose kurze Pause folgte, dann schlugen die Tambours den Sturmmarsch, drei Musikchöre spielten: „Ich bin ein Preuße," und mit tausendstimmigem Hurrah ging es auf die Schanzen los. Der Feind begrüßte die Angreifer mit dem heftigsten Infanterie- und Kartätschfeuer, aber dasselbe vermochte den Ungestüm der vorwärts stürmenden Truppen nicht aufzuhalten. Ohne einen Schuß zu thun, eilten sie vorwärts, unaufhaltsam ging jede Colonne auf die ihr bezeichnete Schanze los. Die Kartätschen fielen wie dichter Hagel ein; aber mit der klingenden Musik hinten, die Pioniere voran, stürmten die Truppen auf die Schanzen los, warfen über die davorliegende doppelte Eggenreihe Sandsäcke, schnitten und zerhieben die Drahtgitter und erstiegen in beständig wechselndem Zickzacklaufe die Schanzen. An einer Stelle standen die Stürmenden vor Pallisaden, eine Oeffnung war nirgends vor-

handen. Da trat, wie erzählt wird, ein einfacher Pionier (Klinke) vor und sagte zum Offizier: „ich werde Luft schaffen, besser einer als zehn." Damit warf er einen Pulversack unter die Pallisaden und stieß die Lunte hinein. Halb verbrannt flog er selbst nach der einen, die Pallisaden nach der anderen Seite und durch die gewonnene Oeffnung ging die Colonne zum Siege vor.

Nach zehn Minuten schon wehte die erste preußische Fahne von der sechsten Schanze, dem riesigsten der Werke, kurz darauf von der ersten, dritten und fünften, dann nach heftigem Kampfe auch von der vierten und zweiten. Am wildesten wogte der Kampf um die Schanzen 8, 9 und 7; doch auch diese Werke fielen den ungestümen Angreifern bald in die Hände. Die Dänen leisteten tapfere Gegenwehr, besonders die Kanoniere, welche zum Theil bis auf den letzten Mann bei den Geschützen blieben. Der größte Theil der in den Schanzen selbst kämpfenden Dänen wurde gefangen; die weiterhin stehenden dänischen Truppen wandten sich alsbald zum Rückzuge über die beiden großen Brücken nach Alsen. Die Preußen aber hatten kaum die Schanzen in ihrer Gewalt, als auch die hinter den Sturmcolonnen im zweiten Treffen stehenden Truppen schon nachstürmten. Aufgelöst in eine lange Kette, trieben sie die Dänen vor sich her und gestatteten ihnen keinen Aufenthalt. Vergebens war das heftige Kartätsch- und Granatfeuer von den Batterien der Insel Alsen, von den Wällen der Brückenköpfe und von dem in der Bucht herandampfenden Panzerschiff Rolf Krake; unaufhaltsam drangen die preußischen Truppen vor und eroberten die beiden Brückenköpfe. Die Flucht der Dänen nach Alsen hatten sie jedoch nicht mehr zu hindern vermocht. — Um 2 Uhr war kein Feind mehr diesseits des Alsensundes. Die zehn Schanzen, das dahinter liegende feste Lager, die beiden Brückenköpfe waren genommen, die Düppelstellung war in den Händen der Preußen. Kein Kampf mehr, nur über den Alsensund einher donnerte noch das Feuer der Geschütze. Bald schwieg auch dieses.

Ein großer Sieg war in wenig Stunden errungen. Prinz Friedrich Karl, der mit dem Kronprinzen, den übrigen Prinzen und dem greisen Feldmarschall Wrangel auf einem nahen Hügel hielt, entblößte, als er die glückliche Kunde erhielt, sein Haupt und dankte Gott für den herrlichen Erfolg. Der Sieg hatte manch schweres Opfer gekostet. Etwa 70 Offiziere und nahezu 1200 Mann waren todt oder verwundet, aber so schmerzlich diese Verluste waren, sie standen nicht im Verhältniß zur Größe des Errungenen. Die Dänen hatten ihrerseits weit über 5000 an Todten und Verwundeten. Vom König Wilhelm kam wenige Stunden nach beendigtem Kampfe ein Telegramm in folgenden Worten an Prinz Friedrich Karl: „Nächst dem Herrn der Heerschaaren verdanke ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung aus und Meinen königlichen Dank für ihre Leistungen." Der König wollte es sich aber nicht versagen, seine tapferen Truppen selber zu sehen. Er begab sich alsbald nach den Herzogthümern, wo er von der Bevölkerung, sowie von dem Heere mit Begeisterung empfangen wurde. Bei Gravenstein hielt er eine Besichtigung der Sturmcolonnen ab und richtete an dieselben erhebende Worte des Dankes. Dann besuchte er die Verwundeten in den Lazarethen und sprach jedem Einzelnen Trostesworte zu. Der Bevöl-

kerung der Herzogthümer aber gab der König die Versicherung, daß er ihre Sache zu einem guten Ende führen werde, und durch ganz Deutschland ging jetzt die Zuversicht, daß die Befreiung der deutschen Brüder in Schleswig und Holstein von der dänischen Herrschaft wahrhaftig und vollständig erreicht werden müsse. Die Tapfersten der Düppelkämpfer wurden ausgewählt, um die eroberten Geschütze (mehr als 100 an der Zahl) nach Berlin zu geleiten, wo am 4. Mai der feierliche Einzug unter dem Jubel der Bevölkerung stattfand.

Bald nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen rückte der größere Theil der preußischen Truppen mit dem Belagerungsgeschütz aus dem Sundewitt ab, um an dem weiteren Vorgehen in Jütland Theil zu nehmen. Zunächst sollte die Festung Fridericia belagert werden. Dort stand der General von Gablenz mit dem österreichischen Armeecorps. Der größere Theil der preußischen Garden war in der letzten Zeit nach Düppel gezogen worden und hatte sich am dortigen Siege betheiligt. Jetzt kehrten dieselben vor Fridericia zurück. Die Vorbereitungen zur Belagerung der Festung wurden mit Eifer getroffen. Die Dänen aber warteten dieselbe nicht ab. Vermuthlich verzweifelten sie, daß die Festung, zumal gegen die preußische Artillerie, sich würde halten können, und um ihre Besatzungsarmee zu retten, zogen sie vom 27. bis 29. April mit Zurücklassung von 197 Geschützen heimlich nach der Insel Fühnen ab. Am 29. April konnten die Oesterreicher und Preußen ohne Schwertstreich in Fridericia einziehen.

Unterdeß waren die preußischen Truppen auf dem linken Flügel weiter nach dem Norden von Jütland vorgerückt. Dabei gab es vielfach kleinere Vorpostengefechte, stets siegreich für Preußen, — die Dänen aber zogen sich immer weiter zurück und nach wenigen Tagen schon war ganz Jütland bis zum Lymfjord, einer Meerenge, welche die nördlichste Spitze der Halbinsel abschneidet, von den Preußen besetzt.

Zu derselben Zeit hatte bei Helgoland das kurz vorher in der Nordsee vereinigte österreichisch-preußische Geschwader (zwei österreichische Fregatten und drei preußische Kanonenboote) ein Seegefecht gegen drei dänische Fregatten zu bestehen. Nach einem zweistündigen Kampfe, in welchem die preußischen kleinen Schiffe sich durch die Schnelligkeit ihrer Manöver und durch die Vortrefflichkeit ihrer Geschütze auszeichneten, zogen sich die Dänen nordwärts zurück, die preußischen und österreichischen Schiffe nach Cuxhafen.

Die Londoner Conferenzen. Unterdeß war es den eifrigen Bemühungen Englands, welches der Sache Dänemarks eine große Theilnahme widmete, gelungen, die übrigen Mächte, welche das frühere Londoner Protocoll unterzeichnet hatten, zu gemeinsamen Conferenzen Behufs Beilegung des dänischen Streites zu bestimmen. Preußen hatte sich zur Theilnahme an solchen Berathungen nur unter der Bedingung bereit erklärt, daß nicht mehr die früheren Abmachungen mit Dänemark, die sich thatsächlich als ungenügend erwiesen hatten, um das deutsche Recht in den Herzogthümern zu schützen, als Grundlage der Conferenzen betrachtet würden. Ferner verlangten Preußen und Oesterreich, daß auch der deutsche Bund zu den Verhandlungen zugezogen würde. Beides wurde zugestanden, und so kamen denn die Conferenzen im April zu Stande. Dieselben vermittelten zunächst einen Waffen-

stillstand. Bei den weiteren Verhandlungen erklärte der preußische Minister von Bismarck im Einverständniß mit Oesterreich, daß Preußen sich von allen Verpflichtungen gegen den König von Dänemark frei fühle und in Gemeinschaft mit den übrigen Großmächten eine anderweitige Regelung der Herrschaft über Schleswig-Holstein anbahnen wolle. Bei dieser Regelung müßten neben der gewissenhaften Prüfung der Erbansprüche vorzugsweise die Interessen und Wünsche der Herzogthümer selbst, ferner die Interessen Deutschlands ins Gewicht fallen. Diese bestimmte Erklärung Preußens hatte sofort zur Folge, daß fast alle Mächte, mit Ausnahme Dänemarks, die Londoner Uebereinkunft von 1852 fallen ließen. Dänemark aber widerstrebte auch bei den weiteren Verhandlungen jeder Anerkennung der staatlichen Selbstständigkeit der Herzogthümer; um so entschiedener verlangte Preußen die Trennung derselben von Dänemark, die Herstellung eines besonderen Schleswig-Holsteinschen Staatswesens in inniger Verbindung mit Deutschland. Die anderen Mächte zeigten sich geneigt, auf eine solche Lösung einzugehen. Um die Gunst dieser Stimmung zu benutzen und eine rasche Erledigung herbeizuführen, einigte sich die preußische Regierung mit der österreichischen dahin, die Verbindung von Schleswig und Holstein zu einem eigenen Staate vorzuschlagen, und zwar unter der Herrschaft des Prinzen von Augustenburg, Falls die Rechte desselben als gültig anerkannt würden. Dabei sollten aber die Herzogthümer jedenfalls in eine enge und gesicherte Verbindung zu Schutz und Trutz mit Deutschland treten.

Ein Theil der anderen Mächte, besonders Frankreich, gingen bereitwillig auf die Gründung eines eigenen Schleswig-Holsteinschen Staates ein; nur über die Ausdehnung, in welcher Schleswig dem neuen Herzogthume zugewiesen werden sollte, herrschten Meinungsverschiedenheiten, indem verlangt wurde, daß der nördliche Theil, dessen Bevölkerung zum Theil dänisch spricht, bei Dänemark verbleibe. Ueber die Grenze aber, bis zu welcher dieser dänische Theil reichen sollte, gingen die Ansichten weit auseinander. Dänemark beharrte jedoch bei der Ablehnung aller gemäßigten Vorschläge, selbst als alle Mächte zur Annahme derselben drängten. Hieran scheiterten alle Versuche zur Verständigung und die Conferenzen gingen bei Ablauf des Waffenstillstandes fruchtlos auseinander. Preußen hielt sich nunmehr, da der Krieg von Neuem beginnen mußte, an keinen der Vorschläge mehr gebunden, die es während der Conferenzen um einer raschen Verständigung willen gemacht hatte.

Es schien einen Augenblick zweifelhaft, ob Oesterreich bereit sein würde, die kriegerische Gemeinschaft mit Preußen weiter fortzusetzen. England zumal setzte Alles daran, Oesterreich jetzt von Preußen zu trennen. Aber eine Zusammenkunft des Königs Wilhelm mit dem Kaiser von Oesterreich und ihrer Minister von Bismarck und Graf Rechberg in Karlsbad diente dazu, das frühere Einverständniß neu zu befestigen und bestimmte Verabredungen über den weiteren Feldzug zu treffen. Vor Allem kam es darauf an, die gänzliche Besitznahme von Schleswig durch die Eroberung der Insel Alsen zu vollenden, ferner ganz Jütland zu besetzen.

Die Eroberung der Insel Alsen (29. Juni 1864). Unmittelbar nach Ablauf des Waffenstillstandes ertheilte Prinz Friedrich Karl, welcher inzwischen zum Oberfeldherrn ernannt worden war, dem General Her-

warth von Bittenfeldt den Befehl, in den nächsten Tagen vom Sundewitt aus eine Landung an der Insel Alsen zu unternehmen. Der General beschloß, am 29. am frühen Morgen mit seinem ganzen Corps auf bereit gehaltenen Booten und auf Pontonbrücken den Alsensund zu überschreiten. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens waren sehr bedeutend. Die Kriegsgeschichte kennt nur wenige Beispiele eines Flußüberganges im Angesichte des Feindes; hier aber galt es, einen Meeresarm zu überschreiten, dessen Breite, Tiefe und reißende Strömung das Schlagen einer Brücke nicht möglich machten, dessen feindliches Ufer mit zahlreichen, wohl armirten Batterien und Schanzen dicht besetzt war. Es galt, sich dem fremden Elemente auf einer Anzahl leichter Boote anzuvertrauen, nicht nur von Wetter und Wind, sondern auch von zahlreichen, das Meer beherrschenden feindlichen Kriegsschiffen bedroht, unter denen die gepanzerten Kriegsschiffe besonders schwere Gefahren bringen konnten; und selbst wenn die Landung der ersten Bataillone glückte, so mußte man darauf gefaßt sein, auf einen überlegenen Feind zu stoßen, der, längst auf diesen Angriff vorbereitet, während der Waffenruhe Zeit genug gehabt hatte, seine Truppen neu zu organisiren und alle Vorkehrungen zu treffen, um jeden Landungsversuch energisch zurückzuweisen. Aber der preußische Befehlshaber wußte, daß er das schwierige Unternehmen Truppen von erprobtem Unternehmungsgeiste und von kaltblütiger Unerschrockenheit anvertraute. Das Unternehmen wurde kühn beschlossen, sorgsam vorbereitet und dann mit einer solchen Schnelligkeit und Energie ausgeführt, daß der vollständige und glänzende Sieg mit verhältnißmäßig geringen Opfern errungen wurde. Man hatte von allen Seiten weither 160 flachgehende Kähne auf Wagen herbeigeschafft und vier Pontonnier-Compagnien waren zur Besetzung derselben mit Ruderkräften herbeigezogen. In der Nacht zum 28. Juni wurden die Batterien am Ufer gegenüber Alsen mit schwerem Geschütz verstärkt. In der folgenden Nacht wurden die Boote auf vier verschiedenen Punkten unbemerkt vom Feinde ans Ufer gebracht. Die Truppen sammelten sich mit Einbruch der Finsterniß; um Mitternacht traf General Herwarth mit seinem Stabe ein. Die Leute waren mit Mützen bekleidet, ohne Gepäck. Mit dem Schlage 2 Uhr am Morgen des 29. Juni wurden die Kähne ins Wasser gesetzt und, nachdem sie bis zur Gürteltiefe hineingebracht waren, von den Mannschaften bestiegen. Zuerst sollte die Division des Generals von Manstein übergehen, die jetzt aus der brandenburgischen Brigade Röder und der westphälischen Brigade Göben bestand, — ihr sollte General von Wintzingerode mit der westphälischen Brigade Schmid und der brandenburgischen Canstein folgen. Mit den zur Ueberfahrt vorhandenen Mitteln konnten jedes Mal nur 3½ Bataillone gleichzeitig übergehen. Jede Abtheilung stieg an vier verschiedenen Punkten in die Boote und sollte an eben so vielen Stellen auf einer gegenüberliegenden Landspitze aussteigen. Die Brigade Röder und das brandenburgische Jägerbataillon gingen als Avantgarde zuerst über. Die Generale von Manstein und Röder befanden sich in den vordersten Booten. Als die Boote etwa 200 Schritt vom Ufer entfernt waren, knallten ihnen, weithin durch die Dämmerung sichtbar, die ersten Schüsse der feindlichen Postenkette entgegen. Die Mannschaften in den Booten erwiderten das Feuer und beantworteten den ersten Kartätschenhagel mit einem donnernden Hurrah. Sie

näherten sich dem jenseitigen Ufer: aus den Booten springend und am seichten Strande durch das Wasser watend, gewannen sie den feindlichen Boden, erstürmten die Batterien und warfen den Feind, der seine Gräben hartnäckig zu vertheidigen suchte, in das nahe Gehölz Fohlenkoppel zurück. Inzwischen hatten die Dänen auf der ganzen Insel Feuerzeichen ausgesteckt, welche den preußischen Angriff, weithin leuchtend, anzeigten. Die Boote eilten indessen, von den rastlos rudernden Pionieren geführt, nach dem anderen Ufer zurück. Begünstigt von stiller See ging das Uebersetzen in verhältnißmäßig kurzer Zeit glücklich von Statten. Auch die Artillerie, die Cavallerie, die Aerzte mit den Ambulancen wurden auf zwei aneinander befestigten Pontons übergesetzt. Der Feind suchte die Ueberfahrt durch ein heftiges Artilleriefeuer von einer seitwärts liegenden Schanze zu stören. Auch der „Rolf Krake" kam aus einer Bucht herbei und bestrich den Sund der ganzen Länge nach mit seinem Bombenfeuer. Die trefflich gezielten Schüsse der preußischen Ufer-Batterien nöthigten ihn aber nach kurzer Zeit, das Weite zu suchen. Um 4 Uhr Morgens waren die 11 Bataillone der Division Manstein am Ufer von Alsen und rückten nach Süden vor. Die Fohlenkoppel wurde alsbald genommen. Beim Dorfe Kjär hatten sich die Dänen gesammelt und Verstärkung herangezogen, und leisteten den zuerst vorgerückten Brandenburgern heftigen Widerstand. Bald aber eilten die inzwischen übergesetzten Abtheilungen der Brigade Göben nach, auch Feldartillerie rückte herbei, und um 6 Uhr war der Kampf bei Kjär zu Gunsten der Preußen entschieden. Um 8 Uhr war die Stadt Sonderburg genommen. Die Dänen steckten sie beim Abziehen in Brand; den preußischen Truppen gelang es, den Brand zu dämpfen. Der Rückzug der Dänen wurde immer eiliger. Noch zweimal kam es zu ernstem Gefechte, aber die Widerstandskraft der Dänen war gebrochen, und mit großem Verluste eilten sie durch die Halbinsel Kekenis nach ihren Schiffen. Prinz Friedrich Karl hatte sich inzwischen auch nach Sonderburg übersetzen lassen und war von dort den verfolgenden Truppen nachgeeilt, überall mit lebhaftem Jubel begrüßt. Die Verluste der Dänen waren sehr bedeutend; sie ließen weit über 2000 Gefangene in den Händen der Preußen, nahezu 1000 Mann mochten todt oder verwundet sein. Den Preußen kostete der glorreiche Tag nur 373 Mann an Todten und Verwundeten. Prinz Friedrich Karl konnte von demselben in einem Armeebefehle an die verbündete Armee sagen: „Es war ein in der Kriegsgeschichte einzig dastehender Uebergang über einen Meeresarm, ein Sturm zu Wasser gegen gut vertheidigte Schanzen." In allen Ländern wurde der klug ersonnenen, rasch und kräftig ausgeführten Eroberung der stark befestigten Insel laute Bewunderung gezollt.

Der Tag von Alsen hatte alsbald auch die wichtigsten Folgen für die Stimmung in Dänemark. Durch den betäubenden Schlag, den die Preußen unerwartet geführt, sank der zum Kriege drängenden Partei in Kopenhagen der Muth. Man traute den Preußen nunmehr Alles zu, man sah sie im Geiste bereits auch nach der Insel Fühnen übersetzen und von da nach Seeland und Kopenhagen ziehen. So wurde denn der prahlerische Ton dort mit einem Male sehr kleinlaut, und der König von Dänemark selbst machte sich von dem Rathe der Kriegspartei los und berief neue Minister, welche die

Aufgabe erhielten, durch ein Einlenken auf der Bahn des Friedens Dänemark vor weiteren Verlusten zu bewahren. Vor Allem sollte ein Waffenstillstand erstrebt werden.

Die letzten Kriegsthaten; der Friede zu Wien. Bevor es aber zum Waffenstillstand kam, setzten die verbündeten Mächte Alles daran, wo möglich noch ganz Jütland in ihre Gewalt zu bekommen. Gleich nach der Eroberung Alsens stieß ein großer Theil der bisher im Sundewitt stehenden Preußen zu der Armee in Jütland. Der General Vogel von Falckenstein ging am 9. u. 10. Juli mit seinem Corps auf 100 Kähnen über die vom Sturm heftig bewegte Meerenge Lympfjord, ohne daß die Dänen einen Versuch machten, ihn daran zu hindern. Dieselben suchten sich vielmehr nur aufs Schleunigste nach der Insel Fühnen zu retten. Die preußischen Truppen gingen ungehindert weiter gegen Norden, während General von Gablenz die westlichen schmäleren Uebergänge des Lympfjords, den Otte-Sund überschritt. Schon am 14. Juli wurden in Skagen auf der nordöstlichsten Spitze Jütlands die Fahnen der beiden deutschen verbündeten Mächte aufgepflanzt. Wenige Tage darauf wurden auch die Inseln Sylt und Föhr an der westlichen Küste von Schleswig durch einen kühnen Handstreich von den Oesterreichern besetzt. Der dänische Schiffscapitän Hammer, welcher auf den Inseln eine schwere Gewaltherrschaft geübt hatte, suchte auf seinem Schiffe zu entkommen, wurde aber von preußischen Kanonenbooten ereilt und gefangen genommen.

Dänemark aber hatte unmittelbar nach der Eroberung von Alsen um Bewilligung eines Waffenstillstandes Behufs Friedensunterhandlungen gebeten. Am 20. Juli wurde von den verbündeten Mächten eine vorläufige Waffenruhe bewilligt, jedoch nur bis zum 31. Juli, um sich zunächst überzeugen zu können, ob es Dänemark diesmal mit den Friedensgedanken Ernst sei. Die Verhandlungen wurden alsbald in Wien begonnen, wohin sich der preußische Minister von Bismarck von Gastein, wo er mit dem Könige verweilte, selbst begab. Bei diesen Verhandlungen verlangte Preußen alsbald, daß von den Bedingungen, welche die verbündeten Mächte noch in London zugestehen wollten, die aber von Dänemark dort zurückgewiesen waren, nicht mehr die Rede sein, vielmehr nur die gänzliche Abtretung der drei Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg Seitens der Krone Dänemark die Grundlage des Friedens sein dürfe. Preußen war entschlossen, die Waffenruhe nicht über den 31. Juli hinaus zu verlängern, falls bis dahin nicht seine Grundlage Seitens Dänemarks angenommen wäre. Außerdem verlangte die preußische Regierung, daß der Friede ohne jede fremde Einmischung zu Stande käme, und daß die Herzogthümer lediglich zu Händen Preußens und Oesterreichs abgetreten würden, vorbehaltlich der weiteren rechtlichen und politischen Entscheidung über die Zukunft der Herzogthümer. Oesterreich schloß sich diesen bestimmten Absichten Preußens an. Am 30. Oktober kam der endgültige Friede zu Wien zu Stande, in welchem der König von Dänemark alle seine Rechte auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtrat und sich zugleich verpflichtete

alle Anordnungen, welche die beiden Fürsten in Bezug auf diese Herzogthümer treffen würden, anzuerkennen.

Durch diesen Friedensschluß, durch die gänzliche Befreiung der drei Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg von jeder Verbindung mit Dänemark war einer der sehnlichsten Wünsche des deutschen Volkes, ein Wunsch, der seit langen Jahren die Herzen aller Patrioten bewegt hatte, weit über die kühnsten Erwartungen hinaus erfüllt; für Deutschland war ein Zuwachs an Land, an Macht und Einfluß gewonnen, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall gewesen war.

Preußen und Oesterreich nahmen die Länder, welche Dänemark an sie abgetreten hatte, zuvörderst in gemeinsame Verwaltung, indem sie sich vorbehielten, die weiteren Verhältnisse derselben einer gemeinsamen Entscheidung entgegenzuführen.

Die preußische Regierung verlangte, daß die sächsischen und hannöverschen Truppen, welche Namens des deutschen Bundes noch Holstein besetzt hielten, nunmehr von dort zurückgezogen würden, da der Zweck ihrer Sendung inzwischen durch Preußen und Oesterreich erfüllt und der Besitz von Holstein auf die deutschen Großmächte übergegangen war. Dieselben deutschen Staaten aber, welche der preußischen Politik von vorn herein widerstrebt hatten, versuchten auch jetzt das Verbleiben der Bundestruppen in Holstein durchzusetzen, um dadurch den Ansprüchen des Prinzen von Augustenburg auf die Herrschaft in Holstein eine Stütze zu gewähren. Die preußische Regierung dagegen zeigte sich entschlossen, dies nicht zu dulden und forderte den deutschen Bund zur Abberufung der Bundestruppen auf. Oesterreich schloß sich nach einigem Schwanken diesem Verlangen an, und die Mehrheit der Bundesregierungen sah sich zum Nachgeben genöthigt.

In Folge des bei dieser Gelegenheit hervorgetretenen Versuchs, die Befugnisse der Bundesversammlung willkürlich und zum Schaden Preußens auszudehnen, erklärte die preußische Regierung ausdrücklich: das Bestehen des deutschen Bundes beruhe darauf, daß alle Bundesglieder die Grenzen der Befugnisse desselben gewissenhaft beachten. Eine Herrschaft der Mehrheit des Bundes, welche ihr eigenes Belieben an die Stelle der Bundesverträge setzen wollte, würde Preußen nicht dulden. Preußen sei nur ein Glied desjenigen Bundes, dessen Gesetze in den Verträgen niedergelegt seien. Wenn die deutschen Regierungen auf die Vortheile, die ihnen der Bund gewähre, Werth legten, so müßten sie sich sorgfältig hüten, durch willkürliche Ueberschreitungen das gemeinsame Band zu zerreißen.

Das Heer und der innere Zwiespalt. Die Rückkehr der siegreichen preußischen Truppen, soweit sie nicht als Besatzung in den Herzogthümern blieben, fand im November und December, der feierliche Einzug derselben in Berlin am 7. und 17. Decbr. unter freudiger Begeisterung der gesammten Bevölkerung Statt. Am 18. Decbr. wurde auf Anordnung des Königs in allen Kirchen des Landes ein Friedens- und Dankfest gefeiert, um „dem allmächtigen Gott, welcher Unseren Waffen Seinen gnadenreichen Beistand geliehen, dafür öffentlich zu danken und dem Herrn die Ehre, die Ihm allein gebührt, zu geben." — In jenen Tagen, wo ein patriotisches Hochgefühl über die Leistungen des preußischen Heeres die gesammte Bevölkerung durch-

drang, durfte man hoffen, daß der frühere Zwiespalt über die neuen Heereseinrichtungen durch eine bereitwillige Verständigung beseitigt würde. Das Heer, wie es durch den König neu gestaltet worden, war jetzt der Stolz des ganzen Volkes geworden. Darauf gründete sich die Hoffnung, daß auch eine Einigung mit der Landesvertretung über die ruhmvoll erprobten Einrichtungen erfolgen werde. König Wilhelm sprach diese Hoffnung gleich bei der Eröffnung des Landtags zuversichtlich aus. „Nach einer halbhundertjährigen, nur durch ehrenvolle Kriegszüge von kürzerer Dauer unterbrochenen Friedensperiode," sagte er, „haben sich die Ausbildung und Mannszucht Meines Heeres, die Zweckmäßigkeit seiner Verfassung und seiner Ausrüstung in dem durch Ungunst der Witterung und durch den tapferen Widerstand des Feindes denkwürdigen Kriege glänzend bewährt. Es ist der jetzigen Organisation des Heeres zu verdanken, daß der Krieg geführt werden konnte, ohne die Erwerbs- und Familienverhältnisse der Bevölkerung durch Aufbietung der Landwehr zu beeinträchtigen. Nach solchen Erfahrungen ist es um so mehr Meine landesherrliche Pflicht, die bestehenden Einrichtungen aufrecht zu erhalten und zu höherer Vollkommenheit auszubilden. Es ist Mein dringender Wunsch," fügte der König dann hinzu, „daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen Meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine Ausgleichung finde. Die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden dazu beigetragen haben, die Meinungen über das Bedürfniß der verbesserten Organisation des Heeres aufzuklären. Die Rechte, welche der Landesvertretung durch die Verfassungs-Urkunde eingeräumt worden sind, bin Ich auch ferner zu achten und zu wahren entschlossen. Soll aber Preußen seine Selbstständigkeit und die ihm unter den europäischen Staaten gebührende Machtstellung behaupten, so muß seine Regierung eine feste und starke sein, und kann sie das Einverständniß mit der Landesvertretung nicht anders als unter Aufrechterhaltung der Heereseinrichtungen erstreben, welche die Wehrhaftigkeit und damit die Sicherheit des Vaterlandes verbürgen. Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist Mein ganzes Streben, Mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen werden Sie, wie Ich, nicht zweifeln, den Weg zur vollen Verständigung mit Meiner Regierung zu finden wissen und werden Ihre Arbeiten dem Vaterlande zum Segen gereichen."

Die Hoffnung des Königs sollte jedoch noch nicht in Erfüllung gehen; es zeigte sich bald, daß die Zeit zur Verständigung mit dem Abgeordnetenhause noch nicht gekommen war. Das Mißtrauen des Hauses gegen die Regierung ließ fürs Erste eine Versöhnung nicht zu; vielmehr dehnte sich der Widerspruch mehr und mehr auf die gesammte Thätigkeit der Regierung aus. Die sogenannte Fortschrittspartei, welche das Uebergewicht im Abgeordnetenhause hatte, machte den Versuch, durch Verweigerung aller Mittel zu neuen Ausgaben die Regierung zur Nachgiebigkeit in der Militärfrage zu zwingen. Alle neuen Bewilligungen sollten so lange versagt bleiben, bis die Regierung das Budgetrecht der Landesvertretung unbedingt anerkannt habe. Auch die nachträgliche Genehmigung der Kosten des ruhmvoll geführten Krieges wurde verweigert. Die Berathungen des Landtags schlossen abermals statt mit der ersehnten Verständigung unter noch größerer Entfremdung der Regierung und der Landesvertretung. Beim Schlusse der Sitzungen sprach jedoch der

Minister-Präsident von Bismarck von Neuem die Zuversicht der Regierung aus, daß den Bestrebungen derselben die endliche Anerkennung nicht fehlen werde. „Sr. Majestät Regierung," sagte er, „hat nur ein Ziel im Auge: die Wahrung der Rechte und der Ehre des Königs und des Landes, so wie sie verbrieft sind, so wie sie neben einander bestehen können und müssen. — — Sie lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher inne gehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation auch durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem Königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde."

Die Hoffnung der Regierung ging in Erfüllung, aber erst nachdem das preußische Heer in einem neuen Feldzuge unverwelkliche Lorbeeren und die preußische Politik neue, noch größere Erfolge errungen hatten.

Die Gasteiner Uebereinkunft (1865). Die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit, deren Lösung Dänemark gegenüber durch die Einigkeit der deutschen Großmächte erreicht war, führte in ihrer weiteren Entwickelung dazu, daß der alte Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich von Neuem zum Ausbruch und zur Entscheidung gelangte. Oesterreich schlug im November 1864 vor, die von Preußen und Oesterreich erworbenen Rechte an den Erbprinzen von Augustenburg abzutreten, vorbehaltlich der nachträglichen Prüfung anderweitiger Erbansprüche. Preußen dagegen verlangte vor jeder weiteren Entscheidung zunächst die sorgfältige Prüfung aller Erbansprüche; vornehmlich aber sollten gewisse Forderungen, welche Preußen unter allen Umständen an einen künftigen Schleswig-Holsteinschen Staat stellen müßte, im voraus gesichert werden. Der Minister von Bismarck erklärte (im Februar 1865): Die Herzogthümer würden bei ihrer geographischen Lage einen sehr ausgesetzten Angriffs- und Vertheidigungspunkt für Norddeutschland und für Preußen bilden, und in einer gesonderten militärischen Stellung nicht im Stande sein, sich selbst zu schützen. Preußen würde unter allen Umständen ihren Schutz und ihre Vertheidigung übernehmen müssen, deshalb müsse es auch die Mittel erhalten, diese Vertheidigung in wirksamer Weise jederzeit erfüllen zu können. Dazu gehöre vor Allem, daß die in Schleswig-Holstein vorhandenen Streitkräfte und militärischen Einrichtungen in den engsten Zusammenhang mit den preußischen treten und daß die Herzogthümer in jeder Beziehung einen Theil des preußischen Vertheidigungssystems bilden. Die Bedingungen, unter denen dies geschehen müsse, wurden von Preußen genau vorgelegt.

Diese sogenannten Februar-Bedingungen wurden jedoch von Oesterreich nicht angenommen. Auch der Prinz von Augustenburg ließ sich durch die Zuversicht auf Oesterreich und die kleineren deutschen Staaten dazu verleiten, die Forderungen, unter welchen Preußen in seine Einsetzung gewilligt hätte, von der Hand zu weisen. So kam denn die Angelegenheit fürs Erste zu keiner weiteren Entscheidung: einstweilen mußte die gemeinsame Verwaltung Preußens und Oesterreichs fortbestehen. Die preußische Regierung zeigte jedoch durch einen wichtigen Schritt, daß sie diejenigen Einrichtungen, welche sie zum dauernden Schutze der Herzogthümer, sowie im Interesse Preußens und Deutschlands für nothwendig erachtete, unter allen Umständen

durchzuführen entschlossen sei. Eine der wichtigsten Forderungen Preußens war die Einrichtung und Befestigung des Hafens von Kiel für die preußische Marine. Um zu zeigen, daß Preußen auf den Besitz dieses Hafens nicht wieder verzichten wolle, befahl König Wilhelm im Frühjahr 1865 die sofortige Verlegung der Hauptstation der preußischen Marine von Danzig nach Kiel. Zwar erhob Oesterreich lebhaften Widerspruch dagegen; doch wurde die Maßregel aufrecht erhalten und rasch durchgeführt.

Inzwischen traten die Anhänger des Prinzen von Augustenburg immer dreister in Schleswig-Holstein auf, indem sie das vermeintliche Erbrecht desselben als die einzig zulässige Grundlage der Entscheidung darstellten, den Absichten Preußens aber in jeder Beziehung Hindernisse zu bereiten suchten. Der österreichische Civil-Commissarius nahm das ungebührliche Treiben in seinen Schutz. Hierüber kam es zu ernsten Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich, welche im Sommer 1865 fast zum offenen Bruch geführt hätten. König Wilhelm verweilte damals gerade zur Kur in Karlsbad und begab sich von da nach dem Badeorte Gastein (gleichfalls in Oesterreich). Die dort gepflogenen Verhandlungen führten am 14. August 1865 zu der Uebereinkunft von Gastein, durch welche die Schwierigkeiten der gemeinsamen Verwaltung von Schleswig-Holstein beseitigt werden sollten, während zugleich einige der wichtigsten Forderungen Preußens in Betreff der künftigen Gestaltung der Dinge in den Herzogthümern anerkannt wurden. Die Ausübung der Rechte auf die Herzogthümer wurde derart getheilt, daß Preußen allein die Verwaltung von Schleswig, Oesterreich allein die Verwaltung in Holstein führen sollte. An allen Punkten von militärischer Wichtigkeit aber sollte schon jetzt Preußens bevorzugte Stellung zur Geltung kommen, ferner die Herzogthümer dem Zollverein beitreten, und Preußen berechtigt sein, einen anzulegenden Nord-Ostsee-Canal durch Holstein zu führen. **Das Herzogthum Lauenburg wurde schon jetzt gegen eine Abfindung von 2½ Millionen Thalern gänzlich an den König von Preußen überlassen.** Die Stände von Lauenburg hatten schon bald nach Beendigung des dänischen Krieges den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ihr Ländchen mit der Krone Preußen vereinigt werde. Am 15. Septbr. 1865 fand die Besitzergreifung Namens des Königs und am 26. Septbr. die feierliche Erbhuldigung vor dem Könige selbst in der St. Petrikirche zu Ratzeburg unter der freudigsten Stimmung der Bevölkerung Statt. Durch die Uebereinkunft von Gastein hatte die Politik Preußens wieder einen bedeutsamen Schritt vorwärts gethan; dieselbe war ein neuer wichtiger Erfolg der energischen und umsichtigen Thätigkeit des Ministers von Bismarck. König Wilhelm erkannte die Verdienste desselben an, indem er ihn in den Grafenstand erhob.

Zwiespalt mit Oesterreich. Die preußische Regierung hatte, um sich ein klares Urtheil über die Erbansprüche des Prinzen von Augustenburg auf Schleswig-Holstein zu bilden, das Kronsyndikat mit einer rechtlichen Untersuchung derselben beauftragt. Die Kronjuristen sprachen nach sorgfältiger Prüfung der Rechtsfrage die Ueberzeugung aus, daß der König Christian IX. von Dänemark sich in Folge des Abkommens von 1852 und 1853 in vollem rechtlichem Besitze der Herzogthümer befunden habe und daß die von ihm durch den Wiener Frieden an den König von Preußen und den Kaiser von

Oesterreich abgetretenen Rechte als die einzige Grundlage aller weiteren Entscheidungen zu betrachten seien, daß mithin die beiden verbündeten Mächte bei der Verfügung über die Herzogthümer nicht verpflichtet seien, andere Erbansprüche anzuerkennen, — daß aber insbesondere die Augustenburgischen Ansprüche gar keine rechtliche Geltung mehr haben, da der Vater des Prinzen Friedrich von Augustenburg durch einen im Jahre 1852 für sich und seine Erben geschlossenen Vertrag mit Dänemark gegen eine Geldabfindung auf alle Erbrechte verzichtet und alle Anordnungen des Königs von Dänemark unbedingt anerkannt habe. — Dieses Rechtsgutachten des Kronsyndikats blieb fortan die feste Grundlage für die weiteren Entschließungen der preußischen Regierung.

Auf Grund der Uebereinkunft von Gastein war in Schleswig ein preußisches Gouvernement unter dem General von Manteuffel, in Holstein eine österreichische Statthalterschaft unter dem General von Gablenz eingesetzt worden. Die Augustenburgische Partei konnte es jetzt in Schleswig nicht mehr wagen, ihre Umtriebe gegen Preußen fortzusetzen; desto eifriger aber suchte sie die öffentliche Meinung in Holstein zu Gunsten der Hoffnungen des Prinzen von Augustenburg zu erregen. Sie hielt große Massenversammlungen ab, wo unter den Augen des österreichischen Statthalters der Prinz von Augustenburg als „Herzog und als rechtmäßiger Landesherr" gefeiert und die Regierung Preußens gröblich geschmäht wurde. Die österreichische Verwaltung ließ dieses Treiben ungestraft gewähren und verletzte hierdurch die Rücksichten, die sie Preußen, als dem Mitbesitzer des Landes schuldig war. Die preußische Regierung erhob in Wien Beschwerde über dieses Verhalten und forderte die österreichische Regierung auf, dem verhängnißvollen Gegensatze in Holstein, der mit dem Geiste der Uebereinkunft von Gastein im Widerspruche stehe, ein Ziel zu setzen. Dabei wurde in dringendster Weise nochmals der Wunsch der preußischen Regierung ausgesprochen, auf der Grundlage des bisherigen Einverständnisses zwischen den beiden Monarchen und deren Regierungen auch ferner mit Oesterreich Hand in Hand zu gehen. Für den Fall aber, daß Oesterreich auf diese fernere Gemeinschaft nicht einen gleichen Werth legen sollte, behielt sich Preußen die völlige Freiheit seiner Entschließungen und engeren Verbindungen nach anderen Seiten vor. Die Anträge und Wünsche Preußens fanden in Wien nicht die gewünschte günstige Aufnahme; Oesterreich wies die dargebotenen Grundlagen einer engeren Gemeinschaft zurück. Die preußische Regierung mußte demzufolge auf weitere Verhandlungen mit Oesterreich verzichten; doch enthielt sie sich jedes Schrittes, der als Vorbereitung von Feindseligkeiten gegen Oesterreich gedeutet werden konnte. Da traten im März 1866 plötzlich mannichfache Anzeichen erheblicher österreichischer Rüstungen hervor, die nur gegen Preußen gerichtet sein konnten, und gleichzeitig erhielt die preußische Regierung Nachricht davon, daß Oesterreich heimlich bei den deutschen Regierungen angefragt habe, ob es im Falle eines Krieges mit Preußen auf ihren Beistand rechnen könne. Im Königreich Sachsen, dessen Regierung während des ganzen Verlaufes der Schleswig-Holsteinschen Sache am entschiedensten gegen Preußen aufgetreten war, wurde gleichfalls mit großer Anstrengung gerüstet. Nach kurzer Zeit waren in Oesterreich nach der preußischen Grenze hin erhebliche

Heeresmassen versammelt, und in der ganzen österreichischen Monarchie wurden die Truppenmärsche mit Eifer betrieben. König Wilhelm wollte zuerst an eine ernstliche Bedrohung von Seiten seines bisherigen Bundesgenossen nicht glauben, und entschloß sich nur zögernd zu einigen unumgänglichen Vorsichtsmaßregeln. Oesterreich gab auch fürs Erste beschwichtigende Erklärungen, setzte aber seine Rüstungen unablässig fort und suchte dennoch im Widerspruche mit den offenkundigen Thatsachen die Schuld der Friedenstörungen auf Preußen zu wälzen. Der Minister-Präsident Graf von **Bismarck** erließ dagegen (Ende März) eine Erklärung an alle deutschen Regierungen, in welcher er die aus den Rüstungen Oesterreichs entstandene Nothwendigkeit zu Vertheidigungsmaßregeln darlegte, zugleich aber ausführte, wie Preußen gegen die Gefahren, welche die Unzuverlässigkeit des österreichischen Bündnisses mit sich führe, Bürgschaften in einer engeren Verbindung mit den deutschen Staaten und in der festen Gestaltung der deutschen Bundesverhältnisse, zumal des Bundes-Militärwesens suchen müsse. Die einzelnen Regierungen wurden zu einer Aeußerung darüber aufgefordert, ob und in welchem Maße Preußen auf ihren guten Willen und auf ihre Unterstützung zu rechnen habe, Falls es von Oesterreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werde. Der preußische Minister kündigte an, daß im Falle einer unbefriedigenden Auskunft auf diese Fragen Preußen um so mehr genöthigt sein werde, auf eine Reform des deutschen Bundes zu dringen, nicht blos im preußischen, sondern auch im deutschen Interesse. „Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind," sagte er, „ist unsere Stellung wegen unserer geographischen Lage gefährdeter, als die der meisten anderen europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Völker nur noch leidend betheiligt sein würde. Dies zu verhüten sollten alle deutschen Regierungen als heilige Pflicht ansehen, und dazu mit Preußen zusammenstehen. Wenn der deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen dem großen Ziele der Entscheidung, das aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick über Europa kommen kann, entgegengehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksale Polens nicht schützen werde."

Die preußische Regierung sprach es somit von vorn herein klar aus, daß Falls es in Folge der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit zum Kriege kommen sollte, dieser Krieg eine entscheidende Bedeutung zugleich für die gesammten deutschen Angelegenheiten haben müsse. Die meisten Regierungen aber antworteten ausweichend. Sie wiesen wiederum blos auf die Entscheidung des deutschen Bundes hin, obwohl Preußen gerade in den Einrichtungen dieses Bundes die Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands vermißte. Die Haltung der deutschen Regierungen konnte daher Preußen nur in der Absicht bestärken, eine den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende Reform des deutschen Bundes ungesäumt ins Auge zu fassen.

Antrag auf eine Reform des deutschen Bundes. In der That stellte die preußische Regierung unmittelbar darauf (April 1866) am deutschen Bundestage den Antrag, daß **eine aus directen Wahlen und aus all-**

gemeinem Stimmrechte der ganzen Nation hervorgehende Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag einberufen werde, um Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der deutschen Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu berathen; in der Zwischenzeit aber bis zum Zusammentritte derselben sollten diese Vorlagen durch Verständigung der Regierungen unter einander festgestellt werden. Zur Begründung dieses Antrages wies Preußen darauf hin, daß eine Aenderung der deutschen Bundesverfassung schon seit langer Zeit und schon vor den Ereignissen des Jahres 1848 als ein unabweisliches Bedürfniß erkannt worden sei. In dieser Ueberzeugung stimme die preußische Regierung mit der ganzen deutschen Nation und nicht minder mit den von den übrigen deutschen Regierungen mehrfach bethätigten Ansichten überein. Auch Oesterreich habe bei der Berufung des Fürstentages im Jahre 1863 die Besorgniß ausgesprochen, daß die morschen Wände des Bundes den nächsten Sturm nicht aushalten möchten. Seitdem seien die Schäden der Bundesverfassung, vornehmlich während des dänischen Krieges, in ein noch helleres Licht gestellt worden. Die gegenwärtige politische Verwickelung aber lasse vollends die schweren Gefahren erkennen, welche aus einer längeren Fortdauer des unhaltbaren Zustandes für die Wohlfahrt und den Frieden des Vaterlandes erwachsen müßten. Noch bedenklicher würde es bei einer Bedrohung Deutschlands durch eine auswärtige Macht stehen. Bei der jetzigen Einrichtung der Militärmacht in allen großen Staaten entwickeln sich Kriege rascher, als der deutsche Bund bisher seine Beschlüsse fasse. Die Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse sei daher nicht weiter hinauszuschieben, aber nur ein Zusammenwirken der Regierungen und einer deutschen Volksvertretung werde dazu führen, daß auf dem Grunde des alten Bundes eine neue lebensfähige Schöpfung erstehe.

Während jedoch die Bundesversammlung die Berathung des von Preußen gestellten Antrages hinausschob, steigerten sich die Zerwürfnisse zwischen Preußen und Oesterreich. Zwar hatte die österreichische Regierung sich (Mitte April) bereit erklärt, zum Beweise ihrer Friedensliebe die für Preußen bedrohlichen Truppenbewegungen in Böhmen rückgängig zu machen, Falls Preußen sich verpflichte, gleichzeitig alle ergriffenen militärischen Maßregeln zurückzunehmen. Die preußische Regierung ließ sich hierzu bereit finden. In demselben Augenblicke aber, wo die Zurücknahme der österreichischen Rüstungen in Böhmen in Aussicht gestellt war, wurden in anderen Theilen des Kaiserstaates noch viel erheblichere und umfassendere Rüstungen vorgenommen, angeblich weil Oesterreich von Italien bedroht sei, wo jedoch bis dahin Rüstungen noch nicht im Geringsten stattgefunden hatten. Während Preußen zur Entwaffnung aufgefordert wurde, setzte sich Oesterreich vollständig auf den Kriegsfuß; nach vollendeter Kriegsbereitschaft hätte dann die österreichische Armee durch eine plötzliche Wendung eine drohende Stellung gegen Preußen einnehmen können. Unter solchen Umständen konnte Preußen an Abrüstung nicht denken. Es kam dazu, daß Sachsen, über dessen Einverständniß mit Oesterreich kein Zweifel bestand, seine Rüstungen gleichfalls eifrig betrieb, und daß Oesterreich im Widerspruche mit dem Vertrage von Gastein die Mitwirkung des deutschen Bundes zur Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage, und zwar zur Einsetzung des Prinzen von Augustenburg als Herzog

von Schleswig-Holstein gegen den Willen Preußens in Anspruch nehmen wollte. Gegenüber den immer bestimmter hervortretenden Anzeichen der feindlichen Absichten Oesterreichs mußte Preußen sich zu umfassenden Maßregeln der Gegenwehr entschließen. Anfangs Mai wurde die Mobilmachung der gesammten Armee befohlen. Der König hatte sich dazu nur ungern und erst im letzten Augenblicke entschlossen. „Mit schwerem Herzen," sagte er, „aber mit ruhigem Gewissen und festem Vertrauen auf Gott habe ich, von den Umständen gedrängt, Befehle zur Kriegsbereitschaft ertheilt. Ich wünsche den Krieg nicht und habe Alles gethan, um die Gefahren und Uebel eines solchen von meinem Volke abzuwenden und den Frieden zu erhalten, soweit es sich mit dem guten Rechte und der Ehre des Landes verträgt. Ohne meine Schuld ist es leider dahin gekommen, daß der Verbündete, der vor zwei Jahren mit uns für die Ehre Deutschlands eingetreten ist und gemeinschaftliche Siege mit uns errungen hat, als Feind mir und dem Lande gegenübersteht. — Mein Ziel ist lediglich das Wohl des Landes, das der befreiten Herzogthümer und der Ehre Deutschlands. Ich bin mir vor Gott der schweren Verantwortung bewußt, die auf mir lastet; — ich stehe täglich mit meinem Gewissen vor meinem Herrn, — ich habe redlich geprüft und gesucht und glaube: wer in seinem Gewissen Gottes Stimme hören und Seinen Willen thun will, der darf auch freudig und getrost den Weg gehen, den Er führt."

Friedensbemühungen; Bündniß Preußens mit Italien. Als die Gefahr des Krieges näher rückte, wurden von verschiedenen Seiten Versuche zu einer friedlichen Beilegung gemacht: die Bundesversammlung erbat Erklärungen von den betheiligten Mächten, unter welchen Bedingungen sie zur Abrüstung bereit wären, und gleichzeitig forderten die europäischen Mächte, Rußland, Frankreich, England zu Conferenzen in Paris Behufs Ausgleichung der schwebenden Streitfrage auf. Preußen erklärte nach beiden Seiten hin seine Bereitwilligkeit zu Verhandlungen, Oesterreich aber that gerade damals Schritte, welche den Gegensatz gegen Preußen nur noch verschärfen konnten. Im Widerspruche mit dem ausdrücklichen Abkommen, wonach die schließliche Entscheidung über Schleswig-Holstein nur durch das Einverständniß zwischen Preußen und Oesterreich getroffen werden sollte, rief Oesterreich jetzt geradezu den deutschen Bund zur Entscheidung auf und schickte sich an, ohne Zustimmung Preußens die Stände Schleswig-Holsteins einzuberufen, um mit deren Hülfe den Prinzen von Augustenburg als Herzog einzusetzen. Die Aufforderung der Mächte zu den Conferenzen aber beantwortete Oesterreich mit einer Erklärung, welche einer Ablehnung gleich kam und in Folge deren die Friedensverhandlungen von England, Frankreich und Rußland aufgegeben wurden. Dieselben gaben der preußischen Regierung für ihr bereitwilliges Eingehen auf die Friedensversuche ausdrücklich ihren Dank zu erkennen.

Von dem Augenblicke an, wo Preußen auf freundschaftliche Beziehungen mit Oesterreich verzichten mußte, hatte es, wie vorher ausdrücklich angekündigt war, darauf Bedacht nehmen müssen, die sich ihm darbietenden anderweitigen Verbindungen in Europa fester zu knüpfen. Namentlich zeigte sich Italien von vorn herein bereit, für den Fall eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich in ein festes Bündniß mit Preußen zu treten. Je klarer seit

Mitte März die feindseligen Absichten Oesterreichs hervortraten, desto weniger konnte Preußen zögern, das Bündniß Italiens anzunehmen. Als vollends die Rüstungen Oesterreichs Preußen und Italien zugleich bedrohten, schlossen diese beiden Staaten ein Schutz- und Trutzbündniß ab, durch welches sich Italien verpflichtete, im Fall des Ausbruchs des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich auch seinerseits Oesterreich den Krieg zu erklären; keiner von beiden Verbündeten sollte dann die Waffen niederlegen, bis auch der andere Theil befriedigt sei.

Entscheidung in Holstein. Nachdem durch das Scheitern der Conferenzen die letzte Hoffnung auf eine friedliche Beilegung geschwunden war, kam es zuerst in Holstein zu einer thatsächlichen Entscheidung. Am 1. Juni hatte die österreichische Regierung den deutschen Bund als Richter über Schleswig-Holstein angerufen und gleichzeitig die Berufung der Holsteinschen Stände angekündigt. Preußen erließ sofort eine feierliche Verwahrung gegen ein solches Vorgehen Oesterreichs und erklärte dasselbe als eine ausdrückliche Lossagung von dem Gasteiner Vertrage: es sei demzufolge der Zustand, wie er vor der Uebereinkunft von Gastein obgewaltet habe, wieder zur Geltung gelangt, wonach Preußen gemeinschaftlich mit Oesterreich die Hoheitsrechte in Holstein, ebenso wie in Schleswig, auszuüben habe; der König von Preußen werde demzufolge den General von Manteuffel mit der Wahrung seiner Souveränetätsrechte auch in Holstein beauftragen. In der That erhielt der General sofort den Befehl, in Holstein einzurücken, um die Rechte Preußens wahrzunehmen; er kündigte dies dem österreichischen General von Gablenz mit dem Bemerken an, daß er nur in solche Orte einrücken werde, wo keine Oesterreicher ständen.

Am 7. Juni überschritten die Preußen von Schleswig her die Eider und rückten in Holstein vor. Die Oesterreicher zogen sich alsbald in südlicher Richtung zurück und der General von Gablenz selbst verlegte den Sitz der Statthalterschaft von Kiel nach Altona. Schon vor ihm hatte der Prinz von Augustenburg in höchster Eile Kiel verlassen. Der General von Manteuffel richtete an den österreichischen Statthalter die Aufforderung, wieder eine gemeinsame Regierung für Schleswig-Holstein einzurichten, die einseitige Berufung der Holsteinschen Stände aber zurückzunehmen. Da der General von Gablenz Beides ablehnte, so verkündete der preußische Gouverneur, daß er zur Wahrung der bedrohten Rechte des Königs von Preußen die oberste Regierungsgewalt auch im Herzogthume Holstein in die Hand nehme. Die von Oesterreich eingesetzte Landesregierung in Kiel wurde aufgelöst und der in Holstein angesehene Baron von Scheel-Plessen als Ober-Präsident für beide Herzogthümer eingesetzt. Am 11. Juni sollte die von Oesterreich einberufene Ständeversammlung in Itzehoe zusammentreten; die vom General von Manteuffel getroffenen Anordnungen reichten jedoch hin, um jeden Versuch der Art von vorn herein zu vereiteln.

Die österreichischen Truppen hatten sich inzwischen aus ganz Holstein nach Altona hin zurückgezogen; aber auch hier verweilten sie nicht, sondern gingen schon in der Nacht vom 11. zum 12. Juni über Hamburg nach Harburg und auf der Eisenbahn weiter durch Hannover in der Richtung auf Kassel. Der Prinz von Augustenburg war den abziehenden Oesterreichern wiederum

vorausgeeilt. Preußen befand sich nunmehr thatsächlich in dem vollen Besitze der Regierungsgewalt von Schleswig-Holstein.

Der deutsche Bund gegen Preußen; Auflösung des Bundes. Oesterreich hätte sich ungeachtet der überlegenen Truppenmacht Preußens schwerlich so ohne Weiteres zur Räumung Holsteins entschlossen, wenn es nicht die Hoffnung gehegt hätte, den deutschen Bund zu bestimmen, daß er nunmehr seinerseits die Sache Schleswig-Holsteins gegen Preußen in die Hand nehme und sich zu solchem Zwecke eng an Oesterreich anschließe. An demselben Tage, wo die Oesterreicher sich anschickten, Holstein zu verlassen, am 11. Juni, berief Oesterreich als Präsidialmacht des Bundes eine außerordentliche Sitzung der Bundesversammlung und stellte den Antrag, Behufs Einschreitens gegen die von Preußen in Schleswig-Holstein geübte „gewaltsame Selbsthülfe" und Behufs Wiederherstellung des Bundesfriedens die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der zur preußischen Armee gehörigen Corps anzuordnen. Gleichzeitig berief Oesterreich zum Zeichen des eingetretenen Bruches auch seinen Gesandten von Berlin ab, worauf der preußische Gesandte ebenfalls Wien verließ.

Am **14. Juni** kam der Antrag Oesterreichs am Bunde zur Verhandlung. Derselbe stand in offenkundigem Widerspruche mit den Bundesgesetzen; denn, wenn selbst der Fall gewaltsamer Selbsthülfe vorgelegen hätte, verlangte die Bundesverfassung zunächst eine Untersuchung, eine rechtliche Entscheidung und äußersten Falls eine Bundesexecution nach ganz bestimmten Vorschriften. Dagegen durfte eine Mobilmachung des Bundesheeres, wie sie Oesterreich beantragt hatte, nach den Bundesgesetzen nur dann stattfinden, wenn der Bundestag einen Krieg beschlossen hätte (was gegen ein Bundesglied nicht geschehen konnte) oder wenn das Bundesgebiet von einer auswärtigen Macht feindlich überfallen worden wäre. Keiner dieser Fälle lag jetzt vor. Die preußische Regierung ließ in ihren Erklärungen an die Genossen des deutschen Bundes keinen Zweifel über die gewichtigen Folgen, welche die Annahme des Antrags nach sich ziehen mußte. In einem Rundschreiben an sämmtliche Regierungen sagte Preußen: „Dem Antrage fehlt jede bundesrechtliche Grundlage. Durch Annahme desselben lösen die Betheiligten das Bundesverhältniß und treten in den bundeslosen Zustand mit einem Akte der Feindseligkeit gegen Preußen. In dem alsdann ausbrechenden Kriege wird Preußen sich nur durch das eigene Interesse und dasjenige der zu ihm stehenden Staaten leiten lassen." Das Rundschreiben stellte ferner fest, daß die Zustimmung der einzelnen Regierungen zu dem Mobilmachungs-Antrage als gleichbedeutend gelten müsse mit dem militärischen Bündnisse derselben mit Oesterreich. Die Zustimmung werde daher von Preußen einer Kriegserklärung jener Regierungen gleich geachtet werden. — Beim Beginn der Bundestags-Sitzung am 14. Juni legte der preußische Bundestags-Gesandte zunächst gegen die Verhandlung des nach Inhalt und Form bundeswidrigen Antrages nochmals ausdrücklich Verwahrung ein. Bei der darauf folgenden Abstimmung aber wurden die österreichischen Anträge mit unwesentlichen Abänderungen mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen. Gegen Preußen stimmten: Oesterreich, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Nassau und einige kleinere Staaten, — gegen die österreichischen

Anträge: Weimar und die thüringischen Staaten (außer Meiningen), Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg, beide Mecklenburg, die freien Städte (außer Frankfurt), Baden, Luxemburg. Unmittelbar nach der Abstimmung erklärte der preußische Gesandte: durch die in dieser Abstimmung ausgesprochene Kriegserklärung sehe die preußische Regierung den Bundesbruch als vollzogen an. Im Namen des Königs von Preußen habe er daher zu erklären, daß Preußen den Bundesvertrag als gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansehe, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln werde. Indessen wolle der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund auferbaut gewesen, als zerstört betrachten. Preußen halte vielmehr an diesen Grundlagen und an der Einheit der deutschen Nation fest und sehe es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für die letztere den angemessenen Ausdruck zu finden. Die Regierung erkläre sich bereit, auf veränderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollten. Hiermit erklärte der Gesandte seine Thätigkeit für beendigt.

Die preußische Regierung eröffnete unverweilt auch den europäischen Mächten, daß **der bisherige deutsche Bund am 14. Juni aufgehört habe zu bestehen.**

Grundlagen eines neuen Bundes. Der bisherige deutsche Bund war durch das Beginnen Oesterreichs, ihn gegen ein Bundesglied in die Waffen zu rufen, zertrümmert. In demselben Augenblicke aber, wo Preußen gegen solche Bedrohung zu den Waffen griff, hatte es verkündet, daß es auf den Trümmern des alten Bundes einen neuen kräftigen Bau für Deutschlands Ehre, Macht und Größe errichten wolle. Die Schritte, welche die preußische Regierung schon im April zu einer Bundesreform gethan hatte, waren in der Bundesversammlung erfolglos geblieben, obwohl Preußen wiederholt darauf hingewiesen hatte, daß durch Ausführung der Reform möglicher Weise der Frieden in Deutschland erhalten werden könne. Oesterreich und seine offenen und heimlichen Verbündeten vereitelten jedes ernste Eingehen der Bundesversammlung auf den preußischen Antrag. Demzufolge hatte sich Preußen (am 10. Juni) unmittelbar an die einzelnen deutschen Regierungen gewandt und ihnen die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung vorgelegt. In dem neuen Bunde sollte Oesterreich nicht zur engeren Vereinigung deutscher Staaten gehören, jedoch durch besondere Verträge eine enge Verbindung mit Oesterreich hergestellt werden. Statt des alten machtlosen Bundes sollte eine neue Verbindung deutscher Fürsten und Völker auf den Grundlagen wahrer Macht und Freiheit mit einer National-Vertretung aus allgemeinen Volkswahlen errichtet werden. Preußen sollte in diesem Bunde die Stellung einnehmen, welche ihm nach seiner wirklichen Bedeutung und nach seinen Leistungen für Deutschland gebührt. Die Kriegsmacht des Bundes sollte aus einer Nordarmee und einer Südarmee bestehen, jene unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, diese unter dem Könige von Baiern.

Indem Preußen den einzelnen Regierungen diese Grundzüge einer neuen Bundesverfassung zur sorgfältigen Erwägung vorlegte, forderte es dieselben zugleich auf, sich zu entschließen, ob sie, wenn in der Zwischenzeit bei

der drohenden Kriegsgefahr die alten Verhältnisse sich lösen sollten, einem auf solcher Grundlage neu zu errichtenden Bunde beitreten wollten. — Mit der Auflösung des Bundes am 14. Juni trat an die einzelnen deutschen Staaten die Nothwendigkeit zu solcher Entschließung unmittelbar heran.

Preußens Mahnungen an die Nachbarstaaten. Unter den Staaten, welche sich bei dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni gegen Preußen erklärt hatten, befanden sich auch die nächsten Nachbarn, — Sachsen, welches von vorn herein feindselig gegen Preußen aufgetreten war, ferner Hannover und Kurhessen, die beiden Staaten, welche zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens mitten inne lagen. Angesichts der drohenden Gefahren konnte die preußische Regierung eine offene oder versteckte Feindschaft in jenen Nachbarstaaten nicht dulden, wenn Preußen nicht, während es sich gegen Oesterreich zur Wehr setzte, einem Angriffe im Rücken ausgesetzt sein sollte. Schon seit dem Monat März hatte Oesterreich besonders Hannover und Kurhessen für den Fall des Bruches mit Preußen zur Parteinahme gegen dasselbe zu bewegen gesucht. Die preußische Regierung hatte ihrerseits nur eine entschiedene Neutralität von ihren Nachbarn verlangt, und eine Zeit lang schien es, als werde sie darauf rechnen können. Aber je mehr Preußen mit der Absicht hervortrat, eine durchgreifende Reform der deutschen Bundesverhältnisse herbeizuführen, desto mehr wurde bei dem König Georg V., welcher von der Stellung und dem Berufe seines Fürstenhauses und des Hannoverschen Staates einen übermäßigen Begriff hatte, die Besorgniß lebendig, daß die vermeintliche Selbstständigkeit Hannovers durch die preußische Politik beeinträchtigt werden könne. Während er angeblich noch an der Politik der Neutralität festhielt, gewannen doch die Freunde Oesterreichs an seinem Hofe die Oberhand und bewogen ihn, die hannoverschen Truppen allmälig auf den Kriegsfuß zu setzen, um sodann im entscheidenden Augenblicke zu Oesterreich zu stehen. In Wien aber wurde der Plan entworfen, die österreichischen Truppen, die damals noch in Holstein standen, beim Ausbruche des Krieges mit den Hannoveranern und mit einem Holsteinischen Bundescorps zu vereinigen, ein festes Lager in Stade zu errichten, die Besatzung von Mainz mit heranzuziehen und so eine Armee von 40 bis 50,000 Mann im Rücken Preußens zu bilden. Die Erklärungen der Hannoverschen Regierung wurden immer unklarer; soviel aber ging aus Allem hervor, daß Hannover gerüstet sein wollte, um eintretenden Falls den Beschlüssen des Bundes Folge zu geben. Wiederholt wies Preußen darauf hin, daß eine bewaffnete Neutralität bei der geographischen Lage Hannovers eine Bedrohung für Preußen sei. Wenn Preußen auch bei denjenigen Regierungen, welche seine natürlichen Bundesgenossen sein mußten, einer feindseligen Richtung begegne, so müsse jede andere Rücksicht dem Bedürfnisse der Selbsterhaltung weichen; der König werde alsdann nur noch Pflichten gegen sein Land anerkennen und selbst die Rücksicht auf einen ihm so nahe stehenden Fürsten, wie der König von Hannover, werde dagegen zurücktreten. Nochmals wurde der Abschluß eines Vertrages über Bewahrung der Neutralität dringend beantragt. Zuerst schien es, als sollten jetzt die gemäßigten Staatsmänner von Hannover die Oberhand gewinnen, — König Georg erklärte sich

zu Verhandlungen über einen Neutralitätsvertrag bereit. Als aber dieselben begonnen waren, wich er allen Forderungen, die Preußen in Bezug auf die Aufhebung der Rüstungen an Hannover stellte, aus, während thatsächlich die Kriegsvorbereitungen lebhaften Fortgang erhielten. Gegen Ende Mai erschien ein vertrauter Abgesandter aus Wien in Hannover, um den König für den festen Anschluß an Oesterreich zu gewinnen. Dort, wie an anderen deutschen Höfen, wurde der Glaube bestärkt, daß Preußen in dem drohenden Kampfe unbedingt unterliegen müsse, daß Oesterreich allein ohne seine süddeutschen Bundesgenossen 800,000 Mann guter Truppen ins Feld stellen werde; Preußens Niederlage und Zertrümmerung sei gewiß, Schlesien müsse wieder an Oesterreich, die Provinz Sachsen an das Königreich Sachsen fallen, auch Hannover werde, wenn es fest zu Oesterreich stehe, nicht blos die Sicherheit seines Bestandes, sondern auch eine Vergrößerung auf Kosten Preußens gewinnen. Unter dem Eindrucke solcher Auffassungen kamen die Verhandlungen mit Preußen völlig zum Stillstande. Hannover wich jeder bestimmten Erklärung aus, während es am Bunde immer offener auf die Seite Oesterreichs trat. Als Preußen dann seine Pläne in Bezug auf die Reform der deutschen Bundesverfassung klarer dargelegt hatte, äußerte sich am Hofe des Königs Georg vollends der entschiedenste Widerwillen gegen den Gedanken einer militärischen Führung Norddeutschlands durch Preußen.

Nachdem am 14. Juni der verhängnißvolle Beschluß in Frankfurt gefaßt war, ließ der König von Preußen noch in der Nacht vom 14. zum 15. Juni den Befehl an seine Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel ergehen, den betreffenden Monarchen unverweilt eine letzte Aufforderung (Sommation) zu überreichen, eine bestimmte Erklärung darüber abzugeben, ob sie bereit seien, ein Bündniß mit Preußen unter folgenden Bedingungen einzugehen: 1) Zurückführung ihrer Truppen auf den Friedensstand vom 1. März, — 2) Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlamentes und Ausschreibung der Wahlen, sobald dies von Preußen geschehen, — wogegen 3) Preußen ihnen ihre Besitzungen und Souveränetätsrechte auf Grund seiner Reformvorschläge gewährleisten wolle. Sollte wider Erwarten eine ablehnende oder ausweichende Antwort erfolgen, so würde der König sich zu seinem lebhaften Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt finden, den betreffenden Staat als im Kriegszustande gegen Preußen befindlich zu betrachten. Der preußische Gesandte in Hannover erklärte bei Ueberreichung der Sommation noch ausdrücklich, daß im Falle der Ablehnung das Einrücken preußischer Truppen, um sich zu Herren des Landes zu machen, unabweisliches Gebot sei. Das Schicksal des Königreichs Hannover werde alsdann nur noch von dem Erfolge der Waffen abhängen.

In demselben Augenblicke, wo dieser Auftrag an die preußischen Gesandten erging, erhielten die militärischen Befehlshaber der nächsten Nachbarschaft von Sachsen, Hannover und Kurhessen die Anweisung, im Falle der Ablehnung jener Anträge sich auf die Benachrichtigung Seitens der Gesandten sofort nach den Gebieten jener Staaten in Marsch zu setzen. Da jener Fall wirklich eintrat, so begannen unmittelbar darauf die kriegerischen Operationen in Norddeutschland.

60. Der deutsche Krieg.

Die Heeresrüstungen waren auf Seiten der beiden Großmächte im Wesentlichen beendigt. Seit Anfang Mai, wo die Mobilmachung der Armee in Preußen befohlen war, hatten die Rüstungen in rascher Folge nach allen Seiten ihre Vervollständigung gefunden. Nicht nur das gesammte stehende Heer war in volle Kriegsbereitschaft gesetzt, um seiner Bestimmung gemäß ohne Weiteres gegen den Feind zu ziehen, sondern durch Einziehung der Landwehr ersten Aufgebots und eines Theils des zweiten Aufgebots waren auch die erforderlichen Ersatztruppen und Festungsbesatzungen gebildet. Schon bei den Vorbereitungen bewährten sich die neuen Heereseinrichtungen in vollem Maße. Vom ersten Rufe des Königs zur vorläufigen Kriegsbereitschaft bis zur Aufstellung der gesammten mobilen Armee an der feindlichen Grenze war Alles in dem umfangreichen Räderwerke so einfach, so glatt, so pünktlich und genau vor sich gegangen, daß alle militärischen Anordnungen und demgemäß auch alle davon abhängigen politischen Schritte stets auf Tag und Stunde vorher berechnet werden konnten.

Anfang Juni verfügte Preußen an Linie und Landwehr über eine Heeresmacht von beinahe 500,000 Mann, wovon nach Abzug der Besatzungen und Ersatztruppen etwa 330,000 Mann für die Feldarmee disponibel waren. Oesterreich hatte seinerseits im Ganzen 600,000 Mann, für die Feldarmee 400,000 Mann. Davon mußten etwa 150,000 gegen Italien verwandt werden, so daß 250,000 für den Krieg gegen Preußen blieben. Von den deutschen Bundesgenossen Oesterreichs aber sollten Baiern 65,000 Mann (nach Erreichung der vollen Stärke seines Corps über 100,000 Mann), Hannover etwa 26,000 Mann, Hessen-Kassel 15,000, Hessen-Darmstadt über 10,000 Mann stellen. Von vorn herein hoffte Oesterreich über 140,000 Mann Bundestruppen mit seinem Heere vereinigt zu sehen und somit Preußen um etwa 60,000 Mann überlegen zu sein. Damit vermeinte man Preußen um so mehr erdrücken zu können, als die Verbindung der östlichen und westlichen Provinzen durch Hannover und Kurhessen geradezu unterbrochen werden konnte. Preußen aber zerstörte alle solche Berechnungen, indem es seine Hauptkräfte auf den wichtigsten Punkten sammelte und durch rasches Handeln den Feinden zuvorkam.

Die preußische Kriegsmacht war in drei Hauptarmeen vertheilt: Die erste Armee unter dem Oberbefehle des Prinzen Friedrich Karl mit dem General von Voigts-Rhetz als Chef des Generalstabes, bestehend aus drei Armeecorps, dem 2. (pommerschen) unter General von Schmidt, dem 3. (brandenburgischen) und dem 4. (sächsischen), und einem Kavalleriecorps unter dem Prinzen Albrecht (Vater), im Ganzen 100,000 Mann; — die zweite (schlesische) Armee unter dem Oberbefehle des Kronprinzen mit dem General von Blumenthal als Chef des Generalstabes, und bestehend aus vier Armeecorps, dem 1. (preußischen), unter dem General von Bonin, dem 5. (posenschen) unter General von Steinmetz, dem 6. (schlesischen) unter dem General von Mutius, dem Gardecorps unter dem Prinzen August von Würtemberg und einer Reserve-Kavallerie-Division unter General von Hartmann, in Allem 116,000 Mann; — die dritte Armee (Elb-Armee) unter dem Oberbefehle des

Generals Herwarth von Bittenfeld und bestehend aus einer Division des 7. (westphälischen) Armeecorps, aus dem 8. (rheinischen) Armeecorps und aus Reserve-Kavallerie, — zusammen 40,000 Mann, — Alles in Allem 256,000 Mann, die nach Sachsen und Böhmen hin versammelt waren. Ein Reservecorps (mit 24,000 Mann) für diese Armeen bildete sich in Berlin unter General von der Mülbe. Außerdem standen noch drei Divisionen (aus welchen nachher die Main-Armee gebildet wurde) vorläufig weit auseinander, die Division Göben in und bei Minden, die Division Manteuffel in Holstein, endlich die Division Beyer bei Wetzlar, aus den Besatzungen der bisherigen Bundesfestungen zusammengezogen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, unter dem Oberbefehle des Generals Vogel von Falckenstein. — Den Gesammtbefehl über die preußische Heeresmacht führte König Wilhelm in Person, ihm zur Seite der General von Moltke als Chef des gesammten Generalstabes und der Kriegs-Minister von Roon in der Leitung der allseitigen militärischen Anordnungen.

Die Unterwerfung von Norddeutschland. Mit einer Schnelligkeit, wie sie Niemand zu ahnen vermocht hätte, entwickelten sich die Ereignisse zunächst in Norddeutschland. Am 14. Juni hatte der Bund den feindlichen Beschluß gegen Preußen gefaßt; am 15. richtet Preußen eine Mahnung an Sachsen, Hannover, Kurhessen und fordert sie zur Annahme eines Bündnisses auf. Am 16. erfolgt auf Grund der Ablehnung dieses Antrages der Einmarsch der preußischen Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen. Nach kaum drei Tagen befinden sich die drei Länder in Preußens Macht.

In Hannover ertheilte die Regierung in der Nacht zum 16. ihre ablehnende Antwort auf die preußischen Anträge. Am 16. früh rückten die Preußen unter dem General Vogel von Falckenstein von Minden her und gleichzeitig unter dem General von Manteuffel von Holstein her über die Elbe vor. Manteuffel hatte nach dem Abzuge der Oesterreicher am 13. Juni Altona besetzt, am 15. standen bereits 6000 Mann zur Einschiffung nach Hannover bereit, am folgenden Tage die übrigen 10,000 Mann. Mit musterhafter Ordnung und im sichersten Ineinandergreifen aller Anordnungen ging in kürzester Zeit das ganze Corps mit Kavallerie und Artillerie auf Pontons, Dampfbooten und Fähren über die Elbe und besetzte Harburg, ehe dort hannoversche Truppen eintrafen. Um weiter nach Hannover vorzurücken, mußte die zerstörte Eisenbahn erst wieder hergestellt werden. Inzwischen wurde die kleine Festung Stade von den Preußen überrumpelt. Zuerst wurde eine Strand-Batterie bei Brunshausen, nicht weit von Stade, von der auf Booten herbeigekommenen Mannschaft der preußischen Kriegsschiffe „Arminius" und „Cyclop" unter Kapitän Werner bei Nacht überfallen und vernagelt. In der folgenden Nacht (zum 18. Juni) wurde Stade von einem Füselierbataillon des 25. Regiments unter dem Oberst-Lieutenant von Cranach genommen. Dreißig Matrosen von der „Loreley" und dem „Cyclop" gingen an der Spitze der Sturmcolonne und sprengten die Thore der Festung; die Stürmenden drangen sodann in die Stadt, ehe die Garnison Zeit hatte, sich zu sammeln. Der Kommandant capitulirte. Durch die Einnahme von Stade fiel das ganze dort angesammelte sehr bedeutende Kriegsmaterial den Preußen in die Hände. General von Manteuffel war inzwischen mit

Zurücklassung einer geringen Truppenzahl über Lüneburg nach Hannover vorgerückt, wo er am 18. eintraf. Dort war inzwischen am 17. Abends General von Falckenstein von Minden her mit der Göbenschen Division eingerückt. König Georg hatte bereits am 16. mit dem Kronprinzen und mit seinen Truppen die Hauptstadt verlassen. Der Ausmarsch erfolgte in der höchsten Ueberstürzung und Verwirrung. General von Falckenstein traf alsbald Anordnungen für die einstweilige Regierung des Landes. Die preußischen Truppen aber folgten den Hannoveranern über Hildesheim nach Göttingen, wohin sich König Georg zunächst zurückgezogen hatte, und wo seine ganze Armee sich sammeln sollte. In der That eilten die Truppen von allen Seiten mit großem Eifer und mit Pflichttreue herbei. Wäre König Georg von dort unverweilt weiter südlich gezogen, so hätte er sich mit hessischen und baierschen Truppen vereinigen und sodann ernsten Widerstand leisten können. Aber er blieb drei Tage in Göttingen in der trügerischen Hoffnung, daß baiersche Truppen von Süden her zu ihm stoßen würden. Als diese Hoffnung schwand, inzwischen aber die preußische Division Beyer sich von Kassel her in Bewegung setzte, wandte sich der König am 21. Juni von Göttingen östlich, um sich mit seiner ganzen Armee durch die preußische Provinz Sachsen und durch Thüringen nach Baiern durchzuschlagen. Ueber Heiligenstadt und Mühlhausen ging der Zug auf Gotha zu. Die Hannoversche Armee unter dem Oberbefehle des Generals von Arentsschild bestand aus mehr als 18,000 Mann mit 52 Geschützen, tüchtige Truppen mit guter Uebung und Disciplin, namentlich eine trefflich berittene Kavallerie. Um derselben den Abzug durch Thüringen zu verlegen, besetzten die Preußen und die mit ihnen vereinigten koburg-gothaischen Truppen den Werraübergang, sowie Eisenach und Gotha. Mit großer Beschleunigung wurden Besatzungstruppen aus Magdeburg, Aschersleben, Torgau, Naumburg herangezogen, um die Hannoveraner, die sich bei Langensalza vereinigten, von allen Seiten zu umstellen. König Georg schickte am 23. einen seiner Adjutanten nach Gotha, um über ein ehrenvolles Abkommen mit Preußen zu verhandeln. König Wilhelm von Preußen, welcher ein Blutvergießen zwischen seinen und den Hannoverschen Truppen verhindern wollte, schickte zum Zwecke der Verhandlungen gleichfalls einen seiner Adjutanten nach Gotha; als derselbe jedoch dort ankam, hatte der König Georg seinerseits die Verhandlungen wieder abgebrochen. Von preußischer Seite wurde noch eine Bedenkzeit und Waffenruhe bis zum 26. Mittags angeboten: König Georg sollte sich entscheiden, ob er für sich und den Kronprinzen, sowie für sämmtliche Offiziere mit Waffen und Pferden freien Abzug, für die Soldaten dagegen Entlassung in die Heimath annehmen wolle. Er verlangte jedoch freien Durchzug für sich und sein ganzes Heer nach Süddeutschland, um mit Oesterreich gegen Italien zu kämpfen. Dies mußte von Preußen zurückgewiesen werden. Inzwischen näherte sich ein baiersches Corps über Hessen, und es entstand für Preußen die Gefahr, daß dasselbe sich mit den Hannoveranern vereinige. Jede Verzögerung der Entscheidung konnte bedenklich werden; am 26. Vormittags wurde deshalb dem König Georg nochmals ein Bündniß mit Preußen unter Sicherung des hannoverschen Besitzstandes und unter Annahme der preußischen Vorschläge für eine neue Bundesreform angetragen. Aber der in verhängnißvollen Täuschungen be-

fangene Fürst lehnte es wiederum ab, und so mußten denn die Waffen entscheiden. König Georg hatte in das Hauptquartier des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt und in das baiersche Hauptquartier zu Bamberg geschickt, um von da Hülfe zu erbitten. Der baiersche Befehlshaber erkundigte sich nach der Stärke der Hannoveraner und da er hörte, daß dieselbe bis an 19,000 Mann betrage, sagte er: „Nun mit 19,000 Mann schlägt man sich durch. — Uebrigens werde ich thun, was in meinen Kräften steht." Aber erst am 30., als es zu spät war, setzten sich die Baiern ernstlich in Bewegung.

Langensalza. Die Hannoveraner hatten östlich von Langensalza an den Wiesen der Unstrut und auf den dort ansteigenden Höhen eine vortheilhafte feste Stellung. Der General von Flies, welcher mit der Avantgarde des Manteuffelschen Corps zwei Meilen von Langensalza stand, erhielt den Befehl, den Feind, welcher bis dahin einem Kampfe immer ausgewichen war, kräftig anzugreifen und zum Stehen zu bringen. Die Zahl der preußischen Truppen betrug dort nur etwa 9000 Mann, darunter nur 340 Kavalleristen und 23 Geschütze. Nach der ursprünglichen Absicht sollte General von Göben von Eisenach her und General von Manteuffel von Norden her den General von Flies unterstützen; aber Ersterer mußte in Eisenach verbleiben, um den drohenden Anmarsch der Baiern zu hindern, Manteuffel dagegen war noch zu weit entfernt. Dennoch griff General von Flies am 29. Morgens mit seinem kleinen Corps, welches noch dazu aus sehr verschiedenen, eben erst vereinigten Truppentheilen bestand, die doppelt so starke hannoversche Armee, deren zahlreiche Artillerie auf den Höhen trefflich aufgestellt war, entschlossen an. Die hannoversche Avantgarde wich vor preußischer und gothaischer Infanterie zuerst nach Langensalza zurück, die Preußen nahmen die Stadt, von Haus zu Haus vordringend. Die Hannoveraner hatten sich inzwischen an den Höhen festgesetzt. Die preußischen Linien- und Landwehrbataillone drangen mit Ungestüm bis zur Unstrutbrücke bei Merxleben vor; aber die Artillerie der Hannoveraner benutzte die günstige Stellung auf dem Kirchberge von Merxleben und überschüttete sie mit einem dichten Kugelhagel. Unerschrocken entfalteten die Preußen unter Hurrahruf ihre Fahnen und rückten fest an, wie auf dem Exercierplatz. Die Hannoveraner aber schlugen sich gleichfalls mit großer Tapferkeit. Sie entwickelten jetzt ihre bedeutende Uebermacht: 14 bis 15,000 Mann von ihnen nahmen am Kampfe Theil. Ihre Stärke wurde durch die gute Stellung, in der sie sich befanden, noch erhöht; besonders wußten sie außer der Artillerie auch ihre treffliche Kavallerie, sechs schöne Regimenter, denen nur zwei Schwadronen preußische Husaren gegenüberstanden, zu benutzen. Von früh 10 Uhr bis Nachmittags um ½5 Uhr währte der Kampf. Die preußischen Landwehren schlugen mehrere Kavallerieangriffe aufs Tapferste zurück, auf die Forderung, sich zu ergeben, antworteten sie kurz und bündig: „Landwehr ergiebt sich nicht." General von Flies überzeugte sich indeß, daß sein Corps nicht stark genug sei, es mit der ganzen hannoverschen Armee aufzunehmen und brach das Gefecht ab, nachdem er wenigstens den Zweck erreicht hatte, den Gegner zum Stehen zu bringen. Die Preußen gingen in ihre vorherige Stellung zurück, die Hannoveraner behaupteten das Schlachtfeld. Die Verluste waren auf beiden Seiten groß. Die Hannoveraner hatten an Todten und Verwundeten

125 Offiziere und 1300 Mann, die Preußen 38 Offiziere und 700 Mann, die Coburg-Gothaer über 80 Todte und Verwundete. Auf beiden Seiten war mit großem Heldenmuthe gefochten worden. Die Hannoveraner aber waren auch ihrerseits nicht im Stande, die Vortheile des Gefechtes weiter zu verfolgen. Sie sahen sich von allen Seiten eingeschlossen und an ein Entkommen war nicht mehr zu denken; wenn die preußischen Heeresabtheilungen das Netz enger zusammenzogen, so war das hannoversche Heer der Vernichtung ausgesetzt. Am 29. schon konnte der verhängnißvolle Angriff stattfinden. Aber am 28. Abends ließ König Wilhelm, dessen Herz durch den Kampf gegen das hannoversche Heer schmerzlich berührt war, durch den General von Manteuffel dem König Georg nochmals eine ehrenvolle Capitulation anbieten. Jetzt konnte der unglückliche Fürst nicht mehr schwanken, dieselbe anzunehmen. Folgendes waren die Bedingungen, welche ausdrücklich mit Rücksicht auf die tapfere Haltung der hannoverschen Truppen gestellt wurden: 1) der König und der Kronprinz von Hannover nehmen ihren Aufenthalt außerhalb des hannoverschen Landes nach freier Wahl; 2) Offiziere und Beamte der hannoverschen Armee versprechen auf Ehrenwort, gegen Preußen nicht zu dienen, behalten Waffen, Gepäck und Pferde, sowie demnächst Gehalt und Kompetenzen, und treten der preußischen Verwaltung gegenüber in dieselben Rechte und Ansprüche, welche ihnen bisher der Hannoverschen Regierung gegenüber zugestanden; — 3) Unteroffiziere und Gemeine liefern Waffen, Pferde und Munition ab und begeben sich in ihre Heimath mit dem Versprechen, gegen Preußen nicht zu dienen. Auf Grund dieser Capitulation von Langensalza erfolgte noch am 28. die Uebergabe der Hannoverschen Armee. Der König begab sich über Altenburg nach Wien. Die Truppen wurden auf der Eisenbahn nach ihrer Heimath befördert und dort entlassen. Das Geschick der braven hannoverschen Armee, deren ruhmreiche Vergangenheit eng verwoben ist mit den schönsten Kriegsthaten des preußischen Heeres, erregte in Preußen selbst die aufrichtigste Theilnahme. Die Hingebung und Selbstverleugnung, mit welcher die hannoverschen Truppen, treu dem geleisteten Eide, ihr schweres Loos getragen hatten, sicherte ihnen die Achtung der preußischen Armee, mit welcher sie nachher in unmittelbare Waffenbrüderschaft treten sollten.

Kurhessen war inzwischen gleichfalls von den Preußen in Besitz genommen worden. Der Kurfürst von Hessen hatte der am 15. Juni auch an ihn gerichteten Aufforderung gegenüber eine zweifelhafte Stellung angenommen und die Entscheidung hinauszuschieben versucht. Als nun die von Preußen gestellte Frist abgelaufen war, rückte das bei Wetzlar stehende Corps des Generals von Beyer alsbald über Gießen nach Kurhessen vor und besetzte noch am 16. Marburg, am 19. Kassel. Auch dort wurden alle Behörden für Preußen in Pflicht genommen. Die Bevölkerung, welche unter der Willkür und Gewaltthätigkeit der kurfürstlichen Regierung schwer gelitten hatte, kam der preußischen Regierung großentheils mit Vertrauen entgegen. Dem Kurfürsten wurde bald darauf ein Aufenthalt in Stettin angewiesen.

Die Besetzung Sachsens war gleichzeitig und ebenso rasch, wie die von Hannover und Kurhessen vollzogen worden. König Johann, von vornherein zum Kampfe gegen Preußen mit Oesterreich eng verbunden, lehnte die Vorschläge der preußischen Regierung am 15. Juni ohne Weiteres ab,

und traf alsbald auch Vorkehrungen, um dem erwarteten Einmarsche der Preußen Hindernisse in den Weg zu legen. Die Eisenbahnen nach Preußen wurden zerstört, die Elbbrücke bei Riesa in Brand gesteckt. General Herwarth von Bittenfeld, der mit der Elbarmee bei Torgau stand, rückte auf die Nachricht von der sächsischen Ablehnung in der Nacht zum 16. in drei Kolonnen über die sächsische Grenze. Die abgebrannte Brücke bei Riesa wurde zuerst durch Pontonbrücken ersetzt, dann durch die preußische Feld-Eisenbahn-Abtheilung, die sich im ganzen Feldzuge trefflich bewährte, alsbald wieder hergestellt. Am 17. erreichten die Preußen Meißen, am 18. bereits Dresden. König Johann von Sachsen und der Minister von Beust, welcher vornehmlich die Feindschaft gegen Preußen geschürt hatte, sowie die sächsische Armee hatten schon am 16. Dresden und demnächst das Land verlassen und sich nach Böhmen begeben, um sich dort mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Während General Herwarth vom Norden her in Sachsen vorrückte, hatte auch die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl am 16. von der Lausitz aus die sächsische Grenze überschritten und besetzte Bautzen, Pirna u. s. w. Nach wenigen Tagen befand sich das ganze Königreich bis auf die Festung Königstein in den Händen der Preußen.

Die deutschen Regierungen, insoweit sie noch an der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt Theil nahmen, vereinigten sich jetzt zu neuen feindlichen Beschlüssen gegen Preußen. Oesterreich und Baiern wurden mit den kriegerischen Maßregeln beauftragt. Der König von Baiern hatte schon am 14. Juni eine militärische Uebereinkunft für Krieg und Frieden mit Oesterreich geschlossen und einen Aufruf an sein Volk gerichtet. Auch der König von Würtemberg verkündete seinem Heere, daß er zu Oesterreich stehen wolle. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt und der Herzog von Nassau gehörten von vorn herein zu den entschiedensten Gegnern Preußens. In Baden setzte die österreichische Partei durch, daß der Großherzog, dessen Neigungen und Familienbande ihn mehr zu Preußen zogen, am Kampfe gegen dasselbe Theil nehmen mußte. Unter den kleineren norddeutschen Staaten hatten dagegen die meisten das preußische Bündniß angenommen. Die Truppen des Herzogs von Koburg, welcher persönlich mit großem Eifer bei der Sache Preußens war, und des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen waren bereits mit ausgezogen und hatten mit Ehren an dem Kampfe zu Langensalza Theil genommen. Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Anhalt und die Hansestädte, bald auch Altenburg, rüsteten, um ihre Militärkräfte mit denen Preußens zu vereinigen. Die Truppenzahl der deutschen Bundesgenossen aber, welche Preußen zur Seite standen, war bei Weitem geringer, als die Zahl der deutschen Gegner, welche sich auf Oesterreichs Seite stellten.

Dagegen war Italien auf Grund des zwischen König Victor Emmanuel und König Wilhelm abgeschlossenen Bündnißvertrages bereit, den Kampf gegen Oesterreich in demselben Augenblicke zu eröffnen, wo es zwischen Preußen und Oesterreich zum Kriege käme.

Aufruf des Königs Wilhelm an das preußische Volk. Seit dem jüngsten Auftreten Oesterreichs am deutschen Bunde war der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich unvermeidlich. Der Kaiser von

Oesterreich hatte auch bereits am 17. Juni ein Kriegsmanifest an seine Völker veröffentlicht. Am Tage darauf, am 18. Juni, erließ auch König Wilhelm einen Aufruf: „An Mein Volk." Derselbe lautete:

„In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

„Das Vaterland ist in Gefahr!" Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen. Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. — — Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. — Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „„Erniedrigung Preußens!""

Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes, fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. — — —

Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. — — Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne!

Verleihe uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen.

Gott mit uns!"

Gleichzeitig ordnete der König auf den 27. Juni einen allgemeinen Bettag an. „Ohne des Herrn Hülfe," sagte er, „vermögen wir nichts. Vor Ihm und Seinen heiligen Gerichten wollen wir uns in Demuth beugen, uns der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst neu getrösten und von Ihm Sieg und Heil erflehen. So gereinigt und gestärkt können wir getrost dem Kampfe entgegengehen. In diesem Gefühle Mich Eins zu finden

mit Meinem ganzen Volke, ist Mein festes Vertrauen." Während des Krieges sollte im öffentlichen Gottesdienste dafür besonders gebetet werden, „daß Gott unsere Waffen zur Ueberwindung unserer Feinde segne, uns Gnade gebe, auch im Kriege uns als Christen gegen sie zu verhalten, durch Seines Geistes Kraft sie zur Versöhnung mit uns neige und durch Seinen allmächtigen Beistand uns bald wiederum zu einem redlichen, gesegneten und dauernden Frieden für uns und das ganze deutsche Vaterland verhelfe."

Der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, Feldzeugmeister von Benedek, hatte sein Hauptquartier in Olmütz. Die österreichische Armee glaubte sich eines leichten vollständigen Sieges gewiß. In einem damals veröffentlichten Armeebefehle, der zwar hinterher verleugnet wurde, der aber jedenfalls die übermüthige Stimmung und Zuversicht der Oesterreicher richtig bezeichnete, hieß es: „Es gilt, einen übermüthigen und gewissenlosen Feind auf das Nachdrücklichste zu züchtigen. — Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist: Linie und Landwehr. Die Linie bilden lauter junge Leute, die, weder an Strapazen noch Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Die Landwehr besteht aus höchst unzuverlässigen, mißvergnügten Leuten, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten. Die Preußen haben in Folge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte, sich auf dem Schlachtfelde heranzubilden. — — — Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnelleren Kleingewehrfeuer; aber Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen; wir werden ihm dazu keine Zeit lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bajonnet und Kolben auf den Leib gehen. Sobald mit Gottes Hülfe der Gegner geschlagen und zum Rückzuge gezwungen sein wird, werden wir ihn auf dem Fuße verfolgen, und Ihr werdet in Feindesland Euch ausrasten, und diejenigen Erholungen in reichlichstem Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche, heldenmüthige Armee mit vollem Rechte verdient haben wird." — So lautete angeblich Benedek's Armeebefehl, — jedenfalls prahlten so die Oesterreicher. In den österreichischen Zeitungen war von nichts Anderem die Rede, als von einer unverzüglichen Wiedereroberung Schlesiens und von einem raschen Siegeszuge nach Berlin, um dort einen Frieden zu dictiren, durch welchen Preußen wieder auf das Maß eines deutschen Mittelstaates zurückgeführt werden sollte. In Gottes Rathschluß aber war es anders bestimmt: dem Uebermuthe Oesterreichs sollte die Demüthigung auf dem Fuße folgen.

Die Aufstellung der preußischen Armee schien zuerst nur auf die Vertheidigung berechnet: von zwei Seiten drohte Gefahr, einestheils war Schlesien dem feindlichen Angriffe unmittelbar ausgesetzt, andererseits glaubte man, die Oesterreicher würden versuchen, in Gemeinschaft mit den Sachsen durch die Lausitz nach der Mark Brandenburg und geradezu auf Berlin durchzubrechen. Diesen beiden Gefahren zu begegnen, war von vorn herein die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl in der Lausitz, die zweite unter dem Kronprinzen in Schlesien aufgestellt. Die Hauptmasse der österreichischen Armee hatte Anfang Juni noch in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien gestanden und bedrohte von da zunächst Oberschlesien. Sie konnte aber auch leicht nach Böhmen hinübergezogen werden und entweder durch die Gebirgspässe der

Grafschaft Glatz in Schlesien oder durch den Norden Böhmens nach der Lausitz vorzudringen versuchen. Um für alle jene Fälle leicht verwendbar zu sein, hatte die Armee des Kronprinzen eine Aufstellung bei der Festung Neiße genommen, von wo sie das Hervorbrechen der Oesterreicher aus den Gebirgspässen hindern und ebenso, Falls der Feind seine Massen nach Oberschlesien führen sollte, einen kräftigen Stoß dorthin führen konnte. Das rasche und glückliche Vordringen Preußens in Sachsen änderte jedoch sehr bald die ganze militärische Lage und ließ das preußische Heer von der Vertheidigung unverweilt zum Angriffe übergehen. Die Besetzung Sachsens war von größter Bedeutung für den ganzen Verlauf des Krieges. Die Oesterreicher hatten ein so schnelles und kräftiges Vorgehen Preußens nicht erwartet. Es war schon überraschend für sie, daß Preußen überhaupt fast seine ganze Heeresmacht an den Grenzen Sachsens und Böhmens hatte versammeln können: bis zum letzten Augenblicke hatten sie gehofft, daß der Kaiser der Franzosen eine zweifelhafte Stellung gegen Preußen einnehmen und dasselbe nöthigen würde, eine starke Armee am Rheine zu lassen. Der Politik des Grafen Bismarck war es indeß gelungen, sich volle Zuversicht darüber zu verschaffen, daß Preußen einem Angriffe von Frankreich her nicht ausgesetzt sein würde. So konnten denn auch die Truppen vom Rheine größtentheils zum Kampfe gegen Oesterreich herbeigezogen werden. Preußens rasches und siegreiches Vorgehen in ganz Norddeutschland hatte Oesterreichs Pläne vollends durchkreuzt. Man hatte dort sicher darauf gerechnet, daß Hannover und Kurhessen in demselben Augenblicke Preußen im Rücken ernstlich bedrohen würden, wo die Oesterreicher und Sachsen in das Herz der Monarchie vordringen, und die süddeutschen Staaten in die Rheinprovinz einfallen sollten. Alles war dazu vorbereitet, Preußen durch allseitige Bedrohung zu nöthigen, seine Kräfte zu zersplittern und dadurch Oesterreich einen leichten Sieg zu bereiten. Aber die rasche Entschlossenheit der preußischen Regierung und die hohe Leistungsfähigkeit der Armee hatten einen Strich durch alle jene Berechnungen gemacht. Als plötzlich außer der Armee des Prinzen Friedrich Karl auch noch die Elb-Armee an der Grenze Sachsens aufgestellt war, als vollends ganz Sachsen bis zu den Pässen nach Böhmen, ebenso wie Hannover und Hessen, in wenigen Tagen von den Preußen besetzt wurde, da waren die Oesterreicher erstaunt über solche „affenartige Geschwindigkeit," wie sie es mit erkünsteltem Spotte nannten: ihre hochfahrenden Angriffspläne aber mußten sie vorläufig aufgeben. Die preußische Armee dagegen konnte jetzt mit Zuversicht den Plan aufnehmen, den Krieg alsbald in Feindes Land hineinzutragen.

Die drei preußischen Hauptarmeen standen freilich zuerst weit auseinander: die Elb-Armee bei Dresden, Prinz Friedrich Karl 15 Meilen davon bei Görlitz, die Armee des Kronprinzen wieder 25 Meilen östlich bei Neiße. Gleich nach der Besetzung Sachsens aber erging aus dem Königlichen Hauptquartiere der Befehl an sämmtliche Armeen, in Böhmen einzurücken und sich dort zu vereinigen. Die beiden prinzlichen Oberbefehlshaber erließen im Anschlusse an den Aufruf des Königs Armeebefehle an ihre Truppen. Der Kronprinz sagte (am 20. Juni) den „Soldaten der zweiten Armee": „Durch die Gnade und das Vertrauen meines Königlichen Vaters

an Eure Spitze gestellt, bin ich stolz darauf, als der erste Diener unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter unseres Vaterlandes. Soldaten! Zum ersten Male seit über 50 Jahren steht unserem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kräfte, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen, und denkt, es gilt denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preußischen Losung: Mit Gott für König und Vaterland." — Prinz Friedrich Karl erließ (am 22. Juni) eine Ansprache an die erste Armee, in der es hieß: „Unser Anfang sei mit Gott! Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: „Laßt Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind." In diesem Kriege handelt es sich — Ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres theueren Preußens. Der Feind will es zerstückeln und erniedrigen. — — — Wir wollen Preußen erhalten, wie es ist und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig sei und Preußens Waffen segnen wolle!" —

Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl. Liebenau; Podol; Münchengrätz; Gitschin. Die drei Armeen hatten den Befehl, aus ihren Standorten nach Böhmen einzurücken und bei Gitschin ihre Vereinigung zu bewerkstelligen, um mit gemeinsamer Kraft in der Richtung auf Pardubitz vorzugehen und dort die österreichische Nord-Armee aufzusuchen. Die erste und die Elb-Armee hatten einen Marsch von einigen Tagen mehr zu machen, um mit der schlesischen Armee, Falls deren Eindringen in Böhmen glückte, bei Gitschin zusammenzutreffen. Deshalb sollte Prinz Friedrich Karl schon am 23. Juni, der Kronprinz erst einige Tage später den Einmarsch nach Böhmen beginnen. Am 22. brach die erste Armee aus ihren Quartieren in der Lausitz auf; am 23. wurde die böhmische Grenze überschritten. Jedes Bataillon begrüßte die Grenzpfähle mit lautem Hurrah. In schönster Ordnung und mit größter Schonung für die gesegneten Felder ging der Zug unter dem Gesange von Kriegsliedern durch die böhmischen Pässe hindurch. Vom Feinde waren nur einzelne Kavallerie-Patrouillen zu sehen. Der österreichische General Graf Clam-Gallas, welcher mit seinem Corps den Norden Böhmens zu decken hatte, zog dasselbe beim Anmarsche des Feindes hinter der Iser zusammen. Am 26. kam es zu einem ersten Kampfe bei **Liebenau.** Die 8. Division unter General von Horn, welcher die Vorhut bildete, rückte am Morgen auf das von den Oesterreichern besetzte Dorf Liebenau vor. Die Oesterreicher zogen sich auf eine Höhe jenseits des Dorfes zurück, wo sie unter dem Schutze von vier Kavallerie-Regimentern starke Batterien aufstellten, welche das von den Preußen in Besitz genommene Dorf beherrschten. General Horn ließ sofort die Infanterie gegen die Höhe anrücken; die Kavallerie rückte nach und Artillerie besetzte die Höhen auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes. Es entwickelte sich nun auf 600 Schritt Entfernung ein heftiger Artilleriekampf, während die preußische Infanterie unerschrocken die Höhen hinanstieg. Die Oester-

reicher mußten nach längerem Kampfe ihre Stellung aufgeben und zogen sich zum Hauptcorps hinter die Iser zurück. Die Preußen folgten ihnen bis zur Stadt Turnau, die sie besetzten. — Die Oesterreicher waren auf Münchengrätz zurückgegangen. Um sie von dort zu vertreiben, ließ Prinz Friedrich Karl noch am 26. Abends die Division Horn auf das halbwegs nach Münchengrätz gelegene Dorf **Podol** vorrücken, um die dortige Brücke über die Iser zu besetzen. In Podol stießen die zwei ersten preußischen Bataillone, als sie Abends nach 8 Uhr einrückten, auf sieben Bataillone der aus Schleswig her berühmten „eisernen Brigade" unter General Poschacher, welche entschlossen waren, den Flußübergang zu vertheidigen. Dieselben hielten alle Häuser des Dorfes besetzt und empfingen die vorangehenden Magdeburgischen Jäger mit verheerendem Feuer. Diese lösten sich zuerst rasch nach allen Seiten auf, sammelten sich aber sofort wieder und erwiderten mit ihren Zündnadelbüchsen die feindliche Salve dreimal, ehe die Oesterreicher wieder zum Schießen kamen. — Mit Hurrah ging es vorwärts: die österreichische Infanterie wurde auf den ersten Anlauf aus dem Dorfe vertrieben. Aber stärkere feindliche Massen drangen von Neuem vor, und aus Fenstern und Luken wurde auf die Preußen geschossen. Schon war es völlig dunkel und der Feind kaum zu erkennen. Da gingen die Jäger mit der nachgerückten Infanterie zum Sturme vor und drängten die Oesterreicher in hartem Kampfe von Haus zu Haus. Gegen Mitternacht kam der Mond hervor und zeigte den Preußen, daß sie der Brücke nahe gekommen waren. Die Oesterreicher versuchten es noch mit einem Bajonnetangriffe, aber die Preußen thaten ein Gleiches und behielten auch damit die Oberhand. Endlich zog sich der Feind über die Brücke zurück. Die Preußen blieben Herren des Kampfplatzes; sie hatten 500 Gefangene gemacht. — Inzwischen war auch die Elb-Armee weiter westlich in Böhmen eingerückt und ohne Hinderniß bis Hünerwasser gelangt. Hier kam die Vorhut mehrerer österreichischen Bataillone von Münchengrätz her entgegen. Dieselben stürmten mit dem Bajonnet muthig heran; aber das Schnellfeuer der Preußen ließ sie nach Kurzem mit Verlust wieder zurückgehen. General von Herwarth rückte von dort auch seinerseits nach **Münchengrätz** vor. Hier kam es am 28. zum vereinigten Angriffe der ersten und der Elb-Armee gegen die Oesterreicher und Sachsen, welche von den dortigen Höhen, besonders dem steilen Muskyberge, den Lauf der Iser beherrschten und das Vorrücken der Preußen zu hindern suchten. Prinz Friedrich Karl ließ jedoch, indem er mit dem größten Theile der Armee geradezu auf den Feind losging, die Division des General von Fransecky auf einem steilen Felspfade den Muskyberg umgehen und den Oesterreichern in den Rücken fallen. Diese wichen nach kurzem, aber scharfem Gefechte mit großem Verluste zurück. Sie ließen allein 1500 Gefangene in den Händen der Preußen.

Prinz Friedrich Karl folgte nunmehr, während die Elb-Armee wiederum auf der rechten Flanke vorrückte, mit der ersten Armee dem österreichischen Corps auf **Gitschin.** Hier hatte Graf Clam-Gallas seine gesammten Streitkräfte und die sächsische Armee vereinigt, um das Vorrücken der preußischen ersten Armee zu hindern, bis Benedek Zeit gewonnen hätte, die Armee des Kronprinzen anzugreifen und zu schlagen. Aber Prinz Friedrich

Karl griff ihn am 29. Juni mit Ungestüm an und errang einen vollständigen und glänzenden Sieg. Die Oesterreicher hatten ihre Stellung nördlich und nordwestlich von Gitschin genommen, dort eine Brigade auf der Straße nach Münchengrätz, hier vier Brigaden und eine sächsische Division auf der Straße nach Turnau. Gegen die erste Stellung ging die 3. preußische Division (des Generals von Werder) vor. Die Oesterreicher standen hinter einer Schlucht an einem Gehölz in geschützter Stellung und empfingen die anrückende Vorhut der Preußen mit heftigem Geschütz- und Gewehrfeuer. Diese überschütteten ihrerseits den Feind mit ihrem Schnellfeuer, konnten ihm aber wegen seiner guten Deckung zuerst Nichts anhaben. Da gingen sie mit einem stürmischen Bajonnetangriffe gegen das Gehölz und trieben die Oesterreicher von Baum zu Baum bis zum Saume des Waldes. Dann in freiem Felde benutzten die Preußen wieder das Uebergewicht ihres Zündnadelgewehres. Noch einmal setzten sich die Oesterreicher in zwei Dörfern fest. Lange wogte der erbitterte Kampf mit großen Verlusten auf beiden Seiten, bis die tapferen Pommern in erneutem Bajonnetangriffe die Reihen der Oesterreicher durchbrachen und sie zum Rückzuge nach Gitschin zwangen. Inzwischen war General von Tümpling mit der 5. (brandenburgischen) Division gegen den anderen Theil des österreichischen Corps vorgegangen, welcher mit den Sachsen mehrere Dörfer auf einer steilen Höhe vor Gitschin besetzt hielt. Die preußische Division bestand größtentheils aus Truppen, die schon den Sturm gegen Düppel mitgemacht hatten. Mit unwiderstehlichem Ungestüme stürzten sich die braven Truppen gegen die schwierigen Positionen und nahmen die Dörfer. Vergeblich versuchte der berühmte österreichische Kavalleriegeneral von Edelsheim (der sich vor dem Kriege gerühmt haben soll, einen Ritt gleich bis Berlin zu machen), mit seinem bewährten Regimente die feindliche Infanterie zu werfen. Ohne auch nur Quarré zu bilden, setzten sich die siegesgewissen Brandenburger, gegen den Anprall der Kavallerie in Linie gereiht, zur Wehr und brachte dieselben durch ihr gut gezieltes Gewehrfeuer in vollständige Unordnung und Flucht. Einzelne der österreichischen Bataillone geriethen bei dem Rückzuge in sumpfigen Boden und wurden großentheils zu Gefangenen gemacht. Mit etwa 16,000 Mann und wenig Artillerie siegten die Preußen hier über 30,000 Oesterreicher und Sachsen. Diese verloren an Todten und Verwundeten gegen 3000, an Gefangenen 2000, die Preußen über 2000 an Todten und Verwundeten. Gegen Mitternacht rückten die preußischen Truppen in Gitschin ein, welches die Oesterreicher nach geringer Gegenwehr aufgaben. Graf Clam-Gallas führte sein gänzlich entmuthigtes, fast aufgelöstes Corps weiter südöstlich auf die Hauptarmee Benedek's zurück. Prinz Friedrich Karl ließ am 30. Juni seine ganze Armee durch Gitschin weiter vorrücken und schob seine Vorposten bis Horsitz. Die Verbindung mit dem Kronprinzen, der sich von der anderen Seite gleichfalls Gitschin bereits genähert hatte, konnte eröffnet werden. Die selbstständige Aufgabe der ersten und der Elb-Armee war somit erfüllt.

Der Feldzug des Kronprinzen. Die zweite Armee, die unter dem Oberbefehle des Kronprinzen in Schlesien stand, hatte mit dem Uebergange über die Gebirgspässe nach Böhmen eine sehr schwierige Aufgabe zu erfüllen. Den vier Armeecorps des Prinzen standen, wie man genau wußte, jenseits

nahe der Grenze vier österreichische, an Infanterie überlegene Corps gegenüber. Das Ueberschreiten der schwierigen Gebirgspässe aber erforderte tagelange Märsche in den eingeschnittenen Thälern und das Erklimmen hoher Bergrücken in drückender Junihitze. In den engen Pässen konnten geringe Haufen tapferer Feinde den Marsch ganzer Corps unausführbar machen oder wenigstens so lange aufhalten, bis die nahen österreichischen Colonnen sich vereinigten, um mit Uebermacht über die Spitzen der einzeln hervorbrechenden preußischen Truppen herzufallen. Die Nähe der beiden österreichischen Festungen Josephstadt und Königgrätz gewährte den Oesterreichern noch erhebliche Vortheile, namentlich für die Verpflegung, während der Unterhalt der preußischen Armee in diesen Gebirgswegen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden in rühmlichster und denkwürdiger Weise überwunden. Am 25. stand die gesammte Armee in einer Stärke von 125,000 Mann dicht an den Gebirgspässen zum Einrücken nach Böhmen bereit. Der Uebergang sollte westlich von der Grafschaft Glatz stattfinden. Um aber den Feind über diese Absicht zu täuschen, mußte unmittelbar zuvor das 6. Armeecorps zum Scheine einen Vorstoß östlich von der Grafschaft machen. Die Täuschung gelang in der That. Während die Oesterreicher glaubten, daß die Masse der preußischen Armee dorthin folgen werde, setzte sich dieselbe unerwartet durch die westlichen Pässe in Marsch: das 1. (preußische) Armeecorps mit der Kavallerie-Division am weitesten rechts über den Paß von Trautenau, das 5. (posensche) Corps auf dem linken Flügel von Reinerz nach Nachod, das Gardecorps in der Mitte durch kleinere Nebenpässe, um je nach Bedürfniß nach der einen oder der andern Seite zur Hand zu sein. Das 6. (schlesische) Corps aber sollte nach der Ausführung jener Scheinbewegung sofort dem 5. folgen. Der Schutz Schlesiens wurde den meist aus Landwehr gebildeten fliegenden Corps der Generale Graf Stolberg-Wernigerode und von Knobelsdorff anvertraut. — Am 26. erfolgte auf allen Punkten der Uebergang, — bewunderungswürdig rasch und über jedes Erwarten glücklich. Das Gardecorps, das nach beiden Seiten Unterstützung gewähren sollte, überschritt zuerst die Grenze, unter den Augen des Kronprinzen und unter dem Jubel der Truppen. Dasselbe stieß zunächst nur auf kleine Kavallerie-Abtheilungen. Garde-Ulanen hatten ein erstes siegreiches Gefecht gegen Windischgrätz-Dragoner.

Trautenau (27. und 28. Juni). Das erste Armeecorps unter General von Bonin, welches am weitesten westlich den rechten Flügel der kronprinzlichen Armee bildete, ließ seine Avantgarde am 27. Juni auf der großen Straße von Liebau bis gegen Trautenau vorgehen, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, und empfing am Eingange von Trautenau die Zusicherung, daß keine feindlichen Truppen darin seien. Kaum aber waren die Preußen bis zum Markte vorgedrungen, so wurden sie von allen Seiten aus den Häusern, von versteckten österreichischen Soldaten und von Bürgern, mit Gewehrfeuer begrüßt. Wuthentbrannt stürzten sie in die Häuser, aus denen das Feuer kam und nahmen deren Bewohner gefangen. Die ersten durch die Stadt hindurchziehenden Bataillone fanden jenseits derselben alsbald den Feind in größeren Massen vor sich. Benedek hatte den Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz, der in Schleswig an der Seite der Preußen gefochten,

mit seinem (10.) Armeecorps vorausgeschickt, um das Vorrücken aus dem Passe bei Trautenau zu hindern. Derselbe hatte die Höhen vor dieser Stadt besetzt. Mit großer Bravour ging die preußische Avantgarde gegen dieselben vor, konnte aber bei ihrer geringen Zahl keinen Vortheil erringen. Die Oesterreicher wollten ihre Ueberlegenheit benutzen, um die Preußen in den Paß zurückzuwerfen und so deren weitere Entwickelung zu hindern; sie griffen stürmisch an, wurden aber durch das Feuer der preußischen Infanterie blutig zurückgewiesen. General von Bonin brachte nach und nach einen großen Theil seines Corps ins Feuer, aber zu vereinzelt, um den vereinigten 28 Bataillonen des Gablenzschen Corps und der gesammten Artillerie desselben von 80 gezogenen Geschützen gewachsen zu sein. Ein Theil des preußischen Corps aber blieb zu weit hinter Trautenau stehen, um in das Gefecht eingreifen zu können. Die Infanterie war seit früh 2 Uhr in Bewegung und es war Abends 6 Uhr geworden, ohne daß ein Augenblick Ruhe eingetreten wäre. Die Bataillone fingen an, sich vor dem immer mehr anstürmenden Feinde zurückzuziehen, aber in voller Ordnung und indem sie durch ihr Feuer jedes Eindringen des Gegners hinderten. Abends gegen 8 Uhr traten die letzten Bataillone den Rückzug an, ohne daß der Feind folgte. Die Truppen gingen auf die Stellung zurück, die sie am Morgen inne gehabt hatten. Obwohl der Kampf dieses ersten Tages kein erfolgreicher für Preußen war, so war er doch für die betheiligten Truppen durchaus ehrenvoll. Funfzehn Bataillone mit vier Batterien hatten dem ganzen fast doppelt so starken österreichischen Corps so tapfer widerstanden, daß dasselbe nicht ein einziges Siegeszeichen davontrug und auf jede Verfolgung verzichtete. Während aber die Preußen nur 63 Offiziere und 1360 Mann an Todten und Verwundeten verloren, zählten die Österreicher deren 196 an Offizieren und 5136 Mann. Der Kronprinz hatte dem General von Bonin während des Kampfes eine Division der Garde, welche durch die mittleren Pässe bereits in Böhmen eingerückt war, zur Unterstützung angeboten, Bonin aber hatte die Hülfe zurückgewiesen, weil er mit seinem Corps allein zu siegen meinte. Dies wäre vermuthlich auch der Fall gewesen, wenn alle Bataillone rechtzeitig zum Schlagen gekommen wären. Das 1. Corps selbst hat sich bei Trautenau so tapfer geschlagen, daß General Gablenz an eine Verfolgung nicht denken konnte, vielmehr der Ruhe bedurfte, um sein arg mitgenommenes Corps wieder zusammenzufassen.

Am folgenden Tage aber, am **zweiten Tage von Trautenau** (28. Juni) machte das preußische **Gardecorps** wieder gut, was am ersten Tage verfehlt war. Das Corps war auf dem ihm vorgeschriebenen Wege nach Eypel, anderthalb Meilen von Trautenau vorgegangen, ohne zu ahnen, daß das 1. Corps hatte zurückgehen müssen. Benedek aber hatte dem General Gablenz zu seinem Corps noch eine Brigade des 4. Corps (Festetics) als Verstärkung zugesandt; diese hatte bei **Burgersdorf**, eine halbe Meile südlich von Trautenau, ein Bivouak bezogen. Als der General des Gardecorps, Prinz von Würtemberg, dies am Morgen des 28. erfuhr, ging er sofort gegen Burgersdorf vor und überraschte jene Brigade vollständig. Dieselbe wurde im ersten Anlaufe zersprengt. Bald aber trafen von drei Seiten die Brigaden des Gablenzschen Corps ein; die Bataillone des Gardecorps wurden

denselben unverweilt entgegengeworfen, sowie sie herankamen. Es entstand ein allseitiges, weit zerstreutes Gefecht. Burgersdorf und die davor liegenden Gehölze wurden genommen, der Feind nach einigen Stunden harten Kampfes überall zur Flucht genöthigt. Den schwersten Stand unter den vielen vereinzelt kämpfenden Abtheilungen hatten zwei Bataillone des Kaiser Franz-Regimentes. Dieselben waren nach der rechten Flanke entsandt, weil man dort Colonnen von Trautenau heranziehen sah. Als dieselben näher herankamen, stellte sich heraus, daß es eine ganze feindliche Brigade war, welche den rechten Flügel der Preußen angreifen sollte, wodurch alle Vortheile derselben vernichtet worden wären. Das 2. Bataillon des Kaiser Franz-Regimentes stand dieser Truppenmasse zuerst allein gegenüber. In voller Erkenntniß der Wichtigkeit seiner Aufgabe nahm das Bataillon den Kampf mit dem siebenfach stärkeren Feinde auf. In einem blutigen und heldenmüthigen Widerstande, bei welchem der größte Theil der Offiziere und über ein Drittel der Mannschaften fiel oder verwundet wurde, gelang es dem Bataillon sich zu behaupten, bis das 1. Bataillon herankam und siegreich vorrückte. Nach kurzem blutigen Kampfe war die feindliche Brigade zersprengt und auf der Flucht. Inzwischen war die ganze 2. Garde-Division nach derselben Richtung entsandt, nahm Trautenau und die benachbarten Höhen. Der Kampf war auf allen Seiten siegreich beendigt. Die Preußen verloren in diesem Gefechte 25 Offiziere und 809 Mann, die Oesterreicher über 4000 Gefangene und fast das Doppelte an Todten und Verwundeten. Die Flucht derselben erfolgte in völliger Auflösung. Der Erfolg dieses Tages überragte bei Weitem das Mißlingen des vorhergehenden: obgleich die Preußen sich aus schwierigen Engwegen erst im Angesichte des Feindes entwickeln mußten, war doch von 11 Bataillonen mit nur 12 Geschützen der Rückzug von 21 österreichischen Bataillonen mit 64 Geschützen errungen worden. Der Kampf der Grenadiere vom Kaiser-Franz-Regiment aber ist eine der glänzendsten Waffenthaten. Da die Verfolgung bis Soor gegangen war, so wurde dem Gefechte dieser Name gegeben (hier und da auch Gefecht von Burgersdorf oder „der zweite Tag von Trautenau").

Inzwischen waren auf dem linken Flügel der zweiten Armee gleichfalls Erfolge von der höchsten Wichtigkeit errungen worden.

Nachod und Skalitz. Das 5. Corps unter General von Steinmetz war auf dem schwierigen Passe über Levin gegen Nachod vorgerückt. Die Straße ist bis Nachod von hohen, steilen Bergwänden eingeengt, und bildet auch noch eine Stunde über Nachod hinaus einen beschwerlichen Engpaß. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten des Vorrückens auf solchem Wege erreichte die Vorhut am Abende des 26. die Grenze, und da sie die ersten Uebergänge und das hochgelegene Schloß Nachod nicht besetzt fand, ging sie noch in der Dunkelheit bis zum Ende des Passes vor. Am andern Morgen (27.) folgte das gesammte Corps. Um das Hervortreten der Hauptmasse aus dem engen Passe zu schützen, hatte der General von Löwenfeld in aller Frühe die steilen Höhen auf beiden Seiten der Straße besetzen lassen. Bald zeigten sich bedeutende feindliche Truppenmassen; das österreichische Corps des tapferen Generals von Ramming sollte das Vordringen der Preußen aus dem Passe hindern und marschirte in voller Stärke heran. Ramming wollte die wenigen bereits herausgetretenen Bataillone mit aller Kraft angreifen und

sie auf die nachrückenden Colonnen zurückwerfen. Es gelang ihm, die vordersten vereinzelten Abtheilungen zu überrennen, aber sowie er auf ganze Bataillone stieß, wurde seinem Fortschreiten Einhalt gethan. Auch hier zeigte sich von vorn herein, was das Zündnadelgewehr in der Hand ruhiger Leute vermag. Die österreichischen Bataillone wichen vor dem verheerenden Feuer überall zurück. General Ramming zog jedoch nach Kurzem, unter dem Schutze der Kavallerie-Division des Prinzen von Holstein, seine ganze Uebermacht heran. Da warf sich die preußische Kavallerie-Brigade Wnuck mit Macht gegen die österreichischen Kürassiere, das 1. (westpreußische) Ulanen-Regiment in der Front, das 8. Dragoner-Regiment in der Flanke. Der Anprall war furchtbar; zum ersten Male seit 100 Jahren standen preußische Reiter der berühmten österreichischen Kavallerie gegenüber. Der Erfolg war ein glänzender, jedes der beiden preußischen Regimenter warf den Feind und nahm ihm seine Standarten. Mit Jubel wurden diese von der nunmehr von beiden Seiten vorrückenden Infanterie empfangen. Unter den Augen des Kronprinzen, der während des Kampfes herbeigekommen war, ließ General Steinmetz, der sich selbst immer befand, wo die höchste Gefahr war, die 9. Division (Kirchbach) auf der rechten Seite vorgehen. Der Hauptkampf entwickelte sich um das Dorf Wysokowo, und wurde sehr heftig. Die Oesterreicher suchten immer von Neuem den rechten Flügel zu umfassen und führten stets neue Bataillone heran; aber die preußischen Reihen standen fest und schmetterten die Gegner in großen Massen nieder. Auch die Artillerie war endlich aus dem Passe hervor und brachte die feindlichen Batterien zum Schweigen. Allmälig warfen die Preußen den Feind aus allen Stellungen. Noch einmal suchten neue Kavallerie-Regimenter vorzugehen, aber wiederum wurden sie geworfen. Die Infanterie ging dann mit dem Bajonnete vor und vollendete den Sieg. Zwischen 2 und 3 Uhr war der Feind, verfolgt von Kavallerie und Artillerie, überall auf dem Rückzuge. Die preußischen Truppen hatten einen glänzenden Sieg errungen, wenn auch mit großen Opfern. Der Tag von Nachod kostete 59 Offiziere und 1132 Mann an Verwundeten und Todten; die Oesterreicher aber verloren drei Fahnen, sechs Geschütze, 2500 Gefangene und mindestens 6000 Todte und Verwundete. General von Ramming berichtete dem Oberbefehlshaber, daß er nicht mehr im Stande sei, Widerstand zu leisten, und bat noch am Abend zu seiner Deckung um zwei Brigaden. General Steinmetz hatte mit 22 Bataillonen und 3 Kavallerie-Regimentern gegen 28 Bataillone nnd 4 Kallerie-Regimenter das Vorrücken aus dem Gebirge erzwungen. Als der Kronprinz das Schlachtfeld beritt und den Truppen für ihre Tapferkeit im Namen des Königs dankte, wurde er mit endlosem Jubel begrüßt. Für den kommenden Tag gab er die Parole „Nachod", als Feldgeschrei „Steinmetz". In dem Berichte an den König sagte der Kronprinz: „Der Kampf des heutigen Tages gereicht dem General von Steinmetz und dem 5. Armeecorps zur Ehre. Ich kann nicht genug des Lobes über die außergewöhnliche Ruhe der jungen Truppen sagen. Alle Waffen haben in Erfüllung ihrer Schuldigkeit rühmlichst gewetteifert. Das Zündnadelgewehr hat bedeutende Verheerungen angerichtet, und alle feindlichen Angriffe, die mit großer Bravour unternommen wurden, scheitern lassen. Die Artillerie hat in dem Anfangs bedeutend überlegenen

feindlichen Geschützfeuer eine seltene Ausdauer bewiesen und die Kavallerie hat sich der so gerühmten österreichischen Reiterei überlegen gezeigt."

General von Steinmetz, im Heere fortan „der Löwe von Nachod" genannt, sollte am folgenden Tage mit seinem Corps und mit einer bereits nachgerückten Division des 6. Corps weiter rechts nach Gradlitz aufbrechen; am Morgen bemerkte er vor sich die Oesterreicher zu neuem Angriffe bereit. General Benedek hatte auf die Nachricht von der Niederlage des Ramming'schen Corps dem Erzherzog Leopold, der so eben mit dem 8. Corps in der Nähe eingetroffen war, den Befehl gegeben, mit diesem und dem Ramming'schen Corps die Preußen von Neuem anzugreifen. Derselbe rückte dem General von Steinmetz nach Skalitz entgegen, besetzte diese Stadt und erwartete da den Feind. General Steinmetz suchte zunächst die das Flachland beherrschenden Kuppen, Waldstellen und Gehöfte zu gewinnen, was im ersten Anlaufe gelang; dann ging er mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele in ganzer Linie, wie auf dem Exercierplatze, gegen den Feind, der in fester Stellung vor ihm stand. Es gab einen heftigen Kampf, bei welchem einzelne preußische Bataillone bis zum dritten Theile ihre Leute verloren, aber sie blieben überall im Vortheile. General von Kirchbach stürmte endlich den Eingang des verbarrikadirten Städtchens. Der Feind vertheidigte sich noch heftig in den Häusern, so daß jedes einzeln genommen werden mußte. Während des Kampfes war auf Befehl des Kronprinzen die schwere Garde-Kavallerie-Brigade unter Prinz Albrecht Sohn auf dem Schlachtfelde eingetroffen und hatte schon durch ihr Erscheinen zur Erschütterung der Gegner beigetragen. Gegen 4 Uhr Nachmittags war der Kampf entschieden. Die Oesterreicher traten den Rückzug auf Josephstadt an, verfolgt vom Feuer der preußischen Batterien. Hier, wie bei Nachod, war es vor Allem der eiserne Wille eines tüchtigen Generals, die scharfe Disciplin und eine kernbrave Truppe, welche den übermüthigen Feind schlugen. Steinmetz schloß die telegraphische Nachricht, die er über Nacht dem Könige schickte, mit den Worten: „Meine Truppen sind nach zwei Schlachten noch voller Muth und Freudigkeit. Sie brechen in lauten Jubel aus." Die Oesterreicher hatten 5 Geschütze und 2500 Gefangene in den Händen der Preußen gelassen; der Verlust der letztern bestand in 59 Offizieren und 1352 Mann an Todten und Verwundeten, bei den Oesterreichern mehr als das Doppelte.

Nachdem nunmehr die zweite Armee auf allen drei Linien den Feind vor sich her vertrieben hatte, und nachdem auch das 1. Armeecorps in durchaus befriedigendem Zustande über Trautenau wieder vorgerückt war, wurde am 29. Juni die Vereinigung der bisher durch die Gebirgspässe getrennten einzelnen Abtheilungen bei Königinhof und Gradlitz hergestellt. Das Gardecorps rückte nach Königinhof, wo es noch zu einem lebhaften Gefechte kam, durch welches die Oesterreicher über die Elbe gedrängt wurden. Auch General von Steinmetz mußte den Vormarsch nach Gradlitz (nahe bei Königinhof) erst noch durch ein siegreiches Gefecht bei Schweinschädel erkämpfen. Am 30. bezog er ein Biwouac an der Elbe. Auf den jenseitigen Uferhöhen stand der Feind in fester Stellung und suchte durch Feuer aus weiter Entfernung die Ruhe des ermüdeten Corps zu stören. Steinmetz achtete aber nicht darauf und blieb ruhig

liegen. Das feindliche Feuer richtete wenig Schaden an; die zähe Ruhe der Preußen aber wurde den Oesterreichern unheimlich, am folgenden Tage räumten sie die Höhen jenseits der Elbe. Während nun das 5. Corps bei Gradlitz, das 6. dicht daneben auf Josephstadt zu an der Elbe, das Gardecorps neben dem 5. bei Königinhof stand, rückte das 1. Corps als rechter Flügel der Kronprinzlichen Armee am 30. Juni westlich von Königinhof bis Miletin jenseits der Elbe vor in unmittelbarer Nähe des linken Flügels der I. Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Horitz. So stand die Armee des Kronprinzen nach einer Reihe schwerer aber glänzender Gefechte auf beiden Ufern der Elbe bereit, nunmehr im Verein mit der ersten Armee weiter in Böhmen einzudringen. Der vom General von Moltke entworfene Plan, einer der kühnsten Pläne der Feldherrnkunst, war durch diese Vereinigung der von zwei entgegengesetzten Seiten siegreich vorgedrungenen Armeen gelungen.

Der Feldzug des Königs. Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866). Mit der Vereinigung der drei Armeen war der Augenblick gekommen, wo der König den Oberbefehl und die Leitung der Operationen an Ort und Stelle übernehmen sollte. Am 30. Juni verließ der König Berlin. Am Abend vor der Abreise wurden ihm vor seinem Palais noch von der versammelten Menge begeisterte Huldigungen dargebracht. Der König richtete an die Abgesandten des Volkes erhebende Worte und ermahnte, nicht von dem ersten glücklichen Erfolge sich allzusehr hinreißen zu lassen, — schwere Opfer ständen noch bevor, ein vielleicht langer und blutiger Krieg. Aber mit Gottes Hülfe, mit der so tapfer bewährten Armee und mit der Treue des Volkes werde Preußen hoffentlich seine Feinde besiegen. — Sein heldenmüthiges Heer begrüßte der König vor seiner Abreise durch folgenden Armeebefehl: „Soldaten Meiner Armee! Ich begebe mich heute zu Euch, Meinen im Felde stehenden braven Truppen, und biete Euch Meinen Königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf sämmtliche Abtheilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indeß auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen, Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen." Mit dem Könige begaben sich der Minister-Präsident Graf Bismarck, der Kriegs-Minister von Roon und der Chef des gesammten Generalstabes General von Moltke zur Armee. Am 2. Juli traf der König in Gitschin ein, und wurde dort von Prinz Friedrich Karl und den siegreichen Truppen freudig begrüßt. Rascher als irgend Jemand es ahnen konnte, am folgenden Tage schon wurde unter des Königs Leitung einer der schönsten und glänzendsten Siege erstritten, welche die Kriegsgeschichte kennt.

Der **3. Juli** war für die preußischen Truppen nach den vorhergehenden anstrengenden Märschen und Kämpfen zu einem Ruhetage bestimmt; der König selbst wollte an diesem Tage eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen in Königinhof haben. Aber am Abend des 2. traf die Nachricht ein, daß die österreichische Armee sich vor Königgrätz in bedeutender Stärke zusammen-

gezogen habe und sich zu einem gewaltigen Angriffe anschicke. Prinz Friedrich Karl hatte durch Recognoscirungen festgestellt, daß sich starke feindliche Massen vor der Front seiner Armee ansammelten; er sandte den Chef seines Generalstabes General von Voigts-Rhetz in das Hauptquartier des Königs mit dieser Meldung und mit der Bitte, am folgenden Tage den Oesterreichern mit einem Angriffe zuvorkommen zu dürfen. Es war Nachts 11 Uhr, als die Meldung beim Könige einging. Alsbald wurde Kriegsrath gehalten. Um Mitternacht ergingen an sämmtliche drei Armeen die Befehle zum gemeinsamen Vorrücken am folgenden Morgen. Das Hauptquartier des Kronprinzen war 5 Meilen, das des Generals Herwarth 3 Meilen von Gitschin entfernt. Morgens um 4 Uhr hatten Beide den Befehl des Königs in Händen und eine Stunde darauf war die gesammte Armee im Vorrücken.

Benedek hatte eine Stellung vor der Festung Königgrätz auf dem rechten Ufer der Elbe hinter der Bistritz, einem sumpfigen kleinen Flusse, genommen und seine ganze Armee dort zur Entscheidungsschlacht versammelt. Das Schlachtfeld war gut ausgewählt; denn die vom Bistritzthal aufsteigenden Erhöhungen boten treffliche Positionen, namentlich für die Artillerie dar und gestatteten zugleich, die Infanteriemassen in den Tiefen vollkommen gedeckt aufzustellen. In der Mitte des Schlachtfeldes bei Chlum, nahe an dem Wege über Sadowa nach Königgrätz, erreichen die Berge den höchsten Punkt; von da aus war das ganze vorliegende Gebiet zu übersehen, während den Preußen aus der Tiefe jeglicher Einblick in die Aufstellung der Oesterreicher auf und hinter den Höhen entzogen war. Mit großer Umsicht waren die Stellungen für mehr als 500 Geschütze auf mehreren über einander liegenden Abstufungen ausgesucht und Alles vorbereitet, um ein überwältigendes Feuer nach den wichtigsten Punkten des feindlichen Anmarsches zu sichern. Auch für die Vertheidigung der Infanterie war durch Verhaue und Verbarrikadirungen gesorgt. Am 1. und 2. Juli hatte Benedek die gesammte (noch etwa 170,000 bis 180,000 Mann starke) Armee dort zusammengezogen und alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Ungeachtet der überaus vortheilhaften Stellung der Oesterreicher hatte aber das preußische Oberkommando in raschem und kühnem Entschlusse sich dafür entschieden, dem feindlichen Angriffe zuvorzukommen. Prinz Friedrich Karl sollte in der Front angreifen, während die entfernter stehenden Armeen des Generals von Herwarth und des Kronprinzen herbeieilen sollten, um dem Feinde von rechts und von links in die Flanken zu fallen. Es war auf einen entscheidenden Schlag abgesehen und die einzige Besorgniß im preußischen Hauptquartiere war, daß Benedek sich noch bei Zeiten der Schlacht entziehen könnte. Prinz Friedrich Karl, der Nächste am Feinde, zog seine drei Armeecorps gleich nach Mitternacht zusammen und rückte gegen Morgen auf der Königgrätzer Straße bis Dub, eine halbe Meile vor der vermutheten Stellung des Feindes vor. Nebel und Regen hinderten jede Fernsicht; der Weg war aufgeweicht und alle Bewegungen erschwert. Die vorausgesandte Kavallerie brachte die Meldung, Sadowa, der Uebergang der Straße über die Bistritz, und die dahinter liegenden Höhen seien vom Feinde besetzt. Es war 8 Uhr Morgens. Der König war so eben bei der Armee des Prinzen eingetroffen und übernahm den Oberbefehl an Ort und Stelle. Die Schlacht begann.

Benedek hatte seine Vortruppen an den Ufern der Bistritz in einem großen Halbkreise von Rechanitz bis Benatek aufgestellt, dahinter auf den bis 2000 Fuß aufsteigenden Höhen die Artillerie, hinter dieser wiederum in einer Senkung die große Masse der Infanterie. Er selbst hielt auf der Höhe von Chlum, von wo ein Bergrücken weit vor nach Benatek reicht. Sadowa liegt ungefähr in der Mitte jenes Halbkreises. Prinz Friedrich Karl ließ die 8. Division (Horn) auf Sadowa, die 3. und 4. Division (das pommersche Armeecorps) auf dem rechten Flügel, die 7. Division (Fransecky) links auf Benatek losgehen. Die Division Horn bemächtigte sich des Ueberganges über die Bistritz bei Sadowa und rückte weiter vor; ebenso drangen die anderen Divisionen entschlossen vor, stießen aber alsbald auf überlegene Kräfte und kamen in ein so vernichtendes Granatfeuer von allen umliegenden Höhen, daß sie sich begnügen mußten, das gewonnene Terrain nur zu behaupten. Es brachen schwere Stunden über diese Truppen herein; denn sie mußten standhaft ausharren, wo sie standen, nur zum Theil gedeckt und von feindlichen Geschossen überschüttet. Vorwärts konnten sie nicht, zurück durften und wollten sie nicht; mit Todesverachtung harrten sie auf dem gefährlichen Ehrenposten aus. Namentlich hatte die Division Fransecky einen sehr schweren Stand. Im Plane der preußischen Führung lag es, daß die Entscheidung von den beiden Flügeln kommen sollte, die Armee des Prinzen Friedrich Karl mußte bis dahin mit ihren drei Corps gegen fünf österreichische Corps und gegen die gesammte so günstig postirte Artillerie den ungleichen Kampf hinhalten. — Auf dem rechten Flügel ging die Elb-Armee gegen den linken österreichischen Flügel und gegen die sächsische Armee vor, welche mit großer Tapferkeit die Stellung bei Problus vertheidigte. Erst gegen 1 Uhr gelang es den Divisionen Münster und Canstein dort siegreich vorzudringen. — Aber die Hauptentscheidung mußte auf dem preußischen linken Flügel durch die Armee des Kronprinzen kommen. Der Anmarsch derselben wurde sehnsüchtig erwartet, ganz wie Blücher's rettendes Erscheinen in der Schlacht bei Belle-Alliance. Der Bergrücken von Chlum nach Benatek aber verdeckte die Anmarschlinie der kronprinzlichen Armee. Bis zu ihrer Ankunft hatte die Armee des Prinzen Friedrich Karl fort und fort den schwersten Stand. Schritt vor Schritt erneuerte sich der Kampf um die im Bistritzthale gelegenen Dörfer und Waldstrecken und durch das Granatfeuer von den dahinter liegenden Höhen wuchs von Stunde zu Stunde die Gefahr der Aufreibung für die heldenmüthig kämpfenden Truppen. Gegen Mittag zog Prinz Friedrich Karl seine letzte Infanterie-Reserve, das 3. Armeecorps nach Sadowa heran. Unter Hurrahruf und den Klängen von „Heil Dir im Siegerkranz" ging das Brandenburgische Corps vor Sr. Majestät dem Könige vorbei zum Kampfe vor. Noch wußte man nicht, daß inzwischen der Kronprinz bereits hinter den Höhen von Chlum eingetroffen war. Der Division Fransecky, die zunächst diesen Höhen kämpfte, kam die heiß ersehnte Hülfe, als es gerade die höchste Zeit war. Die Division hatte der auf sie einstürmenden feindlichen Uebermacht wieder bis Benatek weichen müssen; dort sprach Fransecky die heldenmüthigen Worte: „Nicht weiter zurück, hier sterben wir." Offiziere und Soldaten wurden zum letzten todesmuthigen Ausharren begeistert. Aber schon rückten die vordersten Truppen des Kronprinzen, die 1. Garde-Division über die Höhe von Chlum den Oesterreichern

in die Flanke. Die ersten Kanonenschüsse auf jener Seite gaben der hart bedrängten ersten Armee die Zuversicht zu neuem siegreichen Vordringen.

Der Kronprinz war, als er um 4 Uhr Morgens den Befehl erhalten, mit allen seinen Kräften dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, sofort mit dem Gardecorps und dem 6. (schlesischen) Armeecorps aufgebrochen; das 1. und 5. Armeecorps folgten dicht dahinter, aber der strömende Regen und der durchweichte Boden erschwerten das Vorrücken auf der steilen von Höhe zu Höhe aufsteigenden Straße. Nach fünfstündigem Marsche gegen 10 Uhr gewahrte der Kronprinz an dem aufsteigenden Geschützdampfe und an dem Rauche brennender Gehöfte, daß die erste Armee schon im Kampfe stehen mußte. Aber der Wind stand abseits und man konnte die Heftigkeit der Kanonade nicht beurtheilen. Erst eine Stunde später konnte der Prinz von einem Höhenrücken aus an den dichten Rauchlinien die Stellung der beiden kämpfenden Armeen erkennen, aber weitere waldige Berghänge verdeckten eine bestimmtere Aussicht. Nach einiger Zeit ging jedoch von der zunächst kämpfenden Division Fransecky eine Meldung ein, daß sie der Hülfe dringend bedürfe. Alsbald erkannte der Kronprinz, daß es vor Allem gelte, sich eines Höhenzuges bei Horenowes, gegenüber Chlum, zu bemächtigen, um von da den Oesterreichern in den Rücken zu kommen. Sämmtlichen anrückenden Corps der kronprinzlichen Armee wurden zwei dicht zusammenstehende Bäume auf dem höchsten Punkte bei Horenowes als Richtung ihres Weitermarsches angewiesen. Die Garde und das 6. Armeecorps rückten neben einander vor. Letzteres stieß auf das österreichische zweite Corps (Thun) und warf es nach hartem Kampfe zurück. Die Garde ging grade auf Horenowes los. Bei ihrer Annäherung wurde sie mit heftigem Granatfeuer von der Höhe empfangen, aber die Oesterreicher mußten dem Andringen von beiden Seiten weichen. Die Garde drängte die weichenden Abtheilungen vor sich her und schlug nunmehr die Richtung gradezu auf den höchsten Punkt bei Chlum ein. Es galt die Hauptposition der Osterreicher bei Chlum und Rosberitz zu vernichten und ihren gegen die erste Armee kämpfenden Schaaren in den Rücken zu kommen, um so ihren Rückzug zu erzwingen. Die Garde hatte noch keine Artillerie bei sich, die so rasch nicht hatte folgen können. Aber General Hiller von Gärtringen erkannte die Wichtigkeit des Augenblicks und vertrauend auf die Bravour seiner Truppen, führte er sie kühn und keck mitten durch das mörderische Feuer gegen die Höhe von Chlum vor. Er selbst starb, von einer Kugel in die Brust getroffen, den Heltentod; aber seine tapfern Bataillone nahmen im ersten Anlaufe Chlum und sogar Rosberitz, wo sie sich aber plötzlich der ganzen österreichischen Reserve gegenüber sahen. Benedek war herbeigeeilt und nahm rasch alle in der Nähe befindlichen Truppen zusammen, um sie gegen den Stoß der Garde zu wenden. Rosberitz ging den Preußen wieder verloren, aber Chlum wurde trotz der heftigsten Stürme der Oesterreicher behauptet, zumal auch das 1. (preußische) Corps inzwischen neben Chlum vorgedrungen war. Bald wurde auch Rosberitz wieder genommen. So stand die Armee des Kronprinzen bereits im Rücken der gegen Prinz Friedrich Karl kämpfenden Oesterreicher, während zur selben Stunde auch General Herwarth auf der entgegengesetzten Flanke siegreich vorgedrungen war. Durch das Eingreifen der Kronprinzlichen Armee hatte auch die Armee

des Prinzen Friedrich Karl wieder Luft bekommen, und sobald das furchtbare Feuer im Centrum etwas nachgelassen, kam es auch da nach den Stunden härtester Prüfung und heldenmüthigen Ausharrens wieder zum Vorrücken. Der Befehl des Königs zu erneutem Vorgehen wurde mit dem größten Jubel begrüßt. Es gelang endlich, die Artillerie bei Sadowa in eine Stellung zu bringen, von wo die feindliche Hauptstellung bei Chlum wirksam beschossen werden konnte. Auch die Division Fransecky war, sobald die Garde die Wucht der Uebermacht von ihr abgewendet hatte, wieder vorgedrungen. Die gesammte erste Armee drängte bereits überall den Feind zurück. Die Oesterreicher erkannten, daß die Schlacht für sie verloren war, ihr Artilleriefeuer wurde immer schwächer, die Infanterie trat den Rückzug an; zuerst in guter Ordnung, bald aber sollte sich das Bild ändern. Die ganze preußische Linie stürmte vorwärts, von jedem eilig erklommenen Höhenrücken wurden aus Geschütz und Zündnadelgewehr Tod und Verderben in die abziehenden Kolonnen geschleudert, und nach Kurzem löste sich die feste Ordnung in immer mehr beschleunigten Schritt auf bis zur vollständigen Flucht. Um ¼4 Uhr setzte sich der König selbst an die Spitze der gesammten Reserve-Kavallerie der ersten Armee, um den Feind zu verfolgen und jeden etwa noch versuchten Widerstand niederzuschmettern. Hinter Chlum kam es zu einem furchtbaren Zusammenstoß mit der gesammten österreichischen Reserve-Kavallerie, die sich hier aufopferte, um den Abzug der Infanterie und Artillerie zu decken. Die schöne tapfere kaiserliche Reiterei, der Stolz der österreichischen Armee erlag, und mit ihr war auch der letzte Widerstand auf dem Schlachtfelde gebrochen. Ueber die Verfolgung unter des Königs Führung schrieb ein Augenzeuge: „Wie mit Sturmesgewalt ergreift es die Massen der siegenden Verfolger und reißt sie unaufhaltsam weiter, als der König in sausendem Galopp angesprengt kommt und selbst seine Reiter vorführt zu Vernichtung der Feinde! Keiner, der das Glück gehabt hat, an diesem Tage mit über das Feld von Sadowa zu gehen, um die geschlagenen Oesterreicher vor uns herzujagen, wird es je vergessen, wie er den greisen Heldenkönig gesehen hat, seine Truppen anfeuern, ihnen dankend mit Hand und Wort — wie ein tausend- und tausendstimmiges Hurrah! Hurrah! Hurrah! aus den langen Reihen erdonnerte, lauter, kräftiger, als selbst die Stimmen der krachenden Geschütze — wie die Reiter die Säbel schwangen und die Infanterie ihre leichten Mützen, wie die Offiziere sich um den König drängten, um ihm die Hand zu küssen, die er jedem Einzelnen hätte hinstrecken mögen: — das Alles in schnellster, unaufhaltsamer Bewegung über die Trümmer des fliehenden Feindes hinweg vorwärts, vorwärts, dahin, wo die österreichischen Massen sich zurückwälzen, und wo die Bahn frei wird für den preußischen Aar!" Die Verfolgung wurde fortgesetzt, bis der sinkende Abend derselben ein Ziel setzte. Immer weiter verschwanden die österreichischen Massen, und im Hintergrunde blickten die Thürme von Königgrätz über den Dampf der Geschütze und über die brennenden Dörfer hervor. Das Bewußtsein, einen Sieg von großer, weltgeschichtlicher Bedeutung errungen zu haben, durchdrang jeden Einzelnen. Die beiden prinzlichen Heerführer umarmten sich auf der Höhe von Chlum Angesichts Ihrer jubelnden Armeen. Dann suchte der Kronprinz seinen Königlichen Vater auf; er fand ihn erst um 8 Uhr Abends. Welch ein Wiedersehen!

Was lag zwischen dem Abschiede von Berlin und diesem gewaltigen Tage! Es machte einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden, als der Königliche Heldengreis und sein ruhmgekrönter Sohn sich mit Thränen in den Augen umarmten und der Kronprinz sich über die Hand niederbeugte, die ihm Preußens höchsten Kriegsorden überreichte. Die Truppen bivouakirten auf dem Schlachtfelde und bald erleuchteten zahllose Bivouakfeuer die Wahlstatt. Dieselbe bot ein trauriges Bild der Zerstörung. Der herrliche Sieg war theuer erkauft; er kostete dem preußischen Heere 10,000 Todte und Verwundete, darunter den jungen Prinzen Anton von Hohenzollern, welcher, seinen Garde-Füselieren bei Rosberitz als leuchtendes Beispiel vorangehend, tödtliche Wunden erhielt. Der Gesammtverlust der österreichischen Armee wird auf 40,000 Mann berechnet, darunter 18,000 Gefangene; ferner waren 174 Geschütze und 11 Fahnen von den Preußen erobert.

An einem einzigen Sommertage war die Hauptwiderstandskraft einer der größten Monarchien gebrochen. Auf die kurze Zeitspanne von noch nicht 24 Stunden zusammengedrängt, fällt für das preußische Heer der erste unerwartete Entschluß zur Schlacht, die Anordnungen für dieselbe, meilenweiter Marsch zur Vereinigung der Kräfte auf dem Schlachtfelde, endlich die gewaltige Schlacht selbst bis zur vollständigen Niederwerfung und Vernichtung eines tapferen und starken Gegners. Der König sprach seinen Truppen in einem Armeebefehle seinen Dank aus. „Der Tag von Königgrätz," sagte er, „hat schwere Opfer gekostet, aber er ist ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt." Seinen eigenen schönsten Lohn fand der König, wie er selbst aussprach, in den Augen seiner Soldaten, welche, als sie ihn auf dem Schlachtfelde sahen, überall in endlosen Jubel ausbrachen, daß er sie zur Schlacht, zum Siege geführt. — Der Sieg wurde in der preußischen Armee der Sieg von Königgrätz genannt (wie es unter den Truppen hieß: „Dem König geräth's"), — die Oesterreicher und das Ausland nennen die Schlacht meistens nach dem Orte Sadowa. Die erste Nachricht von dem Siege sandte der König Nachts 11 Uhr telegraphisch an seine Gemahlin, mit den Worten: „Einen vollständigen Sieg über die österreichische Armee, nahe an Königgrätz, zwischen der Elbe und Bistritz, haben wir heute in einer achtstündigen Schlacht erfochten. Verlust des Feindes und Trophäen noch nicht gezählt, aber bedeutend. Alle 8 Corps haben gefochten, aber große, schmerzliche Verluste. Ich preise Gott für Seine Gnade. Wir sind alle wohl. Der Gouverneur soll Victoria schießen." Der König ordnete ferner an, daß der Sieg im ganzen Lande durch einen Dankgottesdienst gefeiert wurde.

Die österreichische Armee war in voller Auflösung zunächst nach Königgrätz geeilt. Ein österreichischer Berichterstatter schrieb: „Die Flucht war zügellos: neun volle Stunden dauerte sie, Kavallerie, Artillerie, Infanterie durch einander. Als man an die Elbe kam, war die Verwirrung grenzenlos. Die Brücken reichten nicht hin und wurden größtentheils von der Kavallerie und Artillerie benutzt. Da warfen sich Tausende in die Elbe; wer schwimmen konnte, rettete sich. Wie viele da untergegangen, hat Niemand gezählt. An den Thoren von Königgrätz entstand gleichfalls die grausigste Verwirrung,

indem Alles zugleich hineinstürmen wollte. Die Festungsgräben wurden von zahllosen Opfern angefüllt.

Bericht des Königs über die Schlacht bei Königgrätz. König Wilhelm richtete am Tage nach der Schlacht folgendes denkwürdige Schreiben an die Königin Augusta: „Horitz, 4. Juli. Am 2. verließ mich Fritz Karl (Prinz Friedrich Karl) um 3 Uhr Nachmittags nach einem Kriegsrathe, in welchem beschlossen wurde, den durch Märsche und Kämpfe erschöpften Mannschaften ein bis zwei Ruhetage zu gönnen. Um ½11 Uhr Abends traf jedoch General Voigts-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeute der Recognoscirungen des Tages zu melden, die dahin ging, daß bedeutende feindliche Massen von Josephstadt nach Königgrätz diesseits der Elbe sich von 8—3 Uhr bewegt hätten, Gefangene aussagten, die Armee concentrire sich zwischen Elbe und Bistritz und Königgrätz; es wurde mir daher vorgeschlagen, den günstigen Umstand, daß die feindliche Armee sich diesseits der Elbe schlagen zu wollen scheine, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten. Zu dem Ende sollte sich die erste Armee mit dem 2., 3., 4. Corps im Centrum, Sadowa vor sich habend, aufstellen, General Herwarth mit seinen 1½ Corps über Nechanitz in die linke Flanke, Fritz mit der zweiten Armee, Garde, 1., 5., 6. Corps von Königshof, seinen linken Flügel längs der Elbe, in die rechte Flanke des Feindes vorgehen. Erst um Mitternacht hatte ich mit General Moltke Alles festgestellt: bestimmte meinen Aufbruch auf 5 Uhr früh, da die Armee sofort Nachts 2 Uhr den Marsch anzutreten hatte. Ich hatte fast 4 Meilen zu fahren und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind diesseits der Elbe stehen könne. Aber nur zu bald sollte sich die Richtigkeit herausstellen. Als ich in einem kleinen Dorfe, Dub, zu Pferde stieg, regnete es und dauerte derselbe mit langen Unterbrechungen den Tag über an. Schon bei den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denselben mit Hurrah begrüßt. Das Gefecht fing so eben 8 Uhr mit Artilleriefeuer des 2. Corps an, als ich in Sadowa ankam und auf einer Höhe Posto faßte; dies Corps stand rechts von hier. Die Division Horn (8. Division) ging bei Sadowa über die Bistritz und griff vorliegende waldige Höhen an, gewann bei der Heftigkeit der Vertheidigung wenig Terrain, die 7. Division (Fransecky) entwickelte sich mehr links, mit gleich schwankendem Erfolge, Herwarth griff schon nach 1½ Stunden, von Nechanitz kommend, ins Gefecht ein, welches von nun an fast während 5 Stunden hauptsächlich in Artilleriegefecht bestand, untermischt mit Infanteriegefecht in waldigen Bergen. Mit Sehnsucht sahen wir dem Eintreffen der zweiten Armee entgegen, denn bei diesem langen Artilleriekampfe mußte dieselbe mehrere Male bereits ihre Reserve-Munition verausgaben. Das Infanteriegefecht schwankte hin und her. Endlich entdeckten wir die ersten Spuren der Annäherung des Garde-Corps, aber das Gefecht konnte man icht sehen, indem es jenseits einer Höhe vor sich ging und man nur dasselbe aus der feindlichen Flankenstellung annehmen konnte. Trotz dieser Umgehung und trotz des allmäligen, sehr langsamen Vordringens Herwarth's hielt der Feind in dem Centrum immer noch festen Stand. Jetzt wurde die 5. Brigade (Schimmelmann), Leib-, 48. Regiment zur Unterstützung des Angriffes auf das Centrum vorgenommen. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten (während

Pieske im Marsche „Heil Dir im Siegerkranz ꝛc.“ blies, ein ergreifender Moment). Plötzlich wurde das Artilleriefeuer im Centrum schwächer und wurde Kavallerie verlangt, ein Zeichen, daß der Feind anfange zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfing, sich durch den Flankenangriff der zweiten Armee zu entscheiden, und ritt mit der Kavallerie vor.

Hier stieß ich zuerst auf die im vollen Avanciren begriffene (Tambour battant) 2. Garde-Division und Theile des Garde-Füselier-Regiments in Mitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben, die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur anderen und überall das nicht enden wollende Hurrahrufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen! So traf ich auch noch die Truppen des 1., 6. und 5. Armee-Corps, auch mein Infanterie-Regiment; vom 8. Corps nur das 8. Jäger- und vom 7. nur das 17. Regiment, die übrigen waren zu weit schon entfernt in Verfolgung des Feindes. Jetzt brachen unsere Kavallerie-Regimenter vor, es kam zu einem Kavalleriegefecht vor meinen Augen, Wilhelm an der Spitze seiner Brigade, 1. Garde-Dragoner-, Ziethen-Husaren-, 11. Ulanen- (Hohenlohesches) Regiment gegen österreichische Kürassiere, Ulanen, die total culbutiert wurden und das Gefechtsfeld, das ich gleich darauf beschritt, sah fürchterlich aus, von zerhauenen Oesterreichern todt: lebend! So avancirte dann wieder die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe, wo jenseits dieses Flusses noch sehr heftiges Granatfeuer erfolgte, in das ich auch gerieth, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte. Ich ritt aber nun noch immer umher, um noch ungesehne Truppen zu begrüßen, wo ich Mutius, Württemberg und Bonin auch antraf. Alle diese Wiedersehen waren unbeschreiblich!! Steinmetz, Herwarth fand ich nicht. Wie sah das Schlachtfeld aus! Wir zählten 35 Kanonen, es scheinen über 50 genommen zu sein, mehrere Fahnen, Alles lag voller Gewehre, Tornister, Patronentaschen, wir rechnen bis heute 12,000 Gefangene; hier befinden sich 50 gefangene Offiziere. — Aber nun den Revers der Medaille. Unser Verlust ist noch nicht ermittelt, er wird hoch sein. Daß General Hiller von der Garde geblieben ist, wirst Du schon wissen, ein großer Verlust! Anton Hohenzollern hat vier Gewehrkugeln im Bein! ich weiß nicht, wie es ihm heute geht! er soll enorm brav gewesen sein. Erckert ist schwer blessirt, eben so Oberst Obernitz am Kopfe. Das 1. Garde-Regiment hat solche Verluste. daß aus zwei Bataillonen eins formirt ist!! In welcher Aufregung ich war, kannst Du denken! Und zwar der gemischtesten Art!! Freude und Wehmuth, Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz (dem Kronprinz) mit seinem Stabe! Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten! Also völlige Ueberraschung! — Einstens Alles mündlich. Erst um 11 Uhr war ich hier, ohne Alles, so daß ich auf einem Sopha kampirte.“

Waffenstillstandsanträge; Abtretung Venetiens. Die Niederlage bei Königgrätz und die dadurch entstandene Zerrüttung der österreichischen Armee waren so groß, daß Oesterreich sofort die größten Anstrengungen

machte, um einem weiteren Vordringen der Preußen durch Verhandlungen Einhalt zu thun. Gleich am Tage nach der Schlacht erschien der General von Gablenz im preußischen Hauptquartiere, um Namens des Oberfeldherrn Benedek einen Waffenstillstand zu erbitten. Da es jedoch hierbei nur darauf abgesehen sein konnte, dem österreichischen Heere Zeit zu verschaffen, seine zerstreuten und erschütterten Kräfte wieder zu sammeln, so wurde der Antrag abgelehnt. Inzwischen hatte die österreichische Regierung bereits einen Schritt gethan, welcher ebenso sehr die verzweifelte Lage des Kaiserstaates, wie den hartnäckigen Widerwillen gegen eine Verständigung mit Preußen bekundete. Um die Truppen, welche bisher in Venetien zur Vertheidigung gegen Italien standen, dort herausziehen und gegen Preußen verwenden zu können, entschloß sich der Kaiser, Venetien preiszugeben. Wenige Monate zuvor hatte Oesterreich auf die von den europäischen Mächten beabsichtigten Verhandlungen über Venetien nicht eingehen wollen, weil, wie damals gesagt wurde, die Abtretung dieser Provinz einem Selbstmorde gleich käme. Lieber hatte sich die österreichische Regierung entschlossen, den Kampf gleichzeitig gegen Preußen und Italien aufzunehmen. Inzwischen war der Krieg Oesterreichs gegen Italien mit viel glücklicherem Erfolge geführt worden, als der gegen Preußen. Der Erzherzog Albrecht hatte den Italienern bei Custozza am 22. Juni eine erhebliche Niederlage beigebracht, und die italienische Armee war außer Stande, die Operationen gegen Oesterreich fortzusetzen. Nichtsdestoweniger entschloß sich der Kaiser in der Nacht unmittelbar nach der Niederlage von Königgrätz, auf Venetien zu verzichten, zwar nicht unmittelbar zu Gunsten Italiens, aber zu Händen des Kaisers der Franzosen, welcher dafür den Frieden zwischen Oesterreich und Italien vermitteln sollte. Diese Abtretung bewies, in welche trostlose Lage der Kaiser sich durch die Siege Preußens versetzt sah. Er bedurfte der in Italien stehenden Truppen, um seine Nordarmee wieder zu kräftigen und um Wien vor dem Anmarsche der Preußen zu schützen; er hoffte ferner, durch jenes Anerbieten die Verbindung zwischen Preußen und Italien zu zerreißen, vor Allem aber war es darauf abgesehen, den Kaiser Napoleon, der sich bisher neutral gehalten hatte, in das Interesse Oesterreichs zu ziehen. Aber alle diese Berechnungen verzweifelter List scheiterten an der Mäßigung Napoleons, an der Bundestreue des Königs von Italien und an der Festigkeit des Königs von Preußen. Der Kaiser Napoleon nahm zwar die Abtretung Venetiens an, aber mit dem Vorbehalte, nicht nur den Frieden zwischen Italien und Oesterreich, sondern auch den mit Preußen zu vermitteln. Der König Victor Emmanuel von Italien, welcher durch den Vertrag mit Preußen verhindert war, einseitig Frieden mit Oesterreich zu schließen, und welcher ebenso wie das italienische Volk erkannte, daß die Abtretung Venetiens nur Preußen zu danken sei, wies eine Zumuthung zum Treubruche entschieden zurück, und kündigte seinen Entschluß an, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis auch Preußen volle Befriedigung zu Theil geworden sei. Der König von Preußen endlich erklärte sich Frankreich gegenüber bereit, eine Friedensvermittelung anzunehmen, aber vom Waffenstillstande dürfe nicht eher die Rede sein, bis Oesterreich Sicherheit gegeben, daß ein Friede auf annehmbaren Grundlagen zu Stande kommen könne. Bis dahin könne Preußen sich in seinem Vorgehen nicht aufhalten lassen. Napoleon

erkannte die Berechtigung dieses Verlangens und richtete sein Bemühen nur dahin, möglichst bald eine Vereinbarung über die vorläufigen Grundzüge der Friedensverhandlungen zwischen den kriegführenden Staaten zu Stande zu bringen.

Weiterer Siegeszug durch Böhmen und Mähren. Die preußische Regierung war entschlossen, die Zeit bis zum Eintritte ernster Friedensverhandlungen durch weiteres thatkräftiges Vorgehen möglichst auszunutzen. Während die österreichische Nordarmee in Auflösung begriffen war, sah die preußische Feldarmee ihre Truppenzahl während des Krieges fort und fort noch anwachsen. Durch Landwehrbataillone und neu gebildete vierte Bataillone bei allen Infanterie-Regimentern war der Armee in wenigen Wochen ein Zuwachs von 65,000 Mann vollständig ausgerüsteter und geübter Truppen zugeführt worden. Preußen hatte im damaligen Augenblicke ein so zahlreiches, so wohl gerüstetes und ausgebildetes Heer im Felde stehen, wie es noch niemals besessen hatte; es bewahrheitete sich, daß Preußen ein Volk in Waffen sei und die Kriegsverwaltung leistete Großartiges in der raschen Ausstattung jener Massen. Während sonst die Armeen im Kriege zusammenschmelzen, wuchs die militärische Kraft Preußens mit jedem Tage, und mit größter Zuversicht konnte man allen Ereignissen entgegensehen.

Nach der Schlacht bei Königgrätz war der preußischen Armee nur eine zweitägige Rast in der wohlhabenden Gegend an den Ufern der Elbe bei Pardubitz gegönnt; am 6. Juli aber wurde die Verfolgung des Feindes wieder aufgenommen. Der österreichische Oberfeldherr Benedek, der am Abende von Königgrätz in die Klage ausgebrochen sein soll: „er habe Alles verloren, leider nur sein Leben nicht," — konnte bei dem Zustande seiner Armee nicht daran denken, die Preußen noch an der Elbe aufzuhalten. Er beeilte sich, die Trümmer der Armee nach Olmütz zu führen, um in den weiten Werken der Festung Schutz zu finden, das Heer wieder zu sammeln und aufzurichten. Nur das G a b l e n z sche Corps und ein Theil der Kavallerie wurde gleich nach Wien vorgeschoben. Die Volksstimme in Oesterreich, welche vor dem Kriege Benedek in den Himmel erhoben und auf seinen geheimnißvollen Feldzugsplan die verwegensten Hoffnungen gebaut hatte, ließ jetzt in raschem Umschlage alle Schuld auf sein Haupt fallen, und der Kaiser ordnete eine Untersuchung wegen der fürchterlichen Niederlage an. — Die erste weitere Folge der Schlacht bei Königgrätz war d i e E i n n a h m e v o n P r a g. Eine aus Sachsen nach Böhmen herbeigerückte Division des neugebildeten ersten Reserve-Corps (Garde-Landwehr) wurde gleich nach der Schlacht nach Prag entsandt, die Oesterreicher hatten die Stadt schon vorher geräumt und so fiel denn dieser wichtige Punkt, dessen Besitz unter Friedrich dem Großen ganze Feldzüge gekostet hatte, unvertheidigt durch friedlichen Einmarsch (am 6. Juli) in die Hände Preußens. — Inzwischen war die preußische Hauptarmee von Pardubitz gegen Süden aufgebrochen. Gegen die beiden Festungen Königgrätz und Josephstadt blieb nur eine Division des 6. Armee-Corps zurück; Ausfälle wurden Seitens der entmuthigten Oesterreicher nicht versucht. Im preußischen Hauptquartiere war man erst zweifelhaft, ob Benedek sich gleich nach Wien oder erst nach Olmütz gewendet hätte. Durch Aufhebung einer österreichischen Feldpost mit wichtigen Papieren überzeugte man sich bald, daß die

36*

Hauptmacht der Oesterreicher nach Olmütz gegangen war. Der weitere preußische Plan wurde nun so entworfen, daß nur die Armee des Kronprinzen, die man für stark genug hielt, der zerrütteten österreichischen Nordarmee die Spitze zu bieten, nach Olmütz folgen, die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee inzwischen über Brünn und Iglau gradezu auf Wien losgehen sollten. Schon am 10. Juli war das preußische Hauptquartier in Zwittau in Mähren. Dort erschien General Gablenz nochmals mit Waffenstillstandsvorschlägen. Auf preußischer Seite aber war man überzeugt, daß es Oesterreich auch jetzt nur darum zu thun sei, Zeit zu gewinnen, um die Armee aus Italien heranzuziehen; die Anträge wurden daher wiederum abgewiesen. Die Thatsachen zeigten hinterher, wie richtig man im preußischen Hauptquartiere geurtheilt hatte; denn grade in jenen Tagen begann der Abzug der österreichischen Armee aus Italien, die sich mit dem Reste der Nordarmee zum Kampfe gegen Preußen vereinigen sollte. Der Oberbefehl über die Gesammtarmee wurde dem Erzherzog Albrecht übertragen. Sämmtliche preußische Armeen aber blieben unterdeß in unausgesetztem Vorrücken: am 13. Juli wurde das Hauptquartier nach Brünn verlegt, während die Armee des Prinzen Friedrich Karl schon weiter hinaus auf Wien zu vorging, General Herwarth bereits Znaym besetzte und seine Vortruppen die Grenze von Niederösterreich überschritten. Dieses rasche Vorrücken der preußischen Armee ließ die Oesterreicher besorgen, daß ihre bei Olmütz stehenden Truppen bald völlig abgeschnitten und umgangen werden möchten; Erzherzog Albrecht beschloß, die Nordarmee aus dieser gefährlichen Lage nach der Donau zurückzuziehen. Die Beförderung der Truppen auf der Bahn von Olmütz nach Wien wurde jedoch sehr bald unterbrochen, da die Vortruppen des Kronprinzen die Eisenbahn südlich von Olmütz bedrohten, die Avantgarde des Prinzen Friedrich Karl aber weiter südlich Lundenburg, einen wichtigen Knotenpunkt der Bahn, besetzte. Auf Seiten der Oesterreicher wurde daher beschlossen, den größeren Theil der Nordarmee, etwa 75,000 Mann, die noch bei Olmütz standen, auf dem Umwege über Ungarn an die Donau zurückzuziehen.

Gefecht bei Tobitschau. Am 14. Juli erhielt der Kronprinz Meldungen von dem Abmarsche der Oesterreicher nach dem Süden. Alsbald schickte er die Reserve-Kavallerie unter General von Hartmann und die Avantgarde des 1. Armee-Corps, die Brigade Malotki voraus, um die Eisenbahnstation Prerau, einige Meilen südlich von Olmütz, zu besetzen und die Eisenbahn dort unfahrbar zu machen. Die Brigade Malotki sollte zunächst am 15. die langen Pässe bei Tobitschau auf beiden Ufern des Marchflusses besetzen, damit die Kavallerie gesichert gegen das noch eine Meile östlich gelegene Prerau vorbrechen könnte. General von Malotki stieß bei Tobitschau auf die abziehenden feindlichen Kolonnen. Er säumte nicht, die ihm entgegentretende österreichische Brigade Rothkirch anzugreifen. Obwohl diese an Mannschaften stärker war, wurde sie doch nach heftigem Kampfe aus Tobitschau und weit über die Chaussee hinaus geworfen; auch die weit überlegene österreichische Artillerie vermochte das Vordringen der Brigade Malotki nicht aufzuhalten. Gleichzeitig drang die Kavallerie-Division Hartmann auf dem linken Flügel kühn vor. Eine österreichische auf der Chaussee abziehende Batterie machte gegen die vorrückende Kavallerie Halt und ließ

20 Geschütze gegen dieselbe auffahren. Drei Schwadronen des 5. Kürassier-Regiments aber machten sofort eine glänzende Attaque gegen den Feind, der ihnen ein heftiges Granat- und Kartätschfeuer entgegen sandte; im Nu waren die Kürassiere zwischen den Geschützen, Alles niederreitend und niederstoßend, was sich noch zur Wehr setzte, 18 Geschütze wurden von der kühnen Schaar erobert. Immer rückten österreichische Infanterie- und Kavallerie-Abtheilungen vor, um die Batterien wieder zu nehmen, aber sie wurden nach kurzem Kampfe theils zurückgeworfen, theils gefangen. Nachmittags rückte von Olmütz her eine frische Infanterie-Brigade vor, um die Brigade Malotki von der Verbindungsstraße zu verdrängen, wurde jedoch durch das sichere Artilleriefeuer der letzteren alsbald wieder zurückgetrieben. Ein Theil der Brigade Malotki war inzwischen über Tobitschau weiter vorgedrungen und hatte Traubeck schnell besetzt, ohne daß die in der Nähe stehenden österreichischen Abtheilungen es hindern konnten. Jetzt konnte auch der Vorstoß der Kavallerie gegen Prerau ausgeführt werden. Es ergab sich, daß dort starke Abtheilungen Infanterie und Artillerie standen. Doch gelang es nahe bei Prerau eine Strecke der Eisenbahn zu zerstören. Die Gefechte bei Tobitschau und Prerau brachten außer den erwähnten 18 Geschützen noch an 1000 Gefangene ein; der Verlust der Preußen belief sich nur auf 170 Mann. Der Angriff hatte übrigens nur die letzten Kolonnen der abmarschirenden Oesterreicher getroffen; diese gingen nunmehr in beschwerlichen Märschen durch die kleinen Karpathen nach Ungarn, wo sie erschöpft ankamen. In Olmütz blieben nur etwa 20,000 Oesterreicher, gegen welche von Schlesien her das dort zur Landesvertheidigung gebliebene Corps vorrückte, wogegen die gesammte kronprinzliche Armee nunmehr gleichfalls gegen Wien marschirte.

Gefecht bei Blumenau. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl war, nachdem sie Lundenburg genommen hatte, ohne daß eine dort aufgestellte österreichische Brigade Widerstand versuchte, unaufhaltsam auf Wien und Preßburg vorgedrungen; gleichzeitig hatte der Prinz bereits ein Armeecorps auf das linke Marchufer hinübergehen lassen, welches auf ungarischem Gebiete gegen Preßburg vorrückte. Noch weiter war die Elb-Armee über Znaym vorgedrungen; dieselbe stand nur noch wenige Meilen von Wien. Das Hauptquartier des Königs wurde am 18. Juli nach Nicolsburg, 10 Meilen von Wien, verlegt. So stand die preußische Armee 15 Tage nach der Schlacht bei Königgrätz mit ihren Hauptkräften dicht vor dem Marschfelde, einen Tagemarsch von Wien entfernt. Sie hatte ganz Böhmen und Mähren, sowie einen Theil des Erzherzogthums Nieder-Oesterreich besetzt, und ihre Wachtfeuer leuchteten bis in die feindliche Hauptstadt hinein. Zum Schutze Wiens waren in Florisdorf an der Donau starke Verschanzungen angelegt, die jedoch noch nicht durchaus vollendet waren. Nur hier und bei Preßburg war das Ufer der Donau vertheidigt, im Uebrigen war die gesammte österreichische Heeresmacht, bestehend aus den Resten der Benedekschen Armee und den aus Italien herbeigeeilten Truppen, hinter der Donau von Krems bis Preßburg auf einer Strecke von etwa 20 Meilen aufgestellt. Es mochten noch nahezu 200,000 Mann sein, denen auf Preußens Seite, wie beim Beginn des Feldzuges, beinahe 250,000 Mann gegenüberstanden, gehoben und gekräftigt vom Siegesgefühl und Zuversicht. Aber es sollte zu einer neuen Hauptentscheidung

an der Donau nicht mehr kommen. Die Friedensverhandlungen waren so weit gediehen, daß König Wilhelm dem weiteren Siegeslaufe seiner Armee Halt gebot. Am 20. waren die Vorbedingungen des Friedens so weit gesichert, daß der König in eine fünftägige vorläufige Waffenruhe willigte. Dieselbe sollte jedoch erst am 22. Juli Mittags beginnen, und so konnte es geschehen, daß noch einmal und bis zur Stunde des Eintrittes der Waffenruhe durch ein Gefecht bei Blumenau (vor Preßburg) die Ueberlegenheit der preußischen Kriegskunst sich bekundete. Prinz Friedrich Karl hatte zum 22. Juli dem 4. (sächsischen) Armeecorps einen Vormarsch gegen Preßburg befohlen, zunächst um Kenntniß von der Stellung und Stärke des Feindes zu erhalten, Falls aber die Verhältnisse dazu angethan schienen, einen Vorstoß auf Preßburg selbst zu versuchen. Bei Preßburg stand das österreichische 2. Armeecorps (Graf Thun). Ein Theil desselben hatte die Uebergänge über die kleinen Karpathen besetzt, ein anderer Theil stand in der Ebene. Die Preußen rückten in einem langen Defilé am westlichen Abfalle der Karpathen vor, welches durch einen Höhenzug bei Blumenau geschlossen wird. Auf diesem Höhenzuge hatten die Oesterreicher eine günstige und starke Stellung genommen. General von Fransecky, welcher das preußische Corps commandirte, faßte den Entschluß, mit dem größeren Theile desselben den Feind in dieser starken Position anzugreifen und festzuhalten, während eine seiner Brigaden unter General v. Bose unvermerkt links über die Karpathen marschiren, den Feind umgehen und ihm dann von der Preßburger Ebene in den Rücken fallen sollte. So geschah es. General Fransecky drang mit zwei Brigaden langsam, aber erfolgreich vor, und drängte den Feind aus seinen ersten Stellungen zurück. General von Bose war unterdeß auf steilen und engen Gebirgspfaden glücklich durch die Karpathen gegangen und nach langem und beschwerlichem Marsche in die Ebene von Preßburg herabgestiegen. Hier trat ihm die berühmte „schwarz-gelbe" Brigade entgegen, wurde aber von den Preußen trotz der vorhergegangenen Anstrengungen in siegreichem Anlaufe zurückgeworfen. General von Bose drang bis eine Viertelmeile vor Preßburg und schnitt den im Karpathenpasse kämpfenden, aber gleichfalls schon zurückweichenden Oesterreichern ihre Rückzugslinie ab, so daß ihre Vernichtung unabwendbar schien. Aber inzwischen war die Mittagsstunde des 22. herbeigekommen und Parlamentäre verkündeten die mit dieser Stunde eingetretene Waffenruhe. Die Preußen mußten von der Verfolgung ihres Sieges ablassen; die Oesterreicher aber mußten dicht bei der Brigade Bose vorbei nach Preßburg marschiren und konnten so die Gefahr, die ihnen vom Rücken her gedroht hatte, klar erkennen. So endete der Krieg noch mit einer glänzenden Waffenthat, wenn dieselbe auch wegen der unerwarteten Unterbrechung nicht zum vollen Erfolge gedieh.

Der Feldzug der Main-Armee. Während die preußische Hauptarmee einen großartigen Siegeszug über die Schlachtfelder Böhmens bis vor die Thore Wiens hielt, war im Herzen Deutschlands ein eben so glänzender Feldzug von dem dort unter dem Oberbefehle des Generals Vogel von Falckenstein vereinigten Heere ausgeführt worden. Demselben war nach der Eroberung Hannovers und Hessens der Kampf gegen die gesammten Gegner Preußens aus den süd- und westdeutschen Staaten zugefallen. Die

Armee des Generals von Falckenstein, welche von jetzt ab den Namen „Main-Armee“ führte, bestand aus drei Divisionen, der 13. (westphälischen) Division des Generals von Göben, der aus den früheren Garnisonen der Bundesfestungen gebildeten Division des Generals von Beyer und der aus Schleswig-Holstein herbeigekommenen Division des Generals von Manteuffel, — im Ganzen jetzt 53,400 Mann mit 96 Geschützen. Ihr standen die baiersche Armee unter dem greisen Feldherrn Prinz Karl von Baiern und das 8. deutsche Bundescorps unter dem Befehle des Prinzen Alexander von Hessen gegenüber. Die baiersche Armee soll auf dem Kriegsfuße 86,000 Mann, mit Reserven und Landwehr bis 150,000 Mann betragen, doch mochte die wirkliche Feldarmee etwa 50,000 Mann mit 136 Geschützen zählen. Das 8. Bundescorps sollte eigentlich nur die Truppen von Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt vereinigen, doch waren demselben auch die nassauischen und die kurhessischen Truppen, sowie eine österreichische Division (aus den Bundesfestungen) zugetheilt. Die Regierung von Baden ging jedoch nur nothgedrungen gegen Preußen und beeilte die Rüstungen nicht sehr, die kurhessischen Truppen hielten sich vom eigentlichen Kampfe fern und blieben in Mainz. Immerhin betrug aber das Corps des Prinzen Alexander gleichfalls gegen 50,000 Mann mit über 140 Geschützen. Es standen also einer preußischen Armee von 53,000 Mann zwei Armeen, jede einzeln von fast gleicher Stärke, und mit einer dreifach so starken Artillerie entgegen. Dennoch schwankte General von Falckenstein keinen Augenblick, kühn zum Angriffe vorzugehen: er konnte auf Sieg am sichersten rechnen, wenn er die beiden feindlichen Heere getrennt erhielt und jedes einzeln schlug. Die Art und Weise, wie er das durchführte, hat ihm unsterblichen Ruhm gesichert. Am Tage nach der Capitulation von Langensalza ließ er seine Truppen nach Eisenach abrücken; am 1. Juli standen sie dort zum Vorgehen bereit. Die Baiern hatten sich endlich, nachdem die Hannoveraner vergeblich auf ihren Beistand gehofft, längs der Werra langsam in Bewegung gesetzt, während das Bundescorps bei Frankfurt stand. General Falckenstein setzte sich zunächst auf der großen Straße von Eisenach nach Frankfurt in Bewegung, ließ aber am 4. Juli die Division Göben zu einem Vorstoße gegen die Baiern abrücken, um dieselben zu hindern, durch das Fuldathal die Verbindung mit dem Bundescorps zu suchen. General Göben stieß bei Dermbach und Roßdorf auf zwei Divisionen der Baiern, die in guten Positionen standen, aber nach blutigem Gefechte zurückgeworfen wurden. Da die Preußen nur einen Vorstoß machen sollten, so verfolgten sie die Baiern nicht; diese hierdurch getäuscht und ermuthigt drangen nochmals vor, wurden aber wiederum blutig abgewiesen. Sie rückten nun nach Süden ab, um fünf Meilen weiterhin die Verbindung mit dem Bundescorps zu bewerkstelligen. Ihre nach Hünfeld vorgesandte Kavallerie war unterdeß dort auf die Division Beyer gestoßen. Ein von den preußischen Vortruppen abgegebener Kanonenschuß schlug in das vorderste baiersche Kürassierregiment ein und traf 28 Mann, worauf zunächst dieses Regiment, dann die ganze Kavallerie Kehrt machte. Von wildem Schrecken ergriffen, jagte sie unaufhaltsam zurück. Ein Theil sammelte sich nach fünf Meilen wieder, ein anderer Theil erst viel später. — Nachdem die Baiern fürs Erste abgethan waren, wandte sich General

Falckenstein gegen das Bundescorps. Prinz Alexander von Hessen aber hielt bei der Nachricht von dem Anrücken der Preußen für gut, statt die Verbindung mit den Baiern zu erkämpfen, sich lieber wieder nach Frankfurt zurückzuziehen und besetzte den Paß von Gelnhausen auf der Frankfurter Straße, wo er sich zunächst für gesichert hielt. General Falckenstein zog am 7. Juli ungehindert in Fulda ein. Von da wandte er sich nunmehr wieder gegen die Baiern, welche ihm immer auf 4—5 Meilen links gefolgt waren und deren Nähe er los sein wollte. Sie hatten die fränkische Saale bei Kissingen und Hammelburg in einer Länge von drei Meilen in trefflicher Stellung besetzt. General Falckenstein ließ am 10. Juli die Division Göben gegen Kissingen, die Division Beyer gegen Hammelburg vorgehen. Erstere hatte die schwierigste Aufgabe, da das Defilé von Kissingen ein für den Feind sehr günstiges ist und das linke höhere Ufer der fränkischen Saale stark besetzt und alle Uebergänge abgebrochen waren. Nach mehrstündigem Kampfe gelang es der preußischen Artillerie, die baierschen Geschütze zum Schweigen zu bringen, und alsbald schritt die Infanterie zum Angriffe, stellte unter dem heftigsten Gewehrfeuer eine abgebrochene Brücke wieder her, ging zum Theil auf Balken über die Saale und drang in das stark verbarrikadirte Kissingen stürmend ein. Es galt einen harten Kampf um einzelne Häuser und Straßen, aber um 4 Uhr waren die Preußen im Besitze von Kissingen und trieben die Feinde mit dem Bajonnet auch von den nahe liegenden Höhen. Die Baiern zogen sich überall zurück. Als aber die Preußen Abends das Bivouak beziehen wollten, kamen neun frische baiersche Bataillone heran. General von Wrangel zieht vor dem ersten Anpralle seine Vortruppen auf eine Anhöhe zurück, sammelt da seine Brigade und stürzt sich dann auf den Feind, den er nach starkem Kampfe wieder vertreibt. — Gleichzeitig hatte General von Manteuffel weiter nördlich bei Waldaschach den Uebergang über die Saale erstritten, General von Beyer aber die Stadt Hammelburg nach einstündigem Kampfe erstürmt und den dortigen Flußübergang mit dem Bajonnete erkämpft. So befand sich am Abend die ganze frühere Position der Baiern in den Händen der Preußen. Prinz Karl von Baiern zog sich mit allen seinen Truppen nach Schweinfurt hinter den Main zurück. General Falckenstein ließ zur Verfolgung desselben nur die Division Manteuffel auf kurze Zeit zurück. Er selbst wollte jetzt das Bundescorps des Prinzen Alexander schlagen. Er ließ die Division Beyer auf Gelnhausen in der Front des Feindes losgehen, gleichzeitig aber die Division Göben, welche der Division Manteuffel folgen sollte, unverhofft den Spessart überschreiten, um bei Aschaffenburg dem Bundescorps in die rechte Flanke zu kommen. Prinz Alexander entsandte von Frankfurt mittelst der Eisenbahn Alles, was er an Truppen entbehren konnte, die Hessen-Darmstädter, die Oesterreicher u. s. w., Alles unter dem Befehle des österreichischen Grafen Neipperg, um den wichtigen Main-Uebergang bei Aschaffenburg zu decken. Die Hessen-Darmstädter wurden vorausgeschickt, um der Division Göben den Austritt aus dem Spessart zu wehren. Bei Laufach kam es (am 13. Juli) zum Kampfe; die Brigade Wrangel wurde heftig angegriffen, nahm aber Laufach und behauptete ihre Stellung gegen wiederholten blutigen Angriff der Hessen, welche durch das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre sehr erhebliche Verluste erlitten. Am 14. Juli

traf die Division Göben die gesammte hessische und österreichische Division vor Aschaffenburg in gut gewählter Stellung, griff sofort an und warf die Ueberzahl derselben siegreich zurück. In der Stadt selbst entspann sich nunmehr ein blutiger Häuser- und Straßenkampf; die Preußen bemächtigten sich jedoch bald der Mainbrücke, verschlossen dem Feinde hierdurch den Rückzug und machten in Folge dessen gegen 2000 Gefangene. Prinz Alexander von Hessen stand unterdeß mit der Hauptarmee nur zwei Meilen davon, machte aber keinen Versuch, die Preußen wieder aus Aschaffenburg zu verdrängen. Er gab vielmehr alle seine Stellungen in und bei Frankfurt, bei Gelnhausen und Hanau auf und zog sich mit seiner ganzen Armee südlich nach dem Odenwalde zurück. General Falckenstein konnte nunmehr ungehindert nach Frankfurt rücken. Er ließ General Manteuffel Aschaffenburg, General Beyer Gelnhausen besetzen; er selbst zog am 16. Juli an der Spitze der Division Göben in die alte Reichs- und Bundesstadt Frankfurt ein, von welcher er, ebenso wie von Nassau und Oberhessen, im Namen des Königs von Preußen Besitz nahm. Die Main-Armee hatte in 14 Tagen durch ebenso gewandte, wie kühne Operationen eine große Aufgabe gelös't. Das Verdienst des merkwürdigen Feldzuges, welcher eine bedeutende Stelle in der Kriegsgeschichte einnehmen wird, gebührt ebenso sehr dem trefflichen Führer, wie der Opferfähigkeit, Ausdauer und Bravour der Truppen.

Der weitere Feldzug in Süddeutschland. General von Falckenstein wurde, nachdem die Hauptaufgabe der Main-Armee gelös't war, von dort abberufen, um die Stellung eines General-Gouverneurs von Böhmen zu übernehmen. Das Commando der Main-Armee erhielt General von Manteuffel. Inzwischen waren die meisten der norddeutschen Staaten, welche das preußische Bündniß angenommen und sich zum Anschluß ihrer Truppen an die preußische Armee bereit erklärt hatten, mit ihren Rüstungen fertig geworden und rückten zur Verstärkung der gegen Süddeutschland aufgestellten Streitkräfte herbei. Nur die Truppen von Coburg-Gotha und von Lippe waren schon früher mit der Main-Arme vereinigt; jetzt kamen die Truppen von Mecklenburg-Schwerin, Altenburg, Anhalt, Oldenburg, Waldeck und den Hansestädten, mit zusammen 18,000 Mann hinzu. Außerdem konnten von preußischen neugebildeten Bataillonen 19,000 Mann nachrücken, so daß die Verstärkung im Ganzen 37,000 Mann betrug. Ein Theil derselben wurde unter dem Befehle des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin als zweites Reserve-Corps bei Leipzig versammelt, um über Hof gegen Baiern zu gehen, während die bisherige Main-Armee von Frankfurt aus gegen Süden vorrücken sollte.

Die Main-Armee, welche jetzt auf mehr als 60,000 Mann gebracht war, brach am 21. Juli von Frankfurt auf, um das 8. Bundes-Corps zu verfolgen. Dieses hatte sich durch den Odenwald südlich hinter die Tauber in eine gut gewählte Stellung zurückgezogen, in welcher die Verbindung mit den Baiern gesichert schien. General von Manteuffel beschloß, sich am 24. Juli der Tauberübergänge zu bemächtigen: General von Flies (der jetzt die bisherige Manteuffelsche Division führte) ging auf dem linken Flügel gegen Werthheim, das von den Hessen-Darmstädtern besetzt war, General Göben auf die Würtemberger bei Tauber-Bischofsheim, die oldenburgische

Brigade gegen die Badenser bei Werbach vor. Ueberall wurden die süddeutschen Truppen über die Tauber zurückgeworfen. Bei Tauber-Bischofsheim rückte der würtembergische General von Hardegg noch fünf Mal gegen die Göbensche Avantgarde vor, wurde aber nach dreistündigem heftigem Kampfe zum endlichen Rückzuge genöthigt. Nachdem das Bundes-Corps somit die Tauberlinie verloren hatte, zog es sich in der Richtung auf Würzburg näher zur baierschen Armee und nahm mit allen seinen vier Divisionen Stellung auf einer hochgelegenen bewaldeten Ebene bei Herchsheim, die Baiern eine Meile nordwestlich davon bei Helmstadt. General Manteuffel rückte von der Tauber her zum Angriffe beider Armeen, die an Zahl der seinigen weit überlegen waren. Am 25. Juli griff die Division Göben das Bundes-Corps bei Herchsheim, die Division Beyer bei Helmstadt die baiersche Armee an und warfen dieselbe auf Würzburg zurück. Am 26. Juli ging Prinz Karl von Baiern von Neuem zum Angriffe vor, wurde aber von den Divisionen Beyer und Fließ nach einem hartnäckigen Kampfe bei Roßbrunn nochmals geworfen und zog sich nun in der Nacht über den Main zurück. Würzburg aber, durch die Feste Marienberg geschützt, blieb stark besetzt. Am 27. Juli rückte die Main-Armee gegen Würzburg vor und begann ein heftiges Feuer gegen die Feste. Schon knüpften die Baiern Verhandlungen wegen der Uebergabe derselben an, da traf aus Nicolsburg die Nachricht ein, daß auch zwischen Preußen und Baiern ein Waffenstillstand eintreten solle. Fürs Erste wurde auch vor Würzburg Waffenruhe geschlossen.

Das zweite Reserve-Corps unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin, das aus den eigenen Truppen desselben und einer preußischen Division, im Ganzen etwa 22,000 Mann bestand, war unterdeß in Eilmärschen über Hof vorgerückt, ohne Seitens der zum Schutze jener Gegend bestimmten baierschen Reserve-Brigade auf erheblichen Widerstand zu stoßen. Am 28. Juli rückte die Avantgarde in Bayreuth ein und zersprengte am 29. bei Seybottenreuth ein baiersches Bataillon. Am 31. besetzte das Reserve-Corps Nürnberg, dort, wie überall, von der Bevölkerung sehr freundlich und willig aufgenommen. Der Waffenstillstand setzte weiterem Vorrücken auch hier ein Ziel. General von Manteuffel hatte mit dem Prinzen Karl von Baiern eine Uebereinkunft abgeschlossen, nach welcher die Preußen vorläufig Würzburg besetzten. Baden hatte schon am 30. Juli seine Truppen vom Bundes-Corps abberufen. Würtemberg schloß gleichfalls am 2. August Waffenstillstand.

Der ganze Feldzug gegen Süddeutschland hatte von Neuem gezeigt, wie wenig die vereinzelten Armeen der kleineren Staaten bei aller Tüchtigkeit der Truppen ohne ein festes Band im Stande sind, einem entschlossenen Gegner Widerstand zu leisten, wie sehr daher Preußens Bestreben auf eine enge Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft gerechtfertigt war. Auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen besetzte Preußen Theile von allen süddeutschen Staaten: von Baden Heidelberg und Mannheim, von Würtemberg Mergentheim, von Baiern einerseits alles Land bis Nürnberg, andererseits Würzburg, ferner ganz Nassau und Hessen-Darmstadt. Preußen hatte daher, als die Friedensverhandlungen stattfanden, die Hand ganz oder theilweise auf die Gebiete seiner sämmtlichen Gegner in Süddeutschland gelegt. Es benutzte diese Stellung, um sofort eine enge Verbindung mit Süddeutschland zu erneuern.

Der Friede von Nicolsburg und Prag. Die Friedensverhandlungen waren von Seiten Oesterreichs und Frankreichs mit großem Eifer betrieben worden. Im Hauptquartiere des Königs zu Nicolsburg fanden die Verhandlungen zwischen dem Grafen Bismarck und den herbeieilenden französischen, österreichischen, italienischen und süddeutschen Gesandten statt. Als wesentlichste Grundlage der Friedensbedingungen forderte Preußen von vorn herein das völlige Ausscheiden Oesterreichs aus dem deutschen Bunde. Schon in dem Plane zur Neugestaltung des deutschen Bundes, den die preußische Regierung vor Ausbruch des Krieges vorgelegt hatte, war der Ausschluß Oesterreichs als ein Hauptpunkt hingestellt worden. Jetzt wollte die Regierung ihre glänzenden Siege vor Allem dazu benutzen, die lange ersehnte Reform des Bundes zum Heile Deutschlands durchzuführen und Preußen die Stellung zu sichern, welche ihm nach dem Verhältnisse seiner Macht und seiner Leistungen für Deutschland gebührte. Der Zerrissenheit und dem Widerstreite der Einflüsse in Deutschland ein Ende zu machen, und die Geschicke Deutschlands unter lebendiger Theilnahme des deutschen Volkes vornehmlich in Preußens Hand zu vereinigen, das erkannte die preußische Regierung als ihre wichtigste Aufgabe beim Friedensschlusse. Der Kaiser von Oesterreich widerstrebte zuerst aufs Lebhafteste dem Ansinnen, seinen gesammten Einfluß in Deutschland aufzugeben; da jedoch der Kaiser Napoleon die von Preußen beantragte Friedensgrundlage dringend unterstützte, und da inzwischen die preußische Armee ihren Siegesmarsch nach der Donau mit ungeahnter Schnelligkeit fortsetzte, so konnte Oesterreich nicht umhin, sich in die harte Nothwendigkeit zu fügen und sich mit den vorläufigen Friedensbedingungen einverstanden zu erklären. Am 26. Juli kam es zu Nicolsburg unter Vermittelung Frankreichs zum Abschlusse von Friedenspräliminarien, welche am 23. August im Frieden zu Prag bestätigt und näher festgestellt wurden. Die Friedensbedingungen waren folgende:

Der Kaiser von Oesterreich erkannte die Auflösung des früheren deutschen Bundes an und gab seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung Oesterreichs; er versprach ferner den engeren Bund anzuerkennen, welchen der König von Preußen nördlich von der Linie des Main begründen würde und erklärte sich damit einverstanden, daß die süddeutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten sein sollte.

Der Kaiser von Oesterreich überließ ferner seine durch den Wiener Frieden erworbenen Rechte an den Herzogthümern Schleswig-Holstein an den König von Preußen (Falls die nördlichen Districte Schleswigs durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, sollen dieselben an Dänemark abgetreten werden).

Der Kaiser von Oesterreich versprach, die von dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen und Besitzveränderungen anzuerkennen. Es handelte sich hierbei

um die von Preußen militärisch in Besitz genommenen norddeutschen Länder: Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. und Oberhessen, deren Verbindung mit Preußen, Falls der König sie beschließen sollte, somit von Oesterreich im Voraus anerkannt wurde.

Preußen erklärte sich bereit, den Besitzstand des Königreichs Sachsen in seinem Umfange bestehen zu lassen; die Regelung der Stellung Sachsens im norddeutschen Bunde blieb vorbehalten.

Oesterreich übernahm endlich eine Kriegskostenzahlung von 20 Millionen Thalern.

Friedensverträge mit den süddeutschen Staaten und mit Sachsen. Oesterreichs bisherige Verbündete in Süddeutschland wurden in den Nicolsburger und Prager Friedensschluß nicht mit aufgenommen. Der baiersche Minister von der Pfordten war vor dem Abschlusse der Präliminarien im preußischen Hauptquartiere erschienen, um die Betheiligung der süddeutschen Staaten zunächst am Waffenstillstande zu erwirken; Preußen aber hatte dies abgelehnt und die Bewilligung eines Waffenstillstandes an die süddeutschen Staaten von besonderen Verhandlungen abhängig gemacht. Erst nach dem Abschlusse der Präliminarien kam ein Waffenstillstand mit Baiern zu Stande. Vergeblich hatte der baiersche Minister beansprucht, gleichsam Namens des früheren deutschen Bundes auch für die übrigen Staaten Süddeutschlands zu verhandeln. Preußen verlangte, daß jeder der feindlichen Staaten in besonderen Verhandlungen den Frieden erbitte. So mußten sich denn auch der König von Würtemberg, der Großherzog von Hessen-Darmstadt bequemen, ihre Minister ins preußische Hauptquartier zu entsenden und um Frieden zu bitten. Der Großherzog von Baden, welcher nur mit Widerstreben dem Bunde gegen Preußen beigetreten war, entließ nunmehr sein bisheriges preußenfeindliches Ministerium und berief Männer in seinen Rath, welche entschlossen waren, wieder engere Beziehungen mit Preußen anzuknüpfen. Bei den in Berlin gepflogenen weiteren Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten ging die preußische Regierung von vorn herein nicht von Beweggründen kleinlicher Vergeltung oder bloßer Ländersucht, sondern nur von höheren nationalen Gesichtspunkten aus. In Norddeutschland war die Schöpfung eines kräftigen norddeutschen Bundes um einen starken und fest zusammenhängenden preußischen Kern ihr Ziel: deshalb wurde die Einverleibung der eroberten norddeutschen Länder beschlossen. In Betreff Süddeutschlands dagegen kam es der preußischen Regierung viel weniger auf Ländererwerb, als auf das große nationale Interesse der sofortigen Anbahnung enger Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland an. Während durch den Prager Frieden zunächst eine Trennung zwischen den Staaten nördlich und südlich von der Mainlinie festgesetzt und eine etwaige Verbindung erst der Zukunft vorbehalten schien, während man überall annahm, daß die jüngst vorhergegangenen Kämpfe eine tiefe Scheidung und Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland auf lange Zeit hinaus zurücklassen müßten, und daß die süddeutschen Staaten sich viel eher an Oesterreich oder an einen außerdeutschen Großstaat, als an Preußen anschließen würden, gelang es den hochherzigen Bestrebungen und der diplomatischen Kunst des Grafen Bismarck, die Friedensverhandlungen gleich

dazu zu benutzen, der nationalen Verständigung mit Süddeutschland unverweilt die Wege zu bahnen. In solcher Absicht versagte es sich die preußische Regierung, den süddeutschen Staaten erhebliche Gebietsabtretungen oder sonstige Bedingungen, welche die Wiederanknüpfung eines nationalen Bandes hinterher erschweren könnten, aufzuerlegen: dagegen sollten auch durch diese Friedensverhandlungen neue Grundlagen für eine ersprießliche nationale Entwickelung Gesammtdeutschlands gesichert werden. Gegen Ende August kamen die Friedenschlüsse mit den süddeutschen Staaten zu Stande. Baiern trat an Preußen nur einige Landstriche (Orb und Hersfeld) ab, welche zur Abrundung des südlichen Gebietes des mit Preußen zu vereinigenden Kurfürstenthums Hessen erforderlich waren, Hessen-Darmstadt überließ an Preußen die frühere Landgrafschaft Hessen-Homburg und das ausschließliche Besatzungsrecht der früheren Bundesfestung Mainz, auch sollte die nördlich des Main gelegene hessische Provinz Oberhessen in den Norddeutschen Bund treten. Würtemberg und Baden, welche gänzlich im Süden des Main liegen, wurden Gebietsabtretungen gar nicht auferlegt. Sämmtliche Staaten aber übernahmen die Zahlung von mehr oder minder erheblichen Kriegskosten an Preußen. Als diese Friedensbedingungen bekannt wurden, erregte die Mäßigung und Milde derselben vielfach Befremden. Es wurde behauptet, daß die süddeutschen Staaten diese mäßigen Bedingungen nur dem Einflusse fremder Mächte, Rußlands oder Frankreichs zu danken hätten: in Frankreich rühmte später sogar ein Staatsmann, daß Baiern nur durch die Anlehnung an Frankreich so gut weggekommen sei. Fast Niemand aber ahnte damals, daß der wichtigste Theil des Friedensschlusses in geheimen Verträgen bestand. Als dieselben später bekannt wurden, erkannte und verstand Jedermann, warum Preußen so mild verfahren war. „Beseelt von dem Wunsche, das künftige Verhältniß der Fürsten und ihrer Staaten möglichst innig zu gestalten“ (so heißt es in den Verträgen), hatten Preußen und die süddeutschen Regierungen ohne Weiteres **Schutz- und Trutzbündnisse** abgeschlossen. Sie gewährleisteten sich gegenseitig die Unverletzlichkeit des Gebietes ihrer Länder und verpflichteten sich, im Falle eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zu diesem Zwecke einander zur Verfügung zu stellen. Dem Könige von Preußen wurde für solchen Fall der Oberbefehl über sämmtliche Truppen der süddeutschen Staaten übertragen. — So war, noch ehe selbst der Bund norddeutscher Staaten ins Leben getreten war, die enge Verbindung mit Süddeutschland gesichert: die Mainlinie, welche die Grenze des Norddeutschen Bundes bezeichnen sollte, war, Dank der Vorsorge und Thatkraft der preußischen Regierung, von vorn herein keine Grenzscheide für die nationale Einigung; diese sollte vielmehr für ganz Deutschland auf festerem Grunde ruhen, als je zuvor. — Der Friede mit Sachsen kam erst am 21. Oktober zu Stande. Sachsen, welches mehr als irgend ein anderer Staat zum Ausbruche des Krieges beigetragen und sein Heer unverweilt mit der österreichischen Armee zum Kampfe gegen Preußen vereinigt hatte, war durch den Prager Frieden vor dem Schicksale bewahrt worden, welchem Oesterreich alle seine übrigen Bundesgenossen in Norddeutschland überlassen hatte. Indem aber Preußen einwilligte, daß Sachsen in seinem bisherigen Besitzstande und Umfange er-

halten blieb, mußte es andererseits dafür sorgen, daß hierdurch die Abrundung und die Sicherheit des preußischen Machtgebietes in Norddeutschland keine Beeinträchtigung erfahre. Das eigene Bestehen eines Königreichs Sachsen war nur unter der Bedingung zulässig, daß die sächsische Regierung fortan in allen politischen Beziehungen nur die Wege Preußens und des Norddeutschen Bundes gehen kann, und daß alle militärischen Kräfte und wichtigen Punkte Sachsens in jeder Beziehung zur Verfügung des Norddeutschen Bundes stehen. Dies wurde durch den Friedensvertrag erreicht. Durch denselben trat der König von Sachsen für sich und seine Nachfolger dem Bündnisse der Norddeutschen Staaten bei. Auf den Grundlagen der Heereseinrichtungen des Norddeutschen Bundes sollte eine völlige Neubildung des sächsischen Heeres erfolgen, welches einen untrennbaren Theil des Norddeutschen Bundesheeres unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen bildet. Auf Grund einer besonderen militärischen Vereinbarung wurde die Festung Königstein den Preußen übergeben und die Besatzung des Königreichs Sachsen mit Ausnahme Dresdens (wo eine gemeinschaftliche Garnison unter einem preußischen Gouverneur eingesetzt wurde) einstweilen und bis zur Neubildung der sächsischen Armee preußischen Truppen übertragen. Außerdem zahlte Sachsen 10 Millionen Thaler Kriegskosten. Das Wichtigste an diesem Vertrage war, daß Sachsen durch denselben durchaus auf das baldige Zustandekommen des Norddeutschen Bundes hingewiesen war, da es nicht früher wieder eine eigene Armee erhalten konnte. Die Durchführung des Bundes war hierdurch für Sachsen mehr als für jeden anderen Staat ein unabweisliches Bedürfniß geworden. Der bedeutendste der norddeutschen Staaten war in seinem eigenen Interesse unmittelbar auf die Verwirklichung der preußischen Pläne hingewiesen; die preußische Regierung hatte sich an dem früheren eifrigsten Gegner eine sichere Stütze für ihre weiteren Verhandlungen geschaffen. Durch das Verhalten der sächsischen Regierung hat sich diese Zuversicht in vollem Maße bewährt.

Die Vereinigung der eroberten Länder mit der preußischen Monarchie. Durch den Prager Frieden war dem Könige von Preußen völlig freie Verfügung über die in Norddeutschland eroberten Landestheile überlassen. Oesterreich hatte alle von Preußen in dieser Beziehung zu treffenden Bestimmungen und Besitzveränderungen im Voraus anerkannt. König Wilhelm beschloß, jene Länder mit der preußischen Monarchie zu vereinigen. In einer Botschaft an die Landesvertretung kündigte er diese Absicht (am 16. August) mit folgenden Worten an:

„Die Regierungen des Königreichs **Hannover**, des Kurfürstenthums **Hessen** und des Herzogthums **Nassau**, sowie die freie Stadt **Frankfurt** haben sich durch ihre Theilnahme an dem feindlichen Verhalten des ehemaligen Bundestages in offenen Kriegszustand mit Preußen versetzt. Sie haben sowohl die Neutralität, als das von Preußen unter dem Versprechen der Gewährleistung ihres Länderbestandes ihnen wiederholt und noch in letzter Stunde angebotene Bündniß abgelehnt, haben an dem Kriege Oesterreichs mit Preußen thätigen Antheil genommen und die Entscheidung des Krieges über sich und ihre Länder angerufen. Diese Entscheidung ist nach Gottes Rathschlusse gegen sie ausgefallen. Die politische Nothwendigkeit zwingt

Uns, ihnen die Regierungsgewalt, deren sie durch das siegreiche Vordringen Unserer Heere entkleidet sind, nicht wieder zu übertragen. Die genannten Länder würden, falls sie ihre Selbstständigkeit bewahrten, vermöge ihrer geographischen Lage bei einer feindseligen oder auch nur zweifelhaften Stellung ihrer Regierungen der preußischen Politik und militärischen Action Schwierigkeiten und Hemmnisse bereiten können, welche weit über das Maß ihrer thatsächlichen Macht und Bedeutung hinausgingen. Nicht in dem Verlangen nach Ländererwerb, sondern in der Pflicht, Unsere ererbten Staaten vor wiederkehrender Gefahr zu schützen, der nationalen Neugestaltung Deutschlands eine breitere und festere Grundlage zu geben, liegt für Uns die Nöthigung, **das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt auf immer mit unserer Monarchie zu vereinigen.** Wohl wissen Wir, daß nur ein Theil der Bevölkerung jener Staaten mit Uns die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit theilt. Wir achten und ehren die Gefühle der Treue und Anhänglichkeit, welche die Bewohner derselben an ihre bisherigen Fürstenhäuser und an ihre selbstständigen politischen Einrichtungen knüpfen. Allein Wir vertrauen, daß die lebendige Betheiligung an der fortschreitenden Entwickelung des nationalen Gemeinwesens in Verbindung mit einer schonenden Behandlung berechtigter Eigenthümlichkeiten den unvermeidlichen Uebergang in die neuere größere Gemeinschaft erleichtern werde."

Nachdem der Landtag durch ein Gesetz vom 20. September seine Zustimmung zur Vereinigung der genannten Länder mit der preußischen Monarchie gegeben hatte, fand am 6. und 8. October in Hannover, in Kurhessen, in Frankfurt a. M. und in Nassau die feierliche Verkündigung der Königlichen Besitzergreifungs-Patente statt. Gleichzeitig ergingen Proclamationen an die Bewohner der neuen Landestheile. In dem Aufrufe für Hannover sagte der König:

„Durch das Patent, welches Ich heute vollzogen habe, vereinige Ich Euch, Einwohner der hannoverschen Lande, mit Meinen Unterthanen, Euren Nachbarn und deutschen Brüdern. Durch die Entscheidung des Krieges und durch die Neugestaltung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes nunmehr von einem Fürstenhause getrennt, dem Ihr mit treuer Ergebenheit angehangen, tretet Ihr jetzt in den Verband des Nachbarlandes, dessen Bevölkerung Euch durch Stammesgemeinschaft, durch Sprache und Sitte verwandt und durch Gemeinsamkeit der Interessen befreundet ist. Wenn Ihr Euch nicht ohne Schmerz von früheren, Euch lieb gewordenen Verhältnissen lossagt, so ehre Ich diesen Schmerz, und würdige denselben als eine Bürgschaft, daß Ihr und Eure Kinder auch Mir und Meinem Hause mit Treue angehören werdet. Ihr werdet die Nothwendigkeit des Geschehenen erkennen. Denn sollen die Früchte des schweren Kampfes und der blutigen Siege für Deutschland nicht verloren sein, so gebietet es ebenso die Pflicht der Selbsterhaltung, als die Sorge für die Förderung der nationalen Interessen, Hannover mit Preußen fest und dauernd zu vereinigen. Und — wie schon Mein in Gott ruhender Herr Vater es ausgesprochen — **nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben.** Dieses werdet Ihr mit Ernst erwägen, und so vertraue Ich Eurem deutschen und redlichen Sinne, daß Ihr

Mir Eure Treue ebenso aufrichtig geloben werdet, wie Ich zu Meinem Volke Euch aufnehme."

In ähnlicher Weise sprach der König zu den Bewohnern der übrigen neuen Landestheile.

Die Einverleibung Schleswig-Holsteins (vorbehaltlich der späteren Entscheidung über die nördlichen Districte von Schleswig) konnte, da dieselbe mit dem endgültigen Abschlusse der Verhandlungen mit Oesterreich zusammenhing, erst etwas später erfolgen. Am Weihnachtstage 1866 vollzog der König das betreffende Gesetz und ebenso die Bestimmungen wegen Vereinigung der vormals baierschen und hessen-darmstädtischen Gebiete mit der preußischen Monarchie. Am 24. Januar 1867 wurde das Königliche Besitzergreifungs-Patent in Schleswig-Holstein, kurz darauf in Homburg u. s. w. verkündet.

Preußens Siegespreis war der gebrachten Opfer werth: durch den ruhmreichen Feldzug war Größeres für Preußen und Deutschland errungen, als durch irgend einen der glänzenden Siegeszüge der preußischen Geschichte. Eine Reihe der wichtigsten Erfolge war gleichzeitig davon getragen, jeder für sich schon ein gewaltiger Siegespreis, in ihrem Zusammenhange aber von der durchgreifendsten Bedeutung für Preußens und Deutschlands Machtstellung. Preußen selbst hatte eine Ausdehnung und Abrundung gewonnen, durch welche es seine Stellung als Großmacht fortan in jeder Beziehung leichter und nachdrücklicher geltend machen kann; Preußen vereinigte ferner ganz Norddeutschland bis an den Main durch einen engen militärischen und politischen Bund zu einer thatkräftigen deutschen Macht; Preußen war endlich die alleinige leitende Großmacht in Deutschland geworden.

Die eigene Vergrößerung Preußens war so erheblich, wie sie in der wunderbar glücklichen Geschichte des Landes noch niemals mit einem Schlage erreicht worden war. Die preußische Monarchie, welche bis zum Jahre 1866 5104 Quadratmeilen mit 19,304,843 Einwohnern umfaßte, erhielt nunmehr folgenden Zuwachs:

Hannover	mit	698¾	Q.M.	u.	1,923,492	Einwohnern,
Kurhessen	„	172¾	„	„	737,283	„
Nassau	„	85	„	„	466,014	„
Frankfurt	„	1½	„	„	89,837	„
Schleswig-Holstein . .	„	320½	„	„	960,996	„
Baiersche Abtretungen	„	10	„	„	32,976	„
Hessen-Darmst. Gebiete	„	20	„	„	75,102	„
Gesammtzuwachs		**1308¾**	„	„	**4,285,700**	„

so daß **das ganze preußische Gebiet** nunmehr **6412 Q.M.** mit **23,590,543 Einwohnern** beträgt.

Preußen hatte also durch den siegreichen Feldzug beinahe den vierten Theil seines gesammten bisherigen Besitzstandes dazu gewonnen. Der Werth und die Bedeutung der neuen Erwerbungen wurden aber durch die Lage und Beschaffenheit der gewonnenen Länder noch unvergleichlich erhöht. Das preußische Gebiet hatte bis dahin aus zwei getrennten Theilen ohne jeden unmit-

telbaren Zusammenhang bestanden, mitten dazwischen liegend Hannover, Kurhessen u. s. w. Jetzt hatte Preußen diese Länder, welche den Zusammenhang seiner östlichen und westlichen Provinzen störten, in sich aufgenommen und bildet nunmehr ein bestimmt abgerundetes, fest verbundenes Ländergebiet. Für Preußens Entwickelung zur See ist es ferner von hoher Bedeutung, daß nicht blos das einst von Friedrich dem Großen gewonnene, später mit Hannover vereinigte schöne Ostfriesland an der Nordseeküste wieder an Preußen gekommen, sondern gleichzeitig fast das ganze norddeutsche Küstenland von Schleswig-Holstein bis nach Holland hin erworben worden ist. Während Preußen seine durch Friedrich den Großen geschaffene Stellung als Großmacht bisher nur durch die äußerste Anspannung aller Volkskräfte hatte aufrecht erhalten können, hat es jetzt durch die Ausfüllung und Abrundung seines Ländergebietes in Nord- und Mitteldeutschland erst die wahrhaft naturgemäße Grundlage einer Großmacht an Land und Leuten gewonnen. So groß aber schon dieser Erfolg ist, so ist doch größer und wichtiger noch die Befestigung und Erhöhung der Machtstellung Preußens in Deutschland und damit zugleich der nationalen Macht des deutschen Vaterlandes. Das Hinderniß, welches alle deutsche Entwickelung gelähmt hatte, Oesterreichs Stellung in Deutschland und sein Widerstreben gegen Preußens Einfluß, war auf den Schlachtfeldern Böhmens endlich überwunden worden. Oesterreich hatte seine hervorragende Stellung im deutschen Bunde gleichsam als die Fortsetzung seiner vormaligen deutschen Kaiserwürde angesehen, und würde dieselbe niemals freiwillig aufgegeben haben. Nur der niederschmetternde Schlag von Königgrätz und die Bedrohung Wiens haben es dazu bewegen können, Preußens aufstrebender Kraft freien Spielraum in Deutschland zu lassen. In der nunmehr gesicherten neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung Oesterreichs ist daher mit Recht die höchste Err ingenschaft, der edelste Siegespreis der preußischen Waffen erkannt worden. Preußen und Deutschland sind durch die großen Ergebnisse des letzten Krieges in eine neue Zeit selbstbewußter Kraft und Entwickelung eingetreten.

Rückkehr des Königs und der Armee. Bevor König Wilhelm nach seinen Landen zurückkehrte, wollte er seine tapfere Armee noch einmal auf dem Schauplatze ihrer glorreichen Thaten sehen. Am 30. und 31. hielt er auf dem Marchfelde vor Wien große Heerschau. Ueberall begrüßten die Truppen ihren geliebten Kriegsherrn mit begeistertem Zurufe und empfingen mit Freude und Stolz die Zeichen der Anerkennung und des Dankes, die Se. Majestät ihnen zu Theil werden ließ. — Nach der Heerschau richtete der König an die versammelten Generale folgende Worte: „Es ist Gottes Werk, was wir heute vor uns sehen — Gott allein die Ehre! Wir aber sind Gottes Werkzeuge gewesen. Der unvergleichlichen Bravour Meiner herrlichen Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung verdanke Ich, verdankt das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten, mit so ruhmreichen Ergebnissen gekrönten Feldzug. Noch einmal: Meine vollste Anerkennung und Meinen Königlichen Dank!"

Zuletzt kam der König noch bei einigen Feldpredigern vorüber. Er wendete um und sprach zu ihnen etwa wie folgt: „Meine Herren! Sie haben

einen wichtigen und oft wohl schweren Punkt übernommen. Ich danke Ihnen dafür. Der Feldzug war kurz, aber glorreich, glücklicher als es Jemand von uns zu hoffen gewagt. Aber das war nicht unser Verdienst, sondern Gottes gnädiger Beistand. Ich weiß, es ist viel gebetet worden daheim und im Felde; wir ernten jetzt die Frucht dieser Gebete. Auf den Knieen haben wir Gott zu danken dafür. Darum aber auch keine Ueberhebung! jetzt, nicht Uebermuth, sondern Demuth: das, meine Herren, predigen Sie."

Am 2. August verließ der König für immer das Hauptquartier zu Nicolsburg, in welchem so Großes für Preußen errungen war, und kehrte über Brünn und Prag in seine Monarchie zurück. Auf dem heimathlichen Boden wurde der sieggekrönte Fürst aller Orten von der Bevölkerung auf das Herzlichste begrüßt. Die ganze Reise über Görlitz nach Berlin glich einem Triumphzuge. Am 4. August Abends nach 10 Uhr traf der König in Begleitung des Kronprinzen und des Prinzen Karl, sowie des Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck, des Kriegsministers von Roon und des Chefs des Generalstabes Generals von Moltke in Berlin ein, schon am Bahnhofe, sowie auf dem ganzen Wege zum Palais und bei der Ankunft an demselben von dem stürmischen Jubel der Volksmassen begrüßt. Am andern Morgen empfing der König die städtischen Behörden der Hauptstadt. Auf deren Glückwunsch- und Huldigungsadresse erwiederte der Fürst:

„Mit aufrichtigem Danke nehme ich den Gruß entgegen, den mir meine Residenz bei meiner Rückkehr in das Vaterland darbringt. Großes ist in überraschender Kürze vollbracht worden; aber selten ist Gottes Segen und Gnade so sichtlich mit einem gewagten Unternehmen gewesen, als in den letzten Wochen. Mein Volk vertraute mit mir auf Gott; er hat uns den Sieg verliehen. Mein Heer, das Volk in Waffen, hat an Heldenmuth und Ausdauer sich den glorreichen Thaten seiner Väter ebenbürtig gezeigt und Thaten vollbracht, die die Geschichte unauslöschlich verzeichnen wird. Die Gesittung, welche mein tapferes Heer in Feindesland zeigte, sowie die Gesinnung und Opferfreudigkeit, welche alle Klassen der Daheimgebliebenen bewiesen, sind die Frucht einer väterlichen Volkserziehung meiner großen Ahnen. Alles deutet auf eine glückliche Zukunft Preußens hin, da wir einem ehrenvollen, dauernden Frieden entgegensehen dürfen. Diese Zukunft zu verdienen, lassen Sie uns gemeinschaftlich thätig sein."

Die Rückkehr der siegreichen Truppen wurde in allen Theilen der Monarchie auf die herzlichste und erhebenste Weise gefeiert. Zum festlichen Einzuge in Berlin hatte der König das Garde-Corps, sowie Abtheilungen von allen Regimentern der Armee und von Preußens Verbündeten bestimmt. Der Einzug geschah am 20. und 21. September durch das Brandenburger Thor, auf welchem die berühmte „Victoria" steht; der Weg von da durch die Linden bis zum Königlichen Schlosse war in eine reichgeschmückte Siegesstraße umgewandelt. Zu beiden Seiten desselben waren 208 eroberte Geschütze aufgestellt. Der König selbst, umgeben von allen Prinzen, begrüßte die siegreichen Truppen und führte sie im Festzuge in die Stadt ein. Das Erscheinen des ruhmgekrönten Monarchen, der berühmten Feldherren und der herrlichen Truppen wurde von der Bevölkerung mit stürmischer Begeisterung

begrüßt. Nach dem Eintritte in die Stadt wurde der König durch die Vertreter der Stadt in feierlicher Anrede bewillkommt; in seiner Erwiederung sprach er den Wunsch aus, daß der Ehren- und Freudentag nur seinen Truppen gelten möge. Unter den Klängen der Volkshymne und des Preußenliedes, unter endlosen Hurrahs, unter einem dichten Regen von Blumen und Kränzen aus allen Häusern und aus der Volksmenge ging dann der großartige Festzug durch die „Siegesstraße," und schloß mit dem Parademarsche vor Sr. Majestät an der Bildsäule des alten Blücher. Am Nachmittage wurden die Truppen theils in öffentlichen Localen, theils in den Häusern der Bürger festlich gespeis't. Am Abend war die ganze Stadt glänzend, wie noch nie, erleuchtet. Der König gab in seinem Schlosse ein militärisches Festmahl, bei welchem er einen Trinkspruch in folgenden Worten ausbrachte:

„Mein Trinkspruch gilt dem Vaterlande und dem Heere! Ich sprach das inhaltschwere Wort: Das Vaterland ist in Gefahr! es zündete in allen preußischen Herzen. Opferwilligkeit in allen Ständen, in allen Geschlechtern war die erhebende Folge. Das kriegsbereite Heer erwartete mit Siegeshoffnung das Wort: Vorwärts! Es erfolgte, und Sieg auf Sieg in nicht geahnter Schnelligkeit mit ihm. Heldenmuth, Hingebung und Ausdauer erkämpften Erfolge ohne Gleichen. Ein ehrenvoller Friede krönte das blutige, aber glorreiche Werk, dem schwere Opfer fielen. Dem Andenken dieser Opfer folgen unsere trauernden Herzen. Möge der Friede dauernd und gleich glücklich für Preußen und Deutschlands Zukunft sein! Ich erhebe Mein Glas zum Danke!

Dank dem treuen Volke, das sich um Mich schaarte!

Dank Meiner siegreichen, glorreichen Armee, deren Heldenthaten auf immer in das Buch der Geschichte eingetragen sind!

Es lebe Meine Armee, das Volk in Waffen! Es lebe das Vaterland!"

Der König stiftete am Tage des Einzuges ein Erinnerungskreuz für alle diejenigen, welche den glorreichen Feldzug von 1866 mitgemacht hatten; ein Kreuz von Bronze aus eroberten Geschützen mit einem Lorbeerkranze in der Mitte — auf dem vorderen Mittelschilde der Namenszug des Königs mit der Umschrift: „Preußens siegreichem Heere," auf der Rückseite die Krone und die Inschrift: „Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre." Der König erließ ferner „aus Anlaß des wiederhergestellten Friedens" eine Amnestie (Strafaufhebung) für alle politische Vergehen. — Für die Invaliden und die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen wurde durch ein mit der Landesvertretung vereinbartes Gesetz Sorge getragen. Ferner verlieh der König ebenso wie es nach den Freiheitskriegen geschehen war, mit Zustimmung der Landesvertretung, dem Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck „in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik" und denjenigen preußischen Heerführern, „welche zu dem glücklichen Ausgange des Krieges in hervorragender Weise beigetragen hatten," den Generalen von Roon, von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz und Vogel von Falckenstein, Dotationen (Schenkungen im Namen des Vaterlandes) aus den eingegangenen Kriegsentschädigungen.

Nach dem Friedensschlusse mit Sachsen ordnete der König auf den 11.

December einen Dankgottesdienst für die Wiederherstellung des Friedens für die ganze Monarchie an. In dem betreffenden Erlasse sagte er:

„Durch den Friedensschluß mit dem Königreiche Sachsen hat der in diesem Sommer in Deutschland entbraunte Krieg jetzt sein Ende erreicht und ist der Frieden aller Orten wieder hergestellt. Wie Ich Mich bei dem Beginne des Krieges mit Meinem Volke gemeinsam vor dem Herrn gebeugt und Ihn um Gnade und Beistand angerufen habe, so gebührt uns jetzt gleichermaßen für die Wohlthat des wieder geschenkten Friedens zu danken. Zugleich wollen wir uns aufs Neue bittend zu Gott wenden und Ihn anrufen, daß er die Wunden, welche der Krieg geschlagen hat, heilen, uns helfen wolle, den von ihm geschenkten Segen recht zu gebrauchen und Gnade geben, daß aus der Saat der Thränen eine Ernte erwachse, welche Ihm zum Wohlgefallen, uns und allen deutschen Landen zum Heile gereiche."

Wiederherstellung des inneren Friedens. Wie durch die Siege des preußischen Heeres ein ehrenvoller Friede nach außen errungen war, so halfen dieselben auch dazu, den inneren Frieden wiederherzustellen. Der Wunsch des Königs, daß die Gegensätze und Kämpfe der letzten Jahre endlich volle Ausgleichung finden möchten, ging früher, als man es jüngst noch ahnen konnte, in Erfüllung.

Die Anerkennung und Bewunderung, welche sich das preußische Heer errungen hatte, beseitigte endlich jeden Widerspruch gegen die Einrichtungen des Heerwesens und damit zugleich den Grund zu dem langjährigen inneren Zwiste. Das preußische Heer hatte sich in dem gewaltigen Kampfe gegen eine der ersten und kriegstüchtigsten Armeen Europa's in allen seinen Theilen und Waffen, in allen seinen Einrichtungen, sowie in seinem Geiste, so herrlich bewährt, daß keine Partei mehr daran denken konnte, dieses Werkzeug preußischen Ruhmes und preußischer Macht anzutasten. Wenn aber der Streit über die Militärfrage schwand, so hatte auch der Streit über das Budgetrecht keinen rechten Grund mehr. Der König hatte lange zuvor verkündet, daß wenn nur die Verständigung über die Militärfrage erreicht sei, dann werde der Friede im Lande neu und dauernd begründet und die Ausführung seiner Absichten für die weitere gedeihliche Entwickelung der Gesetzgebung auf dem Boden der Verfassung gesichert sein. Diese Sicherung des inneren Friedens und seiner Segnungen erschien dem Könige und seiner Regierung jetzt nach der Rückkehr von dem glorreichen Feldzuge als die erste und dringendste Aufgabe. Die Erfüllung derselben wurde dadurch erleichtert, daß das Abgeordnetenhaus, durch den unter dem Eindrucke der ersten Kriegsereignisse stattgefundenen Neuwahlen erheblich verändert war. Die Landesvertretung bestand jetzt in ihrer Mehrheit aus Männern der gemäßigten Parteien, von welchen zu erwarten war, daß sie willig die Hand zur Versöhnung reichen würden.

Am Tage nach der Rückkehr vom Kriegsschauplatze (am 5. August) eröffnete der König die neue Landtags-Session mit einer Thronrede, welche von dem Wunsche und der Zuversicht auf Ausgleichung der inneren Gegensätze eingegeben war. „Indem Ich die Vertretung des Landes um mich versammelt sehe," sagte der König, „drängt mich Mein Gefühl vor Allem auch von dieser Stelle Meinen und Meines Volkes Dank für Gottes Gnade auszusprechen,

welche Preußen geholfen hat, unter schweren, aber erfolgreichen Opfern nicht nur die Gefahren feindlicher Angriffe von unseren Grenzen abzuwenden, sondern in raschem Siegeslaufe des vaterländischen Heeres dem ererbten Ruhme neue Lorbeeren hinzuzufügen und der nationalen Entwickelung Deutschlands die Bahn zu ebenen. Unter dem sichtbaren Segen Gottes folgte die waffenfähige Nation mit Begeisterung dem Rufe in den heiligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, und schritt unser heldenmüthiges Heer, unterstützt von wenigen aber treuen Bundesgenossen, von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg, im Osten wie im Westen. Viel theures Blut ist geflossen, viele Tapfere betrauert das Vaterland, die siegesfroh den Heldentod starben, bis unsere Fahnen sich in einer Linie von den Karpathen zum Rheine entfalteten. In einträchtigem Zusammenwirken werden Regierung und Volksvertretung die Früchte zur Reife zu bringen haben, die aus der blutigen Saat, soll sie nicht umsonst gestreut sein, erwachsen müssen."

In Betreff der Beseitigung des bisherigen Zwiespaltes sagte der König: „Ueber die Feststellung des Staatshaushalts-Etats hat eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht herbeigeführt werden können. Die Staats-Ausgaben, welche in dieser Zeit geleistet sind, entbehren daher der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie ich wiederholt anerkenne, nur durch das alljährlich zwischen meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtages zu vereinbarende Gesetz erhält. Wenn meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist dies nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Ueberzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung, die Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gläubiger und die Beamten des Staates, die Erhaltung des Heeres und der Staats-Institute, Existenzfragen des Staates waren, und daß daher jenes Verfahren eine der unabweisbaren Nothwendigkeiten wurde, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung in so weit zu erzielen, daß meiner Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushalts-Gesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig ertheilt, und damit der bisherige Konflikt für alle Zeit um so sicherer zum Abschlusse gebracht werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig werden getragen werden.

Meine Herren, mit mir fühlen Sie, fühlt das ganze Vaterland die große Wichtigkeit des Augenblickes, der mich in die Heimath zurückführt. Möge die Vorsehung eben so gnadenreich Preußens Zukunft segnen, wie sie sichtlich die jüngste Vergangenheit segnete. Das walte Gott!"

Die Landesvertretung kam dem versöhnlichen Sinne der Regierung bereitwillig entgegen, und erwiederte die Thronrede mit dem Ausdrucke begeisterter Anerkennung und freudigen Dankes für den König und das Heer.

Bei der Verhandlung über die von der Regierung erbetene Indemnität sagte Graf Bismarck: „Wir wünschen den Frieden, nicht weil wir kampfunfähig sind; im Gegentheil, die Fluth ging mehr zu unseren Gunsten, als vor Jahren. Wir wünschen den Frieden, weil das Vaterland ihn bedarf, — weil wir hoffen, ihn jetzt zu finden. Wir suchen den Frieden ehrlich, um die Aufgaben, die uns zu lösen bleiben, mit Ihnen in Gemeinschaft zu lösen. Nur gemeinsam werden wir sie lösen können, indem wir auf beiden Seiten erkennen, daß wir dem Vaterlande mit demselben guten Willen dienen." Auch von früheren Gegnern der Regierung wurde jetzt anerkannt, daß das von derselben in den letzten Jahren beobachtete Verfahren zum Heile des Landes gereicht habe, und mit großer Mehrheit wurde deshalb die erbetene Indemnität ertheilt. Damit war der langjährige Verfassungstreit beseitigt und die Hoffnung des Königs auf Wiederherstellung des inneren Friedens erfüllt. Die Landesvertretung bewilligte nunmehr auch die von der Regierung ausdrücklich als Zeichen des Vertrauens zu ihrer Politik erbetenen Mittel für die außerordentlichen Bedürfnisse des Heeres und der Flotte. Graf Bismarck sagte dabei: „Mit dieser Vorlage richtet die Regierung die Frage an Sie, ob Sie Vertrauen zu der bisherigen Führung der auswärtigen Politik haben, ob Sie Zeugniß ablegen wollen für den festen Entschluß des preußischen Volkes, die Errungenschaften des letzten Krieges festzuhalten und zu vertheidigen. — In diesem Sinne bitte ich Sie, bethätigen Sie durch Ihre Bewilligung, daß die Versöhnung der Geister, daß die Absicht, gemeinschaftlich das Wohl des Landes, des engeren und des weiteren Vaterlandes zu fördern, eine aufrichtige und tiefgreifende ist." — Einer der angesehensten Führer der vormaligen Opposition erwiederte hierauf: „Wir bewilligen die von der Regierung geforderten Mittel als einen Beweis des Vertrauens, welches wir in die Führung der auswärtigen Politik der Regierung setzen, als Beweis der Anerkennung dessen, was bisher geleistet ist, und als die Zusicherung unserer Unterstützung in Verfolgung dieses Weges auch für die Zukunft." Er fügte hinzu, daß man sich früher über die Ziele der Regierung geirrt habe. „Jetzt liegen uns diese Ziele klar vor, so daß wir die Regierung mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln kräftigen wollen, damit sie die Einheit Deutschlands und die Machtstellung Preußens in Deutschland befestigen kann."

Die wiederhergestellte Einigung zwischen der Regierung und der Landesvertretung machte sich in segensreichem Zusammenwirken auf allen Gebieten des Staatslebens geltend, und erhöhete zugleich die Hoffnungen, mit welchen der König und das Volk an die weitere wichtige Aufgabe Preußens, an die Begründung der nationalen Einheit Deutschlands herangingen.

61. Die Gründung des Norddeutschen Bundes und die innere Entwickelung bis 1870.

Der Norddeutsche Bund. In demselben Augenblicke, wo der alte deutsche Bund zusammenbrach, hatte die preußische Regierung erklärt: Der König von Preußen wolle mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen derselbe auferbaut gewesen, als zerstört betrachten; Preußen halte an diesen Grundlagen und an der Einheit der deutschen Nation fest und sehe es als eine unabweisliche Pflicht der

deutschen Staaten an, für die letzteren den angemessenen Ausdruck zu finden. In dem Aufrufe an das Volk beim Beginne des Krieges hatte der König sodann verkündet: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen."

Dieses Gelöbniß zu erfüllen, auf den Trümmern des alten machtlosen Bundes einen neuen kräftigen Bau für Deutschlands Macht und Größe zu errichten, darauf war unmittelbar nach dem glücklichen Ausgange des Krieges das eifrigste Bemühen des Königs und seines Ministers, des Grafen Bismarck, gerichtet. Schon im August 1866 erließ die preußische Regierung eine Aufforderung an sämmtliche Staaten Norddeutschlands, um dieselben zum Abschlusse eines Schutz- und Trutz-Bündnisses zur Erhaltung der Unabhängigkeit, sowie der inneren und äußeren Sicherheit ihrer Staaten zu bestimmen. Die Zwecke des Bündnisses sollten endgültig durch eine Bundesverfassung auf der Grundlage der von Preußen schon früher in der Bundesversammlung gemachten Vorschläge unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments festgestellt werden. Bevollmächtigte aller verbündeten Staaten sollten in Berlin den Entwurf einer Bundesverfassung berathen, welcher dem aus allgemeinen Wahlen zu berufenden Parlamente zur Berathung vorgelegt werden sollte. — Sämmtliche Regierungen Norddeutschlands traten dem Bündnisse bei. Der preußische Minister-Präsident Graf Bismarck widmete fortan seine ganze Kraft der Vollendung des ruhmvoll begonnenen Werkes. Die Berathungen mit den einzelnen Regierungen Behufs Feststellung des Verfassungsentwurfes wurden im December 1866 begonnen; Dank der patriotischen Bereitwilligkeit aller Regierungen führten dieselben rasch zu einer erwünschten Verständigung, so daß schon am 9. Februar der Entwurf von allen 22 verbündeten Regierungen genehmigt wurde. Am 12. Februar fanden sodann die Wahlen zum Reichstage auf Grund des allgemeinen, für alle Stände und Klassen gleichmäßigen Wahlrechtes statt. Das Ergebniß derselben bekundete, daß das preußische Volk die Bedeutung der großen Aufgaben des Norddeutschen Reichstages in vollem Maße erkannt hatte und der Regierung bei der Durchführung derselben mit Vertrauen und mit ganzer Entschiedenheit zur Seite stehen wollte.

Der Reichstag des Norddeutschen Bundes wurde am 24. Februar 1867 im Weißen Saale des Königlichen Schlosses zu Berlin vom König Wilhelm eröffnet. Der König war von den Prinzen und den höchsten Würdenträgern des Staates, sowie von den Bevollmächtigten aller verbündeten Regierungen umgeben. Die Reichsinsignien: das entblößte Reichsschwerdt, der Reichsapfel, das Scepter, die Krone und das Reichspanier wurden ihm vorangetragen. Er begrüßte die Versammlung vom Throne herab mit folgender denkwürdigen Anrede:

„Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem ich in Ihre Mitte trete: mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung,

welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. Im Vertrauen auf diese Führung werden wir jenes Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen, welche uns und unsere Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblicke auf die Geschichte Deutschlands erkennen.

Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichtes im Rathe Europa's, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Wahlstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche er das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab.

Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem Deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen.

Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Werth der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Nothwendigkeit, die Einigung des Deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerthen zu opfern.

Wie die Richtung des deutschen Geistes im Allgemeinen dem Frieden und seinen Arbeiten zugewandt ist, so wird die Bundesgenossenschaft der Deutschen Staaten wesentlich einen defensiven Charakter tragen. Keine feindliche Tendenz gegen unsere Nachbarn, kein Streben nach Eroberung hat die deutsche Bewegung der letzten Jahrzehnte getragen, sondern lediglich das Bedürfniß, den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwickelungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat. Nur zur Abwehr, nicht zum Angriff einigen sich die deutschen Stämme. Von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es in diesem Augenblicke ab, dem gesammten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es, frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Entwickelung und seine Wohlfahrt pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag.

Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden.

Der Segen Gottes aber, an welchem Alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Das Vertrauen des Königs wurde durch die Haltung des Reichstages gerechtfertigt: unter dem Entgegenkommen der Regierungen und der Volksvertretung und Dank dem bedeutenden Einflusse, welchen die Stimme des Grafen **Bismarck** in fast allen Parteien gewonnen hatte, wurde die Ver-

fassung des Norddeutschen Bundes im Wesentlichen auf den Grundlagen des vorgelegten Entwurfs vereinbart.

Die Grundbestimmungen der Norddeutschen Bundesverfassung waren folgende:

Der König von Preußen, der König von Sachsen u. s. w., (sämmtliche Regierungen Norddeutschlands, sowie Hessen-Darmstadt für die Provinz Oberhessen) schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Das Bundesgebiet besteht aus den Staaten Preußen mit Lauenburg, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere und jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg und aus den nördlich vom Main belegenen Theile des Großherzogthums Hessen. Innerhalb dieses Bundesgebietes übt der Bund das Recht der Gesetzgebung; die Bundesgesetze gehen den Landesgesetzen vor. Für den ganzen Umfang des Bundesgebietes besteht ein gemeinsames Heimathsrecht (Indigenat) mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate als Inländer zu behandeln und zum Genusse aller bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen ist. — Der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegen die nachstehenden Angelegenheiten: 1) die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimaths- und Niederlassungs-Verhältnisse und über den Gewerbebetrieb, über das Versicherungswesen, über die Colonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; 2) die Zoll- und Handels-Gesetzgebung; 3) die Ordnung des Maaß-, Münz- und Gewichts-Systems; 4) das Bankwesen; 5) die Erfindungs-Patente; 6) der Schutz des geistigen Eigenthums; 7) Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schifffahrt und ihrer Flagge zur See und Anordnung gemeinsamer konsularischer Vertretung, welche vom Bunde ausgestattet wird; 8) das Eisenbahnwesen und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs; 9) der Schifffahrtsbetrieb auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letzteren, so wie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle; 10) das Post- und Telegraphenwesen; 11) Bestimmungen über die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen und Erledigung von Requisitionen überhaupt; 12) so wie über die Beglaubigung von öffentlichen Urkunden; 13) die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren; 14) das Militärwesen des Bundes und der Kriegsmarine; 15) Maßregeln der Medizinalpolizei.

Die Bundesgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Bundesgesetze erforderlich und ausreichend.

Der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes, unter welchen Preußen 17 Stimmen führt, Sachsen 4, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, jeder der anderen Staaten 1 Stimme.

Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu, welche in Ausübung desselben den Bund völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen berechtigt ist. Das Präsidium ernennt den Bundeskanzler, welcher im Bundesrathe den Vorsitz führt und die Geschäfte leitet.

Dem Präsidium steht es zu, den Bundestag und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen. Die Berufung des Bundesrathes und des Reichstages findet alljährlich statt.

Das Präsidium ernennt die Bundes-Beamten. Wenn Bundesglieder ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, so können sie dazu im Wege der Execution angehalten werden.

Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen hervor.

Der Bund bildet ein Zoll- und Handelsgebiet.

Der Bund ausschließlich hat die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen, über die Besteuerung des Verbrauchs von einheimischem Zucker, Branntwein, Salz, Bier und Tabak.

Der Ertrag der Zölle und der bezeichneten Verbrauchsabgaben fließt in die Bundeskasse.

Eisenbahnen, welche im Interesse der Vertheidigung des Bundesgebietes oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs für nothwendig erachtet werden, können kraft eines Bundesgesetzes für Rechnung des Bundes angelegt werden. — Die Bundesregierungen verpflichten sich, die im Bundesgebiete belegenen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behufe auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Vorschriften anlegen und ausrüsten zu lassen.

Das Postwesen und das Telegraphenwesen werden für das gesammte Gebiet des Norddeutschen Bundes als einheitliche Staats-Verkehrsanstalten eingerichtet und verwaltet. — Dem Bundes-Präsidium gehört die obere Leitung der Post- und Telegraphen-Verwaltung an.

Die Kriegsmarine der Nord- und Ostsee ist eine einheitliche unter preußischem Oberbefehl. Die Organisation und Zusammensetzung derselben liegt dem Könige von Preußen ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt und für welchen dieselben nebst den Mannschaften eidlich in Pflicht zu nehmen sind. Der Kieler Hafen und der Jade-Hafen sind Bundes-Kriegshäfen. Die Kauffahrteischiffe aller Bundesstaaten bilden eine einheitliche Handelsmarine. Die Kauffahrteischiffe sämmtlicher Bundesstaaten führen dieselbe Flagge, schwarz-weiß-roth.

Das gesammte Norddeutsche Consulatwesen steht unter der Aufsicht des Bundespräsidiums.

Jeder Norddeutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen. — Die Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens des Bundes sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen, so daß weder Bevorzugungen noch Mehrbelastung einzelner Staaten oder Klassen grundsätzlich zulässig sind. — Jeder wehrfähige Norddeutsche gehört sieben Jahre lang, in der Regel vom vollendeten 20. bis zum beginnenden 28. Lebensjahre, dem stehenden Heere und

die folgenden fünf Lebensjahre hindurch der Landwehr an. — Die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres wird bis zum 31. December 1871 auf 1 vom Hundert der Bevölkerung von 1867 geregelt. Für die spätere Zeit wird dieselbe im Wege der Bundesgesetzgebung festgestellt. Zur Bestreitung des Aufwandes für das gesammte Bundesheer und die zu demselben gehörigen Einrichtungen sind dem Bundesfeldherrn jährlich so viel mal 225 Thlr., als die Kopfzahl der Friedensstärke des Heeres beträgt, zur Verfügung zu stellen.

Die gesammte Landmacht des Bundes wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn steht.

Alle Bundestruppen sind verpflichtet, den Befehlen des Bundesfeldherrn unbedingte Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Fahneneid aufzunehmen.

Alle Einnahmen und Ausgaben des Bundes werden für jedes Jahr veranschlagt und auf den Bundeshaushalts-Etat gebracht, welcher vor Beginn des Etatsjahres durch ein Gesetz festgestellt wird.

Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die aus den Zöllen, den gemeinsamen Steuern und dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, so lange Bundessteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen.

Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten werden auf Anrufen des einen Theils von dem Bundesrathe erledigt. Verfassungsstreitigkeiten hat auf Anrufen eines Theiles der Bundesrath gütlich auszugleichen, oder, wenn das nicht gelingt, im Wege der Bundesgesetzgebung zur Erledigung zu bringen.

Die Beziehungen des Bundes zu den süddeutschen Staaten werden sofort nach Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes durch besondere, dem Reichstage zur Genehmigung vorzulegende Verträge geregelt werden.

Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundes-Präsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung.

Nachdem die vorstehende Verfassung am 16. April 1867 durch den Reichstag des Norddeutschen Bundes mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen war, schloß König Wilhelm die Sitzungen des Reichstages mit einer Thronrede, in welcher er sagen konnte:

„Mit dem Gefühle aufrichtiger Genugthuung sehe Ich Sie am Schlusse Ihrer wichtigen Thätigkeit wiederum um mich versammelt. Die Hoffnungen, die Ich jüngst von dieser Stelle zugleich im Namen der verbündeten Regierungen ausgesprochen habe, sind seitdem durch Sie zur Erfüllung gebracht. Mit patriotischem Ernste haben Sie die Größe Ihrer Aufgabe erfaßt, mit freier Selbstbeherrschung die gemeinsamen Ziele im Auge behalten. Darum ist es uns gelungen, auf sicherem Grunde ein Ver-

fassungswerk aufzurichten, dessen weitere Entwickelung wir mit Zuversicht der Zukunft überlassen können.

Die Zeit ist herbeigekommen, wo unser Deutsches Vaterland durch seine Gesammtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im Stande ist.

So darf denn der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes von seiner Thätigkeit mit dem erhebenden Bewußtsein scheiden, daß der Dank des Vaterlandes ihn begleitet und daß das Werk, welches er aufgerichtet hat, sich unter Gottes Beistand segenbringend entwickeln wird für uns und für künftige Geschlechter.

Gott aber wolle uns Alle und unser theures Vaterland segnen!"

Die Verkündigung der Bundesverfassung erfolgte, nachdem die Landesvertretung in allen einzelnen Staaten ihre Zustimmung zu derselben gegeben hatte, am 24. Juni 1867.

Der Minister-Präsident Graf von Bismarck wurde vom Könige zum Kanzler des Norddeutschen Bundes ernannt und wandte seine ganze staatsmännische Thatkraft nunmehr der Befestigung und weiteren Ausbildung der neugeschaffenen Einrichtungen zu.

Bereits hatte er sein Streben auch darauf gerichtet, durch die Wiederaufrichtung des Deutschen Zollvereins ein enges wirthschaftliches Band und eine neue Grundlage nationaler Gemeinschaft zwischen dem Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten zu schaffen. Am 8. Juli 1867 wurde ein neuer Vertrag mit Baiern, Württemberg, Baden und Hessen abgeschlossen, durch welchen nicht blos der frühere Zollvereinigungsvertrag wieder in Kraft gesetzt, sondern auch mit den Bedürfnissen und neuen Einrichtungen Deutschlands in Einklang gebracht wurde, indem die Gesetzgebung in Zollangelegenheiten einer gemeinsamen Vertretung des Deutschen Volkes übertragen wurde. In dem neuen Zollbunde wurde dem Könige von Preußen dieselbe leitende Stellung in Bezug auf die gemeinsamen wirthschaftlichen Angelegenheiten übertragen, wie er sie im Nordbunde auszuüben hatte, das Zollparlament aber wurde durch den Zutritt süddeutscher Abgeordneter zum Norddeutschen Reichstage gebildet.

Vergeblich versuchten die Widersacher Preußens in Süddeutschland die Annahme der mit dem Norddeutschen Bunde geschlossenen Verträge, besonders der Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen zu hintertreiben: die feste Haltung der süddeutschen Regierungen und die wachsende Einsicht der süddeutschen Bevölkerung, daß für sie nur in der Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde ein fester Halt zu finden sei, halfen das erste Widerstreben überwinden, und das Jahr 1867 ging nicht zu Ende, ohne daß dem deutschen Volke die Zuversicht gegeben worden, daß eine innige Lebensgemeinschaft zwischen dem Norden und Süden nicht blos zu Schutz und Trutz, sondern auch für die Pflege friedlichen Gedeihens gesichert sei.

Das Zollparlament trat am 27. April 1868 zum ersten Male in Berlin zusammen: eine seiner ersten Arbeiten war die Erneuerung des Zoll- und Handelsvertrags mit Oesterreich. Beim Schlusse der ersten Session durfte König Wilhelm die Ueberzeugung aussprechen, daß dieselbe dazu gedient habe, das gegenseitige Vertrauen der deutschen Stämme

und ihrer Regierungen zu kräftigen und manche Vorurtheile zu zerstören oder doch zu mindern, die der einmüthigen Bethätigung der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande im Wege gestanden haben: „Sie werden Alle," so schloß der König, „die Ueberzeugung in die Heimath mitnehmen, daß in der Gesammtheit des deutschen Volkes ein brüderliches Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt, welches von der Form, die ihm zum Ausdrucke dient, nicht abhängig ist, und welches gewiß in stetigem Fortschreiten an Kraft zunehmen wird, wenn wir allseitig bestrebt bleiben, in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was uns trennen könnte."

In Preußen und in Deutschland entwickelten sich die Verhältnisse in hoffnungsvoller Weise.

In den neuen Provinzen Preußens erfolgte die Ueberleitung zu den Einrichtungen der Preußischen Monarchie, nach der ausdrücklichen Verheißung des Königs „unter Schonung berechtigter Wünsche und Eigenthümlichkeiten," ohne jedoch den durch die Einheit des Staates und seiner Interessen bedingten Anforderungen Eintrag zu thun. Schon am 1. Oktober 1867 konnten die neuen Provinzen durch den Zutritt zur Landesvertretung in die volle Theilnahme an dem politischen Leben Preußens aufgenommen werden, und bald zeigte sich, daß das Bewußtsein der neuen Staatsgemeinschaft bereits in weiten Kreisen der Bevölkerung Wurzel geschlagen hatte. Die thörichten Versuche des vormaligen Königs Georg von Hannover, der sich in Hietzing bei Wien niedergelassen hatte, durch die Hoffnung auf Wiederherstellung des Welfenthrons in Hannover eine feindliche Erregung der hannoverschen Bevölkerung gegen die preußische Herrschaft zu nähren, scheiterten an dem gesunden Sinne des Volkes. Nur eine geringe Zahl von Hannoveranern ließ sich zu einer Welfischen Legion anwerben, welche dazu bestimmt war, mit Hülfe des Auslandes, besonders Frankreichs, den König Georg nach Hannover zurückzuführen; nachdem jedoch die Hoffnung auf eine nahe Unterstützung Frankreichs mehr und mehr geschwunden war, wurde die Welfische Legion, obwohl sie heimlich fortbestand, sowie die unpatriotischen und ohnmächtigen Bestrebungen, welche ihre Sonderhoffnungen auf die Stütze des Auslandes gegen Deutschland gerichtet hatten, mehr und mehr nur noch zu einem Gegenstande der Verachtung des ganzen deutschen Volkes.

Die inneren Einrichtungen des Norddeutschen Bundes erhielten eine immer erfreulichere und hoffnungsvollere Entwickelung. Der erste Reichstag löste in den Sessionen von 1867 bis 1870 im Vereine mit der Regierung zum großen Theile die Aufgabe, die wesentlichsten Bestimmungen der Bundesverfassung durch Ausführungsgesetze in dem politischen und bürgerlichen Leben des Volkes zur Geltung zu bringen. Alle wichtigen Folgen des in der Verfassung verkündeten gemeinsamen deutschen Indigenats, die Freiheit der Niederlassung, die gemeinsame Staats- und Bundesangehörigkeit u. s. w. kamen alsbald zur Verwirklichung, durch eine Bundes-Gewerbe-Ordnung wurden der freien Bewegung gewerblicher Thätigkeit neue, dem gesammten Bunde gemeinsame Bahnen eröffnet. Die Führung einer Norddeutschen Bundesflagge, der Schutz der deutschen Schiff-

fahrt durch Gesandtschaften und Konsulate des Bundes wurden durch Gesetze und durch Verträge geregelt. Die Organisation des Bundesheeres auf den alt bewährten Grundlagen der preußischen Heereseinrichtungen wurde allseitig vollendet und die Bundes-Kriegs-Marine kräftig entwickelt, um der nationalen Wehrkraft Deutschlands auch zur See die gebührende Bedeutung zu sichern. Die Vollendung und feierliche Weihe des ersten deutschen Kriegshafens, welcher den Namen Wilhelmshafen erhielt (1869), gab Zeugniß von der Thatkraft, mit welcher jenes Ziel verfolgt wurde und von der lebendigen Theilnahme, welche die Nation dieser Aufgabe widmet. Die Herstellung gemeinsamer Rechtseinrichtungen wurde in allen Beziehungen in Angriff genommen, auf wichtigen Gebieten, namentlich durch Vereinbarung eines einheitlichen Strafrechts zur Ausführung gebracht. Ein gemeinsames Handelsgesetzbuch und die Einrichtung eines obersten Bundesgerichtshofes für Handelssachen sicherten die einheitliche Entwickelung des Deutschen Handelsrechts

Mit gutem Grunde durfte König Wilhelm beim Schlusse des Reichstages im Mai 1870 darauf hinweisen, daß die großen Erfolge, welche im Wege freier Verständigung der Regierungen und der Volksvertreter, unter sich und mit einander, in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewonnen wurden, dem deutschen Volke die Bürgschaft der Erfüllung der Hoffnungen gäben, welche sich an die Schöpfung des Bundes knüpfen, indem sie bewiesen, daß der deutsche Geist, ohne auf die freie Entwickelung zu verzichten, in der seine Kraft beruht, die Einheit in der gemeinsamen Liebe Aller zum Vaterlande zu finden weiß.

Mit hochherzigem Vertrauen fügte der König hinzu: „Diese Erfolge, gewonnen durch treue und angestrengte Arbeit auf dem Gebiete der Wohlfahrt und der Bildung, der Freiheit und der Ordnung im eignen Lande, gewähren auch dem Auslande die Gewißheit, daß der Norddeutsche Bund in der Entwickelung seiner innern Einrichtungen und seiner vertragsmäßigen nationalen Verbindung mit Süddeutschland, die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens ausbildet, welcher die Achtung und das Vertrauen der Völker wie der Regierungen des Auslandes zur Seite stehen."

König Wilhelm durfte in der Reinheit und Redlichkeit seines eigenen fürstlichen Strebens und Bewußtseins so sprechen; aber sein Vertrauen zu dem gleichen Streben anderer Regierungen sollte unmittelbar darauf schwer getäuscht werden.

Die allmälige und dem endlichen Ziele immer mehr entgegenreifende Einigung und nationale Kräftigung Deutschlands hatte längst die Eifersucht Frankreichs erweckt und sollte nicht zur Erfüllung gelangen, ohne daß zuvor in einem letzten und entscheidenden Kampfe das Widerstreben des alten Erbfeindes der deutschen Nation überwunden war.

62. Der Krieg gegen Frankreich.

Frankreichs Stellung zu Preußen und Deutschland. Schon seit dem Jahre 1866 hatte Frankreich mit Eifersucht auf die Entwickelung der deutschen Verhältnisse geblickt. Kaiser Napoleon III., welchem es geglückt war, im Verein mit England durch den Krieg in der Krim Rußlands Macht für eine Zeit lang zu lähmen und durch den italienischen Krieg Oesterreichs Einfluß in Italien zu verdrängen, hatte der deutschen Verwickelung nach dem dänischen Kriege mit der stillen Hoffnung zugesehen, daß Oesterreich und Preußen einander nur gegenseitig schwächen würden, und daß er alsdann der Schiedsrichter zwischen denselben und damit zugleich der Herr über Europa sein würde. Er hatte Oesterreich heimlich zum Kampf gegen Preußen ermuntert und sich einen Antheil am Siegespreise auf Kosten Deutschlands im voraus ausbedungen, während er gleichzeitig auf Seiten Preußens seine Neutralität zur Vergrößerung Frankreichs auf Kosten der Nachbarstaaten zu verwerthen bedacht war. Es gelang ihm freilich nicht, von preußischer Seite irgend ein Zugeständniß in solcher Richtung zu erlangen. Napoleon aber mochte mit Zuversicht darauf rechnen, daß Preußen, Falls es überhaupt als Sieger aus dem Kampfe hervorginge, doch jedenfalls so geschwächt sein würde, daß es nicht umhin könnte, Frankreich nachträglich große Zugeständnisse zu machen. Um so größer war die Bestürzung der französischen Regierung, als Preußen in einem Feldzuge von wenigen Wochen Oesterreich und seine Verbündeten vollständig besiegte und nach dem entscheidenden Siege von Königgrätz noch in voller Kraft, ja mit größerer Heeresmacht, als beim Ausbruch des Krieges, dastand. Kaiser Napoleon beeilte sich, auf Oesterreichs Anrufen, den Frieden von Nicolsburg zu vermitteln, nachdem Oesterreich sich zunächst dazu hatte verstehen müssen, Venetien zu Gunsten Italiens an den Kaiser Napoleon abzutreten. Für Frankreich selbst hoffte Napoleon aber einen Lohn aus Preußens Hand zu empfangen, und trat alsbald mit Anträgen wegen einer Landabtretung an Frankreich hervor. Im August 1866 legte der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, einen vom Kaiser Napoleon genehmigten Vertragsentwurf vor, nach welchem die im Jahre 1814 von Frankreich zurückeroberten deutschen Gebietstheile Preußens, Baierns und Hessens auf dem linken Rheinufer wieder mit Frankreich vereinigt werden sollten. Für den Fall der Ablehnung dieser Forderungen wurde eine Kriegsdrohung hinzugefügt.

Die preußische Regierung wies jedoch das dreiste Ansinnen mit Entschiedenheit zurück. König Wilhelm erklärte, daß auch „nicht ein Fuß breit deutscher Erde“ an Frankreich abgetreten werden solle. Der französischen Kriegsdrohung aber begegnete Preußen damit, daß alle Einleitungen getroffen wurden, um nöthigen Falls einen Theil der noch in Böhmen stehenden Armeen sofort an den Rhein werfen zu können. Gegenüber dieser festen Entschlossenheit zog Frankreich seine Anträge fürs Erste zurück, um sie bald darauf in anderer Gestalt, aber mit ebenso geringem Erfolge zu erneuern. Als Kaiser Napoleon sich überzeugt hatte, daß an eine Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Deutschlands mit Preußens Hülfe nicht

zu denken sei, versuchte er wiederum Frankreich durch anderweitige Vergrößerung eine Genugthuung zu verschaffen. Schon in früheren Jahren hatte man von französischer Seite versucht, Preußen für Pläne beiderseitiger Vergrößerung zu gewinnen, wobei für Frankreich (Falls deutsches Gebiet nicht zu erreichen war) bald Luxemburg, bald Belgien ins Auge gefaßt wurde. Die preußische Regierung hatte sich jedoch niemals dazu verstanden, auf derartige Vorschläge und Anträge näher einzugehen.

Nachdem nun auch jetzt wieder die Hoffnung für Frankreich geschwunden war, auf deutscher Seite einen Ausgleich und Ersatz für die durch Preußens Vergrößerung vermeintlich eingetretene Störung des europäischen Gleichgewichts zu finden, gedachte Kaiser Napoleon sich einen solchen Ersatz selbstständig durch die Erwerbung Luxemburgs zu verschaffen.

Das Großherzogthum Luxemburg, welches der König von Holland als einen besonderen Staat beherrschte, hatte bis 1866 zum Deutschen Bunde gehört und in Folge dessen eine preußische Besatzung in der Festung Luxemburg als Bundesfestung gehabt.

Nach der Auflösung des früheren Deutschen Bundes konnte der König von Holland nicht genöthigt werden, für Luxemburg dem neu errichteten Norddeutschen Bunde beizutreten. Preußen stellte eine solche Forderung nicht, weil es, wie Graf Bismarck erklärte, den Souveränen weder Gewalt, noch Zwang anthun, noch auch den Zunder, welcher den europäischen Frieden bedrohte, vermehren wollte. Die preußische Regierung nahm lediglich eine freie Verständigung über die künftige Stellung Luxemburgs, namentlich über die frühere Bundesfestung Luxemburg in Aussicht. Das preußische Besatzungsrecht in derselben beruhte zunächst eben auf dem gelösten Verhältnisse Luxemburgs zum Bunde, die darüber abgeschlossenen Verträge bestimmten jedoch, daß dabei „das Interesse der vereinigten Vertheidigung Preußens und Luxemburgs“ maßgebend sein sollte. Als daher von Seite des Königs von Holland und der Bevölkerung Luxemburgs der Wunsch hervortrat, den bisherigen Vertrag aufzugeben, mußte die preußische Regierung darauf Bedacht nehmen, zur Sicherung der deutschen Grenzen, insoweit dieselbe bis dahin durch die Feste Luxemburg gewährt war, einen entsprechenden Ersatz zu verlangen. Bevor es jedoch zu bestimmten Verhandlungen hierüber gekommen war, gelangte die Angelegenheit durch die Absichten Frankreichs auf Luxemburg in eine veränderte Lage.

Zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige von Holland hatten vertrauliche Verhandlungen über die Abtretung des Großherzogthums Luxemburg an Frankreich gegen eine Geldentschädigung stattgefunden. Die preußische Regierung trat diesem Vorhaben, gestützt auf die einmüthige Stimme Deutschlands, entgegen, entschlossen, unter keinen Umständen zuzugeben, daß die bis dahin zur Vertheidigung Deutschlands eingerichtete Festung künftighin ein Mittel zur Bedrohung Deutschlands werden könnte.

Um die Angelegenheit wo möglich auf friedlichem Wege beizulegen, wandte Preußen sich zunächst an die europäischen Mächte, welche den früheren Vertrag über Luxemburg mit unterzeichnet hatten. Demzufolge kam es zu gemeinsamen Conferenzen in London mit dem ausgesprochenen Zwecke,

zur Beseitigung künftiger Streitigkeiten das Verbleiben Luxemburgs bei der Krone von Holland und die Unverletzlichkeit des luxemburgischen Gebietes unter die Gewähr aller Großmächte zu stellen und damit zugleich Deutschland und Europa einen Ersatz für das frühere Besatzungsrecht Preußens in Luxemburg zu geben.

Gegenüber den bedrohlichen französischen Rüstungen sah sich inzwischen auch die preußische Regierung veranlaßt, zum Schutze Preußens und Deutschlands militärische Vorkehrungen zu treffen. Frankreich fand es jedoch gerathen, sich dem Vorschlage einer europäischen Ausgleichung zu fügen, und nach kurzen Verhandlungen kam zu London ein neuer Vertrag über Luxemburg (vom 11. Mai 1867) mit folgenden Hauptbestimmungen zu Stande: Luxemburg bleibt im Besitze des gegenwärtigen Herrscherhauses, es wird zu einem neutralen Staate erklärt, alle Mächte nehmen die Neutralität Luxemburgs unter ihre gemeinsame Gewähr; die Stadt Luxemburg hört auf Festung zu sein, der König von Preußen zieht seine Truppen von dort zurück, die Festungswerke werden geschleift. Preußen hatte hiernach für die Verzichtleistung auf das Besatzungsrecht Ersatz erhalten durch die Gewährleistung der Neutralität Luxemburgs; die Gefahr einer Abtretung Luxemburgs an Frankreich war beseitigt, dagegen die bisherige Verbindung Luxemburgs mit Deutschland in Bezug auf die Theilnahme am Deutschen Zollverein aufrecht erhalten.

Die französische Regierung gab jedoch die Hoffnung nicht auf, mit Hülfe Preußens eine Vergrößerung zu erreichen, und in demselben Jahre (1867) wurden von Seiten Frankreichs durch den Botschafter Graf Benedetti in Berlin Anerbietungen zu einem Schutz- und Trutzbündniß gemacht, durch welches Frankreich die Anerkennung einer föderativen Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland in Aussicht stellte, Falls Preußen die Eroberung Belgiens durch Frankreich zulassen und nöthigen Falls unterstützen wollte. Aber auch hierbei mußte die französische Regierung schließlich die Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihr Ziel mit Hülfe Preußens nicht erreichen werde. Seitdem reifte bei ihr immer mehr der Entschluß, eine Grenzerweiterung gegen Preußen zu erstreben.

Um die von Preußen angebahnte Entwickelung der deutschen Einheit zu hindern, suchte Napoleon sich zunächst mit Oesterreich in vertrauliche Verbindung zu setzen; diesem Zwecke sollte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Salzburg (1867) dienen, durch welche Napoleon besonders auch einen einschüchternden Einfluß auf die süddeutschen Regierungen zu üben gedachte. Die Zusammenkunft verlief jedoch ohne ein rechtes Ergebniß, und die französische Regierung sah sich zu der Erklärung veranlaßt, daß die inneren Angelegenheiten Deutschlands nicht Gegenstand der Verhandlungen gewesen seien. Graf Bismarck aber sagte in einem Rundschreiben, dies sei um so erfreulicher, als sich bei dieser Gelegenheit von Neuem gezeigt habe, wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken ertrage, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt, oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen. „Wir haben es uns," fügte er hinzu, „von An-

fang an zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwicklung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke. Wir haben Alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen gesucht. Dieses Bestreben wird uns, wie wir hoffen dürfen, gelingen, wenn auch von auswärtigen Mächten mit gleicher Sorgfalt Alles vermieden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, und in Folge dessen eine gerechte Erregung des Gefühls nationaler Würde und Unabhängigkeit hervorrufen könnte."

Da Napoleon einen Verbündeten zur Ausführung seiner Pläne gegen Preußen nicht fand, so mußte er dieselben bis dahin hinausschieben, wo die in Angriff genommene neue Organisation des französischen Heeres durchgeführt sein würde.

Seit dem preußisch-österreichischen Kriege waren in Frankreich im Einverständnisse zwischen der Regierung und der Nationalversammlung die größten Anstrengungen gemacht worden, um die Armee auf neuen Grundlagen zu organisiren und zu verstärken. Im Laufe des Jahres 1869 gelangten die Reformen zum Abschlusse und die kaiserliche Regierung meinte nunmehr vollauf gerüstet zu sein, um Preußen und den Norddeutschen Bund mit Leichtigkeit niederzuwerfen. Je entschiedener aber die Anzeichen wurden, daß die Einigung zwischen Nord- und Süddeutschland sich immer sicherer vollziehe, desto mehr glaubte Kaiser Napoleon sich beeilen zu müssen, um den Krieg gegen Preußen herbeizuführen, ehe das Werk der Einigung vollendet wäre. Jetzt noch wähnte er, Süddeutschland von dem Norden trennen zu können, er ahnte nicht, daß seine frevelhafte Herausforderung gerade dazu dienen würde, die Einigung Deutschlands vollends zur Reife zu bringen.

Die Hohenzollernsche Thronkandidatur und die Kriegserklärung. Die Kandidatur eines Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Spaniens sollte den Vorwand zur Herbeiführung des Krieges geben.

Das spanische Volk hatte im Jahre 1868 die Regierung der Königin Isabella von Bourbon gestürzt, ohne zunächst zu einer neuen festen Gestaltung der Staatseinrichtungen gelangen zu können. Die eingesetzte provisorische Regierung war mit der Mehrheit der Cortès (der Volksvertretung) darüber einig, daß Spanien auch in Zukunft eine monarchische Regierung haben solle, aber alle Versuche, sich über die Person des zu berufenden Fürsten zu verständigen, waren gescheitert. Unter den mannichfachen Kandidaturen, die zur Erörterung kamen, wurde schon im Frühjahr 1869 auch der Prinz Leopold von Hohenzollern genannt, ein Sohn des Fürsten Anton von Hohenzollern, welcher sein Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen im Jahre 1849 an die Krone Preußen abgetreten hatte und seitdem mit den Rechten der nachgeborenen Prinzen des preußischen Hauses in Düsseldorf lebte. Diese Kandidatur war der französischen Regierung schon bei der ersten Anregung bekannt geworden und wurde zwischen dem französischen Gesandten in Berlin und dem Grafen Bismarck offen besprochen, ohne daß Frankreich damals zu erkennen gab, daß es entschiedenen Einspruch gegen dieselbe zu erheben gesonnen sei. Die Verhandlungen, welche

Seitens der spanischen Regierung lediglich mit dem Prinzen von Hohenzollern und dessen Vater geführt wurden, zerschlugen sich damals, und wurden erst im Jahre 1870 wieder aufgenommen. Anfang Juli waren dieselben so weit gediehen, daß das spanische Ministerium im Begriff stand, dem Prinzen Leopold durch eine eigene Gesandtschaft die Krone Spaniens anbieten zu lassen.

Da trat Frankreich in überraschender und herausfordernder Weise diesem Vorhaben entgegen. Nachdem auf eine erste Anfrage in Berlin die Antwort erfolgt war, daß diese Angelegenheit die preußische Regierung selbst nicht berühre, erklärte der französische Minister Herzog von Gramont ohne Weiteres in der Nationalversammlung: Frankreich werde „nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, dadurch zu ihren Gunsten das europäische Gleichgewicht störe und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könne." Der französische Gesandte am preußischen Hofe Graf Benedetti erhielt den Auftrag, sich nach Ems zu begeben, um den dort zur Kur verweilenden König von Preußen zu veranlassen, dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der Thronkandidatur in Spanien zu untersagen. Der König wies die zudringlichen Anträge Benedetti's in der ruhigsten und würdigsten Weise zurück, indem er darauf hinwies, daß er der freien Entschließung des Prinzen von Hohenzollern keinen Zwang anthun könne. Inzwischen traten in Frankreich immer bestimmtere Anzeichen hervor, daß man die Hohenzollernsche Kandidatur nur benutzen wolle, um Preußen entweder zu demüthigen oder unvorbereitet mit Krieg zu überziehen. Angesichts dieser drohenden Verwickelungen zog der Prinz von Hohenzollern, um seine persönliche Angelegenheit nicht zum Anlaß eines Krieges werden zu lassen, seine Kandidatur zurück Jetzt aber trat völlig klar hervor, daß die französische Regierung die Angelegenheit nur als einen erwünschten Vorwand zum Kriege auszubeuten gedachte: die Regierungsblätter kündigten offen an, es gelte jetzt, den Ansprüchen und Anmaßungen Preußens in Deutschland und in Europa ein Ziel zu setzen und das Werk von 1866 rückgängig zu machen. Um den Krieg unvermeidlich zu machen, stellte die Regierung des Kaisers Napoleon durch ihren Botschafter Benedetti ehrverletzende Forderungen an König Wilhelm: derselbe sollte ein Schreiben an Napoleon richten, in welchem er sich wegen der dem Prinzen von Hohenzollern zuerst gegebenen Erlaubniß entschuldigte, sowie sich für alle Zukunft verpflichtete, niemals wieder zu gestatten, daß der Prinz auf die Thronkandidatur von Spanien zurückkomme. Graf Benedetti belästigte den König auf der Brunnenpromenade in Ems mit solchen herausfordernden Zumuthungen; der König wies dieselben entschieden zurück, und da der Botschafter sich dabei nicht beruhigen wollte, sondern wiederholt den König zu sprechen verlangte, ließ ihm dieser (am 13. Juli) durch einen Adjutanten sagen: er habe ihm über diese Sache nichts mehr mitzutheilen. Diese Zurückweisung der dreisten französischen Anforderung fand in ganz Deutschland die lebhafteste Zustimmung. Die französische Regierung aber stellte sich wegen der Abweisung des Gesandten ihrerseits als schwer beleidigt dar und behauptete wahrheitswidrig, daß Preußen bereits zum Kriege rüste, und daß

Frankreich sich bereiten müsse, den Krieg, den man ihm anbiete, aufzunehmen. Während die europäischen Mächte darauf bedacht waren, einen vermittelnden Einfluß zu üben, schnitt die französische Regierung durch neue öffentliche und beleidigende Erklärungen gegen Preußen, die bereits eine Kriegserklärung enthielten, jede Ausgleichung ab. Zugleich traten die umfassendsten Rüstungen und Truppenbewegungen in Frankreich hervor. Der Senat und der gesetzgebende Körper begrüßten die Kriegserklärung mit begeisterter Zustimmung. Der Präsident des Senats sagte in feierlicher Ansprache an den Kaiser: „Ew. Majestät ziehen das Schwert: das Vaterland ist mit Ihnen, bebend vor Ungeduld und Stolz. Die Uebergriffe eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes mußten früher oder später erfolgen. Hastiger Ungeduld widerstehend, beseelt von jener stillen Beharrlichkeit, in welcher die wahre Kraft liegt, hat der Kaiser zu warten gewußt; aber seit vier Jahren hat er die Ausrüstung unserer Soldaten zur höchsten Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Militärkraft zu ihrer ganzen Macht erhoben. Dank Ihrer Fürsorge, Sire, steht Frankreich fertig da. — Bald wird das dankbare Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphes bereiten; bald, wenn Deutschland befreit ist von der Herrschaft, die es unterdrückt, wenn der Friede Europa zurückgegeben ist durch den Ruhm unserer Waffen, wird Ew. Majestät sich von Neuem den großen inneren Aufgaben zuwenden, welche keine andere Verzögerung erleiden werden, als die Zeit, welche Sie brauchen werden, um zu siegen." Der Kaiser selbst sprach in einer Anrede an den gesetzgebenden Körper den verwerflichen Satz aus: „Ein Krieg ist gerecht, wenn er mit der Zustimmung des Landes geführt wird."

Deutsche Rüstungen. Als das Verhalten der französischen Regierung klar erkennen ließ, daß es zum Kriege kommen müsse, eilte König **Wilhelm** von Ems nach seiner Hauptstadt zurück. Die Reise desselben gestaltete sich zu einem Triumphzug, indem die Bevölkerung überall herbeieilte, um ihm den Ausdruck der Begeisterung und des Dankes für seine ebenso gemäßigte, wie feste und würdige Haltung gegenüber den französischen Anmaßungen darzubringen. Bei der Ankunft in Berlin wurde der König gleichfalls aufs Feierlichste empfangen. Tausende und aber Tausende harrten des heimkehrenden Monarchen, um ihm durch begeisterten Zuruf ihre Treue und Ergebenheit zu bekunden. Der König erwiederte mit unverkennbarem Ernst die ihm entgegenschallende jubelnde Begrüßung; denn er hatte so eben erst bei seiner Ankunft durch den Bundeskanzler Grafen **Bismarck** die Kunde von den letzten Aeußerungen der französischen Minister erhalten, in welchen die Kriegserklärung zu lesen war.

Jetzt erst, nachdem alle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden war, schritt der König zu den unerläßlichen Maßregeln der Vertheidigung. Dieselben waren bis auf den äußersten Augenblick hinausgeschoben worden; als aber der Krieg unvermeidlich war, da beschloß die Regierung, zur glücklichen Führung desselben auch sofort die gesammte Wehrkraft des Volkes in weitester Ausdehnung in Anspruch zu nehmen. Am Freitag (15.) Abends war der König eingetroffen; — in der folgenden Nacht wurde die **Mobilmachung der gesammten Armee des**

Norddeutschen Bundes ausgesprochen und unverweilt mit allen erforderlichen Anordnungen zur Ausführung derselben vorgegangen.

Der König richtete ferner auf Grund der mit den süddeutschen Staaten bestehenden Schutz- und Trutzbündnisse die Aufforderung an die dortigen Regierungen, zur Vertheidigung des Deutschen Vaterlandes ihre volle Kriegsmacht auszurüsten und unter seinen Oberbefehl zu stellen.

Gleichzeitig wurde der Reichstag des Norddeutschen Bundes zum 19. Juli einberufen. In der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages wies der König darauf hin, wie sein aufrichtiges Streben auf Erhaltung des Friedens gerichtet gewesen sei, daß er aber nunmehr die Volkskraft zum Schutze der Unabhängigkeit Deutschlands, dem Gebote der Ehre und Pflicht gehorchend aufrufen müsse. Er fuhr dann fort:

„Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich Selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem Wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war."

In der Stunde der Eröffnung des Reichstages traf die amtliche Kriegserklärung der französischen Regierung in Berlin ein, die erste und einzige amtliche Mittheilung, welche in der ganzen Angelegenheit überhaupt von Regierung zu Regierung erfolgte.

Der Reichstag erwiederte die Königliche Ansprache durch eine Adresse, in welcher er sich folgendermaßen aussprach: „Ein Gedanke, ein Wille bewegt in diesem ernsten Augenblicke die deutschen Herzen. Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, mit welcher Ew. Majestät die unerhörte Zumuthung des Feindes zurück-

gewiesen, der uns zu demüthigen gedachte, jetzt aber unter schlecht ersonnenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. Das deutsche Volk hat keinen andern Wunsch, als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege zwingt uns heute wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unser Recht und unsere Freiheit. Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht. Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Mann den Nacken beugt. Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des Deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft. Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat das Volk sich auf den Ruf seiner einmüthig zusammenstehenden Fürsten erhoben. Kein Opfer ist ihm zu schwer. Es gilt der Ruhe Europas und der Wohlfahrt der Völker!"

Der Reichstag bewilligte in einer Session von wenigen Tagen mit erhebender Einmüthigkeit alle Anträge der Regierung in Bezug auf die Kriegführung. Der Präsident des Reichstages schloß die kurze Session mit den Worten: „Die Arbeit der Volksvertretung ist vollbracht; nun wird das Werk der Waffen seinen Lauf nehmen. Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf unserm Volke ruhen auch in diesem heiligen Krieg."

Der Aufruf des Königs Wilhelm an die süddeutschen Fürsten hatte auch dort sofort freudige Erwiederung gefunden. In Baiern, in Baden und in Württemberg wurde fast gleichzeitig wie im Norddeutschen Bunde die Mobilmachung beschlossen. König Ludwig von Baiern verkündete alsbald in hochherziger Weise seinen Entschluß, an der Seite Preußens in den Kampf für die deutsche Sache einzutreten und König Wilhelm schrieb ihm dankend: „Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Ministerium habe ich sofort das Kommando über Ihre Armee übernommen, und dieselbe der unter meinen Sohn gestellten Armee überwiesen. Wir sind durch unerhörten Uebermuth aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre ächt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisirt, und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges! Ihnen persönlich muß Ich aber Meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen Uns bestehenden Verträge, auf denen das Heil Deutschlands beruht."

Der König von Baiern erwiederte darauf: „Ihr so eben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Wiederhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite Ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Baierns werden."

Ebenso erklärte sich der Großherzog von Baden, welcher seit Jahren entschieden zur deutschen Sache gestanden hatte, und der König von Württemberg. Und die Begeisterung des Volkes eilte dem Rufe der Fürsten fast voran. Das herrliche Gedenkwort aus der Zeit der Freiheitskriege: „Der König rief und Alle, Alle kamen," fand eine neue wahrhaft erhebende Bestätigung. Weit über die Bedeutung der damaligen Erhebung hinaus, fand jetzt des Königs Ruf Wiederhall und willige Heeresfolge im ganzen deutschen Vaterlande. Die Einmüthigkeit der Begeisterung, wie sie von Memel bis zum Bodensee, von Schleswig-Holstein bis nach Schwaben hin zu wahrhaft überwältigender Geltung gelangte, war in Deutschland noch niemals vorhanden gewesen und übertraf alle Hoffnungen, welche auch die Zuversichtlichsten auf die neuen Zustände in Deutschland zu gründen gewagt hatten. Alle Berechnungen, die man in Frankreich auf die Spaltung und Zersplitterung in Deutschland begründet hatte, wurden vom ersten Augenblicke schmählich zu Schanden. Was keine innere patriotische Einwirkung vermocht hätte, das brachte der Uebermuth des alten Erbfeindes der deutschen Nation zu Wege, aller Zwiespalt, aller Parteiunterschied war verwischt und vergessen, indem Alles nur der Pflicht gegen das Vaterland gedachte. Die alten und die neuen Provinzen der preußischen Monarchie, alle Theile des Norddeutschen Bundes und nicht minder alle süddeutschen Staaten, — alle Gauen des großen Vaterlandes schmolzen zusammen in dem einen Gedanken und Streben, die Unbill, die dem deutschen Namen angethan und angedroht war, kräftig und erfolgreich abzuwehren.

Zum Zeichen, daß die preußische Regierung und mit ihr das ganze Volk den entbrennenden Kampf in demselben Geiste auffaßte, wie den großen nationalen Befreiungskampf von 1813—1815, erneuerte König Wilhelm am 19. Juli, dem Sterbetage seiner Mutter, der Königin Luise, das Gedenkzeichen seiner großen Zeit, das Eiserne Kreuz: es war das Zeichen der Erneuerung des nationalen Kampfes gegen den Uebermuth des alten Erbfeindes der deutschen Nation, zur Vollendung und dauernden Sicherung dessen, was nach den Freiheitskriegen in unzureichender Weise errungen wurde, nämlich der vollen Selbstständigkeit und geeinigten nationalen Macht des deutschen Vaterlandes.

Der Geist, in welchem König Wilhelm sich zu dem neuen Kampfe vorbereitete, spricht aus dem Erlasse, durch welchen er einen allgemeinen Buß- und Bettag auf den 27. Juli anordnete: „Ich bin gezwungen," sagt er da, „in Folge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich dazu in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auflegen. Aber Ich ziehe zu ihm aus

im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutsche Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntniß Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun."

Derselbe Geist, von welchem der König beseelt war, erfüllte auch das preußische und das ganze deutsche Volk. Recht im Gegensatze gegen den wilden herausfordernden Kriegslärm, der in Frankreich tobte, ging das deutsche Volk zwar überall mit voller freudiger Begeisterung, aber zugleich mit heiligem Ernst an die Vorbereitungen zu dem gewaltigen Kriege. In der Begeisterung der Franzosen lag ein Rausch, in der deutschen eine „Andacht", in dieser Andacht beteten vierzig Millionen: „Gott schirme Deutschland."

Die Rüstungen. Der Frevelmuth, mit welchem die französische Regierung aus nichtssagenden Gründen einen blutigen Krieg heraufbeschworen hatte, beruhete vor Allem auf der Meinung, daß Frankreich Dank seinen langjährigen Rüstungen und den neuerdings getroffenen Anordnungen einen bedeutenden Vorsprung vor Preußen haben werde. Als der französische Kriegs-Minister bei den Vorberathungen im gesetzgebenden Körper befragt wurde, ob denn Frankreich genügend gerüstet sei, antwortete er: „Wir sind über und über fertig" und fügte hinzu: „Wenn der Krieg ein Jahr dauert, so brauchen wir auch nicht einen Knopf zu kaufen." Dagegen wähnten die Franzosen, Deutschland, weil unvorbereitet, auch wehrlos überfallen zu können und es galt bei dem leichtfertigen Volke als sicher, daß sie nur einen kurzen Triumphzug bis nach Berlin zu machen haben würden. Ueberall erscholl der voreilige Siegesruf: „Nach Berlin, nach Berlin!" — und der 15. August, der Napoleonstag, war im voraus als der Tag des Einzuges in Berlin bezeichnet. Diese übermüthige Zuversicht sollte sich sehr bald als ein schwerer und verhängnißvoller Irrthum erweisen: während in den Anordnungen der französischen Militärverwaltung von vorn herein eine große Verwirrung hervortrat, bewährte sich in Preußen und Norddeutschland aufs Neue die Trefflichkeit der Einrichtungen, welche König Wilhelm seit dem Beginne seiner Regierung mit so unablässiger Sorgfalt ausgebildet und gepflegt hatte. Sobald es gewiß geworden war, daß Deutschland den neuen Kampf nicht vermeiden könne, war kein Augenblick versäumt worden, die Armee in kürzester Frist kriegsfertig aufzustellen, und die Mobilmachung der gesammten Armee, sowie ihre Zusammenziehung an Frankreichs Grenze fand mit bewunderungswürdiger Raschheit und Zuverlässigkeit auf Tag und Stunde nach den getroffenen Anordnungen statt.

Auch in den süddeutschen Staaten gingen die Rüstungen so rasch von Statten, daß die dortigen Heerestheile sofort im Vereine mit dem Norddeutschen Bundesheere zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes ausziehen konnten. Kaum vierzehn Tage nach dem Mobilmachungsbefehl stand ganz Deutschland in voller gewaltiger Waffenrüstung an Frankreichs Grenzen, und während zuerst Jedermann überzeugt gewesen war, daß Frankreich seinen Vorsprung in den Rüstungen benutzen werde, um den Schauplatz des Krieges von vorn herein auf deutschen Boden zu verlegen, schwand diese Besorgniß von Tage zu Tage, als die deutschen Heeressäulen von allen Seiten immer weiter an den Rhein und über den Rhein an Frankreichs Grenzen rückten. Schon in den ersten vorbereitenden Anordnungen zeigte sich, wie viel ernster und besonnener auf deutscher Seite Alles berathen und erwogen wurde. Die französische Regierung hatte mit überstürzender Hast die gesammten im Frieden gehaltenen Truppen an die deutsche Grenze geworfen, es kam ihr dabei zu Statten, daß in dem festen Lager von Chalons jeder Zeit große Truppenmassen zu kriegerischer Uebung versammelt waren. Bald nach der Kriegserklärung konnte eine Masse von über 100,000 Mann das deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer bedrohen, während die deutschen Truppen noch überall, bis zur Oder und Weichsel hin in ihren Garnisonen standen. Preußen hätte freilich auch seinerseits einige Armeecorps in großer Hast und ohne völlig kriegsmäßige Ausrüstung an den Rhein werfen können, aber man zog es vor, um den Wechselfällen eines großen und schweren Krieges vollauf gewachsen zu sein, zuerst die gesammten Streitkräfte in ordnungsmäßiger Weise auszurüsten und völlig organisirt ins Feld zu rücken, auf die Gefahr hin, daß der Feind vielleicht eine kurze Zeit deutsches Land in Besitz nähme. Dieses feste Verhalten trug gute Früchte: der vollkommenen Organisation der deutschen Streitkräfte war es zu danken, daß, sobald diese ihre Rüstungen vollendet hatten und zum Austrage des angebotenen Kampfes heranrückten, die in ihrer Organisation überstürzten französischen Streitkräfte sich nicht an der Grenze zu behaupten vermochten.

Die deutsche Armee, deren Oberbefehl König **Wilhelm** selbst mit dem General von Moltke als Chef des Generalstabes übernahm, wurde in drei besondere Armeen eingetheilt. Die erste oder Nord-Armee, welche sich an der Mosel sammelte unter dem Oberbefehl des Generals von Steinmetz mit General von Sperling als Chef des Stabes bestand aus drei Armeecorps, dem I. unter General von Manteuffel, dem VII. unter General von Zastrow und dem VIII. unter General von Goeben, nebst zwei Cavallerie-Divisionen. Die zweite Armee sammelte sich in der Rheinpfalz unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen mit General von Stiehle als Chef des Stabes und bestand zuerst aus sieben Armeecorps, dem Gardecorps unter General Herzog August von Württemberg, dem II. Armeecorps unter General von Fransecky, dem III. unter General von Alvensleben II, dem IV. unter General von Alvensleben I, dem IX. unter General von Manstein, dem X. unter General von Voigts-Rhetz, und dem XII

(Königl. sächsischen) unter dem Kronprinzen von Sachsen nebst zwei Cavallerie-Divisionen. Die dritte oder Süd-Armee, auch die süddeutsche Armee genannt, welche sich am Oberrhein sammelte, stand unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen mit dem General von Blumenthal als Chef des Stabes und umfaßte sechs Armeecorps, das V. unter General von Kirchbach, das VI. unter General von Tümpling, das XI. unter General von Bose, das I. Baiersche unter General von der Tann, das II. Baiersche unter General von Hartmann und das Württembergisch-Badensche unter General von Werder nebst zwei Cavallerie-Divisionen.

Zum Schutze der Küsten an der Nordsee und Ostsee wurde ein General-Gouvernement unter dem General Vogel von Falckenstein und ein General-Commando unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eingesetzt und diesem die 17. Infanterie-Division und 4 Landwehr-Divisionen zugewiesen.

Als Schauplatz des Krieges mußte von vorn herein das Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich in Aussicht genommen werden, welches auf französischer Seite die in früheren Jahrhunderten durch List und Eroberungssucht von Deutschland abgerissenen Provinzen Elsaß und Lothringen, auf deutscher Seite den preußischen Regierungsbezirk Trier, die baierische Rheinpfalz und das Großherzogthum Baden umfaßt. Weiter nördlich ist Frankreich von Deutschland durch die Staaten Luxemburg und Belgien getrennt, welche völkerrechtlich für neutral erklärt, also für die beiden kriegführenden Parteien unantastbar waren. Um Belgien gegen etwaige Angriffe oder Ueberschreitungen zu schützen, wie sie nach den kurz zuvor bekannt gewordenen früheren Plänen Frankreichs auf dieses Land zu befürchten waren, verhandelte England mit Preußen und mit Frankreich über einen neuen Vertrag zur Sicherstellung der belgischen Neutralität, welcher kurz darauf zum Abschluß gelangte. Es konnte daher nur jenes unmittelbare deutsch-französische Grenzgebiet, vor Allem der Oberrhein zwischen Straßburg und Mannheim, sowie die Gegend an der Saar in Betracht kommen. Man wußte, daß Napoleon den Hauptkern seiner Armee unter dem Namen der Rheinarmee in einer Stärke von mehr als 200,000 Mann unter den Marschällen Bazaine und Canrobert in und bei Metz in der Richtung auf Saarbrücken versammelt hatte, während der berühmte Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, eine französische Südarmee von mindestens 100,000 Mann im Elsaß vereinigte. Eine Reservearmee wurde im stehenden Lager von Chalons organisirt. Außerdem sollte eine französische Landungsarmee von 50,000 Mann mit der Flotte aus dem Hafen von Cherbourg auslaufen, um die deutschen Küsten anzugreifen.

Die Abreise des Königs Wilhelm zur Armee erfolgte am 31. Juli. In einem Abschiedsworte: „An Mein Volk" sagte der König: „Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmüthige Erhebung Meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen ertheilen. Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes."

Kurz vor der Abreise versammelte der Monarch die Minister um sich und hielt eine kurze, ernste Ansprache an dieselben. Er wiederholte den Ausdruck seiner großen Freude und Genugthuung über den herrlichen einmüthigen Geist, der sich während der letzten Wochen im ganzen Vaterlande kundgegeben und von welchem er erhebende Beweise erhalten habe. Diesen Geist zu erhalten und zu beleben, werde die Aufgabe der zurückbleibenden Minister sein, vor Allem wenn, was Gott verhüten wolle, Augenblicke eintreten sollten, wo die Nachrichten vom Kriegsschauplatze ungünstiger lauteten. Preußens Volk und Armee seien durch den beispiellos glücklichen Verlauf der Kriege von 1864 und 1866 einigermaßen verwöhnt, man dürfe nicht annehmen, daß es auch in dem bevorstehenden Kriege ohne unglückliche Tage abgehen werde. Wenn solche eintreten, dann werde sich der Ernst und die Kraft der jetzigen begeisterten Stimmung zu bewähren haben, um den im Felde Kämpfenden und denen, welche sie führen, eine rechte Stütze zu sein.

Als die Stunde der Abreise des Königs kam, waren Tausende und aber Tausende vor dem Palais und auf dem ganzen weiten Wege bis zum Bahnhof versammelt, welche dem verehrten Fürsten auf seinem schweren Gange ein herzliches und begeistertes Lebewohl zuriefen.

„Um 5½ Uhr," so wird die Abreise beschrieben, „öffnete sich das Gitter zum Seiteneingang des Palais und der König und die Königin fuhren in dem gewöhnlichen zweispännigen offenen Wagen heraus. Ein vieltausendstimmiges brausendes Hoch und Hurrah empfing den greisen, aber wunderbar rüstigen Helden-König, der mit Gottes Beistand unter den Segenswünschen seines Volkes ins Feld zog. Der König, im Mantel und in der Feldmütze, saß mit ernstem Antlitz im Wagen und dankte durch stilles Neigen des Hauptes auf den jubelnden Zuruf. Die Königin war ersichtlich tief ergriffen. Langsam nur konnte anfangs der Königliche Wagen sich fortbewegen, so dicht stand die Menschenmenge, von der jeder Einzelne noch einmal den geliebten König sehen, ihm aus tiefbewegtem Herzen den Abschiedsgruß und den Wunsch auf glückliches Wiedersehen zurufen wollte. Ein Menschenstrom, brausend von Liebe und Begeisterung, umwogte Schritt um Schritt das Königliche Paar durch die Straßen zum Bahnhof hin. Mit dem schlichten Wagen des Königlichen Feldherrn zog das Herz des Landes; die einmüthige patriotische Stimmung der Berliner Männer und Frauen, die hier standen, weinten und jubelten, war ein treues Bild des Nationalgefühls. Von den Dächern flaggten die Fahnen, aus den Fenstern wehten die Tücher; zum Himmel auf stieg aus tausend Herzen die Bitte um Sieg und frohe Heimkehr unsers Königs Wilhelm. Auf dem Bahnhofe harrten des Königlichen Herrn bereits seine Begleiter in diesem heiligen Kampf, sein Bruder und General-Feldzeugmeister, der Prinz Karl, und jenes Dreiblatt, das den König vier Jahre zuvor in den Krieg und die Schlacht begleitete und so Herrliches beitrug zum Gelingen: **Bismarck**, **Roon**, **Moltke**, im Kreis der anderen Generale. Nach dem Abschied

von der Königin trat der König hinaus und schritt zum harrenden Waggon, rechts und links die Hände zum Abschied reichend, die viele Damen und Herren mit ihren Thränen benetzten. Vorwärts brauste der Zug nach dem Westen, nach dem Kriegsschauplatz und ein einmüthiger Ruf folgte dem Königlichen Zug gen Westen: Mit Gott!"

Mit dem Könige zogen in der That die Herzen des deutschen Volkes an den Rhein, den gegen die Gelüste des alten nationalen Feindes zu schützen als die erste große Aufgabe der deutschen Kriegführung erschien. Die begeisterte Vaterlandsliebe fand seit dem Beginn der drohenden Verwickelung und sodann auch während des ganzen Krieges bei Bürgern und Soldaten ihren lebendigsten Ausdruck in dem Liede: „Die Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger. Dasselbe lautet also:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell;
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,
Wir Alle wollen Hüter sein!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Das Vorspiel bei Saarbrücken. Als Frankreich Anfangs Juli plötzlich eine dreiste Herausforderung an Preußen hinwarf, als sodann der Krieg in der Nationalversammlung angekündigt wurde, ehe er noch an Preußen erklärt war, glaubte man in ganz Europa: der Kaiser Napoleon werde auch militärisch zum Angriffe vorgehen, ehe die deutschen Fürsten Zeit gehabt, ihre Truppen zu sammeln. Um so größer war das Erstaunen, als Tage und Wochen vergingen, ohne daß er die Schlagfertigkeit seiner Armee zu einem raschen Stoße benutzte. Die Absicht des Kaisers war es in der That gewesen, mit einem schnellen Vorstoße den Rhein zu überschreiten, Süddeutschland vom Norddeutschen Bunde zu trennen und durch den Glanz eines ersten Erfolges sich das Bündniß Oesterreichs und Italiens zu sichern. Zu solchem Zwecke gedachte er die beiden bei Metz und bei

Straßburg stehenden Armeen alsbald zu vereinigen und an der Spitze von mehr als 250,000 Mann den Rhein unterhalb Rastatt zu überschreiten. Einmal auf dem anderen Ufer des Rheins hoffte er die Mobilmachung der Süddeutschen zu verhindern, dieselben zur Neutralität zu zwingen und sich dann mit voller Wucht auf die Preußen zu werfen. Inzwischen sollte dann die bei Chalons vereinigte Reserve-Armee auf Metz marschiren, um die nördliche Grenze zu decken, während die französische Flotte Deutschland vom Norden bedrohen sollte. Aber dieser gewaltige und gefahrdrohende Plan scheiterte an der überraschend schnellen und energischen Durchführung der deutschen Mobilmachung, durch welche der Vorsprung der Franzosen sehr bald ausgeglichen wurde. Während in Deutschland die Rüstungen Schlag auf Schlag in sicherster Weise vor sich gingen, stellten sich dagegen in Frankreich unerwartet die mannichfachsten Vernachlässigungen und Unordnungen in der Militärverwaltung heraus, durch welche das rasche Ausrücken vor den Feind verzögert wurde. Am 28. Juli war der Kaiser Napoleon, der den Oberbefehl selbst führen wollte, mit seinem 14jähr. Sohne Louis (im Volke Lulu genannt) in sein Hauptquartier zu Metz abgegangen; aber noch waren die Vorbereitungen nicht so weit gediehen, daß er zum entscheidenden Angriffe schreiten konnte. Um indeß die Ungeduld des französischen Volkes zu befriedigen, entschloß sich der Kaiser, Anfang August mit den unter seinem unmittelbaren Befehl stehenden Truppen bei Metz den Feldzug zu eröffnen. Gleich nach erfolgter Kriegserklärung waren die Spitzen der französischen Armee von Metz aus gegen die Saar, besonders gegen Saarbrücken, vorgerückt. Hier befand sich nur ein preußisches Infanterie-Bataillon (vom 40. Regiment) und drei Schwadronen Ulanen (vom 7. Regiment). Diese kleine Schaar manövrirte unter dem Oberst-Lieutenant von Pestel so geschickt und so unermüdlich an der Grenze, daß der Feind glaubte, bereits ganze Divisionen vor sich zu haben und deshalb nicht zum Angriffe gegen das unerschrockene Häuflein vorging. Als demselben endlich zwei ganze französische Armeecorps gegenüberstanden, erhielt der Ob.-L. von Pestel Befehl, sich zurückzuziehen, um die tapfere Schaar nicht zu opfern; er telegraphirte aber zurück: „das Verhalten der Franzosen zeigt, daß sie sich vor uns fürchten." Er erhielt die Erlaubniß, noch zu bleiben. Die Streifereien der Ulanen und der Vierziger beunruhigten den Feind immerfort und störten sogar eine ihm wichtige Eisenbahnlinie. Da rückten am 1. August die französischen Truppenmassen näher heran; am 2. August fuhr der Kaiser selbst mit dem kaiserlichen Prinzen nach Forbach und von da auf Saarbrücken, um an dem ersten Kampf Theil zu nehmen. Angesichts der anrückenden bedeutenden Massen nahm das preußische Vorposten-Bataillon Stellung vor der Stadt und unterhielt noch eine Stunde lang ein Tirailleurgefecht. Erst als neue feindliche Divisionen mit vier Batterien und Mitrailleusen auf den Höhen vor Saarbrücken erschienen und mehr als 20 Geschütze ein lebhaftes Feuer gegen die preußischen Truppen und auf die Stadt Saarbrücken richteten, erhielten die drei Compagnien Befehl, sich zurückzuziehen, was ohne erhebliche Verluste geschah. Der Zweck des Haltens der kleinen Schaar war erreicht, denn größere preußische Abtheilungen hatten inzwischen zum Schutze der Grenzen herbeirücken können.

Aus diesem Vorgange, dessen Ehren offenbar nur auf Seiten des kleinen preußischen Detachements waren, welches 14 Tage lang mehrere feindliche Divisionen erfolgreich getäuscht und aufgehalten hatte, machten die französischen Kriegsberichte zu Ehren des Kaisers eine „große Schlacht bei Saarbrücken." Die Division Frossard habe drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht und nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken sei die Stadt genommen worden. Napoleon selbst telegraphirte an die Kaiserin: „Louis hat die Feuertaufe erhalten; er legte eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit an den Tag und war keineswegs impressionirt. Eine Division des Generals Frossard nahm die Höhen, welche das linke Ufer von Saarbrücken beherrschen. Wir waren in erster Linie; die Gewehr- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder. Louis hat eine Kugel aufbewahrt, die dicht neben ihm hinfiel. Es gab Soldaten, welche weinten, als sie ihn so ruhig sahen." Als der Kaiser Abends nach Metz zurückkehrte, wurde er mit großem Jubel empfangen, die Stadt feierte mit einer glänzenden Illumination den anscheinend gewaltigen Sieg, welcher freilich wenige Tage darauf, als die Wahrheit bekannt geworden, zum Gespött der Welt wurde. Und doch hat Napoleon Recht behalten, diesen „ersten Erfolg" zu feiern; denn es ist der einzige Erfolg in seinem ganzen Feldzuge geblieben. Fortan sollte er von Niederlage zu Niederlage, von Unheil zu Unheil bis zum schmählichen Untergange schreiten.

Der Krieg gegen das kaiserliche Frankreich
(von Weißenburg bis Sedan).

Am 2. August, unmittelbar nach seiner Ankunft im großen Hauptquartiere zu Mainz, erließ König Wilhelm folgenden Armeebefehl:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Dieser Armeebefehl war das Signal zum Vorgehen der am Rhein vereinigten deutschen Armeen.

Der Kronprinzlichen (III.) Armee war es vorbehalten, den Feldzug zu eröffnen. Der Kronprinz hatte an seine Armee, bei welcher auch die süddeutschen Truppen standen, folgenden Armeebefehl erlassen:

„Soldaten der dritten Armee! Von Sr. Majestät dem König von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete Ich den von heute ab unter Meinem Befehl vereinigten Königlich preußischen, Königlich bairischen, Königlich württembergischen und Großherzoglich badischen Truppen Meinen Gruß. Es erfüllt Mich mit Stolz und Freude,

an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechts und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Friede."

Erstürmung von Weißenburg. Am 4. August überschritt der Kronprinz in der südlichen Pfalz die französische Grenze; an demselben Tage konnte er die Nachricht von einem ersten großen Siege in die Heimath senden. Die erste Depesche aus seinem Hauptquartier (vom 4. August) lautete: Glänzender aber blutiger Sieg der kronprinzlichen Armee unter des Kronprinzen Augen bei Erstürmung von Weißenburg und des dahinterliegenden Geisberges durch Regimenter vom 5. und 11. preußischen und 2. baierischen Armee-Corps. Französische Division Douay vom Corps Mac Mahon unter Zurücklassung ihres Zeltlagers in Auflösung zurückgeworfen.

König Wilhelm aber meldete der Königin Augusta: „Unter Fritzen's Augen einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geisberges. Unser 5. und 11. Corps und 2. baierisches Armee-Corps fochten. Feind in Flucht, 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unseren Händen. Divisions-General Douay todt, von uns General von Kirchbach leicht gestreift. Mein Regiment und 58er starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter."

Dem französischen General Abel Douay (von der Armee Mac Mahons), welcher bei Weißenburg an der Lauter stand, war die Aufgabe zugetheilt, die Oeffnung zwischen dem Rheine und dem Vogesengebirge zu bewachen. Er hatte sein Lager in der Nähe der Grenze aufgeschlagen.

Große Wälder verdeckten den Anzug der deutschen Armee und die Franzosen vermutheten denselben so wenig, daß sie gar keine Vorposten ausgestellt hatten. Sie mochten auf die feste Position vertrauen, welche ihnen die mit Wall und Graben umgebene Stadt Weißenburg und der in kurzer Entfernung dahinter liegende 700 Fuß hohe Geisberg gewährten. Als die Vorposten der Preußen vor Weißenburg erschienen, waren die Franzosen beim Kochen ihres Frühstücks; sie eilten zu den Waffen und empfingen die baiersche Avantgarde (Division Bothmer) mit lebhaftem Feuer aus Weißenburg. Dasselbe wurde von deutscher Seite kräftig erwidert, vor weiterem Vorgehen zum Sturme gegen die Stadt wurde jedoch das Heranrücken der Spitzen der übrigen Truppen vom 5. (Posenschen) und 11. (Hessischen) Corps abgewartet. Als General von Kirchbach hörte, daß die Baiern vor Weißenburg im Kampfe standen, ließ er sofort seine Avantgarde, die 18. Infanterie-Brigade (General-Major von Voigts-Rhetz) seitwärts Weißenburg gegen den Geisberg marschiren, um den Feind aus dieser starken Stellung zu vertreiben, einige Bataillone aber zur Unterstützung

der Baiern auf Weißenburg vorgehen. Fast zu gleicher Zeit traf auch schon die Vorhut vom 11. Corps (General von Bose) ein und schloß sich dem Angriff gegen den Geisberg an. Die preußischen Bataillone avancirten die steile Höhe hinan mit unübertrefflicher Ruhe und Bravour; trotz des mörderischen Feuers der Gegner, trotz der großen Schwierigkeiten, welche der steile Abhang dem Avanciren entgegenstellte, schwankte die Bewegung keinen Augenblick. Unter großen Verlusten, welche namentlich das Königs-Grenadier-Regiment (7.) erlitt, wurde um 1 Uhr das Schloß auf dem Geisberge im ersten Anlauf genommen. Mit dem Geisberg hatte die französische Stellung ihren Stützpunkt verloren. Noch einmal versuchten die Franzosen einen Angriffsstoß, doch nur zur Deckung ihres bereits begonnenen Rückzugs. Die Stadt Weißenburg war unterdeß gleichfalls von den deutschen Truppen erstürmt worden. Die Division Bothmer gleichzeitig mit den drei preußischen Bataillonen griff gegen Mittag die Festung an, deren verbarricadirte Thore durch die Artillerie eingeschossen werden mußten. Bairische und preußische Bataillone nahmen die ihnen gegenüberliegenden Eingänge im ersten Anlauf. Die Besatzung wurde gefangen genommen. So war von allen Truppen, wenn auch theilweise mit schweren Verlusten, die Aufgabe des Tages glänzend gelöst.

Die Franzosen, deren Befehlshaber Douay selbst, von einer Granate getroffen, gefallen war, befanden sich bald nach 1 Uhr überall in ungeordneter Flucht. Sie eilten durch Gärten und Weinberge, um nur rasch zu entkommen und trugen Furcht und Schrecken in alle Ortschaften. Die Verluste der Franzosen waren sehr bedeutend an Todten und Verwundeten; sie ließen ferner etwa 1000 unverwundete Gefangene, großentheils von den gerühmten Turcos, in den Händen der Deutschen. Die Zahl derselben würde gewiß noch größer gewesen sein, wenn der Kronprinz beim Ende des Gefechts sofort die Cavallerie zur Verfolgung des Feindes bei der Hand gehabt hätte. Zunächst übernahm die Artillerie die Verfolgung, bis eine Cavallerie-Division herbeigekommen war. Nachdem der Sieg vollständig gesichert war, bivouakirten die deutschen Truppen auf den Höhen an der Lauter. An demselben Tage besetzte der General von Werder, welcher mit den Badensern weiter südlich den Rhein überschritten hatte, ohne Gefecht Lauterburg und schob eine seiner Brigaden bis Selz vor. Die Kronprinzliche Armee hatte somit am 4. August das Eingangsthor von der Rheinpfalz nach dem Elsaß in seiner ganzen Breite in Besitz genommen und konnte am 5., ohne Widerstand zu finden, den weiteren Vormarsch antreten. Die Ortschaften, welche die deutschen Truppen erreichten, waren durchweg mit Verwundeten angefüllt und überall machte sich der tiefe Eindruck des Kampfes bei Weißenburg geltend.

Schlacht bei Wörth. Dieser Kampf und Erfolg war aber nur das Vorspiel größerer Siege der deutschen Armeen. Schon am 6. August sollte Mac Mahon selbst mit seiner ganzen Armee eine entscheidende Niederlage erleiden. Auf die Nachricht von Douay's Mißgeschick eilte Marschall Mac Mahon von Metz, wohin er vom Kaiser gerufen war, sofort zu seiner bei Hagenau stehenden Armee: er hatte noch drei Divisionen von seinem Corps, eine Division, die von Belfort herangerückt war, eine Kürassier-

brigade und die Reste der bei Weißenburg geschlagenen Division Douay. Mit diesen Truppen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, nahm er am 5. August eine starke Stellung auf den Abhängen der Vogesen ein, in der Absicht, die hauptsächlichsten Uebergänge des Gebirges zu decken. Das Centrum seiner Armee stand auf den Höhen zwischen Wörth und Froschweiler, sein linker Flügel vor Reichshofen, sein rechter Flügel auf Elsaßhausen. Das auf allen Seiten schwierige Terrain gewährte seiner Aufstellung eine außerordentliche Stärke gegen jeden Angriff. Der Weg durch die Vogesen konnte aber nur gewonnen werden, nachdem er aus dieser Stellung vertrieben war. Die Kronprinzliche Armee stand am 5. in der Umgebung von Sulz, eine Meile östlich von Wörth. Als der Kronprinz erfuhr, daß die Mac Mahon'sche Armee die Höhen bei Wörth besetzte, ordnete er für den 6. eine neue Aufstellung seiner Armee, um sodann zum Angriff vorzugehen. Schon am Morgen des 6. aber begannen Scharmützel zwischen Vorposten der Franzosen und des 5. Corps. Um 8 Uhr befahl General von Kirchbach, da ein Angriff für diesen Tag nicht beabsichtigt war, den Kampf einzustellen. Inzwischen hatte jedoch das 2. baiersche Corps und das 11. preußische Corps, als sie die ersten Schüsse bei Wörth gehört, auch ihrerseits auf dem linken Flügel den Kampf eröffnet und auf das von dort vernehmbare Feuer ließ auch General von Kirchbach das 5. Corps den wirklichen Angriff gegen Wörth beginnen. Die Artillerie besetzte die Höhen östlich von Wörth und als ihre Batterien das Feuer eröffnet hatten, ging die Infanterie vor, um Wörth und die nächsten Hügel hinter der Stadt zu nehmen. Unterdeß machten die Franzosen mit Artillerie nebst Mitrailleusen und zahlreicher Infanterie einen Angriff gegen den linken Flügel der Deutschen bei Gunstatt, zunächst gegen die 21. Division (General von Schachtmeyer), welche sich tapfer hielt, bis auch die 22. Division (General von Gersdorff) und die Artillerie des 11. Corps herbeikommen konnte. Das ganze 11. Corps unter General von Bose rückte nun auf Gunstatt mit aller Macht vor, gleichzeitig erhielt General von Werder den Befehl, mit einem Theil der Württemberger und Badenser nachzurücken. Um diese Zeit wurde auch Wörth nach hartnäckigem Kampfe von der Avantgarde des 5. Corps genommen, und alsbald ließ General von Kirchbach das ganze Corps in der Richtung auf Froschweiler, also gegen die Mitte der feindlichen Stellung vorrücken, während General von Bose die rechte Flanke des Feindes bei Elsaßhausen angriff. Um 2 Uhr wurde dieser Ort genommen. General von Bose wurde verwundet, blieb aber an der Spitze seines Corps. Gleich darauf machte Mac Mahon von Froschweiler mit Infanterie und einer Cavallerie-Brigade vom Corps Canrobert einen verzweifelten und stürmischen Angriff gegen Elsaßhausen zu, wurde jedoch durch das Feuer der preußischen Infanterie und Artillerie blutig zurückgewiesen. Es war ein außerordentliches, glänzendes Schauspiel, aber dasselbe endete mit völliger Aufopferung der schönen Regimenter, deren Mannschaften und Pferde sich in dichten Knäueln auf dem Boden wälzten. Nun richtete sich der ganze Kampf auf Froschweiler. General von Bose erhielt einen zweiten Schuß durch den Fuß. General von Gersdorff aber drang mit der 22.

Division vom Westen und gleichzeitig die 21. Division mit den Württembergern vom Süden her und Truppen des 5. Corps vom Osten her in Fröschweiler an und vertrieben nach hartnäckigem Kampfe um 3 Uhr Nachmittags den Feind aus seiner dortigen starken Stellung. Die Franzosen zogen sich in wilder Flucht westlich auf Reichshofen zurück, wohin die Cavallerie, besonders die würtembergische sie verfolgte. So tapfer die Franzosen während der Schlacht gekämpft hatten, so entmuthigt waren sie nach der Niederlage, eine Erscheinung, die sich seitdem immer wiederholte. Ihr Rückzug war eine völlige Auflösung. Tausende kamen ohne Waffen und ohne Gepäck in Straßburg, Tausende in Saverne u. s. w. an. Die Straßen waren nach allen Richtungen mit Waffen und Uniformstücken bedeckt. Die Offiziere hatten alles Ansehen verloren; alle Schäden der französischen Armee in Bezug auf ernste Zucht traten in grellster Weise hervor. Die Verluste der Franzosen in der Schlacht beliefen sich auf mindestens 5000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene. Ferner wurde die ganze Bagage, viele Geschütze und zwei Eisenbahnzüge mit Proviant zurückgelassen.

Als die Schlacht gewonnen war und der Kronprinz mit seinem Stabe auf die eroberten Höhen heransprengte, wurde er von dem Jubelgeschrei der siegreichen Truppen empfangen, die Fahnen flatterten und alle Militärmusiken stimmten das Tedeum und dann die Nationalhymne an.

Folgende Depeschen verkündeten den herrlichen Sieg in Deutschland: Der Kronprinz meldete vom Schlachtfelde bei Wörth (am 6.) 4½ Uhr Nachmittags:

„Siegreiche Schlacht bei Wörth. **Mac Mahon** mit dem größten Theile seiner Armee vollständig geschlagen. Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen."

König Wilhelm telegraphirte an die Königin:

„Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz. Preise Gott für seine Gnade! Gewonnen einige 30 Geschütze, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 4000 Gefangene. Mac Mahon war verstärkt aus der Haupt-Armee. Es soll Victoria geschossen werden."

In Verfolg der Siegesnachricht meldete der Kronprinz am 7. August:

„Der Feind ging nach gestriger Schlacht von Wörth in größter Aufregung zurück. Bei Niederbronn versuchte französische Artillerie zu halten, es wurde von Baiern genommen, auf allen Straßen verfolgt. Württembergische Cavallerie nahm bei Reichshofen viele Vorräthe und 4 Geschütze. Todte und Verwundete bedeckten die Rückzugsstraße. Heute früh wurde das vom Feinde verlassene Hagenau besetzt."

Die Erstürmung der Spicherer Höhen. An demselben Tage, an welchem die Kronprinzliche Armee den großen Sieg bei Wörth errang,

wurden den Franzosen durch eine glänzende Waffenthat der Preußen bei Saarbrücken auch die wohlfeilen Lorbeeren entrissen, mit welchen sie sich nach dem ersten Vorgange daselbst geschmückt hatten. Als die Nachrichten von der Niederlage bei Weißenburg nach Metz gelangt waren, hatte der Kaiser, um alle Armeecorps näher an Mac Mahon's Stellung heranzuziehen, dem General Frossard den Befehl gegeben, seine Truppen von Saarbrücken zurückzuziehen. Das Frossard'sche Corps lag demzufolge in der Nacht vom 5. zum 6. August zwischen Saarbrücken und Forbach hinter Spicheren. Am 6. Morgens traf die Avantgarde der Armee des Generals Steinmetz, die 14. Division unter General von Kamecke bei Saarbrücken ein und begann in der Richtung auf Spicheren zu recognosciren. Die Schwäche dieser Abtheilung verleitete den General Frossard, die Wiederbesetzung der Spicherer Höhen zu befehlen, von wo aus die Franzosen auf die vorrückenden Preußen feuerten. Diese Höhen, welche sich gegenüber Saarbrücken beinahe senkrecht mehrere hundert Fuß über das Thal erheben, bilden eine natürliche Festung. Die wie Bastionen aufsteigenden Felsen bieten die günstigste Stellung, die man sich denken kann. Die Franzosen besetzten mit ihrer ganzen Stärke die Höhen und nachdem der Kampf begonnen hatte, kam ihnen noch eine Division von Metz zu Hülfe. General von Kamecke stand zuerst mit seiner Division dem Feinde allein gegenüber. Die Franzosen hielten es für vermessen und ganz unmöglich, daß die Preußen zum Angriffe gegen jene Position schreiten sollten. General von Kamecke versuchte zunächst dem Feinde mit einigen Bataillonen in die linke Flanke zu kommen, mußte dies jedoch bei der Ueberlegenheit des Feindes aufgeben. Um 3 Uhr waren sämmtliche Truppen seiner Division im Feuer und die Sache schien eine sehr bedenkliche Wendung zu nehmen. Auf den Kanonendonner eilten jedoch andere preußische Truppen herbei. Zuerst kam die 16. Division unter General von Barnekow. Bald darauf rückte die zur Armee des Prinzen Friedrich Carl gehörende 5. Division unter General von Stülpnagel, nur der Richtung des Kanonendonners folgend, eiligst herbei. Nach drei Stunden heißen und schwersten Kampfes hatte die Division Kamecke so viel Verstärkung erhalten, daß der inzwischen eingetroffene General von Goeben, welcher nunmehr das Kommando übernahm, den äußerst schwierigen Angriff gegen die mächtige Position des Feindes auszuführen beschloß. Den Hauptstoß richtete er gegen den bewaldeten Theil der steilen Höhe. Das Regiment 40, rechts durch Truppentheile der 14. Division, links durch 4 Bataillone der 5. Division unterstützt, führte denselben aus. Eine Reserve bildete sich nach und nach aus den eintreffenden Bataillonen der 5. und 16. Division. Der Angriff gelang, der Wald wurde genommen, der Feind geworfen; die stürmenden Truppen drangen immer steil bergauf bis zum südlichen Rande des Waldes vor. Erst hier kam das Gefecht zum Stehen. Mit allen drei Waffen vereinigt, versuchte der Feind die verlorene Stellung wieder zu gewinnen. Die preußische Infanterie aber hielt Stand. Da gelang es der Artillerie der 5. Division, unter unglaublichen Anstrengungen ein Meisterstück zu vollbringen. Zwei Batterien erklommen auf steilem, schmalen Gebirgspfade die Höhe von Spicheren. Ein zweiter

Gegenangriff des Feindes wurde wiederum abgewiesen. Auf beiden Seiten war der Kampf mit äußerster Zähigkeit geführt worden, jetzt erreichte er den Höhenpunkt seiner Heftigkeit. Noch einmal raffte der an Zahl dreimal überlegene Feind seine ganze Kraft zu einem dritten Gegenangriff zusammen. Indeß auch diese letzte Anstrengung scheiterte an der unerschütterlichen Ruhe und Energie der braven preußischen Infanterie und Artillerie. — Wie an einem Felsen zerschellte des Feindes Kraft und war nun so gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. 27 preußische Bataillone — nur von ihrer Divisions-Artillerie unterstützt — hatten gegen 52 französische Bataillone mit vollzähliger Corps-Artillerie unter den schwierigsten Verhältnissen einen glänzenden Sieg errungen. Der überlegene Feind wurde aus einer Position herausgeworfen, die er selbst für uneinnehmbar gehalten hatte. Die Dunkelheit senkte sich auf das Schlachtfeld herab und gewährte dem geschlagenen Feinde Schutz.

Das Gefecht um die Spicherer Höhen gereichte der preußischen Infanterie und Artillerie zum größten Ruhme und gab zugleich einen glänzenden Beweis von der hohen Befähigung, Einsicht und Energie der Heerführer. Der Rückzug der Franzosen wurde auch hier eine wilde Flucht. Bagage, Geschütze und Munitionswagen, so wie ganze Proviantzüge wurden zurückgelassen. Die Soldaten blieben zu Tausenden als Marodeur in den Wäldern zurück. Zwischen den geschlagenen Corps von Mac Mahon und Frossard stand noch das Corps von Failly. Auch dieses zog sich jetzt eiligst zurück und kam am 7. August in solcher Hast in Saverne an, daß die Einwohner, von einem panischen Schrecken ergriffen, in großen Haufen besinnungslos in die nächsten Wälder flüchteten.

Die Größe der ersten Erfolge der deutschen Armee trat namentlich auch in der großen Erregung und Entmuthigung hervor, welche sich alsbald in dem kurz vorher so hochmüthigen französischen Volke kund gab. Schon am 6. August, noch ehe bestimmte Nachrichten über die Niederlagen bei Wörth und Saarbrücken bekannt geworden, sah sich der Ministerrath durch die öffentliche Erregung in Paris genöthigt, eine dringende Mahnung zu erlassen, in der es hieß: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen Eurer Armee bitten wir Euch, ruhig und geduldig zu sein und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Unordnungen in Paris wären gleichbedeutend mit dem Siege der Preußen." Tags darauf wurde der Belagerungszustand über Paris verhängt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Erst am 7. Abends gab man den Parisern Nachrichten über die verlorene Schlacht. Das erste denkwürdige Telegramm des Kaisers lautete: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Frossard ist an der Saar genöthigt worden, sich zurückzuziehen, der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung. Es kann noch Alles wieder gut werden."

Am 8. richtete der Ministerrath eine neue Proklamation an das Volk: „Jetzt Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt, jetzt ist es an Euch, Eure Pflicht zu thun. Möge das ganze Volk sich erheben in Hingebung, um in großen Kämpfen Stand zu halten. Einige unserer Regimenter sind unterlegen, unsere ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch der Unerschrockenheit beseelt sie noch immer. Setzen wir

der jetzt von glücklichem Erfolge begleiteten Kühnheit des Gegners Zähigkeit entgegen, welche die Geschicke beherrscht. Ziehen wir uns auf uns selbst zurück und mögen die „Eroberer" gegen einen Wall von menschlichen Leibern anstürmen. Haltet Euch aufrecht also! Aufrecht!"

Alle Bürger zwischen 30 und 40 Jahren wurden schleunigst einberufen und in die Mobilgarde eingereiht. Um dem Volke mehr Muth zu machen, wurde ihm zugleich vorgespiegelt, daß alle Mächte Europa's im Begriff ständen, gegen Preußens Gewaltthaten zu Gunsten Frankreichs aufzutreten.

Die Regierung Frankreichs, die Regierung des Landes, welches stets den Anspruch erhoben hatte, mehr als alle anderen Völker den Ideen der Civilisation zu dienen, ergriff eine Maßregel, deren Härte und Barbarei in ganz Europa verurtheilt wurde.

Alle Deutschen wurden aus Frankreich ausgewiesen und vertrieben: mehr als 60,000 Deutsche, welche größtentheils als fleißige Arbeiter ihren Unterhalt in Frankreich gefunden und theilweise einen festen Wohnsitz und Familie dort gegründet hatten, wurden dadurch in's Verderben gestürzt. Diese Maßregel rief einen Schrei des Unwillens und der Entrüstung nicht blos in Deutschland, sondern auch in den neutralen Staaten hervor.

In Deutschland war inzwischen durch die ersten großen Siegesnachrichten vor Allem die gemeinsame Begeisterung gesteigert worden. Am mächtigsten trat die patriotische Freude in Süddeutschland hervor, wo man zum ersten Male thatsächlich erfuhr und tief empfand, was es auf sich hat, einer mächtigen Nation anzugehören. Die glückliche Waffenbrüderschaft stärkte und stählte die tiefere nationale Gemeinschaft.

Der erste Vormarsch in Frankreich. Durch die Siege bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken und durch den Rückzug aller französischen Heere lagen den Deutschen die französischen Grenzlande offen.

König Wilhelm erließ beim Einrücken der gesammten deutschen Heere in Frankreich am 8. August folgenden Armeebefehl:

„Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Theil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Corps werden heut und morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer."

Mit Jubel rückten die deutschen Armeen in Feindesland vor, ein Jubel, der von der Zuversicht getragen wurde, daß mit dem Ueberschreiten der Grenze zugleich jegliche Gefahr eines feindlichen Einbruches vom deutschen Vaterlande abgewandt war.

Der Rückzug des Marschalls Mac Mahon aus dem Elsaß ließ den Deutschen den Weg nach Straßburg offen. Der Kronprinz sandte das

Corps des Generals von Werder, zunächst die badensche Division dahin; schon am 10. August stand dieselbe vor Straßburg. Eine Aufforderung zur Uebergabe wurde abgewiesen; es wurden deshalb alsbald die Anstalten zur Einschließung und Belagerung der Festung getroffen.

Der Vormarsch der deutschen Armeen gegen die Mosellinie konnte nicht von allen Seiten in gleichem Schritte geschehen. Unsere drei Armeen standen nach dem ersten Eintritt in Frankreich von Forbach nach Hagenau in einer scharf südöstlichen Linie, — die Mosel aber fließt von Nancy nach Metz von Süden nach Norden, — die Unsrigen mußten daher eine starke Schwenkung machen, bei welchem die mittlere Armee (Prinz Friedrich Carl) einen weiteren Weg als die erste (Steinmetz), die südliche Armee (Kronprinz) aber eine noch weitere Entfernung und zwar theilweise durch schwieriges Terrain in den Vogesen zurückzulegen hatte. Es schien jedoch wichtig, daß alle drei Armeen gemeinsam vorrückten, um so mehr, als man erwarten durfte, daß der Feind seine ganze Kraft noch einmal vor der Mosel zusammenfassen würde. Die Cavallerie der drei deutschen Armeen aber folgte dem sich zurückziehenden Feinde überall auf dem Fuße und in Eilmärschen rückten die Armeen selbst trotz Regens und großer Terrainschwierigkeiten nach. Diese rasche Verfolgung ließ die Franzosen nirgends zur Sammlung kommen, sie zogen sich alsbald auf Metz zurück. Die deutschen Armeen hatten schon am 11. August ihren Aufmarsch vollständig durchgeführt, auch die Kronprinzliche Armee hatte die Vogesen überschritten und trat mit den beiden anderen Armeen wieder in unmittelbare Berührung. In einer Frontausdehnung von 8 Meilen rückte die ganze deutsche Armee nach der Mosel vor.

Die Kämpfe bei Metz. 14. — 18. August. Die Trümmer der französischen großen Armee, der sogenannten „Rhein-Armee", hatten sich nach ihren gewaltigen Niederlagen theils bei Metz, theils weiter zurück bei Chalons gesammelt. Die Hauptmacht, bestehend aus dem 2., 3., 4. und 6. Corps und den Kaiserlichen Garden, wurde bei Metz vereinigt, um die Mosellinie zu vertheidigen, während das 1. Corps (Mac Mahon) und das 5. (Failly) in Chalons mit dem 7. Corps (Douay) den Kern einer neuen Armee bilden sollten. Nachdem auf das Dringen der öffentlichen Meinung der Kaiser Napoleon den Oberbefehl in Metz niedergelegt und dem Marschall Bazaine übergeben hatte, wurden zuerst alle Anstalten getroffen, um, auf Metz gestützt, die Mosellinie zu vertheidigen. Als jedoch die deutschen Armeen eng geschlossen und in mächtigem Schritt gegen die Mosel anrückten, entschloß sich Bazaine, wie es heißt, auf den Rath des alten Generals Changarnier, die Mosellinie preiszugeben und das vor Metz stehende Hauptheer alsbald an die Maas (nach Verdun) und von da nach Chalons zu führen, um sich dort mit jener zweiten Armee zu vereinigen und in günstiger Stellung den Feind zu einer Entscheidungsschlacht zu erwarten.

Dieser Möglichkeit gegenüber erkannten es die deutschen Heerführer als ihre höchste Aufgabe, die Vereinigung der beiden französischen Armeen zu verhindern und zu diesem Zwecke die Bazaine'sche Hauptarmee auf dem Rückzuge nach der Maas aufzuhalten und zum Stehen zu bringen.

Die deutschen Armeen waren auf drei Linien an die Mosel gerückt, die I. Armee unter Steinmetz nördlich geradezu auf Metz, die II. Armee unter Prinz Friedrich Carl einige Meilen südlicher auf Pont-à-Mousson zu, wiederum etwas südlicher, in der Richtung auf Nancy, die III. Armee unter dem Kronprinzen. Die französische Armee, welche dicht bei Metz stand, war dort durch die Festungswerke und durch die Mosel vor dem unmittelbaren Nachrücken unserer Armee geschützt. Es konnte nur dann gelingen, sie vom beabsichtigten Rückzuge nach der Maas abzuhalten, wenn ihr ein Theil unserer Armee durch eine unbemerkte Umgehung überraschend in die Flanke kommen konnte.

Der Armee des Prinzen Friedrich Carl wurde diese wichtige Aufgabe zu Theil. Derselbe hatte in beschleunigten Märschen Pont-à-Mousson, drei Meilen südlich von Metz, erreicht, um dort die Mosel zu überschreiten.

Von Pont-à-Mousson rückte Prinz Friedrich Carl in rascher Wendung nach der nördlich liegenden Verbindungsstraße zwischen Metz und Verdun, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Dort galt es, denselben zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen.

Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob der Prinz selbst mit den schleunigsten Märschen dort noch zeitig genug würde eintreffen können, um Bazaine's Marsch zu hindern. Vor dem 16. August konnten auch die vordersten unserer Truppen nicht bis zu jener Linie vordringen; die Franzosen aber schickten sich schon am 14. August an, von Metz aufzubrechen, sie hätten demnach Verdun erreichen können, bevor die deutsche Armee sie auf dem Marsche zu stören vermochte. Alles kam somit darauf an, den Abzug der Franzosen von Metz um 1 bis 2 Tage aufzuhalten; dies war der Zweck eines Angriffs der Steinmetz'schen Armee vor Metz am 14. August.

Gefecht bei Courcelles, 14. August. Am 14. Nachmittags bemerkte die Avantgarde der I. deutschen Armee, daß die bei Metz unter dem Schutze der Festung noch lagernden französischen Corps ihren Abzug begännen. Da ließ General von Steinmetz zuerst durch Truppen der 13. Division (General von der Goltz) vom westfälischen Armee-Corps die Arrièregarde des 3. französischen Corps (Decaen) angreifen; sobald diese in das Gefecht verwickelt war, machte das ganze, im Abzug begriffene französische Corps und ebenso Abtheilungen des 2. Corps (Frossard) Front.

Nun ging auf dem rechten Flügel General von Manteuffel mit dem 1. Corps, auf dem linken Flügel die 14. Division (v. Kameke) und die 18. Division (v. Wrangel) vor, während auf Seiten der Franzosen nach und nach drei ganze Corps umkehrten und ins Gefecht traten. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf, die Franzosen hatten eine sehr geschützte Stellung, wurden aber in blutigem Gefechte von einem Abschnitt zum andern geworfen. Die preußische Artillerie richtete bis zum sinkenden Tage ein kräftiges Feuer auf den weichenden Feind. Ein am Abend versuchter Stoß gegen den preußischen rechten Flügel wurde vom General Manteuffel siegreich zurückgewiesen und der Feind auch hier bis unter die Kanonen der Festung zurückgeworfen. Sämmtliche preußische Divisionen behaupteten das Schlachtfeld. Der Zweck des Angriffs, den Feind am Abmarsch zu hindern, war erreicht; durch das Gefecht bei Pange und

Courcelles war Zeit gewonnen, um weitere Erfolge jenseits der Mosel vorzubereiten.

Schlacht bei Mars la Tour oder Vionville. 16. August. Während die I. Armee den Marschall Bazaine genöthigt hatte, mit mehreren Corps umzukehren, war die II. Armee (Prinz Friedrich Carl) südlich von Metz über die Mosel gegangen, um sich dann in starken Märschen nordwestlich zu wenden und den von Metz nach Verdun abziehenden Franzosen in die Flanke zu fallen. Am 15. August brach die französische Armee von Neuem auf, um auf der Straße von Verdun nach Chalons zu gehen, in ihrer Mitte noch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne. Der Marsch ging langsam, weil man jeden Augenblick einen Angriff fürchtete. Am 16. früh verließ Napoleon die Armee, um auf einem Umwege nach Chalons zu gehen. Bald darauf wurde die Bazaine'sche Armee bei Vionville und Mars la Tour von den vom Süden heranrückenden Preußen in der Flanke angegriffen und zum Stehen gebracht.

Prinz Friedrich Carl hatte freilich mit den angestrengtesten Märschen durch das bergige Moselland nicht gleich mit einem größeren Theile seiner Armee heranzurücken vermocht; nur die Spitzen des Heeres trafen zur rechten Zeit ein, um den Marsch des Feindes zu unterbrechen. Ihnen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, durch heldenmüthigen Kampf die feindliche Uebermacht so lange hinzuhalten, bis größere Theile der deutschen Armee nachrücken konnten. Zuerst traf die 5. Division (von Stülpnagel), sodann die 6. Division (von Buddenbrock) auf dem Schlachtfelde ein, griffen den weit überlegenen Feind mit unglaublicher Bravour an und bestanden fast sechs Stunden lang allein den fürchterlichen Kampf, ehe ihnen Hülfe kommen konnte. Diese Waffenthat wird den tapferen Brandenburgern allzeit zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterstützung derselben war vom Prinzen Friedrich Carl zuerst die 6. Kavallerie-Division vorausgesandt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angesichts der Feuerschlünde der Artillerie sprengten die Schwadronen dem fast sichern Untergange entgegen, und die Mehrzahl der tapferen Offiziere und Reiter fand in der That den Heldentod oder schwere Verwundung. Einige der Kavallerie-Regimenter (besonders das 1. Garde-Dragoner-Regiment) wurden fast aufgerieben. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen schweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmassen, das 10. (Hannoversche) und Theile des 9. (Schleswig-Holsteinschen und Hessen-Darmstädtischen) sowie des 8. (Rheinischen) Armee-Corps herbeirücken und den Feind schließlich aus seinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Eine allgemeine Attaque auf den zurückweichenden Feind, ausgeführt von preußischer Kavallerie auf feindliche Infanterie und Garde-Kavallerie, gewährte eine siegreiche Ausbeute des fast 12stündigen Kampfes, eines Kampfes, in welchem preußische Infanterie, Kavallerie und Artillerie in ihren Leistungen sich gegenseitig als ebenbürtige Truppengattungen erwiesen.

Die Schlacht hatte bis 9 Uhr Abends gedauert; der Tag hatte sehr

schwere Opfer gefordert, gegen 700 Offiziere und über 17,000 Mann; die Verluste des Feindes waren freilich noch größer.

Der Sieg des Prinzen Friedrich Carl bei Vionville (oder Mars la Tour) war theuer erkauft, aber der Erfolg war großer, schwerer Opfer werth; der kühne Plan der deutschen Kriegsleitung, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, war gelungen. Der Marschall Bazaine jedoch wollte sich in das unvermeidliche Geschick noch nicht fügen; er beschloß, noch eine Anstrengung zu machen, um den Rückzug nach Chalons zu erzwingen. Er hatte seine Armee nicht alsbald bis Metz zurückgeführt, sondern nur eine Meile weiter auf Metz zu, wo er in dem gebirgigen Terrain eine neue Stellung genommen hatte. Er berichtete auch nach Paris über den Tag von Mars la Tour wie über eine gewonnene Schlacht und kündigte die Erneuerung des Kampfes nach wenigen Stunden an, er wolle nur seine Munition vervollständigen. Doch brauchte er länger als einige Stunden, um sich zu neuem Kampfe zu rüsten; er benutzte den 17. August, um sich in seiner neuen günstigen Stellung auf jede Weise zu befestigen.

Schlacht bei Gravelotte. 18. August. König Wilhelm traf seinerseits alle Vorbereitungen, um die Früchte des Sieges von Mars la Tour unter allen Umständen zu sichern. Bazaine gebot jedenfalls noch über mehr als 150,000 Mann; an der Spitze einer solchen Streitmacht des besten Theils der französischen Armee konnte er es für seine Pflicht halten, sich wenn irgend möglich noch den Weg zur Rettung der Hauptstadt zu bahnen. In solcher Voraussicht ließ König Wilhelm alle noch auf dem rechten Mosel-Ufer stehenden Corps über den Fluß rücken, um sich den bereits mit Prinz Friedrich Carl vorangegangenen Corps anzuschließen. Das 12. (Königlich sächsische) Corps, welches so eben erst in Pont-à-Mousson angekommen war, sowie das 2. (Pommersche) Corps, dessen Spitzen kaum noch Pont-à-Mousson berührt hatten, gingen in Eilmärschen auf das linke Mosel-Ufer, um auch ihrerseits die Straße zwischen Metz und Verdun zu erreichen. Auch das 7. (Westfälische) und das 8. (Rheinische) Corps von der Steinmetz'schen Armee, welche bis dahin östlich von Metz standen, gingen etwa eine Meile südlich von der Festung über Pontonbrücken auf das linke Mosel-Ufer. Nur das 1. Corps verblieb auf dem rechten Ufer. Der König selbst übernahm nun den Oberbefehl über die vereinigten Corps der I. und II. Armee und schlug am 18. den Feind in der Entscheidungsschlacht bei Gravelotte.

Ueber diese Schlacht gab der König aus dem Bivouak bei Rezonville vom 18. August, Abends 9 Uhr, an die Königin folgende Siegesnachricht:

> „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

Der Verlauf der Schlacht war in großen Zügen folgender: Marschall Bazaine hatte mit seiner gesammten Armee eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte, Angesichts der beiden Straßen nach Verdun eingenommen, mit der Front nach Westen und

Süden, Metz im Rücken. Das preußische 7. und 8. Corps rückten gegen die südliche Front bei Gravelotte an, während die II. Armee, voran das 12. Corps, die Garde und das 9. Corps schon einige Zeit zuvor durch bergige Waldwege links abmarschirten, zunächst um zu verhindern, daß der Feind nicht auf der nördlich gelegenen Linie abziehen könne. Sobald es sich aber ergab, daß der Feind noch nicht im Abmarsch begriffen war, sollten die drei Corps der II. Armee, denen das 10. und 3. Corps in zweiter Linie folgten, eine große Rechtsschwenkung machen, um der französischen Armee bei Verneville in die Flanke zu fallen, währenddem gleichzeitig das 7. und 8. Corps von vorn zum Angriff vorgehen sollten. Der allgemeine Angriff durfte aber nicht eher erfolgen, als bis die Umgehung durch die drei Corps der II. Armee völlig durchgeführt war. Das 9. Corps stieß zuerst auf den Feind. Als gegen Mittag Geschützfeuer von Verneville her verkündete, daß dort der Kampf begonnen hatte, wurde die I. Armee (das 7. und 8. Corps) angewiesen, durch Artilleriefeuer den vor ihrer Front auf den Höhen befindlichen Gegner einstweilen zu beschäftigen. Erst Nachmittags ging die Infanterie bei Gravelotte zum Angriff vor. Es zeigte sich, daß der Feind mit allen seinen Corps auf den Höhen Stellung genommen hatte. Die Position war von Natur eine außerordentlich starke, sie war aber noch durch Befestigungen und etagenweise aufgeworfene Schützengräben verstärkt, an einzelnen Stellen hatte sie ein vollständig festungsartiges Ansehen. Erst Nachmittags um 4 Uhr entbrannte der Kampf auf der ganzen weiten Linie, indem die deutschen Truppen überall zum Angriff der furchtbar starken Stellung vorgingen. Auf dem linken Flügel kämpften die Sachsen und das Gardecorps mit der größten Bravour und mit schweren Opfern um St. Marie-aux-Chênes, durch dessen blutig errungenen Besitz dem Feinde die nördliche Straße nach Verdun entrissen wurde, dann um den dahinter sich erhebenden steilen Abhang und das Dorf St. Privat und um Roncourt, rechts davon bei Verneville theils Garde, theils das 9. Corps und Abtheilungen, besonders Artillerie des 3. und 10. Corps. Bei Gravelotte bis zur Mosel hin gingen das 8. und 7. Corps vor, auch vom gegenseitigen Mosel-Ufer her griff eine Brigade des 1. Armeecorps in das Gefecht ein. Der Kampf war für die deutschen Armeen überaus schwierig. Unsichtbar für die heranstürmenden Truppen konnte der Feind von seiner sicheren Stellung hinter Häusern, Mauern und Gräben ein so furchtbares und niederschmetterndes Feuer unterhalten, daß die Verluste überall vom ersten Augenblicke sehr bedeutend waren. Aber unaufhaltsam drängen die tapferen, schwer getroffenen Regimenter immer wieder vorwärts. Durch das siegreiche Vorgehen der II. Armee bei St. Privat und Verneville war gegen Abend die Stellung des Feindes erschüttert, dennoch wogte der Kampf auf den Höhen von Gravelotte noch immer unentschieden. Da rückte bei anbrechender Dunkelheit das 2. pommersche Armeecorps auf das Schlachtfeld. Obwohl es vom frühen Morgen an in eiligem Marsche vorgerückt war, griff es sofort mit frischer Kraft in den Kampf ein. General von Moltke stellt sich selbst an die Spitze der heranstürmenden Pommern, zieht rasch den Degen und sprengt hoch zu Rosse weit voraus den Höhen zu. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfüllt die

Truppen. Gleichzeitig war ein erneuter Sturm auf der ganzen Linie befohlen, und mit unwiderstehlicher Kraft ging es jetzt mit dem Bajonett von Höhe zu Höhe, bis der überall erschütterte Feind seine Stellung räumte und sich unter die Kanonen von Metz zurückzog. Der Tag ist entschieden. General von Moltke reitet gemessenen Schrittes nach der Höhe, wo der König mit seinem Stabe der Schlacht folgt und meldet: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück." Ein Hurrah aller Umstehenden antwortet ihm.

„Es war 8½ Uhr, so schrieb der König an die Königin, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich dieses Mal Minister von Roon entfernte. Alle Truppen, die mich sahen, begrüßten mich mit enthusiastischen Hurrahs. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedes Mal zurückgeschlagen wurden. Ich scheue mich nach den Verlusten zu fragen. Ich wollte hier bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten Königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont-à-Mousson bei mir habe, völlig angezogen seit 30 Stunden bin. Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh."

Die Schlacht bei Gravelotte war eine der blutigsten aller Kriege, — die Verluste auf beiden Seiten waren ungeheuer, auf deutscher Seite über 15,000 an Todten und Verwundeten, aber es war ein Erfolg errungen, welcher den blutigen Anstrengungen entsprach. Durch den Gesammterfolg der Kämpfe bei Metz war die französische Hauptarmee, welche nach den ersten Schlägen am Rhein und an der Saar mit größter Anstrengung wieder gesammelt war, von Neuem vollständig erschüttert und an jeder freien Wirksamkeit gelähmt, vor Allem von dem Zusammenwirken mit der Armee bei Chalons abgedrängt.

Frankreichs Heer war in Stücke geschlagen und dadurch zu jeder umfassenden Kriegsunternehmung unfähig gemacht.

Das deutsche Volk ließ die Banner und Fahnen nach den Siegen wehen mit stolzer Freude, aber zugleich mit Ernst und Würde und mit stummem Schmerz!

„Wenn seine Edelsten fallen, so schrieb das preußische amtliche Blatt, hat es einen zuversichtlichen Trost! Vergebens wird dieser heilige Kampf nicht gekämpft werden, wie von unseren Vätern, gegen ein Volk voll Herrschsucht und Uebermuth, das Deutschland seine schönsten Gebiete geraubt, es Jahrhunderte lang anmaßlich bedroht und gefährdet und zu erniedrigen versucht hat. Der Herr, der unsere Heerschaaren zum Siege führt über Lüge und Unsitte. Er wird jetzt gnädiglich fürsorgen, daß unsere edlen Opfer nicht vergeblich fallen. Er wird unsern Königlichen Kriegsherrn im Silberhaare segnen, daß ihm vergönnt sei, einen dauernden Völkerfrieden herzustellen im Herzen Europa's, durch ein

großes, einiges, deutsches Vaterland, als Hort der Gottesfurcht, edler Sitte und wahrer Freiheit!

Das walte Gott!"

Von Gravelott bis Sedan. Bazaine war mit seiner ganzen Armee in das feste Lager von Metz hineingeworfen. Die Einschließung der zwar geschlagenen, aber zahlreichen Armee, die so eben erst im hartnäckigen Kampfe Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatte, in einem ausgedehnten, mit allen Mitteln versehenen Kriegsplatze, war die schwierige Aufgabe, welche dem Prinzen Friedrich Carl anvertraut wurde. Es wurden ihm für diesen Zweck die drei Corps der bisherigen I. Armee (Steinmetz), das 1., 7. und 8. und von seiner bisherigen II. Armee 4 Corps, nämlich das 2., 3., 9. und 10., mit der 1. und 3. Kavallerie-Division, sowie ferner das aus der Heimath heranziehende 13. Armeecorps (unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) und die im Anmarsch begriffene 3. Reserve-Division (General von Kummer) zur Verfügung gelassen. Die Einschließungslinie erhielt eine Ausdehnung von etwa 6 Meilen, war durch den Lauf der Mosel zweimal unterbrochen, und an allen Punkten für den Feind mit überlegenen Kräften leicht angreifbar, da die Franzosen ihre Colonnen überall im Schutze der Forts ungesehen formiren konnten. Von deutscher Seite mußte man daher gleichfalls darauf bedacht sein, die Einschließungslinie überall zu befestigen; es kam darauf an, sich auf ein langes Ausharren einzurichten.

Aus den nicht vor Metz verbleibenden Corps der II. Armee, dem Gardecorps, dem 4. und 12. (K. Sächsischen) Corps nebst der 5. und 6. Kavallerie-Division wurde eine neue Armee gebildet und unter den Kronprinzen von Sachsen gestellt. Sie erhielt den Namen der Maas-Armee und sollte nunmehr mit der III. Armee (Kronprinz von Preußen) zunächst gegen Chalons zusammenwirken, woselbst sich aus den Trümmern der Truppen Mac Mahon's und des Generals de Failly, sowie aus zwei frischen Corps eine neue Armee bildete, deren Oberbefehl dem Marschall Mac Mahon übertragen wurde. Der Kaiser Napoleon hatte sich zu dieser Armee begeben.

Der Kronprinz von Preußen hatte mit der III. Armee nach der Kunde von den Ereignissen vor Metz den Marsch auf Paris alsbald mit aller Energie angetreten; er ging in weiter Ausdehnung der oberen Marne zu, nördlich von ihm schloß sich der Kronprinz von Sachsen mit der Maas-Armee an. Der König folgte mit dem großen Hauptquartier der Armee seines Sohnes. Man mußte darauf rechnen, daß Mac Mahon in einer festen Stellung noch eine Schlacht annehmen oder bis unter die Mauern von Paris ausweichen würde; eine dritte Möglichkeit war, daß er zum Entsatz von Bazaine selbst zum Angriffe schreite. Die weit voraus geschickte deutsche Kavallerie mußte deshalb unausgesetzt die Bewegungen des Gegners überwachen.

Am 24. befand sich das Hauptquartier des Königs in Bar-le-Duc. Bis dahin ließen alle Nachrichten erkennen, daß Mac Mahon sich noch im Lager von Chalons befinde. Der Plan zum Angriff von Chalons war bereits entworfen, da ging am 25. August von der vorschwärmenden 4. Kavallerie-Division die Nachricht ein, daß das Lager von Chalons leer

stehe und daß Mac Mahon auf Rheims marschire. Dieser Abmarsch der französischen Armee konnte, wie erwähnt, nur die Befreiung von Bazaine aus Metz zum Zweck haben, — Mac Mahon mußte dabei versuchen, sich auf dem engen Raume zwischen der belgischen Grenze und der Armee des Kronprinzen von Sachsen nach Metz durchzuwinden. Die Sache erschien dem deutschen Hauptquartier zuerst zweifelhaft, ja höchst unwahrscheinlich, weil das Unternehmen zu bedenklich und gefahrvoll für die französische Armee war. Man nahm daher im ersten Augenblicke Anstand, die ganze deutsche Armee auf die unsichere Nachricht hin eine Rechtsschwenkung machen zu lassen, welche bei der großen Ausdehnung der Marschlinie und namentlich in Bezug auf die für die Verpflegung getroffenen Anordnungen große Schwierigkeiten bereitete. Das Hauptquartier stand daher vor einem schweren und entscheidenden Entschlusse. Aber die Nachrichten aus Paris ließen erkennen, daß die öffentliche Meinung dort in der That dringend verlangt hatte, daß Mac Mahon zur Befreiung Bazaine's marschire, — die Regentschaft der Kaiserin war zu schwach, um einem solchen Drängen zu widerstehen und die französische Heeresleitung hatte sich ja unfähig genug erwiesen, um ihr auch einen neuen großen Fehler zuzutrauen.

Der Entschluß im Königlichen Hauptquartier wurde noch am Abend des 25. August gefaßt. Der König befahl das Abrücken der ganzen Armee nach der Maas. Noch in der Nacht wurde der Marsch auf Chalons überall eingestellt und bereits am 26. begann die Rechtsschwenkung der ganzen Armee, durch welche die bisher in breiter Ausdehnung nach Westen marschirenden $8^1/_2$ Armeecorps plötzlich ihre Front nach Norden nehmen mußten. War diese Bewegung an und für sich schon höchst schwierig, so wurden die Schwierigkeiten durch die Natur des Argonnenwaldes, durch welchen die Marschlinien zum Theil führten, noch bedeutend erhöht. Die Anordnungen für die einzelnen Corps wurden so getroffen, daß unter allen Umständen wenigstens die Maas-Armee Mac-Mahon noch etwa drei Tagemärsche vor Metz erreichen mußte. Im Falle eines zögernden Vorschreitens der Franzosen aber sollten sie noch an der unteren Maas ereilt werden und in diesem Falle auch der größere Theil der Armee des Kronprinzen von Preußen gleich mit zur Stelle sein.

Mac Mahon hatte sich gegen seine bessere militärische Ueberzeugung auf bestimmten Befehl der Regierung der Kaiserin zu dem Marsche nach Metz entschließen müssen und war am 23. mit allen kampffähigen Truppen von Rheims aufgebrochen; noch ein Armeecorps wurde ihm von Paris auf der Eisenbahn nachgeführt. Der Kaiser begleitete den Marsch.

Am 26. stand Mac Mahon bereits völlig in der Flanke der deutschen Armeen, aber diese wußten ihm jetzt durch ihre raschen Bewegungen auf den kürzesten Linien den Vorsprung wieder abzugewinnen. Trotz ungünstiger Witterung und aufgeweichter Wege wurde der Marsch durch die Argonnen mit größter Raschheit und Pünktlichkeit ausgeführt, wobei die Truppen Außerordentliches, fast Beispielloses leisteten.

Am 29. August bereits stieß die Avantgarde des Kronprinzen von Sachsen, das 12. Corps, bei Nouart zuerst auf den Feind und warfen

ihn von der Verbindung zwischen Mezières und Thionville zurück. Der Vormarsch der Franzosen auf Metz war damit bereits unterbrochen.

Am folgenden Tage fand der erste große Zusammenstoß der beiden Armeen statt. Das 4. (sächsische), das 12. (Königlich sächsische) und das 1. baierische Corps stießen gegen Mittag bei Beaumont auf eine Hauptabtheilung der Mac Mahonschen Armee. Das 4. Corps brach auf Beaumont los, links von den Baiern, rechts von den Sachsen unterstützt; dasselbe überraschte eine französische Division in ihrem Lager, welche so eilig aufbrechen mußte, daß die deutschen Truppen die eben bereitete Mahlzeit derselben in den Feldkesseln vorfanden. Das vom Feinde verlassene Beaumont wurde genommen. Währenddeß waren die Baiern von der linken Flanke angegriffen worden, wandten sich schnell gegen diesen Angriff und warfen den Feind zurück. Die beiden Corps (4. und 12.) rückten nun in fortwährendem Gefecht weiter vor, beschossen das vom Feinde besetzte Städtchen Mouzon bis zu einbrechender Dunkelheit, wo das 4. Corps dasselbe einnahm. Die Franzosen zogen sich theilweise am linken Ufer der Maas auf die Festung Sedan zurück, während ihr Hauptcorps von den verfolgenden Truppen über eine Brücke bei Mouzon gedrängt wurde, wobei sie ihre Bagage im Stich ließen. Die Franzosen hatten sehr große Verluste.

Durch den unter den Augen des Königs errungenen Sieg bei Beaumont war dem Feinde ein wichtiges Gebiet abgenommen. Die Zugänge der Ardennen befanden sich in den Händen der deutschen Armeen.

Inzwischen war auch die Armee des Kronprinzen von Preußen am 30. und 31. August vom Süden und Südwesten herbeigeeilt, um auch von der anderen Seite die französische Armee zu umfassen. Mit dem Rücken gegen die belgische Grenze gedrängt, blieb dem Marschall Mac Mahon nur übrig, Stellung bei Sedan am rechten Ufer der Maas zu nehmen und den Angriff zu erwarten, welcher über das Schicksal der letzten Armee des Kaiserreichs entscheiden sollte.

Die Schlacht bei Sedan. Im deutschen Hauptquartier war Anfangs beabsichtigt, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, um den Truppen nach den großen Strapazen des Marsches einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer Berathung aber, welche der König Wilhelm am 31. August Nachmittags mit dem Kronprinzen und mit den Generalen von Moltke und von Blumenthal hatte, wurde beschlossen, daß der Angriff auf Sedan und die französischen Truppen zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei. In der Nacht auf den 1. September erhielten der Kronprinz von Sachsen und die einzelnen Corps den Befehl, am andern Morgen um 5 Uhr zum Angriff vorzugehen. Der Kronprinz von Preußen aber hatte noch am Abend des 31. August den linken Flügel seiner Armee über die Maas vorgeschoben, so daß der Angriff am folgenden Tage gleich von drei Seiten erfolgen konnte. Die deutsche Schlachtlinie war so gebildet: den rechten Flügel hielt der Kronprinz von Sachsen, das 12. (K. sächsische) Corps in der Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann die Garde, endlich die 4. Kavallerie-Division. Den Sachsen zur linken Hand folgten die Baiern bei Bazeilles

dann unterhalb Donchery das preußische 11. Corps, diesem zunächst das 5. Corps, noch weiter links die Württemberger, und weiter hinten das 6. Corps. Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften die Corps Mac Mahon, Failly, Canrobert, die Reste der Douay'schen Armee und das neugebildete 12. Corps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan, ihre Flanken erstreckten sich von den Vorbergen der Ardennen hinter Sedan bis gegen Mezières, das ihrem rechten Flügel zum Stützpunkte diente. Das deutsche Oberkommando nahm auf einer Bergkuppe vor Donchery seine Aufstellung, von wo man die ganze Schlachtordnung übersehen und die Entwickelung nach allen Richtungen verfolgen konnte.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erst gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch, es wurde ein schwüler drückender Tag. Um halb 7 Uhr ertönte auf dem rechten deutschen Flügel anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf hier über eine Stunde lang zum Stehen kam, ging der linke preußische Flügel, das 11. und 5. Corps, zur völligen Umgehung der französischen Linien vor. Der Schlachtplan beruhete darauf, daß dieses Corps sich durch einen Marsch in den Bergen hin schließlich mit den Corps des rechten Flügels zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auf der Seite gegen die Ardennen ein Riegel vorgeschoben wurde. Nach 9 Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps soweit vollbracht, daß dasselbe bereits an der anderen Seite unmittelbar an den Feind herankam. Heftiges Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt des Augenblicks. Dies war für die Sachsen auf dem rechten Flügel, welche bis dahin absichtlich noch nicht mit ganzer Kraft vorgegangen waren, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attacke. Derselbe begann schon jetzt sich an einigen Stellen auf die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen; aber Alles, was sich so zu retten suchte, fiel in die eiserne Umarmung der beiden dorthin vorgedrungenen preußischen Corps. Als das 11. Corps von dem mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ der Widerstand an vielen Stellen schon nach, an anderen aber kam es zu verzweifeltem Kampf. Um dem verheerenden preußischen Artilleriefeuer beizukommen, ging die französische Kavallerie in wiederholten Attacken mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter mit verzweifelter Bravour. Sie jagten durch die Lücken der Infanterie hindurch, kehrten überwältigt von dem mörderischen Feuer der Artillerie um, kamen aber auf demselben Wege zum zweiten und dritten Male zurück, bis das Feld von Leichen und Pferden wie besäet war. Die französische Infanterie ermattete früher und warf haufenweise die Waffen weg. Inzwischen war das 5. Corps auf der Umgehung bis an die äußersten Höhenwaldungen gelangt und sperrte den Truppentheilen, welche nach den Ardennen zu entkommen suchten, den Weg. Nachdem somit die Fluchtlinie rückwärts geschlossen war, vollzog sich die Entscheidung allein noch auf dem mittleren Schlachtfelde und in der Festung selbst, die jetzt den von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit 1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterien von dem rechten

und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß auch hier die Rückzugslinie bald völlig geschlossen war. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der unaufhaltsame Vormarsch des Gardecorps, welches sich jetzt zur Seite des 12. auf dem rechten Flügel entfaltete. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen war zu erkennen, wie von Minute zu Minute den Feinden Terrain entrissen wurde. Sehr wirksam that sich die Unterstützung der Baiern hervor, welche das Dorf Bazeilles, welches dabei in Flammen aufging, nach zähem Widerstand erstürmten und dann gleichfalls auf Sedan vordrangen. Das 11. Corps von der einen, das 12. von der andern rückten bereits gegen die Mauern von Sedan heran. In hellen Haufen sah man den Feind der Festung zueilen. Das Gardecorps reichte sich um 2 Uhr bereits mit dem 5. Corps an den äußersten Waldeshöhen die Hand. In einer doppelten Reihe umschlossen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung zurückgeworfen hatte.

Der Donner der großen Geschütze war verstummt, es trat eine Pause ein. „Großer Sieg“ ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr dem Könige melden; gleich darauf begab er sich mit seinem ganzen Stabe selbst zum König, welcher seit dem frühen Morgen auf der Höhe bei Doncherh ausgeharrt hatte. Jeden Augenblick erwartete man, die weiße Fahne des Parlamentärs in Sedan aufziehen zu sehen; da sie sich um $^1/_2$5 Uhr noch nicht blicken ließ, so wurde die Beschießung angeordnet. Baiersche Batterien thaten die ersten Schüsse. Bald zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tief schwarzem Qualme schlug die Flamme empor; ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Mit den vielen brennenden Dörfern im Umkreise machte es einen erschütternden Eindruck. Der König ließ das Feuer schweigen und sendete den Oberst-Lieutenant v. Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein baierischer Offizier, der meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gezeigt habe. Der preußische Parlamentär wurde eingelassen und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an den König übergeben wollte. Der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und erhielt zur Antwort: „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern“. Der Kaiser erwiderte, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac Mahon das Kommando übernommen habe und daß er seinen General-Adjutanten Reille mit einem Briefe an den König absenden werde.

Ueber den weiteren Verlauf schrieb der König selbst an die Königin (aus Vendresse am 3. September:) Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und auf Alle machte. Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen

niederlege." Der Brief fängt so an: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon épée à Votre Majesté", Alles Weitere mir anheimstellend. Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Doncherh stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Doncherh gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte, und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde, um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde, wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen.

Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. Nach dieser Begegnung beritt ich von 1/2 3 bis 1/2 8 Uhr die ganze Armee vor Sedan. Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimirten Garde-Corps, das Alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung."

Das erste Telegramm, welches der König über die Kapitulation bei Sedan an die Königin gesandt hatte, lautete:

„Vor Sedan, 2. September, 1/2 2 Uhr Nachmittags. Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschall Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung. Wilhelm."

Ein weiteres Telegramm des Königs an die Königin lautete:

An Ihre Majestät die Königin Augusta in Berlin.

Varennes, 4. September, Vormittags 8 Uhr. Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalt gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken! Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit $^1/_2$8 Uhr hatte ich den fünfstündigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück. Gott helfe weiter. Wilhelm.

Das obige ausführliche Schreiben des Königs (aus Vendresse) begann mit den Worten:

„Du kennst nun durch meine Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen."

Die Kapitulation von Sedan, welche am 2. September vom General von Moltke mit dem General von Wimpffen abgeschlossen worden, bestimmte in der Hauptsache Folgendes:

Die französische Armee, unter dem Oberbefehl des Generals Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen. — In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee ist hinsichtlich aller Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehenden Beamten eine Ausnahme gemacht worden, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten. — Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Pferden, Kriegskassen, Kriegsfuhrwerken, Munition 2c., werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militärischen Commission übergeben, die sie sofort den deutschen Commissaren überantworten wird. — Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am Abend des 2. September zur Disposition Sr. Maj. des Königs von Preußen gestellt. — Die Offiziere, welche nicht die erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, so wie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militärischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein.

Die Begegnung des Königs mit dem Kaiser fand in einem Schlößchen Bellevue statt, wohin Graf Bismarck den Kaiser kurz zuvor geleitet hatte. Der König kam, umgeben von dem Kronprinzen und mehreren deutschen Fürsten und den Offizieren. Napoleon III. empfing den Sieger von Sedan an der Außenseite des Hauses vor der Treppe, zog seine Militärmütze ab, als der König sich ihm näherte und verbeugte sich mit tiefer Ehrerbietung. Dann begleitete er den König und den Kronprinzen in das Innere des Hauses, wo eine Unterredung stattfand. Von der Unterhaltung der beiden Monarchen wird (freilich unverbürgt) berichtet, daß der König zuerst gesprochen habe: „Gott habe in dem Kriege, den er nicht gewollt, ihm den Sieg gegeben." Der Kaiser sagte, „er sei durch die öffentliche Meinung zum Kriege gezwungen worden." Der König aber erwiderte: „Ihre Minister schufen jene öffentliche Meinung." — Nach einer Pause erkannte der König an, daß die französische Armee tapfer gekämpft habe. Napoleon nahm dies dankbar auf, sagte aber: die deutschen Truppen besäßen eine Disciplin, die den französischen fehlte. Er rühmte vor Allem die preußische Artillerie als die beste der Welt. König Wilhelm versicherte, daß seine Armee vor und nach 1866 alle Erfahrungen anderer Völker gewissenhaft geprüft und alles Gute sich angeeignet habe. — Napoleon glaubte, Prinz Friedrich Carl habe das Schicksal des Tages von Sedan entschieden, und war betroffen, zu hören, daß derselbe noch mit sieben Corps vor Metz stehe. Auf die Frage des Königs, ob der Kaiser noch irgend welche Unterhandlungen beabsichtige, erwiderte derselbe: „Die Kaiserin in Paris hat als Regentin allein die Macht zu unterhandeln. Ich bin machtlos und kann weder Befehle geben noch Bedingungen stellen."

Das Anerbieten des Königs, der dem Kaiser sein Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel zur Verfügung stellte, nahm Napoleon III. dankend an und fügte nur noch den Wunsch hinzu, daß ihm, soweit er bei seiner Ueberführung nach Deutschland französisches Gebiet zu passiren habe, eine starke militärische Bedeckung gewährt werden möge. Als die Unterredung beendet, verabschiedete er sich von dem König und dem Kronprinzen in tiefer Bewegung. In seinen Augen standen Thränen, die er zu verbergen suchte. Der König beobachtete neben ihm eine ernste, würdevolle, kriegerische Haltung.

Nach dem Abschlusse der Kapitulation und nachdem dieselbe im Königlichen Hauptquartier verlesen war, richtete der König an die anwesenden Fürsten folgende Worte:

„Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren Fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe — mit Uns verbündet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit Dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beur-

theilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt."

Als der König seine Verbündeten erwähnte, richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Baiern und Wilhelm von Württemberg. Am folgenden Tage brachte der König beim Mittagsmahle im Hauptquartier folgenden Trinkspruch aus:

„Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegs-Minister v. Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Wie bedeutend die Armee Mac Mahons vor den letzten zerschmetternden Schlägen noch gewesen, darüber ist nachträglich noch volle Gewißheit erlangt worden. Nachdem die Franzosen in der Schlacht bei Beaumont nahezu 25,000 Mann verloren hatten, wurden in der Schlacht bei Sedan 25,000 Mann gefangen, bei der Kapitulation aber 83,000 Mann (darunter 400 Offiziere und über 50 Generäle) und außerdem 14,000 Verwundete vorgefunden. Unter Hinzurechnung von etwa 3000 Mann, die nach Belgien versprengt waren, betrug mithin die Mac Mahon'sche Armee vor den Tagen von Beaumont und Sedan etwa 150,000 Mann.

Der großartige Gesammterfolg der Operation gegen Mac Mahon war vor Allem dadurch erreicht worden, daß es der bewunderungswürdigen deutschen Heeresleitung gelungen war, ungeachtet des großen Vorsprungs der Mac Mahon'schen Armee, welche theilweise auf der Eisenbahn nach dem Norden befördert war, alle Kräfte der beiden Kronprinzlichen Armeen aus den weitesten Entfernungen in kräftigsten Eilmärschen nicht blos zur rechten Zeit heranzuziehen, sondern noch die feindliche Armee zu überflügeln und rings zu umgehen, so daß Mac Mahon sich am 1. September zu seiner großen Ueberraschung eingeschlossen sah. Es war hier eines der größten Meisterstücke der Feldherrnkunst gelungen, welches dem General von Moltke, sowie allen den Führern und Truppen, welche zur Durchführung hingebend mitgewirkt haben, für alle Zeiten zum höchsten Ruhme gereichen wird. Nur durch eine so ungewöhnliche Kriegsthat konnte es geschehen, daß eine so starke, tapfere, heldenmüthige Armee sich genöthigt fand, vor dem Sieger einfach die Waffen zu strecken, ein Ereigniß, welches bei solcher Truppenzahl in der Kriegsgeschichte aller Völker unerhört war. Mit dem Kaiser selbst, dem verwundeten Marschall Mac Mahon und seinem ganzen Heere fielen 400 Feldgeschütze, darunter 70 Mitrailleusen, ferner 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde und ein reiches Material in die Hände der Deutschen. Ein beispielloser Erfolg in allen Beziehungen!

Ausfall Bazaine's und Schlacht bei Noisseville. Gleichzeitig mit dem Versuche Mac Mahons, zum Entsatze von Metz der deutschen Ein-

schließungsarmeen in den Rücken zu fallen, an demselben Tage, an welchem die blutigen Kämpfe vor Sedan stattfanden, war Marschall Bazaine mit äußerster Anstrengung bemüht, den eisernen Ring, der ihn in Metz einschloß, zu durchbrechen.

Seit dem 18. August, wo Bazaine sich hinter die Forts von Metz zurückgezogen hatte, waren beinahe vierzehn Tage verflossen, ohne daß die Franzosen einen ernsteren Vorstoß aus der Festung unternommen hätten, während jeder weitere Tag der Einschließungsarmee unter Prinz Friedrich Carl mehr Zeit gewährte, sich in ihren Stellungen einzurichten und zu befestigen.

Im Allgemeinen wurde Metz auf dem linken Moselufer von der I., auf dem rechten von der II. Armee eingeschlossen. Brücken wurden oberhalb und unterhalb der Festung geschlagen, die Festung selbst in ihrem ganzen Umfang durch Schanzen, Batterien und Schützengräben, oft in zwei- und dreifacher Linie eingeschlossen und die Dörfer, die im Bereiche der Linien lagen, zur Vertheidigung gründlich eingerichtet. Die ganze Länge der Einschließungslinie betrug gegen 6 Meilen. An allen überhöhenden Punkten waren Observatorien errichtet, Telegraphen standen mit ihnen und mit sämmtlichen Hauptquartieren der Corps in Verbindung, so daß nichts versäumt wurde, um die Einschließung zu einer gegen jede Eventualität gesicherten zu machen. Je mehr die Befestigungsarbeiten der deutschen Truppen vorschritten, desto mehr mußte die Aussicht der Franzosen auf einen gewaltsamen Durchbruch sich verringern.

Am 30. August erhielt Bazaine, dem es in jener ersten Zeit der Einschließung noch gelang, durch Boten mit dem Hauptquartier des Kaisers in Verbindung zu bleiben, die Nachricht, daß Mac Mahon vom Nordwesten her zu seiner Befreiung heranrücke.

Vergeblich wartete die eingeschlossene Armee auf den Schlachtendonner, der ihr das Zeichen des Herannahens der Mac Mahon'schen Armee sein mußte; Bazaine aber brach seinerseits zur verabredeten Zeit, am 31. August, aus Metz hervor, um den Durchgang nach Norden hin zu erzwingen. Vom Morgen des 31. August bis Mittag des 1. September dauerten unausgesetzt die Kämpfe bei Noisseville, an denen von deutscher Seite vorzugsweise das 1. Armeecorps, ein Theil des 9. Corps, die vor Kurzem vor Metz gezogene Reserve-Division des Generals von Kummer und die 28. Infanterie-Brigade betheiligt waren. Unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl schlug der General von Manteuffel alle Versuche des Feindes bei Tag und bei Nacht in ruhmvollen Kämpfen zurück und warf die Franzosen wieder in die Festung zurück. Sie hatten mit großer Tapferkeit gefochten, fanden aber noch tapferern Widerstand; ihre nächtlichen Ueberfälle wurden mit ostpreußischen Kolben und Bajonetten zurückgewiesen.

Der gemeinschaftliche Plan Bazaine's und Mac Mahons war auf allen Punkten gescheitert.

Man konnte den Krieg, wenn nicht als beendet, so doch als entschieden ansehen. In dem Zeitraume von 4 Wochen waren 8 größere Schlachten geschlagen und gewonnen. Das eine französische Heer war in Metz einge-

schlossen, seine physische und moralische Kraft im blutigen Ringen gebrochen, das andere wurde gefangen nach Deutschland abgeführt. Der Kaiser hatte sich der Gnade des Siegers ergeben. Der Weg nach Paris lag offen.

Welch eine Wendung durch Gottes Führung! so sprach mit König Wilhelm das ganze deutsche Volk im Hinblick auf das gesammte großartige Walten Gottes in jenem Momente deutscher Geschichte. Wie unter Zeichen und Wundern erfüllte sich, was das deutsche Volk in der Tiefe patriotischer Herzen ersehnt hatte. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs feierte Deutschland seine Auferstehung, — die endlich erreichte Einigung aller deutschen Stämme und Staaten fand in den glorreichen Erfolgen jener Tage eine so erhabene Weihe, daß das deutsche Volk daraus das erhebende Bewußtsein entnahm, was es in seiner Einheit ist und vermag. Auf der Höhe der nationalen Begeisterung jener Tage legten die Patrioten in Deutschland überall das Gelübde ab, daß sie den köstlichen Schatz der Einheit, diese Quelle der Kraft und Macht, dem deutschen Volke erhalten und sorglich hüten wollten.

Wilhelmshöhe aber, wo am 5. September der Kaiser Napoleon als Kriegsgefangener einzog, war inmitten der stolzen Erhebung des deutschen Volkes zugleich eine ernste Mahnung gegen Uebermuth und Ueberhebung. Noch niemals war Gottes Strafgericht über freventlichen Hochmuth so niederschmetternd hereingebrochen, wie in jener gewaltigen Zeit über Napoleon III. und Frankreich.

Der Seekrieg. Als Frankreich herausfordernd zum Kriege drängte, war man überall der Ueberzeugung gewesen, daß in demselben auch der französischen Flotte eine große Aufgabe zugedacht sei. Durch die Aufwendungen der Kaiserlichen Regierung seit fast zwanzig Jahren war dieselbe in die Reihe der ersten Kriegsflotten der Welt getreten, der englischen und amerikanischen Flotte, wie man annahm, ebenbürtig. Es war von vorn herein unzweifelhaft, daß die erst in der Gründung begriffene Norddeutsche Kriegsmarine einen eigentlichen Kampf mit der mächtigen Feindin nicht aufnehmen könne. Die Franzosen schienen überdies die Rüstungen gerade zur See schon sehr früh begonnen zu haben; bereits in der ersten Juliwoche sollte nach den Absichten der französischen Regierung in den großen Kriegshäfen Brest und Cherbourg Alles zum sofortigen Abgang einer Flotte und eines Landungsheeres in der Nord- und Ostsee fertig sein. Die Norddeutsche Marine dagegen befand sich im ersten Augenblicke insofern in großer Verlegenheit, als der stärkste Theil der Flotte, das Panzergeschwader, kurz zuvor eine Uebungsfahrt nach dem Ocean unternommen hatte und möglicher Weise schon zu weit entfernt sein konnte, um noch zurückbeordert zu werden. Zum Glück hatte jedoch der Admiral Prinz Adalbert von Preußen noch zeitig genug von den ersten Anzeichen des drohenden Krieges Kenntniß erhalten, wartete demzufolge die erste politische Entwickelung in dem englischen Hafen zu Plymouth ab und kehrte mit dem kleinen Geschwader am 16. Juli nach Wilhelmshafen in die Jade zurück, ohne daß die Franzosen es gewahr wurden. Noch acht Tage später glaubte man in Paris, daß ein Kampf gegen die deutschen Panzerschiffe demnächst im Kanal stattfinden werde. Die französische Marine schätzte sich glücklich über die wichtige Rolle, die ihr

in dem Feldzuge vorbehalten schien; nach der Vernichtung der Norddeutschen Flotte hoffte man ohne Schwierigkeit an der Nordsee und an der Ostsee landen zu können, Dänemark zu einem Bündniß mit Frankreich und zur Theilnahme am Kriege zu Lande und zu Wasser zu bestimmen und durch eine Landung in Westpreußen die polnisch-redende Bevölkerung in Preußen zum Aufstande zu bewegen. Alle diese hochfahrenden Pläne sollten freilich in Nichts zerrinnen.

Die Norddeutsche Regierung konnte, wie erwähnt, an eine eigentliche Kriegführung in offener See nicht denken, wenn sie nicht die Existenz ihrer jungen Flotte auf's Spiel setzen wollte; dagegen war ihr Streben darauf gerichtet, den deutschen Küsten an der Nord- und Ostsee vollen Schutz zu gewähren und etwaige Landungsversuche der Franzosen abzuweisen. Der General Vogel von Falckenstein, welcher sich durch die Führung der Main-Armee im Jahre 1866 großes Ansehen und Vertrauen erworben hatte, wurde zu der wichtigen Stellung des General-Gouverneurs der Küstenlande und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zum Oberbefehlshaber der zur Küstenvertheidigung bestimmten Truppen (der 17. Division und mehrerer Reserve-Divisionen) ernannt.

General von Falckenstein erließ am 23. Juli einen Aufruf an die Küstenbewohner der Nord- und Ostsee zur Bildung einer freiwilligen Küstenwehr. „Unsere Küsten sind bedroht," sagte er, „bewaffnet Euch längs unserer ganzen Küste, formirt Euch in Abtheilungen unter Führung verständiger Männer. Die Bewachung der Küste möge zuvörderst Euere Aufgabe sein, um schleunige Mittheilung an die nächste Militärbehörde machen zu können. Bei einer eintretenden militärischen Abwehr dürft Ihr nicht fehlen. Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen." — Durch Königlichen Erlaß vom 25. Juli wurde ferner die Bildung einer freiwilligen Seewehr verkündet, in welcher die deutschen Seeleute und Schiffseigner ihre Kräfte und geeignete Schiffe dem Vaterlande zur Verfügung stellen sollten. Die Zugänge der Häfen und alle gefährdeten Punkte der Küsten wurden durch Befestigungen, durch Legung von Torpedos u. s. w. möglichst gesichert.

Die französische Flotte war ungeachtet der schon im tiefsten Frieden getroffenen Vorbereitungen doch im Augenblicke, wo es darauf ankam, in keiner Beziehung zum Auslaufen fertig, vielmehr traten ebenso wie im Landheer allerlei Vernachlässigungen in der Ausrüstung, sowie ein großes Schwanken in den Entschlüssen hervor. Es war zuerst bestimmt, daß der Admiral Bouet-Villaumez mit einer großen Panzerflotte sofort auslaufen, eine zweite Flotte mit einem Landungsheere von 30,000 Mann unmittelbar folgen sollte. Admiral Bouet verließ in der That am 24. Juli Cherbourg, die Kaiserin gab der Flotte das Geleite, um die Mannschaften zu den in Aussicht stehenden Thaten zu begeistern. Der nächste Zweck war, die vermeintlich noch im Kanal weilende deutsche Flotte zu überraschen und zu schlagen und mit vollem Dampfe ging es von Cherbourg nach Nordost; aber die deutschen Schiffe waren weder in der Nordsee noch an der deutschen Nordküste zu finden. Admiral Bouet wäre nun sofort in die Ostsee und an die Küsten Dänemarks gegangen, — aber

man war ohne Karten der dänischen Küsten abgesegelt und es entstand nun von vorn herein ein unsicheres Schwanken. Die französische Regierung drängte den Admiral, in die Ostsee einzulaufen, weil man in dem dänischen Volke einen bereitwilligen Verbündeten finden könne, dessen Marine in der Ostsee zu Hause sei, und der zugleich sofort eine Landarmee von 40,000 Mann stellen könne. In der That hätte Dänemark sich wohl alsbald mit fortreißen lassen, wenn nur mit dem französischen Geschwader sofort auch eine Landungsarmee herbeigekommen wäre; die Absendung der in Cherbourg versammelten Landtruppen wurde aber fort und fort verzögert, und als sodann die deutschen Armeen an Frankreichs Grenze zum Angriff vorgingen, erkannten die Franzosen bald, daß sie keine 30,000 Mann mehr übrig hatten, um sie in die Ostsee zu entsenden. Admiral Bouet lief Anfangs August in die Ostsee ein, überzeugte sich jedoch sehr bald, daß er mit seinen tief gehenden Panzerschiffen an den flachen Küsten der Ostsee wenig würde ausrichten können. Während er noch mit den ersten Recognoscirungen beschäftigt war, erhielt er die amtliche Mittheilung von den ersten unglücklichen Schlachten bei Wörth und Spicheren, und zugleich die Nachricht, daß zwar die zweite Flotte von Cherbourg auslaufen würde, jedoch ohne Landungsarmee; er möge sich daher auf die unter solchen Umständen möglichen Actionen, besonders auf eine strenge Blockade der Ostseehäfen beschränken. Der französische Admiral ergab sich nur mit Widerstreben in diese Nothwendigkeit; aber nach allen erneuten Recognoscirungen überzeugte er sich immer mehr, daß er weder gegen den Hafen von Kiel, welcher in vortrefflichen Vertheidigungsstand gesetzt war, noch gegen irgend einen anderen wichtigen Platz mit Erfolg vorgehen könne. Er mußte sich daher in der That auf die Blockade der Häfen beschränken. Seitens der norddeutschen Marine konnte von einem Angriffe gegen die gewaltige Panzerflotte natürlich nicht die Rede sein, doch ließen sich die deutschen Schiffe keine Gelegenheit entgehen, ihrerseits Beweise von Muth und Unerschrockenheit zu geben. Als das Panzergeschwader sich am 17. August bei der Insel Hiddensee (nordwestlich von Rügen) zeigte, ging das Dampf-Aviso „Grille" unter Capitän Graf Waldersee mit einigen Kanonenbooten auf 3000 Schritte an dasselbe heran und ließ sich auf eine lebhafte Kanonade mit der weit überlegenen Macht ein, ohne irgend einen Verlust oder Schaden zu erleiden. Vergeblich suchte ein französisches Aviso der „Grille" beizukommen, dieselbe ging unverletzt in die Bucht zurück, in welche ihr die feindlichen Schiffe nicht zu folgen vermochten. Auch sonst wurde die französische Flotte von den deutschen Kriegsschiffen und Kanonenbooten vielfach beunruhigt, ohne denselben beikommen zu können.

Während Admiral Bouet in der Ostsee erfolglos kreuzte, war Admiral Fourichon mit einer zweiten Flotte in der Nordsee erschienen, um auch dort zunächst die Blockade der Häfen durchzuführen, zugleich aber, um die deutsche Panzerflotte anzugreifen. Fourichon hatte 12 Schiffe, darunter acht der schwersten und bestbewaffneten Panzerfregatten, zu denen bald noch einige andere eben so starke stießen. Seine Recognoscirungen an der Küste und besonders vor der Jade ließen ihn jedoch bald erkennen, daß es mit einem Angriffe seine sehr großen Schwierigkeiten haben werde.

Gegen Ende August erhielt er den Befehl von Paris, den Eingang zur Jade, was es auch kosten möge, zu erzwingen und alle Werke zu zerstören. Das deutsche Panzergeschwader war vollständig bereit, den Angriff abzuwehren, aber Fourichon wurde zunächst durch stürmisches Wetter von jedem thatkräftigen Vorgehen abgehalten und ehe er seine Flotte zum Angriff sammeln konnte, wurde er in Folge des Sturzes des Kaiserreichs nach Paris abgerufen, um das Marine-Ministerium zu übernehmen. Die Flotte in der Nordsee verharrte in ihrer Unthätigkeit, und als am 11. September Admiral Jachmann mit dem deutschen Panzergeschwader aus der Jade in See ging, um den Feind, dessen Schiffe er bei dem schlechten Wetter zerstreut zu finden hoffte, aufzusuchen, fand er bis Helgoland keine französischen Schiffe mehr. Dieselben waren, da die neue republikanische Regierung der Seemannschaften bei der Vertheidigung von Paris bedurfte, nach Cherbourg zurückgerufen worden. — Das Geschwader in der Ostsee dagegen war unterdeß noch durch zwei der mächtigsten Panzerschiffe verstärkt worden, und der Admiral Bouet entschloß sich, um doch „irgend eine Waffenthat" verzeichnen zu können, Colberg anzugreifen und zu bombardiren. Aber auch dieses zwecklose Unternehmen sollte nicht zur Ausführung gelangen. Das Geschwader ankerte vor Arkona und traf alle Vorbereitungen zur großen „Schlacht" (die ein würdiges Seitenstück zur Beschießung von Saarbrücken geworden wäre), als ein nächtlicher Nordoststurm die mächtige Flotte völlig auseinanderwarf, mehrere Schiffe schwer beschädigte und jedes Unternehmen für den Augenblick unmöglich machte. Inzwischen hatte Admiral Bouet die Nachricht von der Abfahrt der Nordseeflotte erhalten und beeilte sich auch das Ostseegeschwader nach Frankreich zurückzuführen. Am 29. September lief er nach einem völlig thatenlosen Feldzuge wieder im Hafen von Cherbourg ein. Noch einmal wurde im October ein Geschwader ausgesandt, um die Blockade der deutschen Häfen aufrecht zu erhalten, aber nach vergeblichem Ringen gegen die Stürme der Nordsee, kehrte am 19. October das Admiralschiff, ohne Steuerruder, geschleppt von einem anderen Schiffe, in den rettenden Hafen von Cherbourg wieder ein.

Die deutsche Heeresleitung hatte ihrerseits schon im August die geringen Gefahren, welche zur See droheten, richtig beurtheilt und deshalb den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem zunächst zur Bewachung der Küsten bestimmten Corps nach Frankreich gezogen. Die Vertheidigung der Küsten wurde ausschließlich Landwehr-Divisionen zugewiesen, welche später, als alle Gefahr an der Seeseite geschwunden war, gleichfalls nach Frankreich marschirten. Der Gouverneur der Küstenlande, General Vogel von Falckenstein, erließ am 25. September eine Bekanntmachung, in welcher er die Befreiung der Küsten ankündigte und den Dienst der freiwilligen Küstenwehr als beendigt erklärte. „Bei dieser Gelegenheit, sagte er, möge mir gestattet sein, unserer Küstenwehr in Anerkennung der von ihr geleisteten Dienste hiermit meinen Dank auszusprechen, einen Dank, dem sich gewiß gern alle Küstenbewohner anschließen werden. Die freiwillige Küstenwehr hat mit der größten Opferwilligkeit und Thatkraft gezeigt, daß, wenn es gilt, das Vaterland und den eigenen Heerd zu schützen, jeder Einzelne von dem patriotischen Pflichtgefühl beseelt

ist, an der bedrohten Grenze auf der Wacht zu sein. Sollte dennoch unserer Küste noch einmal Gefahr drohen, dann würden König und Vaterland, deß bin ich gewiß, einen Jeden mit Freudigkeit auch „zur Wacht am Meer“ wiederum auf seinem Posten finden.“

Was die deutsche Marine betrifft, so hatte dieselbe keine eigentlichen Thaten ausführen können, aber sie hatte treu und erfolgreich geleistet, was man von ihr erwarten durfte. Die Kraft derselben hat die mächtige französische Flotte im Schach gehalten, so daß kein Schuß gegen deutsche Häfen und Küsten gefallen ist, kein feindlicher Fuß unser Küstengebiet betreten hat. Einen Kampf in offener See durfte die junge deutsche Flotte nicht suchen, weil selbst ein glückliches Einzelgefecht keine praktischen Vortheile, eine Niederlage dagegen die schwersten Folgen für unsere Häfen gehabt hätte. Daß auch kühne Thatkraft der deutschen Marine nicht fehlt, das bewiesen auch einige Fahrzeuge, welche in fernen Meeren mit französischen Schiffen zusammentrafen, das Kanonenboot „Meteor“, welches unter dem Befehl des Corvetten-Capitän Knorr in den Gewässern von Havannah das französische Aviso „Bouvet“ zum Kampfe herausforderte und dasselbe nach lebhaftem Gefechte zwang, Rettung im Hafen zu suchen und, — die Corvette „Augusta“ unter Capitän Weikhmann, welche im Eingange des Hafens von Bordeaux innerhalb des Bereichs der am Lande befindlichen Batterien mehrere französische Schiffe wegnahm. Sie wurde sodann im spanischen Hafen Vigo von mehreren französischen Panzerfregatten blockirt, als der inzwischen eingetretene Waffenstillstand auch den Feindseligkeiten zur See ein Ziel setzte.

63. Der Krieg gegen die französische Republik.

Der Sturz des Kaiserreichs, die Erklärung der Republik. Die Regierung des Kaisers Napoleon sollte die Niederlage bei Sedan nur wenige Tage überleben. Der Kaiser hatte, als er sich als Gefangener ergab, ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er weder den Oberbefehl über die Truppen, noch die Regierungsgewalt mehr in den Händen habe, indem er letztere bereits der Kaiserin als Regentin übergeben hatte. Die Hoffnung, welche er hegen mochte, die Regierung, wenn nicht für sich, doch für seinen Sohn zu retten, wurde sehr bald zu Schanden gemacht. Die kaiserlichen Minister hatten bis zur letzten Entscheidung den wahren Stand der Dinge dem Volke trügerisch vorenthalten, noch während der Kämpfe bei Sedan hatten sie stets von Vortheilen und Siegen der französischen Waffen gesprochen. Als nunmehr Alles verloren und die Verhüllung der Wahrheit nicht mehr möglich war, als somit das Lügengebäude zusammenbrach, sank unter den Trümmern desselben die kaiserliche Regierung selbst dahin. Kaum hatten die Minister „das große Unglück, welches Frankreich betroffen,“ eingestanden, so gewann die revolutionäre Partei den Muth, rücksichtslos gegen die kaiserliche Regierung vorzugehen. Volkshaufen erschienen im Sitzungssaale des gesetzgebenden Körpers mit dem Rufe: „Es lebe die Republik.“ Die Berathungen wurden geschlossen. Die Führer der republikanischen Partei aber gingen mit den zusammengerotteten Volks-

massen nach dem Stadthause und setzten sich selber als provisorische Regierung ein. Ohne jeden Versuch des Widerstandes wichen die kaiserlichen Minister dieser revolutionären Regierung, welche alsbald den gesetzgebenden Körper außer Thätigkeit setzte und alle Gewalt an sich nahm.

Die Kaiserin-Regentin floh nach England, wo sie mit ihrem von Sedan über Belgien entkommenen Sohne zusammentraf.

Das Kaiserreich war hiermit gestürzt, die Republik eingesetzt.

Die neue republikanische Regierung nannte sich zunächst die „Regierung der nationalen Vertheidigung." An ihre Spitze trat der bisherige Gouverneur von Paris General Trochu, die bedeutendsten Mitglieder waren die Advokaten Jules Favre und Gambetta.

Die erste Proclamation, welche die Regierung erließ, lautete:

„Franzosen! Das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in Macht und Gewalt, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt; die Republik ist proclamirt. Die Revolution ist im Namen des Rechtes, des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger! Bewacht die Stadt, die Euch anvertraut worden ist; morgen werdet Ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes sein."

Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten J. Favre erließ ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs bei den fremden Mächten, in welchem er sich über die Stellung zu Krieg oder Frieden, folgendermaßen aussprach: „Die Dynastie liegt am Boden. Das freie Frankreich steht auf. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen, der ihm wenigstens eben so verderblich als uns sein wird? Will er der Welt des neunzehnten Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier sich gegenseitig zerstörenden Nationen geben, welche, die Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Vernunft vergessend, Ruinen und Leichname aufhäufen? Es steht ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortlichkeit vor der Welt und der Geschichte. Wir überlassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen. Ein ehrloser Friede bedeutete einen Vernichtungskrieg nach kurzer Frist. Wir werden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln. Wir besitzen eine entschlossene Armee, gut versorgte Festungen, einen gut angelegten Festungsgürtel, aber vor Allem die Brust von 300,000 Streitern, entschlossen, bis auf den letzten Mann sich zu halten. Nach den Forts die Brustwehren, nach den Brustwehren die Barricaden. Paris kann sich drei Monate halten und siegen; wenn es unterläge, so würde Frankreich bei seinem Aufrufe aufstehend es rächen; es würde den Kampf fortsetzen, und der Angreifer würde dabei zu Grunde gehen. Das ist's, was Europa wissen muß. Ich fasse es in Ein Wort zusammen vor Gott, der uns hört, vor der Nachwelt, die uns richten wird: Wir wollen nur den Frieden; aber wenn man einen verderblichen Krieg, den wir verdammt, gegen uns fortsetzt, so werden wir unsere Pflicht bis zu Ende thun, und ich habe die feste Ueber-

zeugung, daß unsere Sache, welche die des Rechtes und der Gerechtigkeit ist, schließlich den Sieg davontragen wird."

Die neue Republik stellte also den deutschen Heeren die thörichte Zumuthung, nach allen den blutigen Kämpfen und Siegen, welche sie bis vor die Hauptstadt Frankreichs geführt hatten, nunmehr auf Grund der Gefangennahme des Kaisers Napoleon einfach über den Rhein zurückzukehren. Die neuen Machthaber behaupteten dabei, daß die republikanische Partei stets den Krieg gegen Deutschland verdammt habe. In Wahrheit aber hatte dieselbe seit Jahren zum Kriege gehetzt und gedrängt; einer ihrer Hauptführer, der neue Minister Gambetta war überdies der erste gewesen, der die gehässige Maßregel der Ausweisung der Deutschen verlangt hatte. In den Blättern der republikanischen Partei wurden die Deutschen als „außerhalb alles Völkerrechts stehend" behandelt.

Die gleißnerischen Reden der neuen republikanischen Machthaber konnten daher Niemand in Europa, am wenigsten in Deutschland irre leiten. Das deutsche Volk war von dem Bewußtsein erfüllt, daß es jetzt darauf ankomme, dafür zu sorgen, daß die Ruhe Europas nicht ferner der Spielball der Launen und der Frivolität der französischen Nation sein dürfe. Das neu erstandene Deutschland durfte seinen Siegeszug durch Frankreich nicht abbrechen, ohne einen Frieden gesichert zu haben, welcher der blutigen Opfer werth war und feste Bürgschaften für eine friedliche und segensreiche Zukunft gewährte.

Die Einschließung von Paris. Für die deutsche Heeresleitung konnte nach Sedan über das weiter zu verfolgende Ziel kein Zweifel bestehen. Der Vormarsch auf Paris war nur unterbrochen worden, um die feindlichen Streitkräfte, welche man auf dem Wege dorthin zu treffen hoffte, aufzusuchen und zu vernichten. Nachdem dies gelungen, war es selbstverständlich, daß der Marsch auf die Hauptstadt fortgesetzt wurde; um so mehr, als der Kaiser Napoleon bei Sedan seine Eigenschaft als Staatsoberhaupt unter Hinweis auf die in Paris befindliche Regentschaft verleugnet hatte. Durch die Unterwerfung von Paris wurde am sichersten der letzte Widerstand des straff centralisirten, in Allem von der Hauptstadt aus geleiteten feindlichen Landes gebrochen und die stärkste Bürgschaft für die Ausführung des angestrebten Friedensvertrages erlangt. In der energischen Fortsetzung des Angriffskriegs lag endlich das wirksamste Mittel, fremde Einmischung fern zu halten; ein Stillstand in den Operationen hätte diese herausgefordert. Am 2. September 11½ Uhr Vormittags war die Capitulation der französischen Armee unterzeichnet, und um 12 Uhr ergingen die vorbereitenden Befehle des Königs an die III. und Maas-Armee für die Wiederaufnahme des Marsches nach Paris. Am 4. traten beide Armeen den Marsch an, die Avantgarde (das 6. Corps) traf an diesem Tage schon in Rheims ein. Am 5. hielt der König mit dem großen Hauptquartier seinen Einzug in Rheims, der alten Krönungsstadt der Könige von Frankreich. Bei dem Einzuge in offenem Wagen wurde er von den Truppen begeistert empfangen; er bewohnte im erzbischöflichen Palais dieselben Gemächer, welche vormals von den französischen Königen bei den Krönungsfeierlichkeiten bewohnt wurden. Der Kronprinz von Preußen

sollte wieder in der Richtung, welche seine Armee bis zu der Schwenkung nach Sedan hin inne gehabt, also im Thale der Aisne und der Marne auf Paris vorgehen, die Maas-Armee vom Nordosten her, besonders auf der Straße von Belgien über Laon und Soissons nach Paris. Die 6. Cavallerie-Division unter Herzog Wilhelm von Mecklenburg traf am 9. September vor der kleinen Festung Laon ein, dieselbe war nur noch von Mobilgarden besetzt. Auf den Wunsch der Bürger capitulirte der Kommandant und die Citadelle wurde von einer Compagnie des 4. Jägerbataillons besetzt. In dem Augenblicke aber, wo der letzte Mann der französischen Mobilgarden die Citadelle verlassen hatte, wurde das Pulvermagazin in die Luft gesprengt. Die Citadelle wurde dadurch größtentheils demolirt, beinahe 100 preußische Soldaten, auch Herzog Wilhelm verwundet. Die Untersuchung ergab, daß die Frevelthat einem einzelnen fanatischen Franzosen zuzuschreiben war. — Der weitere Vormarsch ging vom Osten und Nordosten ohne erheblichen Zwischenfall von Statten. Die Franzosen hatten theilweise durch Aufreißen und Sperren der Straßen, durch Abbrechen der Brücken den Marsch zu verzögern versucht, aber die Energie der deutschen Ingenieurcorps wußte diese Hindernisse rasch zu beseitigen. Das große Hauptquartier konnte schon am 15. September nach Meaux verlegt werden.

Am 15. Vormittags erging an beide Armeen der Befehl zur Cernirung von Paris, welche so ausgeführt werden sollte, daß jede Verbindung der Hauptstadt nach Außen abgeschnitten, und Zufuhren wie Entsatzversuche verhindert würden. Zu diesem Zwecke erhielt die Maas-Armee Befehl, sich gegen die Nordseite von Paris der Art zu dirigiren, daß die Einschließung am 19. durch das 4. Garde- und 12. Corps auf dem rechten Seine- und rechten Marne-Ufer vollzogen würde; die III. Armee wurde dagegen angewiesen, auf dem linken Ufer der Marne und Seine vorzurücken und nach Maßgabe des Eintreffens der noch rückwärts befindlichen Corps ihren linken Flügel auszudehnen, die Cavallerie jedoch so schnell als möglich theils gegen die Loire, theils zur Verbindung mit der 5. und 6. Cavallerie-Division vorzuschicken. Für die Einschließung von Paris standen am 19. September zur Verfügung: sechs Armee-Corps, die württembergische Division und 3 Cavallerie-Divisionen. Da es den Truppentheilen bei den ununterbrochenen Vorwärtsbewegungen nicht möglich gewesen war, die bisher erlittenen beträchtlichen Verluste durch Nachschub zu decken, so hatten sie größtentheils einen sehr verminderten Bestand, so daß die Gesammtstärke der Armee, welche am 19. die Cernirung von Paris ausführte, sich nur auf 122,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Cavallerie mit 622 Geschützen belief. Die Hauptenceinte von Paris hat einen Umfang von 4 Meilen; eine Verbindungslinie der Forts ist 7½ Meilen lang; die von den deutschen Vorposten zu besetzende Linie hatte dagegen eine Länge von 11 Meilen. Gegenüber den in Paris vorhandenen, wenn auch größtentheils noch sehr mangelhaft organisirten Streitkräften war die Cernirung von Paris jedenfalls ein kühnes Unternehmen. Die deutsche Heeresführung aber durfte für die Ausführung desselben der Tüchtigkeit ihrer Truppen unbedingt vertrauen.

Nach den vorbereitenden Bewegungen der Tage vom 15. bis 18. Sep-

tember wurde am 19. September durch einen Gesammtvormarsch der deutschen Heere um Paris die Umschließung der französischen Hauptstadt vollendet. Die Operation ging im Allgemeinen ohne Störung vor sich. Nur im Süden der Hauptstadt, wo die Arbeiten zur Aufwerfung neuer vorgerückter Schanzen noch nicht völlig beendigt waren, suchte der General Trochu noch im letzten Augenblicke das Vorrücken zu hindern. Er ließ 3 Divisionen unter General Vinoy ausrücken, um von den Höhen von Sceaux den Deutschen entgegenzutreten; aber das preußische 5. Corps (General von Kirchbach) und das 2. baierische Corps warfen in Gegenwart des Kronprinzen von Preußen die Pariser Truppen nach kurzem Kampfe zurück. Die Pariser Truppen hatten diese erste Probe zum Theil sehr schlecht bestanden. Einige Regimenter ergriffen bald nach dem Beginn des Kampfes in wildem Schrecken die Flucht und kamen in der größten Verwirrung in der Stadt an. General Trochu erließ einen Armeebefehl, in welchem er die strengsten Maßregeln gegen die Feiglinge ankündigte.

Am 19. September Abends war die Einschließung von Paris auf der Süd-, wie auf der Nordseite beendigt.

Der **Kronprinz** von Preußen nahm sein Hauptquartier in **Versailles**, der alten französischen Königsstadt, der **König** zunächst in **Ferrières**, einem Landsitze des Baron von Rothschild, einige Wochen später (am 5. Oktober) gleichfalls in **Versailles**.

Waffenstillstands-Verhandlungen. Die französische Regierung hatte kurz vor der Einschließung von Paris einen Theil ihrer Mitglieder nach **Tours** entsendet, um von dort aus als **Regierungs-Delegation** die Leitung der Provinzen in der Hand zu behalten, während der Hauptsitz der Regierung noch in Paris verbleiben sollte.

Die neue Regierung war von vorn herein wohl nur von einem schwachen Vertrauen zu dem schließlichen Erfolge ihres Widerstandes erfüllt; denn sie war alsbald ängstlich bemüht, bei den fremden Mächten eine Stütze zu finden. Der alte Staatsmann **Thiers** wurde mit einer Sendung an alle großen Höfe betraut, um die Regierungen zu einer Einmischung zu Gunsten Frankreichs zu stimmen. Derselbe mußte jedoch überall die Erfahrung machen, daß die Neigung der Mächte zu einer wirklichen Einmischung, insoweit sie früher vorhanden gewesen, nach dem Entscheidungsschlage von Sedan und nach der Einrichtung einer republikanischen Regierung in Frankreich vollends beseitigt war. Die französische Regierung erkannte bald, daß ihr Nichts übrig bleiben werde, als sich mit Deutschland selbst auseinander zu setzen, und der Minister **Jules Favre** bat in den Tagen, als sich die Einschließung von Paris vollzog, den Grafen **Bismarck** um eine Unterredung, welche ihm bewilligt wurde.

Graf **Bismarck** hatte inzwischen in zwei diplomatischen Rundschreiben (am 13. und 16. September) die Stellung Deutschlands zu den neuen Verhältnissen Frankreichs klar angekündigt. Er erinnerte daran, daß der Krieg gegen Deutschland in Wahrheit durch die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung in Frankreich hervorgerufen worden sei; deshalb könne Deutschland eine Gewähr für die Zukunft nicht in angeblich besseren

französischen Stimmungen suchen, müsse vielmehr auf einen neuen Angriff von Seiten Frankreichs gefaßt sei.

„Eine solche Anstrengung, wie die heutige," schrieb Graf Bismarck, „darf der deutschen Nation nicht dauernd von Neuem angesonnen werden; und wir sind daher gezwungen, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe zu erstreben, Bürgschaften zugleich für den europäischen Frieden, der von Deutschland eine Störung nicht zu befürchten hat. Diese Bürgschaften haben wir nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation zu fordern, welche gezeigt hat, daß sie jeder Herrschaft in den Krieg gegen uns zu folgen bereit ist, wie die Reihe der seit Jahrhunderten von Frankreich gegen Deutschland geführten Angriffskriege unwiderleglich darthut."

Das zweite Rundschreiben (vom 16. September) beleuchtete die Versicherung J. Favre's über Frankreichs Friedensliebe und die Zumuthungen desselben an Deutschland. Graf Bismarck sagte:

„An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Akte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern, und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im voraus zu verdammen. Die Zumuthung, daß wir jetzt einen Waffenstillstand ohne jede Sicherheit für unsere Friedensbedingungen abschließen sollten, könnte nur dann ernsthaft gemeint sein, wenn man bei uns Mangel an militärischem und politischem Urtheil oder Gleichgültigkeit gegen die Interessen Deutschlands voraussetzt. — — Wir sind fern von jeder Neigung zur Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs. Was für eine Regierung sich die französische Nation geben will, ist für uns gleichgültig. Formell ist die Regierung des Kaisers Napoleon bisher die allein von uns anerkannte. Unsere Friedensbedingungen, mit welcher zur Sache legitimirten Regierung wir dieselben auch mögen zu verhandeln haben, sind ganz unabhängig von der Frage, wie und von wem die französische Nation regiert wird, sie sind uns durch die Natur der Dinge und das Gesetz der Nothwehr gegen ein gewaltthätiges und friedloses Nachbarvolk vorgeschrieben. Die einmüthige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde.

So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensive bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist,

im Besitze Frankreichs, eine stets offene Ausfallspforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Character; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Frankreich dagegen wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, ebenso händelsüchtig und ruchlos wie in diesem Jahre, wiederum angreifen, sobald es sich durch eigene Kraft oder fremde Bündnisse stark genug dazu fühlt."

Hiermit hatte Graf Bismarck zum ersten Male mit voller Klarheit und Bestimmtheit die politischen Forderungen für den Friedensschluß angekündigt: er durfte sich dabei in der That auf die einmüthige Stimme des deutschen Volkes berufen, welche seit den großen und entscheidenden Siegestagen die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen für Deutschland als den unabweislichen Siegespreis bezeichnet hatte.

Die Zusammenkunft von Jules Favre mit dem Grafen von Bismarck fand am 19. zu Haute Maison und am 20. in Ferrières statt. Es handelte sich dabei vor Allem um die Bedingungen eines Waffenstillstands, nur beiläufig um die künftigen Friedensbedingungen. In dieser Beziehung erklärte J. Favre vorweg, daß er jede mögliche Geldentschädigung in Aussicht stellen könne, Landabtretungen dagegen ablehnen müsse. Nachdem Graf Bismarck letztere als unentbehrlich bezeichnet hatte, erklärte Favre die Friedensunterhandlungen als aussichtslos, weil Landabtretungen für Frankreich erniedrigend, ja sogar entehrend sein würden. „Es gelang mir nicht," berichtete Graf Bismarck über die Unterredung, „ihn zu überzeugen, daß Bedingungen, deren Erfüllung Frankreich von Italien erlangt, von Deutschland gefordert habe, ohne mit einem der beiden Länder im Kriege gewesen zu sein, Bedingungen, welche Frankreich ganz zweifellos uns auferlegt haben würde, wenn wir besiegt worden wären, und welche das Ergebniß fast jeden Krieges auch der neuesten Zeit gewesen wären, für ein nach tapferer Gegenwehr besiegtes Land an sich nichts Entehrendes haben könnten, und daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei, als diejenige aller anderen Länder. Ebensowenig fand ich bei Herrn Favre dafür ein Verständniß, daß die Rückgabe von Straßburg bezüglich des Ehrenpunktes keine andere Bedeutung als die von Landau oder Saarlouis haben würde, und daß die gewaltthätigen Eroberungen Ludwigs XIV. mit der Ehre Frankreichs nicht fester verwachsen wären, als diejenigen der ersten Republik oder des ersten Kaiserreichs." Eine praktischere Wendung nahmen die Besprechungen erst in Ferrières, wo sie sich mit der Frage des Waffenstillstands beschäftigten.

Als Bedingungen des Waffenstillstands wurde von deutscher Seite die Uebergabe der Festungen verlangt, welche die Verbindung der deutschen Truppen mit Deutschland erschwerten, vornehmlich von Straßburg, Toul und einigen kleinen Festungen. J. Favre legte seinerseits den größten Werth darauf, daß die Einschließung von Paris während des Waffenstillstands aufgegeben werde; hierauf erklärte jedoch Graf Bismarck

nur eingehen zu können, wenn den Deutschen irgend ein wichtiger Punkt der Festungswerke eingeräumt würde. Da J. Favre dies entschieden ablehnte, so blieb als schließlicher Vorschlag Folgendes bestehen: ein Waffenstillstand auf 14 Tage bis 3 Wochen unter der Bedingung, daß vor Paris der militärische Stand der Dinge aufrecht erhalten bleibe, daß bei Metz die Feindseligkeiten fortdauern, daß aber Straßburg, Toul und Bitsch übergeben werden. J. Favre gerieth über diese Vorschläge als eine vermeintliche Beleidigung Frankreichs in die größte Aufregung; dieselben wurden in der That von der Pariser Regierung schlechthin abgelehnt.

Eine Proclamation derselben gab dem französischen Volke die erneute Versicherung, daß weder ein Zoll französischen Bodens, noch ein Stein der Festungen aufgegeben werden solle. Die Regierung in Tours verkündete lügenhaft: Graf Bismarck habe erklärt, daß Preußen den Krieg fortsetzen wolle, um Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabzusetzen. Auf solche unverschämte Ansprüche könne man nur durch den Kampf bis aufs Aeußerste antworten. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben, als nachgeben. Gleichzeitig wurde das Dekret über die Wahlen zu einer constituirenden Nationalversammlung aufgehoben und dadurch das französische Volk der Möglichkeit beraubt, sich über die Politik der neuen Regierung auszusprechen.

Straßburg. Die nächsten Tage schon nach dem Scheitern der Waffenstillstandsverhandlungen sollten zeigen, wie gemäßigt die Forderungen des Grafen Bismarck gewesen waren, wie thöricht dagegen die Aufregung J. Favres. Die beiden Festungen, deren Uebergabe vorzugsweise als der Preis des Waffenstillstandes gefordert wurde, Toul und Straßburg mußten sich noch in der ersten Woche nach dem Abbruch der Verhandlungen bedingungslos ergeben.

Am 20. September hatte J. Favre Ferrières verlassen, am 23. Septbr. capitulirte Toul, am 27. Straßburg.

„Toul genommen", so meldete eine Depesche vom 23. Septbr. aus dem Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, welcher mit einem Theil des neugebildeten 13. Armeecorps, das er aus Deutschland herbeigeführt, seit Kurzem vor Toul stand. Toul ist eine Festung zweiten Ranges, ihr Besitz aber war für die deutschen Armeen deshalb von großer Wichtigkeit, weil dieselbe den einzigen bisher zu benutzenden Eisenbahnweg nach Paris sperrte und hierdurch der Verpflegung der deutschen Armeen große Schwierigkeiten bereitete. Auch die Herbeischaffung groben Belagerungsgeschützes nach Paris war dadurch einstweilen verhindert. Nachdem die Festung schon seit mehreren Wochen belagert worden, schritt man am 23. Septbr. zum Bombardement, welches nach achtstündiger Dauer die Capitulation zur Folge hatte. Demzufolge konnte nunmehr die ununterbrochene Eisenbahnverbindung bis in die Nähe von Paris hergestellt werden.

Viel gewichtiger war die Siegeskunde, welche wenige Tage darauf ganz Deutschland mit Jubel erfüllte.

Am 27. September capitulirte Straßburg.

General von Werder, welchem bei dem weiteren Vormarsch der Armee des Kronprinzen das Kommando des Belagerungscorps von Straß-

burg, bestehend aus den Badensern, der preußischen Garde-Landwehr und der 1. Reserve-Division, übertragen worden war, hatte Straßburg am 13. August eingeschlossen; am 19. August traf das Belagerungsgeschütz ein. Da die Straßburger Artillerie gegen alles Völkerrecht unausgesetzt die offene Stadt und das Dorf Kehl auf dem linken Rheinufer beschoß und dieselben großentheils einäscherte, der vom General von Werder hiergegen erhobene Widerspruch aber völlig unbeachtet blieb, so konnte er nicht länger Bedenken tragen, auch seinerseits mit der Beschießung Straßburgs vorzugehen, so schmerzlich der alten deutschen Stadt gegenüber diese Nothwendigkeit in ganz Deutschland empfunden wurde. Am 24. August Abends wurde ein sehr wirksames Bombardement gegen die Festung eröffnet, in der Nacht zum 30. August zum förmlichen Angriff und zwar gegen die Front des Steinthors übergegangen. Schon in der Nacht zum 12. Septbr. war man bis zum Fuße des Glacis vorgedrungen; am 15. wurde die Räumung des Glacis vorgenommen und am 20. und am 21. zwei Lünetten nach geringem Widerstande genommen. Trotz des lebhaften Feuers der Vertheidiger konnte schon in den nächsten Tagen eine Breschbatterie eröffnet werden, und der förmliche Sturm war bevorstehend, als der Kommandant sich endlich zur Capitulation entschloß.

Am 27. September Nachmittags 5 Uhr wurde eine weiße Flagge auf dem Thurm des Straßburger Münster aufgezogen und ein Parlamentär begab sich in das Hauptquartier des General Werder, wo während der Nacht die Capitulation unterzeichnet wurde. Die Besatzung in der Stärke von 16,000 Mann wurde kriegsgefangen, ein sehr bedeutendes Kriegsmaterial, darunter 1200 Kanonen, fiel in die Hände der Sieger. Am 28. Vormittags zogen die ersten deutschen Truppen unter den Klängen der „Wacht am Rhein," und des Arndt'schen Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland" ein. Am 30. Septbr. fand der feierliche Einzug des Generals von Werder und darauf Gottesdienst in der Thomaskirche statt.

Keine Siegesnachricht im ganzen wunderbaren Verlaufe des Krieges erfüllte die deutschen Herzen mit so inniger Freude, wie die Kunde von der Einnahme Straßburgs. So groß der Triumph und Siegesjubel über Sedan und über des Kaisers Gefangennehmung waren, so war doch die Befriedigung des deutschen Volkes über Straßburg noch tiefer und inniger: überall wurde empfunden, daß in der Einnahme Straßburgs nicht blos ein kriegerischer Erfolg, sondern vor Allem ein hochbedeutsames nationales Ergebniß gefeiert wurde. Die Wiedergewinnung Straßburgs war im deutschen Volksbewußtsein das Wahrzeichen der Wiedergeburt Deutschlands, der Auferstehung des Volkes zu nationaler Kraft und Macht. Ebenso wie die Losreißung Straßburgs vom deutschen Reiche durch französische List die Zeit des tiefsten Verfalls unseres Vaterlandes bezeichnete, so ist durch eine wunderbare Fügung Gottes die Wiedervereinigung der alten deutschen Stadt mit dem neu erstehenden Reiche die erste Bethätigung der geeinigten Volkskraft Deutschlands geworden. Indem das deutsche Volk aber die Wiedergewinnung Straßburgs als ein Fest der Wiedererstehung Deutschlands feierte,

wurde zugleich überall das ernste Gelübde ausgesprochen, daß die Grundlage der neu erwachten Kraft, die Einmüthigkeit der Herzen und die Gemeinschaft des nationalen Strebens gewahrt und durch feste politische Einrichtungen gesichert werden sollten.

Neue Armeebildung. Durch die Capitulation von Straßburg wurde die dortige Belagerungsarmee größtentheils für andere Zwecke frei, indem nur eine Landwehrdivision als Besatzung dort blieb. Die Garde-Landwehr ging vor Paris. Die übrigen Truppen wurden mit einigen Verstärkungen unter dem Befehl des General von Werder zu einem 14. Armeecorps vereinigt. Eine neue (4.) Reserve-Division unter General von Schmeling rückte, nachdem ein Angriff gegen die norddeutschen Küsten Seitens der französischen Flotte immer unwahrscheinlicher geworden war, nach dem Elsaß, um die Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort einzuschließen und zu belagern.

General von Werder sollte mit dem neu gebildeten 14. Corps zunächst durch die Vogesen nach der Seine auf Châtillon rücken, traf aber bereits bei Etival am 6. October auf überlegene feindliche Abtheilungen, die er nach heftigem Kampfe zurückwarf. Da sich in südlicher Richtung bedeutende Kräfte sammelten, so erhielt Werder nunmehr den Befehl, bis Besançon gegen den Feind vorzugehen. Unter vielfachen Gefechten drang er über Gray vor und beschloß dann auf Dijon zu marschiren, wo inzwischen der italienische General Garibaldi eingetroffen war, und den Oberbefehl über die dort vereinigten Kräfte übernommen hatte.

Durch die Capitulation von Metz trat demnächst eine neue Wendung in Betreff der Operationen der einzelnen deutschen Armeen ein.

Capitulation von Metz. Nachdem der Versuch des Marschall Bazaine, die Einschließungstruppen vor Metz zu durchbrechen, in der Schlacht bei Noisseville am 31. August und 1. Septbr. vereitelt worden war, verhielt sich die französische Armee in ihren Lagern unter den Mauern von Metz während der folgenden drei Wochen völlig ruhig. Man verstärkte auf beiden Seiten die Vertheidigungslinien und die Feindseligkeiten beschränkten sich auf Vorpostengefechte und auf eine fortgesetzte Beschießung der deutschen Aufstellung aus den schweren Geschützen der Forts. Wollte der Marschall Bazaine noch einmal durchzubrechen versuchen, so erschien es damals am wahrscheinlichsten, daß er in südlicher Richtung zu entkommen suchen würde, um dort die Verbindungslinie der deutschen Heere nach der Heimath zu unterbrechen. Deshalb legte Prinz Friedrich Carl Anfang September den Schwerpunkt der Einschließung nach der Südfront. Eine besondere Sorgfalt mußte dabei der Gesundheitspflege der Truppen gewidmet werden. Die Armee lagerte auf den Leichenfeldern von Gravelotte und Vionville, und in den aus denselben aufsteigenden Dünsten lag eine große Gefahr, welche noch erheblich gesteigert wurde, als im September unaufhörlich Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den Grabhügeln auf den Schlachtfeldern wegschwemmten und die Lagerstätten der Truppen in wahre Moräste verwandelten. In der That begannen Krankheiten, wie Ruhr und Typhus in bedenklicher Art die Reihen zu lichten. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überstanden alle Schwierig-

keiten der Lage, unterstützt und ermuthigt durch die Sorgfalt ihrer Vorgesetzten, wie aller Zweige der Armee-Verwaltung, nicht minder auch durch die thätige Theilnahme der ganzen Nation daheim, welche hier reiche Gelegenheit fand und ergriff, den Söhnen und Brüdern, die muthig für's Vaterland stritten und wachten, den Zoll ihrer Dankbarkeit darzubringen.

Prinz Friedrich Carl war vom 13. Septbr. an der alleinige Befehlshaber vor Metz, indem General von Steinmetz als Gouverneur von Posen abberufen und die Corps der I. Armee bis auf Weiteres dem Prinzen unmittelbar unterstellt wurden. Je mehr sich die Einschließung verlängerte, desto mehr schwanden die Hoffnungen für Bazaine, nach dem Süden oder Westen durchzubrechen; denn während die Kraft seiner schwer geprüften Truppen immer mehr abnahm, dehnte sich das von den deutschen Armeen beherrschte Gebiet nach Süden und Westen immer weiter aus, besonders nachdem auch Toul und Straßburg gefallen waren. Es wurde daher immer wahrscheinlicher, daß Bazaine jetzt den Versuch machen würde, sich nördlich nach dem nahe gelegenen Luxemburg durchzuschlagen. Prinz Friedrich Carl veränderte hiernach die Stellung der Truppen, indem er besonders die Aufstellung gegen die Nordostfront von Metz verstärkte.

Am 2. Oktober unternahm Bazaine einen Ausfall nach Nordwesten gegen die so eben von der Landwehr-Division Kummer besetzten Stellungen auf dem linken Moselufer, wurde aber kräftig zurückgewiesen; am 7. Oktober folgte ein stärkerer Ausfall gegen dieselbe Division bei Woippy. Es entwickelte sich der heftigste Kampf bis in die Nacht, in welchem sich die Bravour und Ausdauer der preußischen Landwehr trefflich bewährte. Dieselbe wurde im Lauf des Kampfes von herbeieilenden Verstärkungen vom 3. und 10. Corps kräftig unterstützt, und der Feind schließlich mit großen Verlusten überall zurückgeschlagen. Es war der letzte Versuch der französischen Armee gewesen, sich dem drohenden Untergange zu entziehen. Bald darauf traten deutlich die Spuren des nahenden Verfalls hervor. Die Zahl der durch Hunger zu den deutschen Vorposten getriebenen Ueberläufer mehrte sich täglich, und durch sie erhielt man auf preußischer Seite Nachricht von der traurigen Lage, in welcher sich die eingeschlossene feindliche Armee befand. Der größte Theil der Artillerie- und Cavalleriepferde war bereits geschlachtet, die Mannschaften durch die langen Entbehrungen geschwächt und durch das Mißlingen aller ihrer Anstrengungen entmuthigt, so daß neue Durchbruchsversuche kaum noch unternommen werden konnten. Bazaine schien es in der That nur noch darauf anzukommen, für die unvermeidliche Capitulation möglichst günstige Bedingungen zu erlangen, namentlich neben der Capitulation der Festung Metz besondere Abmachungen für seine Armee zu erreichen. Er sandte den General Boyer ins deutsche Hauptquartier nach Versailles, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Inzwischen war der Mangel an Lebensmitteln in Metz so sehr gestiegen, daß der Festungskommandant am 21. Oktober dem Marschall Bazaine mittheilte, er könne der vor der Festung lagernden Armee keine Mundvorräthe mehr geben. So blieb der „Rheinarmee" nur noch die Wahl zwischen dem Hungertode und der Kriegsgefangenschaft. Nach Abhaltung eines Kriegsraths wurden am 24. Oktober Capitulationsver-

handlungen angeknüpft. Am 25. erschien der alte General Changarnier im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl zu Corny, um möglichst ehrenvolle Bedingungen für die französische Armee zu erbitten. Die eigentlichen Verhandlungen fanden zwischen dem General von Stiehle und dem französischen General Jarras im Schlosse Frescaty statt, woselbst am 27. Oktober Abends die Capitulations-Urkunde unterzeichnet wurde. Die Bedingungen waren im Wesentlichen die von Sedan, die Uebergabe der Armee und der Festung, die Armee kriegsgefangen, das Material der Festung als Kriegsbeute; nur blieb den Offizieren in Anbetracht der bewiesenen Tapferkeit der Armee der Degen belassen. Es fielen in deutsche Hand: 3 Marschälle, 50 Generale, 6000 Offiziere, 173,000 Mann, 53 Adler mit Fahnen und ein ungemein großes Kriegsmaterial.

Am 29. Oktober rückten die preußischen Truppen in Metz ein. Am Nachmittag erfolgte auf der Chaussee von Metz nach Nancy vor Prinz Friedrich Carl der Vorbeimarsch der französischen Garde, welche darauf die Waffen niederlegte. Die übrigen Corps waren schon vorher in der Festung entwaffnet worden. Die Landwehr-Bataillone von der Division Kummer geleiteten die gefangenen französischen Truppen nach Deutschland.

Die ganze große Armee, welche im Juli ausgezogen war, um, wie ganz Frankreich wähnte, in raschem Siegeslaufe nach Berlin zu gehen und in Königsberg einen demüthigenden Frieden zu diktiren, — befand sich nunmehr kriegsgefangen in allen Festungen Deutschlands, bis Königsberg hin. König Wilhelm ernannte auf Anlaß dieses gewaltigen Ereignisses den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Carl zu Feldmarschällen, eine Würde, die bis dahin keinem preußischen Prinzen verliehen worden war. Zugleich erkannte der Königliche Oberfeldherr in einem Schreiben an den Prinzen die Ereignisse vor Metz als unvergängliche Ehrentage und Glanzpunkte der Armee an.

Prinz Friedrich Carl hatte am Tage der Capitulation folgenden Armeebefehl an seine bisherigen Truppen gerichtet: „Soldaten der I. und II. Armee! Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besiegten Feind in Metz 70 Tage umschlossen, 70 lange Tage, von denen aber die meisten Eure Regimenter an Ruhm und Ehren reicher, keiner sie daran ärmer machte! Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen strecken würde. Es ist so weit. Heute endlich hat diese Armee von noch voll 173,000 Mann, die beste Frankreichs, über 5 ganze Armee-Corps, darunter die Kaiser-Garde mit 3 Marschällen von Frankreich, mit über 50 Generalen und über 6000 Offizieren capitulirt und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen! — Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermeßliche Vorräthe an Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth dem Sieger zugefallen. Diesen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind, als die es rings umgebenden Oertlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt! Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleichmuth, die Freudig-

keit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten. Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschlossen, und — erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit Ihm darnach abmarschirten Corps, und durch alle diejenigen theuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde starben, oder ihn sich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet sahet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist!"

Neue Waffenstillstands-Verhandlungen. Die Nachricht von der Katastrophe bei Metz erschütterte in ganz Frankreich die Gemüther um so mehr, als die Regierung, um die Nation zur Fortsetzung des Kampfes anzufeuern, die Lage Bazaines bis zum letzten Tage in den günstigsten Farben geschildert hatte. Einen Augenblick konnte es scheinen, als sollte nach dieser neuen großen Entscheidung die Erkenntniß von der Hoffnungslosigkeit ferneren Widerstandes den Sieg über die blinde Leidenschaft davon tragen.

Der alte Thiers erschien am 30. Oktober im Hauptquartier zu Versailles, um abermals eine Verständigung zu versuchen. Derselbe hatte inzwischen auf seiner Rundreise an die großen Höfe Europa's die Erfahrung gemacht, daß Frankreich auf eine Hülfe von außen weniger als je zu hoffen habe. Während des Monats August hatte es an diplomatischen Bemühungen nicht gefehlt, um eine gemeinsame Einwirkung aller neutralen Mächte Behufs Wiederherstellung des Friedens herbeizuführen. Namentlich hatte der österreichische Minister Graf Beust eine solche gemeinschaftliche Haltung der Mächte zu sichern versucht. Auch noch gegen Ende September erneuerte er diese Bestrebungen auf eine Vereinigung der neutralen Mächte, um „die Forderungen des Siegers zu mäßigen und die Empfindlichkeit des Besiegten zu besänftigen." Er vermochte jedoch England und Rußland nicht für eine solche Politik der Einmischung zu gewinnen. Die französische Regierung richtete ihrerseits nach dem Scheitern der Verhandlungen J. Favre's in Ferrières einen Hülferuf an alle neutralen Mächte. Dieselben sollten jetzt zu Preußen „in einem Tone sprechen, der nicht mißverstanden werden könnte, und sie sollten Maßregeln ergreifen, welche die Sicherheit gewährten, daß man ihnen Gehör schenke." In solchem Sinne sollte auch der alte Thiers die verschiedenen Großmächte zu einem wohlwollenden Eingreifen zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen suchen. Thiers mußte sich jedoch schon in London überzeugen, daß man dort zu einer wirksamen thatsächlichen Unterstützung Frankreichs durchaus nicht geneigt war. Die englische Regierung gab vielmehr ihre Ansicht dahin zu erkennen, daß „unter den obwaltenden Kriegsumständen das zähe Festhalten Herrn Favre's an den Bedingungen, „„keinen Zoll breit Landes und keinen Stein einer Festung"" abzutreten, ein großes Hinderniß für den Frieden sei."

Bei dem Grafen Beust in Wien fand Thiers zwar eine größere Bereitwilligkeit, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß zunächst die russische Regierung bereit sei, Schritte bei Preußen zu thun; dann würde

sich Oesterreich gern anschließen. Der Kaiser Alexander von Rußland aber war weniger als je geneigt, eine Einwirkung auf den Lauf des Krieges zu üben. Die russische Regierung gab zu verstehen, daß solche Versuche vielleicht einige Wochen vorher noch möglich gewesen seien; inzwischen aber seien die Ereignisse mit einer Schnelligkeit vorgeschritten, die Niemand hätte voraussehen können. Damals hätten sich zwei Kämpfende gegenüber gestanden, unter denen Vermittlung möglich war, bald nachher habe die Katastrophe von Sedan einen der beiden Kämpfer vernichtet, und der Erfolg des Krieges sei dadurch entschieden.

Die russische Regierung hatte überdies bereits den Plan gefaßt, die Gunst der augenblicklichen europäischen Verhältnisse zu benutzen, um die Fesseln abzustreifen, welche ihr in Folge des Krimkrieges in Bezug auf die freie Bewegung im Schwarzen Meere auferlegt worden waren. Um so weniger konnte sie Neigung haben, sich zum Nachtheil Preußens in den Lauf des Krieges einzumischen. Herr Thiers mußte daher ohne ein anderes Ergebniß als allgemeine Versicherungen der Theilnahme für Frankreich seine Rückreise antreten.

Inzwischen hatte jedoch Graf Bismarck am 4. Oktober allen Mächten eine Denkschrift zugehen lassen, in welcher er auf das unvermeidliche Elend hinwies, das über Paris kommen müsse, wenn die Bevölkerung zu weiterem nutzlosem Widerstande aufgestachelt würde. Hierdurch fanden sich die Regierungen veranlaßt, um die Mitverantwortung für solche Folgen von sich abzuwälzen, der französischen Regierung den dringenden Rath zu ertheilen, einen Waffenstillstand zu erbitten, um eine constituirende Versammlung zu berufen, welche allein berechtigt sei, über Fortsetzung des Krieges oder Wiederherstellung des Friedens zu beschließen. Das englische Kabinet richtete unter Zustimmung der anderen Mächte eine solche Aufforderung an die französische Republik und machte der preußischen Regierung davon Mittheilung. Graf Bismarck antwortete darauf: „Wenn die englische Regierung den Versuch mache, das französische Gouvernement von dem gewaltthätigen und gefährlichen Wege, auf dem es sich befinde, abzuwenden und es Erwägungen zugänglich zu machen, welche Frankreich vor dem weiteren Fortschritte seiner politischen und sozialen Zerrüttung und seine glänzende Hauptstadt vor den Zerstörungen der Belagerung bewahren, so könne er das nur dankbar anerkennen. Man könne sich freilich der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen sei, die wohlwollende Absicht des englischen Kabinets von derselben nur mißverstanden, und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde. Die preußische Regierung werde aber jeden von französischer Seite ihr zugehenden, auf Anbahnung von Friedensverhandlungen gerichteten Vorschlag, bereitwillig entgegennehmen und mit aufrichtigem Wunsche nach Wiederherstellung des Friedens prüfen".

Die Anregung des englischen Ministers fand bei der französischen Regierung eine anscheinend günstige Aufnahme: die Lage Frankreichs gab

in der That dringenden Anlaß, den wohlgemeinten Vorschlag nicht von der Hand zu weisen. Während der Fall von Metz die militärische Situation in hohem Maaße erschwerte, hatte Thiers von seiner diplomatischen Rundreise so wenig Aussicht auf eine wirksame Unterstützung der Mächte zurückgebracht, daß die republikanische Regierung in Tours die Anregung Englands nicht ohne Weiteres von der Hand weisen konnte, ohne auch den letzten Rest von Theilnahme bei den fremden Mächten zu verscherzen. Der alte Thiers wurde dazu auserwählt, zunächst mit der Regierung in Paris, und falls diese zustimmte, in dem Hauptquartiere zu Versailles über einen Waffenstillstand in Verhandlung zu treten. Das deutsche Hauptquartier erklärte sich bereit, Thiers mit freiem Geleite nach Paris gelangen zu lassen. Er brachte in die von allem Verkehr abgeschlossene Hauptstadt die erste Kunde von dem Fall von Metz und von der wirklichen militärischen Sachlage. Die Pariser Regierung stimmte dem Versuche zur Erreichung eines Waffenstillstandes zu, und Thiers begab sich dann zu den Verhandlungen in das deutsche Hauptquartier. Die Forderungen aber, welche er dort Namens der Pariser Regierung stellen mußte, ließen die Hoffnung auf Erfolg von vorn herein nicht aufkommen. Er verlangte 1) eine Dauer des Waffenstillstandes von 25 bis 28 Tagen, 2) während dieser Zeit die Ermöglichung der Versorgung von Paris mit Lebensmitteln, 3) die Betheiligung aller Provinzen (auch Elsaß-Lothringen) an der Wahl der Nationalversammlung. Im Hauptquartier des Königs wurde nun zwar erwogen, daß bei der militärischen Lage der Dinge jeder Waffenstillstand für Deutschland nachtheilig sein mußte, weil er den Franzosen Zeit gewährte, die in der Bildung begriffenen neuen Truppenformationen zu vollenden; trotzdem genehmigte der König, daß ein Waffenstillstand von 25 bis 28 Tagen auf Grund des einfachen militärischen Standes der Dinge zugestanden würde, um in dieser Zeit eine Nationalversammlung zu berufen. Auch in Betreff der Wahlen in Elsaß und Lothringen erhob die preußische Regierung keine Schwierigkeit. Obwohl die Vortheile eines solchen Waffenstillstandes durchaus auf französischer Seite waren, so erklärte Thiers doch, daß er denselben nicht annehmen könne, wenn nicht zugleich eine umfassende Verproviantirung von Paris zugestanden werde. Preußischer Seits wurde vergeblich hervorgehoben, daß für ein solches Zugeständniß jedenfalls irgend ein militärischer Ersatz geboten werden müsse; Thiers blieb dabei, daß er die Verproviantirung ohne jede Gegenleistung fordern müsse. Die unglaubliche Forderung, daß Preußen die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben, und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie beim Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nur nach Vorwänden suchte, der Nation die Wahlen zu versagen, und daß es mit dem Vorschlage eines Waffenstillstandes nicht ernst gemeint sei. Preußen wies diese Zumuthung entschieden zurück. Auf den Vorschlag Bismarck's hatte Thiers noch eine Besprechung mit den Mitgliedern der Pariser Regierung, um denselben entweder einen kürzeren Waffenstillstand oder die einfache Ausschreibung der Wahlen vorzuschlagen; jedoch ohne Erfolg: die Verhand-

lungen wurden abgebrochen und Thiers kehrte nach Tours zurück. In Paris wie in Tours hatte die Politik der blinden Leidenschaft wieder das Uebergewicht gewonnen.

In Paris zumal hatte sich bereits auf die Nachricht von der Anknüpfung neuer Verhandlungen ein stürmischer Widerspruch der äußersten revolutionären Partei gegen die angebliche Schwäche und Verrätherei der Regierung erhoben: es kam zu einem Aufstande vor dem Stadthause, bei welchem mehrere Regierungsmitglieder verhaftet und mit Mühe durch die Nationalgarde befreit wurden. Die Regierung versicherte sich durch eine allgemeine Abstimmung zwar der Zustimmung der großen Mehrheit der Bevölkerung von Paris, aber sie hatte doch nicht mehr den Muth, einen Waffenstillstand, wie er nach Lage der Dinge allein möglich gewesen wäre, abzuschließen. In Tours entschied vollends der leidenschaftliche Einfluß des früheren Advocaten, jetzigen Ministers Gambetta, welcher sich zuerst mit der provisorischen Regierung in Paris hatte einschließen lassen, am 6. Oktober aber die Hauptstadt im Luftballon verlassen hatte, und von da ab als fast unumschränkter Dictator die Provinzen beherrschte und zum Kampf bis aufs Aeußerste antrieb. Sein Geschick zur Aufregung der Massen und seine schrankenlose Thatkraft ließen ihn zuerst anscheinend große Erfolge erringen, aber dieselben schlugen doch bei dem Mangel militärischer Kenntniß schließlich nur zum Verderben Frankreichs aus. Zunächst verstand er es, die niederdrückende Wirkung der Capitulation von Metz rasch zu verwischen und er erklärte einfach Bazaine für einen Verräther, die „große Nation" aber für unbesiegbar, und willig ließen sich die Massen von ihm noch weiter zur Schlachtbank führen. Alle seine Anstrengungen aber waren vornehmlich darauf gerichtet, der eingeschlossenen Hauptstadt Rettung zu bringen.

Der erste Feldzug der französischen Republik.

Die Loire-Armee und die Kämpfe bei Orleans. Die Absicht der französischen Regierung, eine Armee zum Entsatz von Paris hinter der Loire zu bilden, war der deutschen Heerführung seit längerer Zeit bekannt. Man wußte, daß bei Tours ein neues (XV.) Corps gebildet, daß hinter der Loire noch andere Truppen zusammengezogen wurden und daß eine Division aus Algier dort eingetroffen war. Jedenfalls erforderte das etwaige Vorgehen größerer Massen von der Loire her volle Aufmerksamkeit und das deutsche Oberkommando traf bereis Anfangs Oktober die erforderlichen Maßregeln, um die Cernirungsarmee vor Paris gegen etwaige Angriffe von dort sicher zu stellen. Am 6. Oktober wurde ein größeres Corps, bestehend aus dem 1. bairischen Armee-Corps unter General v. d. Tann, der 22. preußischen Division (General v. Wittich), und einer Kavallerie-Division unter Prinz Albrecht von Preußen (Vater) gegen die Loire entsendet. Dasselbe traf am 9. Oktober bei Artenay, an der Straße von Orleans nach Paris, auf den Feind, warf denselben zurück, erstürmte am 10. Oktober nach fortgesetztem Kampfe die nördlichen Vorstädte von Orleans und trieb die Franzosen unter großen Verlusten über die

Loire zurück. Nach diesem ersten Erfolge drang v. d. Tann vorläufig nicht weiter nach Süden vor, weil es bei der Zahl seiner Truppen gewagt gewesen wäre, sich allzuweit von dem Zusammenhang mit der Hauptarmee bei Paris zu entfernen; er hielt mit einem Theile seines Corps eine beobachtende Stellung bei Orleans fest, während die übrigen Theile, die 22. preußische Division und das Reitercorps unter Prinz Albrecht (Vater) westwärts nach Chateaudun, Chartres u. s. w. gingen, um auch dort den Rücken unserer Belagerungsarmee zu decken und vor jeder Gefahr zu schützen. Ein weiteres Vorrücken war für den Zeitpunkt vorbehalten, wo es möglich sein würde, umfassendere Kräfte für diese Aufgabe zu verwenden. Dieser Zeitpunkt schien nach dem Falle von Metz herbeigekommen, indem ein Theil der bisher dort festgehaltenen Armeen jetzt für die mittleren Provinzen Frankreichs verfügbar wurde. Der hieraus entstehenden Gefahr wollten die Franzosen vermuthlich durch einen raschen Schlag gegen das von der Tann'sche Corps, so lange es noch der Verstärkung entbehrte, zuvorkommen. In denselben Tagen, wo in Versailles über einen Waffenstillstand verhandelt wurde, setzte sich die Loire-Armee, deren Bildung Seitens der Regierung in Tours mit dem größten Eifer betrieben worden war, unter dem Oberkommando des General Aurelles de Paladine in Bewegung und rückte in einer Stärke von 60 bis 80,000 Mann gegen Orleans vor. General von der Tann war angewiesen, im Falle der Entwicklung überlegener feindlicher Streitkräfte Orleans zu räumen, um sich mit der Division des Generals Wittich und einer Division vom 13. Corps, die unter dem Großherzog von Versailles her im Anmarsch war, zu vereinigen. Im Sinne dieser Weisungen handelte General von der Tann, als er Orleans vor einem um das Doppelte überlegenen Feinde räumte und sich nach Artenay, 2½ Meilen von Orleans, zurückzog. Sein Plan war, bei Toury die Vereinigung mit der 22. Division von Chartres her zu bewirken. Ungefähr auf der Mitte des Weges aber, bei Coulmiers, traf er die Franzosen, die sogleich zum Angriff übergingen. Es kam zu einem Treffen, in dem in siebenstündigem Gefecht das bairische Corps wacker Stand hielt. Im Centrum wurde der Angriff drei Mal, auf dem rechten Flügel vier Mal abgeschlagen, und wurde der Kampf erst abgebrochen, nachdem der Feind sich mit seiner ganzen Heeresmasse engagirt hatte. General von der Tann wich der Uebermacht der Franzosen, nachdem er erkannt, daß er denselben bedeutende Verluste beigebracht. In der Nacht vom 10. zum 11. erfolgte in Toury die Vereinigung mit dem General v. Wittich, und am Vormittag des 11. traf aus Angerville die Meldung ein, daß der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division dort angelangt sei und als ältester General nunmehr den Oberbefehl über die gesammten Truppen übernommen habe.

Die Franzosen feierten den Erfolg bei Coulmiers in der überschwänglichsten Weise; Gambetta besonders begrüßte diesen „ersten Trost“ für Frankreich mit der größten Zuversicht für das weitere Gelingen seiner Pläne. Daß jedoch die französischen Truppenführer den vorläufigen Erfolg bei Coulmiers nicht überschätzten, ergab sich daraus, daß sie in den nächstfolgenden Tagen keinen Versuch machten, ihren Sieg zu ver-

folgen. Und doch hätten sie dies aufs Schleunigste thun müssen, wenn sie irgend eine Zuversicht des Gelingens gehegt hätten; denn ihr Ziel war ja nicht Orleans, sondern die Befreiung von Paris und diesem Ziele mußten sie um so unaufhaltsamer zueilen, als jeder Tag des Verzugs ihnen nur größere Schwierigkeiten und Gefahren bringen konnte.

Die Loire-Armee war nach dem Treffen bei Coulmiers den Baiern nur eine kurze Strecke gefolgt. In den Tagen darauf wurden die Nachrichten über das Verbleiben derselben unsicher. Bald verlautete jedoch, daß sich in der Gegend von Chateaudun starke feindliche Kräfte sammelten und es gewann den Anschein, als wollten die Franzosen nicht mehr von Orleans her, sondern vom Westen über Chartres auf Paris losgehen. Der Großherzog von Mecklenburg theilte daher seine Kräfte und ließ zunächst die 22. Division auf Chartres marschiren. Als sich aber am 4. November stärkere feindliche Truppenmassen von Dreux, nur zwei Tagemärsche von Versailles zeigten, marschirte er auch mit der 17. Division und dem 1. bairischen Corps nordwestlich, um das K. Hauptquartier vor einem Ueberfall zu schützen. Gleichzeitig wurde die Garde-Landwehr von Versailles auf Dreux vorgesandt. Die 17. Division (unter General von Treskow) traf am 17. südlich von Dreux auf 6 bis 7000 Mobilgarden und Marinetruppen, warf sie zurück und besetzte am Abend Dreux. Der Feind zog unter dem Schutze der Dunkelheit ab. Unterdeß war die 22. Division mit der 6. Cavallerie-Division gegen feindliche Abtheilungen bei Chateauneuf marschirt, stieß am 18. Novbr. bei dieser Stadt auf lebhaften Widerstand, warf aber nach heftigem Wald- und Dorfgefecht den Feind mit starkem Verlust zurück. Diese verschiedenen Gefechte hatten dem deutschen Hauptquartier die Gewißheit verschafft, daß die in jener Gegend befindlichen Truppen nicht der Loire-Armee, sondern einer unter General Kératry gesammelten West-Armee angehörten. Die Loire-Armee dagegen stand noch in der Gegend von Orleans. Ihr Schicksal sollte nunmehr durch die unter dem Feldmarschall Prinz Friedrich Carl von Metz herbeirückende II. Armee entschieden werden.

Metz war gerade zur rechten Zeit gefallen, um die bisherige Einschließungsarmee zum Kampf gegen die im Norden und Süden vor Paris neu gebildeten und vorrückenden französischen Armeen erfolgreich verwenden zu können. Schon mehrere Tage vor dem Falle von Metz war aus dem großen Hauptquartier die Ordre ergangen, daß die I. Armee unter General von Manteuffel unter Zurücklassung eines Corps zur Besetzung von Metz, zur Belagerung von Thionville, Montmédy u. s. w. mit mindestens zwei Corps nach dem Norden Frankreichs, die II. Armee (Prinz Friedrich Carl) mit dem 3., 9. und 10. Corps an die mittlere Loire vorrücken sollte, während das 2. Corps der Einschließungsarmee vor Paris zugewiesen wurde. Am 2. November trat die Armee des Prinzen den Marsch in der Richtung auf Troyes an, am 10. November war die Armee auf der Linie Chaumont-Troyes angelangt, als der Prinz die telegraphische Meldung von Versailles erhielt, daß starke feindliche Streitkräfte von der Loire im Vorrücken seien, und daß er den Marsch so zu beschleunigen habe, um

mit dem 9. Corps jedenfalls schon am 14. vor Fontainebleau einzutreffen. Die ganze II. Armee rückte nunmehr in den angestrengtesten Eilmärschen in breiter Linie vor, um noch zur rechten Zeit dem Vorrücken der Loire-Armee zu begegnen.

Sowie die Spitzen der II. Armee sich der Loire näherten, ging vom großen Hauptquartiere der Befehl aus, daß dem Großherzog von Mecklenburg nur noch die Sicherung nach Westen gegen die etwa von Dreux und Chartres her im Vormarsch befindlichen Streitkräfte, dem Prinzen Friedrich Carl dagegen die Sicherung auf der Straße von Orleans auf Paris zufallen solle. Der Prinz ließ demzufolge das 9. Armeecorps alsbald in westlicher Richtung auf die Straße Orleans-Etampes-Paris vorrücken, das 3. Corps sammelte sich bei Pithiviers, wo der Prinz am 20. November auch sein Hauptquartier nahm, während das 10. Corps auf dem linken Flügel Montargis erreichte. Die weiteren Operationen hingen davon ab, ob die Hauptkräfte des Feindes sich bei Orleans oder weiter westlich zeigen würden. Schon in den folgenden Tagen wurde durch die vorschwärmende Kavallerie zur Gewißheit, daß die Loire-Armee dem Prinzen Friedrich Carl gegenüber stand und sich bedeutend verstärkte. Untrügliche Anzeichen ergaben dann weiter, daß sich vier ganze Corps an der Loire befanden und daß also dem Prinzen ein an Zahl weit überlegener Feind in einer von Natur sehr günstig.n Stellung gegenüber stand, entschlossen, wie es schien, den Kampf hier aufzunehmen. Der deutschen Heerführung war dies durchaus erwünscht, und sie sorgte dafür, daß alle verfügbaren Truppen im rechten Augenblick an der entscheidenden Stelle wären. An den Großherzog von Mecklenburg erging der Befehl, mit dem größten Theile seiner Truppen an die Loire zu rücken, auch wurde seine Armee-Abtheilung zum Zwecke der Einheit der Operationen bis auf Weiteres unter den Oberbefehl des Prinzen-Feldmarschalls gestellt. Unterdeß waren die Corps der II. Armee schon am 24. November bei Artenay, bei Chevilly und Ladon mit den Vorposten des Feindes zusammengestoßen, welcher längs des Meilen langen Waldes von Orleans eine sehr befestigte Stellung einnahm. Am 28. November wurde das 10. Armeecorps plötzlich auf seiner ganzen Front von sehr überlegenen Kräften angegriffen. General von Voigts-Rhetz concentrirte das Corps bei Beaune-la-Rolande. Obgleich dasselbe zur Zeit nur 3 Brigaden zählte, wies es in achtstündiger heißer Schlacht, am Nachmittage unterstützt durch herbeieilende Abtheilungen der 5. Infanterie-Division und der 1. Kavallerie-Division, alle Angriffe tapfer zurück. Erst die einbrechende Dunkelheit, unter deren Schutze sich der Feind mit sehr bedeutenden Verlusten zurückzog, machte dem Kampfe ein Ende. In den nächstfolgenden Tagen traf der Großherzog von Mecklenburg auf dem rechten Flügel der II. Armee ein. Am 2. December ging der Feind auf dieser Seite zum Angriff vor, zunächst gegen das 1. baiersche Corps, welches aber sofort von der 4. Kavallerie-Division und von der 17. Division (Treskow) Unterstützung erhielt. Alle Angriffe des im Laufe des Tages bedeutend verstärkten Feindes wurden auch hier wirksam abgewiesen und die Franzosen gingen am Abend in Unordnung zurück. Auch die 22. Division (Wittich) hatte an demselben Tage bei Poupry den Feind zurückgeschlagen und war bis Artenay vorgedrungen.

Durch diese verschiedenen mißglückten Versuche war der Feind erschüttert, und Prinz Friedrich Carl hielt den Augenblick für gekommen, um eine Entscheidung herbeizuführen; er gab den Befehl, daß am 3. December alle Corps gleichzeitig und von allen Seiten gegen Orleans vorrücken sollten. In der That ging am 3. Vormittags das 3. Corps von Pithiviers gegen Chilleurs vor, fand den Feind in befestigter Stellung und warf ihn zurück; das 10. Corps marschirte am Nordrande des Waldes von Orleans, stieß dort gleichfalls auf den Feind und warf ihn in den Wald; dieser stieß später auf die Vorposten des 3. Corps und wurde vollständig zersprengt, Das 9. Corps hatte seinerseits den Feind bei Artenay angegriffen und im fortlaufenden Kampfe mit großem Verlust bis Chevilly zurückgedrängt; endlich hatte auch der Großherzog von Mecklenburg auf dem rechten Flügel den Feind auf Orleans zurückgeworfen und mit der 22. Division Chevilly genommen. Alle Corps bivouakirten trotz Kälte und Regen auf den gewonnenen Stellungen, um am anderen Morgen (4. December) das allseitige Vordringen auf Orleans fortzusetzen. Das 9. Corps traf den Feind am Vormittage in sehr fester Stellung, eroberte dieselbe und drang vor einbrechender Dunkelheit siegreich bis zum Bahnhofe von Orleans vor. Nach dem Befehl des Prinzen Friedrich Carl sollte der Angriff auf die Stadt erst am andern Morgen stattfinden, damit in der Dunkelheit nicht die von allen Seiten eindringenden Corps auf einander feuerten. Unterdeß war auch die Armee-Abtheilung des Großherzogs unter fortwährendem Infanteriegefecht und unter glücklichen Attaquen der Kavallerie gegen den abziehenden Feind in den Weinbergen, welche Orleans umgeben, vorgerückt. Schon war die Dunkelheit hereingebrochen, als die Vortruppen des Großherzogs von Norden und Westen in die Vorstädte von Orleans eindrangen und kämpfend bis in die innere Stadt gelangten. Da erschien der Kommandant vor dem Großherzoge und bot die Uebergabe der Stadt unter der Bedingung an, daß den Franzosen zwei Stunden zu freiem Abzuge gewährt würden. Da ein Straßenkampf in der Dunkelheit nicht beabsichtigt war, so ging der Großherzog auf das Anerbieten ein und besetzte Orleans um Mitternacht mit drei Brigaden. Es gelang hierdurch, die beiden festen Loirebrücken zu erhalten, was ein wichtiger Gewinn war. Am 5. Morgens rückte auch das 3. und 9. Corps in die Stadt ein. König Wilhelm hatte am 4. December 12 Uhr Nachts an die Königin telegraphirt:

„Nach zweitägiger Schlacht der II. und Mecklenburgischen Armee hat das Corps Manstein die Vorstadt St. Jean, den Bahnhof von Orleans heute Abend genommen. Die anderen Corps stehen bereit, morgen die Stadt zu nehmen. Wilhelm.

Am anderen Morgen konnte er die Nachricht senden: „Orleans ist noch in dieser Nacht besetzt worden, also ohne Sturm. Gott sei gedankt."

So endete der erste Versuch Gambetta's, mit den Kräften der Provinz der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Im Walde von Fontainebleau hatte Trochu mit der Loire-Armee zusammentreffen sollen, um dann gemeinschaftlich gegen die Einschließungsarmee vorzugehen. Aber wie Trochu ver-

geblich rang, sich einen Weg durch die deutschen Linien vor Paris zu bahnen, so wurde die Loire-Armee auf ihren ersten Schritten zersprengt. So sehr die Schnelligkeit überraschen mußte, mit welcher Frankreich eine Armee von mehr als 150,000 Mann zu schaffen vermocht hatte, so traten doch gleich bei Orleans alle die Mängel dieser raschen Truppenbildung zumal im Vergleich mit der deutschen Armee hervor: auf französischer Seite schwerfällige Massen ohne festen inneren Gehalt, auf deutscher Seite geschulte Truppen, zwar nicht halb so stark, aber in fester Gliederung und unter sicherer Führung. Daher erklärte sich auch der große Unterschied in den Verlusten: bei der Armee des Prinzen Friedrich Carl nur 1000 Todte und Verwundete, auf französischer Seite allein über 12,000 Gefangene.

Der Rückzug der französischen Armee war in der Art erfolgt, daß zwei Corps einige Meilen südöstlich von Orleans (stromaufwärts), ein Corps in Orleans selbst über die Loire gegangen war, zwei Corps andere Wege nach Blois und Tours eingeschlagen hatten. Die bisherige Loire-Armee war in mindestens zwei Haupttheile zerfallen, welche, durch die Loire und durch weite Entfernungen getrennt, fürs Erste nicht gemeinsam operiren konnten. Der Gewalthaber Gambetta machte alsbald aus der Noth eine Tugend und kündigte in einer neuen prahlerischen Proklamation an, daß er jetzt zwei Armeen gebildet habe, welche diesseits und jenseits der Loire operiren sollten.

Das Kommando über die eine wurde dem General Bourbaki übertragen, welcher die zersprengten Corps im Innern Frankreichs bei Nevers und Bourges sammeln sollte, — die andere Armee unter dem General Chanzy ging zunächst in der Richtung auf Blois und Tours vor, um weitere Kräfte aus dem Westen an sich zu ziehen; die deutschen Armeen nahmen jedoch gleich nach der Einnahme von Orleans die Verfolgung des Feindes in allen Richtungen mit großer Energie auf. Ein Theil der Armee des Prinzen Friedrich Carl folgte den feindlichen Corps stromaufwärts an der Loire auf Nevers zu. Andere Abtheilungen mit zahlreicher Kavallerie verfolgten den Feind auf dem geraden Wege von Orleans nach Bourges. Die schwierigste Aufgabe jedoch war für den ersten Augenblick der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg zugefallen, welche nach ihrer Stellung auf dem rechten Flügel den französischen Corps auf der Straße über Blois nach Tours nördlich an der Loire hin folgen mußte. Den Franzosen kam es hier darauf an, nicht blos Tours noch zu schützen, sondern auch die Verbindung mit der Bretagne aufrecht zu erhalten und zu diesem doppelten Zweck erhielten die dort zurückziehenden Corps alsbald Verstärkungen zu erneutem Widerstand. Schon am 7. December kam es bei Meung zu einem kleineren Gefechte, am 8. bei Beaugency zu einer Schlacht, in welcher die Franzosen in sehr günstiger Stellung und mit Hülfe von zwei frischen Corps der Großherzoglichen Armee entgegentraten, aber trotz ihrer großen Ueberlegenheit und hartnäckigen Tapferkeit eine Niederlage erlitten, welche am 9. in fortgesetztem Kampfe durch Verdrängung der Franzosen aus allen ihren Stellungen vervollständigt wurde. Nachdem die großherzogliche Armee nach allen ihren früheren Anstrengungen und nach den schwierigen Verfolgungsmärschen

bereits wieder drei blutige Schlachttage ruhmvoll bestanden hatte, sollte ihr am 10. Ruhe gewährt werden. Der an Zahl überlegene Feind versuchte freilich nochmals zum Angriff vorzugehen, wurde aber in einem vorzugsweise durch die treffliche deutsche Artillerie geführten Gefechte zurückgewiesen. Inzwischen war auf dem anderen Ufer der Loire ein Theil des 9. Corps bereits näher auf Blois vorgerückt, hatte das Schloß Chambord gestürmt und bedrohete die feindliche Armee in der Flanke.

Auch das 10. Armeecorps war am 11. bei Beaugency eingetroffen. Der Feind brach nochmals aus dem Walde von Marchenoir hervor, wurde aber zurückgeworfen und vom 10. Corps lebhaft verfolgt. Die Armee-Abtheilung des Großherzogs konnte endlich einige Tage Ruhe erhalten, nachdem sie vom 2. bis 10. December in sieben Schlachttagen stets von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang gekämpft hatte. General Chanzy war im Abmarsch nach nordwestlicher Richtung auf Vendôme und Le Mans, wo er sich mit den neu zusammengezogenen und ausgerüsteten Truppen aus dem Westen zu vereinigen gedachte. Der Großherzog von Mecklenburg und das 10. Corps folgten ihm auf dem Fuße. Am 16. nahm das 10. Corps nach lebhaftem Gefechte Vendôme und setzte mit dem rechten Flügel die Verfolgung auf Le Mans fort, während der linke Flügel auf Tours marschirte. Dieses war von der Regierungsabtheilung Gambetta's bereits am 10. verlassen und mit Bordeaux vertauscht worden. General Voigts-Rhetz trieb französische Heeresabtheilungen vor sich her auf Tours, traf am 21. an der Loirebrücke vor Tours ein und ließ, da die Stadt zuerst Widerstand leisten wollte, einige Granaten hineinwerfen, worauf die Bevölkerung um preußische Besatzung bat. Die Preußen begnügten sich jedoch, die Eisenbahnbrücke zu zerstören und gingen dann in ihre Cantonnements zurück.

Unterdeß hatte sich herausgestellt, daß Chanzy mit seiner Armee in völliger Auflösung bei Le Mans angekommen war. Da die deutsche Heerführung die Verfolgung des Feindes nach erfochtenem Siege nur soweit fortgesetzt wissen wollte, wie nöthig war, um ihn zu zersprengen, so wurde das weitere Vorrücken auch dort einstweilen eingestellt.

Die Kämpfe im Norden Frankreichs waren inzwischen nicht minder glücklich für die deutschen Waffen verlaufen, wie an der Loire. Die I. Armee unter dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel hatte mit dem einen ihrer Corps, dem 7. (General von Zastrow), zunächst den Bedürfnissen der Besetzung der Festung Metz, des Gefangenentransports nach Deutschland u. s. w. genügt, sodann die festen Plätze La Fère, Thionville (Diedenhofen), Montmédy, Mezières genommen und die Einschließung von Longwy und Péronne zur Ausführung gebracht; mit den beiden anderen Corps (1. und 8.) hatte General von Manteuffel alsbald den Vormarsch nach Nordfrankreich angetreten und stand am 20. November an der Oise, das 8. Corps bei Compiègne, das 1. bei Noyon, die 3. Kavallerie-Division in der Richtung auf Amiens voraus. Betreffs der feindlichen Streitkräfte war bekannt, daß aus den in den Festungen des Nordens noch vorhandenen Ersatztruppen, aus Mobilgarden und Marinetruppen eine neue Nord-Armee gebildet wurde, deren Ober-

befehl zunächst General Bourbaki führen sollte, der jedoch bald eine andere Bestimmung erhielt. Am 24. November wurde von der nach Amiens vorausgesandten Kavallerie gemeldet, daß sich dort feindliche Kräfte in bedeutender Zahl sammelten. General von Manteuffel beschloß sofort seine beiden Corps in dieser Richtung vorgehen zu lassen. Am 27. November stieß er bei Amiens auf den Feind, welcher ihm in einer Stärke von etwa 30,000 Mann aus seinen Verschanzungen entgegenrückte. Auf dem linken Flügel warf das 8. Armeecorps (General von Göben) den Feind in kräftigem Anmarsch zurück und drang siegreich bis zur verschanzten Stellung desselben vor, wo die Dunkelheit den Kampf beendete. Das 1. Corps (General von Bentheim) hatte unterdeß auf dem rechten Flügel dem zahlreich anrückenden Feinde gegenüber bei Villers Bretonneux einen schweren Stand, bis die Kavallerie-Divisionen die Franzosen in der linken Flanke umfaßten, worauf bei eintretender Dunkelheit auch hier ein vollständiger Sieg errungen war. Der Feind räumte noch in der Nacht das ganze linke Ufer der Somme mit der Stadt Amiens und zog sich in großer Unordnung nach Norden zurück Die Stadt wurde am 28. Morgens vom 8. Corps besetzt, die Citadelle, welche die Franzosen zuerst noch zu halten hofften, capitulirte am 30. November. General von Manteuffel rückte nun mit den Hauptmassen seiner Armee weiter auf Rouen vor, die feindlichen Abtheilungen wurden, wo sie sich vorfanden, zersprengt, und am 5. December konnte das 8. Corps bereits Rouen besetzen, am 6. zog General von Manteuffel in die Hauptstadt der alten Normandie ein. Am 9. December wurde auch Dieppe am Kanal (La Manche) besetzt.

Inzwischen schickte sich die bei Lille neu gesammelte französische Nordarmee unter General Faidherbe an, wiederum über Amiens auf Paris vorzugehen. Nachdem die Hoffnungen der Pariser Regierung auf die Loire-Armee gescheitert waren, richtete sie ihre Blicke um so mehr nach Norden und General Faidherbe sollte etwa zum 20. December dem General Trochu von dort her die Hand reichen. Faidherbe hoffte um so sicherer über Amiens und Laon vordringen zu können, als General Manteuffel mit seinen Hauptkräften bis Rouen und darüber hinaus vorgerückt war. Auf die Nachrichten von Faidherbe's Vorrücken ließ jedoch Manteuffel seine Corps sofort wieder auf Amiens marschiren, um die Stellungen längs der Somme zu decken und einem weiteren Vorrücken des Feindes in der Richtung auf Paris Halt zu gebieten. Bereits am 23. December trafen die beiderseitigen Nordarmeen auf einander: ungeachtet der festen Stellung Faidherbe's und trotz der großen Ueberzahl desselben griff General von Manteuffel dennoch den Feind etwa zwei Meilen nordöstlich Amiens in dessen Positionen an beiden Ufern der (zur Somme fließenden) Hallue an, nahm in siebenstündigem Kampfe eine Reihe von Ortschaften und warf die etwa 60,000 Mann starke feindliche Nordarmee bis über den Abschnitt der Hallue zurück. Das Zurückgehen des Feindes bis in das der belgischen Grenze vorliegende Festungsviereck war der Erfolg dieses Sieges. General v. Manteuffel nahm schon am nächsten Tage die energische Verfolgung des Feindes in nordöstlicher Richtung auf, erreichte

bei dieser am 25. bereits Albert und am 26. die Gegend von Bapaume. Mobile Colonnen wurden auf allen Seiten weiter vorgesandt.

Im Osten Frankreichs hatte General von Werder mit dem 14. Corps seit October unaufhörlich größere und kleinere Gefechte gegen die dort neu gebildeten Truppen und Freischaaren bestanden, um die deutschen Operationen im Elsaß zu sichern, später zugleich um die linke Flanke der Armee des Prinzen Friedrich Carl beim Vorrücken nach der Loire zu decken. Er hatte am 23. October den General von Beyer mit einer badenschen Division nach Dijon vorgehen lassen, während er mit dem Rest seines Corps selbst auf Vesoul marschirte. General v. Beyer stieß am 30. October bei St. Apollinaire vor Dijon auf starken Widerstand von Linientruppen und Nationalgarden; der Feind wurde jedoch nach blutigem Gefecht in die Stadt zurückgeworfen, leistete dort bis zur einbrechenden Dunkelheit zähen Widerstand und räumte den Ort erst in der Nacht. Am 31. October wurde Dijon in Besitz genommen.

General von Werder war inzwischen durch die 4. Reserve-Division (General von Schmeling) verstärkt worden, welche nach einander die Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach im Elsaß zur Kapitulation gebracht hatte und nunmehr zum 14. Corps stieß. Werder schloß aus sicheren Anzeichen, daß der bei Besançon stehende General Michel sich in der Gegeud von Dôle mit Garibaldi zu vereinigen gedachte. Er beabsichtigte daher gleichzeitig von Dijon und von Vesoul auf Dôle marschiren zu lassen. Die Franzosen hatten jedoch Dôle bereits aufgegeben, um sich westlich zu wenden. General von Werder zog sein Corps zunächst bei Dijon zusammen. Die Truppen bedurften einer kurzen Ruhezeit. Als jedoch gemeldet wurde, daß Garibaldi auf Autun marschirt sei und daß in Chatillon eine kleine Abtheilung preußischer Etappentruppen von der II. Armee von einem starken Freicorps im Schlafe überfallen und großentheils gemordet sei, beschloß Werder, sein Hauptaugenmerk nach dieser Seite zu wenden. Am 26. November trafen die Badenser bei einer Recognoscirung an den Höhen von Paques das ganze Garibaldi'sche Corps, welches, etwa 18,000 Mann stark, avancirte. General von Werder sandte denselben alsbald stärkere Abtheilungen unter General von Keller entgegen, vor welchen die Garibaldianer am 27. in wilder Flucht über Paques zurückwichen: ein panischer Schrecken schien sie ergriffen zu haben, die Straße, auf der sie flohen, war überall mit Waffen bedeckt. General Werder konnte jedoch die Erfolge nach dieser Seite zunächst nicht weiter verfolgen, weil er vom großen Hauptquartier erneut den Auftrag erhielt, die Etappenlinie der II. Armee zu sichern. In den ersten Tagen des December wurden größere Unternehmungen durch die Kälte verhindert, der größte Theil des 14. Corps blieb einstweilen in und bei Dijon. Inzwischen wurde, um die Kräfte Werders nicht weiter zu zersplittern, zum Schutz der Verbindungen der II. Armee der größere Theil des 7. Armeecorps (von Zastrow) von Metz in der Richtung auf Chatillon (an der Seine) vorgeschoben. Beide Corps sollten nunmehr gemeinschaftlich die Verbindungen der II. und III. Armee mit Deutschland schützen, General von Werder aber gleichzeitig die Belagerung Belforts decken und die feindlichen Unternehmungen aus

dem Süden überwachen. Als gegen Mitte December südlich von Dijon bei Nuits feindliche Abtheilungen in bedeutender Stärke vorrückten, beschloß General von Werder einen umfassenden Angriff gegen dieselben über Nuits auf Beaune. Er schickte General von Glümer mit der badenschen Division vor, welche am 17. December den Feind, 12,000 Mann (vom Corps des Generals Cremer), in starker Stellung bei Nuits fand, ihn nach fünfstündigem, hartnäckigem Gefechte mit bedeutendem Verluste in südlicher Richtung zurückwarf und Nuits besetzte. Inzwischen wurden die Nachrichten aus dem Südosten Frankreichs beunruhigender. Man wußte, daß Garibaldi sein Corps in Autun organisirte und schätzte die Stärke desselben auf 20,000 Mann, ebenso stark war das Corps des Generals Cremer; sichere Anzeichen sprachen für die Ansammlung größerer Truppenmassen bei Besançon. Gleichzeitig aber traten die ersten Gerüchte von dem bevorstehenden Zuge Bourbaki's zur Entsetzung Belforts auf. General von Werder beschloß deshalb, Dijon aufzugeben und seine Truppen zunächst bei Vesoul zusammenzuziehen. In den letzten Tagen des Jahres ging jedoch die Nachricht ein, daß Bourbaki noch bei Bourges stehe, — die weitere große Entscheidung auf dem östlichen Kriegsschauplatze sollte erst einige Wochen später eintreten.

Die Kämpfe vor Paris. Die Einschließung von Paris war, wie erwähnt, am 19. September vollzogen worden; alle Anstrengungen Frankreichs waren seitdem darauf gerichtet gewesen, die Hauptstadt zu befreien, alle Anstrengungen der deutschen Heerführung darauf, die Versuche zur Rettung der Hauptstadt auf allen Seiten abzuweisen. Das große Hauptquartier war überzeugt, daß die fortgesetzte gänzliche Abschließung von Paris nach einigen Monaten die Unterwerfung der Hauptstadt und damit zugleich die Unterwerfung Frankreichs herbeiführen würde.

Außer der Cernirung hätte nur noch ein Weg zur Erreichung dieses Zieles in Betracht kommen können: der des gewaltsamen Angriffs gegen Paris. Die Aussicht auf das Gelingen eines solchen Angriffs gegen die durch sturmfreie Forts und eine sturmfreie Ringmauer geschützte starke Festung war indeß äußerst gering. So mangelhaft die Organisation der feindlichen Streitkräfte noch war, so genügten dieselben doch, um hinter den Wällen und in den verbarrikadirten Straßen der Hauptstadt mit ihrer dreifachen numerischen Ueberlegenheit einen Widerstand zu leisten, welchen vielleicht das heldenmüthigste Sturmlaufen der bravsten Truppen nicht zu brechen vermochte. Die Folgen eines abgeschlagenen Angriffs aber wären unberechenbar gewesen, sie hätten vielleicht alle bisher errungenen großen Resultate in Frage gestellt, während mit der Einschließung der Weg eingeschlagen wurde, auf welchem man langsam aber sicher zum Endziele gelangte. Es konnte sich nur noch fragen, ob man sich damit begnügen sollte, die Cernirung so lange durchzuführen, bis Hunger, Ermattung und vielleicht innere Zerwürfnisse die Uebergabe veranlaßten; oder ob man unter Aufrechthaltung der Einschließung zugleich auf einem oder mehreren Punkten zum förmlichen Angriffe übergehen sollte.

Die Vorbedingung für jedes Vorgehen zum wirklichen Angriffe gegen die Hauptstadt war die Heranführung eines entsprechenden Belagerungs-

parks. Aber damit konnte nicht eher begonnen werden, als bis Toul genommen und der Eisenbahnbetrieb bis nahe bei Paris eröffnet wurde. Und auch dann konnte der Transport nur sehr langsam erfolgen; denn die einzige Eisenbahnlinie, welche zu benutzen war, wurde durch den dringendsten Nachschub, besonders an Proviant, für die Armee auf längere Zeit hin in Anspruch genommen und es konnte daher der Transport eines Belagerungs-Trains von dem Umfange, wie er zum Angriffe gegen Paris erforderlich war, nur sehr allmälig bewirkt werden.

Alle diese Erwägungen waren maßgebend für die Entschließungen, welche für den Angriffsplan gegen Paris gefaßt wurden. Hätte man sicher annehmen dürfen, daß die Verproviantirung der Hauptstadt höchstens für 10 Wochen ausreichte, so würde man sich mit der Cernirung begnügt und auf die Heranführung eines Belagerungsparks von vornherein verzichtet haben. Da jedoch jene Vorfrage zweifelhaft erschien, so wurde beschlossen, unter Aufrechterhaltung der Einschließung alle Vorbereitungen dahin zu treffen, daß nöthigen Falles zum wirklichen Angriffe geschritten werden könnte.

Die Streitkräfte, mit welchen die Einschließung am 19. September ausgeführt wurde, betrugen zunächst nur 122,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Kavallerie und konnten für die Aufrechterhaltung der Cernirung auf längere Zeit unmöglich ausreichen: es kam dabei wenig mehr als ein Infanterist auf jeden Fußbreit der Cernirungslinie. Im Laufe des September und October wurden von den bei Sedan zurückgebliebenen und anderweitig freigewordenen Kräften noch das 11. Corps und das 1. baiersche Corps und die Garde-Landwehr-Division herbeigezogen. Gegen Ende October hatten die zur Einschließung von Paris und zur Sicherung nach außen verfügbaren Kräfte eine Stärke von etwa 200,000 Mann Infanterie, 33,794 Mann Kavallerie und 270 Geschütze, wovon jedoch das 1. baiersche Corps, die 17 und 22. Division (etwa 36,000 Mann) und 2 Kavallerie-Divisionen bald nach der Loire abrückten.

Die Vertheidiger von Paris waren nach der Einschließung mit f[illegible]barem Eifer bemüht, ihre Streitkräfte zu vervollkommnen und zu ergänzen. Die Armirung und Verstärkung der Werke schritt rasch vorwärts und wo das Terrain und der Gegner es irgend gestatteten, wurden rasch aufgeworfene Werke und Batterien vor die Linie der Forts geschoben und zwischen den Forts, zur Verbindung derselben, errichtet. Die Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung der Truppen wurde verbessert. die Nationalgarde durch Errichtung neuer Bataillone noch vermehrt, den Mängeln der Ausbildung nach Möglichkeit abgeholfen. Zahlreiche kleine Unternehmungen gegen die deutschen Vorposten sollten offenbar dem letzteren Zwecke dienen. Die Artillerie der Forts und der vorgeschobenen Batterien beschoß fast unausgesetzt die Vorposten. Hatte dieses Feuer auch nur wenig Wirkung, zumal sich die Truppen bald dagegen zu decken lernten, so erschwerte doch die fortgesetzte Beunruhigung durch ein Feuer, welches nicht beantwortet werden konnte, die Aufgabe der Cernirungstruppen auf die Dauer sehr. Diese widmeten sich in den ersten Wochen der Cernirung mit besonderem Eifer der Befestigung ihrer Positionen. Diese Arbeiten, während der

ganzen Zeit der Einschließung fortgesetzt, erreichten bald einen hohen Grad der Vollkommenheit. Größere und kleinere Erdwerke, Geschütz-Emplacements, Schützengräben, Barrikaden, Blockhäuser, Verhaue &c. erstanden in großer Zahl, Dörfer, Mauern, einzelne Gehöfte und Häuser, die im Einschließungsbereiche lagen, wurden mit allen Mitteln der Kunst befestigt, andere, die das Schußfeld behinderten oder dem Feinde als Stützpunkt dienen konnten, zerstört; aus gleichem Grunde legte man ganze Waldstrecken nieder, — nach allen Seiten wurden zahlreiche und gute Communikationen hergestellt, schützende Brustwehren und Unterkunftsräume, zum Theil selbst bombensicher eingedeckt, für die Vorposten errichtet, an geeigneten Punkten Observatorien eingerichtet und die wichtigsten derselben mit den Hauptquartieren, so wie diese untereinander telegraphisch verbunden — kurz, es wurde Alles aufgeboten, um die Cernirungslinie undurchdringlich zu machen.

Der erste größere Ausfall wurde von der Pariser Garnison am 30. September gegen die Front des 6. Armeecorps unternommen. Nach sehr heftigem mehrstündigem Feuer der Forts brachen Morgens 6 Uhr starke feindliche Colonnen gegen Chevilly und Choisy vor. Um 8 Uhr war dieser Angriff durch die 12. Infanterie-Division auf allen Punkten abgeschlagen. Dasselbe Schicksal hatte ein zweiter Angriff, welchen der Feind nach abermaliger heftiger Beschießung um 9 Uhr gegen Chevilly richtete. Auf französischer Seite nahmen an dem Ausfall mindestens zwei Divisionen vom Corps Vinoy Theil; die Verluste derselben waren beträchtlich.

Am 13. October wurde ein Ausfall gegen das 2. baiersche Corps bei Chatillon mit Leichtigkeit zurückgewiesen. An demselben Tage wurde das frühere kaiserliche Schloß in St. Cloud von den Franzosen selbst ohne jede ersichtliche Veranlassung in Brand geschossen.

Am 21. October unternahm die Pariser Garnison mit etwa 12,000 Mann unter dem Schutze des Forts Mont Valérien einen Ausfall gegen die Vorposten der 10. Infanterie-Division bei La Malmaison und Buzanval, wurde jedoch nach mehrstündigem Gefechte, in welches auch einige von St. Germain herbeigeeilte Compagnien des 1. Garde-Landwehr-Regiments eingriffen, unter den Augen des Königs mit beträchtlichem Verluste zurückgewiesen.

Le Bourget. Am 28. October früh Morgens wurde die in Le Bourget als Beobachtungsposten stehende Compagnie des Garde-Corps von bedeutender Uebermacht angegriffen und aus dem Dorfe zurückgedrängt, bevor sie Unterstützung erhalten konnte. Der Feind zog dann beträchtliche Verstärkungen an sich und richtete sich in dem Dorfe zu hartnäckiger Vertheidigung ein. Ein am 29. gemachter Versuch, ihn durch Artillerie-Feuer zu vertreiben, hatte keinen Erfolg. Da Le Bourget der einzige Beobachtungsposten vor der ausgedehnten Front des Garde-Corps war, auch die Gefahr vorlag, daß der Feind, im Besitze dieses Ortes, sich mit schweren Batterien in der Höhe desselben etabliren und dadurch die Vertheidigungsstellung des Garde-Corps ernstlich beunruhigen würde, so befahl der Kronprinz von Sachsen, das Dorf dem Feinde unter allen Umständen wieder zu entreißen. In Folge dessen griff der General-Lieutenant von Budritzki am 30. October Morgens

das Dorf, nachdem dasselbe aus 5 Batterien beschossen war, mit 9 Bataillonen der 2. Garde-Infanterie-Division in drei Colonnen energisch an, drang von drei Seiten ein und warf nach mehrstündigem erbittertem Häuserkampfe, wobei er mit eigener Hand an gefährlichster Stelle die Fahne vorantrug, den Feind, der etwa 5000 Mann stark war, in Auflösung nach Paris zurück. Ueber 1200 Gefangene blieben in den Händen des Siegers, dessen eigner Verlust sich auf circa 400 Mann belief. Das Gefecht bei Le Bourget erhielt eine große Wichtigkeit durch die Bestürzung, welche der Ausgang desselben in Paris hervorrief. Der Feind verzichtete nun für längere Zeit auf jede größere Unternehmung.

Zu dem Eindrucke des unglücklichen Ausfalls kamen die ersten dunkeln Nachrichten von der Capitulation von Metz hinzu, um dem einsichtigeren Theile der Pariser Bevölkerung schon damals die hoffnungslose Lage der Hauptstadt und dadurch den Wunsch nach Beendigung des Widerstandes nahe zu legen. Deshalb fand auch Thiers, welcher aus Tours mit dem Vorschlage von Waffenstillstandsverhandlungen eintraf, bei der Regierung eine günstige Aufnahme. Aber die Friedenswünsche entsprachen nicht den Neigungen der untersten Volksklassen und ihrer Führer. Dieselben brachten es (wie oben erwähnt) in der Nacht vom 31. October zum 1. November zu einem förmlichen Aufstande, welcher allerdings nur vorübergehend den Sieg davon trug, dessen Einwirkung zur Einschüchterung der Regierung und der besonneneren Kreise der Bevölkerung aber sich auch weiter geltend machte. Die revolutionäre Arbeiterbevölkerung, welche später unter denselben Führern die Herrschaft der „Commune" begründete, hatte bei dem damaligen Aufstande den „Krieg bis auf's Aeußerste" auf ihre Fahne geschrieben und die Regierung hatte nicht den Muth, dieser Forderung zu widerstreben. Die Masse der bewaffneten Arbeiterbevölkerung von Paris führte während der Belagerung ein behaglicheres Leben als je; die Regierung bezahlte reichlich ihre Dienste in der Nationalgarde, die mit viel Müßiggang und wenig Gefahr verbunden waren und sorgte für ihren und ihrer Familien Lebensunterhalt. Ein so bequemes und sorgenloses Dasein war der Arbeiterbevölkerung zu anderen Zeiten nicht beschieden; sie hatte deshalb ein lebhaftes Interesse an der Fortsetzung des Widerstands und drängte unausgesetzt zum Kampfe, natürlich unter dem Vorbehalt, daß Andere ihre Haut zu Markte trügen. Eine Stärkung erhielt die Kriegs-Partei im November durch die Nachricht von dem Auftreten der Loire-Armee und von der Wiederbesetzung von Orleans durch dieselbe. Diese Nachricht belebte in hohem Maaße die Hoffnung auf den schließlichen Erfolg der vereinigten Anstrengungen der Hauptstadt und der Provinz.

Die militärischen Streitkräfte von Paris erfuhren inzwischen eine bedeutsame Vermehrung und Umformung; die gesammte Macht wurde in drei Armeen eingetheilt, die I. unter General Thomas (266 Bataillone), die II. unter General Ducrot (8 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division in drei Armeecorps), die III. unter General Vinoy. Mit der II. Armee gedachte Trochu sich durch die Einschließungsarmee Bahn zu brechen, um dann im Verein mit einer von außen herbeirückenden Armee Paris zu

entsetzen, während die beiden anderen Armeen die Vertheidigung der Werke fortsetzen sollten.

Ausfall und Gefecht bei Villiers. Zu derselben Zeit, wo Aurelles de Paladine sich anschickte, mit der Loire-Armee auf Paris zu marschiren, ergab sich aus sicheren Anzeichen, daß auch in Paris die größten Vorbereitungen zu einem bedeutenden Ausfall getroffen wurden. Schon zum 19. November war derselbe in Aussicht genommen, unterblieb aber damals; nur kleinere Ausfallversuche fanden in den nächsten Tagen statt, dagegen fort und fort das heftigste Feuer von den Forts. Am 29. November wurden die Ausfälle bereits bedeutender, besonders gegen das 6. Corps bei L'Haÿ, doch wurde der Feind siegreich zurückgewiesen.

Am 30. November erst, also zu derselben Zeit, wo Aurelles de Paladine von Orleans auf Fontainebleau vorzurücken beabsichtigte, wurde von Trochu mit aller Kraft vorgegangen, um einen Massendurchbruch durch die deutschen Armeen in östlicher und südöstlicher Richtung auf Meaux und Fontainebleau durchzusetzen. General Ducrot (einer von den zahlreichen Offizieren, welche ihr Ehrenwort, nicht wieder gegen Deutschland zu kämpfen, schmachvoll gebrochen hatten) kündigte diesen größten Ausfall mit einer feierlichen Proklamation an. Dieselbe begann mit den Worten:

„Der Augenblick ist gekommen, um den eisernen Gürtel zu sprengen, welcher uns schon zu lange umschließt und uns in einem langwierigen und schmerzlichen Todeskampf zu ersticken droht! Euch ist die Ehre zugefallen, dieses große Unternehmen durchzuführen und ich bin davon überzeugt, Ihr werdet Euch derselben würdig zeigen. — — —

Um eine Oeffnung durch die Reihen des Feindes zu erzwingen, sind 400 Geschütze vom schwersten Kaliber bereit, Nichts wird ihrer Gewalt widerstehen, und um Euch in diese Oeffnung vorstürmen zu lassen, werdet Ihr Eurer mehr als 150,000 Mann sein, Alle gut bewaffnet und gut ausgerüstet, mit Munition über Bedarf versehen und, wie ich zuversichtlich hoffe, Alle von einem unwiderstehbaren Feuer beseelt. Siegt Ihr in dieser ersten Periode des Kampfes, so ist Euch der Erfolg gesichert, denn der Feind hat seine zahlreichsten und besten Soldaten nach den Ufern der Loire entsandt; die heroischen und erfolgreichen Anstrengungen unserer dortigen Brüder werden sie daselbst festhalten.

Muth also und Vertrauen!

Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, und ich schwöre es vor Euch und der ganzen Nation, nur todt oder siegreich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht zurückweichen sehen. Im ersteren Falle stutzt nicht, aber rächet mich."

In der Nacht zum 30. November unterhielten alle Forts ein außerordentlich heftiges Feuer. Am Morgen des 30. November fand zunächst abermals ein Angriff gegen das 6. Armeecorps statt, der jedoch merklich nur zur Täuschung über die Richtung des Hauptangriffs dienen sollte und in kurzem Kampfe zurückgewiesen wurde. Dagegen entwickelte der Feind von 9 Uhr an sehr bedeutende Kräfte gegen die württembergische Division und das 12. Armee-Corps. Die so eben erst eingerückten und mit der Oertlichkeit unbe-

kannten sächsischen Vorposten wurden zunächst aus Brie und Champigny zurückgedrängt und die württembergische Division fast gleichzeitig bei Villiers in ein außerordentlich heftiges Gefecht verwickelt. Nachdem der feindliche Angriff auf das 6. Corps abgeschlagen war, eilte der General von Tümpling dem württembergischen linken Flügel zu Hülfe; auch die 7. Infanterie-Brigade (vom 2. Corps) setzte sich dahin in Marsch und griff erfolgreich in das Gefecht ein. Kurz nach 1 Uhr Nachmittags war der Angriff auf dem linken Flügel siegreich zurückgeschlagen, so daß nunmehr der General von Obernitz dem hart bedrängten rechten Flügel seiner (württembergischen) Division Unterstützung zuführen konnte. Von der 24. (K. sächsischen) Division befanden sich, als der Angriff erfolgte, erst einige Bataillone auf dem linken Marne-Ufer, der Rest traf kurz nach Mittag ein.

Der Kampf wurde bei Villiers mit großer Erbitterung bis nach Einbruch der Dunkelheit geführt und endete Abends mit der Behauptung der Stellung Villiers durch die an Zahl verhältnißmäßig nur schwachen deutschen Truppen. Die Franzosen gingen mit ihren Hauptkräften auf das rechte Marne-Ufer zurück, behielten jedoch auf dem linken Ufer festen Fuß in den, sonst von den deutschen Vorposten besetzten Dörfern Brie und Champigny. Außer dem Nebenangriff gegen das 6. Corps erfolgten am 30. andere auch gegen das 2. baierische Corps, das Garde-Corps und das 4. Armee-Corps. Bei letzterem kam es zu einem ernsteren Kampfe um Epinay, welcher aber gleichfalls mit dem Rückzuge des Gegners endete.

Um 6 Uhr Abends war der Kampf überall siegreich für die deutschen Waffen beendigt. Der Verlust der Franzosen war sehr bedeutend, der der deutschen Armeen gleichfalls erheblich. Am folgenden Tage (1. December) erbaten die Franzosen einen Waffenstillstand zur Beerdigung ihrer Gefallenen.

Am 2. December wurden die vom Feinde seit dem 30. November festgehaltenen Stellungen bei Brie und Champigny mit Tagesanbruch von den Sachsen und Württembergern wieder genommen. Gegen 9 Uhr brach jedoch General Ducrot nochmals mit sehr überlegenen Kräften gegen dieselben Dörfer vor. Abermals mußten dieselben geräumt werden, da das Feuer der Forts und zahlreiche schwere Batterien das Thal bis nach Villiers hin beherrschten. Dagegen waren wiederum alle Anstrengungen des Feindes gegen Villiers vergeblich. Der Kampf wurde hier nochmals bis nach Einbruch der Dunkelheit mit außerordentlicher Heftigkeit geführt und zur Abwehr der immer von Neuem und mit frischen Kräften unternommenen Angriffe mußte außer den Württembergern und Sachsen auch das 2. preußische Corps (Fransecky) herangezogen werden. Auf feindlicher Seite focht die ganze II. Ducrotsche Armee. Der Kampf endete nach 6 Uhr Abends. Die Franzosen behielten wiederum Brie und die Hälfte von Champigny im Besitz, während die andere Hälfte dieses Ortes sich in den Händen der deutschen Truppen befand.

Die Niederlage der französischen Armee war jetzt bereits entschieden. Am 3. December währten zwar die Kanonade und kleine Scharmützel noch fort, am 4. December Vormittags jedoch zog der Feind seine letzten

Truppen vom linken Marne-Ufer zurück und brach die Brücke hinter sich ab, so daß die deutschen Truppen ihre alten Stellungen überall wieder einnehmen konnten.

General Ducrot aber, welcher vor der ganzen Nation geschworen hatte, entweder todt oder siegreich nach Paris zurückzukehren, erließ am 4. December einen neuen Armeebefehl, in welchem es kleinlaut hieß:

„Nach zwei Tagen hartnäckigen Kampfes habe ich Euch über die Marne zurückgehen lassen, weil ich überzeugt war, daß alle neuen Anstrengungen in der bisherigen Richtung unnütz sein müßten, weil der Feind Zeit gehabt hat, dort seine Kräfte zu konzentriren. Der Kampf ist jedoch nur augenblicklich unterbrochen; wir werden ihn mit Entschiedenheit wieder aufnehmen."

General Ducrot hatte sein Wort, eher zu fallen, als zurückzuweichen, seiner Nation ebenso gebrochen, wie vorher sein Ehrenwort gegen Deutschland.

Seit jener Zeit schienen weitere Kämpfe nach der Ost- und Südostseite von der Pariser Armee nicht beabsichtigt; nur auf und hinter dem Mont Avron blieben feindliche Truppen im Lager und arbeiteten eifrig an der Vervollständigung der dort angelegten Verschanzungen. Die Hauptanstrengungen schienen aber jetzt nach der Nordostfront verlegt, von wo das Anrücken Faidherbes mit der Nordarmee erwartet wurde.

Am 21. December brachen die Pariser Truppen gleichzeitig nach Norden und Nordost gegen die Stellungen der Garde und der Sachsen hervor. Am Morgen des 21. gegen 7 Uhr, also noch in der Dunkelheit, wurde das von Mannschaften der 2. Garde-Infanterie-Division besetzte Dorf Le Bourget durch plötzlich hervorbrechende, starke feindliche Colonnen von allen Seiten zugleich angegriffen. Die nur aus 5 Compagnien bestehende Besatzung wies die gegen den südlichen Theil des Dorfes gerichteten Angriffe energisch und mit großem Verlust für den Feind ab; dagegen gelang es letzterem von Norden in den Ort einzudringen. Zugleich mit dem Angriffe auf Le Bourget hatten die Pariser aus den Forts und zahlreichen Batterien gegen die ganze Front der Maas-Armee ein heftiges Feuer eröffnet und gingen rechts und links von Le Bourget gegen Stains mit Feld-Artillerie und starken Infanterie-Colonnen vor. Es war bereits 9 Uhr, als der schwachen Besatzung von Le Bourget, welche sich inzwischen im Dorfe standhaft gewehrt hatte, die ersten Unterstützungen gesandt wurden, mit deren Hülfe es nach langem und heftigem Häuserkampfe Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr gelang, Le Bourget vom Feinde wieder zu säubern. Gegen Stains richtete der Feind im Laufe des Vormittags zwei Angriffe mit starken Infanterie-Colonnen, die jedoch leicht zurückgewiesen wurden. Große Massen des Feindes standen vorwärts von Drancy und Bobigny, eine zahlreiche Artillerie voran, welche aber durch die Garde-Artillerie zum Abfahren gezwungen wurde. Der Feind gab in Folge dessen den Angriff auch in dieser Richtung auf und zog seine Infanterie zurück, ohne sie ins Gefecht geführt zu haben. Ebenso wurden die Angriffe auf die Stellungen der Sachsen bei Sevran und Chelles mit

großer Entschiedenheit zurückgewiesen. Der Ausfall-Versuch scheiterte also wiederum vollständig.

Weitere Ausfälle, welche für die nächsten Tage, besonders am Weihnachtsfest erwartet wurden, fanden nicht statt, theils wohl wegen der gewaltigen damals herrschenden Kälte, theils gewiß, weil der Muth und die Zuversicht der militärischen Führer nach allen Mißerfolgen der eigenen Streitkräfte, sowie der in Frankreich gebildeten Armeen ermatteten.

Die erste Campagne der französischen Republik war auf allen Seiten gescheitert.

König Wilhelm hatte die jüngsten Ergebnisse derselben in folgenden Worten eines Armeebefehls zusammengefaßt:

„Soldaten der verbündeten deutschen Armeen! Wir stehen abermals an einem Abschnitt des Krieges. Als Ich zuletzt zu Euch sprach, war mit der Capitulation von Metz die letzte der feindlichen Armeen vernichtet worden, welche uns beim Beginn des Feldzuges gegenüberstanden. Seitdem hat der Feind durch die außerordentlichsten Anstrengungen uns neu gebildete Truppen entgegengestellt, ein großer Theil der Bewohner Frankreichs hat seine friedlichen, von uns nicht gehinderten Gewerbe verlassen, um die Waffen in die Hand zu nehmen. Der Feind war uns an Zahl oft überlegen, aber dennoch habt Ihr ihn wiederum geschlagen; denn Tapferkeit und Mannszucht und das Vertrauen auf eine gerechte Sache sind mehr werth, wie die Ueberzahl. Alle Versuche des Feindes, die Cernirungslinie von Paris zu durchbrechen, sind mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, oft zwar mit vielen blutigen Opfern — wie bei Champigny und bei Le Bourget — aber auch mit einem Heldenmuth, wie Ihr ihn überall beweiset. Die Armeen des Feindes, welche zum Entsatz von Paris von allen Seiten heranrückten, sind sämmtlich geschlagen. Unsere Truppen, die zum Theil noch vor wenig Wochen vor Metz und Straßburg standen, sind heute schon über Rouen, Orleans und Dijon hinaus und neben vielen kleinen siegreichen Gefechten sind zwei neue große Ehrentage — Amiens und die mehrtägige Schlacht von Orleans — den früheren hinzugetreten. Mehrere Festungen sind erobert und vieles Kriegsmaterial ist genommen worden; somit habe Ich nur Anlaß zur größten Zufriedenheit und es ist mir eine Freude und ein Bedürfniß, Euch dies auszusprechen. Ich danke Euch Allen, vom General bis zum gemeinen Soldaten. Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß Ich, daß Ihr fortfahren werdet, dieselbe Anspannung aller Kräfte zu bethätigen, welcher wir unsere bisherigen großen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden erringen, der würdig der großen Opfer ist, die an Blut und Leben gebracht worden."

Der artilleristische Angriff gegen Paris. Als nach der Zurückweisung und Vernichtung der Loire-Armee jede unmittelbare Gefahr von außen her für die Einschließungsarmee von Paris geschwunden war, beschloß das große Hauptquartier, nunmehr mit den Vorbereitungen zu dem wirklichen Angriffe gegen Paris kräftig vorzugehen. Unmittelbar nach der Schlacht bei Orleans fand beim König wiederholt Kriegsrath statt, in welchem die Entschließungen in Bezug auf den in der Heimath lange und

ungeduldig erwarteten artilleristischen Angriff (das Bombardement) gefaßt wurden. Von vorne herein war zu einem solchen Angriff vorzugsweise die Südfront von Paris in Aussicht genommen worden, weil auf dieser Seite, auf der man unter minder außerordentlichen Kriegsverhältnissen einen Angriff kaum erwarten konnte, am wenigsten geschehen war, um, abgesehen von den Forts, den Angriff auch noch durch weit vorgeschobene Befestigungen zu erschweren. Erst unmittelbar vor der Einschließung hatte die Vertheidigung von Paris dies durch Aufwerfung neuer Schanzen nachzuholen versucht, war aber durch das rasche Vorrücken der deutschen Armeen darin gestört worden.

Eine große Schwierigkeit des Angriffs gegen die Südfront von Paris lag aber für die deutsche Armee in der beträchtlichen Entfernung der nächsten Eisenbahnstation, Nanteuil, von der Angriffsfront. Der Landweg von Nanteuil bis Villacoublay, woselbst der Belagerungspark etablirt werden mußte, hatte eine Länge von 11 Meilen mit zum Theil ziemlich schwierigen Passagen. Wagen gebrauchten zu einer Tour auf dieser Strecke (beladen hin und leer zurück) acht Tage. Schnee und Glatteis, so wie das durch Treibeis auf der Seine zeitweise bedingte Ausfahren der Schiffbrücke bei Villeneuve, verlängerten diese Zeitdauer im späteren Verlaufe der Transporte noch mehrfach. Der Angriff gegen die Südfront konnte nach den angestellten Ermittelungen und dem hiernach entworfenen Plane nicht früher begonnen werden, als bis mindestens 250 Belagerungsgeschütze mit 500 Schuß für das Geschütz zur Stelle waren. Zur Ueberführung der Munition nebst Zubehör waren im Ganzen gegen 5000 Fuhren erforderlich.

Es war bis dahin unmöglich gewesen, dieselben im Lande selbst zu beschaffen, und es erging daher der Befehl nach der Heimath, dort besondere Munitionscolonnen für die Belagerungsartillerie zu bilden und mit der Eisenbahn vor Paris zu schaffen. Im December wurden in der That gegen 1000 vierspännige Wagen aus Deutschland nach Nanteuil befördert, und so gelang es endlich bis zum Jahresschluß, den ganzen Belagerungspark und die erforderliche Munition vor Paris zu bringen und hiermit die Vorbereitungen zum entscheidenden Angriff gegen die Stadt zu vollenden. Die obere Leitung war in Betreff der artilleristischen Aufgabe dem General-Major Prinz zu Hohenlohe, in Betreff der Ingenieur-Angelegenheiten dem General-Lieutenant von Kamecke übertragen.

Der erste Schritt und die Einleitung des artilleristischen Angriffs war die Beschießung und Wegnahme des Mont Avron auf der Ostfront von Paris, welchen die Pariser Armee nach dem Scheitern des Ausfalls bei Villiers am 2. December festgehalten und mit großen Anstrengungen neu befestigt hatte, um von da die Stellungen der Deutschen an der Marne zu beherrschen. Gleich nach der Schlacht bei Villiers war vom deutschen Hauptquartier der Befehl an die Maas-Armee ergangen, alle Vorbereitungen zum Angriffe gegen diese wichtige Position zu treffen. Am 27. December wurde nach sorglicher Vorbereitung das Feuer gegen den Mont Avron eröffnet und zwar mit so glücklicher Wirkung, daß schon am 29. December der Feind dort völlig vertrieben war und

auch seine vorgeschobenen Stellungen hinter dem Mont Avron räumen mußte.

Inzwischen war es gelungen, auch die Vorbereitungen zum Hauptangriff gegen die Südfront von Paris soweit zu fördern, daß die Eröffnung des Feuers erfolgen konnte.

In der Nacht vom 3. zum 4. Januar wurde die Armirung der Batterien gegen die Südwest-Front von Paris, vom Feinde ungestört und anscheinend auch unbemerkt, vollendet. Die Eröffnung des Feuers mußte jedoch wegen dichten Nebels bis zum Morgen des 5. Januar verschoben werden. Der Vertheidiger antwortete lebhaft aus zahlreichen schweren Geschützen der Forts und der Ringmauer, im Anfange auch von den Kanonenbooten auf der Seine. In wenigen Tagen jedoch gelang es, die Forts Issy und Vanves, sowie die Schanze bei Villejuif fast gänzlich, das Fort Montrouge größtentheils zum Schweigen zu bringen. Die Angreifer konnten sehr bald mit Batterien weiter vorgehen und gewannen dadurch Positionen, von welchen aus ein erheblicher Theil der Stadt unter Feuer genommen werden konnte. In die Stadt selbst wurden täglich 200 bis 300 Granaten geworfen, welche ausreichten, die auf dem linken Seineufer liegenden Stadttheile, sowie jenseits der Seine Passy, Auteuil, Boulogne und Billancourt lebhaft zu beunruhigen, den größten Theil der Bevölkerung daraus zu vertreiben und den Widerstandsgeist zu erschüttern, ohne jedoch erheblichen materiellen Schaden anrichten zu können. Mehr zu erreichen wäre nur durch den Uebergang zum förmlichen Angriffe gegen die Forts Issy und Vanves möglich gewesen, welcher niemals beabsichtigt wurde und von welchem man jetzt um so mehr Abstand nahm, als täglich deutlicher hervortrat, daß die Widerstandsfähigkeit von Paris ihrem Ende nahe war. Selbst wenn die Lebensmittel noch für längere Zeit ausgereicht hätten, würde die Ausdauer des Vertheidigers bald gebrochen gewesen sein, denn auch von Norden her wurde er bereits durch die weit und sicher gehenden schweren Geschosse des Belagerers mehr und mehr beengt und der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo auch die nördlichen Stadttheile von Paris sich den Schrecken eines Bombardements ausgesetzt sahen.

Die moralische Wirkung des Angriffs wurde um so größer, als inzwischen jede Hoffnung der Pariser auf den Erfolg der neuen Anstrengungen Gambetta's zur Rettung der Hauptstadt mehr und mehr dahinsank.

Die zweite Campagne der französischen Republik.

Alle Anstrengungen Frankreichs vereinigten sich fort und fort in dem einzigen leitenden Gedanken und Ziele, die belagerte Hauptstadt, als das höchste „Heiligthum" der Nation zu retten. Alles nationale Streben und die ganze Leidenschaft des erregten Volkes hatte ihren Einigungspunkt in den allseitigen Bestrebungen für die Befreiung des immer schwerer bedroheten Paris. Das deutsche Hauptquartier erkannte aus den verschiedensten Anzeichen, daß vor dem schließlichen Falle von Pari noch eine letzte große Anstrengung Frankreichs zur Rettung der Hauptstadt zu er-

warten sei; zur Abwehr derselben waren seit Wochen alle Vorbereitungen getroffen. Bei einem solchen Versuche kamen vor Allem die Armeen von Chanzy, Bourbaki und Faidherbe in Betracht und es war lange Zeit höchst zweifelhaft, welchen Plan Gambetta namentlich mit den beiden neu verstärkten Armeen von Bourbaki und Chanzy vor hatte.

Von Chanzy wußte man bestimmt, daß er gegen Ende des Jahres mit seinen Hauptkräften noch bei Le Mans stand. Ueber das Verbleiben der Armee Bourbaki's widersprachen sich die Nachrichten. Nach Lage der Verhältnisse mußte man jedenfalls erwarten, daß Chanzy und Bourbaki nach einem gemeinschaftlichen Plane demnächst ihre Operationen wieder aufnehmen würden. Unter den verschiedenen Plänen galt als der einfachste und deshalb wahrscheinlichste: die Vereinigung Bourbaki's mit Chanzy bei Le Mans behufs gemeinschaftlichen Vorgehens auf Paris. Einstweilen machten es jedoch die im deutschen Hauptquartiere eintreffenden Nachrichten mindestens im hohen Grade wahrscheinlich, daß Bourbaki mit seinen Hauptkräften noch bei Bourges stände, während Chanzy sich um diese Zeit zu rühren begann. Das beste Mittel sich aus der Ungewißheit dieser Lage zu befreien und die feindlichen Absichten zu Schanden zu machen, fand die deutsche Heeresleitung darin, daß sie die seit einigen Wochen beobachtete abwartende Haltung aufgab und kühn wieder zum Angriffe schritt. Bei allen Plänen des Feindes fiel offenbar der Armee Chanzy's die Hauptrolle zu. Diese Armee bedrohte überdies die Belagerung von Paris am unmittelbarsten. Man wußte, wo man sie finden würde; wenn es gelang, vor oder während der Ausführung der feindlicherseits beabsichtigten Operationen sich überraschend und mit genügenden Kräften auf sie zu werfen, sie wo möglich zu vernichten, so wurde damit zugleich den Operationen der anderen Armeen des Feindes, insbesondere der Armee Bourbakis, der Boden entzogen.

Die Kämpfe bei Le Mans. Prinz Friedrich Carl erhielt am 1. Januar den telegraphischen Befehl aus dem großen Hauptquartier, mit der II. Armee gegen General Chanzy vorzugehen. Die in der ersten Hälfte des Decembers geschlagene französische Loire-Armee, soweit sie unter dem Befehl Chanzys stand, hatte sich in der zweiten Hälfte des Decembers bei Le Mans von Neuem gesammelt und verstärkt, und erreichte wieder eine Gesammtstärke von mindestens 150,000 Mann. Auch war ein neuformirtes Corps auf dem Wege, zu diesen Truppen zu stoßen. Die Armee des Prinzen Friedrich Carl, welche aus dem 3. (Brandenburgischen), dem 9. (Schleswig-Holsteinschen), dem 10. (Hannoverschen) und dem 13. Armee-Corps und aus 4 Kavallerie-Divisionen bestand, hatte, da die einzelnen Corps in den vorhergegangenen Kämpfen bedeutend zusammengeschmolzen waren, im Ganzen eine Stärke von nur etwa 58,000 Mann Infanterie, 15,000 Mann Kavallerie und 318 Geschützen. Sie hatte daher eine dreimal so starke Armee zu bekämpfen.

Die Armee des Prinzen stand, als der Befehl zum Vorgehen einging, mit ihren Hauptkräften noch bei Orleans, einzelne Abtheilungen bei Blois und Vendôme (etwa 10 Meilen südwestlich von Le Mans), das 13. Armee-Corps bei Chartres (etwa 12 Meilen nordwestlich von Le Mans). Das Vorrücken gegen Le Mans, den Zielpunkt der Operation,

mußte gleichzeitig auf der ganzen weiten Linie zwischen Chartres und Blois stattfinden.

Sämmtliche Corps gingen in der That auf den verschiedenen Straßen, die vom Südosten, Osten und Nordosten nach Le Mans führen, auf diesen gemeinsamen Zielpunkt los, großentheils auf dem schwierigsten Wald- und Hügelterrain, vielfach auf durchstochenen Straßen, überall unter den lebhaftesten Kämpfen, aber durchweg mit siegreichen Erfolgen. Die Witterungsverhältnisse bereiteten dem Vorgehen die größten Hindernisse: unaufhörlich wechselte heftige Kälte mit Thauwetter und Glatteis; dichter Nebel verhüllte großentheils die Aussicht. Kavallerie und Artillerie konnten bei dieser Expedition daher nur wenig zur Verwendung kommen; der Kampf blieb vornämlich der Infanterie überlassen und der Feind hatte hinter den Hecken, in den Wäldern und in dem welligen Terrain vortreffliche Defensiv-Stellungen und konnte seine Bewegungen, da selten Fernsicht war, leicht verbergen. Die Expedition gelang durch die bewundernswerthe Ausdauer und Geschicklichkeit der Truppen und durch die zuverlässige Ausführung meisterhafter Anordnungen. Am Abend des 10. Januar waren die Franzosen durch das allseitige halbringförmige Vorschreiten des Feindes auf ihrem rechten Flügel und im Centrum in ihre verschanzte Hauptstellung vor Le Mans, auf dem linken Ufer des Huisne-Flusses zurückgeworfen, während ihr linker Flügel sich noch auf dem rechten Ufer dieses Flusses hielt. Prinz Friedrich Carl beschloß, den entscheidenden Angriff gegen die feindliche Stellung am 12. Januar durch gleichzeitiges Vordringen von allen Seiten durchzuführen.

Das 10. Armee-Corps als linker Flügel der deutschen Armee zog sich auf eine weiter westlich gelegene Straße und kam also von Süden her auf die Stadt zu: als am Abend einige Bataillone der 20. Division unter General-Lieutenant von Kraatz ganz dicht vor Le Mans die Höhe von Vert-Galant nahmen, bemächtigte sich (wie sich später aus französischen Berichten ergab) des unmittelbar davorstehenden 16. französischen Armee-Corps und des 17. ein solcher Schrecken, daß sie nicht mehr kämpfen wollten, und Chanzy noch in der Nacht zum 12. Januar und am andern Morgen unter dem Schutz des Nebels den Rückzug mit dem größten Theil des Heeres auf das rechte Sarthe-Ufer antreten ließ. Das preußische 10. Armee-Corps war es auch, das am 12. Nachmittags zuerst in die Stadt einrückte. Ihm folgte das nach rechts hin nächststehende 3. Armee-Corps, das von Südosten nach Osten her gegen die feindliche Stellung vorging und am 11. Januar noch lebhafte Kämpfe gegen überlegene Kräfte zu bestehen hatte. Bei dem Uebergang über den Huisne kam es noch am 12. zu heftigen Kämpfen. Die Division Stülpnagel rückte am Abend des 12. in die Stadt ein. Die geschlagene Armee Chanzy's war im eiligen Rückzuge auf Alençon und Laval. Die sechstägigen ununterbrochenen Kämpfe, welche fast immer mit dem, oft in Unordnung ausgeführten Rückzuge der betheiligten Truppen endeten, so wie die durch ungünstige Witterung gesteigerten Entbehrungen und Strapazen hatten die feindliche Armee in ihren innersten Fugen erschüttert.

Am 13. Januar verlegte der Prinz-Feldmarschall sein Hauptquartier

in die eroberte Stadt. Das 3. Armee-Corps wurde um Le Mans konzentrirt. Das 10. folgte, den Feind verfolgend, in der Richtung auf Laval. Am 14. wurde das verschanzte Lager von Conlie besetzt. Das 13. Armee-Corps ging auf Alençon und marschirte dann nach Rouen zur Unterstützung der Nord-Armee. Auch Tours wurde am 19. Januar besetzt. Das 9. Armee-Corps ging nach Orleans zurück.

Schlacht bei St. Quentin. Auch vom Norden her wurden mit Beginn des neuen Jahres wieder Versuche zum Entsatz von Paris gemacht. Faidherbe rückte mit seiner bedeutend verstärkten Nord-Armee am 2. Januar von Arras her wieder auf Bapaume vor. Es kam ihm zunächst darauf an, die belagerte Festung Peronne zu entsetzen. General von Göben, welcher dort kommandirte, übertrug der 15. Division (General von Kummer) die Vertheidigung von Bapaume, während Prinz Albrecht (Sohn) und General v. Göben im Falle des Angriffes gegen Flanke und Rücken des Feindes vorgehen sollten. Am 3. Januar rückte Faidherbe eiligst gegen Bapaume vor und traf auf die Division Kummer. Der Kampf wogte mit großer Heftigkeit um die Dörfer vor Bapaume hin und her. Gegen Mittag war General Kummer im Begriff, seine Truppen auf Bapaume zurückzuführen, als der Angriff des Prinzen Albrecht in der Flanke zur Wirkung kam und das Gefecht zum Stehen brachte. Der Feind ging noch einmal gegen die Division Kummer vor, welche jedoch in hartnäckigem Kampfe bis zum Abend ihre Stellung behauptete. Um 7 Uhr brach der Feind den Kampf ab, noch während der Nacht trat er wieder den Rückzug nach Arras an. – Kurze Zeit darauf capitulirte Peronne, wodurch die deutsche Armee Herrin der ganzen Sommelinie wurde und sich nach allen Seiten frei bewegen konnte. Da man mit Sicherheit ein erneutes Vorgehen Faidherbes, welcher von der Seeseite her neue Verstärkungen erhalten hatte, erwarten mußte, so wurde ein großer Theil der Truppen von Rouen gleichfalls an die Somme gezogen. In Folge der Ernennung des Generals von Manteuffel zum Oberbefehlshaber der neu gebildeten Südarmee wurde das Oberkommando über die I. Armee dem General von Göben übertragen.

Am 11. Januar schon ging Faidherbe von Neuem auf Bapaume vor, welches von den Vortruppen der I. Armee geräumt wurde; er rückte in den folgenden Tagen nach Albert und dann nach St. Quentin. Die I. Armee stand am 18. Abends zwei Meilen westlich und südlich von St. Quentin concentrirt, ihr gegenüber östlich und westlich vor der Stadt die französische Nordarmee, bestehend aus zwei ganzen Corps. Der Entschluß, den Feind am 19. umfassend und energisch anzugreifen, stand beim General Göben fest. An sämmtliche Abtheilungen seiner Armee erging der Befehl, am andern Morgen in der Richtung auf St. Quentin vorzugehen. Faidherbe war außer Stande, dem drohenden Angriffe auszuweichen. Nach dem vorangegangenen anhaltenden Froste mit starkem Schneefalle war seit zwei Tagen Thauwetter eingetreten. Die Wege waren in Folge dessen grundlos, der Acker mehrere Zoll tief aufgeweicht und an vielen Stellen mit Wasser bedeckt, so daß für die Truppen die Bewegung äußerst schwierig und ermüdend war. Die Abtheilungen der I. Armee traten den Vormarsch

zu der befohlenen Zeit an. In siebenstündiger heißer Schlacht wurde der Feind aus allen seinen Positionen vor St Quentin zurückgeworfen, der linke Flügel in die Stadt, der rechte Flügel auf die nach Norden führende Straße. Während es gelang, von Südosten her nach Erstürmung des Bahnhofes schon um 6 Uhr Abends in St. Quentin einzudringen, dauerte auf der Westseite der Kampf noch etwa eine Stunde länger, da eine Nachmittags von Cambrai her eintreffende feindliche Verstärkung die Vorwärtsbewegung verzögerte, auch der Feind hier länger Widerstand leistete, um seinen Abzug, namentlich den der Artillerie, auf Cambrai zu decken. Die Schlacht endete mit einer totalen Niederlage der feindlichen Nord-Armee, welche in voller Auflösung in der Richtung auf Cambrai entfloh, gegen 10,000 Gefangene und 6 Geschütze in den Händen des Siegers lassend.

Werders Kämpfe bei Montbéliard. Fast um dieselbe Zeit war auch auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze der kühnste Plan gescheitert, welchen Gambetta zur Wendung des Kriegslaufes erdacht und mit dem größten Eifer ins Werk gesetzt hatte. Gambetta's Plan lief darauf hinaus, daß Bourbaki, der mit seiner neu gebildeten Armee bis Neujahr bei Bourges und Nevers stand, sich unerwartet ostwärts wenden sollte, um entweder in der Lücke zwischen der Armee des Prinzen Friedrich Carl und dem Corps Werder gegen die Hauptlinie, welche die deutschen Armeen mit der Heimath verband, vorzustoßen, oder aber noch weiter ostwärts zu operiren, um sich auf das Werdersche Corps mit Uebermacht zu werfen und Belfort zu entsetzen. Die Franzosen setzten namentlich auf diese letzte Operation die ausschweifendste Hoffnung. Bourbaki sollte durch Truppen aus Lyon ansehnlich verstärkt werden. Daß er mit dieser Uebermacht das Corps des Generals v. Werder über den Haufen würde rennen können, daran zweifelte man nicht; man steigerte aber auch die Hoffnungen noch viel weiter. Nicht nur die Etappenstraße Paris-Nancy hoffte man zu durchbrechen und die feindliche Armee vor Paris dadurch zu zwingen, die Belagerung über Hals und Kopf aufzugeben, sondern auch Belfort zu entsetzen, ja in Deutschland selbst einzufallen, um Wiedervergeltung zu üben für die Schmach, daß der französische Boden durch die deutsche Invasion befleckt worden war. „Im Osten liegt die Rettung", hieß es in einer feierlichen Ankündigung. „Frankreich muß aus der Defensive heraustreten, die seinem Temperamente und Character so wenig gemäß ist; es verlasse sich auf die Geschicklichkeit seiner Generale, auf die Hingebung Aller, kurz, es wage die letzte Anstrengung, welche Corneille „eine schöne Verzweiflung" nennt."

Doch wie schon so oft in diesem wechselvollen Kriege täuschten die französischen Machthaber sich selbst und das Volk; die wohl durchdachten und trefflich ausgeführten Gegenmaßregeln der deutschen Heerführung durchkreuzten den künstlich ersonnenen Plan in allen Punkten.

Bis in die erste Januarwoche war man im großen Hauptquartier über die Absichten Bourbaki's in Ungewißheit. Damals traten bei dem Werderschen Corps die ersten Anzeichen von dem Heranziehen der Bourbakischen Armee hervor. General Werder stand um Neujahr bei Vesoul, General von Treskow setzte die Belagerung von Belfort fort. Da erschienen immer beträchtlichere feindliche Streitkräfte am Doubs; in kleinen

Gefechten wurden einige hundert Gefangene gemacht, aus deren Uniformen und Aussagen zu entnehmen war, daß sie der Bourbakischen Armee angehörten und daß diese ganze Armee im Anmarsche war. Werder zog deshalb am 6. Januar zunächst sein Corps bei Vesoul zusammen und meldete seine Wahrnehmungen an das große Hauptquartier.

Sofort erging von da aus der Befehl zur Bildung einer neuen Südarmee aus dem 7. Armeecorps (General von Zastrow), das von Metz aus bereits nach Châtillon zu gerückt war, dem 2. Armeecorps (General von Fransecky), das von Paris aus schleunigst nach dem Südosten gesandt wurde, und aus dem 14. (Werderschen) Corps. Zum Oberbefehlshaber wurde der General von Manteuffel ernannt. An General von Werder aber erging die Ordre, die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken und einem Angriff gegen Belfort so lange zu widerstehen, bis die beiden anderen Corps der zu bildenden Südarmee eingreifen könnten. Um diese Aufgabe gegenüber der ganzen Bourbakischen Armee, welche auf 150,000 Mann geschätzt werden mußte, erfüllen zu können, wollte General Werder versuchen, eine feste Vertheidigungsstellung vor Belfort zu gewinnen, vorher aber noch, um Bourbaki's Bewegungen zu stören und aufzuhalten, einen kurzen kräftigen Stoß gegen die Flanke desselben zu führen. Bei Villersexel traf er am 9. Januar auf den Feind; es entbrannte ein äußerst heftiger Kampf, welcher bis in die Nacht dauerte. Der Feind hatte allmälig so bedeutende Truppenmassen herangezogen, daß Werder den Zweck des Gefechts, denselben im Vormarsche auf Belfort aufzuhalten, als erreicht ansehen konnte. Er setzte am 10. Januar seinerseits den Linksabmarsch fort und erreichte am 11. die Linie hinter der Lisaine, die er als Vertheidigungsstellung ausersehen hatte. Diese Linie (von Frahier über Montbéliard nach Delle) an den Thaleinschnitten des Lisaine- und des Allainebaches sperrt den Eingang in das obere Elsaß, zwischen den Vogesen und der Schweizer Grenze. Die Allaine bildet von Montbéliard bis Delle ein breites, sumpfiges, nur an wenigen Punkten zu passirendes Thal; die von Frahier nach Montbéliard fließende Lisaine ist zwar an vielen Stellen zu durchwaten, bietet aber dem Vertheidiger auf dem dominirenden linken Rande des breiten Thales ausgezeichnete Positionen. Im Centrum bildete Montbéliard mit seinem sturmfreien Schlosse einen besonders festen Stützpunkt. Die Stellung, zu deren Vertheidigung nur 48 Bataillone (darunter 21 Landwehr-Bataillone), 20 Eskadronen und 126 Feldgeschütze verfügbar waren, hatte allerdings eine Ausdehnung von zwei Meilen und mangelhafte Verbindungen; allein die Natur des Terrains beschränkte die Zahl der Angriffspunkte. Die Nähe von Belfort ermöglichte überdies die Heranziehung eines Theiles der Belagerungs-Artillerie in die Vertheidigungslinie.

General von Werder ging sofort mit allen Kräften an die Verstärkung der Stellung durch rasch aufgeworfene Befestigungen. Während das Vorgehen des Feindes zum Angriff jeden Augenblick zu erwarten war, trat plötzlich eine große Kälte ein; sämmtliche Bäche waren fest zugefroren, wodurch die gewählte Vertheidigungslinie einen wesentlichen Theil ihrer Stärke einbüßte. Der General von Werder erbat telegraphisch beim großen

Hauptquartier Befehl, ob er den Kampf vor Belfort annehmen solle. Er erhielt hierauf folgende telegraphische Antwort: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar." Vom Oberbefehlshaber der Süd-Armee, General Manteuffel, ging an demselben Abende die Mittheilung ein, daß er am 14. mit dem 2. und 7. Armee-Corps den Vormarsch von Châtillon in der Hauptrichtung auf Vesoul angetreten habe. Inzwischen hatten die Heldenkämpfe, in welchen das Werdersche Corps die wichtige Stellung behaupten sollte, bereits siegreich begonnen. Am 15. Januar Morgens, bei 14° Kälte, griff der Feind mit großer Ueberlegenheit die Vorposten des rechten Flügels und des Centrums an. Dieselben zogen sich unter hartnäckigem Gefechte auf die Hauptstellung zurück, gegen welche der Feind zunächst eine sehr zahlreiche Artillerie entwickelte, um dann mit den im Schutze der Wälder formirten Infanteriemassen gegen die Hauptpunkte der Stellung vorzubrechen. Zuerst griff der Feind auf dem rechten Flügel an, wurde jedoch in den Wald zurückgeworfen. Seine auf dieser Seite immer aufs Neue unternommenen Angriffsversuche wurden bis zum Abende siegreich zurückgewiesen. Auch in Montbéliard drang der Feind Nachmittags ein; aber das lebhafte und wirksame Feuer der Schloßbesatzung hemmte jede weitere Vorwärtsbewegung. Alle Versuche, die Stellung des Generals Werder zu durchbrechen, waren gescheitert. Am 16. Januar setzte Bourbaki den Angriff fort. Bis zum Mittag lagerte ein dichter Nebel im Thale der Lisaine, so daß man nur wenige hundert Schritte weit zu sehen vermochte. Die Artillerie konnte daher erst gegen Mittag in Wirksamkeit treten. Im Centrum richtete der Feind des Morgens heftige Angriffe gegen die Stellung der Deutschen, wurde jedoch überall durch das Feuer der Infanterie zurückgewiesen. Von Mittag an setzte er bedeutende Kräfte bei Montbéliard in Bewegung; alle seine durch zahlreiche Artillerie eingeleiteten Versuche, hier durchzubrechen, scheiterten jedoch ebenfalls wie am vorhergegangenen Tage; die feindlichen Kolonnen wurden bei jedem Anlauf unter schweren Verlusten abgewiesen. Während so in der Front entschiedene Erfolge erzielt wurden, gestaltete sich die Lage auf dem rechten Flügel bedenklicher. Der Feind hatte im Laufe des Morgens dorthin sehr beträchtliche Kräfte dirigirt und drängte mit Uebermacht den General von Degenfeld, welcher nur über 3 Bataillone und 3 Batterien verfügte, trotz energischer Gegenwehr, in 10-stündigem Kampfe von Chenebier bis nach Frahier zurück. Mit dem Dunkelwerden schien überall Ruhe einzutreten. Bald aber versuchte der Feind unter dem Schutze der Dunkelheit zu gewinnen, was er unter dem verderblichen Feuer der Artillerie bei Tage nicht hatte erreichen können. Um 8 Uhr Abends gingen stärkere Kolonnen desselben überraschend vor, ihr Angriff endete jedoch nach hitzigem Kampfe mit dem Rückzuge. Ein um 3 Uhr Nachts bei Héricourt unternommener ähnlicher Versuch hatte denselben Ausgang. Für den 17. Januar waren entscheidende Kämpfe im Centrum nicht mehr wahrscheinlich, General Werder konnte sein Hauptaugenmerk auf den rechten Flügel (bei Frahier) wenden. Schon am Nach-

mittags des 16. Januar war dorthin der General Keller mit beträchtlichen Verstärkungen und mit dem Auftrage entsandt worden, ein Offensiv-Vorgehen des Feindes über Frahier hinaus zu verhindern und Chenebier wieder zu nehmen. General Keller beschloß, den Feind in Chenebier früh Morgens in der Dunkelheit zu überfallen. In zwei Kolonnen ging er um $^1/_2$5 Uhr über Frahier vor, überwand die feindlichen Vorposten und drang stürmend in Chenebier ein. Ein erbitterter Kampf entspann sich in diesem Orte, in dessen westlichem Theile die Franzosen bis zum anbrechenden Tage festen Fuß behielten. Als dann der Feind starke Kolonnen zur Unterstützung vorführte, räumte General Keller allmälig den Ort, behauptete sich aber Chenebier unmittelbar gegenüber gegen alle weiteren Offensiv-Versuche des Feindes. Das Verhalten des letzteren auf den übrigen Theilen des Schlachtfeldes ließ deutlich seine vollständige Erschöpfung erkennen. Ernste Angriffe wurden nur noch des Morgens gegen Chagey und des Mittags bei Montbéliard versucht, dieselben endeten jedoch, wie alle ähnlichen früheren Unternehmungen, mit dem unter schweren Verlusten ausgeführten Rückzuge der Angriffskolonnen. Das Gefecht nahm auf der Seite des Feindes einen mehr und mehr defensiven Charakter an, und gegen Abend wurde von allen Seiten gemeldet, daß derselbe sich vor der Front verbarrikadire und Schützengräben aufwerfe. Im Laufe des Abends und der Nacht wurde der Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie konstatirt. Auf französischer Seite haben in der Schlacht bei Montbéliard vier Corps in einer Gesammtstärke von mehr als 150,000 Mann gekämpft. Die Truppen des Generals von Werder waren im Ganzen ungefähr 43,000 Mann stark, worunter 38,000 Mann Infanterie.

Kaiser Wilhelm erkannte die gewaltige Kriegsthat des Werder'schen Corps durch folgendes Telegramm an: „Ihre heldenmüthige, dreitägige, siegreiche Vertheidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für Ihre Hingebung und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung. Ihr dankbarer König Wilhelm."

Ganz Deutschland schloß sich dem Dank des Kaisers an; denn überall hatte man die schwere Gefahr lebhaft empfunden und eine wenn auch nur vorübergehende Bedrohung Süddeutschlands für möglich gehalten. Jetzt war jede solche Wendung des Kriegsglücks beseitigt und die Zuversicht auf eine baldige gänzliche Unterwerfung Frankreichs erhöht.

Das Ende vor Paris. Der artilleristische Angriff gegen Paris hatte inzwischen immer weitere Fortschritte gemacht und immer größere Erfolge erzielt.

Das Bombardement der inneren Stadt besonders hatte eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Sobald durch die ersten Erfolge die Gewißheit gewonnen war, daß ein größerer Theil der Stadt in die Tragweite der Geschosse falle, richtete sich der Angriff mit voller Energie auf die innere Stadt. Nach und nach wurde der ganze weite Bereich der Stadt am linken Seine-Ufer, die Stadttheile der Invaliden, Vaugirard, Grenelle, das Faubourg St. Germain, das Faubourg St. Jacques und die angrenzen-

den Bezirke von den Bomben bestrichen, und an vielen Punkten wüthete bereits der dadurch erzeugte Brand. Die Bewohner jener Stadttheile flüchteten großentheils nach dem rechten Seine-Ufer, aber auch dort trat schließlich vom Norden her eine ähnliche Wirksamkeit des Bombardements ein.

Vom ersten Augenblicke des Angriffs hatten die französischen Blätter behauptet, derselbe verstoße gegen die Humanität und gegen das Völkerrecht. Die Pariser Regierung erließ einen Protest gegen das Bombardement, und gleichzeitig richteten die Gesandten der Schweiz und Nordamerikas ein Schreiben an Graf Bismarck zunächst zu Gunsten ihrer Landsleute, daneben auch im Interesse der Pariser Bevölkerung, in welchem der Anspruch einer bevorzugten Behandlung einer Stadt wie Paris erhoben wurde. Der deutsche Staatsmann erwiderte darauf: „Die ungewöhnliche, in der neueren Geschichte einzig dastehende Maßregel, die Hauptstadt eines großen Landes in eine Festung und ihre Umgebung mit fast 3 Millionen Einwohnern in ein verschanztes Lager zu verwandeln, hat allerdings für die letzteren ungewöhnliche und sehr bedauernswerthe Zustände zur Folge gehabt. Dieselben sind von denen zu verantworten, welche diese Hauptstadt und ihre Umgebung zur Festung und zum Schlachtfelde gewählt haben, in jeder Festung aber von denen zu tragen, welche in einer solchen freiwillig ihren Wohnsitz nehmen und im Kriege beibehalten. Paris ist die wichtigste Festung des Landes und Frankreich hat in derselben seine Hauptheere gesammelt; diese greifen aus ihrer festen Stellung inmitten der Bevölkerung von Paris durch Ausfälle und Geschützfeuer die deutschen Heere an. Angesichts dieser Thatsachen kann den deutschen Heerführern nicht zugemuthet werden, auf den Angriff der Festung Paris zu verzichten oder denselben in einer Weise zu führen, welcher mit dem Zwecke jeder Belagerung unverträglich wäre. Was geschehen konnte, um den unbewaffneten neutralen Theil der Pariser Bevölkerung vor den Nachtheilen und Gefahren der Belagerung zu bewahren, das ist von deutscher Seite geschehen. — — Daß die peinlichen und von uns lebhaft beklagten Vorfälle in einer Stadt wie Paris in größerem Maßstabe als in anderen Festungen mit einer Belagerung verbunden sein müssen, hätte von der Befestigung oder von hartnäckiger Vertheidigung derselben abhalten sollen. Aber keiner Nation kann gestattet werden, ihre Nachbarn mit Krieg zu überziehen und im Laufe desselben ihre Hauptfestung durch Bezugnahme auf die dort wohnenden unbewaffneten und neutralen Einwohner und auf die vorhandenen Hospitäler schützen zu wollen, in deren Mitte die bewaffneten Heere nach jedem Angriffe ihre Deckung suchen und sich zu neuen Angriffen rüsten können."

Je größer die Wirkung des Bombardements wurde, desto stürmischer drang die niedere Bevölkerung von Paris in den General Trochu, dessen Unthätigkeit sie alles Unheil zuschrieb, durch massenhafte Ausfälle die Stadt zu retten. Der General hatte zwar keinen Glauben mehr an die Möglichkeit eines Erfolges, aber auch keinen Muth, dem Drängen zu widerstehen. Er machte zunächst in den Nächten vom 13. zum 14. und vom 14. zum 15. Januar größere Ausfälle nach Norden gegen die Fronten des Gardecorps und des 12. Armeecorps; die Pariser Truppen wichen jedoch überall schon vor dem Feuer der deutschen Vorposten in Unordnung zurück.

Trochu aber gab dem Drängen Gambetta's und der Volksmassen noch einmal nach und beschloß einen großen entscheidenden Ausfall nach Westen unter dem Schutze des großen Forts Mont Valérien. Es schien darauf abgesehen, dort nach der Richtung von Le Mans durchzubrechen, um dem vermeintlich heranrückenden General Chanzy die Hand zu reichen, welcher freilich inzwischen geschlagen und weit von der Hauptstadt abgedrängt war.

Am 19. Januar, am Tage nach der Verkündigung des deutschen Kaiserreichs, welche im Schlosse zu Versailles feierlich vollzogen worden war, schickte sich die Armee von Paris zum letzten, verzweifelten Kampfe an. Große feindliche Abtheilungen rückten gegen die Front des 5. Armeecorps an, immer weitere Massen rückten nach. Der Kronprinz von Preußen traf sofort Maßregeln, um dem 5. Corps nöthigen Falls Unterstützung zu sichern. Der Kaiser begab sich nach Marly, um den beginnenden Kampf zu beobachten. Zunächst erfolgte ein heftiger Angriff gegen die 10. Division. Eine zahlreiche Feld-Artillerie, unterstützt durch das Feuer der schweren Geschütze des Forts Valérien, leitete den Angriff der feindlichen Infanterie ein. Es gelang dieser jedoch, trotz wiederholter Anläufe nicht, auch nur bis zur ersten Vertheidigungs-Linie der 10. Division vorzudringen. Die vordersten Bataillone des Angreifers wichen vor dem mörderischen Feuer der preußischen Infanterie zurück, und die nachfolgenden Kolonnen geriethen in Unordnung. Die enormen Verluste, welche die Infanterie des französischen rechten Flügels erlitt, zwangen den Feind am Nachmittage, alle Unternehmungen auf dieser Seite aufzugeben.

Glücklicher waren die Pariser zuerst im Kampfe gegen die 9. Division bei Montretout; sie nahmen mit großer Uebermacht eine dortige Schanze, vermochten aber weiteres Terrain nicht zu gewinnen. Nachmittags wurden sie auch hier wieder aus den gewonnenen Stellungen vertrieben. Um 9 Uhr Abends endete der Kampf. Das 5. Corps hatte mit 20,000 Mann seine 8000 Schritt lange Vertheidigungslinie gegen eine um ihre Existenz ringende Armee von mehr als 110,000 Mann siegreich behauptet. Die Franzosen bivouakirten in der Nacht mit starken Massen am Fuße des Mont Valérien, erneuerten jedoch am folgenden Tage den Angriff nicht, vermuthlich weil Trochu inzwischen von der Niederlage Chanzy's Kunde erhalten hatte.

Die nächste Folge des unglücklichen Ausgangs des Kampfes war eine gesteigerte Aufregung gegen Trochu. Dieser mehr als je von der Vergeblichkeit aller Anstrengungen überzeugt, benutzte die sich gegen ihn kundgebende Stimmung, um den Oberbefehl niederzulegen.

Das Bombardement war unterdeß durch neue Batterien auf der Nord- und Ostfront verstärkt worden. Die Kapitulation von Mezières gab die Mittel, nunmehr auch zum Angriffe gegen St. Denis zu schreiten. Mehrere Batterien eröffneten am 21. und 24. Januar ihr Feuer und zwar mit so entschiedenem Erfolge, daß bereits in der Nacht vom 24. zum 25. die Vorposten weiter vorgeschoben und unter dem Schutze derselben neue Batterien in einer Entfernung von nur 1500 Schritten von den Werken von St. Denis erbaut werden und am 26. Januar in Thätigkeit treten konnten. Ebenso war es auf der Ostfront möglich geworden, neue Batterien bei

Champigny und auf der Höhe zwischen Villiers und Brie zu etabliren, aus welchen Vincennes wirksam beschossen wurde. Die Granaten der Batterie bei Le Bourget schlugen in den Arbeiterstadttheil La Villette ein.

Zu der niederdrückenden Wirkung des Bombardements kam die immer drohender herantretende Gefahr der Hungersnoth. Die Lebensmittel reichten nur noch für wenige Tage aus; erfolgte die Capitulation nicht rechtzeitig, d. h. so früh, daß die Stadt von Außen verproviantirt werden konnte, ehe der letzte Bissen verzehrt war, so verfiel ein großer Theil der Bevölkerung unrettbar dem Hungertode. Was im Bereiche der deutschen Armeen und auf mehrere Tagemärsche im Umkreise an Lebensmitteln vorhanden war, genügte kaum, um eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Seelen auch nur einen Tag zu ernähren.

Unter solchen Umständen faßten die gemäßigteren Mitglieder der Pariser Regierung den Entschluß, vertraulich Verhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier anzuknüpfen.

Capitulation von Paris und Waffenstillstand. Jules Favre, der auswärtige Minister der Pariser Regierung, derselbe, welcher im September v. J. die überaus gemäßigten Vorschläge des Grafen Bismarck zu einem Waffenstillstand zurückgewiesen hatte, entschloß sich jetzt zu dem schweren Gange nach Versailles, um mit dem deutschen Reichskanzler über das endliche Geschick der Hauptstadt zu verhandeln.

Graf Bismarck hatte kurz zuvor den französischen Minister sehr entschieden auf seine schwere Verantwortlichkeit in Bezug auf das Geschick der Hauptstadt hingewiesen. J. Favre hatte durch die englische Gesandtschaft einen Geleitschein durch die deutsche Armee erbeten, um sich zu Conferenzen über die Frage des schwarzen Meeres nach London zu begeben. Da schrieb ihm Graf Bismarck: es sei doch die Frage, ob es rathsam sei, daß er Paris und seinen Posten als Mitglied der dortigen Regierung jetzt verlasse, um persönlich an einer Conferenz über das schwarze Meer theilzunehmen, in einem Augenblicke, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, welche für Frankreich und Deutschland wichtiger seien. „Ich kann kaum annehmen, so schloß das Schreiben, daß Sie in der kritischen Lage, an deren Herbeiführung Sie einen so wesentlichen Antheil hatten, Sich der Möglichkeit werden berauben wollen, zu einer Lösung mitzuwirken, wofür die Verantwortlichkeit auch Sie trifft."

Das Schreiben war vom 16. Januar: es scheint, daß Graf Bismarck beim Herannahen der schließlichen Entscheidung nach seiner scharfen Menschenkenntniß J. Favre gradezu zum Unterhändler ausersehen hatte.

Am 23. Januar Abends erschien J. Favre in Versailles und hatte noch an demselben Abend und am folgenden Tage mit Graf Bismarck lange Besprechungen, welchen wiederholte Berathungen im Kriegsrathe des deutschen Kaisers folgten. Die Verhandlungen wurden von J. Favre zuerst ohne eigentlichen Auftrag der Pariser Regierung nur vertraulich geführt; er kehrte dann nach Paris zurück, um sich der Zustimmung der Regierung zu versichern. Er erlangte diese Zustimmung um so eher, als inzwischen ein Aufstand der erregten Volksmassen in Paris, welcher die Regierung zu stürzen drohete, mit Mühe unterdrückt worden war. Alle Ge-

mäßigten erblickten die Rettung vor unsäglichen Greueln nur noch in der Capitulation. J. Favre kehrte mit militärischen Bevollmächtigten nach Versailles zurück, und bereits am 26. Januar war die Verständigung so weit gediehen, daß eine erste amtliche Meldung aus dem deutschen Hauptquartier verkündigen konnte:

„Vor Paris schweigt gemäß Verabredung seit 12 Uhr in der Nacht vom 26. zum 27. vorläufig beiderseits das Geschützfeuer".

Der Abschluß der Capitulation erfolgte am 28. Abends; mit derselben war zugleich ein Waffenstillstand und der Weg zum Frieden vereinbart worden.

Kaiser Wilhelm verkündete den Abschluß in folgendem Telegramm an seine Gemahlin:

„Versailles, 29. Januar. Gestern Abend ist ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand unterzeichnet worden. Linie und Mobile werden kriegsgefangen und in Paris internirt. Garde nationale sédentaire übernimmt die Aufrechthaltung der Ordnung. Wir besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt und darf sich verpflegen, wenn die Waffen ausgeliefert sind. Eine Konstituante (verfassunggebende Versammlung) wird nach Bordeaux in 14 Tagen berufen. Die Armeen im freien Felde behalten ihre bez. Landstrecken besetzt mit Neutralitäts-Zonen zwischen sich.

Dies ist der erste segensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmuth und die schweren Opfer. Ich danke Gott für diese neue Gnade, möge der Friede bald folgen."

Die Bedingungen der Capitulation waren des Näheren folgende: Der Waffenstillstand tritt bei Paris sofort in Kraft, in den Departements in drei Tagen, und läuft derselbe mit dem 19. Februar Mittags ab. Eine Demarkationslinie ist festgesetzt. — Die Entscheidung über den Beginn des Waffenstillstandes in Côte d'or, Doubs, Jura und bei Belfort (also auf dem östlichen und südlichen Kriegsschauplatze) ist vorbehalten; bis dahin nehmen die dortigen Kriegsoperationen einschließlich der Belagerung von Belfort Fortgang. Die Seekräfte sind im Waffenstillstand einbegriffen, mit dem Meridian von Dünkirchen als Demarkationslinie. Die zwischen dem Abschluß- und Benachrichtigungstermin gemachten Gefangenen und Prisen werden zurückgegeben.

Wahlen für eine Versammlung, um sich über den Krieg oder die Friedensbedingungen zu erklären, werden stattfinden. Als Versammlungsort ist Bordeaux bestimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden sofort übergeben. Der Stadtwall wird desarmirt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarde sind kriegsgefangen, außer 12,000 Mann für den inneren Sicherheitsdienst. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffenstillstandes innerhalb der Thore der Stadt. Ihre Waffen werden ausgeliefert. Die Nationalgarde und die Gensdarmerie behalten die Waffen für den Sicherheitsdienst. Alle Franctireurs-Corps sind aufzulösen. Deutscherseits wird den französischen Commissarien die Verproviantirung von Paris möglichst erleich-

tert. Die Gemeinde **Paris** zahlt eine städtische **Kontribution** von 200 Millionen **Francs** innerhalb 14 Tagen.

Am 29. Januar fand bereits **die Uebergabe der Forts** an die deutsche Armee statt. Kaiser Wilhelm telegraphirte am 30. an die Kaiserin:

„Die Uebergabe aller Forts hat incl. St. Denis im Laufe des gestrigen Tages ohne alle Widersetzlichkeit und Störung stattgefunden. **Von unseren Belagerungs-Batterien sah ich die Preußische Fahne auf Issy flattern**".

Warum Paris capituliren mußte, das legte die Pariser Regierung in einer Proclamation unumwunden dar. Sie sagte darin: „Mitbürger, wir wollen Frankreich sagen, in welcher Lage und nach welchen Anstrengungen Paris unterlegen ist. Die Einschließung hat vom 16. September bis zum 26. Januar gedauert. Während dieser ganzen Zeit haben wir, abgesehen von einigen Depeschen, von der übrigen Welt abgesperrt gelebt. Die ganze männliche Bevölkerung war in Waffen, bei Tage zu den Uebungen und Nachts auf den Wällen und Vorposten. **Das Gas ging uns zuerst aus** und die Stadt war Abends in Dunkelheit gehüllt; dann kam **der Mangel an Holz und Kohlen**. Seit dem Monat Oktober mußte zum Metzgerfleisch Pferdefleisch zur Speise hinzugefügt werden; vom 15. December an mußten wir zu letzterem ganz unsere Zuflucht nehmen. Sechs Wochen hindurch bekamen die Pariser täglich nur 30 Grammes Pferdefleisch; seit dem 18. Januar wurde das Brod, worin Roggen nur noch den dritten Theil bildete, zu 300 Grammes für den Tag angesetzt, was auf einen gesunden Menschen im Ganzen 330 Grammes Nahrung ausmachte. Die Sterblichkeit, welche 1500 betrug, überstieg 5000 unter dem Einflusse der hartnäckigen Pocken und der Entbehrungen aller Art. Alle Stände haben gelitten, alle Familien hatten Trauer. **Das Bombardement hat einen Monat gedauert und die Stadt St. Denis, so wie fast sämmtliche Stadttheile auf dem linken Seine-Ufer niedergeschmettert.** In dem Augenblicke, wo der Widerstand aufhörte, wußten wir, **daß unsere Armeen an der Grenze zurückgetrieben und außer Stande waren, uns zu helfen.** Unterstützt von der Nationalgarde, welche sich tapfer geschlagen und eine große Anzahl von Leuten verloren hat, hat die Armee am 19. Januar ein Unternehmen versucht, das allgemein als ein Akt der Verzweiflung bezeichnet wurde. Dieser Versuch, dessen Zweck die Durchbrechung der feindlichen Linien war, scheiterte, wie jeder Versuch des Feindes, die unsrigen zu durchbrechen, gescheitert sein würde. Trotz alles Feuers unserer Nationalgarden, welche nur ihren Muth befragten und sich bereit erklärten, in den Kampf zurückzukehren, blieb uns keine Aussicht, Paris zu deblokiren oder es zu verlassen, um die Armee nach außen zu werfen und sie in eine Entsatz-Armee umzugestalten. Alle Generale erklärten, es werde eine Thorheit sein, wenn dieses Unternehmen versucht werde; die Werke der Deutschen, ihre Anzahl, ihre Artillerie machten ihre Linien undurchdringlich; wir würden, wenn wir das Unmögliche leisteten und ihnen über den Leib hinwegschritten, darüber hinaus nur eine Einöde von dreißig Wegstunden finden; dort würden wir vor Hunger vergehen, denn man dürfe nicht daran denken, Lebensmittel

mitzunehmen, weil wir bereits am Ende unserer Hülfsquellen seien. Man konnte sich tödten lassen, aber man konnte nicht mehr siegen. In diesem Augenblicke, als jede Hoffnung auf Hülfe geschwunden, blieb uns nach sicherer Schätzung noch Brod auf acht Tage und Pferdefleisch auf vierzehn Tage, wenn alle Pferde geschlachtet wurden. Bei den zerstörten Eisenbahnen, den verdorbenen Wegen, der abgesperrten Seine fehlte viel an der Gewißheit, bis zur Stunde der Wiederverproviantirung auszureichen. Wir haben den Widerstand aufgegeben, die Forts übergeben, die Ringmauer abgerüstet, unsere Besatzung ist kriegsgefangen. Das größte Interesse für uns ist, wieder aufzuleben und die blutenden Wunden des Vaterlandes zu heilen. An dem Tage der Eröffnung der Versammlung wird die Regierung die Gewalt in deren Hände legen. An diesem Tage wird Frankreich, wenn es die Augen auf sich lenkt, sich tief unglücklich finden; aber wenn es sich zugleich durch das Unglück wieder gestählt und im vollen Besitze seiner Energie und seiner Souverainetät findet, so wird es wieder Vertrauen auf seine Größe und auf seine Zukunft fassen."

Für die Deutschen war mit der Uebereinkunft über die Capitulation von Paris und den Waffenstillstand mit einem Schlage Mehr erreicht, als man noch kurz zuvor gehofft hatte.

Die durchgreifende und entscheidende politische Wendung war nicht minder überraschend und wunderbar, als die glänzendsten militärischen Ereignisse des Krieges. Wie sehr man erwarten konnte, daß mit dem Falle von Paris die Kraft des Widerstandes in ganz Frankreich erlahmen würde, so konnte doch Niemand ahnen, daß die Capitulation von Paris unmittelbar zu Friedensverhandlungen führen würde; es galt vielmehr als eine der dunkelsten und schwierigsten Fragen: wie und mit welcher Regierung Deutschland zum Friedensschlusse würde gelangen können. Als das Unwahrscheinlichste, ja kaum möglich erschien es, daß dieselbe Regierung „der nationalen Vertheidigung", welche gelobt hatte, „keinen Fußbreit französischer Erde, keinen Stein französischer Festungen" abzutreten, daß die Männer grade, welche am feierlichsten verkündet hatten, sich lieber unter den Trümmern der Hauptstadt begraben zu lassen, als die Hand zu einem demüthigenden Frieden zu bieten, — schließlich den Weg zu einem Friedensschlusse mit den schweren Bedingungen bahnen würden, wie sie Deutschland nach seinem großartigen Siegeslauf beanspruchen mußte. Es gehörte ein hohes Maß politischer Voraussicht, Umsicht und Energie dazu, mit einem Male den Knäuel der französischen Zustände zu entwirren, um den Faden für die Verhandlungen zu finden. Daß Graf Bismarck die schließliche Entwickelung, so wie sie wirklich gekommen ist, in seinen Erwägungen und klaren Voranschauungen bereits in Betracht gezogen hatte, dafür giebt der Schluß des erwähnten merkwürdigen Schreibens an Jules Favre vom 16. Januar über den Besuch der Londoner Conferenz den Beweis. Bei dem Abschlusse des Capitulationsvertrages aber war es ein politischer Griff von der folgenreichsten und glücklichsten Bedeutung, daß die Capitulation von Paris alsbald mit einem Waffenstillstande und mit der Anbahnung der Friedensverhandlungen verknüpft und das weitere Schicksal von Paris mit

dem Gelingen oder Mißlingen des Friedens in unmittelbarem Zusammenhang gebracht wurde. Die Pariser Regierung und die Hauptstadt selbst wurden dadurch gewissermaßen zu Verbündeten Deutschlands für die Sicherung des Friedenswerkes gemacht; denn von einer Erneuerung des Widerstandes der Hauptstadt konnte nicht die Rede sein, da jetzt 700 schwere deutsche Geschütze in den Forts und zwischen denselben bereit standen, einen solchen Versuch im Keime zu ersticken.

Die Pariser Regierung wurde nunmehr, im Gegensatze zu Gambetta's wilder Diktatur, die Führerin der Friedenspartei in ganz Frankreich, und deshalb konnte gelingen, was man noch kurz zuvor kaum in Aussicht zu nehmen vermochte, daß, gestützt auf die Kundgebung des Nationalwillens, eine neue Regierung entstand, welche den Beruf, den Muth und die innere Kraft hatte, einen Frieden zu schließen, wie er nach Lage der Dinge für Frankreich unvermeidlich geworden war.

Das Nachspiel des Krieges; der Untergang der Bourbakischen Armee. Bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes war der östliche Kriegsschauplatz ausdrücklich ausgenommen; dort sollte sich noch ein Nachspiel von der furchtbarsten Bedeutung für Frankreich vollziehen. Mit dem Heldenkampfe des Werderschen Corps bei Montbéliard war der Ausgang des letzten Gambetta'schen Unternehmens entschieden; die Hoffnung der Franzosen, von dieser Seite her eine Wendung des Kriegslaufs und die Rettung für die belagerte Hauptstadt herbeizuführen, war vereitelt. Aber noch war unter Bourbaki's Führung eine Armee von mehr als 100,000 Mann vereinigt; wenn es ihm gelang, diese nach dem Süden Frankreichs zu führen, so konnte sie der Kern und Stützpunkt neuer verzweifelter Unternehmungen werden. Die Zerrüttung und Zertrümmerung dieser letzten französischen Armee bis zum Uebertritt ihrer Reste auf den Boden der Schweiz, war das Werk des Generals von Manteuffel und seiner Südarmee.

Am 12. Januar war General Manteuffel in Chatillon eingetroffen und übernahm das Commando der Südarmee, die aus zwei Hälften bestand, — der einen unter General Werder bei Belfort, der anderen aus dem II. und VII. Armee-Corps (Fransecky und Zastrow), die in der Gegend von Chatillon im Aufmarsch begriffen, noch mehr als 10 Tagemärsche von Belfort entfernt war. Zur wirksamen Unterstützung des General Werder und zur Sicherung des General-Gouvernements Lothringen beschloß aber General Manteuffel, mit allen verfügbaren Kräften schleunig in der Richtung auf Vesoul abzurücken. Wenn sich Werder nur noch einige Tage bei Belfort hielt, mußte sich der Anmarsch der übrigen Corps auf Vesoul gegen die Flanke der feindlichen Armee fühlbar machen und Werders Stellung erleichtern. Am 14. wurde der Vormarsch durch die Berge der Côte d'or angetreten, und zwar auf drei verschiedenen Wegen, am 18. traten die letzten Truppen aus dem Gebirge heraus. Inzwischen hatte sich die Situation bei Belfort vollständig geklärt. Am 19. ging eine Meldung von General Werder ein, welche den Abzug der feindlichen Armee bestätigte und seine Absicht aussprach, am 19. mit den Avantgarden, am 20. mit dem Gros in der Richtung auf Villersexel zur Offensive vorzugehen. Der Augenblick, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, war für

General Manteuffel gekommen. Die Fortsetzung des Marsches in der bisherigen Richtung führte zur unmittelbaren Vereinigung des 2. und 7. Armee-Corps mit dem 14. (Werder'schen) Corps; dem Feinde hätte dann auf seinem Rückzuge durch energische Verfolgung noch mancher Abbruch gethan werden können, aber er würde mit seinen Hauptkräften nach dem Süden Frankreichs entkommen sein und sich dort schließlich der weiteren Verfolgung entzogen haben. Ein großer Erfolg konnte nur erreicht werden, wenn dem Feinde der Rückzug nach Süden abgeschnitten und er an der Schweizer Grenze eingeklemmt wurde, wie Mac Mahon an der Grenze von Belgien. Freilich machte ein solches Unternehmen bei der Natur des Terrains eine Zersplitterung der Kräfte erforderlich, welche Angesichts einer, wenn auch erschütterten, so doch noch gegen 150,000 Mann starken Armee keineswegs ohne Gefahr war. Allein General von Manteuffel zögerte, im Vertrauen auf die bewährte Tüchtigkeit seiner Truppen, keinen Augenblick, die den größeren Erfolg versprechende Operation zu wagen: er beschloß unter Zustimmung der obersten Heeresleitung, sich mit dem 2. und 7. Corps der feindlichen Armee auf ihren Verbindungen vorzulegen, während General Werder ihr direct folgen sollte. Der General Moltke sprach damals Sr. Majestät dem Kaiser gegenüber aus: „Die Operation des Generals Manteuffel sei eine äußerst kühne und gewagte, welche aber zu den größten Resultaten führen könne; falls er einen Unfall erleide, dürfe man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erringen, müsse etwas gewagt werden." — Es war in der That ein kühnes Unternehmen; denn es rückten nur 2 Armee-Corps in die Flanke eines weit überlegenen Gegners; die Festungen Langres, Besançon, Auxonne, mit zum Theil unternehmenden Besatzungen, blieben im Rücken liegen; ebenso das Corps Garibaldi's. Freilich war der innere Halt der Heere, welche die französische September-Regierung ins Feld gestellt hatte, gering, bei vieler Tapferkeit, die sie oft im Gefecht zeigten, fehlte es an aller Disciplin, und auf dem Rückzuge auf schlechten Wegen, bei dem Mangel an geordneter Administration und Verpflegung war das Heer der Auflösung nahe. Am 24. Mittags telegraphirte Bourbaki nach Bordeaux: „das 2. und 7. preußische Armee-Corps haben begonnen, die Verbindungen mit Lyon zu unterbrechen. Sie überschreiten den Doubs, vielleicht die Loue. Ich weiß nicht, ob es mir trotz aller Eile gelingen wird, sie zurück zu erobern." In der That waren am 23. der bei Besançon eintreffenden französischen Armee die nächsten Verbindungen mit Lyon auf beiden Ufern des Doubs bereits verlegt. General von Manteuffel ordnete nunmehr den Vormarsch gegen den Jura im Allgemeinen der Art an, daß das 7. Corps direkt auf Pontarlier vorstieß, das 2. Corps aber sich dem Feinde zunächst auf sämmtlichen nach Lyon führenden Straßen, bis in das Hochgebirge hinein, vorlegte und, nach Sperrung der wichtigsten Punkte, gleichfalls gegen Pontarlier vorging. Eine Recognoscirung des 2. Armee-Corps fand bereits am 27. Spuren feindlicher Truppen auf Pontarlier zu. General Manteuffel ordnete deshalb an, daß das 7. Armee-Corps am 29. mit der vordersten Division (der 14.) so weit als möglich auf Pontarlier vorzustoßen habe. Die 14. Division erreichte am späten Nachmittag die hintersten Züge der französi-

schen Armee, warf sie auf Pontarlier zurück und nahm ihr 5000 Gefangene (worunter 2 Generale), sowie 17 Kanonen und Mitrailleusen ab. Nachdem am 31. Januar die Gewißheit erlangt war, daß die feindliche Armee bei Pontarlier, mit dem Rücken an der Schweizer Grenze, festgelegt sei, und nachdem angemessene Kräfte dagegen concentrirt waren, beschloß General Manteuffel, am 1. Februar von allen Seiten in der Richtung auf Pontarlier anzugreifen. Am 1. Februar Mittags 12 Uhr traten die Avantgarden der Süd-Armee auf allen nach Pontarlier führenden Straßen in gleicher Höhe den Vormarsch an. Pontarlier wurde nach kurzem Gefechte genommen; dagegen entspann sich ein blutiger Kampf im Gebirge zwischen Truppen des 2. Armee-Corps und der feindlichen Arrieregarde. Dieses Gefecht endete erst am späten Abende, nachdem der Knotenpunkt der beiden nach der Schweiz führenden Straßen genommen war. Den Trümmern der in das Grenzgebirge geworfenen und dort von allen Seiten umfaßten feindlichen Armee blieb nur noch die Wahl zwischen der deutschen Kriegsgefangenschaft und dem Uebertritte auf das neutrale Gebiet der Schweiz. In dieser Lage hatte der General Clinchaut, welcher an Stelle Bourbaki's den Oberbefehl übernommen hatte, bereits seit einigen Tagen Verhandlungen mit der Schweiz angeknüpft, deren Resultat eine Convention war, nach welcher seine Armee auf das neutrale Gebiet übertrat, um dort entwaffnet und bis zum definitiven Friedensschlusse internirt zu werden. Die übertretenden Truppen, deren Stärke verschieden, auf 80,000 bis 100,000 Mann berechnet wird, befanden sich im Zustande vollständiger Auflösung, und die Schilderungen, welche schweizer Berichte von dem über sie hereingebrochenen Elende geben, erinnern lebhaft an den Rückzug der französischen Armee aus Rußland im Jahre 1812. Mangel an Nahrung und schützender Bekleidung bei ununterbrochenen, von der verfolgenden Armee beunruhigten Märschen durch das mit fußhohem Schnee bedeckte, rauhe Gebirge, hatte Krankheit und Entmuthigung in den locker organisirten Massen verbreitet und dieselben an den Abgrund des Verderbens gebracht. General Werder's Standhalten bei Montbéliard und General Manteuffel's kühner Zug nach dem Jura hatten somit zur Folge, daß zum vierten Male in diesem Kriege eine große französische Armee die Waffen streckte!

Ein Tagesbefehl des schweizerischen Generals Herzog an die schweizerischen Truppen gab Zeugniß von dem traurigen Eindruck, welchen die Zustände der in die Schweiz übergetretenen französischen Ostarmee dort hervorbrachte. Der Tagesbefehl lautete an der betreffenden Stelle: „Ein schreckliches Schauspiel hat sich vor Euren Augen entwickelt. Ihr habt den traurigen Zustand einer Armee angesehen, in welcher alle Bande der Disciplin fast gänzlich gelockert waren, wodurch sie in jene Auflösung versetzt wurde, die wir alle mit Bedauern constatirt haben. Möge dieses Schauspiel sich in Euer Gedächtniß einprägen und als abschreckendes Beispiel die Ueberzeugung bekräftigen, daß ohne Disciplin und Subordination es keine gute Armee giebt, Muth und Aufopferung vergebens sind."

Belfort war jetzt der letzte Punkt in Frankreich, wo der Krieg noch fortdauerte. Drei Monate währte bereits die Belagerung. Man hatte

die Stadt und Festung ursprünglich vom Westen her beschossen; dies führte jedoch nicht zum Ziele. Man sah ein, daß man sich der Perches bemächtigen müsse, dreier Bergkuppen, welche etwa 1800 Schritt südöstlich von der Schloßbefestigung von Belfort liegen. Um sich diesen nähern und die Laufgräben gegen die Schanzen der Perches eröffnen zu können, mußte am 10. Januar Danjoutin und am 20. Perouse erstürmt werden. Nunmehr wurden die Laufgräben eröffnet, die zum Theil in Felsen gesprengt werden mußten und bei dem Thauwetter unter Wasser standen. Das rauhe Klima jenes Winters stellte dort in den Vogesenabhängen dem Belagerungs-Corps eine ungeheuer schwere Aufgabe. Ein verfrühter Sturm auf die Perches am 27. Januar führte nicht zum Ziel; endlich aber wurden diese Verschanzungen am 8. Februar genommen.

Bei der Verlängerung des Waffenstillstandes (am 15. Februar) wurde sodann auch die Uebergabe Belforts an die deutsche Armee ausbedungen. Die militärische Lage der Festung war freilich der Art, daß an eine längere Vertheidigung nicht zu denken war. Schon am 6. Februar, also noch vor der Eroberung der Perches, war im Auftrag des Gouverneurs von Belfort ein Bericht an die französische Regierung erstattet worden, in welchem es heißt: „Der Ober-Kommandant ist entschlossen, seine Pflicht bis zum Ende zu vollziehen, doch kann er die Länge des Widerstandes, dessen der Platz fähig ist, besonders angesichts der durch die letzten Ereignisse auf die Garnison und die Bevölkerung gemachten Eindrücke, nicht bestimmen. Wenn die Regierung in der jetzigen Lage findet, neue Opfer wären unnütz, und daß es am Platze sei, die Festung zu übergeben, so würde der Gouverneur wünschen, die Regierung möge selbst die Bedingungen dieser Uebergabe verhandeln, Sorge dafür tragend, daß, angesichts der von der Festung noch besessenen Widerstandsfähigkeit, der Garnison gestattet würde, sich mit Waffen und Bagagen auf den nächsten, von den Franzosen besetzten Punct zu begeben."

Ueberzeugt, daß ein längerer Widerstand nur unnützes Blutvergießen herbeiführen würde, trat denn die französische Regierung mit der deutschen Regierung in Verhandlung, und am 15. Februar wurde zwischen Graf Bismarck und Jules Favre ein Zusatz zu dem Waffenstillstandsvertrage beschlossen, wonach Belfort der deutschen Belagerungsarmee mit allem Kriegsmaterial übergeben wurde, die Garnison von Belfort aber den Platz mit allen kriegerischen Ehren und mit den Waffen verlassen durfte.

Der Kaiserliche Kriegsherr erkannte die Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer des Generals von Tresckow und der braven Landwehrtruppen, die er befehligt hatte, in einem Armeebefehl rühmend an.

Vom Waffenstillstande zum Frieden. In Frankreichs Hand lag es, ob aus dem Waffenstillstande ein baldiger Frieden hervorgehen sollte. Der Zweck des Waffenstillstandes war in der Uebereinkunft von Versailles bestimmt dahin bezeichnet, der Regierung der nationalen Vertheidigung zu gestatten, eine frei gewählte Versammlung nach Bordeaux zu berufen, welche sich über die Frage aussprechen sollte, ob der Krieg fortgesetzt oder unter welchen Bedingungen der Friede geschlossen werden sollte. Der deutschen Regierung

mußte hiernach daran liegen, daß die Vertretung des französischen Volkes auch wirklich frei gewählt werde. Es lag ihr fern, eine Einwirkung auf die inneren französischen Verhältnisse üben zu wollen; — sie ging aber von der Ueberzeugung aus, daß eine frei gewählte Vertretung Frankreichs sich für den Frieden erklären würde. Nur in dieser Zuversicht konnte sie einwilligen, dem Fortgange der überall siegreichen deutschen Kriegführung auf drei Wochen Einhalt zu thun, statt nach der Unterwerfung von Paris sofort mit ganzer Kraft die völlige Vernichtung der zerstreuten Trümmer der republikanischen Armeen zu verfolgen.

Gambetta aber drohete den ausgesprochenen Zweck der Uebereinkunft von Versailles zu vereiteln. Er setzte sich von vorn herein in offenen Gegensatz gegen die Pariser Regierung, welche den Waffenstillstand abgeschlossen hatte; er verdächtigte und schmähte dieselbe, als habe sie den Waffenstillstand ohne ausreichenden Grund, aus bloßer Schwäche abgeschlossen; — auch jetzt noch suchte er das französische Volk über seine Kraft zum Widerstande zu täuschen, und während er den Waffenstillstand selbst nicht zu hindern vermochte, setzte er Alles daran, die dadurch gewonnene Zeit zu neuen Rüstungen, die zu berufende Versammlung aber zur Vereitelung des Friedens und lediglich als Stütze seiner fanatischen Politik zu benutzen.

Er erließ einen Aufruf, in welchem er sagte: „Benutzen wir den Waffenstillstand dazu, um unsere jungen Truppen einzuüben und die Organisation der Vertheidigung und des Krieges mit größerer Energie als je zu betreiben; bieten wir Alles auf, daß an Stelle der von den Fremden erhofften feigen Kammer eine wahrhaft nationale und republikanische Versammlung zusammentritt, welche den Frieden will, wenn derselbe die Ehre und die Integrität unseres Landes sichert, die aber ebenso fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen, um zu verhindern, daß ein Mord (assassinat) an Frankreich begangen werde. Franzosen, gedenken wir unserer Väter, welche uns Frankreich als einen untheilbaren Staat hinterlassen haben. Hüten wir uns davor, unsere Geschichte zu verrathen und unsern ererbten Besitz in die Hände der Barbaren übergehen zu lassen. — — Er schloß mit den Worten: „Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine untheilbare Republik!"

Gleichzeitig erließ Gambetta ein Dekret, durch welches, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, eine freie Wahl der Nationalvertretung unmöglich gemacht, dagegen die Wahl von lauter eifrigen Anhängern seiner Politik gesichert worden wäre. Graf Bismarck wandte sich an J. Favre, um die Aufhebung dieses Dekrets zu verlangen. In der That hob die Pariser Regierung die willkürlichen Bestimmungen Gambetta's auf, wodurch dieser sich veranlaßt sah, aus der Regierung auszutreten.

Die Wahlen zur Nationalversammlung fanden nunmehr in ganz Frankreich unter dem Einflusse des Bedürfnisses und des Wunsches nach Wiederherstellung des Friedens statt; namentlich war in allen denjenigen Theilen Frankreichs, welche die Schwere des Krieges empfunden hatten, der Friedenswunsch überwiegend. Die Wahlen wurden überall mit großer

Ruhe vollzogen; der Ausfall derselben war dem Friedenswerke durchaus günstig.

Die **Nationalversammlung**, welche in Bordeaux zusammentrat, bestätigte durch ihre ersten Schritte die Erwartungen, welche sich an den Ausfall der Wahlen geknüpft hatten: die Ergebung in die unabwendbaren Folgen der gewaltigen Niederlage Frankreichs, die Einsicht in die absolute Nothwendigkeit eines schleunigen Friedensschlusses trat in den ersten Aeußerungen entschieden hervor. Die bisherige Regierung der nationalen Vertheidigung legte gleich in der ersten Sitzung die bisher geübten Gewalten in die Hände der Versammlung nieder. **Jules Favre** sagte dabei: „Unsere erste Sorge, wie unsere erste Pflicht wird die sein, denen, mit welchen wir unterhandeln, die Bekräftigung zu überbringen, daß Frankreich entschlossen ist, seine Pflicht muthig zu erfüllen. Wir dürfen nicht eine Minute verlieren, wir dürfen nicht unsere unglücklichen Bevölkerungen vergessen, die vom Feinde niedergetreten sind, ohne daß es, ungeachtet unserer Anstrengungen, möglich wäre, ihre Lage so zu mildern, wie wir es wünschten. Seien Sie sicher, daß ihre Thränen, ihre Opfer schwer, ich will nicht sagen, auf meinem Gewissen, denn vor Gott bin ich unschuldig, aber auf meiner Verantwortlichkeit lasten."

Die Einsetzung einer neuen Regierung war die dringendste Aufgabe für die Nationalversammlung, damit die Verhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier alsbald Namens derselben weiter geführt werden konnten. Der alte **Thiers** wurde zum Präsidenten der neuen Regierung ernannt und mit der Vollmacht versehen, ein Ministerium zu ernennen. Derselbe war von Hause aus Anhänger des Hauses Orleans, hatte aber neuerdings durch seine verständige Mäßigung einen großen Einfluß unter allen Parteien zu gewinnen gewußt. Obwohl von alter Zeit ein eifriger Widersacher des Aufkommens einer deutsch-nationalen Politik, hatte er doch bei dem Ausbruche des jetzigen Krieges entschieden vor demselben gewarnt, weil er Frankreich nicht für genügend gerüstet hielt. Nach dem Sturze des Kaiserthums hatte er, wie erwähnt, seine Dienste der neu errichteten Republik gewidmet, um die europäischen Mächte zu einer hülfreichen Vermittlung zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen. Seit langer Zeit schien er von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt gewesen zu sein, und daß seine gemäßigten Anschauungen in Frankreich weithin Zustimmung fanden, das bewies die fast einstimmige Wahl zum Präsidenten der neuen Regierung. **Thiers** nahm die Wahl an, indem er sich etwa folgendermaßen äußerte: Obwohl erschreckt durch die schmerzliche Aufgabe, welche das Land ihm auferlege, werde er dieselbe mit jenem Gehorsam, jener Hingebung und Liebe auf sich nehmen, deren das Land um so mehr bedürfe, je mehr es unglücklich sei, und zwar **unglücklicher, als zu irgend einer Epoche seiner Geschichte**. Aber Frankreich bleibe immer groß, jung und reich an Hülfsmitteln aller Art. Er erklärte es ferner für dringend nöthig, daß den Leiden des Landes und der feindlichen Occupation ein Ende gemacht werde. Das Land sei des Friedens dringend bedürftig und sei es nöthig, die Verhandlungen über den Frieden muthig

zu führen, doch dürfe derselbe nur angenommen werden, wenn er ehrenvoll sei.

Bei der Stimmung der Versammlung von Bordeaux und der neu eingesetzten Regierung konnte die deutsche Regierung in eine Verlängerung des Waffenstillstandes zunächst bis zum 24. Februar willigen, zumal inzwischen auch Belfort übergeben worden war.

Die Friedensverhandlungen wurden von Thiers selbst in Gemeinschaft mit dem von ihm neu eingesetzten Minister J. Favre geführt. Ueber seine Stellung zur Kriegs- und Friedensfrage sprach sich Thiers in der Nationalversammlung mit folgenden Worten aus: „Ich bin bereit, Ihren Auftrag zu erfüllen, zu gehorchen, jedoch mit einem Vorbehalt, nämlich dem, Ihnen zu widerstehen, wenn Sie, hingerissen durch ein edelmüthiges, aber unüberlegtes Gefühl, von mir das verlangen, was die politische Klugheit verdammen würde, wie ich es that, als ich vor acht Monaten mich plötzlich erhob, um der bedauernswerthen Ueberstürzung zu widerstehen, welche uns zu einem unglückseligen Kriege führen sollte. Frankreich, ohne ernsthaften Beweggrund, ohne hinreichende Vorbereitung in den Krieg gestürzt, sah seinen Boden überfluthet, seine Armee vernichtet, seine schöne Organisation zerstört. seine alte und mächtige Einheit in Gefahr gebracht, seine Finanzen zerrüttet, den größten Theil seiner Kinder der Arbeit entrissen, um auf dem Schlachtfelde zu sterben, die Ordnung durch ein plötzliches Auftreten der Anarchie gestört und nach der erzwungenen Uebergabe von Paris den Krieg nur für einige Tage unterbrochen, um sofort wieder zu beginnen, wenn nicht die Regierung, indem sie die Verantwortlichkeit schmerzhafter Unterhandlungen übernimmt, schrecklichen Unglücksfällen ein Ziel setzt. Giebt es, kann es Angesichts einer solchen Sachlage zwei Politiken geben? Und giebt es im Gegentheil nicht eine einzige, nothwendige, dringliche Politik, darin bestehend, schnellmöglichst den Uebeln ein Ziel zu setzen, welche uns niederschmettern? Wird irgend Jemand behaupten können, daß man nicht so schnell und so vollständig, als nur möglich, der fremden Occupation vermittelst eines Friedens ein Ende machen muß, der freilich nur angenommen werden kann, wenn er ehrenhaft ist; — daß es nicht nöthig ist, unsere Landbevölkerungen vom Feinde zu befreien, der sie niedertritt und aussaugt; aus den fremden Gefängnissen unsere Soldaten, Offiziere und Generale zurückzuberufen; mit ihnen eine disciplinirte und tapfere Armee zu reconstituiren; die gestörte Ordnung wieder herzustellen; die uns zu Grunde richtenden Ausgaben einzustellen; wenn auch nicht unsere Finanzen, was nicht das Werk eines Tages sein kann, doch unseren Credit wieder zu erheben, was das einzige Mittel ist, dringlichen Verpflichtungen die Spitze zu bieten; unsere Mobilen und Mobilisirten wieder in ihre Heimath, in die Werkstätten zurück zu senden; die unterbrochenen Landstraßen wieder zu öffnen, so die überall unterbrochene Arbeit wieder ins Leben zu rufen, welche allein unsern Arbeitern und Bauern wieder ihre Thätigkeit verschaffen kann? Giebt es irgend Jemand, der uns sagen könnte, daß es etwas Dringlicheres gebe, als alles dieses? Nein! Nein! Meine Herren! Frieden machen, reorganisiren, den Credit erheben, die Arbeit beseelen — dies ist die einzig mögliche, in diesem Augenblicke allein begreifliche Politik."

Die Verhandlungen in Versailles begannen am 21. Februar; schon die ersten Unterredungen ließen erkennen, daß die nothwendige Grundlage der deutschen Friedensbedingungen, die Gebietsabtretung, nicht mehr jenem grundsätzlichen Widerspruche begegnete, an welchem die früheren Verhandlungen gescheitert waren.

Freilich war das Streben von Thiers darauf gerichtet, die Gebietsabtretungen auf das geringste Maß zu beschränken, und es konnten in dieser Beziehung die berechtigten deutschen Ansprüche nur Schritt vor Schritt durchgesetzt werden. Während die Abtretung des wesentlich deutschen Elsaß mit Straßburg, wenn auch mit Widerstreben, sofort zugestanden werden mußte, stieß dagegen die Abtretung eines größeren Theils von Lothringen und namentlich der Festung Metz auf den heftigsten und hartnäckigsten Widerstand. Auch die Forderung, daß deutsche Truppen noch in Paris einmarschiren sollten, begegnete dem lebhaftesten Widerstreben der französischen Unterhändler, welche darin eine neue, tiefe Demüthigung für die Hauptstadt erkannten. Einen Augenblick schien es, als sollten die unter den besten Anzeichen begonnenen Verhandlungen schließlich dennoch scheitern, indem Thiers namentlich die Verantwortung für die Abtretung von Metz nicht übernehmen zu können meinte. Er machte den Versuch, einen Verzicht Deutschlands auf Metz unter der Bedingung zu erreichen, daß Frankreich sich verpflichte, die Festungswerke zu schleifen; Graf von Bismarck aber bestand unbedingt auf der Erwerbung von Metz, welches für Deutschland in militärischer Beziehung noch bei Weitem wichtiger sei, als Straßburg, und in diesem Betracht durch kein anderes Zugeständniß aufgewogen werden könne. Um den Franzosen dagegen den Beweis zu liefern, daß die deutsche Politik in der That nur auf dem bestehe, was sie aus überwiegenden Gründen des nationalen Interesses festhalten mußte, willigte Graf Bismarck schließlich darein, daß Belfort an Frankreich zurückgegeben werde. Der Verzicht Deutschlands auf Belfort belebte in der That die stockenden Verhandlungen wieder und ermöglichte den Entschluß der französischen Unterhändler, sich in die Abtretung von Metz zu fügen, indem sie der französischen Eitelkeit wenigstens ein Zugeständniß, das sie erreicht, darzubieten vermochten. Auch der Widerspruch gegen den Einmarsch deutscher Truppen in Paris konnte nicht aufrecht erhalten werden. In Betreff der Kriegsentschädigung fanden die deutschen Ansprüche zunächst gleichfalls lebhaften Widerspruch; es erfolgte schließlich eine Verständigung über eine Zahlung von 5 Milliarden Francs (1333 Millionen Thalern).

Nachdem die Verhandlungen noch in der Nacht vom 25. zum 26. Februar mit großer Lebhaftigkeit geführt worden waren, gelangten sie am 26., dem letzten Tage des (nochmals verlängerten) Waffenstillstands, zum Abschlusse.

Kaiser Wilhelm richtete noch am 26. folgendes Telegramm an seine Gemahlin:

Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß so eben die Friedenspräliminarien unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten. **Wilhelm.**

Der Friedens-Präliminar-Vertrag von Versailles, welcher am 26. Februar zwischen dem Kanzler des deutschen Reiches Grafen von Bismarck und den vom Kaiser zugezogenen Ministern Baierns, Württembergs und Badens einerseits und dem Chef der französischen Republik Thiers und J. Favre andererseits abgeschlossen wurde, enthielt folgende wesentliche Bestimmungen:

Frankreich verzichtet zu Gunsten des deutschen Reichs auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von einer verzeichneten Demarcationslinie belegen sind, d. h. Elsaß (außer der Stadt und Festung Belfort mit einem bestimmten Rayon) und Deutsch-Lothringen mit Metz. Eine internationale Kommission soll die Grenzlinien und die damit zusammenhängenden Auseinandersetzungen regeln.

Frankreich muß dem deutschen Kaiser die Summe von fünf Milliarden Francs zahlen. Mindestens eine Milliarde Francs wird im Laufe des Jahres 1871 gezahlt und der ganze Rest im Laufe dreier Jahre von der Ratification des Vertrages ab.

Die Räumung der französischen, durch die deutschen Truppen besetzten Gebiete soll nach der Ratification des Vertrages seitens der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung beginnen. Unmittelbar nach der Ratification werden die deutschen Truppen das Innere der Stadt Paris, so wie die am linken Ufer der Seine belegenen Forts verlassen. Die französischen Truppen werden sich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, die sie vor Unterzeichnung des definitiven Friedens-Vertrages nicht werden überschreiten dürfen. Ausgenommen von dieser Bestimmung ist die Garnison von Paris, deren Stärke die Zahl von 40,000 Mann nicht überschreiten darf, sowie die zur Sicherheit der festen Plätze unerläßlich erforderlichen Garnisonen.

Die Räumung der zwischen dem rechten Ufer der Seine und der Ostgrenze gelegenen Departements soll seitens der deutschen Truppen schrittweise nach der Ratification des definitiven Friedensvertrages und der Zahlung der ersten halben Milliarde der Contribution erfolgen. Die Räumung wird bei den Paris am nächsten gelegenen Departements beginnen und in dem Maße wie die Zahlungen der Contributionen bewirkt sein werden, fortgesetzt. Nach der ersten Zahlung einer halben Milliarde wird die Räumung folgender Departements stattfinden: Somme, Oise und der Theile der Departements Seine inférieure, Seine et Oise, Seine et Marne, die auf dem rechten Seine-Ufer gelegen sind, so wie des Theiles des Departements Seine und der Forts auf dem rechten Seine-Ufer. Nach der Zahlung von zwei Milliarden wird die deutsche Occupation nur noch die Departements Marne, Ardennes, Haute Marne, Meuse, Vosges, Meurthe, so wie die Festung Belfort mit ihrem Gebiete umfassen, die als Pfand für die rückständigen drei Milliarden dienen sollen.

Die Zahl der in denselben befindlichen deutschen Truppen wird 50,000 Mann nicht überschreiten. Es wird Sr. Majestät dem Kaiser überlassen, an die Stelle der Territorial-Garantie, welche in der theilweisen Besetzung des französischen Gebietes besteht, eine finanzielle

Garantie treten zu lassen, wenn dieselbe durch die französische Regierung unter Bedingungen offerirt wird, welche von Sr. Majestät dem Kaiser und König als für die Interessen Deutschlands ausreichend anerkannt werden. Für die drei Milliarden, deren Zahlung verschoben werden soll, werden 5 pCt. Zinsen vom Tage der Ratification des Präliminar-Vertrages ab gezahlt.

Der Vertrag sollte dem deutschen Kaiser und der französischen Nationalversammlung in Bordeaux zur Ratification vorgelegt werden.

Zu diesem Zwecke wurde durch eine Zusatz-Convention der Waffenstillstand bis zum 12. März verlängert, jedoch mit Ausnahme der Bestimmung, nach welcher die Stadt Paris nicht besetzt werden sollte. In dieser Beziehung wurde vielmehr festgesetzt, daß der Theil der Stadt Paris zwischen der Seine, der Straße der Vorstadt St. Honoré und der Avenue des Ternes von deutschen Truppen besetzt werde, deren Zahl jedoch 30,000 nicht überschreiten dürfe.

Die Bestätigung der Friedens-Präliminarien durch die Nationalversammlung zu Bordeaux erfolgte mit großer Beschleunigung, um die Zeit der Besetzung von Paris möglichst abzukürzen. Thiers drang in die Versammlung, die Berathung so bald als möglich zum Abschluß zu bringen: „Wir bitten Sie, nicht zu säumen; wir bitten Sie mit energischer Dringlichkeit, keinen Moment zu verlieren. Wenn Sie unserer Bitte entsprechen, können Sie vielleicht der Hauptstadt einen großen Schmerz ersparen."

Als Thiers der Versammlung den Wortlaut des Friedensvertrages eben mittheilen wollte, verließen ihn die Kräfte, und er mußte von der Tribüne herabsteigen. Die entscheidende Sitzung fand schon am 1. März statt. Der Berichterstatter der zur Prüfung des Vertrags gewählten Kommission empfahl mit dringenden Worten die Bestätigung.

„Die Unterschrift, die Sie geben sollen," sagte er, „ist schmerzlich. Aber erwägen Sie, ob Sie dieselbe vermeiden können, und um welchen Preis. Soll man in der jetzigen Lage den Kampf wieder aufnehmen nach erfolgter Niederlage, und um die Ehre derer zu decken, die uns ins Verderben gestürzt? Würde es nicht ein Spiel mit der Ehre Frankreichs sein, das durch eine solche That äußerster Verzweiflung vollends preisgegeben würde? Sie können den Vertrag ablehnen, Sie können den Kampf wieder aufnehmen, aber wenn Sie dies thun, so wird Paris besetzt und ganz Frankreich überfluthet, Gott weiß, mit welchen weiteren Schicksalsschlägen! Wir rathen Ihnen daher an, sich nicht der Auffassung der Verzweiflung hinzugeben."

Mit 546 gegen 107 Stimmen genehmigte die Versammlung (am 1. März) den Gesetzentwurf mit folgendem Wortlaut: „Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an."

In der leidenschaftlichen Erregung der Verhandlungen über den schmerzlichen Frieden faßte die Versammlung noch folgenden Beschluß:

„Die Nationalversammlung bestätigt unter den schmerzlichen Verhält-

nissen, in welchen sich das Vaterland befindet, die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie, und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion, die Zerstückelung Frankreichs."

Die französische Regierung beeilte sich, dem deutschen Hauptquartier von der erfolgten Bestätigung der Präliminarien Kenntniß zu geben, um der inzwischen vollzogenen Besetzung von Paris so rasch als möglich wieder ein Ziel zu setzen.

Die Besetzung von Paris war beim Abschluß der Capitulation und des Waffenstillstands am 28. Januar für die Dauer desselben aus den erwähnten rein politischen Gründen ausgeschlossen worden. Auch bei der ersten Verlängerung des Waffenstillstands war dieser Vorbehalt aufrecht erhalten worden. Als dagegen Behufs Bestätigung des Friedensvertrages Seitens der Nationalversammlung eine nochmalige Frist erforderlich wurde, wurde, wie erwähnt, festgesetzt, daß vom Mittwoch, 1. März, ab der westlichste Theil der Stadt Paris vom Triumphbogen durch die elyseeischen Felder und den Concordienplatz bis zum Tuileriengarten von deutschen Truppen bis zu 30,000 Mann besetzt werden sollte. Die Kunde von dieser Vereinbarung rief in Paris eine bei Weitem größere Erregung hervor, als die Bedingungen des Friedensvertrages selbst. Der Verlust von Elsaß und Lothringen und die Auflegung von 5 Milliarden schienen den Parisern minder drückend als der Gedanke, daß ihre vermeintlich „heilige" und „unbesiegliche" Stadt von dem Feinde betreten werden solle. So lange dies nicht geschehen durfte, wiegten sie ihre Eitelkeit weiter in dem Wahne, daß Paris von den Deutschen nicht bezwungen sei. Die große Erregung, welche sich darüber in der Bevölkerung kundgab, veranlaßte die Regierung zum Erlaß eines dringenden Aufrufs, in welchem es hieß: „Die Regierung wendet sich an Euern Patriotismus und an Euere Klugheit; Ihr habt das Schicksal von Paris, von ganz Frankreich in Eurer Hand, von Euch hängt es ab, Hauptstadt und Vaterland zu retten oder zu verderben! Wenn die abgeschlossene Convention nicht respectirt und der Waffenstillstand gebrochen wird, so würde der Feind, der schon Herr der Forts ist, mit Gewalt die ganze Hauptstadt besetzen. Das Unglück würde ganz Frankreich erreichen; die schrecklichen Drangsale des Krieges, welche bisher die Loire nicht überschritten haben, würden sich bis zu den Pyrenäen ausbreiten. — — Diese schreckliche Situation wird ein Ende finden durch den Frieden und durch die Rückkehr des öffentlichen Wohlergehens." Dieser Aufruf fand bei dem größten Theile der Bevölkerung die gebührende Beachtung; doch dauerte eine große Erregung fort. Bei dieser Stimmung der Bevölkerung von Paris lag der französischen Regierung dringend daran, daß die Bestätigung des Friedensvertrages in Bordeaux rasch genug erfolge, um dem Einzug der deutschen Truppen wo möglich noch zuvorzukommen.

Der „große Schmerz" sollte jedoch Paris nicht erspart werden. Die Nationalversammlung faßte erst spät am 1. März ihren Beschluß, und am Morgen des 1. hatte bereits der Einzug der deutschen Truppen stattgefunden.

Die deutsche Regierung hätte möglicherweise auf die Besetzung von Paris überhaupt keinen Werth mehr gelegt, wenn nicht die Kundgebungen

aus der Hauptstadt den Einzug fast zu einer Nothwendigkeit gemacht hätten. Thatsächlich konnte die Besetzung von Paris den Erfolgen und dem Waffenruhm Deutschlands Nichts mehr hinzufügen; nachdem die Forts von den deutschen Truppen besetzt und dadurch die Stadt vollständig in ihre Gewalt gegeben war, konnte es in militärischer Beziehung völlig gleichgültig sein, ob sie auch die Stadt selbst besetzt hatten oder nicht. Im Interesse des Heeres selber war ferner eine längere Besetzung von Paris keineswegs wünschenswerth. Wäre sie als wünschenswerth erkannt worden, so würde sie auch begehrt und gewiß ebensowenig verweigert worden sein, wie Straßburg und Metz verweigert werden konnten. Nachdem jedoch die fortgesetzt übermüthigen und herausfordernden Kundgebungen Seitens der Pariser den Beweis geliefert hatten, daß sie die Beweggründe jener Zurückhaltung nicht zu würdigen verstanden, daß sie sich für die Zukunft den Wahn von der Unverletzlichkeit ihrer Stadt von Neuem zurecht machten, da kam es darauf an, wenigstens durch einen vorübergehenden Eintritt der deutschen Truppen in die Hauptstadt festzustellen, daß die Macht hierzu den Deutschen nimmer bestritten werden konnte, und daß es nur der freie Wille der Deutschen war, wenn sie davon so mäßigen und kurzen Gebrauch machten.

Parade vor Paris. Vor dem Einzuge der ersten für die Besetzung von Paris bestimmten Truppen fand eine Revue derselben vor dem Kaiser und König bei Longchamps vor Paris statt. Am Mittwoch (1.) Vormittags verließ der Kaiser zu Wagen Versailles, um sich über St. Cloud nach Longchamps zu begeben, wohin ihm der Kronprinz, der das Commando über die Parade führte, vorausgeeilt war, und wo ein großer Theil der deutschen Fürsten sich versammelt hatte, darunter der König von Württemberg, die Prinzen Carl, Albrecht, Adalbert von Preußen, die Großherzöge von Baden, Weimar, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Coburg, die Prinzen Luitpold und Otto von Baiern, die Herzöge von Altenburg, Meiningen. Die Truppen gehörten dem 6. und 11. Armee-Corps und dem 2. baierischen Corps an. Da nicht mehr als 30,000 Mann auf einmal in Paris einrücken sollten, so war von jedem Regiment der drei genannten Armee-Corps ein Bataillon zugezogen worden. Der Kaiser wurde von den Truppen mit dem höchsten Enthusiasmus empfangen und ritt unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz" die Fronte ab, worauf der Vorbeimarsch der Truppen unter Führung des Kronprinzen folgte. Die letzten von den 30,000 Mann waren kurz vor 1 Uhr vorbeimarschirt und auf dem Wege nach Paris, während sich der Kaiser nach Versailles zurückbegab.

Der Einmarsch in Paris war durch einen Vortrab von einem Bataillon Infanterie, einer Schwadron Husaren und 16 Geschützen am Morgen eingeleitet worden. Die Truppen, die bei der Revue gewesen, rückten Mittags von Longchamps auf drei Wegen durch das Boulogner Gehölz auf Paris zu. Vor dem Siegesthor (Arc de triomphe), dessen pomphafte Reliefs die Siege der Revolutionszeit und des Kaiserreiches verherrlichen, trafen die anrückenden deutschen Truppen zusammen und machten einige Augenblicke Halt, um sich zum Einmarsch zu ordnen. Als die Spitzen der Truppen sich dem Triumphbogen näherten, versuchte ein Haufen von

2- bis 300 Menschen denselben durch einen Wagen zu sperren; dieser wurde jedoch mit großer Ruhe von den Soldaten weggeschafft, ein Zug Cavallerie ging mitten durch das Thor und im Uebrigen vollzog sich nun der Einmarsch ohne jede Störung. In den Champs Elysées wartete eine außerordentliche zahlreiche Menschenmenge der ankommenden Truppen. Dieselbe verhielt sich meistens ruhig und gemessen. Nur auf dem Concordienplatz trieben Banden von Gassenjungen und Blousenmänner ihr Wesen. Sie zogen umher und riefen noch immer: à Berlin, à Berlin! (nach Berlin, nach Berlin!) Diese und ähnliche Kundgebungen hatten jedoch einen mehr kindischen als gefährlichen Charakter. Dagegen wandte sich die Volkswuth gegen Jeden, der es wagte, sich mit den Truppen irgendwie in freundlichere Beziehungen zu setzen oder ihnen irgend eine Auskunft zu geben. Auch waren einzelne Deutsche, welche sich aus dem Gebiete der Truppen entfernten, der rohesten Mißhandlung und Lebensgefahr preisgegeben.

Am zweiten Tage sollte eine zweite Abtheilung der vor Paris lagernden Truppen in die Stadt geführt werden, und zwar das Gardecorps, die Garde-Landwehr und das Königs-Grenadier-Regiment. Der Kaiser hielt über diese Truppen am 2., Vormittags, wiederum bei Longchamps Revue ab. Inzwischen war jedoch die Mittheilung über die Bestätigung des Friedensvertrages im Hauptquartiere eingetroffen und es erging demzufolge am Nachmittage des 2. der Befehl an die Truppen, die Hauptstadt am anderen Morgen bis 11 Uhr wieder zu verlassen. Gleichzeitig aber war von Versailles Vorsorge getroffen, daß sämmtlichen Truppen vor Paris noch Gelegenheit gegeben werden solle, Paris zu sehen, indem die Soldaten truppweise ohne Schußwaffen in die Stadt geführt wurden. In großen Zügen trafen die Truppen in Paris ein, am Nachmittage bewegten sich wohl 50,000 Mann in den elyseeischen Feldern. Auch der Kronprinz machte am Nachmittage nur in Begleitung eines Adjutanten eine Fahrt nach Paris und durch die von den Truppen besetzten Stadttheile und wurde überall mit freudigen Zurufen begrüßt.

Der Ausmarsch der Truppen aus Paris erfolgte am 3. März. Das ganze deutsche Corps zog bei seinem Abmarsch durch den Triumphbogen der Champs Elysées. Der Befehlshaber der Besatzungstruppen, General Kameke, hatte sich dort mit seinem Stabe aufgestellt. Jedesmal wenn eine Compagnie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie drei Hurrahs aus. Gegen 11 Uhr war das Defilé zu Ende.

Die Verkündigung des Friedens. Kaiser Wilhelm vollzog am 2. März 1871 zu Versailles den Friedens-Präliminar-Vertrag und richtete darauf sofort folgendes Schreiben an die Kaiserin-Königin zu Berlin:

So eben habe Ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist.

So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde; Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank!

Die öffentliche Verkündigung dieser Mittheilung fand in Berlin am 3. März, Mittags, vom Königlichen Palais aus in feierlicher Weise statt. Auf den Ruf der Kaiserin hatten sich die sämmtlichen anwesenden Mitglieder des Königlichen Hauses in dem Königlichen Palais eingefunden, wo sich außerdem auf Allerhöchstderen Befehl die Staats-Minister und die Generalität im Parade-Anzuge zur Verlesung des Friedens-Telegramms versammelt hatten.

Um 12 Uhr traten die Generale auf die zum Palais führende Rampe, voran der General-Feldmarschall Graf von Wrangel.

Auf Befehl der Kaiserin-Königin verlas der stellvertretende Chef des Generalstabes, vom lautesten Jubel mehrfach unterbrochen, das Kaiserliche Friedens-Telegramm. Der freudigste Jubel, Hochs auf den Kaiser und König, das Heer', das Vaterland tönten durch einander, bis das am Fuße des Denkmals König Friedrichs II., dessen Haupt ein frischer Lorbeerkranz schmückte, aufgestellte Garde-Musikcorps die ersten Akkorde von „Nun danket Alle Gott" intonirte. In diese festlichen Klänge, in den Gesang der Menge, mischte sich das Geläute aller Glocken, das Salutschießen der im Lustgarten vor dem Königlichen Schlosse aufgefahrenen Garde-Batterie, deren 101 Schüsse auch den entlegneren Theilen der Hauptstadt Mittheilung gaben von dem feierlichen Ereigniß, das vor dem Königlichen Palais bekannt geworden war.

Die Kaiserin, die Kronprinzessin, sowie die Prinzessinnen waren inzwischen auf den Balkon des Königlichen Palais getreten, vor welchem nach Absingung der ersten Strophe des Chorals sich der Jubel erneuerte. An den Choral schloß sich die Nationalhymne; entblößten Hauptes stimmte das Publicum in das „Heil Dir im Siegerkranz" ein, auf welches „Die Wacht am Rhein" folgte, während von der Rampe des Palais aus der Wortlaut des Kaiserlichen Telegramms in vielen Exemplaren an die Menge vertheilt wurde. Am Nachmittag fand ein feierlicher Dankgottesdienst in allen Kirchen statt. Am Abend feierte Berlin die Sieges- und Friedensbotschaft mit einer allgemeinen Illumination. Ebenso wurde in ganz Deutschland das Friedensfest in der würdigsten und erhebendsten Weise begangen.

Der Friede, welchen Deutschland errungen hatte, erfüllte in der That alle Hoffnungen, alle Wünsche Deutschlands. Als der Krieg dem deutschen Volke aufgedrungen worden, hatte es denselben mit der klar bewußten Absicht aufgenommen, durch denselben, wenn Gott ihm den Sieg verliehe vor Allem, Bürgschaften eines künftigen dauernden Friedens zu erlangen. Zwei große Friedensbürgschaften sollte der Krieg uns bringen: Deutschlands Einigung zu einem mächtigen Reich, — und die Wiedergewinnung der alten deutschen Grenzlande gegen Frankreich, deren Verlust unsere Schwäche in den letzten Jahrhunderten begründet hatte. Die erste und höchste Bürgschaft, die Vollendung des deutschen Reiches, hatte sich unter dem Donner der Schlachten und in dem Glanze unserer Siege un-

willkürlich und unwiderstehlich vollzogen, — und Frankreich, welches die bei Königgrätz begonnene Einigung Deutschlands zu vereiteln und wieder zu sprengen gedacht, mußte jetzt, ohne Möglichkeit eines Widerspruchs, den Frieden mit dem Kaiser des neuen deutschen Gesammtreiches schließen. Thiers mußte beim deutschen Kaiser, dem Haupt des geeinigten Deutschlands, den Frieden erbitten, — das war der erste und der bedeutsamste Siegespreis, die erste und gewichtigste Bürgschaft des Friedens.

Aber das in seiner Einigung starke Deutschland mußte als weiteren Siegespreis verlangen, daß das Wahrzeichen seiner einstmaligen Schwäche getilgt, daß die ihm geraubten Grenzlande zurückgegeben würden, als Bürgschaft zugleich gegen künftige Angriffe Frankreichs und für den Frieden Europas, welcher von keiner Macht so oft gefährdet worden ist, wie von Frankreich. Elsaß und Deutsch-Lothringen, mit Straßburg und Metz, waren von dem deutschen Volke einmüthig als die Sühne des alten und neuen Frevels bezeichnet, welchen die französische Nation fort und fort an uns gethan. Diese Forderung nationaler Ehre und Macht durchzusetzen, war die erste Aufgabe der neuen Reichsregierung gewesen; die Entschiedenheit und Kraft, mit welcher diese Aufgabe gelöst worden, gab Zeugniß davon, daß die Staatskunst des deutschen Reiches von dem Bewußtsein der neu erstandenen Macht desselben getragen und erfüllt war. Von der gewaltigen Epoche, die wir durchlebt haben, wird die Geschichte nimmer wie von einer früheren sagen, daß „die Feder verdorben habe, was das Schwert errungen"; Schwert und Feder wurden von demselben Geiste und Bewußtsein geführt, von dem Geiste des neu erstandenen Deutschlands, seiner Kraft und Zuversicht.

Die Rückkehr. Unmittelbar nach der Bestätigung des Friedensvertrags schickte sich Kaiser Wilhelm an, Versailles zu verlassen, nachdem er vom 5. Oktober an über 5 Monate lang in der alten französischen Königsstadt residirt hatte. Welch eine Fülle der erhabensten Erinnerungen knüpfte sich für den greisen Monarchen an diesen Zeitraum, Erinnerungen nicht blos an den glorreichen Verlauf eines Krieges ohne Gleichen und an einen nicht minder glorreichen Friedensschluß, — sondern dort im alten französischen Königsschlosse war die Herrlichkeit des deutschen Reiches in der Person des Königs wieder erstanden. Versailles wird fortan eines der ernstesten und glänzendsten Blätter in der herrlichen Geschichte Preußens unter König Wilhelm, dem neuen deutschen Kaiser bezeichnen.

Graf Bismarck eilte dem Kaiser voraus in die Heimath, wo ihn bereits wichtige Aufgaben für den Reichstag erwarteten.

Der Kaiser trat am 7. März die Rückkehr nach der Heimath an. Unter herzlichem Abschiede von den Offizieren und Truppen verließ er Versailles, um zunächst auf dem Schlachtfelde von Villiers eine Heerschau über die baierschen, sächsischen und württembergischen Truppen zu halten, nach welcher er warme Worte des Dankes und der Anerkennung an den Oberbefehlshaber der Maasarmee, dem Kronprinzen von Sachsen und an die versammelten Commandeure richtete. Der Kaiser hatte auch die I. Armee in Rouen und Amiens zu besichtigen gedacht,

wegen eines Unwohlseins mußte er diese Reise aufgeben, statt seiner ging der Kronprinz dorthin, er selbst kehrte über Nancy und Metz nach der Heimath zurück.

Beim Scheiden aus Frankreich erließ der Kaiser folgenden Armeebefehl (von Nancy am 15. März):

„Soldaten der deutschen Armee! Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel theures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Frieden ist jetzt gesichert und der Rückmarsch der Truppen hat bereits begonnen. Ich sage Euch Lebewohl, und danke Euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für Alles, was Ihr in diesem Kriege durch Ausdauer und Tapferkeit geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimath zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem Deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen."

Der **Kronprinz** des deutschen Reiches und von Preußen erließ gleichzeitig einen Armeebefehl folgenden Inhalts an die III. Armee, zu welcher alle süddeutschen Truppen gehörten:

„Soldaten der III. Armee: Als ich im Juli v. J. den Oberbefehl übernahm, sprach ich die Hoffnung aus, daß es der Tapferkeit und Hingebung der geeinten deutschen Stämme gelingen werde, den gemeinsamen Feind, welcher uns übermüthig zum Kampfe herausgefordert, zu besiegen. Dieses Vertrauen habt Ihr glänzend gerechtfertigt; denn die III. Armee hat in diesem thatenreichen Feldzuge eben so viele Siege als Kämpfe aufzuweisen.

Nachdem Ihr in raschem Anlauf das Thor des Feindes bei Weißenburg erbrochen und damit die Reihe der Siege eröffnet, wurde der starke Gegner 2 Tage darauf in der blutigen Schlacht bei Wörth geschlagen; in schnellen Märschen folgtet Ihr seinen rückgängigen Bewegungen und an dem denkwürdigen Tage von Sedan nahmt Ihr einen ruhmvollen und entscheidenden Antheil. Unaufhaltsam drangt Ihr vorwärts in das Herz des Landes, warft den vor Euch fliehenden Feind hinter die Mauern seiner Hauptstadt und hieltet ihn beinahe 5 Monate — allen Gefahren und den Unbilden eines strengen Winters mit unvergleichlicher Ausdauer Stand haltend — eng umschlossen.

Während sodann ein Theil von Euch in ununterbrochenen, gegen große Ueberzahl geführten blutigen Gefechten den zum Entsatz des bedrängten Paris von allen Seiten anrückenden Feind zurückwarf, wurden von den Cernirungstruppen alle gegen sie unternommene Ausfälle energisch und erfolgreich abgewiesen, so daß endlich dem Gegner keine Wahl blieb, als die Waffen zu strecken und Euch die Thore seiner stolzen, als unüberwindlich und unverletzlich gepriesenen Hauptstadt zu öffnen.

Solche Thaten gehören für ewig der Geschichte an und mit Stolz blickt das Vaterland auf Euch als seine würdigen Söhne. Wohl konnten so große Erfolge nicht ohne die schmerzlichsten Opfer errungen werden und mit Wehmuth gedenken wir der zahlreichen gefallenen Kameraden, ein ehrenvolles Gedächtniß ihnen für alle Zeiten bewahrend.

Indem Ich Euch nunmehr auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers und nach glücklich und ruhmvoll erkämpftem Frieden verlasse, spreche Ich Euch Allen Meine höchste Anerkennung und Meinen Dank aus; Ich scheide von Euch — Ihr preußischen und bairischen Corps, Ihr württembergischen und badischen Truppen — mit dem Wunsche und in der Zuversicht, daß die auf blutigen Schlachtfeldern geschlossene Waffenbrüderschaft und Einigkeit nimmer zerreißen werde, sondern mächtig erstarke zur Ehre, zum Ruhme und zum Segen des wieder erstandenen gemeinsamen deutschen Vaterlandes."

Der Empfang des Kaisers in der Heimath war überall ebenso herzlich wie glänzend. Um dem siegreich heimkehrenden Fürsten beim ersten Betreten der deutschen Grenzmark den Zoll der Dankbarkeit darzubringen, hatten sich über 400 rheinische Städte- und Landgemeinden vereinigt, dem Kaiserlichen Kriegsherrn einen goldenen Lorbeerkranz darzubringen. In der gleichzeitig überreichten Adresse hieß es:

„Euer Majestät Heimkehr aus dem Lande des Feindes, welcher frevelhaft den von den deutschen Fürsten und Völkern gewünschten Frieden brach, wird ein Siegeszug sein von einer Grenze des Vaterlandes bis zur andern. Ihn begleiten die Bewunderung des Königlichen Helden, welchen ein ehrwürdiges Alter vom Feuer der Schlachten nicht fernhält; die Ehrfurcht vor der Weisheit, welche des Feindes Pläne vereitelte; der gerechte Stolz auf alle die tapferen Heerführer, welche mit aufopferndem Muth und reicher Umsicht ihren Schaaren voranleuchteten; die Freude über den Triumph der unter Einer glorreichen Führung geeinigten deutschen Heere und das erhebende Bewußtsein ihrer gleichen Tapferkeit.

Aber, Allergnädigster König, an der Schwelle Allerhöchst Ihres Reiches begrüßt Euer Majestät vor allen die Dankbarkeit, welche die vom Feinde nächst bedroht gewesene Provinz schuldet. Die Rheinprovinz war dem Einfall eines mit wilden Horden vermischten Heeres ausgesetzt; sie blieb vor dessen Schrecknissen bewahrt durch die Besonnenheit und Raschheit, welche den von den Grenzen mit Tapferkeit zurückgeworfenen Feind auf seinem Boden aufsuchte, verfolgte und Niederlage auf Niederlage ihm beibrachte. Die Siege waren nicht blos jetzt die Rettung der Provinz; sie werden das Gelüste bannen, die westliche Grenzmark Deutschlands von dem Herrscherstamme abzureißen, welcher über ein halbes Jahrhundert ihr tapferer Schützer war; sie werden für alle künftigen Zeiten ein einiges Deutsches Vaterland begründen und erhalten."

Der Kaiser dankte in einfachen herzlichen Worten; indem er den Dank zunächst auf die Vorsehung übertrug, wies er dann noch auf das Verdienst der Führer, besonders auf die Weisheit des Grafen Moltke hin. In der Erwiederung der Adresse der Rheinlande sagte er: „Mit Gottes

Hülfe ist durch die Tapferkeit der von Mir geführten Heere der Ausspruch*), daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei, gegen die bedrohliche Anfechtung thatkräftig gesichert und diese Wahrheit hoffentlich nunmehr für ewige Zeiten unter dem Schutze des Deutschen Reiches jedem Streite enthoben."

Der Zug des Kaisers vom Rhein nach seiner Hauptstadt war ein Triumphzug im höchsten Sinne des Wortes. In Potsdam harrte die Kaiserin mit der Kronprinzessin und der Großherzogin Luise von Baden der Ankunft des Kaisers und des Kronprinzen und es fand dort die erste herzliche Begrüßung der hohen Fürstenpaare nach so langer und bedeutungsschwerer Trennung statt.

Am 17. März fand die Ankunft des Kaisers in Berlin unter festlicher und begeisterter Begrüßung Seitens der Bevölkerung statt. Die städtischen Behörden richteten eine Adresse an den Monarchen, deren Schluß lautete:

„Es ist jetzt vollendet das große Werk: Der Hohenstaufen ruhmreiches Scepter ruht sicher in der Hohenzollern starker Hand. Möge es Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät vergönnt sein, der Früchte Ihrer Anstrengung noch lange Zeit Sich zu freuen inmitten der Liebe und Verehrung des gesammten deutschen Volkes, inmitten der Bewunderung der Welt. Möge es dem deutschen Volke beschieden sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldenkraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hat, auch ein Mehrer des Deutschen Reiches werde an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Das walte Gott!"

Die Kaiserin-Königin Augusta hatte während des Krieges mit dem lebendigsten und wirksamsten Eifer die ganze großartige Thätigkeit geleitet, mit welcher die preußischen Frauen und Jungfrauen den Siegeszug der Armee zu stützen und zu fördern, Schmerzen zu lindern und Thränen zu trocknen beeifert waren; sie hatte ihr Streben zugleich darauf gerichtet, die patriotischen Frauen im ganzen deutschen Vaterlande zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen.

Der Kaiser erließ noch von Nancy aus einen Dank an die Kaiserin, zugleich für das Central-Comité der deutschen Vereine zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger und alle Hilfsvereine.

Der Kaiser sagte darin: „Indem Ich von Meinen tapferen und siegreichen Truppen, welche noch auf fremdem Boden zurückbleiben, Abschied nehme, drängt es Mich, Euer Majestät auszusprechen, wie tief und freudig Mein Herz die liebreiche Fürsorge und Unterstützung bewegt hat, welche der Armee unter dem Vorgange und dem Schutze Eurer Majestät aus der Heimath, aus dem ganzen deutschen Vaterlande während des ganzen Feldzuges zu Theil geworden ist. Die dankbare Erinnerung daran wird in der Armee und der Nation unauslöschlich fortleben."

*) Von E. M. Arndt.

Der Kaiser stiftete an seinem Geburtstage (22. März) ein Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen, wie es in der Stiftungs-Urkunde heißt: „in Anerkennung der großartigen, opferfreudigen Thätigkeit, welche die Frauen und Jungfrauen des gesammten Deutschlands dem Wohle der Kämpfenden und deren Angehörigen gewidmet und in der Absicht, hervorragenden Verdiensten auf diesem segensreichen Felde durch ein gemeinsames Zeichen die Dankbarkeit des Vaterlandes zu sichern."

64. Die Gründung des deutschen Kaiserreichs.

Inmitten des Kriegslaufs war als herrlichste Frucht der patriotischen Erhebung die deutsche Einheit zur Vollendung gelangt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches durch gemeinsame Gefahr und durch gemeinsam erkämpfte Siege belebt worden, das Bewußtsein der Stellung, welche Deutschland zum ersten Male seit Jahrhunderten durch seine Einigkeit errungen hatte, die Erkenntniß, daß nur durch Schöpfung dauernder Institutionen das Vermächtniß dieser Zeit der Opfer und der Thaten gesichert werden könne, hatten schneller und allgemeiner, als noch kurz vorher denkbar erschien, das deutsche Volk und seine Fürsten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß es zwischen dem Süden und Norden eines festeren Bandes bedürfe als der völkerrechtlichen Verträge. Diese Ueberzeugung führte bald nach Ausbruch des Krieges zu Verhandlungen über den Beitritt der süddeutschen Regierungen zum bisherigen Norddeutschen Bunde Behufs Begründung eines gemeinsamen deutschen Bundes. Die baierische Regierung gab zuerst, und zwar bald nach der Schlacht bei Sedan den Wunsch zu erkennen, über ein Verfassungsbündniß sämmtlicher deutscher Staaten zu verhandeln. Der Präsident des Bundeskanzler-Amtes Minister Delbrück begab sich demzufolge nach München, um dort die Verhandlungen einzuleiten. Nachdem inzwischen der Großherzog von Baden den einfachen Eintritt in den Norddeutschen Bund beantragt hatte, wurden die Verhandlungen mit sämmtlichen süddeutschen Regierungen im Hauptquartiere zu Versailles fortgeführt und gediehen im Laufe des November zum Abschlusse von Verträgen mit allen süddeutschen Regierungen. Die Verträge beruheten durchweg auf der Grundlage der Verfassung des Norddeutschen Bundes, nur mit denjenigen Aenderungen, welche durch die Erweiterung des Bundes, zumal durch den Eintritt größerer deutscher Staaten geboten waren. Das Wesen der Bundesverfassung blieb dabei in jeder Beziehung unberührt. In einer außerordentlichen Session des Reichstages, welche zum 24. November berufen war, wurden die Verträge zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt. Noch während der Berathungen trat jedoch eine neue wichtige Thatsache hinzu, welche den abgeschlossenen Verträgen eine erhöhte Bedeutung verlieh. Der König Ludwig von Baiern hatte ein Schreiben an den König Wilhelm gerichtet, durch welches er denselben bat, den Titel eines deutschen Kaisers anzunehmen. Das Schreiben lautete:

„Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündniß werden die Ew. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in

einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesammtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben.

Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde."

Nachdem sämmtliche deutsche Fürsten und freie Städte dem Antrag des Königs von Baiern zugestimmt hatten, wurde bei der Berathung der Verfassungsverträge die Bestimmung aufgenommen, daß der deutsche Bund den Namen „Deutsches Reich" und der König von Preußen als Haupt des Bundes den Namen „Deutscher Kaiser" führen solle.

Nachdem die Verträge mit dieser Aenderung vom Reichstage genehmigt waren, beschloß derselbe folgende Adresse an den König:

„Auf den Ruf Ew. Majestät hat das Volk um seine Führer sich geschaart und auf fremdem Boden vertheidigt es mit Heldenkraft das frevelhaft herausgeforderte Vaterland. Dank den Siegen, zu denen Ew. Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauernden Einigung entgegen. — Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. — Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutz der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen. — Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Thaten ihrer Söhne bleiben. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter seinem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte deutsche Reich unter seinem Kaiser sein."

Diese Adresse wurde dem Könige durch eine Deputation des Reichstages am 18. December in Versailles feierlich überreicht. Der Präsident des Reichstages, Dr. Simson, sagte in seiner Ansprache an den König:

„Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstages in einer Stadt, in welcher mehr als Ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben sind — unter dem Druck fremder Gewalt — die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das Reich zusammenbrach.

Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geist einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und

Segen giebt, in Beidem die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu Theil werden."

Der König erwiderte: „Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majestät den König von Baiern an Mich gelange Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten deutschen Reiches erfüllt. Sie, Meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß Ich Mich dem an Mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urtheil Meinen Entschluß bestimmen kann. Nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

Noch vor dem Jahresschlusse wurden die Verträge auch Seitens der Stände in Baden, Hessen und Württemberg mit freudiger Zustimmung genehmigt; nur in Baiern verzögerte sich die Genehmigung durch den lebhaften Widerstand einer mächtigen Partei, welche in den Verträgen und in der künftigen deutschen Verfassung eine allzugroße Beeinträchtigung der Selbstständigkeit Baierns erblickte.

Inzwischen wurde die neue Verfassung des deutschen Reichs am 31. December 1870 durch das Bundes-Gesetzblatt verkündet; mit der ersten Stunde des Jahres 1870 waren also Kaiser und Reich verfassungsmäßig bereits ins Leben getreten, vorbehaltlich der vollen Ergänzung durch den endgültigen Zutritt Baierns. Die Gesinnung von Fürst und Volk in Baiern gab die Bürgschaft, daß dieses kräftige Glied dem neuen Reiche nicht fehlen würde.

Am Neujahrstage fand in Versailles festlicher Empfang beim König Wilhelm statt. Bei dem Festmahle brachte der Großherzog von Baden einen Trinkspruch mit folgenden Schlußworten aus: „Der heutige Tag ist dazu bestimmt, das ehrwürdige deutsche Reich in verjüngter Kraft erstehen zu sehen. Ew. Königliche Majestät wollen aber die angebotene Krone des Reiches erst dann ergreifen, wenn sie alle Glieder desselben schützend umfassen kann. Nichtsdestoweniger erblicken wir heute schon in Ew. Königlichen Majestät das Oberhaupt des deutschen Kaiserreichs und in dessen Krone die Bürgschaft unwiderruflicher Einheit. König Friedrich Wilhelm IV. sagte vor 21 Jahren: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden." Heute, da dieses Königliche Wort sich glänzend erfüllt hat, dürfen wir uns Alle in dem Wunsche vereinigen, es mögen Ew. Königlichen Majestät durch Gottes Gnade noch recht lange und gesegnete Jahre vergönnt sein, dieses geheiligte Symbol deutscher Einheit und Kraft in Frieden zu tragen. Zur Bekräftigung dieses aufrichtigen Wunsches rufe ich die Worte aus, welche der hohe Verbündete Ew. Königlichen Majestät der König von Baiern, zu geschichtlicher Bedeutung erhoben hat; „Hoch lebe Se. Majestät König Wilhelm der Siegreiche!"

Die Verkündigung des Kaiserthums. Der 18. Januar, der alte preußische Krönungstag war vom König Wilhelm zur feierlichen Verkündigung des neuen Kaiserthums ausersehen. In dem Schlosse Ludwigs XIV. zu Versailles, in dem alten Sitze einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch die Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand am 170jährigen Gedenktage des preußischen Königthums die denkwürdige Feier der Wiedererstehung des deutschen Reiches statt. Das deutsche Volk war dabei den Verhältnissen der Zeit entsprechend zunächst durch die Armee vertreten, während zugleich die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet waren, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß Er für Sich und Seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigsten Titel des Deutschen Kaisers in neuem Glanze wiederherstellen wolle.

Deputationen aller um Paris lagernden deutschen Truppen waren mit ihren Fahnen und Standarten zur Theilnahme an der Feier herbeigezogen worden. Im Spiegelsaale des alten Schlosses war ein Altar errichtet, dessen Decke das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug. Auf beiden Seiten standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten.

Bald nach 12 Uhr trat der König in den Festsaal ein, während ein militärisches Sängerchor das „Jauchzet dem Herrn alle Welt" anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Platz, im Halbkreise um ihn her die Prinzen und Fürsten: der Kronprinz, Prinz Carl und Adalbert von Preußen, der Kronprinz und Prinz Georg von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzöge von Coburg, Meiningen und Altenburg, die Prinzen Otto, Luitpold und Leopold von Baiern, die Prinzen Wilhelm und August, sowie die Herzöge Eugen der Aeltere und Eugen der Jüngere von Württemberg, die Erbgroßherzöge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt, die Fürsten von Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt, der Erbprinz von Hohenzollern, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten von Wied u. A. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, links an der Spitze der Bundeskanzler Graf Bismarck.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde: „Sei Lob und Ehre". Dann folgte die Liturgie und darauf die Festrede. Nachdem der Gesang: „Nun danket alle Gott" und der Segen die kirchliche Feierlichkeit beendet hatten, schritt der König durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proklamation an das Deutsche Volk" Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein.

Die Proklamation „An das Deutsche Volk" lautete:

„Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die Deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

So war denn das deutsche Kaiserthum wieder erstanden und unter dem begeisterten Zurufe des deutschen Volkes feierlich verkündet worden. Es war Gottes Fügung, daß die stille Arbeit des deutschen Geistes, durch welche das Werk der Einigung seit Jahrzehnten vorbereitet war, ihre endliche Erfüllung erst auf den Schlachtfeldern finden sollte.

In der einmüthigen Erhebung und im glorreichen Kampfe aller deutschen Stämme gegen den alten Erbfeind deutscher Nation hatte das Bewußtsein der inneren Einheit mit unerwarteter Kraft alle Hüllen und Hemmnisse zersprengt und abgestreift. Die deutsche Einheit war innerlich fertig, schon als der nationale Krieg unter Führung des preußischen Heldenkönigs begann; sie war vollends im Geiste des Volkes bestätigt und besiegelt, nachdem die geeinigte Kraft des Volkes sich in wunderbaren Siegen und Erfolgen bewährt hatte.

König Wilhelm hätte nimmer die Erneuerung der Kaiserwürde beantragt: das Königthum der Hohenzollern war an Ehren reich genug, um auch das Deutsche Reich nach allen Seiten hin würdig zu vertreten. Aber es lag in dem Wesen der unwiderstehlich eingetretenen nationalen Entwicklung, daß die Fürsten wie das Volk mit der Wiederherstellung des Reiches

auch das Wahrzeichen der alten Herrlichkeit desselben, das Kaiserthum wieder aufgerichtet wissen wollten; — in den neu hinzugekommenen süddeutschen Volkskreisen zumal würde man das Deutsche Reich ohne das Kaiserthum kaum recht verstanden und in voller Bedeutung anerkannt haben. So war es denn in Wahrheit die Erfüllung einer „Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland", daß der König dem Rufe der deutschen Fürsten und freien Städte und den übereinstimmenden Beschlüssen aller deutschen Volksvertretungen seine Zustimmung gab und mit der Herstellung des Deutschen Reiches auch die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde erneuerte.

Ganz Deutschland jauchzte dem neuen erhabenen Kaiser zu. Auch Baiern vollzog wenige Tage nach der Verkündigung des Kaiserthums seinen Beitritt zum neuen Reiche und es war hiermit das Einigungswerk nach allen Richtungen vollendet.

Die Beziehungen zu Oesterreich. In dem Augenblicke aber, wo die Neugestaltung Deutschlands ihren Abschluß erhielt, hatte sich der Blick des Grafen Bismarck auch bereits auf die Wiederanknüpfung enger Beziehungen zwischen dem neuen deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichtet, nicht blos aus Rücksicht auf den Prager Frieden, in welchem Preußen und Oesterreich sich über ihre Auffassung von der damals erwarteten Gestaltung der deutschen Verhältnisse verständigt hatten, sondern aus dem Wunsche, mit dem mächtigen und befreundeten Nachbarreiche Beziehungen zu pflegen, welche der gemeinsamen Vergangenheit, ebenso wie den Gesinnungen und Bedürfnissen der beiderseitigen Bevölkerung zu entsprechen schien. Der deutsche Kanzler wandte sich in einer Depesche vom 14. December 1870 mit herzlicher Offenheit an die österreichische Regierung, um auszusprechen, daß es nicht auf menschlicher Berechnung beruhet habe, wenn die auf Grund des Prager Friedens geschaffenen Einrichtungen unter dem Drange der mächtigen Entwicklung, zu welcher ein unerwarteter französischer Angriff das deutsche Nationalgefühl aufrief, ihren Abschluß in der Errichtung eines neuen Deutschen Bundes gefunden haben. Die österreichische Regierung dürfe aber mit Recht der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse mit dem Vertrauen entgegensehen, daß alle Genossen des neuen Deutschen Bundes und insbesondere der König Wilhelm von dem Verlangen beseelt seien, die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu dem Oesterreichisch-Ungarischen Nachbarreiche zu erhalten und zu fördern, auf welchem beide durch die ihnen gemeinsamen Interessen und die Wechselwirkung ihres geistigen wie ihres materiellen Verkehrslebens angewiesen seien. Deutschland und Oesterreich würden, wie man zuversichtlich hoffen dürfe, mit den Gefühlen des gegenseitigen Wohlwollens auf einander blicken und sich zur Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens beider Länder die Hand reichen.

Das Entgegenkommen der deutschen Politik fand in Oesterreich bereitwillige Erwiderung. Der Reichskanzler Graf Beust sprach in einer Depesche vom 26. December aus, daß in allen Kreisen Oesterreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich vollziehe, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen.

Dieser Wunsch wurzele in der festen Ueberzeugung, daß eine unbefangene Würdigung der gegenseitigen Bedürfnisse nur die ersprießlichste und wohlthätigste Wirkung auf beide Reiche äußern, sie in Frieden und in reger Mitarbeiterschaft an den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft einigen werde. Der Kaiser von Oesterreich werde freien und hohen Sinnes die erhebenden Erinnerungen, die seine Dynastie in der glanzvollen Geschichte von Jahrhunderten mit den Geschicken des deutschen Volkes verbanden, nicht anders auffassen, als mit der wärmsten Sympathie für die fernere Entwicklung dieses Volkes und mit dem rückhaltlosen Wunsche, daß es in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen, für seine eigene, wie für die Wohlfahrt des ihm in geschichtlicher Tradition, in Sprache, Sitte und Recht so vielfach verwandten Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge. — So war denn auch nach dieser Richtung ein weiterer wichtiger Schritt zur Befestigung der Machtstellung des neuen deutschen Reiches und seiner Friedenspolitik geschehen.

Der erste deutsche Reichstag war inzwischen zum 21. März nach Berlin berufen worden.

In der denkwürdigen Stunde, wo sich die Vertreter des neuen deutschen Reiches zum ersten Male um den Thron des deutschen Kaisers versammelten, wurde der Bundeskanzler Graf von Bismarck von seinem Kaiser und König zum Fürsten erhoben. Mit der Wiedererstehung des deutschen Reiches wird der Name Bismarck in der That für alle Zeiten innig verknüpft sein; und in dem großen weltgeschichtlichen Akte, welcher mit der Eröffnung des deutschen Gesammtreichstags vollzogen wurde, durfte der neue Fürst-Reichskanzler mit tiefer Genugthuung die Frucht seines langjährigen politischen Denkens und Schaffens erblicken. Von dem ersten unscheinbaren Anfange seiner Thätigkeit bis zu dem glorreichen Frieden von Versailles, welcher zwei seit Jahrhunderten von Deutschland getrennte Provinzen in die nationale Gemeinschaft zurückführte, geht derselbe Geist selbstbewußter Kraft und klarer fester Entschlossenheit, dasselbe Streben einer wahrhaft deutschen Großmachtspolitik durch die ganze Reihe immer wichtigerer diplomatischer Thaten hindurch. Ihm war es zu danken, daß aus dem jüngsten Kriege nicht blos die Kraft des deutschen Volkes herrlich erprobt und bewährt hervorging, sondern ein neues Zeitalter der europäischen Politik damit seinen Anfang nahm. Der neue Fürst-Reichskanzler war eine der großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten geworden, deren Wirken weit hinausragt über den Bereich des Landes, dem sie angehören.

Kaiser Wilhelm eröffnete den ersten Reichstag am 21. März 1871 im Schlosse zu Berlin mit einer Thronrede, welche also begann:

„Wenn Ich nach dem glorreichen aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum ersten Male den deutschen Reichstag um Mich versammelt sehe, so drängt es Mich vor Allem Meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat.

Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig: es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heeres-Einrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner, durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen, wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren." —

Der Kaiser schloß mit den Worten:

„Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.

Das walte Gott!"

65. Der Friede zu Frankfurt.

Die Commune in Paris. Bevor es zum endgültigen Friedensschlusse kam, sollte Frankreich noch eine neue tiefe Erschütterung erfahren: in Paris brach eine neue Revolution aus und brachte den Bestand der kaum errichteten Regierung in ernste Gefahr. Der Keim der neuen Verwirrung lag in der Zeit der Belagerung, in der damals gebildeten Nationalgarde, in welcher mehrere hunderttausend Männer aus den untersten Volksklassen mit guter Besoldung aus öffentlichen Kassen ein müssiges Soldatenspiel getrieben hatten, ohne bei der Vertheidigung der Hauptstadt irgend etwas zu leisten. Es war vorauszusehen, daß diese Kräfte ungern zu ernstlicher Arbeit zurückkehren, ungern auf ihre gewonnene Macht verzichten würden; die republikanische Regierung hatte aber, ungeachtet aller mahnenden Rathschläge des Grafen Bismarck, nicht den Muth und die Entschlossenheit gehabt, diese revolutionären Elemente gleich bei der Capitulation zu entwaffnen. Die traurigen Folgen ließen nicht auf sich warten. Noch in

den letzten Tagen des Waffenstillstands hatten die Nationalgarden der Arbeiterviertel sich einer Anzahl von Kanonen bemächtigt, angeblich um sie den einziehenden Preußen zu entziehen, in Wahrheit, um sich gegen die Regierung in Vertheidigungsstand zu setzen. Nach dem Abzuge der Deutschen weigerten sie sich, die Kanonen herauszugeben. Die Regierung hatte 40,000 Mann der Loire-Armee nach Paris gezogen und wollte den Gehorsam der Arbeiter erzwingen, aber die Truppen gingen zu den Aufrührern über, ein General wurde gefangen genommen und niedergeschossen, und die revolutionären Arbeiter zogen, wie gewöhnlich, auf das Stadthaus und setzten dort eine neue Regierung aus Männern der untergeordnetsten Art ein. Die Hauptstadt war alsbald völlig in die Willkürherrschaft der revolutionären Gewalten gegeben. Die Regierung begab sich nach Versailles wohin auch die Nationalversammlung von Bordeaux verlegt worden war. Die eigentlichen Leiter der Pariser Revolution handelten im Geiste und nach den Weisungen der über alle Länder Europas verbreiteten „internationalen Arbeiter-Association", deren Streben auf die Umstürzung der gesammten Grundlagen der bisherigen staatlichen und sittlichen Ordnung gerichtet ist; für die Masse der Aufständischen war aber der nächste Zweck, wie gesagt, sich im Besitze der Vortheile und der Macht zu sichern, welche ihnen die Zeit der Belagerung gebracht hatte. Zu diesem Zwecke verlangten sie eine völlig selbstständige Regierung der „Commune" von Paris in Verbindung mit gleichen Gewalten in allen anderen Städten, die freie Wahl und Absetzung aller Führer der Nationalgarde, die absolute Beseitigung alles Militärs in Paris und dergleichen mehr. Am 26. März fanden die Wahlen für die Commune statt, am 28. März wurde die Regierung der „Commune" feierlich proclamirt; durch Beschlagnahme öffentlicher Kassen und durch allseitige gewaltthätige Erpressungen verschaffte sich dieselbe die Mittel für ihre Willkürherrschaft. Die Regierung in Versailles konnte die Revolution um so weniger alsbald bemeistern, da auch die Truppen in den Forts (soweit sie nicht noch — auf der Nordseite — von den Deutschen besetzt waren) gemeinsame Sache mit den Aufständischen machten. Nur das Fort des Mont Valérien blieb in der Gewalt der Regierung. Bevor dieselbe aber weiter einzuschreiten vermochte, mußte sie erst größere und zuverlässigere militärische Kräfte zu vereinigen bedacht sein.

Die deutsche Reichsregierung gewährte der französischen Regierung hierbei die entschiedenste Unterstützung: die Stellung Deutschlands war vor Allem durch die Fürsorge für die Ausführung der mit der Regierung Frankreichs vereinbarten Friedenspräliminarien und für die Erfüllung der damit Seitens Frankreichs übernommenen Verpflichtungen bedingt.

Fürst Bismarck äußerte sich darüber im Reichstage in folgenden Worten: „Die verbündeten Regierungen haben das Interesse und den Willen, der Regierung der französischen Republik, mit welcher sie den Präliminarfrieden in Versailles geschlossen haben, ihre Aufgaben zu erleichtern, soweit es irgend möglich ist, ohne durch Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs sie zu erschweren. Es ist die Absicht des Kaisers und der verbündeten Regierungen, sich nach wie vor jeder Ein-

mischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und jeder Bestimmung über die Zukunft eines großen Nachbarvolkes zu enthalten. Daß dieser Entschluß nur bis zu der Grenze durchgeführt werde, wo die Interessen Deutschlands durch weitere Enthaltung gefährdet werden, wo namentlich die Ergebnisse des Präliminarfriedens dadurch in Frage gestellt werden könnten, daß eine faktische Regierung in Frankreich, sei es die jetzige, sei es eine künftige, die Macht nicht hätte, ihn auszuführen; wo diese Grenze eintritt, kann nur die Zukunft lehren. Sollte sie erreicht werden, dann würden wir mit Bedauern, aber mit derselben Entschlossenheit, mit der wir bisher gehandelt haben, das Nachspiel dieses Krieges zu Ende führen."

Die deutsche Regierung erleichterte der französischen Regierung besonders die Sammlung einer starken Truppenmacht bei Versailles. Frankreich durfte nach dem Friedensvertrage außer der Garnison von Paris nur Truppen hinter der Loire halten. Es war ein wichtiges Zugeständniß Seitens der deutschen Regierung, daß sie die Vereinigung einer bedeutenden Armee bei Versailles gestattete. Zum Oberbefehlshaber der letzteren wurde der Marschall Mac Mahon berufen. Aber es währte lange, bis die Truppen von Versailles mit der Hoffnung auf Erfolg vorgehen konnten, da sich inzwischen die Commune durch das Zuströmen revolutionärer Kräfte aus allen Ländern verstärkte und ungehindert ihre Schreckensherrschaft übte.

Die Freiheit und das Leben, ebenso wie das Eigenthum der Bürger waren der absoluten Willkür preisgegeben, — Geld und Geldeswerth, Nahrungsmittel und aller sonstige Besitz wurde von bewaffneten Volkshaufen Namens der Commune oder nach eigener Begier aus den Privathäusern mit Gewalt weggenommen, — ein Schutz war nirgends vorhanden, ein Widerstand nicht möglich. Der Erzbischof von Paris und die angesehensten Geistlichen wurden ohne Grund verhaftet, die Kirchen und die Grabdenkmäler beraubt, die Gottesdienste geschlossen und verboten. Jedermann konnte auf die Anklage des Ersten Besten verhaftet und im willkürlichsten Verfahren verurtheilt werden. Tausende flohen, Tausende dagegen wurden mit Gewalt zurückgehalten, zumal alle Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren, welche zum Waffendienst für die Commune gezwungen wurden.

In der zweiten Hälfte April konnte Mac Mahon endlich mit größerer Kraft gegen Paris vorgehen. Unter dem Schutze des Mont Valérien gelang es den Truppen der Regierung eine feste Stellung bei Neuilly zu gewinnen und unter erbitterten und blutigen Kämpfen allmälig, wenn auch sehr langsam vorzudringen. Heftiger als während der Belagerung durch die deutschen Truppen wurden die westlichen Stadttheile von Paris vom Mont Valérien aus beschossen und verwüstet, und immer sicherer wurde die Niederlage der Commune. In demselben Maaße aber erhöhten sich die Greuelthaten der Machthaber in Paris. Der Erzbischof und eine große Anzahl Gefangener wurden ermordet, die berühmtesten Paläste und öffentlichen Gebäude durch Petroleum in Brand gesteckt und die ganze Stadt mit Mord und Brand bedroht. Der größte Theil der Pariser Bevölkerung sehnte den Augenblick der Befreiung von dieser Gewaltherrschaft herbei,

ohne die Kraft und den Muth zu besitzen, sich gegen dieselbe zu erheben. Die Regierungstruppen rückten endlich im Mai von mehreren Seiten erfolgreich gegen die Ringmauer vor. Seitens der deutschen Besatzung in den Forts auf der Nordseite wurde den Operationen derselben möglichst Vorschub geleistet und dieser Unterstützung hatte es die Regierung in Versailles wesentlich zu danken, daß sie gegen Mitte Mai die Hauptstadt von der blutigen Herrschaft der Commune befreien konnte.

Der Frankfurter Friede. Während aber das vertrauensvolle Entgegenkommen der deutschen Regierung vom ersten Augenblicke an der französischen Regierung die Möglichkeit verschafft hatte, den Kampf gegen Paris aufzunehmen, und Frankreich vor noch tieferer Zerrüttung zu bewahren, zeigte die Versailler Regierung befremdlicher Weise einen sehr geringen Eifer, den Friedensvertrag nach seinem Geiste zu erfüllen und den Abschluß des schließlichen vollen Friedens zu beschleunigen. Vielmehr trat in den zu Brüssel stattfindenden weiteren Verhandlungen mehr und mehr das Bestreben hervor, die im Präliminarvertrage bereits festgestellten Verpflichtungen Frankreichs, namentlich in Betreff der Zahlung der Kriegsentschädigung wieder in Frage zu stellen oder abzuschwächen. Die deutsche Regierung aber war nicht gewillt, eine Verdunkelung oder Verzögerung des Friedenswerkes zuzulassen. Fürst Bismarck gab daher der Regierung in Versailles zu erkennen, daß er gegenüber den mannigfachen Zugeständnissen, welche ihr gewährt worden, ein größeres Entgegenkommen Behufs baldigen Abschlusses des definitiven Friedens beanspruche, und daß nur um diesen Preis eine weitere Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der französischen Regierung zu erwarten sei. Die Regierung in Versailles erkannte, daß sie nur durch eine erneute und durchgreifende Verständigung mit Deutschland die Schwierigkeit ihrer eigenen Lage bewältigen und dem vollständigen Ruin Frankreichs vorbeugen könne. Sie beantragte eine Zusammenkunft des Ministers Jules Favre mit dem Fürsten Bismarck in Frankfurt a. M., auf welche Letzterer bereitwillig einging.

Fürst Bismarck setzte bei den Verhandlungen in Frankfurt erneut sein ganzes persönliches Ansehen ein, um alle Zweifel und Bedenken, welche gegenüber den Präliminarien noch möglich erscheinen konnten, endgültig zu beseitigen und alsbald zum vollen Friedensschlusse zu gelangen. Er erreichte diesen Zweck, indem er der französischen Regierung seinen Entschluß zu erkennen gab, im Falle des Scheiterns der endgültigen Verständigung der Ungewißheit dadurch ein Ende zu machen, daß die deutschen Truppen Paris entweder durch Einverständniß mit der Commune oder durch Gewalt einnähmen und dann im Besitz dieses Pfandes von der Versailler Regierung forderten, daß sie, den Bestimmungen des Präliminarfriedens entsprechend, ihre Truppen hinter die Loire zurückzöge und in dieser gegenseitigen Verfassung die weitere Verhandlung über den Frieden fortgesetzt würde.

Die französische Regierung konnte in dieser Lage um so weniger zögern, die Hand zum vollen Friedensschlusse zu bieten, als Fürst Bismarck zugleich durch den entgegenkommenden Geist bei den Verhandlungen von Neuem den Beweis gab, daß die deutsche Politik es nicht auf die Erniedrigung

und weitere Zerrüttung Frankreichs abgesehen hatte, daß vielmehr durch den Friedensschluß Frankreich selbst die Hand gereicht werden sollte, um ihm die Rückkehr zu einer festen Staatsordnung, zu innerem Frieden und Gedeihen zu erleichtern.

Der Friede zu Frankfurt wurde am 10. Mai abgeschlossen. Durch denselben wurden die Bestimmungen des Präliminarvertrags von Versailles hauptsächlich in folgenden Punkten abgeändert und ergänzt:

Was die Gebietsabtretungen betrifft, so war im Präliminarfrieden bestimmt, daß die Stadt und die Festungswerke von Belfort mit einem später festzusetzenden Rayon bei Frankreich verbleiben sollen. In Betreff dieses Rayons war nun im Frankfurter Frieden zunächst ein vorläufig abgegrenzter Umkreis festgehalten.

Die deutsche Regierung erklärte sich aber bereit, diesen Umkreis zu Gunsten Frankreichs zu erweitern unter der Bedingung, daß die französische Regierung andererseits in eine Aenderung der Grenzlinie an der luxemburgischen Grenze willigt, durch welche mehrere deutsch redende Gemeinden noch zu Deutschland kommen würden.

Die Interessen der Einwohner in dem von Frankreich abgetretenen Gebiete sollten nach Artikel V. des Präliminarfriedens durch den definitiven Frieden so günstig wie möglich geregelt werden, namentlich sollte auch der ungehinderten Auswanderung Nichts in den Weg gelegt werden. Durch den Frankfurter Frieden ist nun bestimmt, daß die Bewohner der abgetretenen Landestheile, welche Franzosen bleiben wollen, bis zum 1. October 1872 das Recht der Auswanderung behalten, ohne durch die Gesetze über die Militärpflicht darin gehindert zu werden. Auch sollen sie im Falle der Auswanderung ihren Grundbesitz in dem nunmehr deutschen Gebiete behalten können.

Ueber die Kriegsentschädigung war im Präliminarfrieden im Wesentlichen Folgendes bestimmt: Frankreich wird 5 Milliarden Francs zahlen, mindestens eine Milliarde im Laufe des Jahres 1871 und den ganzen Rest im Laufe dreier Jahre von der Bestätigung des Präliminarvertrages ab. — Im Frankfurter Frieden wurde dagegen Folgendes festgesetzt. Die Zahlung von 500 Millionen (der ersten halben Milliarde) erfolgt innerhalb von 30 Tagen nach der Wiederherstellung der Herrschaft der Regierung in Paris. Eine weitere Milliarde wird im Laufe des Jahres gezahlt und eine halbe Milliarde am 1. Mai 1872. Die ferneren drei Milliarden bleiben bis zum 2. März 1874 zahlbar; dieselben werden vom 2. März 1871 ab mit 5 pCt. verzinst und die Zinsen jährlich am 3. März gezahlt. Alle Zahlungen müssen an den bedeutendsten deutschen Handelsplätzen erfolgen und zwar in Gold oder Silber oder in Bankbillets der englischen, der preußischen, der holländischen oder belgischen Bank oder in Wechseln erster Handlungshäuser.

In Betreff der Räumung des noch besetzten französischen Gebietes wurde bestimmt, daß nach der Zahlung der ersten halben Milliarde und nach Bestätigung dieses Vertrages nur die Departements der Somme, der unteren Seine und der Eure alsbald geräumt werden sollen, wogegen die weitere Räumung der Departements der Oise, Seine

und Oise, Seine und Marne und des Seine-Departements nebst den Forts von Paris erst stattzufinden hätte, sobald die deutsche Regierung die Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich und in Paris als ausreichend erachten würde, um die Erfüllung der Friedensbedingungen als gesichert anzusehen. Jedenfalls sollte diese Räumung nach Zahlung der dritten halben Milliarde erfolgen. —

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich waren im vorläufigen Frieden nicht in Betracht gezogen. Im endgültigen Friedensvertrage ist vorgesehen, daß, nachdem die bisherigen Handelsverträge durch den Krieg beseitigt worden, Deutschland und Frankreich sich in Betreff des Handelsverkehrs, namentlich in Betreff der Eingangs- und Ausgangszölle, des Transithandels, der Zollabfertigung u. s. w., gegenseitig so behandeln sollen, wie jeder der beiden Staaten die von ihm meistbegünstigten Nationen, insbesondere England, Belgien, Holland, die Schweiz, Oesterreich und Rußland behandelt.

Fürst Bismarck sagte bei der Mittheilung über den Friedensschluß im deutschen Reichstage: „Ich glaube, daß hiermit dasjenige erreicht worden ist, was wir von Frankreich vernünftiger Weise und nach den Ueberlieferungen, die anderen Friedensschlüssen zu Grunde liegen, verlangen konnten. Wir haben unsere Grenzen durch die Landabtretung gesichert, wir haben unsere Kriegsentschädigungen soweit gesichert, wie es nach menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist. Ich habe das Vertrauen, daß es die Absicht der gegenwärtigen französischen Regierung ist, den Vertrag redlich auszuführen. Ich schließe mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß dieser Frieden ein dauerhafter und segensreicher sein, und daß wir der Bürgschaften, deren wir uns versichert haben, um gegen einen etwa wiederholten Angriff gesichert zu sein, auf lange Zeit nicht bedürfen mögen."

Die Siegesfeier. Nachdem der Friede endgültig geschlossen und gleichzeitig der Aufstand in Paris bewältigt war, konnte ein Theil der deutschen Truppen aus Frankreich heimkehren. Dieselben wurden überall mit der größten patriotischen Begeisterung empfangen.

Der feierliche Einzug in Berlin fand am 16. Juni in ähnlicher, nur noch weit glänzenderer Weise als im Jahre 1866 statt. Außer dem Gardecorps nahmen an demselben Deputationen sämmtlicher übriger Truppentheile des deutschen Heeres Theil. Die ganze fast eine Meile lange Siegesstraße, durch welche die Truppen zogen, war auf beiden Seiten von eroberten französischen Kanonen eingehegt, die 81 erbeuteten französischen Adler, Fahnen und Standarten wurden von Unteroffizieren aus allen Regimentern, die das Eiserne Kreuz erworben hatten, getragen. Unendlicher Jubel begrüßte den Kaiser, seine Feldherren und die Truppen auf der ganzen weiten Siegesstraße.

Den feierlichsten Abschluß fand das Siegesfest in der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelm's III. im Lustgarten. Dieselbe hatte am 3. August 1870 als am hundertjährigen Geburtstage des „Helden-

königs aus großer Zeit“ stattfinden sollen; sie war wegen des Krieges verschoben worden, um nunmehr unter viel gewaltigeren Eindrücken stattzufinden.

Der Sohn Friedrich Wilhelms III. konnte an den Stufen des Denkmals die Siegeszeichen aus einem wunderbar glorreichen und erfolgreichen Kampfe niederlegen, — er konnte die Weihe des Denkmals als Kaiser des neuen, in nie gekannter Macht und Herrlichkeit wieder erstandenen deutschen Reiches vollziehen.

Es war ein tief ergreifender Moment von wahrhaft geschichtlicher Größe, als der Kaiser mit seinem Degen winkte und die Hülle des Denkmals fiel, in demselben Augenblicke aber alle Fahnen und Standarten an dem Denkmal gesenkt wurden, die Truppen präsentirten und Hurrah riefen die Tambours ringsum schlugen und alle Musikchöre mit „Heil Dir im Siegerkranz“ einfielen, zugleich das Geläut aller Glocken und der Donner der Kanonen. Wohl noch niemals ist ein Denkmal in solcher Weise geweiht worden.

Dem Siegeseinzuge folgte am 18. Juni ein Siegesdankfest in allen Kirchen Preußens. In dem Erlasse, durch welchen dasselbe angeordnet wurde, sagte Kaiser Wilhelm:

„Durch Gottes Gnade ist dem schweren, vor einem Jahre über uns verhängten Kampfe jetzt ein ehrenvoller Friede gefolgt. Was wir bei dem Beginn des Krieges im gemeinsamen Gebete erflehten, ist uns über Bitten und Verstehen gegeben worden. Die Opfer der Treue, der todesmuthigen Hingebung Unseres Volkes auf den Schlachtfeldern und daheim sind nicht vergeblich gewesen. Unser Land ist von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben und die deutschen Fürsten und Völker sind in gemeinsamer Arbeit zu Einem Reiche geeint. Es ist jetzt unsere gemeinsame Aufgabe für solche Barmherzigkeit dem Herrn zu danken und das neugeschenkte Gut des Friedens in aufrichtigem und demüthigem Geiste zu Seines Namens Ehre zu pflegen.“

Als der Kaiser und König die erste Sitzung des preußischen Landtages nach dem Kriege eröffnete, sprach er also zu den Vertretern seines Volkes:

„Indem Ich zum ersten Male nach den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit den Landtag der Monarchie wieder Selbst begrüße, darf Ich vor Allem der hohen Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß an den Ehren und Erfolgen dieser denkwürdigen Zeit dem preußischen Volke ein so hervorragender Antheil zugefallen ist. Die Wehrkraft Preußens, deren Ausbildung Ich seit dem Beginn Meiner Regierung als eine der höchsten Aufgaben Meines Königlichen Berufs erkannt habe, sowie der altpreußische Geist sittlicher Zucht, fester Treue und patriotischer Hingebung haben eine glänzende Probe bestanden. Es drängt Mich, Meinem Volke vor seinen Vertretern nochmals Meinen freudigen Dank für seine erhebende Haltung auszusprechen.“

Am Schlusse dieser Geschichte von Preußens Entstehen, Wachsthum und herrlicher Entwickelung dürfen wir denn ebenso freudig und zuversichtlich in die Zukunft schauen, wie der Blick mit inniger Befriedigung auf der durchlaufenen Bahn verweilt. Wohl ist es eine „Geschichte ohne Gleichen", diese Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates, der als ein spät geborener unter den deutschen Staaten erst unscheinbar in die Reihe der alt angesehenen Reichsfürstenthümer tritt, der sich an der äußersten Grenze des alten Deutschlands auf rauhem Boden und unter slavischer heidnischer Bevölkerung mühsam ein leidliches Dasein erstreiten muß, durch die Kraft und Weisheit seiner Fürsten aber, wie durch die gute Entwickelung des ausgestreuten Samens christlicher Bildung bald zu ehrenvoller Geltung im deutschen Reiche gelangt, — der sodann das Banner des evangelischen Glaubens entfaltend sich als Schutzherr desselben über das sinkende Sachsen erhebt, — der das Erbe des alten deutschen Ritterordens in sich aufnimmt und nun seit dem großen Kurfürsten durch die Entwickelung des kräftigsten militärischen Geistes, gepaart mit weiser Anspannung und Hebung aller inneren Kräfte des Landes, allmälig an Stelle der ermattenden Staaten des Nordens als selbstständige europäische Macht in den Welthändeln auftritt, — bis Friedrich der Große, gestützt auf die Mittel, die sein Vater gesammelt, seinem Volke einen Rang unter den ersten Völkern erkämpft. Diesen Rang wußte Preußen, nach einer kurzen Prüfung und Läuterung, durch seine ruhmvolle Erhebung und durch seinen hervorragenden Antheil an den deutschen Freiheitskriegen mit erneuertem Glanze zu wahren und stand seitdem geachtet unter den Großmächten Europas da, freilich an Ausdehnung und festem Zusammenhange seiner Länder denselben nicht gleich, wohl aber durch die straffe Entwickelung seiner Wehrkraft und durch innere geistige Tüchtigkeit.

Dem jetzt regierenden König Wilhelm war es vorbehalten, Preußen auf die Stufe der Macht zu erheben, auf welche die ganze Entwickelung der Geschichte es hingewiesen hatte: durch die Siege und Erfolge des Krieges von 1866 war Preußen die erste, die einzige deutsche Großmacht geworden. Das erweiterte und nunmehr fest zusammenhängende Preußen war bereits durch seine eigene Kraft den ersten Mächten ebenbürtig; Preußens selbstständige Kraft aber bildete zugleich den festen Kern des mächtigen Norddeutschen Bundes und des ganzeu zu Schutz und Trutz und zur Pflege der öffentlichen Wohlfahrt geeinigten Deutschlands.

So hatte sich Preußen durch die innige Gemeinschaft zwischen Fürsten und Volk in ununterbrochenem Wachsthum erhoben, bis seine glorreiche Bestimmung für das deutsche Vaterland sich in dem letzten gewaltigen Kriege in ganzer Herrlichkeit erfüllte und in dem preußischen Königthum zugleich das deutsche Kaiserthum in erneuter und erhöheter Macht wieder erstand.

Möchte der Segen Gottes auch fernerhin auf dem preußischen und deutschen Vaterlande ruhen!



Zeittafel der vaterländischen Geschichte.

Vor 500 n. Chr.	Sueven (Semnonen und Longobarden) in der **Mark**.
Um 500	Einwanderung slavischer Stämme, besonders Wenden (Sorben, Lausitzer, Wilzen, Obotriten).
Um 800	Kriege Karl's des Großen gegen die Wilzen; Einsetzung von Markgrafen; die Grenzvesten Magdeburg, Zelle, Erfurt, Halle.
925	Heinrich I. im Kampfe gegen die **Wenden**; Eroberung Brannibors (Braudenburgs).
928	Gründung der Nordmark.
Bis 1100	Vergebliche Kämpfe und Bekehrungsversuche.
1134—1320	**Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt (Ascanien).**
1134—1170	**Albrecht (der Bär)** wird Markgraf der Nordmark (1134), — sodann Kämmerer des deutschen Reiches; bringt einen großen Theil des wendischen Gebietes an sich und nennt sich Markgraf von Brandenburg (1143).
1170—1184	Otto I.; erhält die Oberhoheit über **Pommern (um** welches aber jahrhundertlange Kämpfe geführt werden).
1184—1205	Otto II.; Streit mit Magdeburg.
1205—1220	Albrecht II.
1220—1267	Johann I. und Otto III.; Erwerbung der Uckermark und des Landes Lebus, Eroberung der Neumark.
1267—1308	Otto (IV.) mit dem Pfeile; Streit mit Magdeburg; Erwerbung der Niederlausitz und der **Mark** Landsberg.
1308—1319	Waldemar; Schlacht bei Gransee (1316).
1320	Heinrich III., der letzte Ascanier, stirbt.
1320—1324	Zwischenreich.
1324—1373	**Die Markgrafen aus dem Hause Baiern.**
1324—1351	Ludwig von Baiern; Einfall der Polen.
	Heirath mit Margaretha Maultasch.
1348	Der falsche Waldemar.
1351	Ludwig's Abdankung.
1352—1373	Ludwig der Römer und Otto der Faule.
1356	Durch die goldene Bulle wird Brandenburg ein **Kurfürstenthum.**

1373—1415	**Die Markgrafen aus dem Hause Luxemburg.**
1373—1378	Kaiser Karl IV. regiert für den unmündigen Wenzel.
1378—1415	Sigismund.
1388	Verpfändung der Mark an Jobst von Mähren.
1390	Die Quitzows; Brandenburgs Zerrüttung.
1411	Burggraf Friedrich von Nürnberg wird Statthalter der Mark. Einzug in Brandenburg (1412). Unterwerfung der Quitzows; die faule Grete (1414).
	Die Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern.
1415	**Friedrich von Hohenzollern wird Kurfürst von Brandenburg.**
1415—1440	Kurfürst Friedrich I.
1420	Krieg gegen Pommern, Wiedereroberung der Uckermark. Führung des Reichsheeres in den Hussitenkriegen.
1431	Unglückliche Schlacht bei Riesenberg gegen die Hussiten.
1433	Die Hussiten in der Mark; Vertheidigung von Bernau.
1433	Der Friede zu Basel mit den Hussiten.
1440—1470	Kurfürst Friedrich II. (Eisenzahn).
1443	Stiftung des Schwanenordens.
	Kampf gegen die Städte.
1451	Erbauung der Fürstenburg zu Berlin.
1455	Wiedereroberung der Neumark.
1470—1486	Albrecht Achilles.
1473	Hausgesetz der Hohenzollern wegen der Erbfolge.
1476	Markgraf Johann als Statthalter eingesetzt.
1482	Vertrag zu Camenz mit Johann von Sagan; Erwerbung von Krossen, Züllichau und Sommerfeld.
1486—1499	Johann Cicero.
1499—1535	Joachim I. Nestor.
1506	Einweihung der Universität Frankfurt.
1511	Markgraf Albrecht wird Hochmeister des deutschen Ordens.
1516	Errichtung des Kammergerichtes.
1535—1571	Kurfürst Joachim II. (Hektor) und Markgraf Johann v. Küstrin.
1537	Erbvertrag mit den Herzögen von Schlesien (worauf Friedrich der Große seine Ansprüche auf Schlesien gründete).
1539	**Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg.**
1555	Religionsfriede zu Augsburg.
1569	Mitbelehnung Joachim's in Preußen.
1571—1597	Johann Georg.
	Judenverfolgung. Strenge Ordnung der Finanzen.
1597—1608	Joachim Friedrich.

	Das Geheimeraths-Kollegium.
1598	Der Geraer Hausvertrag zwischen Joachim Friedrich und dem Markgrafen von Anspach und Baireuth (Anerkennung des Hausgesetzes von 1473).
1603	Der Kurfürst erhält die Vormundschaft über den schwachsinnigen Albrecht Friedrich von Preußen.
1608—1619	**Johann Sigismund.**
1611	Belehnung mit Preußen.
1613	**Uebertritt des Kurfürsten zum reformirten Bekenntniß.**
1614	Vertrag zu Xanten über die jülich'sche Erbschaft (bestätigt durch den Vertrag zu Düsseldorf 1647).
	Cleve, Mark und Ravensberg kommen an Brandenburg.
1617	Tod Albrecht Friedrich's von Preußen; **das Herzogthum Preußen fällt für immer an Brandenburg.**

Frühere Geschichte des Herzogthums Preußen.

1200. Bekehrungsversuche **Christian v. Oliva's.**
1227. **Hermann Balk und die deutschen Ritter** in Preußen.
Um 1300. Blüthe des Ordens. Winrich von Kniprode.
1400. Kriege mit Polen. Heinrich von Plauen.
1410. Schlacht bei Tannenberg.
1466. Friede zu Thorn. West-Preußen an Polen, Ost-Preußen ein polnisches Lehen.
1511. Markgraf **Albrecht von Brandenburg** (Anspach) wird Hochmeister.
1525. Preußen wird ein weltliches Herzogthum.
1569. Kurfürst Joachim II. erhält die Mitbelehnung in Preußen.
1617. Das Herzogthum Preußen fällt an Brandenburg.

1619—1640	**Georg Wilhelm.**
	Graf Adam von Schwarzenberg.
1624	Heimsuchung der Marken durch den dreißigjährigen Krieg.
1630	Gustav Adolph in der Mark.
1631	Magdeburgs Fall; Gustav's Sieg bei Leipzig.
1631	Gustav Adolph in Berlin.
1632	**Gustav Adolph's Sieg und Tod bei Lützen.**
1635	**Der Friede zu Prag.**
1636	Die Schweden wüthen in der Mark.
1639	Der Kurfürst geht nach Preußen.

1640—1688	**Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst** (geboren am 16. Februar 1620).
20. November 1640	Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung.
	Schwarzenberg's Ungnade und Tod.
1641	Waffenstillstand mit Schweden.
	Bildung eines stehenden Heeres.
1648	Der westphälische Friede. (Hinterpommern u. Kammin, sowie die Stifter Magdeburg, Halberstadt und Minden fallen an Brandenburg, Vorpommern und Schweden.)
	Friedrich-Wilhelms-Kanal; Gründung der Post; Bibliothek in Berlin.
1656	Bündniß mit Karl Gustav von Schweden gegen Johann Kasimir von Polen.
1656	Die Verträge von Labiau und Marienburg mit Schweden.
18.—20. Juli 1656	Schlacht bei Warschau.
1657	Vertrag von Welau mit Polen; Friedrich Wilhelm erhält die volle Landeshoheit in Preußen.
1660	**Friede zu Oliva**; Preußen als **unabhängiges Herzogthum** bestätigt.
	Kampf mit den preußischen Ständen; Rhode und Kalckstein.
1663	Huldigung der preußischen Stände.
	Unionsversuche; Paul Gerhardt.
1672	Krieg gegen Frankreich; Friede zu Vossem.
1674	Erneuerter Krieg; die Schweden fallen in die Marken ein.
18. Juni 1675	**Schlacht bei Fehrbellin.**
1676	Glücklicher Krieg in Pommern.
1677	Eroberung von Stettin.
1678	Eroberung von Stralsund.
1679	Vertreibung der Schweden aus Preußen.
1679	Friede zu St. Germain.
	Versuch zur Gründung einer Flotte.
1685	Aufnahme französischer Protestanten in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes; französische Colonien.
1686	Allianzvertrag mit dem Kaiser.
29. April 1688	Tod des großen Kurfürsten.
1688—1713	**Kurfürst Friedrich** III. (geb. 11. Juli 1657) **Kurfürst** bis 1701, als **König Friedrich I. 1701 bis 1713.**
	Danckelmann; Kolb von Wartenberg.
1692	Stiftung der Universität Halle (bestätigt 1694).
	Francke stiftet das Halle'sche Waisenhaus.
1689	Krieg gegen Frankreich; Belagerung von Bonn.
1697	Friede zu Ryswick.

1700	Stiftung der Akademie der Wissenschaften; Leibnitz.
1700	Kronvertrag mit Kaiser Leopold I.
18. Januar 1701	**Preußen wird ein Königreich.** Krönung in Königsberg.
1701	Theilnahme am spanischen Erbfolgekriege; Leopold von Dessau.
1704	Schlacht bei Hochstädt.
1706	Schlacht bei Turin.
1709	Pest in Ostpreußen.
1713—1740	**Friedrich Wilhelm** I. (geb. 4. August 1688).
1713	Friede zu Utrecht. (Geldern kommt an Preußen; der König als Fürst von Neufchatel anerkannt.)
	Sorge für das Kriegsheer; Leopold von Dessau.
	Neue Verwaltungseinrichtungen; das Generaldirectorium; die Kriegs- und Domänenkammern.
	Ansiedelung der Salzburger.
1720	Friede zu Stockholm (Preußen gewinnt Stettin, Vorpommern, Usedom und Wollin von Schweden).
1726	Vertrag zu Königs-Wusterhausen, Bündniß mit Oesterreich.
1740—1786	**Friedrich II., der Große** (geb. am 24. Januar 1712).
1730	Fluchtversuch des Kronprinzen; dessen Festnehmung und Aufenthalt in Küstrin.
1734	Aufenthalt des Kronprinzen in Rheinsberg.
31. Mai 1740	Thronbesteigung.
1740—1742	Erster schlesischer Krieg.
1741	Schlacht bei Mollwitz (10. April).
	Vertrag zu Nymphenburg mit Frankreich (5. Juni).
1742	Schlacht bei Czaslau (17. Mai).
1742	Friede zu Breslau (11. Juni). (Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz an Preußen abgetreten.)
1744—1745	Zweiter schlesischer Krieg.
1744	Einnahme von Prag.
1745	Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni).
1745	Schlacht bei Kesselsdorf (15. December).
1745	Friede zu Dresden (25. December). (Bestätigung des Friedens von 1742.)
1756—1763	**Der siebenjährige Krieg.**
1756	Sieg bei Lowositz (1. October); Gefangennehmung von 17,000 Sachsen bei Pirna (16. October).
1757	Schlacht bei Prag (6. Mai).
	Niederlage bei Collin (18. Juni).
	Schlacht bei Roßbach (5. November).
	Schlacht bei Leuthen (5. December).

1758	Schlacht bei Zorndorf (25. August).
	Ueberfall bei Hochkirch (14. October).
1759	Niederlage bei Kunersdorf (12. August).
1760	Fouqué's Niederlage bei Landshut (23. Juni).
	Schlacht bei Liegnitz (15. August).
	Schlacht bei Torgau (3. November).
1761	Lager bei Bunzelwitz.
1762	Friede mit Rußland.
	Schlacht bei Burkersdorf.
1763	Der Hubertsburger Friede (15. Februar).
	Die Regie. Gründung der Bank, der Seehandlung, der Landschaft, General-Land-Schul-Reglement.
1772	Die erste Theilung Polens; Besitznahme von Westpreußen (außer Danzig und Thorn).
1778	Der baiersche Erbfolgekrieg.
1779	Friede zu Teschen.
1781	Justizverbesserung durch Carmer.
1785	Der deutsche Fürstenbund.
17. August 1786	Friedrich's des Großen Tod.
1786—1797	**Friedrich Wilhelm II.** (geb. 25. September 1744).
1787	Expedition nach Holland.
1788	Das Religionsedict.
1791	Zusammenkunft in Pillnitz mit Kaiser Leopold II. behufs gemeinsamer Schritte gegen Frankreich.
1792	Kriegserklärung gegen Frankreich; glückliches Vorrücken in Frankreich.
1792	Preußen erhält Anspach und Baireuth in Folge Erbvertrages.
1793	Zweite Theilung Polens; Besitznahme von Danzig, Thorn und Großpolen.
1793	Erste Coalition gegen Frankreich.
1793 und 1794	Schwankende Kriegführung am Rhein; Sieg und Niederlage bei Kaiserslautern.
1794	Einführung des Allgemeinen Landrechtes.
1795	Friede zu Basel. (Abtretung der Länder jenseits des Rheins.)
1795	Dritte Theilung Polens; Besitznahme des Landes links der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau (1807 im Tilsiter Frieden wieder aufgegeben).
1797—1840	**Friedrich Wilhelm III.** (geboren am 3. August 1770).
16. November 1797	Thronbesteigung.
1801	Friede zu Lüneville.
1803	Reichs-Deputations-Hauptschluß.
	Preußen erhält als Entschädigung für die Länder

	jenseits des Rheines die Hochstifter Hildesheim, Paderborn und einen Theil von Münster.
1805	Vertrag zu Potsdam mit Kaiser Alexander.
1805	Haugwitz schließt (nach Oesterreichs Niederlage bei Austerlitz) den Vertrag zu Schönbrunn mit Napoleon (vollzogen den 15. Februar 1806).
1806	Auflösung des deutschen Reiches; Stiftung des Rheinbundes; Vereitelung des nordischen Bundes unter Preußen; Verletzung der preußischen Neutralität; Preußens Kriegserklärung (8. October).
	Niederlage und Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld (10. October).
14. October 1806	Niederlage bei Jena und Auerstädt.
	Napoleon's Einzug in Berlin (27. October).
	Uebergabe von Erfurt, Stettin, Küstrin, Magdeburg u. s. w.
1807	Schlacht bei Eylau (7. und 8. Februar).
	Schlacht bei Friedland (14. Juni).
9. Juli 1807	**Friede zu Tilsit.** Preußen verliert das Land zwischen Elbe und Rhein, die polnischen Landestheile und Danzig.
	Preußens Wiedergeburt.
1808	Minister von Stein.
	Aufhebung der Erbunterthänigkeit des Bauernstandes; Städteordnung vom 19. November 1808; neue Einrichtungen der Verwaltung; die Wehrverfassung (Scharnhorst, Gneisenau).
1810	Staatskanzler von Hardenberg.
19. Juli 1810	Tod der Königin Luise.
	Stiftung der Universität Berlin. — Gewerbefreiheit. —
1809 u. 1810	Schill und Herzog Wilhelm von Braunschweig.
1812	Napoleon's Feldzug nach Rußland.
30. December 1812	York's Convention mit den Russen.
	Preußens Erhebung.
23. Januar 1813	Verlegung des Hofes nach Breslau.
3. Februar "	Aufruf an die Freiwilligen.
28. " "	Bund zu Kalisch.
17. März "	Aufruf: „An mein Volk."
1813 u. 1814	**Der erste Freiheitskrieg.**
5. April 1813	Gefecht bei Möckern.
2. Mai "	Schlacht bei Groß-Görschen.
21. " "	" " Bautzen.
	Waffenstillstand; die Lützow'sche Schaar.
17. Juli "	Oesterreich tritt dem Bündnisse gegen Napoleon bei.
23. August "	Schlacht bei Groß-Beeren.

26. „ „	Schlacht an der Katzbach.
30. August 1813	„ bei Kulm und Nollendorf.
6. September „	„ bei Dennewitz.
3. October „	„ bei Wartenburg.
16.—19. Octbr. „	Völkerschlacht bei Leipzig.
1. Januar 1814	Blücher's Uebergang über den Rhein.
1. Februar „	Schlacht bei Brienne und La Rothière.
9. März „	„ bei Laon.
30. „ „	„ bei Montmartre.
31. „ „	Einzug in Paris.
	Napoleon's Thronentsagung (7. April); Abgang nach Elba.
30. Mai „	Friede zu Paris.
1. November „	Eröffnung des Wiener Congresses.
1. März 1815	Napoleon's Rückkehr von Elba.
8. Juni „	Neue deutsche Bundesacte
9. Juni „	Wiener Schlußacte. Preußen erhält die Länder zwischen Elbe und Rhein wieder, ferner die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogthum Posen, das Großherzogthum Berg und andere rheinische Gebiete, sowie durch Ländertausch Neu-Vorpommern und Rügen. Anspach und Baireuth werden an Baiern abgetreten.
1815	**Der zweite Freiheitskrieg.**
16. Juni „	Schlacht bei Ligny.
18. „ „	Schlacht bei Belle-Alliance.
7. Juli „	Zweiter Einzug in Paris.
20. November „	Zweiter Friede zu Paris (Preußen erhält Saarbrücken und Saarlouis).
„	Neue Einrichtung der Verwaltung.
1817	Eröffnung des Staatsraths.
	Verbindung der Universitäten Wittenberg und Halle.
	Jubelfeier der Reformation; kirchliche Union.
1818	Stiftung der Universität Bonn.
1819	Congreß zu Carlsbad.
	Demagogen-Untersuchungen.
1823	Gesetz wegen Einrichtung von Provinzialständen.
1833	Gründung des Zollvereins.
7. Juni 1840	Friedrich Wilhelm's III. Tod.

1840—1861	**Friedrich Wilhelm IV.**, geb. 15. October 1795.
1840	Huldigung in Königsberg (10. September) und in Berlin (15. October).
1845	Industrie-Ausstellung des Zollvereins zu Berlin.
3. Februar 1847	Verordnung wegen Berufung des Vereinigten Landtags.

		Erste Versammlung des Vereinigten Landtags (11. April bis 26. Juni).
18. März	1848	**Aufstand in Berlin.**
April	=	Zweite Versammlung des Vereinigten Landtags.
18. Mai	=	Eröffnung des deutschen Parlaments.
		Krieg in Schleswig-Holstein; Sieg Wrangel's bei Schleswig.
		National-Versammlung in Berlin.
14 Juni	=	Zeughaussturm.
18. September	=	Aufstand in Frankfurt; Mord von Auerswald und Lichnowsky.
9. Novbr.	=	Eintritt des Ministeriums **Brandenburg-Manteuffel.**
		Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg.
5. December	1848	**Auflösung der National-Versammlung, octroyirte Verfassung.**
April	1849	**Ablehnung der deutschen Kaiserwürde.**
		Auflösung der zweiten Kammer.
Mai	=	Aufstände in Sachsen, Pfalz und Baden.
		Kampf preußischer Truppen gegen die Aufrührer in Dresden.
		Der Prinz von Preußen befreit die Pfalz und Baden; Gefecht bei Waghäusel.
26. Mai	=	Drei-Königs-Bündniß (mit Sachsen und Hannover).
31. Januar	1850	**Revidirte Verfassungsurkunde**; Beschwörung derselben am 7. Februar.
März	=	Unionsparlament in Erfurt.
Mai	=	Fürstencongreß in Berlin.
Juli	=	Friede mit Dänemark.
		Wiederberufung des Bundestags.
		Spannung zwischen Preußen und Oesterreich.
September	=	Conflict in Kurhessen und Holstein.
October	=	Conferenzen in Warschau.
November	=	Tod des Grafen von Brandenburg.
		Mobilmachung der preußischen Armee.
December	=	**Convention zu Olmütz.**
	1853	Erwerbung des Jahdebusens.
	1854	Gründung des Herrenhauses.
	1856	Friede zu Paris zur Beendigung des russisch-türkischen Krieges.
	=	Erhebung der Royalisten in Neuenburg.
	1857	Uebereinkunft in Paris zur Verzichtleistung auf Neuenburg.
October	=	Erkrankung des Königs.
23. October	=	Stellvertretende Regierung des Prinzen von Preußen.
9. October	1858	Uebernahme **der Regentschaft seitens des Prinzen von Preußen.**

9. October. 1858 bis 2. Jan. 1861	**Regentschaft des Prinzen von Preußen.**
5. November 1858	Eintritt des Ministeriums Hohenzollern.
1859	Krieg in Italien.
1860	Reform des preußischen Heeres (**Minister von Roon**).
2. Januar 1861	Friedrich Wilhelm's IV. Tod.
Seit 1861	**König Wilhelm**, geboren 22. März 1797.
18. October 1861	Krönungsfeier in Königsberg.
März 1862	Ministerwechsel.
=	Verfassungsstreit.
September =	Eintritt des Minister-Präsidenten von Bismarck.
=	Ordnung der Kurhessischen Angelegenheiten.
1863	Aufstand in Polen; Convention mit Rußland.
August =	Fürstentag in Frankfurt.
November =	Thronwechsel in Dänemark; Schleswig-Holsteinsche Verwickelung; Verständigung Preußens mit Oesterreich.
December =	Bundesexecution in Holstein.
1864	**Schleswig-Holsteinscher Krieg.**
1. Februar. =	Uebergang über die Eider.
2. = =	Missunde.
5. = =	Uebergang über die Schlei.
	Räumung des Danewerks.
= =	Gefecht bei Oeversee.
18. = =	Einrücken in Jütland.
März =	Belagerung der Düppeler Schanzen; **Vorrücken in Jütland.**
15. = =	Eroberung von Fehmarn.
17. = =	Seegefecht bei Rügen (Arcona).
18. April =	**Erstürmung der Düppeler Schanzen.**
27. = =	Räumung von Fridericia.
= =	Seegefecht bei Helgoland.
Mai =	Londoner Conferenzen; Waffenruhe.
29. Juni =	**Eroberung der Insel Alsen.**
Juli =	Besetzung von Jütland.
31. = =	Waffenstillstand.
30. October =	**Friede zu Wien**; Abtretung von Schleswig-Holstein u. Lauenburg an Preußen u. Oesterreich.
7. u. 17. Dec. =	Einzug der Truppen in Berlin.
Februar 1865	Februar-Bedingungen wegen Schleswig-Holstein.
14. August =	Uebereinkunft von Gastein.
=	**Abtretung Lauenburgs an Preußen.**
December =	Agitationen gegen Preußen in Holstein.
Januar 1866	Vergebliche Verhandlungen mit Oesterreich.

März	1866	Rüstungen in Oesterreich und Sachsen; heimliches Vernehmen mit deutschen Staaten.
April	„	Antrag Preußens am Bunde auf Berufung eines deutschen Parlaments.
Mai	„	Weitere Rüstungen in Oesterreich; vergebliche Versuche zur Friedensvermittelung; Mobilmachung der preußischen Armee.
Juni	„	Feindliche Anträge Oesterreichs am Bunde; neue Vorschläge Preußens zur Bundesreform.
		Einrücken der Preußen in Holstein; Abzug der Oesterreicher.
14. „	„	Bundesbeschluß gegen Preußen; Austritt Preußens aus dem Bunde; Zerfall des Bundes.
	1866	**Der deutsche Krieg.**
18. Juni	„	Aufruf des Königs.
16—18. Juni	„	Besitznahme von Hannover, Kurhessen, Sachsen.
27. Juni	„	Gefecht bei Langensalza.
28. „	„	Capitulation der Hannöverschen Armee.
		Feldzug des Prinzen Friedrich Karl:
26. „	„	Gefecht bei Liebenau (Turnau).
„ „	„	„ „ Podol.
28. „	„	„ „ Münchengrätz.
29. „	„	„ „ Gitschin.
		Feldzug des Kronprinzen:
27. „	„	Gefecht bei Trautenau.
„ „	„	„ „ Nachod.
28. „	„	„ „ Trautenau, Burgersdorf oder Soor.
„	„	„ „ Skalitz.
29. „	„	„ „ Königinhof.
„ „	„	„ „ Schweinschädel.
3. Juli	„	**Schlacht bei Königgrätz.**
15. „	„	Gefecht bei Tobitschau.
22. „	„	Gefecht bei Blumenau (bei Preßburg).
		Feldzug der Main-Armee.
4. „	„	Gefecht bei Dermbach, Roßdorf und Hünfeld.
10. „	„	„ „ Kissingen und Hammelburg.
13. „	„	„ „ Laufach.
14. „	„	„ „ Aschaffenburg.
16. „	„	Einzug in Frankfurt.
24. „	„	Gefecht bei Werthheim und Tauber-Bischofsheim.
25. „	„	„ „ Herchsheim und Helmstadt.
26. „	„	„ „ Roßbrunn.
		———
26. „	„	Friedenspräliminarien zu Nicolsburg.
23. August	„	**Friede zu Prag**: Oesterreich scheidet aus Deutschland, überläßt Schleswig-Holstein an Preußen, erkennt

	alle Veränderungen in Norddeutschland und den zu bildenden Norddeutschen Bund an, dessen Verhältniß zu Süddeutschland durch Verträge geregelt werden soll.
	Friedensverträge und Schutz- und Trutzbündnisse mit Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen.
20. September 1866	Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt.
21. October "	Friede mit Sachsen.
24. December "	Einverleibung von Schleswig-Holstein.
24. Februar 1867	Eröffnung des Reichstages des Norddeutschen Bundes.
1. Juli "	**Errichtung des Norddeutschen Bundes** unter Preußens Führung.
8. " "	Errichtung des Zollbundes.
27. April 1868	Eröffnung des Zollparlaments.

Krieg gegen Frankreich 1870—1871.

Juli 1870	Verhandlungen über die Hohenzollern'sche Throncandidatur in Spanien.
13. " "	Benedetti's Abweisung in Ems.
15. " "	Kriegerische Erklärungen in Frankreich.
15. " "	Rückkehr des Königs von Ems; Mobilmachung.
19. " "	Kriegserklärung Frankreichs.
19.—21. " "	Außerordentliche Reichstagssession.
19. " "	Erneuerung des Eisernen Kreuzes.
31. " "	König Wilhelms Abreise zur Armee.
2. August "	Armeebefehl des Königs.
2. " "	Der angebliche Sieg der Franzosen bei Saarbrücken.

---

4. " "	Gefecht bei Weißenburg.
6. August "	Schlacht bei Wörth.
6. " "	Gefecht bei Spicheren.
14. " "	Gefecht bei Courcelles.
16. " "	Gefecht bei Vionville (Mars-la-Tour).
18. August "	**Schlacht bei Gravelotte.**
30. " "	Gefecht bei Beaumont.
1. Septbr. "	**Schlacht bei Sedan.**
1. " "	Gefecht bei Noisseville.
2. " "	Capitulation von Sedan.
4. " "	Sturz der kaiserlichen Regierung in Paris.
5. " "	Napoleon auf Wilhelmshöhe.
19. " "	Einschließung von Paris.
19. 20. " "	Waffenstillstandsverhandlungen in Ferrières.

---

28. Septbr. 1870	**Capitulation von Straßburg.**
11. October "	Erste Einnahme von Orleans.
27. October "	**Capitulation von Metz.**
9. November "	Gefecht bei Coulmiers.
28. " "	Gefecht bei Beaune-la-Rolande.
2.—4. Decbr. "	Schlacht bei Orleans, — zweite Einnahme von Orleans.
27. November "	Erste Schlacht bei Amiens.
23. December "	Zweite Schlacht bei Amiens.
10.—12. Jan. 1871	Schlacht bei Le Mans.
15.—17. " "	Kämpfe Werder's bei Montbéliard.
19. " "	Schlacht bei St. Quentin.
	Kämpfe vor Paris.
30. October 1870	Gefecht bei Le Bourget.
29. November bis 2. Decbr. "	Ausfälle bei L'Hay, Champigny, Brie und Villiers.
21. u. 22. " "	Ausfälle bei Le Bourget, Rosny, Neuilly.
5. Januar 1871	Beginn des Bombardements von Paris.
19. " "	Ausfall am Mont Valérien.
28. Januar 1871	Capitulation von Paris u. Waffenstillstand.
1. Februar 1871	Uebertritt der Bourbaki'schen Armee in die Schweiz.
16. " "	Capitulation von Belfort.
26. " "	Friedenspräliminarien von Versailles.
1. März "	Einmarsch in Paris.
2. " "	Bestätigung des Friedensvertrags.
10. Mai "	**Der Friede zu Frankfurt.**
November 1870	Verträge mit den süddeutschen Staaten über Gründung des Deutschen Bundes.
1. Januar 1871	Verkündigung der Reichsverfassung.
18. Januar 1871	**Verkündigung des deutschen Kaiserthums.**
21. März "	Eröffnung des ersten deutschen Reichstags.

Die wichtigsten Tage des preußischen Geschichtskalenders.

1. Januar	(1814)	Blücher's Uebergang über den Rhein.
2. "	(1861)	Thronbesteigung König Wilhelm's.
10.—12. "	(1871)	Schlacht bei Le Mans.
15.—17. "	(1871)	Kämpfe Werder's bei Montbéliard.
17. "	(1701)	Stiftung des Schwarzen Adlerordens.
18. "	(1701)	Krönung Friedrich's I. als König von Preußen.
18. "	(1871)	Verkündigung des deutschen Kaiserthums.
19. "	(1871)	Schlacht bei St. Quentin.
24. "	(1712)	Geburtstag Friedrich's des Großen.
28. "	(1871)	Capitulation von Paris.
31. "	(1850)	Erlaß der Verfassung.
1. Februar	(1871)	Uebertritt der Bourbaki'schen Armee in die Schweiz.
3. "	(1813)	Aufruf an die Freiwilligen.
3. "	(1847)	Berufung des Vereinigten Landtags.
8. "	(1807)	Schlacht bei Eylau.
15. "	(1763)	Hubertsburger Friede.
26. "	(1871)	Friedenspräliminarien von Versailles.
1. März	(1871)	Einzug in Paris.
17. "	(1813)	Aufruf „An mein Volk".
18. "	(1848)	Aufstand in Berlin.
22. "	(1797)	Geburtstag König Wilhelm's.
31. "	(1814)	Einzug der Verbündeten in Paris.
18. April	(1864)	Erstürmung der Düppeler Schanzen.
29. "	(1688)	Todestag des großen Kurfürsten.
2. Mai	(1813)	Schlacht bei Groß-Görschen.
10. "	(1871)	Friede zu Frankfurt.
31. "	(1740)	Thronbesteigung Friedrich's des Großen.
18. Juni	(1675)	Schlacht bei Fehrbellin.
18. "	(1815)	Schlacht bei Belle-Alliance.
27. "	(1866)	Gefecht bei Nachod.
28. "	(1866)	Gefechte bei Skalitz und Trautenau.
29. "	(1864)	Eroberung von Alsen.
29. "	(1866)	Gefecht bei Gitschin.
1. Juli	(1867)	Errichtung des Norddeutschen Bundes.
3. "	(1866)	Schlacht bei Königgrätz.
9. "	(1807)	Friede zu Tilsit.
19. "	(1810)	Todestag der Königin Luise.
4. August	(1870)	Gefecht bei Weißenburg.
6. "	(1870)	Schlacht bei Wörth.
6. "	(1870)	Gefecht bei Spicheren.
16. "	(1870)	Gefecht bei Vionville (Mars la Tour).
17. "	(1786)	Todestag Friedrich's des Großen.

18. August	(1870)	Schlacht bei Gravelotte.
23. "	(1813)	Schlacht bei Großbeeren.
26. "	(1813)	Schlacht an der Katzbach.
1. Septbr.	(1870)	Schlacht bei Sedan.
2. "	(1870)	Capitulation von Sedan.
28. "	(1870)	Capitulation von Straßburg.
30. "	(1811)	Geburtstag der Königin Augusta.
14. October	(1806)	Schlacht bei Jena und Auerstädt.
18. "	(1813)	Schlacht bei Leipzig.
27. "	(1870)	Capitulation von Metz.
1. Novbr.	(1539)	Einführung der Reformation in Brandenburg.
5. "	(1757)	Schlacht bei Roßbach.
13. "	(1801)	Geburtstag der Königin Elisabeth.
27. "	(1870)	Erste Schlacht bei Amiens.
2.—4. Dec.	(1870)	Schlacht bei Orleans.
5. "	(1757)	Schlacht bei Leuthen.
23. "	(1870)	Zweite Schlacht bei Amiens.
30. "	(1812)	York's Convention mit den Russen.

Reihenfolge der brandenburgisch-preußischen Regenten.

1. Markgrafen aus dem ascanischen (ballenstädtischen) Hause.

1134—1170. Albrecht der Bär.
1170—1184. Otto I.
1184—1205. Otto II.
1205—1220. Albrecht II.
1220—1267. Johann I. und Otto III.
1267—1305. Otto (IV.) mit dem Pfeile.
1305—1319. Waldemar.

2. Markgrafen aus dem baierschen Hause.

1324—1351. Ludwig von Baiern.
1352—1373. Ludwig der Römer und Otto der Faule.

3. Kurfürsten aus dem luxemburgischen Hause.

1373—1378. Karl IV. (für den unmündigen Wenzel).
1378—1415. Sigismund.

4. Kurfürsten aus dem hohenzollernschen Hause.

1415—1440. Friedrich I.
1440—1470. Friedrich II. (Eisenzahn).
1470—1486. Albrecht Achilles.
1486—1499. Johann Cicero.
1499—1535. Joachim I. (Nestor).
1535—1571. Joachim II. (Hector) und Johann von Küstrin.
1571—1597. Johann Georg.
1597—1608. Joachim Friedrich.
1608—1619. Johann Sigismund.
1619 1640. Georg Wilhelm.
1640—1688. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1688—1701. Friedrich III.

5. Könige von Preußen.

1701—1713. Friedrich I. (der frühere Kurfürst Friedrich III.).
1713—1740. Friedrich Wilhelm I.
1740—1786. Friedrich II., der Große.
1786—1797. Friedrich Wilhelm II.
1797—1840. Friedrich Wilhelm III.
1840—1861. Friedrich Wilhelm IV.
1858—1861. Regentschaft des Prinzen von Preußen.
Seit 1861 König Wilhelm.

Uebersicht über die allmälige Vergrößerung des brandenburgisch-preußischen Staates seit der Regierung der Hohenzollern.

Regenten.	Erwerbungen.	Zeit der Erwerbung.	Flächeninhalt des Staates unter den einzelnen Regenten.	Ungefähre Einwohnerzahl unter den einzelnen Regenten.	Zahl des Heeres.
Kurfürst Friedrich I.	Die Altmark	1415			
	Die Mittelmark	1415			
	Die Priegnitz	1415	400 □M. (ungefähr).		
	Die Uckermark	1420			
	Lebus	1415			
Kurfürst Friedrich II.	Kottbus	1445			
	Wernigerode	1449	620 □M.		
	Die Neumark	1455			
Kurf. Albrecht Achilles	Krossen, Züllichau, Sommerfeld	1482	650 „		
Kurf. Johann Sigismund	Grafschaft Mark, Cleve, Ravensberg	1614	1470 „	900,000	6,000
	Ostpreußen	1619			
Kurf. Friedrich Wilhelm	Hinterpommern, Kammin, Magdeburg, Halberstadt, Minden	1648	2000 „	1,500,000	28,000
	Schwiebus	1686			
Kurfürst Friedrich III. als König Friedrich I.	Quedlinburg	1697			
	Mörs	1702	2055 „	1,730,000	36,000
	(Neufchatel)*)	1707			
König Friedr. Wilhelm I.	Geldern	1713	2200 „	2,485,000	76,000
	Vorpommern	1720			
Friedrich II.	Schlesien und Glatz	1742			
	Westpreußen	1773	3500 „	5,380,000	200,000
	Ermeland	1773			
	(Ostfriesland)*)	1744			
König Friedr. Wilhelm II.	Posen	1793	5550 „	8,700,000	235,000
	(Neu-Ostpreußen)*)				
	(Anspach und Baireuth)*)				

*) Wieder abgetreten.

Regenten.	Erwerbungen.	Zeit der Erwerbung.	Flächeninhalt des Staates unter den einzelnen Regenten.	Ungefähre Einwohnerzahl unter den einzelnen Regenten.	Zahl des Heeres.
König Friedr. Wilhelm III.	Das Eichsfeld, Nordhausen, Mühlhausen, Erfurt, Paderborn, Münster	1801			
	Schwed.-Pommern, Sachsen, Lausitz, Köln, Aachen, Jülich, Berg, Trier	1815	5096 □M.	10,500,000 (im J. 1815). 15,000,000 (im J. 1840).	Das stehende Heer 120,000 M.; Kriegsstärke mit der Landwehr ersten Aufgebots 303,000 M.; mit der Landwehr zweiten Aufgebots 550,000 M.
König Friedr. Wilhelm IV.	Hohenzollern	1849	5104 =	17,200,000	
	Jahde-Gebiet	1853			In Preußen bis 1867: Friedensheer 255,000 M.; Kriegsstärke ohne Landwehr etwa 490,000 M.; mit der Landwehr über 600,000 M.
König Wilhelm.	Lauenburg	1865			
	Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein, Orb und Hersfeld, Homburg, Meisenheim zc.	1866	6293 =	23,590,000	
		1871		24,640,000	Im Norddeutschen Bunde seit 1867: Friedensheer 300,000 M.; Kriegsbereitschaft 600,000 M.; mit der Landwehr bis auf 900,000 M. Im Deutschen Reiche (1871): Friedensheer 400,000 M.; Kriegsstärke bis zu 1,200,000 Mann.

Register.





